Digitized by Google

Didaskalia

4: Per.

7 fk (24, Oct. – Dez.

Digitized by Google

BIBLIOTHEK

Lon.

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 271. Donnerſtag, den 1. October 1846.

Der Bauherr.

Hiſtoriſche Novelle von Anton Langer.

(Fortſetzung.)

Die Züge des Marquis nahmen einen Ausdruck furchtbarer Strenge an, den man nur ſelten bei ihm ſah, durch welchen er aber eine gewiſſe Herrſchaft über dieſe verwegenen Geſellen erlangt hatte; mit ſtolzem Tone ſprach er: „Was kümmert's Dich, Narr! Ich denke, Du wirſt bezahlt, und mithin haſt Du nichts zu thun, als zu ſchweigen und Deine Schuldigkeit zu thun.“

„Je nun, wie Ihr meint,“ ſagte der Zigeuner, und trat in den Haufen zurück.

„Hört nun weiter,“ fuhr der Marquis fort, „wie wir es machen, daß nicht zu eilig Hülfe kommt. Alle Zugänge zur Burg haben wir berückſichtigt. Vom Saumarkt her über die Auguſtiner und St. Dorothea haben wir durch vertraute Freunde bewirkt, daß der Kanal, der ſich mitten unter der Straße hinzieht, in der Nacht einſtürzt. Bemerken es die herenfliegenden Feuerſpritzen aus dem Kärntnerviertel, ſo müſſen ſie umkehren, bemerken ſie es nicht, ſo ſtürzen ſie mit Roß und Mann hinein, und das wäre im Grunde noch beſſer. Bei der Herrengaſſe und Schauſelluden laſſen wir in ſpäter Nacht zwei mit ſchweren Kiſten beladene Wagen gegen einander rennen und umſtürzen, dadurch wird der Weg für die Spritzen aus dem Schottenviertel gleichfalls geſperrt, und es wird viel Zeit koſten, bis dieſe Hemmniſſe auf die Seite geſchafft ſind. So bleibt die Zufuhr vom Kohlmarkt her allein offen, und auf dieſer wird ein ſo heilloſes Gewirre, eine ſo furchtbare Unordnung entſtehen, daß unſer Plan eher dadurch gefördert als gehindert werden ſoll. Den Befehl in der Burg hat Scomparini; ich verlaſſe mich auf Dich, mein Burſche, 's iſt keiner, der den rothen Hahn beſſer auf ein Dach ſetzt als Du, und ich hoffe, daß ich heute Ehre mit Dir aufheben werde.“

Die Augen des Mordbrenners funkelten von wilder Freude, und er rief: „Hei! wie freut es mich, das niederbrennen zu können, was jener Burſche gebaut hat, der mich in die Donau geſchleudert; wohl bekomm' es, Meiſter Vogelſang, wir reden noch ein Wort zuſammen.“

„Ich ſelbſt,“ fuhr der Marquis fort, „behalte mir den Oberbefehl in der Stadt vor, und nehme mein Hauptquartier am Graben im Freiſingerhof *). Dort bin ich im Herzen des Unternehmens und kann ſchnell überall ſeyn, wo meine Gegenwart Noth thut. Zugleich habt Ihr hier etwas, wodurch Euch, da Ihr nicht alle die Stadt genau kennt, Eure Arbeit ſehr erleichtert wird.“

Und der Marquis theilte unter die Mordbrenner ſehr fein gezeichnete Plane der Stadt Wien, auf denen jedes Haus bemerkt, jeder auffallende Umſtand angegeben, und der Poſten jedes einzelnen ſammt ſeinem Namen ſtand. Auch Aſcher Ben Iſrael erhielt einen ſolchen Plan und legte ihn auf den Kaſten, während Jean d'Arvers fortfuhr: „Aus dieſen Planen könnt Ihr ſehen, an welchem Ort Jeder von uns ſteht, und wiſſet ihn im Falle der Noth zu finden. Jetzt geht, 's iſt zehn Uhr und die Nacht iſt dunkel; vertheilt Euch raſch, und hütet Euch, das geringſte Aufſehen zu erregen; für den Fall, daß durch irgend ein unvorhergeſehenes Ereigniß unſer Anſchlag mißglücken ſollte, treffen wir uns auf dem verabredeten Punkte in Guntramsdorf auf dem Hofe des Herrn Lanoy de Raemberre. Auf Eure Poſten, Burſche; ſeyd raſch und entſchloſſen, Ihr wißt, daß wir für treue Dienſte gut zahlen.“

Schweigend entfernten ſich, Nachtgeſpenſtern gleich, die finſtern Geſellen dieſes niederträchtigen Frevels. Aſcher begleitete ſie, während er ihnen zuflüſterte: „Vergeßt nicht, Ihr Herren, ſo Ihr heute gute Beute macht, einzuſprechen bei mir; ich kaufe Alles, Alles, und will bei Euch keinen Profit nehmen, ſo wahr ich ehrlich bin. Was es ſey, güldene Spangen, Perlen, Edelgeſtein, Kleider, ich kaufe Alles, und Ihr ſollt Eure Freude haben an den blanken Gulden; gute Nacht!“ und hinter den Fortſchleichenden die Thüre zuſchlagend, murmelte er: „ja, bringt mir nur zu kaufen, ihr breitköpfigen Tölpel, ich will ein Geſtaches mich Euch machen, daß Euch die Augen übergehen.“

Oben ging der Marquis, während Scomparini ſeinen Mantel umhing, mit verſchränkten Armen auf und nieder, und ſprach zu dem Welſchen: „Es wäre fatal, wenn dieſer langüberlegte Anſchlag mißglückte; es würde mich bei Louvois um alle Reputation bringen; und nun wiederhole ich Dir nochmal meinen wichtigſten Auftrag. Im Archive, das ſich in der kaiſerlichen Burg befindet, liegt im dritten Schranke rechts eine Urkunde Fasciculus XII. litera C, wenn Du dieſe herausholſt aus den Flammen, ſo iſt unſer beider Glück gemacht, Oberſt-Rang und tauſend Livres ſind uns gewiß. Ich würde ſie ſelbſt holen, aber erſtens kenne ich mich in jenen verſteckten Gängen und Winkeln nicht ſo gut aus, wie Du, und bis ich mich hinfände, wäre vielleicht das ganze Archiv verbrannt, zweitens muß ich den Plan gegen die Stadt ſelbſt leiten, und drittens biſt Du ein wahrer Salamander und badeſt Dich in Flammen, wie ſich ein Anderer in Waſſer badet. Alſo willſt Du mir die Urkunde bringen?“

„Verlaßt Euch darauf,“ ſagte Scomparini, „und thut mir nur den Gefallen, das Haus meines Ex-Schwiegervaters, des Rathsherrn, zuerſt anzuzünden.“

„Soll geſchehen, mein Burſche,“ ſchmunzelte der Marquis, ſich die Hände reibend, „es geht Alles prächtig, man wird glauben, die Urkunde ſey mitverbrannt, und ſo hat Niemand den geringſten Verdacht. Endlich ſtehen wir am Ziele unſerer Beſtrebungen; wir ſind lange genug herumgelungert in der Welt, und wenn ich mich auch mit dem Marquistitel ſchmückte, ſo habe ich

*) Der heutige Trattnerhof, oder vielmehr an der Stelle desſelben, auf der obern Seite.

Digitized by Google

es doch nie vergeſſen, daß ich der Sohn des ehrlichen Schuſters Colar zu Rouen bin; aber jetzt verlaſſe Dich darauf, mein wackerer Scomparini, unſer Waizen blüht.“

Und vertraulich klopfte der Herr Marquis den Italiener auf die Achſel, dann hängte auch er den weiten Regenmantel um; beide Herren unterſuchten ihre Piſtolen und ihre Degen. Der Jude Aſcher leuchtete ihnen höflich die Treppe hinab, und entließ ſie mit einem demüthigen: „Gute Nacht.“ Und die beiden Spießgeſellen begaben ſich in die dunkle Nacht hinaus, in der Bruſt einen niederträchtigen Frevel, eine unerhörte That tragend, die nichts weniger bezweckte, als eine der ſchönſten Städte der Chriſtenheit, die fünfzehn Jahre ſpäter das Abendland rettete, in Schutt und Aſche zu legen.

Nachdem Aſcher alle ſeine Gäſte auf dieſe Art entlaſſen hatte, begab er ſich wieder hinauf in das obere Stockwerk ſeines Hauſes und ſah über die Donau hinüber nach der Stadt, die in Dunkel gehüllt ſchlummernd da lag. „Wie wäre es denn,“ ſagte der Jude, als er ſo mit verſchränkten Armen zum Fenſter hinaus, hinüber nach der Stadt ſtarrte, „wie wäre es denn, wenn man nur dieſen Herren, die ſich für ganz ſicher halten, einen Strich durch die Rechnung machte und den ganzen Plan dem hochlöblichen Magiſtrate anzeigte? Es wäre ein ſchönes Stück Geld dabei zu verdienen. Je nun, 's iſt doch nicht rathſam; denn wenn auch wirklich die Obrigkeit keine Kenntniß davon nähme, was durch die letzten zehn Jahre in meinem Hauſe vorgegangen, ſo könnte mir einer von den Spitzbuben, der vielleicht zufällig entkäme, meinen Judasdienſt mit einem Dolchſtoß lohnen, und ſo mag Alles bleiben wie's iſt. Gute Nacht, Stadt! Ich gehe ſchlafen, wenn Du brennſt, werden mich die Sturmglocken ſchon wekken, alſo gute Nacht, alte Fabiana!“

(Fortſetzung folgt.)

Lieder. *)

1.

Es dämmerte kühl der junge Tag,
Ein ſterbender Held am Ufer lag;
Eh' der letzte Tropfen Blutes entfloſſen,
Schrieb traurig er für die treuen Genoſſen
  Ein Lebewohl in den leichten Sand
  Mit zerbrochenem Schwert in erſtarrender Hand.
  Der letzte Laut, der der Bruſt ſich entwand,
  Das letzte Wort, das er ſchrieb auf den Strand,
    War: Freiheit!

Und als die Nacht über's Meer hinzog,
Seemöve um den Helden flog,
Der dort für die Freiheit kämpfend gefallen,
Und ließ ein Todtenlied erſchallen.
  Und was er geſchrieben in ſchwindender Gluth,
  Bedeckte vor Abend die wogende Fluth;
  So ſchwand der Name, das Leben voll Muth
  Des Helden, der ſank für ſein heiligſtes Gut,
    Für Freiheit!

*) Aus: „Abende in Griechenland. Gedicht von Thomas Moore. Aus dem Engliſchen überſetzt von G. C. Dieffenbach. Darmſtadt, Verlag von L. Pabſt.“

2.

Aus jener Höhle ſtillen Hallen
Sah ich zwei Bäche niederwallen,
  Der eine, der Erinn'rung lichte Quelle,
  Der andre des Vergeſſens kalte Welle.

„O Liebe, ſagt' ich wohlgemuth,
Als tief ich trank aus Lethe's Fluth,
  „In dieſen Fluß verſenkt ſey all' mein Sorgen,
  „Mein Leid verſchwunden, wie der Traum am Morgen.“

Verſchwunden Alles, — Freud' und Schmerz!
O ſolche Pein erträgt kein Herz!
  Schnell beugt' ich zum Erinn'rungsſtrom mich nieder
  Und trank, — und das Verlorne kehrte wieder.

Ich ſprach: „O Liebe! welch' Loos auch mein,
„Laß meine Seele treu dir ſeyn!
  „Eh' ich vergeſſen mag dein ſelig Glück,
  „Kehr' all mein Leid in dieſes Herz zurück!“

Fragmente aus Volney's Ruinen.

(Von Wilh. Wagner.)

Wir haben in frühern Nummern unſeres Blattes aus dem hier genannten Buche mehrere Fragmente mitgetheilt. Es wird unſern Leſern noch erinnerlich ſeyn, daß der Verfaſſer auf den Trümmern von Palmyra verweilt und dort der Größe verſunkener Herrlichkeit und verſchwundener Macht gedenkt.

Während er in ernſte Betrachtungen verſunken iſt, erſcheint ihm ein Genius oder Weſen höherer Art und enthüllt vor ſeinem geiſtigen Auge, was ſonſt den Blicken der Sterblichen verborgen iſt. Der Genius belehrt ſeinen Schützling über die Geſchicke der kommenden und verſchwindenden Völker, und da dieſer die Gottheit anklagt, daß ſie ſo viel Schönes und Großes untergehen ließ, ſo erwiedert er ihm, daß nicht die Ungerechtigkeit der Götter an jenem Verfall ſchuld ſey, ſondern der Menſchen Thorheit und Verblendung, ihre Feigheit und Schwäche, ihre Leidenſchaft und ihr verkehrtes Treiben; er erzählt ihm, daß Tyrannei und Herrſchſucht, Egoismus und Habgier, Haß und Befehdung, blutige Eroberungskriege und Zwieſpalt der Parteien alles Unheil in die Welt gebracht hätten, was er ihm durch die Geſchichte aller Völker beweiſ't. Hierauf entrollt er ein neues Bild vor ſeinem Jünger und führt ihn in jene denkwürdige Zeit des letzten Decenniums des vorigen Jahrhunderts, wo die europäiſchen Völker zum freieren Leben erwachten und wo eine neue Aera begann, wo auf dem Marsfelde eine große Verſammlung gehalten und das Geſetzbuch der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit geſtiftet wurde. Der Verfaſſer nimmt an, daß damals bei jener Verſammlung Repräſentanten aller Nationen zugegen waren und daß Beſchlüſſe gefaßt wurden, welche den Unterdrückten Freude, aber den Tyrannen Schrecken bereiteten. Dieſe, welche ſich nun ihrer alten Privilegien beraubt ſahen, ſuchten die Prieſterſchaft gegen das Volk in Bewegung zu ſetzen und es glauben zu machen, daß ſeine Religion und ſein Glaube in Gefahr ſeyen und daß die politiſche Neuerung ihm Verderben bringen würde. Die neuen Geſetzgeber des Volkes waren den Tyrannen und Prieſtern gegenüber in nicht geringer Verlegenheit und mußten befürchten, ihr ſchönes Werk durch die Ränke der ſchlauen Gegner wieder zerſtört zu ſehen. Da ſchlugen ſie eine abermalige große Verſammlung und Berathung aller Völker vor, auf welcher auch die wichtigen Fragen der Religion und des Glaubens zur Erörterung und Entſcheidung gebracht werden ſollten. Das Bild einer ſolchen großartigen Völkerverſammlung entrollt

Digitized by Google

ſich nun auf das Machtgebot des Genius den Blicken unſeres Verfaſſers, den wir jetzt wieder ſelber reden laſſen wollen:

Ein erſtaunungswürdiger Anblick — erzählt Volney — ſtellte ſich jetzt meinen Augen dar. Alles, was die Erde von Völkern aus den verſchiedenen Welttheilen und Himmelsſtrichen beſitzt, ſtrömte herbei, um an der groſſen Berathung Theil zu nehmen. Es war ein Congreß der bunteſten Art und Menſchen in allen Trachten, allen Farben und allen Geſichtszügen ſah man erſcheinen. Von einer Seite gewahrte ich den Europäer mit ſeinem feſt anſchließenden Kleide, ſeinem runden Hute und dem glatt geſchornen Kinn, von der andern den Aſiaten, im ſchleppenden Gewande, mit langem Bart, mit kahl geſchornem Haupte und rundem Turban; hier ſah ich den Afrikaner mit ſchwarzen krauſen Haaren, mit ſchwarzer Haut, den Leib mit Streifen von weißem und blauem Tuch umgürtet, mit Arm und Halsbändern von Korallen, von Muſchelſchalen und Glas geſchmückt, dort die Bewohner des Nordens, in Thierfelle gehüllt, den Lappländer mit ſpitzer Kappe und Schneeſchuhen, den Samojeden mit übel riechendem Athem, den Tunguſen mit ſeiner Hörnermütze und ſeinen Götzenbildern am Halſe, den Jakuten mit punktirtem Geſicht, den Kalmucken mit glatter Naſe und kleinen Augen. Weiter kamen die Chineſen, mit ſeidenen Gewändern und herabhängenden Flechten, die Japaneſen mit vermiſchtem Blut, die langohrigen Malaien, mit einem Ring durch die Naſe und einer ſonderbaren Kopfbedeckung von Palmblättern, und endlich die tätowirten Bewohner der auſtraliſchen Inſeln. Der Anblick ſo vieler Varietäten derſelben Gattung, ſo vieler Erfindungen deſſelben Verſtandes, ſo vieler Abſtufungen der Kleidung, ſo vieler Phyſiognomien erregte bei mir mancherlei Gedanken und Empfindungen. Ich betrachtete mit Erſtaunen dieſe Farbenſcala, welche durch das Inkarnat zum Hellbraunen, dann wieder zum Gelben, zum Olivenfarbigen, Bleifarbigen, Kupferfarbigen und endlich bis zum Pechſchwarzen hinlief. Ich ſah den roſenfarbigen Bewohner von Caſchemir neben dem verbrannten von Hindoſtan, den Georgier neben dem Tataren, den Neger neben der indianiſchen Rothhaut, und ſo dachte ich nach über die ſo ganz verſchiedenartigen Wirkungen des heißen oder des kalten Klima's, des hoch oder des niedrig gelegenen, des ſumpſigen oder des trockenen Bodens; ich verglich den zwergmäßigen Einwohner der Polar-Gegenden mit dem hochgewachſenen der mittleren Zonen; den ſchmächtigen Araber mit dem dicken Holländer; den ſchlanken Griechen mit dem kurzen Samojeden; das fette Wollenhaar des Negers mit dem goldgelockten des Dänen; das glatte Geſicht und die kleinen Augen des Kalmucken mit dem ovalen und ſchön geformten des Cirkaſſiers. Ferner ſtellte ich den ſeidenen Gewändern des Chineſen, den kunſtreichen Stoffen des Europäers und dem koſtbaren Pelzwerk des Sibiriers die Zeuge von Baumrinden, die Geflechte von Binſen, von Blättern und Federn, womit ſich die wilden Völker bekleiden, entgegen. Bald rief das ſeltſame Gemälde dieſer Menſchenmaſſen mir die fruchtbaren Ufer des Nils und Euphrats zurück, wo nach Regen oder Ueberſchwemmung eine üppige Vegetation aufſprieſ't, bald erinnerte mich das Murmeln und Fluthen der Volkshauſen an die unzähligen Schwärme von Heuſchrecken, die im Frühling die Ebenen von Hauran bedecken. Bei dem Anblick ſo vieler verſtändigen, aber verſchiedenartig denkenden Weſen überdachte ich die Menge von Gedanken und Meinungen, die in dieſem Raume zuſammengedrängt waren und die Maſſe von verſchiedenartigen Empfindungen, Begehrungen und Leidenſchaften, welche in dieſen Menſchen wohnen mußten. Welche Mannichfaltigkeit, welche Gegenſätze, welches Chaos und dabei auch wieder welche Einheit in den Grundformen! Mein Erſtaunen hatte den Gipfel erreicht, als die Geſetzgeber Stille geboten und alſo ſprachen:

„Bewohner der Erde, eine freie Nation richtet an Euch Worte der Freiheit und der Gerechtigkeit; ſie bietet Euch ſichere Pfänder ihrer guten Abſicht und ihrer Erfahrung dar. Sie hat den Quellen der Uebel und Mißſtände in der menſchlichen Geſellſchaft nachgeforſcht und gefunden, daß dieſe aus den Vorurtheilen und aus der Unwiſſenheit früherer Jahrhunderte ſtammen und ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt und erhalten haben. Dieſe freie Nation hat nun die alten Uebel entfernt und den alten Druck vernichtet; ſie iſt zurückgegangen zu den Quellen der Wahrheit und der menſchlichen Erkenntniß und hat gefunden, daß in der Ordnung der Welt und in der Einrichtung der menſchlichen Natur ewige und feſte Geſetze vorhanden ſind, die wir nur zu erkennen und anzuwenden brauchen, um frei und glücklich zu werden. Erhebt Eure Blicke zum Himmel und zur Sonne, die Euch beleuchtet, und richtet ſie dann auf die mütterliche Erde, die Euch ernährt! Ihr Alle habt dieſelben Kräfte des Geiſtes und des Körpers und ſomit auch dieſelben Anſprüche auf den Genuß deſſen, was Himmel und Erde bieten; Ihr Alle ſeyd gleich vor der Natur, vor ihrem Schöpfer und vor Eurer Vernunft. Da Ihr nun Alle gleich ſeyd, ſo ſteht es auch Keinem zu, ſich über den Andern erheben und ihn bevormunden zu wollen, und wir müſſen daher jede Tyrannei, jeden Geiſtesdruck und jede Ungerechtigkeit verbannen, wir müſſen in Frieden und in Eintracht leben, als Brüder und als Kinder eines gemeinſchaftlichen Vaters. Wir wollen eine groſſe, eine hohe und mächtige Verbrüderung ausmachen und nur Ein Geſetzbuch anerkennen, das der Vernunft, nur Ein Geſetz, das der Natur, nur Einen Thron, den der Gerechtigkeit, und nur Einen Adler, den der Eintracht!"

Hier ſchwiegen die Geſetzgeber und auf ihre Rede folgte ein unermeßliches Freudengeſchrei; alle Völker ließen den weiten Raum von den Worten — Freiheit, Gleichheit und Eintracht — ertönen. Es war ein unbeſchreiblicher Jubel und eine hohe Luſt.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

„Der Italiener," ſagt Willkomm in ſeinen „römiſchen Nächten," — „ſucht in den Theatern nur Unterhaltung, und betrachtet ſie als Verſammlungsorte, an welchen man ſich über Tagesneuigkeiten ausſpricht, Geſchäfte abſchließt und Intriguen ausſpinnt. Die Kunſt iſt nur dazu da, um all' dieſen Dingen ein angenehmes Lüſtre zu geben. Das Publikum hat gar nichts dagegen, eine und dieſelbe Oper, ein und daſſelbe Ballet zwanzig und mehrere Male hintereinander aufführen zu ſehen, ſelbſt dann, wenn ſie ſchlecht ſind. Der Italiener ſchwatzt und unterhält ſich im Theater, ohne den Leuten auf der Bühne die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Er ſieht häufig gar nicht hin, ſondern kehrt der Bühne den Rücken zu. Vernimmt er aber die erſten Takte einer Arie, die ihm zuſagt — und man kann annehmen, daß faſt Alle gleichen Geſchmack in dieſer Beziehung haben, — ſo geht ein lautes Ziſchen durch das Haus, Alles ſetzt ſich und zeigt der Bühne ein ernſtes Geſicht; tiefes Schweigen ſinkt plötzlich auf die verſammelte Menge; kein Athemzug wird gehört, kein Liſpeln und Räuspern ſtört die auffallende Andacht. Mit dem Schluſſe der beſagten Arie bricht dann der tobendſte Beifallsſturm los, das Pochen, Klatſchen und Beifallsrufen will nicht endigen; die Sänger und Sängerinnen müſſen drei, vier, fünf Mal ihr Kompliment machen, und, hat ſich das Publikum endlich beruhigt, die beliebte Arie noch ein Mal ſingen. Dieſelbe feierliche Ruhe und geiſterhafte Aufmerkſamkeit herrſcht auch jetzt wieder unter der Verſammlung, bis die letzte Paſſage anhebt. Da läßt ſich eine ſummende, die nämliche Melodie anklingende Stimme hören, ſogleich ſummt und brummt das ganze Haus den letzten Paſſus, Kopf und Hände bewegend, mit, und am Schluſſe tobt ſich das Entzücken eben ſo lebhaft aus, wie bei'm erſten Male. — Dieſe Sitte geht durch

Digitized by Google

ganz Italien und erreicht nur in Rom, noch mehr in Neapel, ihren Höhepunkt.“

(Wichtige Entdeckung — Surrogat für Mehl.) Dem „Stuttg. Beob.“ ſchreibt man aus Heidenheim, 23. Sept.: „Der hieſige Papierfabrikant Völter ſen. beſchäftigte ſich ſchon längere Zeit damit, ſtatt der theuren Haderlumpen einen wohlfeileren Stoff zur Fabrikation des endloſen Papiers aufzufinden, was ihm auch wirklich gelungen ſeyn ſoll. Bei dieſen Verſuchen kam er auf die Entdeckung, daß dieſer Stoff auch zur Brodbereitung benutzt werden kann. Die Verſuche fielen äußerſt gelungen aus und lieferten ein ganz weißes, ſchmackhaftes Brod, wovon das Pfund auf 2 kr. zu ſtehen kommt. Er nahm die Hälfte von gewöhnlichem Mehl und die andere Hälfte von ſeinem Stoff wovon das Pfund nur auf ½ kr. zu ſtehen kommt. Dieſer Stoff ſey überall leicht zu haben. Geſtern reiſ'te er mit Extrapoſt nach Stuttgart, um beim Miniſterium Schlayer ſein Fabrikat vorzuzeigen.

Dieſer Tage fuhr ein Graf von Prſib nach ſeinen Gütern. Auf der nächſten Station drängt ſich ein anſtändig gekleideter Mann an den Wagen heran und bittet, ſich die originelle Structur deſſelben betrachten zu dürfen. Der Graf erklärte ſehr freundlich die mannichfachen Vorzüge des Wagens, worauf ſich der Fremde entfernt. Als der Graf eine Station weiter war, bemerkte er, daß der Wagen doch nicht ſo ganz vorzüglich ſey, beſonders was die Schrauben betrifft, welche die Koffer feſthielten, denn die letzteren waren verſchwunden.

Kürzlich iſt bei den Eiſengußwaarenfabrikanten Reid u. Komp. in England eine eiſerne, wie man vernimmt, für Weſtindien beſtimmte Kirche, die ſo conſtruirt iſt, daß ſie ſchwimmen kann, vom Stappel gelaufen. Die Konſtruction dieſer Schiffkirche ſoll höchſt ſehenswerth ſeyn. Sie iſt unten platt und ohne Kiel. Während das Hintertheil Viereck iſt, hat das Vordertheil die gewöhnliche Form. In der Mitte des Kirchenſaales befindet ſich die Kanzel. Die Kirche iſt mit Fenſtern, Gallerien, Säulen und einer Sakriſtei verſehen. Vor derſelben befindet ſich ein 18 Fuß langer und 8 Fuß breiter Vorplatz.

Korreſpondenz.

Maeſtricht, 17. Sept.

Geſtern gegen 4 Uhr Nachmittags fand in hieſiger Stadt eine ergreifende Feierlichkeit ſtatt. Das Limburger Jägerbataillon hatte ſich auf dem Paradeplatze verſammelt; der Major Landolt, Commandant dieſes Bataillons, verlas den königlichen Beſchluß, welcher dem Lieutenant Eberhard *) die Inſignien eines Ritters von dem Orden der Eichenkrone verleiht zur Belohnung für ſeine aufopfernde Todesverachtung, von der dieſer Offizier einen Beweis lieferte, indem er einen Korporal, welcher auf dem Punkte ſtand, zu ertrinken, das Leben rettete. Darauf heftete der Major die glorreichen Inſignien auf die Bruſt des neuernannten Ritters und umarmte und küßte ihn, während die Truppen durch wiederholtes Vivatrufen den lebhaften Antheil bekundeten, welchen ſie an der Freude eines ſo allgemein geachteten und geliebten Offiziers nahmen.

Höchſt a. M., 26. Sept.

Von allen Seiten wird Ihnen die Bildung neuer Sang- und Turnvereine gemeldet. Es freut mich deshalb, Ihnen auch von hier aus Etwas in dieſer Beziehung berichten zu können. Schon vor mehreren Jahren beſtand ein Geſangverein, der ſich einigemal auflöſ'te, nachher aber immer wieder conſtituirte. So konnte die Sache nie recht gedeihen, mochten auch die Productionen ſelbſt von Kennern Beifall ernten; denn es fehlte die rechte Begeiſterung, das Gefühl, daß der Einzelne ſich der Geſammtheit unterordnen muß und ſeine liebe Perſönlichkeit nicht an die Spitze ſtellen darf, ſowie auch alle Kleinſtädterei, die leider noch zu arg in unſeren Provinzialſtädten graſſirt, in einem Geſangverein nicht aufkommen ſoll. „Seyd einig!“ kann man dieſen Vereinen nicht oft genug zurufen, „denn in der Einigkeit liegt Alles.“ Daſſelbe möchten wir auch dem neueſten Geſangverein, der ſich unter der tüchtigen Leitung des Hrn. Lehrer Weil gebildet hat, zu beherzigen geben, wiewohl zwar bis jetzt ſich noch kein verderblicher Einfluß darin gezeigt hat. Wir wünſchen ihm ein ferneres kräftiges Blühen und Gedeihen und zu der Harmonie des Geſanges auch die der Geſinnung. — Da die Stadt den Schülern der hieſigen Realſchule einen hübſchen Turnapparat angeſchafft hat, ſo wäre es wirklich an der Zeit, wenn ſich neben oder aus dem Geſangverein noch ein Turnverein bildete. Wie uns dünkt, ſo haben die jungen Leute hier viel Luſt und Eifer für dieſe edle Kunſt und es bedürfte blos eines kräftigen Impulſes, um einen ſolchen Verein bald in's Leben zu rufen. Die Realſchule würde gewiß gern die Mitbenutzung ihres Turnapparats geſtatten. Die Zöglinge derſelben turnen mit ſichtlicher Liebe und einige darunter recht brav. Man muß es unſerer Regierung Dank wiſſen, daß ſie nicht allein für die geiſtige, ſondern auch für die körperliche Ausbildung der Jugend alles Mögliche thut. In erſterer Beziehung hat ſie auch hier glänzend geſorgt, indem ſie die ſchon ſeit ungefähr 15 Jahren beſtehende Privatanſtalt des Hrn. Eichhoff, die derſelbe mit großen Aufopferungen aus reiner Liebe zur Sache geführt und aus der viele tüchtige Schüler hervorgingen, mit der Realſchule vereinigte und Hrn. Eichhoff zum erſten Lehrer an derſelben ernannte. Hrn. Eichhoff's anerkannte Verdienſte, ſeine ehrenwerthe Perſönlichkeit, ſowie ſeine vorzüglichen Kenntniſſe ſind Bürge, daß ſich die Realſchule zu Höchſt zu dieſer Vereinigung nur Glück wünſchen kann. An die Stelle des vor einiger Zeit abgegangenen Reallehrers Hrn. Schiebler kam als zweiter Reallehrer Hr. Müller hieher. Dieſer talentvolle junge Mann, der erſt Philologie ſtudirte, ſpäter von der Regierung zum Zweck ſeiner Ausbildung in den Realwiſſenſchaften nach Karlsruhe geſchickt wurde, verbindet mit einer ſehr gediegenen und gründlichen philologiſchen Bildung eine ſeltene mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche. Seine unverdroſſene Thätigkeit, ſeine ſtrenge Ordnung, ſein liebevolles Entgegenkommen verfehlt nicht, in den jugendlichen Gemüthern Liebe für den Lehrer und die von ihm behandelten Lehrgegenſtände zu erwecken. So lange Hr. Eichhoff die alten Sprachen, Hr. Müller die Realwiſſenſchaften lehrt, wird die Höchſter Realſchule immer mehr aufblühen und ein nicht geringes Scherflein zur Bildung und Intelligenz unſeres Volkes beitragen.

*) Dieſer Offizier iſt der Sohn des königl. preuß. Regierungsrathes Eberhard, deſſen Wittwe in Diez an der Lahn wohnt, und gegenwärtigen Bericht haben wir der Luxemburger Zeitung entnommen.

Bad Homburg, 27. Sept.

Wenn der Monat September ſich zu Ende neigt, pflegen gewöhnlich die Badeberichte aufzuhören, aber in dieſem von der Natur ſo vorzugsweiſe begünſtigten Sommer ſcheinen ſich alle Bäder eines längeren Beſuchs zu erfreuen, und ſo iſt es namentlich an ſchönen Sonntagen, wo die Fremden aus der Umgegend die Zahl der anweſenden Gäſte vermehren, noch immer ſehr lebhaft hier, und die Table d'hotes der verſchiedenen Gaſthöfe, ſo wie die Fünfuhrtafel im Kurſaale ſind noch zahlreich beſucht. Die Jagd hat nun begonnen und zieht viele Liebhaber des edeln Waidwerks hieher, auch für die Winterſaiſon, die in dieſem Jahre ſehr brillant zu werden verſpricht, da die Bälle, Konzerte ꝛc. fortdauern, ſind viele Wohnungen gemiethet. Des Abends bietet der große Kurſaal ein freundliches Bild; das Orcheſter ſpielt neben den neueſten Opernpiecen auch Walzer, Polka's ꝛc., den Kurgäſten iſt es erlaubt nach Belieben zu tanzen, und ſo herrſcht oft laute und ungezwungene Fröhlichkeit bis an den ſpäten Abend.

Theater-Anzeige.

Mittwoch 30. Sept. Gottſched und Gellert, Charakter-Luſtſpiel in 5 Abth., von Heinrich Laube.

Donnerſtag, 1. Oct. Marie, oder: die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Marie: Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 272. Freitag, den 2. October 1846.

Der Bauherr.

Hiſtoriſche Novelle von Anton Langer.

(Fortſetzung.)

Eine höhniſche Fratze ziehend, trat Aſcher vom Fenſter zurück und begab ſich hinab in's Erdgeſchoß; nachdem er die Lampe durch einen Schirm gedeckt, legte er ſich angekleidet, wie er war, auf das alte Ruhebett, und entſchlummerte nach wenigen Augenblicken. Auch das Laſter hat ſeinen Schlaf, und unpſychologiſch iſt die Anſicht, daß des Böſen Schlummer von ſchrecklichen Träumen immer gequält werde. Dieſer Mann, der im Verbrechen ergraut, ſich mit der Hoffnung niedergelegt hatte, daß ihn jene Lärmglocken wecken ſollten, die den Brand ſeiner Vaterſtadt verkündeten, dieſer Mann ſchlummerte ſo ruhig, wie ein Kind, welches, nachdem es ſich müde geſpielt, lächelnd auf dem Arme der liebevollen Mutter einnickt.

Er wurde jedoch, nachdem er ein paar Stunden geſchlummert, nicht durch die Sturmglocken, ſondern durch ein leiſes Zupfen am Kaftan geweckt. Raſch ſchlug er die Augen auf. Jener Judenjunge, den wir zu Anfange dieſer Erzählung kennen gelernt haben, und der inzwiſchen zu einem ſchlanken, ſchmächtigen Burſchen herangewachſen war, ſtand vor ihm.

„Was ſoll's,“ fragte der Jude, indem er ſich haſtig von ſeinem Ruhebette erhob.

„Verzeiht, Meiſter, daß ich Euch wecke, aber mich dünkt, es ſey nicht alles richtig,“ ſagte der Burſche, indem er voll Beſorgniß den alten Mann anſah.

„Nicht richtig? Wie ſo? Was giebts?“ fragte der Jude raſch hinter einander.

„Ihr wißt,“ fuhr der Burſche fort, „daß ich nicht ſchlafen kann, ſondern mich Nachts herumtreibe im Garten und Laboratorium oder im Talmud leſe. So that ich auch vorhin, und als ich an das Gartenpförtchen gelangte, höre ich Gemurmel und Waffengeklirre; ſchnell ſpähe ich durch's Schlüſſelloch und ſehe, daß draußen Alles von Bewaffneten wimmelt. Finſtere Herren in ſchwarzen Mänteln und Rathsperrücken theilten Jedem ſeinen Poſten zu; das ganze Haus iſt umſtellt, und darum Meiſter, eilte ich, Euch zu wecken und zu fragen, was zu thun ſey.“

Der alte Jude ſprach kein Wort, aber ſeine Zähne ſchlugen klappernd aneinander. Er raffte ſich auf und ſtieg wieder hinan in's obere Stockwerk, der Burſche folgte ihm auf der Ferſe, wie der Hund dem Herrn. Der Jude deckte vorſichtig die Lampe mit der Hand und ſah hinaus. Es war ſo, wie der Diener geſagt hatte, die Straße war voll von Bewaffneten und Dienern des Gerichtes. Es ſchien, als ob ſie jetzt erſt mit ihren Anſtalten zur Umzinglung des Hauſes fertig geworden wären, denn die tiefe Stille, die ſie bisher beobachtet hatten, und das geheimnißvolle Dunkel wurde plötzlich auf die grellſte Weiſe geſtört durch den Schimmer roth aufflammender Fackeln und durch ein lautes Pochen am Thore, während eine rauhe Stimme Einlaß begehrte im Namen des Magiſtrates.

'S iſt alſo Ernſt,“ ſagte der Jude, ſein Geſicht verhüllend, „'s iſt Alles verrathen, und ſie kommen, um mich zu holen, mich, den Unterſtandgeber der Mordbrenner.“

„Im Namen des Gerichtes!“ donnerte die Stimme wieder, und ſtärkere Schläge erſchütterten das Thor. „Geh' Iſak,“ ſagte der Jude zu ſeinem Diener mit plötzlicher Entſchloſſenheit, „geh' und laſſe die Herren ein. Widerſtand iſt unmöglich, und das Verſtecken würde uns auch nichts helfen, man würde uns auch zu bald finden. Alſo iſt's beſſer, es komme, was da muß. Sie ſollen ſtaunen, die Männer aus Moab und Philiſtäa, geh' Iſak, laſſe die Herren herein.“

„Was ſinnſt Du, Meiſter?“ fragte der Burſche, indem er einen düſtern, forſchenden Blick auf des Juden ingrimmig verzerrtes Antlitz warf, „was willſt Du thun?“

„Das kümmert Dich nichts, leid thut es mir übrigens, daß wir unſer ganzes Pulver weggegeben haben. Ich könnte, wie Elias, in Feuer zum Himmel fahren, und auf feurigem Mantel die Herren vom Magiſtrate mitnehmen.“

Zum dritten Male ertönte die Stimme und donnerten heftige Schläge gegen das Thor, diesmal verſtärkt von den Kolbenſtößen der Rumorwache.

„Gehe, Iſak,“ ſagte der Jude nachdrücklich, „laſſe ſie herein, retten kann ich mich nicht mehr; Du aber kannſt kühn behaupten, daß Du von Allem nichts weißt. Geh' und öffne, ſonſt ſchlagen ſie uns noch das Thor in Trümmer.“

Schweigend ging der Diener hinab, zu öffnen.

„S' iſt alſo aus, das Spiel, das ich geſpielt habe,“ ſagte Aſcher zu ſich ſelbſt, nachdem ſich Iſak entfernt hatte, „je nun, ich bin alt geworden genug. Und ſoll ich jetzt meine alten Knochen vom Henker zerbrechen laſſen oder am Scheiterhaufen winſelnd ſterben? Gemach, Ihr Herren vom Magiſtrat, ich kann Euch zuvorkommen.“ Und nach dieſen Worten trat er raſch zum Schranke, öffnete, nahm eine Phiole mit dunkelrother Flüſſigkeit heraus, und trank ſie raſch aus.

„Es iſt geſchehen,“ ſagte er ſchaudernd, und ſank auf das Ruhebett, „nur wenige Minuten habe ich noch zu leben. Wie ſüß dies Gift ſchmeckt; es wird mir nicht viel Schmerzen verurſachen. Und er lehnte ſein Haupt nieder auf den Polſter und ſah mit düſtrem Auge nach der Thüre; bald ward dieſe geöffnet und die Diener des Gerichtes, mit Partiſan und Muskete, an ihrer Spitze der Rathsherr Preinhuber und Meiſter Vogelſang, ſammt andern Beamten des Magiſtrates, drangen herein. Der Rathsherr rief dem auf dem Ruhebette Liegenden zu: „Im Namen des löblichen Magiſtrates der Stadt Wien, Jude Aſcher Ben Iſrael, Du biſt unſer Gefangener.“

Digitized by Google

„Und weſſen beſchuldigt Ihr mich," fragte Aſcher, ſich halb aufrichtend.

„Des Hochverrathes," zürnte der Rathsherr, „Du ſollſt Deiner Strafe nicht entgehen."

„Doch, doch, werther Rathsherr," ſagte der Jude, indeß ein grimmiges Lächeln ſeine Züge verzerrte, „ich werde der Strafe entgehen; meine Gifte wirken ſchnell, und ich habe eine gute Doſis davon im Leibe."

Beſtürzt ſahen ſich die Diener der Gerechtigkeit an, während der Jude mit immer matter werdender Stimme fortfuhr: „In meinen Adern ſchleicht der Tod, und mein Gebein verdorrt unheilbar, und weil gerade Ihr gekommen, Herr Preinhuber, um mich zu fahn, ſo will ich Euch für dieſe Gefälligkeit ein Stückchen erzählen aus früherer Zeit. Es war vor vier und zwanzig Jahren, als mein Weib nach Neutra gereiſt, zu ihrer Mutter, und mir ihr einzig Kind zurückließ; lang blieb ſie fort, und das Kind, unſer Liebling, ſtarb, während die Mutter ferne. Sollte ich nun dem Weibe, das ohnehin in Neutra dem Tode der eigenen Mutter beigewohnt, auch den Schmerz bereiten, daß ſie bei ihrer Rückkunft ihren Liebling todt fände. Ich wußte ein Mittel dafür. Als ich eines Tages am Donau-Ufer herumging, ſah ich eine Magd mit einem Kinde von gleichem Alter und ähnlichen Zügen, wie die meiner Lea. Durch Schrecken, Drohung und einen fürchterlichen Eid jagte ich der Magd das Kind ab; zu Hauſe mußte ſie ſagen, daß die Kleine ertrunken ſey, indeß ſie bei mir erzogen wurde; mein Weib kam zurück und ahnte nicht den Betrug und herzte und küßte das Kind, als wäre es ihr eigenes. Ich aber faßte nie Zuneigung zu dem fremden Mädchen, aus der Gojim verhaßtem Stamme, und d'rum habe ich auch, als mein Weib geſtorben war, den Eindringling fortgeſchaft aus meinem Hauſe. Und ſo hört es denn, mein werther Rathsherr, der Ihr ſo dienſtbefliſſen mich zu fangen eiltet: Jenes Kind, das ich geraubt, das in meinem Hauſe erzogen, für mein eigenes galt, iſt Euer Kind, Eure Tochter Margarethe und gegenwärtig Favorite im Harem eines türkiſchen Paſcha's."

(Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus Volney's Ruinen.

(Von Wilh. Wagner.)

(Fortſetzung.)

Auf dieſe Bewegung der Freude und des Beifalls folgte bald eine andere ganz verſchiedener Art. Die Gottesgelehrten reizten das Volk auf und es entſtand zuerſt ein Murmeln und dann ein Geräuſch, welches immer ſtärker wurde und durch die Maſſen hinlief und zu einem allgemeinen Aufruhr ward. Die von den Prieſtern Aufgereizten äußerten ausſchließende Anſprüche und verlangten den Vorzug für ihr Geſetzbuch und ihre Meinung. Die Einen ſagten zu den Andern: „Unſere Prieſter haben Recht und jene Geſetzgeber haben uns nur durch ſchöne Worte irre leiten wollen. Wir allein beſitzen die Wahrheit und die Vernunft, wir allein haben das wahre Geſetz und die wahre Richtſchnur des Guten, wir allein ſind das von Gott auserkorene und einzig geliebte Volk, wir allein haben in unſerem Glauben die Mittel zur Vollkommenheit und den Weg, der allein zum ewigen Heil führt. Die Andern ſind verblendet und täuſchen ſich ſelber, und ihre Götter ſind falſch." Der Aufruhr wuchs immer mehr und wurde bald ſo ſtürmiſch, daß die Geſetzgeber Mühe hatten, ihn zu beſchwichtigen, worauf ſie alsdann wiederum alſo ſprachen: „Völker, wohin treibt Euch Eure Leidenſchaft und wohin ſoll dieſer Zwieſpalt führen? Seit Jahrhunderten iſt die Erde ein Kampfplatz, und es ſind Ströme von Blut auf ihr vergoſſen worden. Welche Wirkung haben dieſe Kämpfe und dieſe Streitigkeiten hervorgebracht, und wozu iſt ſo viel Blut, wozu ſind ſo viel Thränen gefloſſen? Wenn der Räuber den Schwächeren unterwarf, hatte er ihn dadurch eines Beſſeren überzeugt, und hatte er der Wahrheit oder nur der rohen Uebermacht den Sieg verſchafft? O Ihr Völker, hört doch die Stimme der Vernunft und gebt die alten Vorurtheile auf! Wenn zwei Familien unter Euch in Streitigkeit gerathen, ſo wählen dieſe einen Schiedsrichter, damit er entſcheide, und ſo wollen auch wir es halten, damit wir unſerer ſelbſt würdig ſeyen. Eure Prieſter mögen die Gründe ihres Glaubens vorbringen und mögen beweiſen, ob und warum derſelbe beſſer ſey als ein anderer; ſie mögen ihr Geſetz und ihre Religion klar und deutlich aus einander ſetzen, und wir wollen dann ſehen, ob und worin ſie recht haben. Wir wollen eine feierliche Prüfung der Wahrheit anſtellen, und kein Syſtem, keine angenommene Offenbarung ſoll entſcheiden, ſondern einzig und allein die Stimme der Vernunft." So ſprachen die Geſetzgeber.

Nachdem die Völker Beifall geſpendet hatten, fuhren die Geſetzgeber fort: „Um in unſern Unterſuchungen mit Ruhe und Ordnung verfahren und zu einem Ziele gelangen zu können, ſo wollen wir auf dem Platze um den Altar des Friedens und der Eintracht einen geräumigen Halbzirkel offen laſſen, und jedes Religionsſyſtem, jede Sekte ſoll hier ſeine Fahne aufpflanzen. Die Oberhäupter und Gottesgelehrten, und hinter dieſen ihre Anhänger, ſollen ſich um ihre Fahnen verſammeln." Der Halbkreis wurde hierauf gezeichnet und bald ſah man eine Menge von Fahnen in allen Geſtalten und Farben, ſo daß es einem Hafen glich, auf deſſen Schiffen man an Feſttagen eine bunte Maſſe von Wimpeln aller Nationen flattern ſieht. Bei dieſem Anblick wendete ich mich erſtaunt zu dem Genius und ſagte: „Ich habe geglaubt" — ſprach ich — „die Erde ſey nur in acht oder zehn Religionen getheilt, und doch verzweifle ich an der Möglichkeit einer Glaubensvereinigung. Jetzt, da ich Hunderte und ſelbſt Tauſende von Fahnen und Fähnlein gewahre, wie könnte ich da Einheit und Eintracht hoffen? Auch kommen noch immer neue hinzu, und wenn ich nicht irre, ſo ſind ſie zur gegenſeitigen Duldung und zur friedlichen Vereinigung wenig geneigt. Mir bangt und ich fürchte, daß dieſe Verſammlung eine ſtürmiſche werden wird." Nachdem die Gruppen ſich endlich geordnet hatten, daß man ſie beſſer überſehen konnte, begann der Genius ſeine Erklärungen und ſprach zu mir: „Dieſe Gruppen hier unter den grünen Fahnen mit einem Halbmonde, einer Binde und einem Säbel ſind die Anhänger des großen Propheten aus Arabien. Sie glauben an Einen Gott, ohne zu wiſſen, was er iſt. An die Worte eines Propheten glauben, ohne deſſen Sprache zu verſtehen, in eine Wüſte gehen und ſich dort einem Gotte näher zu glauben, der doch überall gegenwärtig iſt, ſeine Hände mit Waſſer waſchen und doch des Blutvergießens ſich nicht enthalten, am Tag faſten und des Nachts eſſen, von ſeinem Gute reiches Almoſen geben und zugleich auch das Gut der Andern rauben und dieſe unterdrücken, das ſind Vorſchriften, welche in der Lehre des Propheten ihre Begründung finden, und wer dieſe Lehre nicht anerkennt, der iſt verworfen, der wird verdammt und mit Feuer und Schwert verfolgt. Ein gütiger Gott, der Urheber alles Lebens und der Spender aller guten Gaben, ſoll dieſe Geſetze des Haſſes und der Unterdrückung gegeben haben; er ſoll ſie für die ganze Welt beſtimmt, wiewohl nur Einem Menſchen offenbart haben; ſie ſollen von Ewigkeit herſtammen, wiewohl er ſie erſt ſpät bekannt gemacht hat; ſie ſollen für alle Fälle genügen und ſind in einem Buche enthalten, welches unfehlbar ſeyn und alle Zweifel löſen ſoll, und doch iſt dieſes Buch ſo voll von Undeutlichkeiten und von Widerſprüchen, daß man ſie ſchon bei Lebzeiten des Verfaſſers nicht gehörig zu erklären und zu enträthſeln wußte, und ſeine in ihren Meinungen verſchiedenen Anhänger haben ſich in entgegengeſetzte und feindliche Parteien getheilt. Die Eine behauptet, daß Ali ſein wahrer Nachfolger ſey und die Andere iſt für Omar und Abubeker; dieſe verwirft die Ewigkeit des Korans, jene

Digitized by Google

die Nothwendigkeit der Reinigungen und der Gebete. Der Karmathe verwirft die Wallfahrten nach Medina und erlaubt den Wein, der Hakamite predigt die Seelenwanderung, und ſo geht es fort in allerlei Anſichten und Spaltungen bis zu zwei und ſiebenzig Sekten, deren Fahnen Du dort zählen kannſt. Jede derſelben iſt eine erbitterte Feindin der Andern, und jede glaubt einzig und allein im Beſitz der reinen Lehre zu ſeyn, und dieſe Religion, die ſich auf die Offenbarung eines allgütigen Vaters ſtützt, hat ſeit Jahrhunderten Verfolgungen geübt und die Fackel des Krieges und der Zwietracht unter die Völker geſchleudert, hat Barmherzigkeit im Munde geführt und Unbarmherzigkeit durch die That bewieſen. Jene dort, welche Du an den weißen Turbanen, weiten Gewändern und langen Roſenkränzen erkennſt, ſind die Imans, die Mellah's, die Mufti's und die Derwiſche mit ſpitzer Mütze und die Santon's mit fliegenden Haaren. Siehe, wie ſie wegen des Glaubens unter einander ſtreiten und ihre Uneinigkeit über die leichten oder ſchweren Befleckungen, über die Materie und Form der Reinigungen, über die Eigenſchaften und Vollkommenheiten Gottes, über die böſen und guten Engel, über Tod und Auferſtehung, über die Brücke, die nicht breiter iſt als ein Haar, über die Strafen der Hölle und die Freuden des Paradieſes; dieſe Uneinigkeit beginnt und will kein Ende nehmen, denn ein Jeder glaubt ſich im Rechte und hält ſich für beſſer als der Andere.

„Die zweite Gruppe mit Kreuzen auf den weißen Fahnen ſind die Anhänger Jeſu. Sie erkennen, gleich jenen, einen und denſelben Gott an, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, gründen ihren Glauben auf dieſelben Bücher, nehmen, gleich jenen, einen erſten Menſchen an, glauben an den Sündenfall, an Himmel und Hölle, und doch verabſcheuen ſie einander und nennen einander Ungläubige. Der große Streit zwiſchen beiden beſteht hauptſächlich darin, daß die Chriſten ihren einzigen Gott in drei Perſonen, welche wiederum Eins ſeyn ſollen, getheilt haben, was ſie das Geheimniß der Dreifaltigkeit nennen; ſie fügen hinzu, daß dieſes Weſen, welches die Welt geſchaffen hat und erfüllt, ſich in den Körper eines Menſchen eingeſchränkt, menſchliche Organe und irdiſche Beſchränkungen angenommen hat, ohne deßwegen minder göttlich zu ſeyn. Die Muſelmänner verwerfen dies, weil ſie es nicht begreifen, obwohl ſie in ihrer Religion Vieles haben, was noch unbegreiflicher iſt. Ich unterlaſſe es, Dir den chriſtlichen Glauben und ſeine Myſterien weiter aus einander zu ſetzen, da er Dir genugſam bekannt iſt. Von der andern Seite ſind die Chriſten unter ſich ſelbſt wieder vielfach geſpaltet und vielfach uneinig, und die Zwiſtigkeiten derſelben ſind um ſo hartnäckiger und bedauerlicher, als die Gegenſtände, um welche es ſich handelt, den Sinnen und dem menſchlichen Verſtande unerreichbar, unbegreiflich und unmöglich zu erweiſen ſind. Die Meinungen einer jeden Partei haben nur Willkür und Scheingründe zur Baſis. Sie ſtimmen überein, daß die vorgebliche Verwandlung der Gottheit in einen Menſchen ein Räthſel iſt und ſtreiten dennoch über die Vermiſchung oder Unterſcheidung beider Willen, beider Naturen, über die Verwandlung der Subſtanz, über die wahre oder vermeinte Gegenwart, über die Art der Fleiſchwerdung u. ſ. w. Daher jene Menge von Sekten und Parteien unter ihnen, von welchen Hunderte ſchon untergegangen ſind und Hunderte noch beſtehen, deren Fahnen und Fähnlein Du dort flattern ſiehſt. Die erſte und größte der Fahnen iſt die des heiligen Vaters in Rom. Sie iſt umgeben von Prieſtern und Würdenträgern aller Art, von einem bunten Gemiſch violetter, rother, weißer, brauner und ſchwarzer Gewänder, von Häuptern und Tonſuren, mit kurzen oder geſchornen Haaren, von rothen Hüten und viereckigen Mützen, von Trachten und Zuſchnitten aller Art. Der Papſt hat ſeine Unfehlbarkeit und Oberherrſchaft zum Grundſatze gemacht und ſein geiſtliches Regiment auch auf weltliche Dinge ausgedehnt; er hat Königen und Fürſten Geſetze vorgeſchrieben und ſie mit dem Bannfluch belegt. Zu ſeiner Rechten ſiehſt Du den griechiſchen Patriarchen, welcher gleiche Rechte in Anſprüche nimmt und ſie gegen die Kirche des Occident behauptet, welcher er das höhere Alter der ſeinigen im Orient entgegenſtellt. Zur Linken ſind die Fahnen von zwei Neuerern, von Luther und Calvin, welche der Oberherrſchaft des römiſchen Papſtes ſich entzogen und neue Kirchen gebildet haben, deren Grundſätze und Glaubensbekenntniſſe Dir ebenfalls bekannt ſind. Hinter ihnen folgen die kleineren Sekten, Neſtorianer, Jakobiten, Bilderſtürmer, Wiedertäufer, Presbyterianer, Wikleſiten, Oſiandriſten, Mankſchiär, Pietiſten, Adamiten, Quintiſten, Quäker und wie ſie ſonſt alle noch heißen mögen, lauter getrennte Elemente, die einander verfolgen, wenn ſie ſtark ſind, und einander dulden, wenn ſie ſchwach ſind; die einander haſſen und verfolgen, obgleich ſie Alle an denſelben Gott der Liebe glauben, und die nichts anders gemeinſchaftlich haben als ihre wechſelſeitige Uneinigkeit; die endlich Alle von den Freuden des Himmels predigen und ſich unter einander die Ruhe und die Freuden ihres irdiſchen Daſeyns verbitten."

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, 18. Sept.) Die franzöſiſchen Journale berichten uns einen Zug ächt künſtleriſchen Benehmens zwiſchen Direktor und Schauſpieler, den wir, deutſchen Bühnenleitern und Darſtellern zur Nachahmung, hier mitzutheilen nicht umhin können. Im Gymnaſe-Theater wird bekanntlich das effectvolle Drama: „Clariſſe Harlowe" mit außerordentlichem Glücke gegeben und hat bereits ununterbrochen vierzig Vorſtellungen erlebt; zu dieſem glänzenden Erfolg trug aber nicht nur das intereſſante und ergreifende Stück ſelbſt, ſo wie die ausgezeichnete Darſtellung der unvergleichlichen Roſe Chéri als Clariſſe, ſondern weſentlich auch der Umſtand bei, daß alle, ſelbſt die unbedeutendſten Rollen von den erſten Künſtlern beſetzt ſind. So erſcheint auch am Schluſſe des Stückes, wo Clariſſe im Wahnſinn geſtorben iſt, ein Oberſt Morden, der nichts zu ſagen hat als: „Graf Lovelac! ich bin Oberſt Morden!" Beide ziehen hierauf und mit dem Duelle fällt der Vorhang. Der Direktor, Hr. Montigny, und die Verfaſſer wünſchten, daß ein bedeutender Schauſpieler dieſe kleine Rolle von ſechs Worten übernehme, damit die Schlußwirkung des Stückes nicht verdorben oder doch geſchwächt werde. Der Direktor ſchrieb daher Hrn. Montdidier, einem ausgezeichneten Schauſpieler, der erſte Charakterrollen ſpielt, bat ihn, die kleine Rolle zu übernehmen und bot ihm hiefür ein außergewöhnliches Spielhonorar von 50 Francs für jede Aufführung. Hr. Montdidier antwortete, er ſey engagirt, um zum Gelingen des Ganzen beizutragen, man könne nicht lauter gute Rollen ſpielen, er werde daher den Oberſt Morden mit Vergnügen übernehmen, verzichte jedoch auf das angebotene Spielhonorar, da er nur ſeine Schuldigkeit thue. Das Stück ging in die Scene und der Schluß wirkte durch Montdidier's Auftreten außerordentlich. Am Abende der zwanzigſten Vorſtellung kam Montdidier Abends in ſein Ankleidezimmer und fand auf ſeinem Tiſche eine ſehr werthvolle goldne Cylinder-Repetiruhr, die ein Schreiben des Direktor Montigny ihn als ein Andenken anzunehmen bat; allein wie groß war ſein Erſtaunen, als er am andern Tage beim Aufziehen der Uhr im hintern Gehäusdeckel eine Banknote von 1000 Francs fand. — Daſſelbe Geſchenk wiederholte ſich geſtern bei der vierzigſten Vorſtellung, nur war es dieſesmal eine ſchwere goldne Tabatière, die unter dem feinſten Spaniol die 1000 Francs Banknoten verbarg. Das Benehmen des Direktors wie des Künſtlers ſind gleich lobenswerth und zeigen, daß die franzöſiſche Artigkeit und Delicateſſe nicht ohne Grund ſprüchwörtlich geworden iſt. Nebenbei aber, nicht um die Generoſität eines Theater-Direktors gleichſam zu rechtfertigen, darf wohl bemerkt werden, daß Clariſſe Harlowe bis jetzt ſchon über 120,000 Francs

Digitized by Google

brutto eingebracht hat und wenigſtens noch ſechzig Vorſtellungen erleben wird.

Bei dem immer höher ſteigenden Strome der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika machte ſich das Bedürfniß guter, zweckmäßiger Handbücher für Auswanderer, aus welchen ſie alle für ihr folgenſchweres Vorhaben nöthige Belehrung ſchöpfen können, natürlich immer fühlbarer, und wir beſitzen daher auch ſeit längerer Zeit mehr oder minder ausführliche und empfehlenswerthe Rathgeber für Auswanderer, worunter die von Bromme und Grund rühmlich zu erwähnen ſind. In der neueſten Zeit iſt ihre Zahl durch das ſo eben in zweiter Auflage (die erſte wurde binnen wenigen Monaten vergriffen) in der Baumgärtner'ſchen Buchhandlung zu Leipzig erſchienene „Auswanderungsbuch, oder Führer und Rathgeber bei der Auswanderung nach Nordamerika und Texas“ vermehrt worden. Dieſes Buch, deſſen Verfaſſer, der durch ſeine beiden landwirthſchaftlichen Zeitſchriften ꝛc. ehrenvoll bekannte Moritz Beyer, ſelbſt zwei Jahre in Nordamerika zugebracht und daſſelbe nach allen Richtungen bereiſt hat, enthält in gedrängter Kürze alle nöthige Belehrung in Bezug auf Ueberfahrt, Ankunft und Anſiedelung nebſt einer vollſtändigen Schilderung des geographiſchen, politiſchen und geſelligen Zuſtandes der Vereinigten Staaten und verdient daher an alle Auswanderungsluſtige und ſich für Auswanderung Intereſſirende eine Empfehlung, die durch die ſchöne Ausſtattung und den billigen Preis des Buches noch weſentlich unterſtützt wird.

In dem vor ſechzehn Jahren in Meißen bei Fr. Wilh. Goedſche erſchienenen „Muſikaliſchen Geſellſchafter“ von Joh. Fr. Hauſer befinden ſich unter vielen Anekdoten und Charakterzügen über ausgezeichnete Muſiker unter andern auch mehrere von Mozart, von welchen wir einige, welche minder bekannt ſind, hier mittheilen. — Als Mozart auf ſeiner Reiſe nach Italien eine zweite Oper „Lucio Silla“ zu Mailand ſchrieb, war die damals berühmte Primadonna Buonſolazzi für die Stagione del carnevale engagirt. Dieſe befremdete es ſehr, daß man einem ſolchen Jünglinge, wie Mozart damals war, den Auftrag geben konnte, für ſie zu ſchreiben. Sie äußerte ſich daher mit gnädiger Herablaſſung gegen den jungen Tonſetzer, er möge ihr vor Allem ſeine Gedanken in Betreff ihrer Arien und Scenen mittheilen, damit ſie allenfalls durch ihren Geſang die Schwächen der Compoſition verdecken könne. Der 16jährige Mozart, über dieſen Hochmuth im Geheim ärgerlich, verſprach ihr jedoch mit vieler Zuvorkommenheit, ihrem Wunſche zu entſprechen. Wenige Tage nachher kam Mozart in die Opernprobe, und legte der Sängerin die erſte Arie, welche er für ſie componirt, mit der beſcheidenen Bemerkung vor, ſie möge verzeihen, daß er es gewagt, dieſes Tonſtück ſchon fertig ihrem Urtheile zu unterbreiten. Buonſolazzi aber, welche eine eben ſo ſcharfſinnige als hochmüthige Künſtlerin war, hatte nicht ſobald dieſe Arie durchgeſehen, als ſie auch ſchon ihren Werth erkannte und durch ſchmeichelhaftes Lob ihre frühere Aeußerung wieder gut zu machen ſich bemühte. Der junge Componiſt jedoch, ohne aus ſeiner Rolle zu fallen, zog nunmehr mit derſelben Beſcheidenheit, mit der er ihr früher ſeine Compoſition überreicht hatte, ein zweites Manuſcript aus der Taſche, indem er mit lächelnder Miene ſagt: Er habe hier noch eine zweite Arie für ſie componirt für den Fall, daß ihr die erſte nicht ganz zuſage: ſollte ihr jedoch auch dieſe nicht gefallen, ſo hätte er auch noch eine dritte in Bereitſchaft, welche ihr zu Gebote ſtände. Ueberraſcht von dieſer räthſelhaften Leichtigkeit des Producirens bei ſolcher Tiefe der Auffaſſung und Vollendung der Form, wünſchte nun die Sängerin alle drei zu ſingen, und ſie wurden demnach auch von ihr mit großem Beifalle vorgetragen und galten als Meiſterſtücke dramatiſcher Compoſition. Sigra. Buonſolazzi aber ſoll in der Folge nichts mehr gegen die Jugend des Componiſten „Lucio Silla's“ eingewendet haben.

(Hannover, 26. Sept.) Von Hrn. Dr. C. L. Grotefend hieſelbſt iſt Leibnizens „Ermahnung an die Teutſche, ihren Verſtand und Sprache beſſer zu üben, ſamt beigefügten Vorſchlag einer Teutſchgeſinnten Geſellſchaft“, aus den Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben, und der am 24. d. M. zu Frankfurt a. M. eröffneten Verſammlung für deutſche Sprache, deutſche Geſchichte, deutſches Recht, gewidmet.

Korreſpondenz.

Seligenſtadt, 26. Sept.

Am 23. verſchied nach kurzem Krankenlager der großh. Oberforſtmeiſter Gottlieb v. Nordeck zur Rabenau, Commandeur des großh. Ludewigs-Ordens, Senior des v. Rabenauiſchen Hauſes, Aelteſter der hieſigen Staatsdiener, ſeit 1807 Bewohner unſerer Stadt. Ein Mann des zeitgemäßen Fortſchritts und eine lange Reihe von Jahren Mitglied der zweiten Ständekammer des Großherzogthums, wußte er ſich die Hochachtung und Verehrung ſeiner Collegen in hohem Grade, in ſeinem Dienſte die vollſtändigſte Anerkennung ſeines Werthes von Seiten ſeiner Vorgeſetzten zu erwerben. Er war ein Edelmann im wahrſten und vollſten Sinne des Wortes. Wie er, fern von Ahnenſtolz, in jedem Menſchen deſſen Menſchenwürde achtend, gegen Jedermann leutſelig und herablaſſend war, ſo war er ſeinen Hausgenoſſen ein gütiger Vater, ſeinen Untergebenen ein liebevoller Freund, der die ſtrengen Formen des Dienſtes ſtets zu mildern ſuchte, ſeinen Mitbeamten ein wahrer Mentor. Gegen die Armen war er der ſtille Helfer in Noth und Bedrängniß, der rückſichtsvollſte Wohlthäter, der ſeine Linke nicht wiſſen ließ, was die Rechte that. Wie dies Alles anerkannt wurde, zeigte ſeine heutige Beerdigung. Im Leben einfach und prunklos, wünſchte er, daß ſein Leib ohne alles Gepränge der Erde übergeben werde. Dies konnte aber ſeine Untergebenen, ſeine Mitbeamten, die hieſige katholiſche Geiſtlichkeit, den Ortsvorſtand und ſämmtliche Bewohner der Stadt, ohne Unterſchied des religiöſen Bekenntniſſes, nicht abhalten, ſeiner Leiche zur Ruheſtätte zu folgen. Die allgemeinſte und wärmſte Theilnahme und Trauer gaben den Beweis, daß man einen Ehrenmann zu Grabe geleite. Friede und Ruhe ſeiner Aſche!

Unterliederbach bei Höchſt, 30. Sept.

Auch bei uns hat ſich unlängſt einer jener bedauerlichen Unfälle zugetragen, deren öftere Wiederholung, trotz aller öffentlichen Warnungen, lediglich der Unvorſichtigkeit zugeſchrieben werden muß. Ein hieſiger Ortsangehöriger wollte in einer nahegelegenen Grube Kies holen und wagte ſich, alle Ermahnungen überhörend und unter augenſcheinlicher Lebensgefahr, zu tief in dieſelbe hinein. Kaum hatte er ſeine Arbeit begonnen, als die überhängenden Maſſen herabſtürzten und ihn bedeckten. Nur einer eiligen Hülfe gelang es, dem Verſchütteten das Leben zu retten, ohne jedoch einen doppelten Beinbruch abwenden zu können. — Zu Erfreulicherem übergehend, bemerke ich, daß dis nächſten Sonntag unſer jährliches Kirchweihfeſt ſtattfindet, das beſonders bei den Einwohnern unſerer großen Nachbarſtadt in Gunſt ſteht und von ihnen ſtets zahlreich beſucht wird. Auch dieſes Jahr zählen wir auf viele Gäſte von dorther und es haben bereits unſere Wirthe alle Anſtalten zu einem würdigen Empfang getroffen. Namentlich hat Hr. Wagner im „Naſſauer Hof“ ſeine wohlbekannten gaſtlichen Räume mit allem Erforderlichen ausgeſtattet und Küche und Keller in einen achtunggebietenden Zuſtand geſetzt. Möge unſer ſpätes ländliches Feſt, das wohl den Schluß der Sommervergnügungen bildet, von einem heiteren Himmel begünſtigt ſeyn!

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 1. Oct. Marie, oder: die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Marie: Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Freitag, 2. Oct. Ein deutſcher Krieger, Schauſpiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 273. Samſtag den 3. October 1846.

Der Bauherr.

Hiſtoriſche Novelle von Anton Langer.

(Fortſetzung.)

Die Züge des Juden, in die bereits der Tod mit kalter Hand ſeine leſerliche Schrift ſchrieb, flammten bei den letzten Worten auf von Racheluſt und tückiſcher Schadenfreude, ſchaudernd ſahen die Bewaffneten auf den Mann, der ſelbſt im Tode noch ſeines Herzens ingrimmige Bosheit beibehielt; aber der Rathsherr hob die Rechte feierlich gegen Himmel und rief mit lauter Stimme: „Gelobt ſey Gott, der da vereitelt die Anſchläge der Böſen und zu Schanden macht die Plane der Feinde. Jenes Kind, das Du geraubt, iſt entflohen den Krallen der Sünde, dem Harem des Paſcha, und durch Gottes wunderbare Fügung heute wieder in mein Haus zurückgekehrt.“

Der Jude krümmte ſich auf ſeinem Lager; es war ſchwer zu ſagen, ob vor Körperſchmerz oder vor Wuth über ſeine vereitelte Rache, dabei ſtieß er jenen eigenthümlichen, unbeſchreibbaren Klageton aus, der den Orientalen in ihrem höchſten Schmerze eigen iſt, und der Schweiß des Todes trat auf ſeine Stirne.

„Schafft Hülfe!“ rief Meiſter Vogelſang, „wir müſſen ihn um jeden Preis retten, ſeine Erhaltung iſt zu wichtig, gegen Gift muß es ein Gegengift geben.“

„Es giebt keines,“ ſagte der Jude dumpf, „'s liegt eine im Friedhof von St. Stephan, die von drei Tropfen in voller Jugendkraft getödtet wurde. —“

„Bianca Neri?“ fragte Vogelſang in ſchaudernder Ahnung.

„Sie iſt's,“ ſagte Ascher, und ſein Körper begann krampfhaft zu zittern, „meine alten Knochen werden bald todt geſchüttelt ſeyn. Fort, geht fort, laßt mich allein ſterben, aber nein, bleibt hier, ich mag nicht einſam verenden, 's iſt zu ſchauerlich. Bleibt, ihr Leute, bei einem alten Manne, der nicht Weib noch Kind hat, ihm die Augen zuzudrücken. Sie werden in der Stadt auch ohne Euch fertig werden; alſo bleibt hier, 's kann nicht lange mehr dauern, —“ und er fuhr mit den Händen konvulſiviſch in der Luft herum, als ob er einen Gegenſtand, ſich anzuhalten, ſuchte.

Mit ſchweigendem Entſetzen ſahen die Männer, die oft genug ſchauerlich ernſten Auftritten beigewohnt hatten, dem allmähligen Weitergreifen des Giftes zu, das ſich langſam bis hinan zum Herzen fraß. Es war eine furchtbare Scene. Dieſe kahle Stube, angefüllt mit Bewaffneten, von deren blanken Panzern das rothe Licht der Fackeln unheimlich abprallte; die bärtigen Geſichter, die ſchweigend auf den alten Mann hinſtarrten, der ein Bild des Jammers, auf dem Ruhebette zuckend ſich krümmte und wand, während er dumpf winſelte und ſprach: „Gott Iſraels! ich hätte nicht geglaubt, daß es ſo ſchmerzt. Warum habe ich's nicht ſo bereitet, daß zuerſt der Wahnſinn kommt, dann der Tod; aber 's iſt ſo beſſer, viel beſſer; bis zum letzten Augenblicke werde ich wiſſen, was ich thue und rede. Weh! Gott Iſraels! Waſſer, aus Barmherzigkeit, Ihr Herren!“

Auf einen Wink des Rathsherrn brachte man Waſſer, der Jude griff gierig nach dem Kruge, aber er war zu ſchwach, ihn zu halten, und der kühlende Trank mußte ihm eingeflößt werden; es ſchien, als ob von der Wirkung des Giftes jedes Glied einzeln ſterbe, und nur das Gehirn, des Geiſtes wahrſcheinlicher Sitz, am ſpäteſten davon angegriffen würde. Mit Schauer wendete ſich der Rathsherr von dem entſetzlichen Schauſpiele ab. „Durchſucht das ganze Haus,“ rief er ſeinen Begleitern zu; „wen Ihr immer erſpäht, den greift ohne Ausnahme; was von Papieren ſich vorfindet, wird unterſucht und verſiegelt, und die ſämmtlichen Habſeligkeiten in Beſchlag genommen.“

Ingrimmig blickte der Jude bei dieſen Worten auf den Rathsherrn, denn ſelbſt im Tode verläugnete ſich ſein ſchmutziger Geiz nicht. „Meine Thaler und Dukaten,“ murrte er in den Bart, „mein mühſam erworbenes Geld und Gut ſoll fallen in die Hände der Gojim; möge ſie dafür Samael, der Fürſt der Nacht, in ſeine Fauſt bekommen.“

Ein Bewaffneter trat heran und überreichte dem Rathsherrn ein Blatt; es war jener Plan, den der Jude von Jean d'Auvers erhalten, und worauf der Poſten und das Verhalten jedes Einzelnen von der Mordbrennerbande genau angegeben war. Kaum hatte der Rathsherr einen flüchtigen Blick hineingeworfen, als er voll Beſtürzung ausrief: „Heiliger Gott, ſo iſt es dennoch Ernſt, Wien ſoll angezündet werden, und zwar, wie ich hier ſehe, ſoll dies bald geſchehen!“

„Ja, warum ſeyd Ihr denn ſonſt gekommen gegen mich?“ fragte der Jude, aufhorchend.

„Wir ſind gekommen, um Dich wegen Hochverrath und crimen laesae majestatis zu greifen, da Du fremde Spione und Unterhändler in Deinem Hauſe beherbergt, auch ſonſt noch abſonderlicher Verbrechen Dich ſchuldig gemacht.“

„So!“ ſagte Ascher, und murmelte leiſe vor ſich hin: „Es iſt alſo nicht Alles verrathen; ſie wiſſen nicht, daß die Stadt heute noch in Flammen aufgehen ſoll; gut, da kann ich mich ja rächen für meine armen Dukaten, wenn ich ſie ſo lange als möglich aufhalte.“

„Was murmelſt Du, Jude?“ fragte Vogelſang, aufmerkſam werdend.

„Weiß ich doch ſelbſt nicht, was ich rede,“ ſagte Ascher; ſchon begann ſein Körper ſich den letzten Stadien des Lebens zu nähern; ſein Antlitz war leichenblaß, Tropfen kalten Schweißes perlten um Stirn und Schläfe, blaue Flecken wurden auf der Haut ſichtbar, auch die Lippen umſpielte jenes unheimliche Blau, der Verbote des Todes, und der ganze Körper zitterte unaufhörbar; nichts deſto weniger behielt er bis zum letzten Augenblicke den Gebrauch ſeiner Sinne und der Sprache. „S' iſt aus, Ihr Herren,“ ſagte er, „aber bevor ich ſterbe, möchte ich doch noch

Digitized by Google

eines wiſſen. Habt Ihr die ganze Rumorwache mitgenommen, um mich zu fangen?"

„So iſt's," ſprach der Rathsherr.

„Daran habt Ihr nicht gut gethan; vielleicht könnte man ſie in der Stadt beſſer brauchen. — Horch, was iſt das?" unterbrach er ſich plötzlich ſelbſt, und wendete die letzte Kraft an, um ſich aufzurichten und zu horchen; daſſelbe thaten die Andern. — Die Glocke von St. Stephan ſchlug raſch an, zugleich flog ein rother Schein über die Donau drüben auf und ſtieg rieſig wachſend empor zum Himmel.

„Es brennt!" rief der Rathsherr.

„Ja, in der Burg," ächzte der Jude. „Das iſt mein Grabgeläute, meine Todtenfeier. Ha, das iſt der Tod; ich komme!" er ſank zurück und röchelte ein paar Mal, dann ſtreckte ſich der ganze Körper ſchauernd lange aus und — der Jude war todt.

„Fort!" ſchrie der Rathsherr, „jeder Augenblick Zögerung iſt Gefahr; wir müſſen in die Stadt."

Und raſch ſtürzte er mit ſeinen Begleitern zum Hauſe hinaus, während der blutige Schein über die Stadt immer größer und lichter wurde, daß man die weißen, hellen Flammen darin zucken ſah, alle Glocken der Stadt in das Geläute von St. Stephan einſtimmten, und die Lärmkanonen von den Wällen krachten.

(Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus Volney's Ruinen.

(Von Wilh. Wagner.)

(Fortſetzung.)

Jetzt ſah ich eine andere hyazinthfarbene Fahne, um welche Menſchen von allen europäiſchen und aſiatiſchen Trachten verſammelt waren. Der Genius ſprach: „Erkennſt Du dieſes Glaubensbekenntniß nicht? Es ſind die Kinder Moſis, die unter allen Völkern zerſtreut leben, von den meiſten verfolgt und von den wenigſten geduldet werden. Sie haben den Schein der Eintracht beibehalten, weil ſie weder Zeit noch Kraft hatten, zu ſtreiten, und haben nicht verfolgt, weil ſie ſelber verfolgt wurden. Sobald ſie aber ihre Grundſätze gegen einander ſtellen, ſo wirſt Du ſehen, daß auch ſie nicht einig ſind, ſondern ſich beſonders in zwei Hauptſekten theilen, die Saduzäer und die Phariſäer."

Jetzt zeigte mir der Schutzgeiſt eine andere Gruppe, in weißen Kleidern, verſchleiert und um eine roſenrothe Fahne geſchaart, auf welcher eine in zwei Hemiſphären getheilte Erdkugel, halb ſchwarz und halb weiß, abgebildet war. Er ſprach: „Hier ſiehſt Du die Anhänger des Zoroaſter, die wenigen Ueberreſte eines ehemals zahlreichen und mächtigen Volkes. Jetzt ſind ſie, gleich den Juden, unter andere Völker zerſtreut, werden verfolgt, halten aber ohne Widerſpruch an den Lehren ihres alten und durch den Glauben der Väter ihnen ehrwürdig gewordenen Propheten. Sobald aber der Mobed verſammelt iſt, beginnt auch der Streit über das gute und böſe Prinzip, über die Kämpfe des Ormuzd, des Gottes des Lichtes, gegen Ahriman, den Gott der Finſterniß, über den wirklichen und den bildlichen Sinn dieſer Götter, über die guten und böſen Geiſter, über den Cultus des Feuers und der Elemente, über die Befleckungen und Reinigungen, über die Auferſtehung ob des Körpers oder ob nur der Seele allein, über die Erneuerung der jetzigen Welt und über die Beſchaffenheit derjenigen, welche an ihre Stelle treten ſollen. Die Parſen theilen ſich in viele Sekten, welche um ſo zahlreicher ſind, als bei der Zertheilung der Familien dieſe die Sitten und Gebräuche und die Denkungsart anderer Völkerſtämme, unter denen ſie leben, angenommen haben.

„Neben den Anhängern des Zoroaſter ſiehſt Du andere Gruppen mit azurblauen Fahnen, auf denen rieſige Figuren mit zwei-, drei- und vierfachen Körpern abgebildet ſind mit Löwen-, wilden Schwein- und Elephantköpfen, mit Fiſch- und Schildkrötenſchwänzen rc.; es ſind die Standarten der indiſchen Sekten, welche ihre Götter in den Thieren finden und die Seelen ihrer Verwandten in dem Gewürme und in den Inſekten verſteckt glauben. Dieſe Menſchen begründen Stiftungen für Raubvögel, Schlangen, Ratten, welchen ſie allen möglichen Schutz gewähren, während ſie dagegen ihren Nebenmenſchen verabſcheuen und verfolgen. Sie reinigen ſich mit Kuhmiſt und glauben ſich durch die Berührung eines Menſchen zu beflecken; ſie tragen ein Netz vor dem Munde, aus Furcht, eine Mücke zu verſchlucken, in welcher die Seele eines Menſchen ſtecken könnte, aber den Paria laſſen ſie Hungers ſterben. Sie glauben zwar an dieſelben Götter, theilen ſich aber darum nicht minder in verſchiedene feindliche Sekten. Dieſe erſte, welche ganz iſolirt bei Seite ſteht, iſt die des Brama, der, obwohl er Gott und Schöpfer, dennoch ſo herabgekommen iſt, daß er dem Lingam zum Fußgeſtelle dienen muß, und ſich mit etwas Waſſer begnügt, welches der Bramine ihm alle Morgen zuwirft, indem er ein trocknes Loblied dazu anſtimmt. Die zweite Fahne mit dem rothen Geier iſt die des Wiſchnu. Er iſt zwar Gott, der Erhalter, hat aber dennoch, nach der alten Sage, einen Theil ſeines Lebens mit Zerſtörungen und Uebelthaten zugebracht. Betrachte ihn unter den abſchreckenden Geſtalten eines Ebers und Löwen, wie er menſchliche Eingeweide zerreißt, oder unter derjenigen eines Pferdes, mit dem Säbel ausgerüſtet, um die gegenwärtige Generation zu zerſtören, die Geſterei auszulöſchen, die Erde zu erſchüttern und die große Schlange ein Feuer ausſpeien zu laſſen, welches alle Weltkörper zerſtören ſoll. Die dritte Fahne deutet auf den Gott Schiwen, welcher ebenfalls ein Zerſtörer und ein Erzeuger zugleich iſt. Gerade er zählt die meiſten Anhänger, obgleich er der Abſcheulichſte von Allen iſt; er verachtet die andern und iſt ſtolz auf ſeine Vorzüge; ſeine Anhänger verehren Keuſchheit und Schamhaftigkeit, während ſie das unzüchtige Bild des Lingams öffentlich mit Blumen krönen und mit Milch und Honig beſprengen. Hinter ihnen ſehen wir noch eine Maſſe von verſchiedenen Fahnen, welche den Verwandten dieſer drei Hauptgötter angehören und nicht minder ihr Leben mit Zerſtörungen und wechſelſeitiger Befehdung zugebracht haben, in welcher Weiſe ihre Anhänger es ihnen nachmachen. Dieſe Götter ſollen allmächtig ſeyn und die ganze Welt erfüllen, und nichts deſto weniger laſſen ſie ſich von einem Braminen in einen Tempel oder gar in ein Gefäß bannen, damit dieſer nach Willkür mit ihnen ſchalte und ihre Gunſt nach Gutdünken an die blinde Maſſe verkaufe.

„Weiter hinaus erblickſt Du wiederum eine Maſſe anderer Fahnen, welche auf gelbem Grunde verſchiedenartige Abzeichen tragen. Sie gehören wiederum einem gemeinſchaftlichen Gotte an, der unter allerlei Namen bei vielen Völkern des Orients verehrt wird. Der Chineſe verehrt ihn in ſeinem Fo, der Japaneſe in ſeinem Budſo, der Ceyloneſe in ſeinem Bedhu oder Budha, der Laoneſe in ſeinem Chekia, der Peguaner in ſeinem Phta, der Siameſe in ſeinem Sommona Kodom, der Tibetaner in ſeinem Budd und La, und ſo viele Namen dieſer Gott auch trägt, ſo erzählen ſie doch überall dieſelben Geſchichten von ihm, in welchen ſein bußfertiges Leben, ſein Faſten, ſeine Verrichtungen als Verſöhner und Vermittler, der Haß eines ihm feindlichen Gottes, ihre Kämpfe und ſein Sieg, den Hauptinhalt bilden. Die Anhänger dieſes Gottes, obwohl über das Weſen deſſelben einig, ſind es dagegen keineswegs über die Mittel, ihm zu gefallen, und ſie ſtreiten über den Ritus, über die Dogmen und über die innere und äußere Lehre. Hier predigt der japaneſiſche Bonze im gelben Gewande und mit dem kahl geſchornen Haupte die Unſterblichkeit der Seele, ihre Wanderung durch verſchiedene Körper, und dort der Sintoiſt, indem er ihre von den Sinnen getrennte Exiſtenz läugnet, ein anderes Syſtem behauptend, daß die Seele mit den leiblichen Organen unzertrenn-

lich verbunden ſey und ohne dieſe gar nicht beſtehen könne, daß ſie mit dem Köpper zu ſeyn aufhöre, ſowie der Ton mit dem Inſtrumente. Hier der Siameſe mit den abgeſchorenen Augenwimpern empfiehlt Almoſen, Opfer und Sühnung, und glaubt dabei an ein blindes Geſchick und an einen unabwendbaren Fatalismus, und dort ſucht der Schüler des Confuzius ſein Schickſal in den Sternen oder in anderen ganz zufälligen Dingen zu leſen. Dort weiter ſiehſt Du ein von Prieſtern in gelben Gewändern umgebenes Kind und den großen Lama, welchen der Tibetaner verehrt. Willſt Du Deine Blicke noch weiter ſchweifen laſſen, ſo kommſt Du zu den Standarten von Völkerſtämmen, die auf einer noch niedrigeren Stufe der Cultur ſtehen, als die bereits genannten, und ich würde kaum zu Ende kommen, wenn ich ſie alle Dir hernennen und über ihren Glauben Dir berichten wollte. Hier die Tartarenhorden, welche in der Geſtalt von allerlei vierfüßigen Thieren, Vögeln und Inſekten, das gute und das böſe Prinzip anbeten und in völlige Abgötterei verfallen ſind; dort endlich die ſchwarzen Bewohner von Afrika mit ihrem Fetiſchdienſt, und die rohen Kamſchadalen, welche der Meinung ſind, daß die ganze Welt ſo häßlich ſey, wie die ihrige, und daß es überall ſo ſchlecht gehe, wie bei ihnen, und welche ſich unter ihrem Gotte einen alten Mann vorſtellen, der auf ſeinem Schlitten auf die Fuchs- und Rennthierjagd fährt und dabei ganz gemächlich aus einer großen Pfeife raucht. Die Maſſe noch vieler heidniſchen Völker, welche von der Gottheit theils noch ſchlechtere, theils noch verworrenere Begriffe haben und auf einer ganz niedrigen Stufe der Bildung ſtehen, die ſie faſt dem Thiere gleich macht, iſt unzählbar, und ich will Deine Geduld mit ſo traurigen Bildern nicht ermüden. Wie es übrigens auch noch mit ihrem abgötteriſchen Glauben beſtellt ſeyn mag, ſo freuen ſie ſich doch Alle, jeglicher in ſeiner Weiſe, ihres Daſeyns und genießen die Gaben der Natur, welche dem Einen reichlich und dem Andern ärmlich geſpendet, aber Keinen vergeſſen, Keinen verſtoßen oder verworfen hat. Ueberall iſt die Natur groß und erhaben, und Alles iſt gut, wie es aus ihren Händen kommt, aber unter den Händen des Menſchen iſt es klein und entartet, und mit Trauer und Schmerz wendet der Blick ſich ab von dem verworrenen Chaos ihres unſeligen Treibens und ihrer ewigen Bekämpfung, worin ſie einander als Feinde und Vertilger, ſich ſelber verderbend, entgegenſtehen."

(Schluß folgt.)

Stuttgarter Feſtlichkeiten.

(Stuttgart, 29. Sept. — Corresp.) Eine geordnete, ſyſtematiſche, durchaus ins Einzelne gehende Beſchreibung der heute zu Ende gegangenen Feſtlichkeiten verlangen Sie nicht, ich beabſichtige auch gar nicht, Ihnen eine ſolche zu geben, ſondern hebe eben aus, was mir am Bemerkenswertheſten dünkt. Daß bei der Beleuchtung am Abend des 25. Se. Majeſtät ſich ziemlich lange in Civilkleidern auf dem Schloßplatze unter dem Volke ergangen hat, habe ich Ihnen (glaube ich) ſchon gemeldet. Der König ward jedoch einige Male erkannt und verlor ſich alsdann ſchnell unter der Menge. Am 26. war das Feſt-Theater das intereſſanteſte. Dieſes war zum Erdrücken voll und die königliche Familie ſah ſich mit lang anhaltenden Freuden- und Hochrufen empfangen, während das Orcheſter das „Heil unſerm König Heil!" anſtimmte. Dingelſtedt's Prolog gefiel allgemein; derſelbe iſt weit über alle Erwartung freiſinnig gehalten, wiewohl er die bei ſolchen Anläſſen üblichen perſönlichen Huldigungen der Kronprinzeſſin, an welche er gerichtet iſt, nicht aus den Augen verliert. Die Sprache iſt jedoch edel und nirgends niedrige Speichelleckerei, die bei F. Dingelſtedt auch ſehr übel angebracht wäre. Auber's „Feenſee" war mit einem ungemeinen Aufwande von Pracht und Vollendung an Coſtümen, Decorationen und Maſchinerie zur Aufführung gebracht; es iſt darin Alles übertroffen, was in dieſer Hinſicht bis jetzt in Stuttgart geſehen worden. Gropius, der die Dekorationen gemacht, war damit ſelbſt aus Berlin gekommen, und hatte das dahin Bezügliche geleitet. Balletmeiſter Fanzl leiſtete in den eingelegten Tänzen durch ſinnreiches und geſchmackvolles Arrangement alles Mögliche. Am andern Tage, dem Geburtsfeſte des Königs, wurde daher die Oper wiederholt gegeben, und zwar, wie den Tag zuvor, bei feſtlich beleuchtetem Hauſe mit der eigens hiezu getroffenen Einrichtung in Vermehrung von Gaslichtern an den Gallerien. — Geſtern folgte das alljährlich am 28. Sept. ſtattfindende Centralfeſt des landwirthſchaftlichen Vereins, gemeinhin Volksfeſt genannt, wozu ſtets eine Menge Menſchen aus dem ganzen Lande zuſammenſtrömt, auch Abgeordnete der verſchiedenen landwirthſchaftlichen Bezirks-Vereine aus allen Theilen des Landes erſcheinen. So ſtark wie diesmal war jedoch dieſes Feſt noch nie beſucht. Gewiß der zwanzigſte Theil der Bevölkerung des Königreichs war hier auf einem großausgedehnten Wieſenplatze am Neckar auf Cannſtatter Gemarkung beiſammen. Das bunteſte Gewimmel, ſo weit das Auge reicht. Ein großer Kreis von etwa 4000 Fuß im Umfang iſt mit Schaugerüſten u. ſ. w. umgeben, das neugierige Volk aufzunehmen; innerhalb derſelben das königliche Zelt mit Herren und Damen von Hofe. Außerhalb, nach Cannſtatt zu, Bretterhütten und Buden mit Wirthſchaften, Gauklern, Seiltänzern, Glücksſpielen, Stände mit Waaren aller Art. Es iſt ein äußerſt buntes und belebtes immerwechſelndes Bild. Die ganze königl. Familie, der ganze Hof in Galla, wohnt dieſem Feſte, der Vertheilung und Schauſtellung von ausgezeichneten Pferden, Rind- und anderem Vieh, ausgezeichneter techniſcher und Natur-Produkte des Gewerbfleißes und der Landwirthſchaft an; Maſtklettern und Pferderennen bieten ein pikantes Divertiſſement. An dieſem Tage iſt allgemeiner Geſchäftsſtillſtand in Stuttgart, Cannſtatt und Gegend, und Knecht und Magd ſind dienſtfrei. — Der 29. Sept. verändert dieſes Bild wieder in etwas. Der Hof erſcheint abermals auf dem Platze, aber nicht in Galla und Dienſttracht; Alles in Civil. Die hohen Herren, die geſtern Zuſchauer waren, ſind heute meiſt ſelbſt thätig. Es iſt das Pferderennen des unter der Protektion Sr. Maj. des Königs ſtehenden Wettrenn-Vereins, deſſen Mitglieder meiſt dem Adel oder reichen Privatſtande angehören. Das Gewimmel auf dem Platze immer noch ſtark, doch etwas gewählter, weniger Landleute, weniger dienſtbare Geiſter, aber an Städtern ſelbſt faſt Alles, was laufen kann. Die ausgeſetzten Preiſe ſind meiſt ſehr bedeutend. Pferde aus den Privatgeſtüten des Königs, Vollblut, rennen zuerſt, um unter ſich zu ſtechen, aber ohne um Preiſe zu concurriren. Am meiſten Aufmerkſamkeit erregt jedesmal das Rennen im Trabe und das mit Hinderniſſen. — Alle dieſe Feſttage waren vom herrlichſten Wetter begünſtigt.

Vortrag des Juſtizraths Buchner in Darmſtadt in der Generalverſammlung des Zweigvereins der Guſtav-Adolf-Stiftung in Darmſtadt und Beſſungen, am 28. September 1846.

Zunächſt, meine Herren, wende ich mich zu der von Hrn. Hofprediger Dr. Zimmermann öffentlich abgegebenen Erklärung. Dieſe Erklärung ſtand in der großh. heſſ. Zeitung; ſie ging ſpäterhin in die Didaskalia über. Ich habe nichts gegen dieſe Appellation an die Oeffentlichkeit im weiteſten Umfange einzuwenden, aber ſie legt Jedem, welcher der entgegengeſetzten Anſicht iſt, die Pflicht auf, ebenfalls ſeine Meinung über die Sache zu ſagen.

Hr. Hofprediger Zimmermann geht in ſeiner Erklärung auf das Jahr 1843 und auf die in dieſem Jahre zu Frankfurt a. M. abgehaltene

Digitized by Google

Generalverſammlung zurück, in welcher die Statuten des Geſammtvereins feſtgeſtellt wurden. Er ſagt, es ſey damals die ausdrückliche Beſtimmung vorgeſchlagen worden: „ſectireriſche oder ſeparatiſtiſche Gemeinden ſind von der Unterſtützung ausgeſchloſſen." Meine Herren, dieſer Vorſchlag ſtammte von den Hauptvereinen zu Dresden, zu Leipzig und dem Hrn. Hofprediger Zimmermann. Aber die Verſammlung ging nicht darauf ein und die Bemerkung, daß wenn der Zuſatz, welcher lutheriſche, reformirte und unirte Gemeinden als die zu Unterſtützenden bezeichne, eine Stelle finde, jene Beſtimmung völlig überflüſſig erſcheine, ging nur vom Hrn. Pfarrer Schrader und nicht von der Verſammlung aus. Jedenfalls aber beſtreite ich, daß, weil in § 2 der Statuten die Gemeinden, welche die Wirkſamkeit des Vereins umfaſſen ſoll, näher beſtimmt wurden, nun deßhalb auch der Verein ſelbſt nur aus den Mitgliedern ſolcher näher bezeichneten Gemeinden beſtehen und ſeine Hauptverſammlung aus den Mitgliedern ſolcher Gemeinden beſchickt werden müſſe. Dieſe Auslegung widerſpräche dem deutlichen Wortlaute, indem §. 1 im Allgemeinen nur von Gliedern der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche als möglichen Mitgliedern des Guſtav-Adolf-Vereins, alſo vom Subject ſpricht, während § 2 die Gegenſtände der Wirkſamkeit des Vereins, alſo das Object, näher bezeichnet. Dieſe Auslegung widerſpräche aber auch der in die Augen ſpringenden Wahrheit, daß ein Geſetz hinſichtlich der zu Unterſtützenden ſehr leicht andere und ſtrengere Anforderungen mache, als hinſichtlich der zu freier Unterſtützung ſich Vereinigenden. Unter dieſen Umſtänden hat der Rückſchluß des Hrn. Hofpredigers Zimmermann von §. 2 auf §. 1 der Geſammtſtatuten durchaus keinen Werth, und es iſt nicht geſagt, daß die Mitglieder des Vereins ebenfalls entweder Lutheraner, Reformirte, Unirte oder Waldenſer ſeyn müßten. Vielmehr begreifen die Worte des § 1: „Glieder der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche" offenbar Alle, welche auf dem allgemeinſten Grund und Boden des Evangeliums und des Proteſtantismus ihre Stelle genommen haben. Jedes poſitivere Auffaſſen der Bezeichnung Kirche führt ſelbſt beim beſten Willen, ſich davon fern zu halten, zu dogmatiſchen Fragen und Spaltungen, und alſo zu etwas der Hauptaufgabe des Vereins: einem Liebeswerke, ſehr Entgegengeſetzten. Dieſe Anſicht, welche gewiß Alles für ſich hat, was Humanität und Toleranz, fortgeſchrittener Bildung und edlere Zeitrichtung in Anſpruch nehmen, fußt aber auch noch ſehr deutlich in der Geſchichte der Statuten des Guſtav-Adolf-Vereins. Bei der Berathung der Statuten nämlich in Frankfurt a. M. erklärte der Probſt Nielſen aus Schleswig, er wünſche die Sache des Vereins auch zur Herzensſache für alle Proteſtanten gemacht und darum etwas an die Spitze geſtellt, was Alle auffordere, hereinzukommen, ein lautſprechendes Panier, unter dem ſich Alle, die ein Herz hätten für die evangeliſche Kirche, ſammeln könnten. In Begleitung von dieſen Motiven machte Hr. Nielſen dann ſeinen Antrag auf Redaction des §. 1 der Statuten, der Billigung fand. Und dieſer ſo warm und wahrhaft univerſell empfangene § 1 ſollte nun durch's Herbeiziehen eines ſpäteren, einen ganz andern Gegenſtand behandelnden §. in ſeinem Sinn entſtellt werden?

Meine Herren, ich glaube, daß meine Anſicht noch mehr Ihren Beifall gewinnt, wenn ich Sie darauf aufmerkſam mache, wie ihr verehrlicher Vorſtand den §. 1 der Geſammtſtatuten bisher auslegte. M. H. Er nahm römiſche Katholiken, Deutſchkatholiken und Israeliten zu Mitgliedern des Vereins auf. Vielleicht ſagen einige von Ihnen: „Nun, die durften Beiträge bezahlen; Alles zum Ruhm und zum Nutzen des Guſtav-Adolf-Vereins und ſeiner lutheriſchen, reformirten, unirten und waldenſiſchen Schützlinge." Aber nein, meine Herren, ſie durften nicht blos Beiträge bezahlen, vielmehr hatten ſie nach § 3 und 7 der Statuten unſeres Zweigvereins das Recht der activen und paſſiven Wahl und konnte darnach möglicher Weiſe ſich zutragen, daß römiſche Katholiken, Deutſchkatholiken und Israeliten nicht blos Mitglieder des Vorſtandes, ſondern auch durch denſelben zu Deputirten der Hauptverſammlung gewählt wurden. Meine Herren, ich halte für unwahrſcheinlich daß dies geſchieht, ich gebe ſogar zu, daß es ſeine Inconvenienzen hätte, aber ich habe Ihnen nur die ſtrenge Conſequenz des Thuns Ihres Vorſtandes nach der einen Seite gezeichnet, während das Thun eines Mitglieds dieſes Vorſtandes ſo ganz nach der andern Seite ſich gewendet hat.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

Mannheim, 25. Sept.

Wenn man auf der Main-Neckar-Eiſenbahn noch nicht ganz orientirt iſt, ſo erlebt man bisweilen Täuſchungen, wie ich ſie erſt vor einigen Tagen erfahren habe. Auf meiner Reiſe aus dem Norden zu Frankfurt a. M. angekommen, wo ich mehrere vergnügte Tage verlebte, machte ich von dem lockenden neuen Transportmittel bei der Weiterreiſe zunächſt in der Abſicht Gebrauch, zu Langen auszuſteigen und dort bei Dr. B., meinem alten Freunde, einige frohe Stunden zuzubringen. Es blieb jedoch bei meinem bloßen Vorſatze, da ich bei meiner Ankunft in dem Bahnhofe zu Langen zu meiner nicht geringen Ueberraſchung bemerkte, daß dieſer Ort faſt eine halbe Stunde ſeitwärts entfernt liegt und für eine Transporteinrichtung zur Beförderung von Perſonen und Reiſegepäck dahin in keiner Weiſe geſorgt iſt. Mein Entſchluß war bald gefaßt, ich ließ Langen links liegen, nahm ein Billet nach Darmſtadt und ſah mich in 15 Minuten in Mitte des Bahnhofes daſelbſt verſetzt, der mit ſeinen ſchönen Gebäuden einen herrlichen Anblick darbietet. Derſelbe gehört ohne Zweifel zu den ſchönſten, die man in Deutſchland ſehen kann; er iſt ein wahrer Genuß für das Auge. Aber nicht allein für äſthetiſchen, ſondern auch für phyſiſchen Genuß findet man da geſorgt, denn es lachte mir beim Ausſteigen eine Reſtauration entgegen, die mit ihren preiswürdigen Gaben an Speiſen und Getränken meine Erwartungen vollkommen befriedigte. Nachdem ich bei dieſer Gelegenheit auch die geſchmackvollen, großartigen Gebäude im inneren Bahnhofe überblickt hatte, trat ich in das Rheinthor, wo mir die große, breite Rheinſtraße mit ihrer himmelſtrebenden Ludwigsſäule und das ſtattliche Reſidenzſchloß, welches den Proſpect ſchließt, gewaltig imponirte. Da mir zur Fortſetzung der Reiſe bis zum nächſten Bahnzuge ſieben Stunden Zeit blieben, ſo konnte mir ein wie hingezaubertes Gaſthaus, das „Hotel Köhler" (gleich rechts neben dem Rheinthor), nicht erwünſchter ſeyn. Ich übergab daſelbſt meinen Reiſeſack, ſicherte mir ein Couvert für Mittag und trat eine Wanderung durch die Stadt an, bei welcher ich unter anderen auch das Muſeum, die Bildergallerie und das Naturaliencabinet beſuchte, wo die unterſchiedlichen Sammlungen von Gegenſtänden der Natur und Kunſt mich lebhaft intereſſirten. An der ſehr beſetzten Table d'hote fand ich mehrere intereſſante Reiſende, und auch den freundlichen Wirth der Bahnhof-Reſtauration, Hrn. Köhler, dem das Hotel gehört wieder. Auch hier fand ich Alles gut und billig und eilte, begleitet von meinem gefälligen, etwas beleibten, aber doch ſehr flinken Wirth (der mir noch eine köſtliche Traube zuſteckte) in den Bahnhof und Wagen; aber kaum hatte ich die letzte Beere verzehrt, als ich mich zwiſchen Himmel und Erde auf dem Viaduct bei Eberſtadt befand. Schade, daß der Zug ſich ſo bald wieder in Bewegung ſetzte, denn von da aus genießt man eine reizende Ausſicht nach allen Richtungen, ſowohl in die Niederungen des Rheins mit ſeinen Fernen, als nach den belaubten Bergen links mit ſeinen Burgruinen. Der Zug flog dahin, neue Abwechſelungen bietend, und wir waren bald in dem Bahnhofe von Bensheim. Kaum ſtand der Zug ſtill als auch ſogleich eine freundliche hübſche Hebe mit allerhand Getränken an die Wagen trat und Andere, ihr folgend, kalte Speiſen, Kuchen, Torten und andere Leckereien in den gefälligſten Formen offerirten. Ich benutzte die Gunſt des Augenblicks, obſchon bedauernd, nicht länger in dieſer reizenden Umgebung bleiben und mein Glück verſuchen zu können — Achtung! marſch! erſchall es, fort brauſ'te die immer durſtige Locomotive und hielt erſt wieder ſtill, als Papa Frank, bemooſ'tes Haupt, Gaſthalter zum „halben Mond" in Heppenheim, mich freundlich bewillkommte. Mir ging das Herz auf, als ich der fröhlichen Stunden gedachte, die wir ſo oft von Heidelberg aus bei dieſem Biedermann und ſeinem Weine verbrachten. Sein Haus iſt noch daſſelbe und die Eintretenden werden es mit Zufriedenheit wieder verlaſſen. Ich ſchied von dem wackeren Manne mit dem Verſprechen, mich zur Zeit der Weinleſe noch einmal auf Heppenheims Fluren einzufinden und auf den Zinnen der Starkenburg, nach altacademiſcher Gewohnheit, dem gütigen Gotte des Weinſtocks ein feuriges Dankopfer zu bringen.

Berichtigung.

In der geſtrigen Didaskalia, Spalte 6, Zeile 16 von oben lies ſtatt „verbitten" — verbittern.

Theater-Anzeige.

Freitag, 2. Oct. Ein deutſcher Krieger, Schauſpiel in 3 Abth., von Bauernfeld.

Samſtag, 3. Oct. Marie, oder: die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Marie: Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 274. Sonntag, den 4. October 1846.

Die Weintrauben.

(Von Ludwig Hub.)

Sonnenkinder, reich an Süße,
Die ein ſelt'ner Herbſt uns beut,
An euch richtet ſeine Grüße
Frohbewegt der Dichter heut'!
Bergt ihr doch in ſchlichter Hülle
Jenen edlen Götterſaft,
Der mit wunderbarer Kraft
Uns Begeiſt'rung ſchenkt in Fülle.

Die ihr dunkelblau und golden
Heuer uns entgegen lacht
Wie kaum je noch, euch, ihr Holden,
Sey ein Loblied dargebracht!
Lang' nicht ſahen Hermann's Söhne
Euch in der Vollkommenheit;
Denn, ihr Zarten, ihr gedeiht
Selten nur, wie alles Schöne.

Wo's an Licht und Wärme fehlet,
Da iſt eu're Heimath nicht
Und der Geiſt, der euch beſeelet,
Strebt mit Allgewalt zum Licht;
Unverhüllt gibt er des Zechers
Innerſte Gedanken kund.
Ja, die Wahrheit wohnt im Grund
Eines weingefüllten Bechers.

Dieſem Jahr gefiel's, zu bieten
Euch den wärmſten Sonnenſtrahl;
Endlich nach ſo vielen Nieten
Kam der große Preis einmal.
Solchen reichen Herbſt erleben
Unſ're Winzer wohl nicht mehr,
Darum ſollen Lob und Ehr'
Sie dem ſechsundvierz'ger geben!

Ach, ſie harrten lange, lange,
Leere Fäſſer gab es viel
Und den Armen ward es bange
Bei dem undankbaren Spiel.
Da erſcheint ein Herbſt voll Segen,
Gram und Kummer ſind entfloh'n
Und es wird ein ſüßer Lohn
Ihnen, die den Weinſtock pflegen.

Wie ihr uns, vom Rebenlaube
Karg verhüllt, entgegen winkt!
Wie den milden Saft der Traube
Hoffnungsvoll der Kranke trinkt!
Mögen es die Götter fügen,
Daß ihr auch den Dulder heilt,
Der in Dürkheim leidend weilt,
Jordan mit den Kerkerzügen!

Ihr in Naſſau's ſchönem Gaue,
An der Moſel, an der Haardt
Und in Franken, gold'ne, blaue,
Alle ſeyd ihr würz'ger Art!
Und von eu'rem Saft zu ſchließen
Auf den ſechsundvierz'ger Wein,
Muß es wahrer Nektar ſeyn,
Der euch diesmal wird entfließen.

Ja, ihr bergt in eu'rer Schaale
Einen Trank voll Kraft und Geiſt,
Den, perlt er einſt im Pokale,
Hochentzückt der Trinker preiſt.
Wie viel frohe Lieder werden
Tönen, von ihm angeregt!
Waffen ſchenkt er, den ihr hegt,
Wider Sorgen und Beſchwerden.

Oftmals mög' er uns befeuern!
Wenn ihm nur kein Wucher naht,
Uns den edlen zu vertheuern,
Wie er's mit der Brodfrucht that!
Will man uns vom Faß verdrängen,
Geht's mit Wein, wie mit dem Korn,
Dann erwacht des Dichters Zorn,
Kündend ſich in Strafgeſängen.

Der Bauherr.

Hiſtoriſche Novelle von Anton Langer.

(Fortſetzung.)

14. Der Brand.

Die Stille der Nacht, die ſich über das alte Wien herabgeſenkt hatte, war auf eine ſchauerliche Weiſe unterbrochen worden. In einem der unterſten Gemächer brannte noch ein einziges trübes Licht, im höchſten Theil, in den Sparren aber der neuen oder Leopoldiniſchen Burg zuckte plötzlich ein heller, rother Lichtſtrahl

Digitized by Google

auf, und im nächſten Augenblicke züngelte ſchon die Flamme zu einem der Dachfenſter heraus, und leckte gierig am Holzwerke hinauf und hinunter, welches wie Stroh, wie Zunder das Feuer auffing, daß es leiſe kniſternd weiter ſtob. Das iſt der gräßlichſte Moment eines nächtlichen Brandes. Wer je Gelegenheit hatte zuerſt in ſtiller, dunkler Nacht ein Feuer zu entdecken, der wird es wiſſen, daß man vor Entſetzen wie gelähmt ſtehen bleibt, das uns der rothe Brand wie ein Dämon, gegen den wir vergebens ankämpfen, entgegen tritt, und uns faſt die Zunge feſſelt, daß wir ſie vergebens zu bewegen ſuchen, zum lauten Hülferuf. So ging es dem Glöckner von St. Michael, der, nichts Arges ahnend, halb zwiſchen Schlaf und Wachen, weil es eben die Gewohnheit mit ſich brachte, zum kleinen Thurmfenſter hinaus lugte und den rothen Hahn auf der kaiſerlichen Burg ſitzen ſah. Einen Augenblick war er ſo betäubt, daß er ſich nicht zu rathen, noch zu helfen wußte, im nächſten Momente aber ſtürzte er, wie wahnſinnig, in die Glockenſtube und begann mit aller Macht den Glockenſtrang anzuziehen, daß es lauthin ſchallte über die ſchlummernde Stadt. Wenige Minuten darauf begann auch die große Glocke von St. Stephan mit ſchweren, langen Schlägen die Luft zu erſchüttern; es folgten die Schotten und St. Peter, bald ſtimmten auch die übrigen Kirchen ein, und ſelbſt die Vorſtädte läuteten Sturm und die Dörfer in der Runde um Wien gaben das Feuerzeichen und ſtürmten die ſchlummernden Bewohner heraus zur ſchleunigen Hülfe. Erſchrocken waren die Wiener Bürger aufgefahren, als ſie das Nothzeichen vernommen, aber raſch und entſchloſſen rüſteten ſie ſich und eilten auf die beſtimmten Plätze. Es war eine furchtbare Scene. Von Minute zu Minute krachten die Lärmkanonen, unabläſſig raſſelte die Feuertrommel; hierhin, dorthin drängte der Menſchenhaufe, Fackeln wehten, Roſſe wieherten, Flüche ſchallten; kräftige Männer brachen ſich Bahn durchs Volksgewühl, um zur Rettung zu eilen; Wagen mit Waſſer flogen herbei, und inſtinktmäßig wich die drängende Menge vor den ſchnaubenden Roſſen. Es war alle jene Verwirrung, die wir noch heut zu Tage ſchauen, wenn irgendwo ein großer Brand ausbricht, noch vermehrt durch die damaligen Zeitumſtände, in denen an eine regelmäßige Feuerordnung nicht zu denken, obwohl zu wiederholten Malen in dieſer Beziehung Geſetze gegeben worden waren. Mit einem Male verbreitete ſich auch im Volke das Gerücht, das Feuer ſey angelegt, dunkle Sagen von Juden und Türken, die es gethan haben ſollten, gingen von Mund zu Munde; ganz Wien ſollte brennen, hieß es; der Schrecken wurde dadurch auf's höchſte geſteigert, und mißtrauiſch betrachtete der Nachbar den Nachbar beim Scheine der zahlreichen Fackeln, welche die Nacht in einen unheimlichen, grellrothen Tag verwandelten. Während nun die Furchtſamen nach Hauſe eilten, um zuſammen zu packen und, wenn das Gerücht von einem allgemeinen Brande wahr wäre, zu retten, was zu retten ſey, drängten die Muthigen, unter ihnen die Bürger alle, vorwärts nach der Burg. Bereits ſtand dieſe ganz in Flammen, aber mit dem Dache zugleich brannte das erſte Stockwerk, denn an einem Reparaturgerüſte war die Flamme bis zu dieſem herabgeſtiegen, und ſo loderten jetzt zwei Feuerzeilen parallel über einander; klirrend zerſprangen die Fenſter, durch den Dampf und Rauch flogen manchmal wie Leuchtkugeln ganze Feuerballen und rothglühende Rinnen hingen an den Mauern herab, während vom Dache geſchmolzenes Blei wie ein Strom quoll. Bereits ſah man die Flamme hie und da im Innern der Gemächer vorwärts lecken, und die Tapeten gaben den gierigen Funken gerne Raum und loderten wie Stroh auf. Dazwiſchen rannten händeringende, jammernde Geſtalten, die mit Rettung beſchäftigt waren; keuchende Hofbediente im Nachtkleide, Zoſe und Hatſchier in buntem Gemenge retteten ſich ſelbſt und was zu retten ſonſt noch war; in das Fluchen und Brüllen der Feuermänner, in die haſtigen, rückſichtloſen Kommandowörter miſchte ſich das Kreiſchen der Weiber und jenes dumpfe Getöſe, welches durch eine große, eifrig ſprechende Volksmaſſe erzeugt wird; Einzelne ſtürzten ſich in die Flammen, um die ſchlaftrunkenen Inwohner zu retten; thätig arbeiteten die herbeigeeilten Soldaten; ihre Küraſſe blitzten im Lichte des Brandes, unaufhörlich flog der Waſſerſtrahl nach den bedrängten Stellen, aber im Augenblicke war er in der ungeheuern Gluth zu Dampf zerſtoben, und unaufhaltſam rückte die Flamme weiter. Nur jener gewaltige Thurm, der an der Stelle des heutigen Schweizerhofes ſtand, verwehrte mit ſeinen rieſigen, aus Quadern gethürmten Mauern der Gluth das Weitergreifen, und dunkel gegen das Feuermeer ſich abzeichnend, ſtand er da wie eine finſtre, Halt gebietende Rieſenhand, über die hinaus der Brand ſich nimmer erſtrecken ſollte.

Auf ſeinem Poſten am Freiſinger Hofe ſtand Jean d'Auvers und beobachtete mit ſichtbarem Wohlbehagen den Fortgang des Feuers. Es war jedoch ſonderbar, daß dieſer Mann, der ſo leicht vor keinem Frevel zurückſchauderte, heute vor Jedem erſchrack, der ihn ſcharf in's Auge faßte. Ein Mal, als man eben aus dem nächſten Brunnen einen Waſſerwagen füllte, faßte ihn ein ſtämmiger Kerl am Arme und rief ihm barſch zu: „Ei Herr, was ſteht Ihr müßig, greift zu und legt Hand an, wenn Ihr ein Ehrenmann und gut kaiſerlich ſeyd!“ Und der Herr Marquis ſtellte ſich augenblicklich, um keinen Verdacht zu erregen, an die Pumpe und arbeitete wacker mit.

Eben, als er im eifrigſten Pumpen begriffen war, bemerkte er beim Scheine einer Pechfackel ein bekanntes Geſicht. Es war Iſak, der Junge des Juden Aſcher Ben Iſrael, der, durch das Volksgewühl ſich ſchleichend, ſorgſam nach allen Seiten ſpähte, gleichſam, als ob er Jemand ſuche. Der edle Sohn des Schuſters von Rouen hatte ihn kaum erblickt, ſo reichte er den Pumpenſchwengel ſeinem Nachbar und ſprach: „Seyd ſo gut, Freund, und arbeitet einen Augenblick für mich; ich habe ein ſolches Gebreſte in den Gliedern, daß ich umfallen würde vor Mattigkeit, ſo Ihr mich nicht ablöſ't und ich mich ſtärken kann mit einem Glaſe Wein.“

„Na, ſo geht nur,“ brummte der Nachbar, ein baumſtarker Handlanger, und griff nach dem Pumpenſchwengel, „Euch ſieht man's auch an, daß Ihr der Arbeit nicht gewohnt ſeyd. Geht nur, ich hoffe aber, daß Ihr wieder zurückkommt, ſo Ihr ein ehrlicher Kerl ſeyd.“

„Auf jeden Fall,“ ſagte der Herr Marquis, und ſtürzte in's Gedränge. Schnell hatte er den Judenjungen erreicht, und ihn beim Kragen faſſend, raunte er ihm in's Ohr: „Hat Dich die Neugierde hereingetrieben, Spitzbube, oder iſt ſonſt etwas Abſonderliches vorgefallen?“

Iſak wandte ſich um, und als der Marquis ſein bleiches verſtörtes Geſicht in der Nähe ſah, ahnte er gleich, daß nicht Alles gut ſtehe, und fuhr mechaniſch mit der Hand nach dem Hals, während der Junge verſetzte: „Ach Herr Marquis, Alles iſt verloren, hier iſt's gefährlich, ſo kommt an einen abgelegneren Ort, daß ich Euch's ſage.“

Schnell zog der Marquis den Burſchen fort in einen abgelegenen Winkel des Schloſſergäßchens; dort fragte er: „Nun ſchnell, was giebt's?“

„Die Rumorwache iſt gekommen,“ berichtete Iſak, „und die Herren des Rathes mit Bewaffneten und Bürgeraufgebot, ſie haben unſer Haus dergeſtalt umzingelt, daß auch nicht eine Maus unbemerkt hätte heraus kommen können; als dies mein armer Herr merkte, mochte er wohl einſehen, daß nun nichts anderes mehr für ihn zu thun ſey, als zu ſterben. Da nahm er eines von den wunderbaren Giften, in deren Bereitung er Meiſter war, und als die Herren vom Rathe eindrangen, fanden ſie einen Sterbenden.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Fragmente aus Volney's Ruinen.

(Von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

Nachdem die verſchiedenen Gruppen Platz genommen hatten und auf den Lärm der Maſſen Ruhe gefolgt war, nahmen die Geſetzgeber das Wort und ſprachen: „Ihr Oberhäupter und Lehrer der Völker, Ihr ſeht, wie ſeither die verſchiedenen Völker verſchiedenen Syſtemen gefolgt ſind. Jedes Volk glaubt auf der Bahn der Wahrheit zu gehen; da aber die Wahrheit nur Eine ſeyn kann und Eure Meinungen darüber verſchieden ſind, ſo kann doch nur Eine derſelben die rechte ſeyn. Wo aber ſo viele Menſchen irren können, wer wollte da behaupten, daß er allein nicht irre? Wir wollen daher Alle die Wahrheit ſuchen, als ob Keiner ſie beſäße, und bei unſeren Spaltungen und Verſchiedenheiten der Anſicht wollen wir duldſam und friedfertig ſeyn. Bis auf den heutigen Tag haben die Meinungen, welche durch Zufall entſtanden und ohne weitere Unterſuchung angenommen worden ſind, oder welche ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht ſtillſchweigend fortgeerbt haben, ihre Herrſchaft durch Gewohnheit behauptet. Sind Sie wirklich gegründet, ſo iſt es Zeit, ihnen den Stempel der Gewißheit aufzudrücken; wir wollen prüfen und forſchen, um Dasjenige beizubehalten, was durch die Beiſtimmung von Allen anerkannt werden wird."

Der Reihe nach kam nun das Wort an die vordere Fahne zur Linken, und die Oberhäupter derſelben ſprachen: „Es ſteht nicht zu bezweifeln, daß unſere Lehre die einzig wahre und heilbringende iſt, denn erſtens hat Gott ſelbſt ſie offenbaret." — „So auch die unſrige!" — riefen alle Fahnen zugleich — „Niemand darf daran zweifeln." Aber die Geſetzgeber erwiederten, daß ſie wenigſtens dargelegt werden müſſe, damit man die Gründe kennen lerne. Die erſte Fahne rief: „Unſere Lehre iſt durch eine Menge von Thatſachen erwieſen, durch Todten-Erweckungen, durch ausgetrocknete Ströme und verſetzte Berge, durch Wunder aller Art u. ſ. w." Die Andern behaupteten von ihrer Religion daſſelbe und Jeder fing an, von der Seinigen die wunderlichſten und ſonderbarſten Dinge zu erzählen. Hierauf verlangten die Geſetzgeber den Beweis durch lebende Zeugen, aber es wurde ihnen erwiedert, daß die Thatſachen alt und die Zeugen längſt geſtorben ſeyen. Die Anhänger der verſchiedenen Religionen beriefen ſich alsdann auf ihre Märtyrer, welche für den Glauben geſtorben ſeyen und denſelben mit ihrem Blute beſiegelt hätten; ſie fügten hinzu, daß ſie heute noch bereit ſeyen, daſſelbe zu thun und für ihre Ueberzeugung zu ſterben; Einige fingen ſogar an, ſich den Körper zu zerfleiſchen und allerlei Qualen aufzuerlegen, worauf aber die Geſetzgeber ſagten: „Laßt das, denn wenn Ihr durch Auferlegung von Qualen beweiſen wolltet, daß zweimalzwei vier wäre, ſo würde dieſe Wahrheit dadurch nicht gewinnen, und wolltet Ihr dadurch beweiſen, daß es fünf wären, ſo würde man es darum doch nicht für wahr halten können. Eure Ueberzeugung iſt eine perſönliche und hat nur wenig Geltung, da ſie im Weſen der Sache nichts verändert. Es müſſen ſich jedenfalls Viele unter Euch betrügen, und wenn ſie ſich dennoch für überzeugt halten, was beweiſ't alsdann die Ueberzeugung des Menſchen? Wenn der Irrthum ſeine Märtyrer findet, wo iſt denn das Zeichen der Wahrheit, und wenn auch die böſen Geiſter Wunder wirken können, wo bleibt denn der Sieg der Guten? Keiner von uns hat volle Gewißheit über Dasjenige, was heute geſchieht oder geſtern geſchehen iſt, wie könnten wir daher eine ſolche Gewißheit für Dinge in Anſpruch nehmen wollen, die ſich vor Jahrhunderten oder gar vor Jahrtauſenden zugetragen haben? Die Geſetze der Natur ſind unwandelbar, aber unſer Geiſt iſt dem Irrthum unterworfen. Es iſt dem ganzen Menſchengeſchlechte leichter, ſich zu betrügen, als nur eines Sonnenſtäubchens Natur vollkommen zu ergründen." Hierauf erwiederte ein Gottesgelehrter: „Ihr möget Recht haben und ich will zugeben, daß wir durch Beweiſe, die auf unſicheren Thatſachen beruhen, zu keinem Ziele gelangen würden. Wir wollen daher nur ſolche gelten laſſen, die auf Vernunftgründen beruhen, und nur dieſe ſollen entſcheiden."

Hierauf begannen die verſchiedenen Parteien, ihre Gründe geltend zu machen und Dasjenige vorzubringen, was ſie zur Unterſtützung ihrer Religions-Syſteme für weſentlich und förderlich hielten. Aber auch hier konnten ſie zu keiner Uebereinkunft gelangen, und was die Einen für unbezweifelt und des vollen Glaubens würdig hielten, das verwarfen die Andern. Muhamedaner, Chriſten und Juden ſtritten über das höhere Alter und über den höheren Werth ihrer Religionen, während die Anhänger des Zoroaſter ihnen allen überlegen zu ſeyn vorgaben. Die Zänkereien nahmen kein Ende, und die Geſetzgeber ſahen ſich daher genöthigt, das Wort zu ergreifen und Ruhe zu gebieten. Sie ſprachen: „Ihr Lehrer der Völker, Ihr ſeyd erſchienen, um die Wahrheit aufzuſuchen, und Jeder von Euch hat anfänglich unbedingten Glauben gefordert. Später ſeyd Ihr dahin übereingekommen, Eure Gründe auszutauſchen und Euch über die Streitpunkte zu verſtändigen. Ihr habt Thatſachen angeführt; da aber jede Religion, jede Sekte ſo gut als die andere ihre Wunder und ihre Märtyrer zu haben vorgibt, da jede ihre gültigen Zeugniſſe zu beſitzen glaubt und bereit iſt, dieſe mit Gut und Blut zu beſiegeln, ſo konnte die Wagſchale weder zum Vortheile des Einen noch zu dem des Andern ausſchlagen, und die Sache mußte unentſchieden bleiben. Wir ſind hierauf von den hiſtoriſchen Beweiſen zu den Vernunftgründen übergegangen, aber dieſelben Argumente ließen ſich auf ganz verſchiedene Lehrſätze anwenden, und dieſelben Behauptungen wurden gleich willkürlich auf dieſelbe Weiſe vorgetragen und verworfen. Es hat ſich nichts erweiſen laſſen, und die Zuſammenſtellung und Vergleichung Eurer Sätze hat ſogar noch größere Schwierigkeiten erregt; denn mitten durch dieſe ſcheinbaren oder zufälligen Verſchiedenheiten hat ihre Enthüllung Euch einen ähnlichen Grund, einen gemeinſchaftlichen Plan gezeigt. Jeder hat ſich für den ächten Erfinder und für den treuen Aufbewahrer der reinen Lehre erklärt und die Andern des Betruges und des Plagiats beſchuldigt, und ſo iſt die ſchwierige Frage in Betreff der Uebertragung der Religions-Ideen von Volk zu Volk entſtanden. So ſind wir endlich auf Grundlagen gekommen, welche den Sinnen unerreichbar ſind und für uns in nebelgrauer Ferne liegen, ſo daß wir eingeſtehen müſſen, nur die Echo's unſerer Vorfahren zu ſeyn, und auf Treu und Glauben hinzunehmen, was dieſe uns überliefert haben. Auf ſolche Art wird das ganze Gebäude dieſer Religions-Meinungen ein ſehr verworrenes hiſtoriſches und metaphyſiſches Problem, und wir müſſen auf anderem Wege eine Löſung der Streitfragen verſuchen. Weil alle dieſe Meinungen, ſo ſeltſam und ſo verworren ſie auch ſind, einen Urſprung haben müſſen, ſowie die Ideen, ſelbſt die abſtrakteſten, ein phyſiſches Urbild in der Natur haben, ſo kommt es darauf an, zu dieſer Quelle hinaufzuſteigen, um dieſes Urbild zu entdecken, oder mit andern Worten, zu erforſchen, woher in der Seele des Menſchen dieſe ſo verworrenen Ideen von der Gottheit, von allen unkörperlichen Weſen, von Belohnung und Beſtrafung jenſeits u. ſ. w. entſtanden ſind. Sind alſo Menſchen unter Euch vorhanden, welche über den Urſprung und die Grundbegriffe der verſchiedenen Religionen und über deren Fortgang oder Rückſchritt nachgedacht und in den Büchern der Geſchichte eben ſo ſehr geforſcht haben, als in denen der Philoſophie, ſo mögen ſie hervortreten, damit wir nochmals verſuchen, ob wir einige Ordnung in dieſes Chaos bringen und der Wahrheit etwas näher rücken können." So ſprachen die Geſetzgeber, und der von ihnen gemachte Vorſchlag wurde angenommen, worauf neue Debatten über den Urſprung und die Kindheit der Religionsbegriffe begannen, welchen Volney die nun folgenden Capitel ſeines gehaltreichen Buches gewidmet hat.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Witz von Dobritz.) Ein Knabe von Dobritz hatte bei Gelegenheit eines Streites den Sohn eines hohen Staatsbeamten gehörig durchgeprügelt. Wuthentbrannt eilte der Vater des Geſchlagenen zu Dobritz. „Ihr ungezogener Junge,“ hub er hier an, „hat meinen Carl mißhandelt, und ich muß darauf beſtehen, daß Sie ihn auf der Stelle exemplariſch beſtrafen.“ — „Gut!“ erwiderte Dobritz, „wenn ſich die Sache ſo verhält, wie Sie erzählen, ſoll der Junge ſeiner gerechten Strafe nicht entgehen. Ich werde ihn nicht zum Mittagstiſche und hungrig in die Schule gehen laſſen.“ — „Dieſe Strafe ſteht in keinem Verhätniſſe zu ſeinem Vergehen,“ fuhr der aufgeblaſene Staatsdiener fort, „zudem will ich Zeuge der Beſtrafung ſeyn, und verlange deshalb, daß ſie zur Stelle vollzogen werde.“ — „Zur Stelle?“ fragte Dobritz weiter; „auch das ſoll geſchehen, nur werden Sie mir in dieſem Fall erlauben, daß ich mich vorher genau erkundige, ob ſich die Sache auch wirklich ſo verhält, wie Sie angeben.“ Er ließ hierauf ſeinen Sohn kommen und fragte ihn mit möglichſt affektirter Aufgebrachtheit, ob es wahr ſey, daß er den Sohn des Hrn. X. geſchlagen habe? — „Ja!“ antwortete dieſer unerſchrocken. — „So!“ ſagte Dobritz mit dem ganzen Vorrath der Vaterwürde, über den er zu gebieten vermochte — „ſo! — Nun; ſo biſt Du hiermit feierlichſt von mir enterbt! — Sind Sie zufrieden mit dieſer Strafe, Hr. X.“ — (Wer die ungeordneten Finanzverhältniſſe von Dobritz kennt, wird es begreiflich finden, daß durch dieſen luſtigen Einfall ſelbſt der Zorn des Hrn. X entwaffnet wurde.) (Ulm. Schnellp.)

Die vierte Lieferung (S. 351—454) der von Pfarrer Gollhard zu Dortelweil herausgegebenen Predigt-Parallelen, Pfingſt-, Trinitatis- und Erntefeſt umfaſſend, iſt vor kurzem erſchienen. In der nächſtfolgenden fünften, welche den eigentlichen Text des Werkes ſchließt, werden auch an paſſender Stelle die meiſten der bei Luther's diesjähriger Todtenfeier in allen Gegenden Deutſchlands im Druck erſchienenen Kanzelvorträge ihre Stelle erhalten.

(Hamburg, 27. Sept.) Heute fand bei für die ſpäte Jahreszeit nicht ungünſtigem Wetter die Alſter-Regatta ſtatt. Das lebhafte Intereſſe, welches die Regatta ſchon bei ihrem erſten Entſtehen erregte, hat ſich jedes Jahr geſteigert und auch dieſes Jahr eine ſehr große Menge von Zuſchauern hinausgelockt, die theils auf der Tribüne und der Uhlenhorſt, theils in Böten auf der Alſter und an den Ufern derſelben verſammelt waren. Es fanden ſieben verſchiedene Wettrudern ſtatt. Einen ſehr angenehmen Eindruck machte die Ordnung, welche überall herrſchte, eine Folge der ſehr umſichtigen Anordnung der Comitée's.

Vortrag des Juſtizraths Buchner in Darmſtadt

in

der Generalverſammlung des Zweigvereins der Guſtav Adolf-Stiftung in Darmſtadt und Beſſungen, am 28. September 1846.

(Schluß.)

Hr. Hofprediger Zimmermann ſchilderte im Verlaufe ſeiner Erklärung mehrere Verſuche, welche von ihm gemacht wurden, Hrn. Rupp zu vermögen, bei der Hauptverſammlung nicht als Deputirter zu erſcheinen oder von derſelben ſich wieder weg zu verfügen. Meine Herren, ganz abgeſehen von der voraussichtlichen Erfolgloſigkeit und der ſonſtigen Mißlichkeit dieſer Verſuche, kann ich ſie auch ſonſt nicht billigen. Denn dieſe Erſcheinungen in unſerer proteſtantiſchen Kirche, dieſe welthiſtoriſchen Erſcheinungen, ſollten und mußten auch officiell zur Kenntniß des Guſtav-Adolf-Vereins kommen und er mußte eine ausgeſprochene Stellung dazu einnehmen, und wenn nicht der Name Rupp, ſo hätten andere Namen ſpäter oder früher doch dieſelbe Nothwendigkeit herbeigeführt.

Es iſt ſchon von einem Mitgliede des verehrlichen Vorſtandes, Hrn. Rentner C. C. Hoffmann, öffentlich darauf aufmerkſam gemacht worden, daß die Hauptverſammlung in Berlin die eigene Anſicht (die eigene Stellung) des Hrn. Dr. Rupp gar nicht hätte in Anſchlag bringen dürfen, „da er als Abgeordneter eines anerkannten Hauptvereins erſchien und dieſer in der Perſon ſeines Abgeordneten geachtet werden mußte.“ Und gewiß hat auch dieſe Anſicht Alles für ſich. Die Hauptverſammlung mußte ſich auf die Frage beſchränken: „Iſt Dr. Rupp durch Vollmacht eines anerkannten Hauptvereins gehörig legitimirt?“ Die Hauptverſammlung hatte dies zu wahren, ſonſt nichts, und indem ſie ſich darüber hinaus begab, trat ſie auf einen ſchwankenden Boden. Außerdem, wenn die Hauptverſammlung das Recht in Anſpruch nähme, zu prüfen, ob ein Deputirter der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche in einem beſtimmten Sinn angehörte, ſo dürfte ſie am Ende auch hinſichtlich aller Vereinsmitglieder, weil auf ihnen die Wahl der Deputirten beruht, daſſelbe thun. Wie übrigens der Ausſteller einer Urkunde am beſten über deren Sinn Auskunft zu geben vermag, ſo mußte auch der Dr. Rupp, wenn etwas darauf ankam, am beſten ſagen können, ob er noch Glied der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche ſey. Und er hat es, nach der Erklärung des Hrn. Hofpredigers Zimmermann, gethan. Er ſagte: „er ſey nicht ausgeſchieden aus der allgemeinen evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche, ſondern nur aus der preußiſchen Conſiſtorial- oder Landeskirche.“ Hr. Hofprediger Zimmermann äußerte ſich in ſeiner Erklärung günſtig über Hrn. Dr. Rupp. Er ſey, ſagte er von ihm, ihm immer als ein „Ehrenmann“ geſchildert worden. Aber warum glaubte er da nicht dieſem Ehrenmanne, warum ließ er den von ihm aufgeſtellten Unterſchied nicht zu, warum ſtellte er ſich außerhalb der Einwirkung des Umſtandes, daß vor ihm 14 Preußen für und nur 7 Preußen gegen Hrn. Rupp geſtimmt hatten, warum vergegenwärtigte er ſich nicht die Unmöglichkeit, möglicher Weiſe mehr als 38 verſchiedene ſogenannte Landeskirchen und ob man ihnen angehöre, einer Prüfung zu unterwerfen, warum erinnerte er ſich nicht der Statuten unſeres Zweigvereins, in welchen das Wort Kirche auch nicht einmal vorkommt, warum erinnerte er ſich nicht, daß die Hauptverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins keine Sitzung eines Gerichts iſt, ſondern daß ſie mehr die Natur eines großen nationalen Körpers hat, welcher nicht den Geiſt einem Buchſtaben opfert, den man ſo und ſo auslegen könnte, warum dachte er nicht daran, daß, wie er ſelbſt in ſeiner neulichen Erklärung geſagt, er in ſeinem Aufrufe vom 31. Oct. 1841 auch die Secten im Auge hatte, und warum kehrte er nicht in dieſem Augenblicke zu jener ſeiner Intuition zurück, warum endlich fragte er ſich nicht: Was halten wohl deine Auftraggeber von der Sache und wie denkt man am Rhein, in der lichten Heimath, davon?

M. H. Ich wollte mit dieſem Vortrage keine Anklage gegen Hrn. Hofprediger Zimmermann erheben und eben ſo glaube ich, mich in demſelben von Perſönlichkeiten ferne gehalten zu haben. Dabei erkenne ich mit Aufrichtigkeit die vielen Verdienſte an, welche Hr. Hofprediger Dr. Zimmermann um den Guſtav-Adolf-Verein hat, aber nach Lage der Sache glaubte ich auch nicht anders ſprechen zu dürfen.

M. H. Ich unterſtütze den Antrag des Hrn. C. C. Hoffmann. *)

*) Dieſer lautete: „Mein Antrag geht dahin: „der Verein wolle erklären: daß er die Abſtimmung des heſſiſchen Abgeordneten Hrn. Hofpredigers Dr. Zimmermann für die Nichtannahme des Hrn. Dr. Rupp bei der Central-Verſammlung in Berlin nicht als in ſeinem Sinn geſchehen erkenne, daß er im Gegentheil Rupp's Zulaſſungsrecht als Abgeordneten des Königsberger Hauptvereins als begründet erachte und gegen deſſen Ausſchließung proteſtire. Er bittet, dieſen Proteſt nicht allein dem Vorſtand des gr. heſſ. Hauptvereins und dem Vorſtand des deutſchen Centralvereins bekannt werden zu laſſen, ſondern auch denſelben durch die gr. heſſ. Zeitung zu veröffentlichen.“ — Der Antrag wurde nach lebhaften Discuſſionen mit 49 gegen 31 Stimmen angenommen.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 3. Oct. Marie, oder: die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Marie: Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Sonntag, 4. Oct. Der Weltumſegler wider Willen, abenteuerliche Poſſe mit Geſang in vier Bildern von Räder, Muſik von Cantal.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 275. Montag, den 5. October 1846.

Der Bauherr.

Hiſtoriſche Novelle von Anton Langer.

(Fortſetzung.)

„Donner und Blitz!“ ſagte der Marquis, „der alte Aſcher hat wie ein Mann gehandelt, ich hätte das der alten Judenſeele gar nicht angeſehen; nun weiter!“

„In der Verwirrung, die über den unvermutheten Selbſtmord herrſchte, fand ich Gelegenheit zu entkommen, und ich eilte, um Euch zu finden. Wahrſcheinlich kommen ſie jetzt ſchon nach; aber ich habe Euren Poſten, die ich auf der Straße fand, die Mähre berichtet; ſie antworteten, daß Ihr ihnen für einen ſolchen Fall ſchon einen Rettungsplatz, eine Zuflucht beſtimmt hättet, und haben ſämmtlich Reißaus genommen.“

„Teufel!“ ſagte der Marquis, „es bleibt für uns auch nichts anderes zu thun übrig, wenn die Sache doch ein Mal verrathen iſt. Die Hauptſache iſt denn doch, daß mir Ecompartoi die Urkunde bringt, und er mag ſehen, wie er damit fertig wird. Sage mein Burſche,“ wandte er ſich an Iſak, „willſt Du in unſere Dienſte treten, Du ſcheinſt mir ein entſchloſſener Kerl zu ſeyn, und ſolche haben wir nie zu viel; die Hand her, wenn's Dir recht iſt!“

Iſak ſchlug ein, und der Marquis zog ihn raſch fort; die wenigen Poſten, die noch nicht wußten, daß der Anſchlag mißglückt ſey, wurden raſch von den Beiden unterrichtet und zogen ſich augenblicklich zurück. Ueber Hals und Kopf eilten ſie die Thore zu gewinnen, und obwohl dieſe in der Regel geſperrt waren, ſo blieben ſie doch während dieſer ſchrecklichen Nacht, in welcher mit jedem Augenblicke faſt Hülfe aus den Vorſtädten herein kam, offen, und ſo war es möglich, daß in der allgemeinen Verwirrung die Mordbrenner-Bande bis auf einige wenige, die ſich in Kellern und andern Schlupfwinkeln verkrochen, glücklich entkam und auf der Straße gegen Guntramsdorf ſich flüchtete.

Inzwiſchen eilte der Haufe von Bewaffneten, die unter des Rathsherrn Preinhuber Befehl zur Habhaftwerdung des Juden ausgezogen waren, im Sturſchritte nach der Stadt zurück. Der Rathsherr wollte nach dem in Aſchers Hauſe vorgefundenen Plane die einzelnen Poſten der Mordbrenner-Bande, die ſich am Wege finden mußten, aufheben laſſen, allein Vogelſang gab ihm den richtigen Rath, keine Zeit zu verlieren, ſondern unverzüglich nach der Burg zu eilen, dort würde man offenbar die Rädelsführer finden. Den Herren war es einleuchtend, rüſtig marſchirten ſie weiter, als ſie über den Graben an Preinhubers Hauſe vorbeizogen, ſahen ſie am Fenſter zwei weibliche händeringende Geſtalten. Schnell entſendete Vogelſang einen Knecht, um ſie zu beruhigen Dann aber ging es wieder vorwärts, und in wenig Augenblicken erreichten ſie den Burgplatz.

Der Brand war langſam aber unaufhaltbar ſeinen Gang gegangen. Bereits brannte die ganze Leopoldiniſche Burg, und da man die Unmöglichkeit einſah, dem Feuer durch Löſchen Einhalt zu thun, ſo beſchränkte man ſich darauf, die Gärten und Gartenhäuſer zu demoliren, welche in der Gegend des heutigen Amalienhofes ſtanden und zum Luſtgarten für den Hof dienten. Die ſchönſten Bäume, die prächtigſten Pavillons wurden unerbittlich umgehauen, damit ſie das Feuer nicht weiter in die Stadt verbreiten ſollten; auf der andern Seite gebot jener flammenfeſte Thurm, der wie ein ſteinerner Wächter zum Schutze der alten Burg da ſtand, dem Brande von ſelbſt Einhalt.

An die Stelle der erſten Aufgeregtheit war eine allgemeine Kleinmüthigkeit gefolgt. Kaum vermochte der neuangekommene Hauſe des Rathsherrn die Leute zur friſchen Thätigkeit anzuſpornen; nichts deſto weniger griffen ſie noch ein Mal zum Löſcheimer und legten wacker Hand an, wenn auch ihre Bemühungen nicht den geringſten Erfolg hatten. In dieſem Augenblicke fuhr aus jenem Theile der Burg, welcher noch unverſehrt war, nämlich vom obern Ende nächſt dem Cyllierhofe, (auch die Rudolphsburg genannt), ein eigenthümlicher Prachtwagen, vor dem die Menge ehrfurchtsvoll auswich. Die bleiche bekümmerte Frau, welche darinnen ſaß, war Margaretha Thereſia, Tochter Philipps IV. von Spanien, Kaiſer Leopolds Gemahlin. Mit inniger Theilnahme hingen die Blicke des Volkes an der bleichen ſchönen Frau, die tödtlich erſchreckt, kaum ihrer Sinne mächtig war. Ihr zur Seite ritt Kaiſer Leopold ſelbſt; auch er war mächtig bleich, und der krampfhaft zuſammengekniffene Mund verrieth die Bewegung, die in ſeinem Innern vorging. Er war hoch und ſtattlich anzuſehen, als er ſo auf dem ſchnaubenden Roſſe ſaß, und von Zeit zu Zeit einen wehmüthigen Blick hinüberwarf auf die Burg, die er gebaut, die ſein Lieblingsſitz geworden, aber er faßte ſich männlich, und geleitete ſtandhaft den Wagen ſeiner Gemahlin bis in die alte Burg; auch der Bürgermeiſter Holzer und eine Schaar Trabanten eskortirte den Wagen; kaum aber war die kaiſerliche Frau in Sicherheit, ſo kehrten ſie auch wieder auf den Burgplatz zurück.

Ehrerbietig drängte ſich die Menge um den Kaiſer, daß dieſer gerührt von der Theilnahme ſeines Volkes ſprach: „Ich danke Euch, Kinder, für Euren guten Willen, aber die Burg iſt nicht mehr zu retten; ſo laßt ſie in Gottesnamen brennen und ſchützt die Nebengebäude.“

In dieſem Augenblicke ſtürzte ein todtenblaſſer Trabant herbei und rief wehklagend, daß die Kaiſerin Mutter und die Prinzeſſinnen Eleonore und Anna Joſepha noch in der brennenden Burg wären.

„Herr Jeſus, ſey uns gnädig!“ rief der Kaiſer, und war wie der Blitz vom Pferde herunter. Der Bürgermeiſter hielt ihn. „Ew. Majeſtät!“ rief er erſchreckt, „um Gotteswillen, der Trakt, den die durchlauchtigſte Frau bewohnt, ſteht in hellen Flammen.“

„Nun,“ rief der Kaiſer, ſich ſtolz losmachend, „und iſt es

Digitized by Google

darum nicht meine Pflicht, meine Mutter und meine Schweſtern zu retten. Leitern herbei, wir müſſen hinein!"

Aber die Seinigen hielten den großherzigen Kaiſer zurück, und im Nu hatte ſich eine Schaar von Freiwilligen gebildet, welche verſprachen, mit Gefahr ihres Lebens die Bedrohten zu retten. Aus ihrer Mitte trat Meiſter Vogelſang mit beſcheidenem Anſtande vor den Kaiſer und ſprach: „Ew. Majeſtät, ich habe eine große Schuld gut zu machen und ich will es thun. Ich kenne jene Gänge genau, ſo wie die geſammte Burg, da ich ſelbſt den Plan dazu geſchaffen, und ſo gehe ich mit Gott, und will entweder die durchlauchtigſten Frauen retten, oder in den Flammen mein Grab finden."

Im Augenblicke waren Leitern, Haken und Brecheiſen zur Hand; eine kleine, aber auserleſene Schaar entſchloſſener Männer, unter ihnen auch der alte Konrad, drängten ſich um den muthigen Baumeiſter, welcher mit Umſicht ſeine Befehle ertheilte. Mit ängſtlicher Neugierde folgte das Volk allen Bewegungen, denn bereits hatte ſich die Kunde von der Gefahr verbreitet, in welcher die geliebte Kaiſerin ſchwebte, und ein dumpfes Schweigen trat ein, als die kleine Schaar, Vogelſang an ihrer Spitze, durch die bereits brennenden Thüren eintrat, während ein Feuerregen ſie von allen Seiten umſtob, und der dunkel aufqualmende Dampf die kühnen Eindringlinge zu erſticken drohte.

(Fortſetzung folgt.)

Dahlmann's Zeitanſichten.

Die „Mainzer Zeitung" brachte letzter Tage ein Schreiben Profeſſor Dahlmann's, das über mancherlei Verhältniſſe ſo klare und richtige Anſichten enthält, daß wir nicht umhin können, daſſelbe nachträglich hier mitzutheilen. Bekanntlich war Dahlmann zur Mitwirkung an der neu zu begründenden „Deutſchen Zeitung" aufgefordert worden; er hat aber jede Betheiligung daran durch nachſtehendes Schreiben abgelehnt:

„An die verehrten Herren Unterzeichner des Zeitungs-Programmes vom 27. Juni dieſes Jahres. Ihre gütige Aufforderung, mir von Hrn. Prof. Lohbauer kürzlich überbracht, hat mich auf das wiederholte Studium Ihres Programmes und ſo auf drei Bedenken geführt, die ich Ihnen in aller Aufrichtigkeit mittheilen will.

Erſtens. Ihre Zeitung will Freundin der Regierung ſeyn, daher zunächſt Gegnerin der Oppoſition. Wenn Sie nun unter Oppoſition umwälzende Beſtrebungen und vornehmlich ſolche, die es im Prinzip ſind, verſtanden wiſſen wollen, ſo kann jeder Wohlgeſinnte das nur preiſen; allein ich hoffe, die „Deutſche Zeitung" werde auch Freundin genug der deutſchen Regierungen ſeyn, um ihren Rathgebern in allen Fällen zu opponiren, wo dieſe ſelbſt dahin gerathen, zu Recht Beſtehendes zu vernichten und dadurch den Glauben an den Beſtand der deutſchen Staatsordnungen zu untergraben. Unter Beſtehendem wird ja auch ſicherlich nicht blos verſtanden ſeyn, was am 27. Juni d. J. beſtand, ſondern Alles, was, wenn Recht und Treue und die weſentliche Wohlfahrt des Ganzen gefördert werden ſoll, bei uns geneſen, oder, wenn unterdrückt, zum Wiederauferſtehen gerufen werden muß. Erlauben Sie mir, zur Vermeidung jedes Mißverſtändniſſes auf beſtimmte Lebensfälle einzugehen. Wären 1822, als die gewiß beſcheidenen Bitten der Holſteiner an den deutſchen Bundestag kamen, dieſe zur Beachtung gelangt, ſo ſtände ein anerkannter Grund des Rechtes in dieſer wichtigen Sache feſt, und der König von Dänemark befände ſich nicht heute in der traurigen Alternative, entweder das Recht der Schleswig-Holſteiner oder die Liebe der Dänen zum Opfer bringen zu müſſen. Noch ſchwerer wiegt die hannover'ſche Frage; denn wenn mich nicht Alles trügt, ſo wird der künftige Geſchichtſchreiber Deutſchlands ſagen müſſen: die weite Verbreitung des Unglaubens an eine friedliche Entwickelung unſerer deutſchen Zukunft, welchen Unglaube den Ausländern, die unſer Vaterland beſuchen, einen ſo unheilverkündenden Eindruck macht, datire ſich von der Entſcheidung, welche über dieſe Frage gefallen iſt. Eine Verfaſſung von unzweifelhaft geſetzlichem Urſprung, beſchirmt durch unzweifelhafte Beſtimmungen der Wiener Schlußakte, hätte nicht fallen müſſen, wie ſie gefallen iſt. Wie ich mir die „Deutſche Zeitung" denke, würde ſie, damals ſchon beſtehend, den deutſchen Regierungen, welche keine allgemeinen Stände beſitzen, gerathen haben, das beſtehende Recht überall zu ehren, auch das mißfällige, und eben dadurch vor aller Welt Augen ein hohes Beiſpiel der Gerechtigkeit aufzuſtellen; die „Deutſche Zeitung" würde den verderblichen Lehren der politiſchen Wochenblätter widerſtanden haben. Ich will es nicht verhehlen, daß ich jede beruhigende Auskunft über dieſe wichtige Aufgabe in Ihrem Programme vermiſſe. Darüber darf keine Ungewißheit herrſchen, ob die „Deutſche Zeitung" die ſ. g. konſtitutionellen Staaten als an ſich löblich verfaßt betrachtet, ich meine: ob ſie das konſtitutionelle Prinzip mit voller Billigkeit anerkennt und allein deſſen Mißbrauch tadelt. Erklärt ſie ſich gegen das Prinzip, ſo wird ſie nun und nimmermehr eine „Deutſche Zeitung" werden; ihr Titel wird ihre Verurtheilung ſeyn.

Zweitens. Das Programm ſtellt ſich auf die Seite des poſitiven Chriſtenthums und ſpricht die Ueberzeugung aus, daß fortan die letzten und höchſten Fragen des menſchlichen Gemüthes nach Gott und göttlichen Dingen nicht mehr theoretiſch durch die Philoſophie, vielmehr durch die lebendige Theologie entſchieden werden ſollen. Ich will nicht unterſuchen, ob die Seelenkräfte, welche den Menſchen in Wiſſenſchaft und Kunſt bewegen, ſich das Recht der Mitentſcheidung über die höchſten Fragen der Menſchheit werden abſprechen laſſen; allein laſſen Sie mich es nur geſtehen, daß mich, zumal bei dem Hinblicke auf die Mehrzahl der Unterzeichner, dieſes ſtarke Hervortreten des theologiſchen Elementes neben ſo geringer Entwickelung des politiſchen nicht wenig befremdet hat. An dieſes Befremden knüpft ſich bei mir einige Sorge. Es bedarf wohl, was mich angeht, nicht erſt der Verſicherung, daß ich mich nicht auf die Seite Derer ſtelle, welche in der Verachtung des Glaubens unſerer Väter die wahre Weihe der Kraft erblicken; wo ich auf meinem Lebenswege ächte Religioſität angetroffen habe, da bin ich mit Bewunderung und Erbauung ſtehen geblieben. Es iſt mir das, muß ich hinzufügen, nicht gar häufig geſchehen; wo es aber der Fall war, da ward ich ſtets an Platon's Philoſophen erinnert, welche nur ungern und faſt gezwungen ſich mit Staatsgeſchäften zu ſchaffen machten, ſo ſehr liebten dieſe Religiöſen, ſich von dem Weltgetümmel und ſeinen theuer bezahlten Freuden in die Stille des eigenen Gemüthes zurückzuziehen; und gleichwohl habe ich nirgend duldſamere Gemüther als unter den wahrhaft Religiöſen gefunden. Allein in einem völligen Gegenſatze zu dieſer Innerlichkeit ſehe ich die Kirchlichen des neueſten Stempels auftreten; ihnen kann es nirgend zu bewegt und unruhig ſeyn, kein noch ſo hoher und gebietender Stand in dieſer rauſchenden Weltlichkeit, den ſie nicht einzunehmen willig und beeifert wären. Ich geſtehe, daß mich manchmal ein Grauen ergreift, ſehe ich ſolch ein Gefallen an allem bunten äußerlichen Gelingen mit dem Gewande ſtrengſter Kirchlichkeit geſchmückt und wie dann von der anderen Seite eine leichtfertige Zunge mit den Worten: „Das iſt Einer von den Frommen" Alles abzuthun glaubt. Mit Einem Worte, ich fürchte, daß das letzte Menſchenalter die lange Liſte der Gebrechen unſerer bürgerlichen Geſellſchaft mit zwei Laſtern der ſchlimmſten Art vermehrt hat, mit Heuchelei und Leichtfertigkeit in Glaubensſachen. Sicherlich wird die „Deutſche Zeitung" den Weg der Verketzerung nicht gehen wollen; allein ich läugne nicht, daß ich auch ſelbſt den äußeren Anſchein vermieden wünſchte, als ſey die Abſicht, hier ein Zeitungsblatt von ſtarker theologiſcher Färbung zu gründen. Wenn die aufregenden Fragen der Gegenwart mit ſittlichem Ernſte, und ich darf ſagen, mit jener religiöſen Scheu beſprochen werden, welche

Digitized by Google

ächter Wiſſenſchaftlichkeit ſtets zur Seite geht, ſo, meine ich, iſt ein Großes, bisher noch Unerreichtes geſchehen; ein Eingehen in dogmatiſche Zwiſte und Ausgleichungen, ſo wünſchenswerth letztere ſeyn mögen, würde, fürchte ich, unter den Mitarbeitern, deren Mehrzahl zu den Unausgeglichenen gehören wird, einen Hader erregen, der gefährlich auf die ſonſtige Haltung des Blattes zurückwirken möchte. Gibt es leider ein deutſches Walhalla, in welchem Martin Luther nicht gefunden wird, ſo darf es doch im Jahre 1846 keine deutſche Zeitung geben, bei welcher ein Juſtus Möſer, ein Leſſing nicht getroſt eintreten dürfte, ohne am Thore um ſein theologiſches Glaubensbekenntniß befragt zu werden. Auch ſind die neuerlichen Spaltungen in beiden Kirchen, ſo weit nicht politiſche Unzufriedenheit hinter ihnen lauert, gerade ja aus dem allzu eifrigen Trachten, die Gläubigkeit durch äußere Maßregeln zu vermehren, hervorgegangen. An dem Gefallen aber, welches unſere Jugend an den kirchlichen Neuerungen findet, tragen wieder die neumodiſch Altkirchlichen die Hauptſchuld, welche die Irrlehre verbreiten, ein guter Chriſt und ein Freund politiſcher Freiheit ſeyn, ſey ein Widerſpruch. Johann Jakob Moſer trug mehr lebendiges Chriſtenthum und, wenn es einmal ſo heißen ſoll, mehr lebendige Theologie in ſich, als irgend ein mir bekannter Staatsmann der Gegenwart, und hat ſie bewährt in grauſamen Bedrängniſſen; allein wenn es auf die Rechte der Unterthanen ankam, ſo fragte er bei dem lebendigen Staatsrechte nach und nahm ſich wohl in Acht, durch gleisneriſche Fiktionen die hohe Stellung des Herrſchers bis zur Göttlichkeit hinaufzuſchrauben.

Endlich drittens. Ich halte es für eine gefährliche Maßregel, eine katholiſche Politik einer proteſtantiſchen in der Art, wie es jetzt im preußiſchen Staate geſchehen ſoll, in zwei verſchiedenen Zeitungen erklärt gegenüber zu ſtellen. Wo die Mitglieder beider Kirchen auf deutſchem Boden untermiſcht wohnen, da geſtaltet ſich allmählig aus dem Zuſammenleben wie von ſelber eine Geſinnung wechſelſeitiger Duldung und Anerkennung, welche darum nicht minder chriſtlich ſeyn dürfte, weil ſie weniger ſcharf konfeſſionell iſt. Hat die Durchbildung dieſes Verhältniſſes durch bekannte Ereigniſſe Störung erlitten, ſo darf man es doch den Provinzialſtänden des Rheinlandes zum Ruhme nachſagen, daß die Eintracht ihrer Berathung niemals durch die kirchliche Trennung gefährdet ward. Die Wendung aber, welche nunmehr dieſen Dingen gegeben werden ſoll, bedroht uns mit einer Flamme, welche leichter zu entzünden als zu löſchen ſeyn wird. Ich habe mich in Bezug auf dieſen Punkt ausführlicher gegen Hrn. Prof. Lohbauer ausgeſprochen; auf die „Deutſche Zeitung“ für ſich hat er keinen Bezug. Wenn ich nun auf obenbeſtehende Bemerkungen den Wunſch baue, daß die „Deutſche Zeitung“ in einer öffentlichen, ihrem Erſcheinen vorangehenden Erklärung ihr politiſch-publiziſtiſches Glaubensbekenntniß entwickelter und ohne Rückhalt ausſprechen möge, ſo werden Sie hierin keine Anmaßung, ſondern nur die Abſicht erkennen, zu einem wichtigen Unternehmen, welches ohne großen Nachtheil für die öffentliche Wohlfahrt nicht mißlingen kann, nach dem geringen Maße meiner Kräfte den Weg bahnen zu helfen. In ſchwierigen Zeiten ſoll man vor allen Dingen ſich ſelber treu bleiben, und es wäre von meiner Seite ein unverzeihlicher Leichtſinn, mich durch eine Zuſage an ein Unternehmen zu binden, über deſſen Grundrichtung ich noch im Dunkeln bin.

Bonn, 6. Auguſt 1846. Dahlmann.“

Mannichfaltigkeiten.

Der ſelige Dr. Ernſt Zimmermann in Darmſtadt, Begründer der allgemeinen Kirchenzeitung und Bruder des zeitigen Redakteurs derſelben, Dr. K. Zimmermann, ſagt in der Vorrede zu der von ihm vor 20 Jahren herausgegebenen Predigtſammlung „zum Beſten der neuen evangel. Gemeinde in Mühlhauſen“ unter andern Folgendes: „Nicht blos glänzen hier die Namen der meiſten berühmten Kanzelredner unſerer Zeit, ſondern man findet auch die Muſter der verſchiedenſten Predigtformen, die Anhänger der abweichendſten theologiſchen Syſteme in dieſer Sammlung vereinigt. Man hat eben hiervon Störung für erbauungſuchende Gemüther befürchtet. Täuſcht mich aber mein eigenes Gefühl nicht, ſo iſt dieſe Beſorgniß ungegründet. Hoch über jeder Form des Lehrſyſtems oder der Lehrweiſe waltet der Eine chriſtliche Geiſt, und den wird man, denke ich, in keiner der hier gelieferten Predigten vermiſſen. Im Gegentheil war es mir eine äußerſt erfreuliche Wahrnehmung, hier von neuem die Wahrheit beſtätigt zu ſehen, wie der Streit zwiſchen Supernaturalismus, Rationalismus, Myſticismus, und wie die Lehr- und Glaubensformen alle heißen mögen, ſich eigentlich nur auf dem Gebiete des Wiſſens und der Wiſſenſchaft bewegt. Im Reiche des Glaubens und des kirchlichen Lebens gelten ſie alle nichts, da will Jeder, iſt er nur ſonſt ein tüchtiger Mann, blos das Eine, das Heilige und Ewige, das Noth thut. Erſchrecke man doch alſo nicht ob dieſer Verſchiedenheit der Formen und der Meinungen; bleibt doch der Geiſt einer und derſelbe. — —“ (Elberf. Z.)

(Berlin, 27. Sept.) Man bemüht ſich hier von vielen Seiten, das zu entrichtende Geld für das Entree zur Kunſtausſtellung ganz abzuſchaffen und, wie in Paris, einem Jeden den freien Zutritt zu geſtatten, der in einem anſtändigen Anzuge erſcheint. Die bei der Ausſtellung entſtehenden Fracht- und ſonſtigen Koſten ſollen künftig aus der Staatskaſſe beſtritten werden.

(Leipzig, 28. Sept.) Das jetzt auch hier ſo oft gehörte holſteiner Nationallied, auch kurzweg Holſteinlied genannt, iſt neuerlich hier und in Berlin gedruckt erſchienen. In dem nicht ſehr correcten Abdrucke, welcher mit dem Druckorte „Leipzig“ dem Referenten vorliegt, heißt es auf dem Titel, daß das Lied zuerſt in Würzburg geſungen und von Chemnitz ſey. Das iſt unrichtig. Das Lied wurde in ſeiner urſprünglichen Geſtalt von dem Kreis-Juſtizrath Dr. Straß zu Berlin im Jahre 1844 gedichtet und zu dem damaligen Liederfeſte nach Schleswig geſendet, wohin er eingeladen war, aber wegen Unwohlſeyn ſich nicht begeben konnte. Der Advokat Chemnitz modificirte das Lied, und der Muſikdirektor Bellmann zu Schleswig, Mitglied der Akademie der Muſik zu Stockholm, componirte es, worauf es bei dem Geſangfeſte zu Schleswig ſchon im Jahr 1844 von einem äußerſt zahlreichen Sängerchor geſungen und nach einem dem Referenten zu Geſicht gekommenen Briefe mit Begeiſterung aufgenommen wurde. Der Text iſt mehrfach corrumpirt, urſprünglich aber am richtigſten in einem ſchönen Abdrucke, die Doppeleiche (Schleswig und Holſtein) als Vignette, mit der muſikaliſchen Begleitung bei Bruhn in Schleswig erſchienen. Dem Vernehmen nach wird jetzt eine neue Ausgabe mit beiden ältern Texten und einem verbeſſerten, ſowie mit den Noten, herauskommen.

Der Maler Leſſing wandert bekanntlich aus dem „Staate der Intelligenz“ aus, um einem Rufe nach Frankfurt zu folgen. Die Gränzboten, welche dies in ſeiner Art bedeutende Ereigniß in einem beſondern Artikel beſprechen, bemerken, daß vor allem die Hintenanſetzung, welche Leſſing bei Gelegenheit der Beſtellung vaterländiſcher Werke an ausländiſche Maler (de Biefve erhielt den Auftrag zu einem Cyklus von Gemälden aus der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte) erfahren, den Künſtler zu jenem Schritte bewogen. Nach jenem Aufſatze ſcheinen ſelbſt perſönliche Kabalen gegen Leſſing an hoher Stelle thätig geweſen zu ſeyn, denen perſönlich entgegenzutreten der Künſtler verſchmähte. Man will nämlich von Berlin erfahren haben, daß des Königs Majeſtät ſchon vor längerer Zeit drei Aufträge an Leſſing ergehen ließ, die dieſer, wie es in der Berliner Nachricht geheißen, „wegen Überhäuf-

ter Arbeiten“ abgelehnt habe. „Wir wiſſen nun aus ſicherſter Quelle (ſetzt der Berichterſtatter hinzu), daß Leſſing von dieſen Beſtellungen niemals etwas erfahren hat, und ſind begierig, nähere Aufklärung über dieſen Punkt zu erhalten.“

In einem oberſchleſiſchen Städtchen unterbrach dieſer Tage bei einem Feſte ein Jude die Predigt des Rabbiners mit den Worten: „Das iſt ja Alles dummes Zeug, und dergleichen habe ich ſchon vor vielen Jahren gehört.“ Gegen den Frevler iſt ſogleich die fiscaliſche Unterſuchung eingeleitet worden, und er wird ſich wahrſcheinlich auf einige Monate an eine ſitzende Lebensweiſe gewöhnen müſſen.

(Frankfurt.) Wir ſind ermächtigt, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, daß Fräul. Lind ſich auf die uneigennützigſte Weiſe bereit erklärt hat, zum Vortheil der Penſions Anſtalt ein Mal aufzutreten. Die Vorſtellung zu dieſem Zwecke wird Freitag den 9. d. M. ſtattfinden. Fräul. Lind hat ſich durch dieſe Bereitwilligkeit gerechten Anſpruch auf Dank erworben, indem ſie einer Anſtalt, welche ſich nur ſelten einer andern Unterſtützung zu erfreuen hat, als der gewöhnlichen durch das Theater-Inſtitut, eine gewiß anſehnliche Zubuße verſchaffen wird. Möge das Publikum bei dieſer Vorſtellung ſich recht zahlreich betheiligen, um dadurch das wohlthätige Werk der Fräul. Lind beſtens zu unterſtützen.

Literatur.

Die ſieben letzten Kurfürſten von Mainz und ihre Zeit. Mainz, 1846. Von Prof. K. Müller, eigener Verlag.

Der Verfaſſer eröffnet in dieſem intereſſanten Buche einen Bilderſaal, welcher der Beachtung in vielen Beziehungen würdig iſt. Belehrende und ergötzliche Zeitbilder, individuelle Charakterzüge, phyſiologiſche Entwickelungen bieten ein reichhaltiges Material zur Kenntniß der geſchilderten Zeit-Epochen und der in ihnen handelnden Menſchen. Hierbei hat der Verfaſſer nicht nur die beſten Quellen benutzt und unter einander verglichen, ſondern auch ſeine Forſchungen mit Freimüthigkeit dargelegt. Dieſe Bilder von Licht und Schatten, von Wahrheit und Lüge, von Recht und Anmaßung, von humaner Beſtrebung und niederem Egoismus, von Kraft und Schwäche finden ſich eingewoben zwiſchen die wichtigſten Reichs- und Staatsactionen der Reformation, des dreißig- und des ſiebenjährigen Krieges, der Beſetzung von Mainz durch Spanier, Schweden, Franzoſen bis zum vollen Ausbruche der franzöſiſchen Revolution. Es iſt nicht zu verkennen, daß außerdem der Verfaſſer von dem Geiſte eines die Dunkelmänner bekämpfenden Fortſchrittes durchdrungen iſt und ſo wäre in unſerer Zeit betrübender Wirren dieſem Werke die möglichſte Ausbreitung zu wünſchen, um ſo mehr, als es nicht nur von localem Intereſſe für Mainz, ſondern von allgemeinem und weiter ausgreifendem iſt. Der Verfaſſer, welchem dieſer Band zu beengt war, um alles geſammelte Material unterzubringen, ſtellt eine Fortſetzung in Ausſicht, zu deren Bearbeitung wir ihn aufmuntern zu dürfen glauben. In der Ueberzeugung, daß dieſes Buch eben ſo zur Belehrung, als zur anziehenden Unterhaltung beitragen wird, empfehlen wir es den Freunden der Geſchichte und der biographiſchen Charakteriſtik. Druck und Papier ſind gut und der Preis billig.

Korreſpondenz.

Mannheim, 28. Sept.

Die ungariſchen Inſtrumentalſänger haben auch hier ein Konzert gegeben, welches durch das Außergewöhnliche ihrer Leiſtungen Anerkennung gefunden hat. Der Vortrag der Quartette dieſer Künſtler wurde einſtimmig für ſehr gelungen und durch Kraft und Präciſion ausgezeichnet erklärt, ſo wie man auch das Originelle ihrer Nachahmung der verſchiedenartigen Inſtrumente zu würdigen nicht unterließ. Ganz beſonders gefiel die ſchöne Ausführung der Variationen über Themata's aus der Cenerentola mit Orcheſterbegleitung und Trompetenſtimme, executirt von Hrn. Zörer. Die ungariſchen Inſtrumentalſänger begeben ſich von hier nach Karlsruhe und Stuttgart und wir halten es um ſo mehr für unſere Pflicht, über den günſtigen Erfolg ihres hieſigen Konzertes zu berichten, als ſie mit ihren wackern Kunſtleiſtungen eine rühmliche Anſpruchloſigkeit verbinden und verdienen, überall freundliche Aufnahme zu finden.

Düſſeldorf, 21. Sept.

Mehrere Zeitungen zeigten jüngſt die Berufung des Bildhauers Jerichau an unſere Kunſtſchule als gewiß an, obwohl bis heute noch nichts Officielles darüber verlautet iſt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß dieſe Berufung für unſere Stadt von Wichtigkeit ſeyn würde und einen in Deutſchland noch wenig gepflegten Kunſtzweig zur reicheren Ausbildung bringen könnte. Eben ſo verlautet nichts Näheres über das Ausſcheiden des Hrn. v. Schadow, welches öfter in Journalen als bevorſtehend beſprochen wurde. Gewiß wäre der Academie, die nun ziemlich entblöſ't daſteht, ein jugendlicher Oberleiter, wenigſtens ein rüſtiger, talentvoller, vielſeitiger Lehrkünſtler zu wünſchen, indem zwar tüchtige Lehrer vorhanden ſind, die dem Schüler das Malen, was man ſo malen heißt, beibringen können, aber keiner, der denſelben beim Entwurf von Kunſtwerken behülflich ſeyn könnte, der da nicht von der drückendſten Einſeitigkeit befangen wäre, wenn wir das Fach der Landſchaft ausnehmen, für welches eine ausgezeichnete Schule vorwaltet. Gerüchte beſtimmten früher den Maler Hermann Stilke, den geiſtreichen Schmücker der Bilderhalle von Stolzenfels, als den Künſtler, welcher von oben beſtimmt ſey, unſerer hiſtoriſchen Kunſtſchule neue Bedeutung zu geben, wozu dieſer Meiſter auch in hohem Grade die Befähigung beſitzt. Da er aber jetzt nach Vollendung ſeines Kunſtwerkes von Koblenz nach München gezogen, ſo ſcheint auch dieſe Hoffnung ſich nicht erfüllen zu wollen, wenigſtens noch in's weite Feld geſchoben zu ſeyn.

Muſeum.

Der erſte Muſeumsabend des Winterſemeſters 1846/47 iſt vorläufig auf den 23. Oktober feſtgeſetzt. Den verehrten Mitgliedern und Abonnenten wird zur Kenntniß gebracht, daß im Laufe des Halbjahrs durch die Sorge des Herrn Kapellmeiſters Guhr (Mitvorſtand der Anſtalt) die berühmteſten und beliebteſten Beethoven'ſchen Symphonien neben großen Muſikwerken lebender Meiſter zur Aufführung kommen. Auch werden, wie früher, literarhiſtoriſche Abhandlungen und gewählte Poeſieen in reicher Mannichfaltigkeit abwechſeln. Diejenigen Perſonen, welche ſich als Mitglieder oder Abonnenten des Muſeums wollen einzeichnen laſſen, werden gebeten, Hrn. Jacob Krebs, Mainzergaſſe, davon zu benachrichtigen. Die ſeit mehreren Jahren getroffene Einrichtung, daß durchaus keine Freikarten mehr ausgegeben werden, wohl aber Eintrittskarten, für das ganze Semeſter jetzt ſchon zu 11 fl., und für einzelne Abende künftig zu 1 fl. 30 kr. zu haben ſind, ſoll fortbeſtehen.

Frankfurt a. M., den 2. Oktober 1846.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 4. Oct. Der Weltumſegler wider Willen, abenteuerliche Poſſe mit Geſang in vier Bildern von Räder, Muſik von Cantal.

Montag, 5. Oct. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Amine: Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 276. Dienſtag, den 6. October 1846.

Der Bauherr.

Hiſtoriſche Novelle von Anton Langer.

(Fortſetzung.)

15. Der Retter.

Durch einen jener ſonderbaren Umſtände, die nur Derjenige begreifen kann, der ſich ſelbſt einmal in einer ſolchen Verwirrung befand, war es geſchehen, daß die Kaiſerin Eleonore ſammt den beiden Prinzeſſinnen in der brennenden Burg zurückblieb. Als die Damen, welche im Innerſten der Gemächer ſchliefen, endlich erwachten, hatte das Feuer ſchon einen bedeutenden Grad erreicht. Daß man ſie nicht früher weckte, kam wohl daher, daß die fromme Frau für ſich und ihre beiden jüngſten Kinder keine Kammerfrau zum Entkleiden in Anſpruch nahm, ſondern mit ächtem chriſtlich demüthigem Sinne ſelbſt dieſe Dienſte verrichtete; vom männlichen Dienſtperſonale wagte ſich aber Niemand in die kaiſerlichen Schlafgemächer. Kaum recht angekleidet, die wichtigſten Familien-Kleinodien unter'm Arm, eilten die drei erſchreckten Damen hinaus, um ſich über die ſogenannte Geſandtenſtiege zu retten; aber ſchon ſchlugen ihnen hier die Flammen entgegen; langſam ſanken die Stufen ein, und entſetzt flüchteten ſie zurück; noch verſuchten ſie es auf ein paar andern Seiten, aber überall leckte ihnen drohend die rothe Flamme, oder ſchlug ihnen dicker erſtickender Dampf entgegen, daß ſie beſtürzt wieder umkehrten und die Unmöglichkeit einſahen, hinabzukommen.

Einen wehmüthigen Blick warf die Kaiſerin Eleonore auf die beiden geliebten Kinder, ergriff ſie an der Hand und führte ſie ſchweigend zurück in das Schlafgemach; dort hing ein prachtvolles Crucifix von Gold, eine Arbeit Benvenuto Cellinis, welches die Kaiſerin aus Mantua mitgebracht hatte. „Muth, meine Kinder," ſagte die hohe Frau, „ſie werden uns bald vermiſſen und uns dann augenblicklich Rettung bringen; kommt an mein Herz und ſeyd ruhig; Euer Bruder wird bald hier ſeyn und uns zu holen kommen."

Es war ein rührendes Bild. Dieſe hohe kaiſerliche Frau, noch jetzt von außerordentlicher Schönheit, welche aufrecht ſtehend mit zum Himmel erhobenen Blicken, die beiden lieblichen, zitternden Jungfrauen an das mütterliche Herz drückte und über ihnen das Crucifix, glühend im Scheine des Brandes, der mit rothem Lichte zum Fenſter hereinleuchtete. Von unten vernahm man das Gebrülle der Volksmenge, welches doppelt abſtach gegen die ſchauerliche Stille, die ringsumher herrſchte, und nur von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde, wenn ein brennender Balken in Splitter zerkrachte oder ein Fenſter klirrend in Scherben ſprang.

Die älteſte der beiden Prinzeſſinnen, wie ihre Mutter Eleonore geheißen, und zwei Jahre darauf an den König Michael von Polen, ſpäter aber an den heldenmüthigen Herzog Karl Leopold von Lothringen vermählt, hob das ſchöne Haupt, und die Kaiſerin ernſt anſehend, ſagte ſie: „Mutter, es könnte geſchehen, daß wir hier alle drei zu Grunde gingen."

Erſchreckt blickte Eleonore auf die Prinzeſſin, und die jüngere Tochter, Anna Joſepha, die ſpäter an Johann Wilhelm, Pfalzgraf zu Neuburg, vermählt ward, zärtlich an ſich ziehend, ſagte ſie, während ſie dem Lieblinge ſchmeichelnd die blonden Locken ſtreichelte: „Nein, nein, Kinder, 's iſt durchaus keine Gefahr für uns, der Retter wird da ſeyn, ehe wir's denken; auch glaube ich nicht, daß das Feuer bis zu uns her dringen wird."

Der ängſtliche Blick, den ſie jedoch bei dieſen Worten durch die Reihen der Gemächer warf, an deren obern Ende bereits die Flammen an Tapete und Teppich aufloderten, ſchien ihre Worte Lügen zu ſtrafen; aber mit all' jener Sorgfalt, die nur einem Mutterherzen eigen iſt, ſuchte ſie die drohende Gefahr vor ihren Töchtern zu verbergen und heiter zu ſcheinen, während die ingrimmigſte Angſt ihre Seele verzehrte. Die Prinzeſſin Anna weinte leiſe, ſich an die Mutter ſchmiegend, aber Eleonore hatte viel von jenem kaiſerlichen Stolze, der die Frauen dieſes Hauſes auszeichnete. „Weine nicht," ſagte ſie zu der Schweſter, „weine nicht, Anna, die Rettung kann noch immer kommen, und wenn auch nicht, ſey's denn, wie Gott will; wir haben wie Chriſtinnen gelebt, wir werden als gute Chriſtinnen zu ſterben wiſſen, obwohl es denn doch ein entſetzlicher Tod wäre."

Ein leiſer Schauer durchbebte bei dieſen Worten ihren zarten Körper; dieſe gräßliche Todesart müßte ſelbſt einen ſtarken Mann erſchüttern, um wie viel mehr die weiche Seele der kaiſerlichen Jungfrau. Es ſchien, als ob erſt jetzt der Kaiſerin das Entſetzliche, die Größe der Gefahr klar geworden wäre, und herzzerreißend war der ſchmerzliche Blick, den ſie auf ihre Kinder warf. Näher und näher rückte die Gefahr, ſchon war die Flamme nur mehr drei Gemächer weit, praſſelnd zerſprangen koſtbare Vaſen und Uhren, Balken ſchmetterten nieder und wirbelten Staub und Rauch auf; eine ungeheure Hitze drückte laſtend auf die Bedrängten, daß die tödtliche Angſt noch vermehrt wurde durch die glühheiße Luft, die ſich beklemmend auf ſie niederſenkte; ein unausſtehlicher Brandgeruch von den Stoffen, die in der Flamme aufgingen, durchqualmte das Gemach, und dichter und dichter zog ſich jener erſtickende, feine Rauch herein, der einen großen Brand zu begleiten pflegt.

„Mutter, liebe Mutter!" ſagte die weiche Anna, indem ſie liebevoll die kaiſerliche Frau umklammerte, „wir werden hier wohl ſterben müſſen, und ich danke Gott, daß es bei Dir und mit Dir geſchehen kann."

„Iſt denn kein Ausweg möglich, laßt uns nochmal Alles aufbieten," ſagte die muthige ältere Schweſter; noch ein Mal verſuchten es die Frauen; aber ſelbſt die Fenſter des Gemaches, in welchem ſie ſich befanden, gingen in einen kleinen tiefen Hof, deſſen Boden lichterloh brannte von hinabgeſtürzten Balken und Sparren.

Digitized by Google

Die Hitze war unerträglich, denn das Feuer hatte bereits das nächſte Gemach erreicht, und in wenig Minuten mußte es hereindringen mit der rothen gierig lechzenden Zunge. Da, in der höchſten verzweifelnden Angſt, ergreift die kaiſerliche Mutter die beiden Prinzeſſinnen an der Hand, wirft ſich mit ihnen vor das Chriſtusbild nieder, das wehmüthig ernſt auf ſie herabblickte, und die Füße des Gekreuzigten umklammernd, betet ſie mit lauter Stimme: „Mein Herr und Gott! Du, der auf die Welt gekommen, damit ende das Leiden der Menſchheit; ſieh herab auf das Leiden einer Mutter; Du, der am Kreuze noch für ſeine Mutter liebend ſorgte, wirſt den Stoßſeufzer, den ein verzweifelndes Mutterherz zu Dir ſendet, gnädig hören. Es iſt nicht meine Rettung, um die ich bitte; ich bin alt genug, und, wenn Du es befiehlſt, ſo lege ich gerne dies Leben ab, das Du mir gegeben, und empfehle meinen Geiſt in Deine Hände; aber um dieſer, meiner Kinder willen, mein Herr und Gott, ſende uns Hülfe und Rettung, und ich gelobe Dir, o Gekreuzigter, einen Orden zu ſtiften, zu Ehren der Erhöhung Deines Kreuzes, der Deinem Dienſt geweiht ſeyn ſoll immerdar; mein Herr und Gott! erbarme Dich unſer, und rette uns aus unſerer Noth und Bedrängniß. Amen!“

Bei den letzten Worten richtete ſich die Mutter auf von den Knieen und unwillkürlich folgten die beiden Prinzeſſinnen. Es ſchien, als ob ein Getöſe, ein Rufen näher komme, nicht durch die Gemächer, denn dort brannte das Feuer immer wilder und wilder fort und ſteckte bereits ſeine rothglühenden Schlangenköpfe zur Thüre hinein; es war außerhalb; durch die Mauer hindurch kam das Rufen, es war eine kräftige Männerſtimme, die laut erſchallte, und das Praſſeln des Feuers übertönte. Deutlich vernahmen die Bedrängten, denen die Noth die Sinne geſchärft hatte, wie der Retter rief: „He hollah! hier herauf! um Gotteswillen! ehe es zu ſpät wird. Wir ſind da, wir kommen, um zu retten! gebt Antwort um aller Heiligen willen!“

Mit lauter Stimme, mit einer ungeheuren Anſtrengung, daß die Bruſt ihr zu zerſpringen drohte, rief die Kaiſerin: „Hierher, Freunde, hierher! Wir ſind hier, zu Hülfe, zu Hülfe!“

„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ erſchallte die Stimme des Retters, und im nächſten Augenblicke donnerten Hammerſchläge gegen die Mauer; auf den Knieen lagen die drei kaiſerlichen Damen und dankten Gott für ihre Rettung; ſchon war ein Loch in die Mauer geſchlagen, und tröſtend ſchallte die Stimme der Helfer hindurch; im Nu fiel Stein auf Stein, und eine Oeffnung, groß genug, daß ein Menſch hindurch konnte, ließ die Retter ein. Vogelſang mit dem alten Konrad und noch ein paar rüſtigen Geſellen, mit verſengten Haaren und verbrannter Haut, drangen herein, triefend von Schweiß.

„Schnell, um Gotteswillen,“ rief der Baumeiſter, „wir haben keine Zeit zu verlieren; nur eine einzige Stiege iſt noch unverſehrt, und auch die kann der Brand im nächſten Augenblicke erreichen.“

(Schluß folgt.)

Ueber ein neues Volksbedrängniß.

In der in Darmſtadt erſcheinenden Zeitſchrift „das Vaterland“ lieſ't man Folgendes aus der Provinz Starkenburg: „Mit dem theuren Brod geht noch ein anderer böſer Umſtand in unſerer Provinz Hand in Hand, und ich mache, ob ich gleich wenig Hoffnung der Abhülfe ſehe, hier aufmerkſam auf denſelben. Es iſt dies die Schwierigkeit für den Mann vom Lande, gegen gerichtliche Hypothek Geld geliehen zu bekommen. Und ſelbſt wenn die vorgezeigte Taxation noch ſo gut iſt, die regelmäßige Antwort von Leuten, welche öffentlichen Kaſſen vorſtehen oder ſelbſt anſehnliche Kaſſen haben, beſteht ſeit mehreren Monaten in einem Achſelzucken und den Worten: „ich hab' kein Geld.“ Gründe braucht ein ſolcher Mann nicht anzuführen, warum er kein Geld in Kaſſe hat, auch genügt die Thatſache vollkommen. Indeſſen, da nicht anzunehmen iſt, daß ſich die Kapitalſtöcke ſelbſt vermindert haben, ſo müſſen wohl dieſelben nach andern Seiten hin verwendet worden ſeyn. Und das iſt auch allen Anzeigen nach der Fall. Beſonders aufzehrend verhielt ſich da wohl das großh. heſſ. Eiſenbahnanlehen und die deßhalb von den Behörden ergriffenen Maßregeln. Unter dieſen letzteren verſtehe ich, daß den Kirchenkäſten und milden Stiftungen die Betheiligung ihrer Kaſſen bei dem Eiſenbahnanlehen amtlich empfohlen ward. Dadurch wurden um ſo mehr viele Capitalien dem Geldmarkte entzogen und vorausſichtlich für lange Jahre gefeſſelt, als den Rechnern und überwachenden Behörden in Folge einer ſolchen Einrichtung viele Mühe und Verantwortlichkeit geſpart iſt. Eine andere außerordentliche Gelegenheit der jetzigen Zeit, ſein Geld und zwar vortheilhafter anzulegen, als es der gewöhnliche Gang der Dinge mit ſich bringt, ſind die vielen in Folge der Auswanderungen ſtattfindenden Güterverkäufe, wo dann beſonders Capitaliſten die ausſtehenden und nach und nach in Terminen abzutragenden Güterkaufſchillinge von dem Güterverkäufer für eine Bauſchſumme an ſich bringen. Rechnet man nun noch hinzu den gegenwärtigen niedrigen Stand der Staatspapiere und überhaupt der Effecten au porteur, und in Folge davon den Anreiz, Geld in dieſelben zu ſtecken, während allerdings die Anlegung eines Vermögens oder eines Theils deſſelben auf dem Lande gegen gerichtliche Hypothek, insbeſondere auf prompte Zinſenzahlung keineswegs rechnen läßt, ſo iſt wohl die gedachte Erſcheinung, wie ich glaube, hinlänglich erklärt. Demungeachtet bleibt nichts deſto weniger ihr Nachtheil für den ohnedies ſchon ſo bedrängten Mann von mittlern und geringern Vermögensumſtänden auf dem Lande zurück. (Denn der Reiche wird nur in ſehr ſeltnen Fällen Geld leihen und erhält es dann auch ohne Schwierigkeit, während dem Armen die Vorausſetzung des Gütereinſatzes völlig dazu fehlt.) Er wird aufgehalten in Tilgung ſeiner Verbindlichkeiten, wenn er ſelbſt gegen gute Hypothek kein Geld geliehen bekommen kann, die Klagekoſten gegen ihn mehren ſich, es kommen Auspfändungen, zwangsweiſe Verſteigerungen ſeines gleichfalls eben im Mißwerth befindlichen Viehes, Gänge, Reiſen und anſehnliche Makelgebühren hinzu. Und wenn nur dieſe Mühe immer endlich eine Frucht hätte! Als begleitende Calamität muß da angeführt werden, daß die benachbarten größern Städte weniger geneigt als früher ſcheinen, Geld in das Großherzogthum Heſſen zu leihen. Warum? weiß ich nicht; vielleicht wirkt ein Theil der angeführten Umſtände dabei mit. Möglich auch, daß einzelne Bewohner ſolcher Städte im Großherzogthum Heſſen Verluſte hatten, die beſondern Umſtänden zuzuſchreiben waren und die ſie nun dem Ganzen entfremden. Beſonders von Frankfurtern mag dies gelten. Aber auch von Heidelberg und Mannheim wurde mir dieſer Tage verſichert, als es ſich darum handelte, gegen einige gute Taxationen aus Oberabtſteinach Zuſagen zu erhalten: man leihe von dort ins Großherzogthum Heſſen kein Geld. Durch dieſe Sachlage werden nun die Anleiher gezwungen, von dem ſeit einer Reihe von Jahren üblichen Zinsfuße zu $4\frac{1}{2}$ pro Cent abzugehen und 5 pro Cent zu bieten. Aber auch dafür hält es jetzt ſchwer, Geld zu bekommen. — Und nun, wie abhelfen? Durch eine Landescreditcaſſe! Naſſau hat bekanntlich eine ſolche, und mit ein Zweck bei ihrer Errichtung war die betreffende Beihülfe mit Geldvorſchüſſen gegen mäßige Zinſen. Indeſſen hat ſie doch keinen bedeutenden Umfang, obgleich, ſoll einmal das patriarchaliſche Syſtem gelten, ſehr gut auch verlangt werden kann, daß der Staat ſeinen Bürgern gegen Deckungsmittel zu Geld verhelfe. Will man jedoch auf keine ſolche Creditkaſſe eingehen (und ich geſtehe, daß ſie Manches gegen ſich hat), ſo thue man doch ſo wenig als möglich von Seiten des Staats, einen bereits vorhandenen mißlichen Umſtand, nämlich die furchtbare Schuldenlaſt, die auf dem mittleren und geringen Landmann ruht, noch dadurch mißlicher und gefährlicher zu machen,

Digitized by Google

daß man das Geld, das ſonſt zu ſeiner Dispoſition wäre, nach andern Seiten hin zu geben veranlaßt oder nöthigt. (Zu den Nöthigungen gehört die Verpflichtung, Dienſtcaution baar oder in Staatspapieren zu ſtellen.) Lieber mag die Staatskaſſe unter ungünſtigeren Bedingungen ein Staatsanlehen aufnehmen, die Staatskaſſe, zu deren Bedürfniſſen ſämmtliche Steuerpflichtige beizutragen verpflichtet ſind. Fallen übrigens die Staatspapiere noch bedeutender, dann erwächſt auch daraus den Anleihern vom Lande eine neue Hoffnung.

Mannichfaltigkeiten.

Der Münchener Verein gegen Thierquälerei veröffentlicht einen Bericht über ſeine Thätigkeit und ſeine Erfolge nach ſeinem nun vierjährigen Beſtehen. Nicht mehr ein Verein für München, ſondern für faſt ganz Europa, anerkannt von allen Regierungen und geiſtlichen und weltlichen Autoritäten, ſind ſeine Grundſätze in den Schulen und im Volke verbreitet, in landesherrliche Verordnungen aufgenommen und Vereine nach ſeinem Vorbilde gegründet worden; ſo der in Linz mit 2000 Mitgliedern; der in Hannover, der ſich ſelbſt einen Sohn des Münchener Vereins nennt. In Tirol und Vorarlberg ſind die Münchener Vereinsſchriften vom Gubernium vertheilt worden, und der illyriſche Verein zählt 2000 Mitglieder. In Sachſen-Koburg-Gotha ſind die Doppeljoche verboten worden. In Paris hat ſich ein Verein nach den Grundſätzen der Muttergeſellſchaft in München gebildet. Der Verein in Baden, erſt vor kurzem gegründet, macht raſche Fortſchritte, ſo der in Altenburg und Hohenzollern-Sigmaringen. Der Magiſtrat in Wien hat die Münchener Vereinsſchriften in den Schulen und ſonſt vertheilen laſſen, und der Magiſtrat in Stuttgart dem Vereine 40 fl. mit Dank für ſeine Schriften überſendet, wie auch viele auswärtige Bankierhäuſer und bekannte Perſonen mit namhaften Beiträgen demſelben beigetreten ſind.

Die neueſte Modenzeitung Nro. 38 bringt eine gewiß vielen unſerer theuren Leſerinnen ſehr willkommene Pariſer Mode. Bisher mußte eine elegante Dame ſich gerade halten und die Schultern einziehen, und die Mutter hatte oft ihre Noth damit. Nach der neueſten Mode laſſen die anmuthigſten Damen den Körper bequem zuſammenſinken, den Kopf nach vorn hängen und die Schultern vorſtehen. In großen Zirkeln ſoll das äußerſt ehrwürdig ausſehen.

Von einer ſeltſamen Inſektenſchlacht berichtet ein in Hereford (England) erſcheinendes Blatt: Am 18. d. Nachmittags beſichtigte in der Nachbarſchaft jener Stadt ein achtbarer Farmer ſeine Schafheerden auf der Weide, als plötzlich ein ſummendes Geräuſch in der Luft ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Als er näher zuſah, erblickte er zahlloſe Bienenſchwärme, welche von allen Seiten herbeiflogen und ganz in ſeiner Nähe einen Kampf begannen, der nicht eher aufhörte, als bis Tauſende von Todten den Platz bedeckten. Viele hundert Neugierige beſuchten ſpäter das Schlachtfeld und man erkannte in den todten Inſekten die unter dem Namen „wilde oder Erdbienen" bekannte Gattung. Die Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung konnte natürlich Niemand angeben.

Die Leſer unſeres Blattes ſind Ende vorigen Jahres auf das damals in dritter Auflage erſchienene beliebte und bekannte „Eiſenbahn-Reiſebuch von Emil Bürger" aufmerkſam gemacht worden und ſchon liegt ein bedeutender Nachtrag zu dieſem Werkchen vor uns, der allein acht Bogen ökonomiſch geſetzten Textes mit vier neuen Karten enthält; in der That ein ſelbſtredender Beweis, wie emſig und aufmerkſam Verfaſſer und Verleger ſind, ſich des reichhaltigen, von Tag zu Tag in ſo erfreulichem Grade wachſenden Stoffes bemächtigend, ihr Werk auch ferner in der Gunſt des Publikums zu erhalten.

(Karlsruhe, 27. Sept.) Unſere Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung erfreut ſich fortwährend eines ungewöhnlich zahlreichen Beſuchs. Nicht blos hieſige Einwohner aller Stände kommen täglich in großer Anzahl, ſondern ſelbſt aus den entfernteren Landestheilen, aus dem Unter- und Oberland, ſehen wir manche Beſucher, welche ſich an den zahlreichen und tüchtigen Arbeiten des Landes erfreuen. Der Nutzen ſolcher Ausſtellungen zeigt ſich recht anſchaulich. Der tüchtige Gewerbsmann wird bekannter, und das Publikum muß nothwendig zu der Ueberzeugung kommen, daß Gewerbe und Induſtrie bei uns im raſchen Fortſchreiten begriffen ſind, und wir nicht blos in Bezug auf die gewöhnlichen Bedürfniſſe, ſondern auch in Bezug auf die Luxusgegenſtände von dem Auslande nicht abhängig zu ſeyn brauchen, ſobald wir ſelbſt nur ernſtlich wollen.

Für nächſtes Jahr können die Vereins-Verſammlungen intereſſanter werden. Der brittiſche Gelehrten-Congreß hat feierlich beſchloſſen, daß auch Damen Mitglieder ſeyn und an den Verhandlungen Theil nehmen können, natürlich aktiv.

Lied. *)

Wie unter treuer Mutterhut
Das Kind in ſüßem Schlummer ruht
Mit ſelig lächelndem Geſicht, —
So liegen rings in ſtiller Nacht,
Von tauſend Sternen treu bewacht,
Die Fluren da im Silberlicht.

Der Nachtwind wehet über Meereswogen
Leis bebend, wie ein ſterbender Geſang,
Und heimlich Flüſtern kommt heraufgezogen,
Wie lieber Stimmen längſt entſchwund'ner Klang.
O Jugend, Liebe! ihr ſeligen Stunden
Voll Glanz, o wie ſchnell ſeyd ihr hingeſchwunden!

Du lichter Strahl, du winkſt aus Himmelsweiten,
Wie eines Engels Stab in reiner Gluth,
Als wollteſt du zu einem Land uns leiten,
Das ſchweigend in der Fluthen Tiefe ruht. —
Dort leuchtet ſchöner wohl, als Ida's Thal,
Ein Zauberland, umſpielt von lichtem Strahl,
Wo Alle, die auf Erden ſchmerzvoll weinen,
Zu frohem Lächeln wieder ſich vereinen!

Korreſpondenz.

Vom Neckar, im Sept.

Der Einſender des in der D. A. Z. erſchienenen, in Ihr geſchätztes Blatt (erſte Journal-Beilage zu Nro. 265) aufgenommenen Artikels: „Hannover, 10. Sept." ſcheint mit den Sicherheitspolizei-Anſtalten außerhalb Hannover nicht beſonders vertraut zu ſeyn, ſonſt würde er die Herausgabe eines ſolchen Polizeiblattes durch die Reſidenz-Polizei-Direktion in Hannover als ein für alle übrigen deutſchen Staaten nachahmungswerthes Unternehmen nicht empfohlen haben. Wer im Gebiete der Sicherheitspflege nur einigermaßen ſich umgeſehen hat, muß wiſſen, daß

---

*) Aus: „Abende in Griechenland. Gedicht von Thomas Moore. Aus dem Engliſchen überſetzt von G. E. Dieffenbach. Darmſtadt, Verlag von L. Pabſt."

Digitized by Google

für das Königreich Preußen die ſeit 1830 in Berlin erſcheinenden „Merker'ſchen Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege“ Dasjenige ſind, was das erſt im October d. J. in Hannover herauskommende Polizeiblatt werden ſoll, ſo wie, daß im Großherzogthum Baden und im Königreich Würtemberg ein ſogenanntes „Fahndungsblatt“, im Königreich Bayern mehrere „Späheblätter“, in Bern ein „Allgemeines Signalement für die Schweiz“, in Innsbruck ein „Polizeiblatt für Tyrol und Vorarlberg“, im Kurfürſtenthum Heſſen „Polizeiliche Nachrichten“ und in Gotha ein „Allgemeiner Polizei-Anzeiger“ allwöchentlich erſcheint, und daß namentlich der letztere zu den intereſſanteſten und nützlichſten Erſcheinungen im Gebiete der polizeilichen Literatur gehört. Wir halten es bei dieſer Gelegenheit für unſere Pflicht, auf das ſechste Heft des Publiziſten hinzuweiſen, worin bezüglich des Gothaer Allg. Polizei-Anzeigers Folgendes geſagt iſt: „Der Allg. Polizei-Anzeiger enthält Mittheilungen über die in ſicherheitspolizeilicher Beziehung in Deutſchland und in den angränzenden Staaten vorkommenden bemerkenswertheſten Gegenſtände mit Angabe der verfolgten oder verdächtigen Perſonen und ihrer Signalements, und gewährt jedem executiven Polizeibeamten eine nützliche Hülfe bei Ausübung ſeiner Functionen. Die Redaction des Allgem. Polizei Anzeigers hat ſich zur Aufgabe geſtellt, das Practiſche der executiven Polizei zu befördern. Kürze und Beſtimmtheit des Ausdrucks in ihren Bezeichnungen ſind lobend anzuerkennen, da dieſe ſich dadurch um ſo leichter dem Gedächtniſſe des Polizeibeamten einprägen. Die allſeitige Korreſpondenz, die der in der Polizeiwelt ſehr geachtete Verfaſſer angeknüpft, das bereits zehnjährige Beſtehen des Polizei-Anzeigers und die günſtige Lage des Orts, an dem derſelbe erſcheint, haben ihm ſchon eine ausgedehnte Theilnahme verſchafft und laſſen ihm fortwährend die intereſſanteſten Mittheilungen aus dem Gebiete der Sicherheitspflege, ſowohl aus ganz Deutſchland, als den Nachbarſtaaten zukommen. Es ſollte dieſes Werk eigentlich keinem executiven Polizeibeamten fehlen, da er durch ſtete Benutzung deſſelben ſich fortwährend in genauer Kenntniß des leider noch in großer Menge beſtehenden Diebs- und Gauner-Geſindels erhalten und dadurch für die allgemeine Sicherheit am nützlichſten mitwirken kann ꝛc.“

Freiburg im Breisgau, Anfangs Oct.

Mit dem Beginne dieſes Monats iſt in der Redaction der hieſigen („Freiburger“) Zeitung ein Wechſel vor ſich gegangen, indem an die Stelle des bisherigen Redacteur Prof. Dr. Wörl der Privatdocent Dr. Krönlein von Gießen getreten iſt. Die Zeitung, welche unter der Autorität der ſtädtiſchen und Regierungsbehörden erſcheint und früher die einzige hier erſcheinende politiſche Zeitung war, hat jetzt die radicale „Oberrheiniſche“ und die ultramontane „Süddeutſche“ als Rivale neben ſich. Sie hat ihre Aufgabe in der letzten Zeit nicht ſonderlich glücklich zu löſen gewußt und namentlich von Seiten der „Oberrheiniſchen“, unter der Redaction des talentvollen Stehle, vielfachen Abbruch erlitten. Wir werden ſehen, ob es Hrn. Dr. Krönlein gelingen wird, ihr einen erneuerten Aufſchwung zu geben. Die erſte Nummer ſpricht ſich über die zu befolgende Tendenz in einem leitenden Artikel aus deſſen Summe in folgenden Worten zuſammen gefaßt wird: „Will man dieſen (vorher charakteriſirten) Standpunkt, welcher uns für die Gegenwart der rechte zu ſeyn dünkt, einen gemäßigt liberalen, oder einen gemäßigt conſervativen oder einen doctrinären, oder ſonſtwie nennen, ſo mag ihn Jeder, welcher nun einmal in derlei Dingen ohne Parteinamen nicht auskommen kann, bezeichnen, wie er will. Wir finden darin mehr eine breite Baſis der Betrachtung, als einen Parteiſtandpunkt, eine Baſis, die weit genug angelegt iſt, ohne allzu große Aengſtlichkeit ſelbſt einer gewiſſen Verſchiedenheit der Auffaſſungsweiſen Raum zu geben, wenn ſie ſich nur ſelbſtbewußt, gediegen und würdig darzuſtellen wiſſen. Ob damit zugleich hie und da eine Vermittelung entgegengeſetzter Richtungen mehr und mehr angebahnt werden könne, muß der Erfolg lehren, wobei es hoffentlich unſere Schuld nicht ſeyn wird, falls dies nicht ganz nach Wunſch gelingen ſollte.“ Vielfach macht ſich auch hier, wie anderwärts das Bedürfniß nach einer Vermittlung und Verſöhnung der Parteien geltend, deren ungemeſſenes Treiben nicht ſelten mehr verdirbt, als gutmacht, und es wäre nur zu wünſchen, daß das Blatt fortan dem Vorſatz getreu die angegebene Richtung männlich-feſt, unbekümmert um die Extravaganzen auf Seiten der Rechten oder Linken verfolgte. Dann erſt, ſo dünkt uns, wird es ihm gelingen können, ſich in dem Publikum ſo einzuwurzeln, wie es die vermittelnde Richtung verdient.

Darmſtadt, 2. Oct.

Wir erfreuten uns ſeit langer Zeit ſowohl in hieſiger Stadt als in der Umgegend einer ungeſtörten öffentlichen Sicherheit, die erſt vor Kurzem eine Unterbrechung erlitt durch einen Raubanfall, der auf zwei Einwohner aus Seeheim, ihrer Ausſage nach, bei ihrer Heimkehr aus hieſiger Stadt in dem Eberſtädter Walde zur Abendzeit gemacht wurde. Sie wehrten ſich ihrer Haut, ſo gut ſie konnten, und kamen nicht ohne blaue Male davon. Als muthmaßliche Veranlaſſung dieſes Raubangriffs unterſtellt man eine von jenen beiden Perſonen hierher gemachte Weinlieferung und die Abſicht der Räuber, ſich den Kaufpreis anzueignen, welcher jedoch von den Käufern ſchon Tags zuvor bezogen worden war. — Ein Mann von hier ſoll, wie er erzählt, auf dem Wege von hier nach Traysa, in dem Walde, einem ähnlichen Anfalle ausgeſetzt geweſen ſeyn, jedoch ohne dabei den Kürzeren zu ziehen, indem er den verwegenen Strauchdieb durch einen Meſſerſchnitt im Geſicht gehörig gezeichnet haben will. — Geſtern Nachmittags hatten die Bewohner der Grafenſtraße den tragikomiſchen Anblick, daß ein zehnjähriger Schulknabe in Mitte dieſer Straße plötzlich verſank und kaum noch mit dem Kopfe aus der Verſenkung hervorragte. Nicht ohne Mühe brachte man den Kleinen, der ſehr erſchrocken und blaß wie die Wand war, aus dem Kanalloch wieder hervor, welches wie andere ähnliche nur mit Brettern zugelegt iſt. Auf das Bedürfniß einer feſteren Bedeckung der Kanalöffnungen ſcheint übrigens dieſer Vorfall von ſelbſt hinzuweiſen. — Freunde einer ſchönen Ausſicht beſteigen in den jetzigen freundlichen Herbſttagen öfter die Ludwigsſäule, wäre es auch blos in der Abſicht, die Bewegung der Züge auf der Eiſenbahn zu beobachten, welche von dieſer Höhe herab einen überaus anziehenden Anblick darbieten ſollen. Geſtern hatten Se. großh. Hoh. der Prinz Karl von Heſſen und J. k. Hoh. die Prinzeſſin Karl ſich hinauf begeben. — Dem Vernehmen nach ſoll es höchſten Ortes entſchieden worden ſeyn, daß außerhalb der Stadt, in der Umgebung des Bahnhofs, keine gewerblichen Anlagen gemacht werden dürfen. Man iſt damit in hieſiger Bürgerſchaft ſehr zufrieden. — Eine andere Tagesfrage: das polizeiliche Verbot des Tabakrauchens iſt jedoch noch in der Schwebe und man ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung, daß dieſelbe im Sinne des Fortſchritts (man erlaube mir dieſe Redensart), d. h. durch Emancipation der Tabakspfeife von der Polizeigewalt, demnächſt werde entſchieden werden. Was man vernünftiger Weiſe nicht wohl verbieten kann, ſollte doch billigerweiſe erlaubt ſeyn. Die hierher kommenden Fremden haben ſich ſchon öfter über ein Verbot gewundert, bisweilen auch in harten Ausdrücken beſchwert, deſſen Grund ſie nicht einſehen können. Ueberdies iſt die Tabakspfeife ein wichtiges Inſtrument zur Vermehrung der Zolleinnahmen, und ſchon aus finanzieller Rückſicht ſollte daſſelbe zu den privilegirteſten Hebeln der Induſtrie gehören. — Am vorigen Dienſtag wurde das von Hrn. H. Börnſtein aus dem Franzöſiſchen überſetzte Luſtſpiel: „Mein Mann geht aus“ auf der hieſigen Bühne zum Erſtenmale gegeben. Die Darſtellung war im Allgemeinen befriedigend, mitunter ſehr gut. Beſetzt waren die Rollen durch die HH. Wiſthaler (Maurice), Becker (Bertholin), Peters (Boſthenet), Pirſcher (Beauchamp), Dieffenbacher (Lucenay), Nötel (Montgiron), Dornewaß (Baptiſte) und Michel d. ä. (Joſeph). Ich habe ſämmtliche Rollen mit ihrer Beſetzung namhaft gemacht, damit Sie die Haupt- und Seitenkräfte unſeres Luſtſpiels daraus erſehen mögen. Hr. Becker, obſchon in dem tragiſchen Fach zunächſt thätig, hat gleichwohl für das Luſtſpiel ein entſchiedenes Talent, wie wir ſchon vielfältig zu bemerken Gelegenheit hatten. Jene Ueberſicht iſt übrigens noch durch die Herren Kronfeld und Birnſtill zu ergänzen, die auch im komiſchen Fache, und in dieſem ganz beſonders, an ihrer Stelle ſind. Zum Schluſſe der Vorſtellung ward das vom Hrn. Balletmeiſter Teſcher componirte reizende Ballet-Divertiſſement: „das Feenreich“ mit allgemeinem Beifalle gegeben. Mit verhältnißmäßig geringen Mitteln hat der für ſeine Kunſt ungetheilt lebende und mit raſtloſem Eifer wirkende Hr. Teſcher ſich das Verdienſt erworben, auf hieſiger Bühne ein hübſches Ballet zu gründen, welches, theils ſelbſtſtändig, theils als Opernſchmuck, zur Verſchönerung der Theaterabende viel beiträgt und für die Folge, bei demſelben beharrlichen Streben des Meiſters und ſeiner Eleven, das Corps de ballet noch vollkommener zu werden verſpricht.

Theater-Anzeige.

Montag, 5 Oct. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Amine: Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Dienſtag, 6. Oct. Er muß auf's Land, Luſtſpiel in 3 Abth., nach Bayard und de Vailly, von W. Friedrich.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 277. Mittwoch, den 7. October 1846.

Der Bauherr.

Hiſtoriſche Novelle von Anton Langer.

(Schluß.)

Kaiſerin Eleonore war keines Wortes mächtig; ſchweigend reichte ſie ihrem Retter die Hand, die er ehrerbietig küßte, während er auf's neue zum ſchleunigſten Aufbruch mahnte. Es war in der That die höchſte Zeit, denn das Feuer brannte ſchon beinahe unter ihren Füßen. Aber die Kraft, welche die kaiſerlichen Damen in der größten Gefahr behauptet hatten, verließ ſie bei'm Bewußtſeyn der Sicherheit und Rettung. Sie brachen zuſammen wie Rohr, und mußten ſich auf die Arme ihrer Retter ſtützen. Und hier konnte man wieder recht jene treue innige Liebe, jene felſenfeſte Anhänglichkeit ſehen, mit der das öſterreichiſche Volk an ſeinen Herrſchern hängt; jenes koſtbare Kleinod, um welches alle Fürſten der Erde Habsburgs Stamm mit Recht beneiden mögen. Dieſe rauhen Männer, nur gewohnt, den Hammer und das Beil zu führen, unterſtützten die ermatteten Damen mit einer Sorgfalt, mit einer Zärtlichkeit, wie ſie etwa ein Sohn gegen ſeine Mutter hegt; mehr getragen, als geführt wurden die Kaiſerin und die Prinzeſſinnen; ſorgfältig räumten die Voranſchreitenden Schutt und brennende Balken aus dem Wege, daß ja nicht die geringſte Verletzung die geliebten Perſonen bedrohe; der alte Konrad weinte wie ein Kind, und jeder Hofherr, aufgewachſen im Dienſte und bekannt mit Allem, was Ehrfurcht und Etikette verlangt, hätte erſtaunen müſſen über die zarte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, mit welcher die Männer aus den unterſten Klaſſen des Volkes die Mutter und die Schweſtern ihres Kaiſers aus den Flammen der langſam in Trümmer ſinkenden Burg führten.

Die Gemächer, durch welche ſie nun ihren Rückzug antraten und durch welche auch die Retter heran gekommen waren, befanden ſich, obwohl bereits von den Flammen angegriffen, doch noch in einem Zuſtande, daß man ſie durchſchreiten konnte. So ſchnell es nur immer möglich war, eilte die kleine Schaar durch ſie hindurch und erreichte in wenig Augenblicken den Burgplatz. Tief aufathmend begrüßten die Geretteten die friſche kalte Nachtluft, und laut jubelnd empfing das Volk die geliebte, kaiſerliche Wittwe.

Kaiſer Leopold umarmte ſeine Mutter, und ſein Blick ſuchte den wackern Mann, der drei ihm ſo theure Leben gerettet hatte. Allein dieſer war verſchwunden. Einige behaupteten, ſie hätten ihn in die brennende Burg zurückkehren geſehen, und ſo war es auch. Michael Vogelſang hatte auf dem Rückzuge aus den Flammen etwas erblickt, was ſeine Seele mit wildem Grimm erfüllte; kaum wußte er alſo die Kaiſerin in Sicherheit, ſo ſprang er wieder, drei Stufen auf ein Mal nehmend, die Treppen hinauf und durch den bereits Feuer fangenden Gang, der zum Archive führte. Denn dort war es, wo er mitten in den Flammen, ſalamanderartig, eine Geſtalt erblickt hatte, die eine grimmige Wuth in ſeiner Seele wach rief. Es war Scomparini, der Mordbrenner, den er erſchaut hatte, der aus ihm unbekannten Gründen, wie ein Feuerteufel hier mitten in den Flammen hauſ'te, und er gelobte es ſich mit einem fürchterlichen Eidſchwur, daß er ſich ſelbſt und das Vaterland an dem italieniſchen Mordbrenner rächen, oder ſelbſt darüber zu Grunde gehen wollte.

Er eilte durch die Gänge, die ſchauerlich öde vom Widerſchein der Flammen erhellt waren, und erreichte in wenig Minuten das Archiv; weit offen ſtand die Thüre, und er betrat ſchweigend das hohe Gewölbe, das die Flamme noch nicht erreicht hatte, obwohl die Gluth bereits durch die Eiſenſtäbe der Fenſter hereinleckte und der auf den Platz hinausgehende Balcon in lichten Flammen ſtand, daß die Funken in's Archiv hereinſtoben.

Der Italiener kniete auf dem Marmorboden vor einem mit alterthümlichem Schnitzwerk überladenen Schrank; die Thüre deſſelben war aufgeſprengt, und eifrig ſuchend wühlte Scomparini in den ſtaubigen Akten, die zu hunderten den alten Schrank füllten.

Schweigend trat Vogelſang näher; er hörte, indem er ſich mit verſchränkten Armen hinter den Mordbrenner ſtellte, wie dieſer vor ſich hinmurmelte: „Verdammte Geſchichte, kann ich denn dieſe erwünſchte Urkunde nicht finden; dieſe elenden Flammen leuchten ſo ſchlecht, und die Tinte, mit der dieſe Lumpen beſchmiert ſind, iſt ſo blaß und welk."

Und auf's neue die Akten durchwühlend, fuhr er fort: „Hier iſt neun, hier zehn, hier elf, Triumph! hier iſt's, fasciculus duodecimus, litera C. Hab' ich dich endlich ein Mal, verwetterter Wiſch; bin wirklich froh, daß ich's endlich gefunden habe, denn die Hitze kommt auf unangenehme Weiſe näher, und obwohl ich recht gut in der Hitze aushalten kann, ſo glaube ich doch, meine Stunde iſt bereits gekommen."

In dieſem Augenblick legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter und eine dumpfe Stimme ſprach: „Deine Stunde iſt gekommen, Mordbrenner!"

Zum Tode erſchreckt, fuhr der Welſche empor, und ſein Blick traf den finſtern, racheglühenden Blick Meiſter Vogelſangs; aber auch in Scomparini erwachten bei'm Anblicke des Verhaßten alle Gefühle von Zorn und Rache; er griff wüthend in den Buſen und ſchleuderte ein dreiſchneidiges Stilet nach dem Meiſter; aber an dem Ohre deſſelben ziſchte der Dolch vorbei und bohrte ſich tief in das Holz eines alten Schrankes.

„So haſt Du Dich Deiner letzten Waffe beraubt," rief Vogelſang, und ſtürzte auf den Welſchen los. „Wir haben eine alte Rechnung mit einander abzumachen und ich hoffe, wir werden heute mit einander fertig."

„Ich bin's zufrieden," rief der Welſche, und empfing feſten Fußes ſeinen Gegner. Und nun begann der entſetzlichſte Kampf. Wenn auch Scomparini an Körperkraft dem Bauherrn weit nachſtand, ſo beſaß er doch eine unglaubliche Gewandtheit und Schlauheit, und wußte die geringſte Unvorſichtigkeit ſeines Gegners zu benützen.

Digitized by Google

In der ſchauerlichen Oede, die in dem hohen Saale, inmitten der praſſelnden Flamme herrſchte, rangen die zwei Männer wie erbitterte Löwen; Jeder ſah, daß es hier das Leben gelte, und bot das Aeußerſte auf, um nicht zu unterliegen; aber endlich erlahmte die Kraft Scomparini's. Vogelſang hatte ihn an der Kehle gefaßt und ſchleppte ihn, wie der Wolf ein Lamm, nach dem brennenden Balcone; unter demſelben hatte ſich durch ſtürzende Balken eine Art Scheiterhaufen gebildet, der rieſig zum Himmel hinanloderte; entſetzt ſah das Volk unten den Meiſter mit ſeinem Opfer auf dem brennenden Balcon erſcheinen; Vogelſang donnerte dem ſich verzweifelnd Wehrenden zu: „Hier, Mordbrenner, empfange den wohlverdienten Lohn und ſtirb in den Flammen, die Du angefacht!“ Und mit einem gewaltigen Wurfe ſchleuderte er den Mordbrenner mitten in die Gluth, die praſſelnd über ſeinem Haupte zuſammenſchlug.

Schaudernd blickte der Meiſter dem Fallenden nach; dann aber eilte er raſch und mit Lebensgefahr zurück, denn bereits hatten die Flammen auch dieſe Gänge erreicht; deſſen ungeachtet gelangte er, abgeſehen von einigen Brandwunden und Contuſionen, nach wenig Augenblicken auf den Burgplatz, an welchem ihn der laute Jubel des Volks empfing. „Seht, der iſt's,“ riefen ſie, „der die Kaiſerin gerettet hat.“

Kaiſer Leopold, der noch immer mitten unter dem Volke hielt, während ſeine Gemahlin bereits nach Ebreichsdorf und die Kaiſerin Mutter ſammt den Prinzeſſinnen in die Favorite geflüchtet hatten, ließ den jungen Mann heran rufen; beſcheiden näherte ſich dieſer dem Kaiſer.

„Du biſt ein wackerer Mann,“ ſagte Leopold I., ihn auf die Schultern klopfend, „und haſt Dir heute große Verdienſte um uns und unſer Haus erworben.“

„Ich danke Gott,“ ſagte Vogelſang, „daß es mir vergönnt war, eine alte Schuld, vielleicht wenigſtens zum Theile, zu ſühnen.“

„Wie iſt das zu verſtehen?“ fragte Leopold.

„Es iſt mein Schwiegerſohn,“ erklärte der Rathsherr Preinhuber, „Michael Vogelſang, derſelbe, für den Ew. Majeſtät einſt die Begnadigung unterzeichnet haben.“

„Ja, Ew. Majeſtät,“ ſagte Vogelſang wehmüthig, „zu dem Baue, der hier eben in Trümmer ſinkt, habe ich den Grund gelegt.“

„Wir erinnern uns,“ ſagte der Kaiſer, „nun kränkt Euch nicht. Errare humanum est, und was Du gefehlt haſt, das haſt Du durch Dein wackeres Verhalten als kaiſerlicher Soldat wieder gut gemacht. Für das Verdienſt, das Du Dir aber heute erworben, müſſen wir Dich beſonders belohnen, und ſo empfange dieſes Zeichen unſerer kaiſerlichen Gnade.“ Und vom eigenen Halſe nahm Kaiſer Leopold I. das goldene Kettlein und hing es unter dem Jauchzen des Volkes um den Nacken des wackern Meiſters. — —

Hier endet das Manuſcript des „Geltgebers“ aus dem „Ratzenſtadl.“ Für jene Leſer aber, welche am Schluſſe gerne Details wiſſen wollen, erlaube ich mir, noch Folgendes beizufügen. Die Leopoldiniſche Burg brannte bis acht Uhr Morgens auf den Grund nieder. Kaiſerin Eleonore ſtiftete zum Andenken ihrer Rettung in Folge des Gelübdes, das ſie in der Noth gethan, den Orden der Kreuzerhöhung. Vom Marquis Jean d'Auvers weiß ich nichts weiter zu ſagen. Als aber im J. 1670 Prag in Brand geſteckt und vier von den Mordbrennern ergriffen, ihren Frevel mit dem Leben büßten, da befand ſich unter ihnen auch, wie die Prozeßakten ausweiſen, ein gewiſſer Jean, ein Schuſtersſohn aus Rouen, und ich vermuthe demnach mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß der Hingerichtete Niemand anders war, als der ſehr ehrenwerthe Marquis Jean d'Auvers. Am Piedeſtale der Säule, rechts am Eingange des Schweizerhofes, iſt der Spruch: SI DEVS PRO NOBIS, QVIS CONTRA NOS! wie ſchon am Anfange bemerkt, wirklich eingegraben; Meiſter Vogelſang hat alſo wahrſcheinlich noch nachträglich den Worten ſeines alten, treuen Konrads Gehör gegeben. In den Kloſterbüchern der Karmeliterinnen kommt einige Jahre ſpäter der Name Margarethe Preinhuber vor, oder nach dem Kloſternamen soror Apollonia. In einer alten Relation, die mir über die Türkenbelagerung im Jahre 1683 in die Hände gekommen, heißt es: „Am 17. Auguſti hat der Türk in der Frühe der Stadt mit Karthaunen und andern Tormentis arg zugeſetzt, auch um 9 Uhr unter gräulichem Spectacul zum Sturm auf die Gonzaga-Baſtei gerannt. Wobei Herr Michael Vogelſang, der Stadt wohlbeſtallter Baumeiſter, ſeinen Schwiegervater, den Rathsherrn Preinhuber, ſo ein Greis von achtzig Jahren war, nichts deſtoweniger aber gar männiglich gegen den Erbfeind ſtund, aus den Händen der Ungläubigen Helden ſalvirt und gerettet hat.“ Aus dieſen Worten ſchließe ich, daß Meiſter Vogelſang wirklich der Gemahl der ſchönen Dorothea geworden ſey.

Der Peſtalozzi-Verein in Frankfurt.

Bereits iſt ein halbes Jahr verfloſſen ſeit dem Gedächtnißtage des edlen Mannes, dem man auch hier durch Gründung eines dauernden Denkmals eine würdige Feier bereitet hat. Das Geſchlecht unſerer Tage iſt der Begeiſterung durch Rede und Schrift in ungewöhnlichem Maße zugänglich; Ideen ſind es, an Perſonen oder Ereigniſſe ſich knüpfend, welche das innerſte Lebensprinzip der Völker bilden. Die Zahl Derer, welche mehr oder minder außer dem Bereich dieſer geiſtigen Lebenskräfte ſtehen, hat ſich gegen frühere Zeiten gewiß weſentlich vermindert. Das iſt ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Gleichwohl frägt man nicht ſelten: ſind jene Ideen auch wirklich lebenſchaffende Kräfte? ſind es nicht oft bloße Ideale, Träume, patriotiſche Phantaſieen, fromme Wünſche? Allein wir möchten mit der Frage entgegnen: Treten uns nicht auf allen Wegen neue Schöpfungen entgegen oder ringen nach Geſtaltung, in Staat und Kirche, in Wiſſenſchaft und Schule, in Verkehr und ſocialem Leben? Wenn aber einzelne unter dieſen zahlreichen Hervorbringungen eines reichen Bodens, anfangs raſch emporſchießend, bald ins Stocken gerathen und zu keiner rechten Blüthe und Kraft gedeihen, ſo iſt das freilich ein Beweis, entweder daß ihnen überhaupt ein kräftiger Lebenskeim fehlt, oder daß ſie von andern allzu nah aufſchießenden Gewächſen beeinträchtigt werden. Befürchtungen der Art hat man auch bei dem Peſtalozzi-Verein, wenigſtens dem hier ſich bildenden geäußert. Ob grade jetzt in unſerm hieſigen Gemeinweſen der rechte Zeitpunkt, ob ein entſchiedenes Bedürfniß für die beabſichtigte Stiftung vorhanden ſey, dies wurde ſtark in Zweifel gezogen. Allein der Verein hat ſich wirklich gebildet und auch bereits ſeine Wirkſamkeit begonnen. Wenn aber die Zahl der Theilnehmer noch nicht groß und darum die Gränze der Wirkſamkeit noch eng geſteckt iſt, ſo zweifeln wir nicht, das Vertrauen auf den göttlichen Segen, der keinem guten Werke fehlt, und auf die Empfänglichkeit der Zeit für Alles, was mit vereinter Kraft zum Wohle des Ganzen geſchaffen werden ſoll, wird ſich gewiß immer mehr rechtfertigen, ſobald die Zwecke des Vereines nur erſt einmal in weiteren Kreiſen bekannt ſind und man ſich allgemein klar geworden iſt über dieſen Zweck, über die Stellung eines ſolchen Vereines zu den anderweitigen Stiftungen helfender Liebe, wie ſie unſere Stadt ſo zahlreich aufzuweiſen hat.

Der Peſtalozzi-Verein hat ſich zur Hauptaufgabe die Pflege und Erziehung hülfloſer, insbeſondere ſittlich gefährdeter und verwahrloſ'ter Kinder und zwar ohne Unterſchied des religiöſen Bekenntniſſes geſtellt. Sein Wirkungskreis unterſcheidet ſich weſentlich von dem des Waiſenhauſes, deſſen Name die Beſchränkung auf eine beſondere, allerdings die zahlreichſte Klaſſe verlaſſener Kinder ausſpricht, und wenn hier und da ausnahmsweiſe auch andere Kinder Aufnahme finden, welche in ſchlimmerem Sinne ver-

Digitized by Google

waſſ't ſind, als den man gewöhnlich mit dem Worte verbindet, ſo ſind das eben Ausnahmen, gegen welche ſich die Anſtalt aus natürlichen Gründen, nicht bloß finanziellen, ſondern auch inneren, das Wohl der Zöglinge betreffenden, immer ſträubt. Kleinkinderſchulen, deren das letzte Jahrzehnt mehrere bei uns ins Leben gerufen hat, dienen zur Beaufſichtigung und erſten Beſchäftigung kleiner Kinder, deren häusliche Verhältniſſe eine dauernde Aufſicht der Aeltern nicht zulaſſen; ſie ſind außer der Sorge für die leibliche Wohlfahrt auch ein wirkſames Mittel, der Verwahrloſung des kindlichen Gemüthes in den erſten Lebensjahren vorzubeugen. Wer verkennt ihren großen Segen? Bei dem Peſtalozzi-Vereine handelt es ſich aber um Kinder, die über die Altersſphäre dieſer wohlthätigen Anſtalten meiſt hinaus ſind. Oeffentliche Schulen aber reichen hier nicht aus; was in ſolchen Fällen noth thut, iſt ein geordnetes Familienleben, der heilſam bildende, durch keine Schule zu erſetzende Einfluß eines frommen, ſittlichen Hausweſens. Aber gibt es denn in unſerem kleinen an Mitteln zur Förderung der Jugendbildung ſo reichen Gemeinweſen der Kinder ſo viele, deren Familienzuſtand ſo ungünſtig iſt, daß ſich deßhalb die Geſammtheit auf irgend eine Weiſe ihrer anzunehmen hätte? Gibt es viele durch Mangel und Noth, durch Zwieſpalt und Rohheit der Aeltern zerrüttete Hausweſen, in deren dumpfer Atmoſphäre die junge Generation ſich durchaus nicht geſund und kräftig entwickeln könnte, weßhalb es eine heilige Pflicht wäre für Alle, die helfen können, die jungen Gewächſe in einen beſſeren Boden zu verpflanzen? Wir wollen uns Glück wünſchen, wenn die Zahl ſolcher Familien, in denen nicht bloß die bitterſte Noth, ſondern hauptſächlich ein von jedem religiöſen Leben abgewendeter Sinn wie ein öder, unfruchtbarer Boden wirken, in dem nichts Gutes fröhlich gedeihen kann, weniger bedeutend iſt als in andern großen Städten und deren Nähe. Günſtige Verhältniſſe mancher Art, gewiß aber auch der hervorſtechend wohlthätige Sinn einer zahlreichen, bemittelten Bevölkerung wirken da zuſammen. Allein vorhanden ſind ſolche beklagenswerthe Familien auch hier; wer ſich näher um ſolche Wohnungen des Elends umthun will, der wird nur zu viele traurige Erfahrungen machen. In kurzer Zeit wurden dem neuentſtandenen Vereine mehrere bekannt, wo Hülfe, möglichſt ſchnelle Hülfe dringend noth that. Da war eine Mutter, die ihr Kind körperlich und geiſtig vernachläſſigend, oft ohne Nahrung zu Hauſe einſchloß, während ſie dem Verdienſte nachging; das arme Geſchöpf erſchien ihrem erkälteten Gemüthe als eine Bürde, durch welche ſie an freier Bewegung gehemmt, ihr Erwerb nur gehindert werde. Eine andere Mutter, einſt durch Geburt dem hieſigen Gemeinweſen angehörend, aber lange aus ihm geſchieden, fern von dem kranken Manne, zwar unterſtützt, aber bei weitem nicht genügend, durch die Noth in ihrer Seele getrübt und verbittert, iſt ganz außer Stande für die Erziehung von fünf Kindern, darunter zwei wilde, an Unthätigkeit und Unordnung ſchon gewöhnten Knaben, auch nur einigermaßen mit Erfolg zu ſorgen, ſelbſt wenn ihr alle Mittel zum leiblichen Unterhalt ganz nach Bedürfniß zuflöſſen. Wie ſoll da geholfen werden? Durch Privatwohlthätigkeit? Auf dieſem Wege geſchieht gewiß Vieles. Allein es gilt hier nicht bloß Herbeiſchaffung der nöthigen Mittel, die Hülfloſen irgendwo unterzubringen; die Hauptſache iſt vielmehr Leitung und Beaufſichtigung der Erziehung ſolcher Kinder. Wie ſelten aber kann dies durch Einzelne, auch bei der beſten Geſinnung mit Nachdruck und Erfolg geſchehen. Und was beſonders zu beachten iſt, etwas Zuſammenhängendes, Großes, etwas einigermaßen Erſchöpfendes wird ſo nie zu Stande kommen. Auch der Staat kann in vielen Fällen nicht helfen. Freuen wir uns, wenn die Anſtalten zur Bildung der Geſammtheit, die öffentlichen Schulen insbeſondere mit liebevollem Sinne, den Forderungen einer vorangeſchrittenen, viel fordernden Zeit gemäß von ihm eingerichtet ſind, wenn er wohlthätige Anſtalten nach Kräften unterſtützt, wenn er auch ſolche Beſtrebungen, wie ſie hier in Rede ſtehen, mittelbar und unmittelbar fördert! So werden wir denn auf die Bildung vereinzelter Kräfte, auf die Bildung von Vereinen geführt, auf die freie, aus liebevoller Geſinnung entſpringende, ſich ſelbſt leitende Thätigkeit der Bürger eines Gemeinweſens. Und wahrlich, das Feld, welches ſich der neue Verein zur Hauptaufgabe ſeiner Wirkſamkeit auserſehen, iſt aller Beachtung werth. Gehört doch die Frage über den Pauperismus zu den ernſteſten unſerer Zeit. Mit der zunehmenden Bevölkerung wächſt die Menge der ganz Beſitzloſen. Eins von den Mitteln, dem Uebel gründlich abzuhelfen, iſt aber gewiß die Bildung von Vereinen, welche ſich die Erziehung derjenigen Kinder angelegen ſeyn laſſen, die durch die Einflüſſe einer bittern, wenn auch keineswegs nothwendig, doch leicht zur Entſittlichung führenden Armuth, der Verwahrloſung Preis gegeben ſind. Denn die Armuth an und für ſich iſt es nicht, die für Staaten und Cultur bedrohlich werden könnte. Das Gefährliche iſt die Entſittlichung, nicht ſelten das traurige Gefolge der Armuth, und insbeſondere der Verarmung; die Entſittlichung, die ſich in gänzlicher Gleichgültigkeit gegen religiöſe und ſittliche Ideen, in heilloſem Zwieſpalt der Familien, in verderblicher Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht, in unverholener Hinneigung zu Liſt und Betrug kund geben. Sie iſt zu fürchten und zumal, da ſie auf das heranwachſende Geſchlecht von unſeliger Wirkung ſeyn muß. In ſolcher Atmoſphäre wachſen Unglückliche auf, die mit der ſittlichen Ordnung der Dinge im geheimen und gar leicht auch in offenem Kriege ſtehn. Hier gilt es alſo die junge Generation zu wahren. Das erſtrebt der Peſtalozzi-Verein. Freilich eine ſchwere Aufgabe, ſchwer in mehrfachem Bezuge.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bad Homburg, 1. Okt.) Unſere Badeliſte wird noch immer ausgegeben und nennt in der jüngſten Woche namentlich Engländer und Franzoſen, die hier zu überwintern gedenken. Unter den Gäſten von Auszeichnung, die noch zur Kur hier weilen, nenne ich Ihnen den berühmten Maler Philipp van Prèe, Direktor der Gemäldegallerie in Brüſſel, bekannt wegen ſeiner ausgezeichneten Darſtellung von Frauengeſtalten, und den belgiſchen Maler Donny, der auch bei Ihnen durch ſein ſchönes Gemälde im Städel'ſchen Inſtitute bekannt iſt. Derſelbe hat gegenwärtig zwei neuere herrliche Bilder hier, von denen eines die goldene Preismedaille in Brüſſel erhalten hat, und es wäre im Intereſſe des kunſtſinnigen Frankfurts zu wünſchen, daß er aufgefordert würde, dieſe Gemälde ebenfalls im Städel'ſchen Inſtitute auszuſtellen, wo ſie neben Bildern von De Bleſve, Genniſſon, Dejonghe und Anderen einen würdigen Platz einnehmen würden. —

Der bekannte Kupferſtecher C. F. Grünewald in Darmſtadt hat ſich in neueſter Zeit viel mit dramatiſchen Arbeiten beſchäftigt und zwar nicht ohne Erfolg. Eine Poſſe: „Der Herzog von Bordeaux", iſt auf den Bühnen zu Darmſtadt, Nürnberg u. a. mit Beifall aufgeführt worden. Gegenwärtig liegen zwei neue Stücke gedruckt vor: „Der Diamantſchmuck", Luſtſpiel nach dem engliſchen Roman Morley Ernſtein von James, und: „Lea", Drama nach der beliebten Novelle von W. Hauff: Jud Süß. Wir wünſchen, daß dieſe Produktionen, von denen beſonders die letztere reich an Effekten iſt, auf der Bühne Glück machen mögen.

(Kiel, 1. Okt.) Wie berichtet und allgemein bekannt, machte die Naturforſchergeſellſchaft von hier aus auf Einladung des Herzogs von Auguſtenburg eine Tour nach Gravenſtein, um ein Frühſtück daſelbſt einzunehmen. Dies geſchah an einem Sonntag, und zwar deßhalb an einem ſolchen Tage, weil das der einzige Tag

Digitized by Google

war, an dem das Dampfſchiff zur Diſpoſition der Geſellſchaft geſtellt werden konnte. Dies hat dem Ober-Conſiſtorialrath Harms ein Aergerniß bereitet, ſo daß er ſich nicht abhalten ließ, am letzten Sonntage dieſer Tour von der Kanzel herab ſpeziell zu erwähnen. Hr. Dr. Harms predigte nämlich über die abusus in der katholiſchen Religion, ging darauf über zu den Mißbräuchen in der lutheriſchen Religion, und als er auf ſein Lieblingsthema kam, auf die Entweihung des Sabbaths, ſprach er ſich noch ſpeziell über jene Tour der 250 Naturforſcher aus. Der Redner beſchuldigte ſie eines Mangels an Glauben. Wenn dieſes nun als ein richtiges Urtheil wohl im Allgemeinen angeſehen werden könnte, ſo finde ich es doch höchſt unſtatthaft, es von der Kanzel herab auszuſprechen.

L i t e r a t u r.

Die in unſerer Sprache gebräuchlichen **F r e m d w ö r t e r** zum Hausgebrauche für Jedermann, auch für Schulen, von Carl **V e n a t o r**. Fünfte, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Darmſtadt, 1846. Verlag von L. Pabſt. 36 Octavbogen, 1 fl. 12 kr.

Die Fremdwörter haben in faſt jeder Periode unſerer Sprache mächtigen Einfluß ausgeübt. Noch heute kann man ohne Kenntniß derſelben die wenigſten Schriften leſen und verſtehen; in Zeitungen, Flugſchriften u. ſ. w., wo die Tagesfragen abgehandelt werden, iſt ihre Anzahl oft ſo groß, daß man überall auf Schwierigkeiten ſtößt, wenn man ſie nicht zu erklären weiß. Gleichwohl behandeln unſere ſämmtlichen Schulen dieſen Theil des deutſchen Wortſchatzes nicht mit der erforderlichen Sorgfalt. In Gymnaſien und Lyceen glaubt man dies durch den Unterricht im Griechiſchen und Lateiniſchen, in Real- und Gewerbſchulen durch das Franzöſiſche, Engliſche und Italieniſche erſparen zu können, weil die meiſten Fremdwörter in jenen Sprachen wurzeln. Aber wie viele derſelben haben mit der Zeit ganz eigenthümliche Bedeutung angenommen, oder gehören in keine jener Sprachen! Ein Fremdwörterbuch „zum Hausgebrauch für Jedermann“ wird daher immer willkommen ſeyn, wenn es vollſtändig und billig iſt. Dieſe Eigenſchaften rühmen wir an dem von **V e n a t o r**, das ſeit zehn Jahren fünf Auflagen erlebt und mit jeder an Brauchbarkeit, Reichhaltigkeit und Beſtimmtheit zunimmt. Man wird nicht leicht ein Fremdwort darin vermiſſen, welches im täglichen Leben uns vorkommt. Zugleich ſind mythologiſche Namen und Perſonen kurz erklärt und bei jedem Wort ſteht die Ausſprache in der Parentheſe; Letzteres halten wir wirklich für allzu gewiſſenhaft, denn nur bei ſolchen, die ganz anders geſprochen, als geſchrieben werden, dürfte ein Zuſatz nöthig ſeyn. Sonſt wiſſen wir an dieſem ſchon in mehreren Tauſend Exemplaren verbreiteten Werke nichts auszuſtellen und können es auf das Beſte in dieſer neuen Auflage empfehlen, die ſicher nicht die letzte bleiben wird. Die Ausſtattung iſt gut, der Druck beſonders deutlich. R.

K o r r e ſ p o n d e n z.

G i e ß e n, 3. Oct.

Vorgeſtern ereignete ſich auf einer der hieſigen Bleichen ein Unglücksfall, deſſen traurige Folgen nur durch die ſchnelle Hülfe des Sohnes des Bleichers noch abgewendet wurde. Eine arme Bauersfrau nämlich, welche für hieſige Leute mit Wäſche auf der Bleiche beſchäftigt war, fiel, indem ſie mit zwei Gießkannen zugleich Waſſer ſchöpfen wollte, durch das Gewicht derſelben niedergedrückt, in die Lahn und war nach kurzen vergeblichen Anſtrengungen, wieder heraus zu kommen, ſo erſchöpft, daß ſie ſogleich unterſank. Niemand in der Nähe bemerkte dies, nur auf der an dem jenſeitigen Ufer gelegenen Bleiche ſahen einige Leute die Unglückliche mit dem Waſſer kämpfen und dann unterſinken. Sie ſchrieen nach Hülfe und ſogleich ſpringt der Sohn des Bleichers, **W i l h e l m H e n s l e r**, herbei. Ein einziger Blick ſagt ihm, daß hier ſchnelle Hülfe Noth thue und ohne weiteres Beſinnen ſtürzt er ſich in's Waſſer, taucht unter und bringt nach einigen Secunden die ſchon Halbtodte, ſie an dem Rücken faſſend, an die Oberfläche. Mit herkuliſcher Kraft rudert er mit ihr an's Ufer (und dieſer Ausdruck wird nicht zu ſtark ſeyn, wenn man die ſchwere, unbeholfene Tracht der Landleute hieſiger Gegend und weiter berückſichtigt, daß die Gerettete in den letzten Monaten ihrer Schwangerſchaft ging) und bringt ſie hier mit Hülfe ſeines kranken Vaters, welcher auf das Hülfegeſchrei auch herbeigeeilt war, und noch einer dritten Perſon an's Ufer. Unter dem Beiſtand eines ſchnell herbeigeholten Arztes ward die Gerettete nun wieder völlig in's Leben zurückgebracht. Bemerkenswerth iſt, daß der genannte Wilhelm Hensler im verfloſſenen Sommer ſchon einmal auf ähnliche Weiſe eine hieſige Bürgerswittwe aus dem Waſſer rettete, welche ohnfehlbar eben ſo wie die oben Genannte in den Fluthen der Lahn ihr Grab gefunden haben würde, wenn nicht der edle Retter ſein eigenes Leben der größten Gefahr ausgeſetzt hätte. — Das eigene Bewußtſeyn dieſer ſchönen Thaten und die Dankesthränen der Geretteten mögen ſein ſchönſter Lohn ſeyn! C. R.

Geographiſcher Verein.

Vorleſungen während des Winters 1846/47.

Da über den bisherigen Hörſaal für die Vorleſungen des geographiſchen Vereins, welchen derſelbe durch die Güte des phyſikaliſchen Vereins und der naturforſchenden Geſellſchaft ſeit acht Jahren zu benutzen in Stand geſetzt war, für dieſen Winter anderweitig verfügt worden iſt und die Anzeige dieſes Beſchluſſes erſt ganz kurz vor dem beſtimmten Anfange der Vorleſungen gemacht wurde, ſo daß es dem Vorſtande nicht möglich war, die nöthigen Vorkehrungen für ein neues Local zu treffen, ſo werden die Vorleſungen des Vereins vorerſt in dem eigenen Locale deſſelben, im alten Senckenbergiſchen Stiftsgebäude, **j e d e n M i t t w o c h** zu den gewohnten Stunden, **A b e n d s v o n 7 — 8 U h r**, ſtattfinden. Der erſte Vortrag wird nächſten Mittwoch den 7. October von Hrn. Dr. **B ö g n e r** gehalten, aus deſſen demnächſt im Druck erſcheinenden Werke:

„Ueber **E r d b e b e n**, mit beſonderer Beziehung der Erſchütterungen „im mittleren Deutſchland, ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinander„folge mit vulkaniſchen Erſcheinungen in entfernten Ländern; nebſt „Vorzeigung einer Karte, den Verbreitungsbezirk des Erdbebens „vom 29. Juli 1846 darſtellend.“

Die regelmäßigen Vorleſungen des Hrn. Dr. **G l r i c k e r** beginnen Mittwoch den 21. October. Derſelbe wird in einer Reihe von Vorträgen: **S c h l e s w i g - H o l ſ t e i n** (zum Theil nach eigener Anſchauung, zum Theile nach dem eben erſchienenen Werke von Pohl) behandeln, und daran den Ueberblick einiger anderer wenig bekannten und in dieſem Augenblicke merkwürdigen Länder, z. B Mexico (nach Mühlenpfordt), **S i e b e n b ü r g e n** (nach de Gerando), und, wenn es die Zeit erlaubt, auch Ungarn (nach Kohl), und eine Einleitung zur Charakteriſtik der europäiſchen Völker knüpfen.

Außerdem finden im Laufe des Winters in dem Locale des geogr. Vereins noch folgende Vorträge ſtatt:

1) Von Hrn. Dr. **H a r o l d B a g g e**: über **A e g y p t e n**, als Ergebniß ſeiner Reiſe dahin.

2) Von Hrn. Candidat **F e ſ t e r**: über **B e l g i e n**, nach einem perſönlichen längeren Aufenthalte daſelbſt.

3) Von Hrn Dr. **E d. H e y d e n**: über die neueſten Entdeckungen im Gebiete der Erdkunde überhaupt.

Nichtmitglieder und Damen, welche dieſen Vorleſungen beizuwohnen wünſchen, können in der Schmerber'ſchen Buchhandlung Eintrittkarten erhalten.

Der Eingang in das Local iſt hinter der Schlimmmauer, nahe an der großen Eſchenheimerſtraße, rechts im Hofe des Senckenbergiſchen Stiftsgebäudes die dritte Thüre.

Der Vorſtand des Frankfurter geogr. Vereins.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Dienſtag, 6 Oct. **E g m o n t**, Trauerſpiel in 5 Abth., von Göthe. Die zur Handlung gehörige Muſik iſt von L. van Beethoven.

Mittwoch, 7. Oct. **D i e V e ſ t a l i n**, große Oper in 3 Abth., Muſik von Spontini. (Letzte Gaſtrolle) Julie: Fräul. **J e n n y L i n d**, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 278. Donnerſtag, den 8. October 1846.

Prinzeß Tarakanoff.

Eine Erzählung, nach franzöſiſchen Memoiren bearbeitet von Hans von S.........

I.

In einem durch mehrere Kerzen hell erleuchteten Zimmer war Fürſt Radzìwill, eine imponirende Erſcheinung, mit dem Leſen eines Paquets Briefe beſchäftigt. Manchmal legte er dieſe Briefe nieder, und ſein Auge haftete dann ſinnend auf dem Bildniß Johann Sobiesky's, welches ihm gegenüber hing. —

Nachdem der Fürſt ſo ſinnend eine Zeit lang geſeſſen, klingelte er, und befahl dem mit einer tiefen Verbeugung eintretenden Kammerdiener, den im Vorzimmer harrenden Michael Polſchinsky hereinzuführen.

Als der Diener das Gemach verlaſſen, ging Radzìwill nachdenkend im Zimmer auf und nieder. „Michael iſt geſcheut, ein eifriger Anhänger meiner Partei, ob ich ihm traue — es ſey gewagt.“ Er vernahm Schritte im Nebenzimmer, und als Michael Polſchinsky eintrat, ſtand der Fürſt an einem Spiegeltiſch, die Linke ruhte auf dieſem, und ſeine durchdringenden Blicke hafteten auf dem Eingetretenen. Dieſer, ein Mann von höchſtens 28 Jahren, war groß und wohl gebaut, in ſeinen Zügen lag Feſtigkeit. Seine hohe Stirne, die ſcharf gebogene Naſe, die dunkeln, blitzenden Augen machten das Enſemble eines Geſichtes aus, das ohne Bedenken ſchön genannt werden konnte.

Radzìwill kannte Michael als einen Mann, der geeignet war, ein gefahrvolles Unternehmen glücklich zu Ende zu bringen, deshalb ſäumte der Fürſt auch nicht, ihn mit einem Auftrage zu entſenden, der von großer Wichtigkeit für ihn war.

Nachdem Michael dem Fürſten unverbrüchliches Stillſchweigen gelobt hatte, machte ihn Radzìwill mit den näheren Details ſeines Auftrags bekannt.

„Eine junge Dame von hohem Stande, die ſeit einiger Zeit in meinem Hauſe weilt, wünſcht mit ihrer Begleiterin, ihrer Amme, Rom als künftigen Aufenthaltsort zu nehmen.

„Sie iſt aus Petersburg entflohen, weil ſie nicht länger unter der Herrſchaft Katharinens zu leben vermochte. Von Rußland aus wird ihr nachgeſtellt, Sie werden begreifen, daß Vorſicht nöthig iſt, um ſie unbemerkt nach Rom zu bringen.

„Sie ſollen die Dame, die eine Dienerin, die ihre Amme war, mit ſich führt, begleiten, und in Rom der Beſchützer der Jugend des Fräuleins ſeyn. In dieſem Paquet finden Sie Wechſel auf die verſchiedenen großen Städte, die Sie paſſiren, eben ſo Empfehlungsſchreiben an einflußreiche Perſonen Roms.

„Uebermorgen werden Sie abreiſen, Ihr Aufenthalt in Rom kann lange dauern; ich empfehle Ihnen Wachſamkeit und die größte Aufmerkſamkeit für die Ihrer Obhut anvertrauten Dame.“

Michael Polſchinsky war ehrgeizig, und da er trotz dem, daß er mit mannichfachen Kenntniſſen ausgerüſtet, nicht auf die Art war befördert worden, wie er es glaubte zu verdienen, ſo gab er ſehr gerne den Aufforderungen Radzìwill's nach, da ihm dieſer außer reiche Geldbelohnungen noch andere anſehnliche Vortheile verſprach, wenn er den ihm gewordenen Auftrag glücklich ausgeführt habe. Er verließ den Fürſten, nochmals von dieſem an ſein Verſprechen erinnert, vorſichtig zu ſeyn.

Radzìwill ſtand damals mit an der Spitze der Conföderation von Lithauen; ein Theil der polniſchen Nation hatte große Hoffnungen auf ihn geſetzt, und ſo war es auch natürlich, daß Polſchinsky ſich gern dem Fürſten bereitwillig zeigte.

II.

Polen befand ſich zu dieſer Zeit in dem Zuſtande der größten Anarchie. Radzìwill nährte im Geheimen den Wunſch, König von Polen zu werden. Er war aufgebracht, daß Katharina ſo ungeſcheut die Rechte Polens mit Füßen trat.

Die Kaiſerin Eliſabeth hatte aus einer morganatiſchen Ehe drei Kinder, das jüngſte dieſer Kinder war eine Tochter. In dieſer Tochter glaubte Radzìwill ein Mittel gefunden zu haben, die Unterdrückung Katharinens einſt rächen zu können.

Im Geheimen ſchmeichelte er ſich wohl auch, einſt mit ihr den Thron zu theilen, den er ſie beſteigen laſſen wollte.

Radzìwill hatte Mittel gefunden, die Perſonen, denen die Aufſicht über die junge Prinzeß Tarakanoff übertragen war, zu gewinnen, hatte ſie nach Polen entführt, und Michael ſollte ſie nach Rom bringen. Dieſes gelang auch vollkommen, und nach einiger Zeit reiſ'te Radzìwill ebenfalls nach Rom, hier immer in der Nähe Kathinka's bleibend.

Kathinka Tarakanoff haßte Katharina, die ihr ſtets mit Geringſchätzung und Härte gegenüber getreten war. Als Radzìwill ſie aus Petersburg entführte, ſah ſie nur ihren Retter in ihm, und war ihm dankbar ergeben. Damals, 1769, war ſie 15 Jahre alt; mit kindlicher Liebe hing ſie am Fürſten, der ihr jetzt ja Alles war.

Auf der langen Reiſe nach Rom hatte Michael der Prinzeß die größte Aufmerkſamkeit erwieſen; er war immer emſig beſorgt, alle nur mögliche Annehmlichkeiten ſeiner Schutzbefohlenen zu verſchaffen.

Anfangs hatte Kathinka dieſe Aufmerkſamkeit ziemlich gleichgültig hingenommen, ja ihn ſogar mit einiger Geringſchätzung behandelt.

In Rom aber ging eine große Veränderung mit Kathinka vor, ſie, die ſonſt immer heiter und unbefangen, war jetzt ſtill und in ſich gekehrt.

Oft, wenn ſie ſich unbemerkt wähnte, haftete ihr Blick auf dem ſchönen Polen, der ſeinerſeits auch nicht gleichgültig gegen ſeine Schutzbefohlene geblieben war. Immer befangen in Ka-

Digitized by Google

thinka's Nähe, konnte er doch nicht ſcheiden, wenn er ungeſtört ihr ſchönes dunkles, tiefblickendes Auge, ihr ſchwarzes Haar, ſo wie ihre niedliche Figur bewundern konnte.

Radziwill war ſelbſt in Rom angekommen, und Michael ſah daher mit banger Beſorgniß den Tag kommen, an welchem er von Kathinka ſcheiden mußte.

Eines Tages ward Polſchinsky zum Fürſten gerufen, und dieſer eröffnete ihm, daß, da ſein Auftrag jetzt ausgeführt ſey, er wieder nach Polen zurückreiſen müſſe. „Ich bin mit der Ausführung des Ihnen gewordenen Auftrags zufrieden, und wünſche nur, daß Sie es ebenfalls mit den Beweiſen meiner Erkenntlichkeit ſeyn werden.“ Mit dieſen Worten übergab er Polſchinsky ein Pequet, welches dieſer zaudernd hinnahm. — Man nahm Abſchied von einander, und Michael ging jetzt gedankenvoll ſeinem Zimmer zu.

Jetzt erſt ward ihm klar, daß er Kathinka liebe, liebe mit der ganzen Fülle ſeines Gemüths. Und er ſollte ſcheiden. — Dennoch blieb ihm nichts übrig, als den Anordnungen Radziwill's zu gehorchen, da er wohl wußte, daß eine Nichtbefolgung derſelben für ihn nur von unangenehmen Folgen ſeyn könne.

Er mußte nun, um zu ſeinen Zimmern zu gelangen, an Kathinka's Wohnung vorüber. Er befand ſich in der größten Aufregung, er blieb ſtehen, es drängte ihn hin, zu ihr, die er verlaſſen ſollte. Sein Herz beſtürmte ihn, Abſchied zu nehmen von der, die er ſo innig liebte, und ſein Verſtand, die Schöne zu meiden, von der er ſich ſagen mußte, daß, in ihren Beſitz zu kommen, für ihn mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Der Peſtalozzi-Verein in Frankfurt.

(Schluß.)

Um von dem Unverſtande der Aeltern gar nicht zu reden, die in manchen Fällen wohl gar nicht dazu vermocht werden können, ihre Kinder der Obhut und Sorge eines Vereines anzuvertrauen, ſo ſind, wenn die Sache in größerem Maßſtab ausgeführt werden ſoll, bedeutende materielle und geiſtige Kräfte erforderlich. Das Ziel, auf welches ein ſolcher Verein hinarbeiten muß, iſt die Gründung eines Hauſes, ähnlich dem ſogenannten rauhen Hauſe bei Hamburg, deſſen ſegensreiche Wirkſamkeit allgemein anerkannt iſt. Da ſollten die Verlaſſenen, Verwilderten in ein wohlgeordnetes Familienleben Aufnahme finden, deſſen Mittelpunkt ein würdiger, mit Liebe nicht minder als mit Einſicht begabter Hausvater wäre, der die Hülfloſen als ſeine eigenen Kinder betrachtete und in dem Leben mit ihnen und für ſie ſeinen hohen Beruf fände; eine Anſtalt, in welcher der ſtrenge Ernſt des Geſetzes mit der Liebe, welche der innerſte Geiſt des Familienlebens iſt, gepaart wäre, ſo daß die oft ſchon rohen, verwilderten Gemüther zur Ordnung, zur Achtung des Geſetzes, zur Arbeitſamkeit geführt, zugleich ihnen aber auch das Bewußtſeyn einer treu für ſie ſorgenden Liebe gegeben würde, ohne welches ein Menſchenherz ſich nicht voll und rein entfalten kann; eine Stätte, an welcher vor allem Andern Das, woran ſolche junge Seelen oft am meiſten darben, nämlich wahre Frömmigkeit nicht bloß durch Unterricht und gemeinſame Andacht, ſondern auch durch die ganze Ordnung und Haltung des Hauſes angeregt und genährt würde. Die ganze Thätigkeit einer ſolchen Anſtalt ſtünde aber unter der oberſten Leitung und Aufſicht des Vereines, welcher durch ſeinen Vorſtand oder auch durch andere dazu beſonders befähigte und geneigte Mitglieder in unmittelbar beiſendem Verkehr mit derſelben wäre. Das iſt die ſchöne Aufgabe, die im Auge zu behalten iſt. Die Schwierigkeit, ſie zu löſen, liegt offenbar nicht bloß in den Geldmitteln, ſondern auch in den geiſtigen Kräften, den Perſönlichkeiten, die gewiß nicht ſo leicht zu finden ſind. Die genannte Anſtalt bei Hamburg iſt ein ſchönes Vorbild. In noch größerem Maßſtabe gibt uns Würtemberg ein Beiſpiel, was die Bürger eines Staates, die zum Bewußtſeyn gekommen ſind, daß es heilige Pflicht ſey, für die unglücklichſte Klaſſe unter allen minder begünſtigten Kindern des Gemeinweſens und insbeſondere für ihr geiſtiges und ſittliches Gedeihen Sorge zu tragen, mit vereinter Kraft zu ſchaffen vermögen. Das kleine Land hat jetzt zweiundzwanzig ſolcher Rettungsanſtalten, wie ſie genannt werden, in welchen am Ende des vorletzten Jahres 1061 Kinder gepflegt und in chriſtlichem Sinn erzogen wurden. Mit Ehrfurcht erkennen wie den Eifer und die Liebe aller Derer, die in der Stille und öffentlich an dieſem Werke ächter Humanität thätig ſind. Man leſe darüber den höchſt intereſſanten, genauen Bericht von Völter: „Geſchichte und Statiſtik der Rettungsanſtalten für arme verwahrloſ'te Kinder in Würtemberg.“ Sollte nun in unſerem mit Mitteln verhältnißmäßig reicher ausgeſtatteten Gemeinweſen nicht auch für dieſes Bedürfniß, welches, wenn man es nur einmal erkennt, gewiß unter die dringenden gerechnet wird, bald Abhülfe geſchafft werden können? Zunächſt kann die Wirkſamkeit des Peſtalozzi-Vereins ſich freilich nur auf beſchränktere Weiſe kund geben. So lange die Mittel fehlen, eine ſelbſtſtändige Anſtalt zu gründen, ſucht er für die Verlaſſenen, deren er ſich annimmt, ein Unterkommen in einer wohlgeſinnten Familie und hält es dabei für ſeine heilige Pflicht, über die Pflege und Behandlung des Kindes nicht bloß in körperlicher, ſondern ganz vorzugsweiſe in geiſtiger Hinſicht durch einzelne ſeiner Mitglieder eine treue, liebevolle Aufſicht zu führen, die Pflegeältern in ihrer Behandlung des Kindes zu leiten und zu unterſtützen. Bei mehreren Kindern iſt dieſer Weg ſchon betreten. Und bereits haben ſich unter den Mitgliedern des Vereins einige Lehrer, ohne irgend eine Aufforderung von außen, bereit erklärt, neben ihren Beiträgen noch weiterhin die Beaufſichtigung einzelner ſolcher Kinder, die einer Familie zur Pflege und Erziehung übergeben ſind, zu übernehmen und für ihre geiſtige und ſittliche Entwickelung nach Kräften thätig zu ſeyn.

Wahrlich, das verdient die rühmlichſte Anerkennung und zeugt von dem reinen Eifer dieſer Männer für die Zwecke des Vereines, dem ſie ſich angeſchloſſen, den ſie mit begründet haben.

In manchen Fällen wird es für den Verein vorerſt auch eine erwünſchte Auskunft ſeyn, verlaſſene Kinder, falls ſich hier am Orte nicht auf entſprechende Weiſe für ſie ſorgen läßt (und wie Vieles muß ſich vereinigen, um den Abſichten des Vereins zu entſprechen, vor Allem ein rechtlicher, frommer Sinn, Uneigennützigkeit und auch ein gewiſſer Grad von Bildung, der zur richtigen Behandlung halb oder ganz verwilderter jugendlicher Seelen unerläßlich iſt) in eine der beſtehenden Anſtalten auswärts, beſonders in Würtemberg zu bringen. Auch in ſolcher Weiſe hat der hieſige Peſtalozzi-Verein bereits Schritte gethan. Mögen nun die Kräfte deſſelben recht bald erſtarken, daß er in größerem Style wirkſam, den Bedürfniſſen, die ſich ihm bemerklich machen, in vollerem Maße genügen, daß er eine ſelbſtſtändige Anſtalt gründen und zum Segen des Gemeinweſens mit treuer Liebe und beſonnenem Ernſte leiten könne. Und wer wollte dazu nicht ſeine Gabe freudig darbringen? Wird es doch allgemein als eine Pflicht anerkannt, zu der zwar Niemand auf geſetzlichem Wege gezwungen werden, von der ſich aber nur der Unedle, der in Eigennutz Untergegangene losſagen könne, als eine Pflicht des Einzelnen gegen die Geſammtheit, als eine Pflicht aller Derjenigen, welche Gott mit Mitteln, größeren oder geringeren, ausgeſtattet hat, einen Theil deſſen, was ein günſtigeres Geſchick ihnen als Eigenthum zugeſprochen hat, zum Wohle Derjenigen zu verwenden, denen Nichts zu Theil geworden iſt. Und wer möchte da lieber ſein Schärflein in vereinzeltem unſichern Streben darbringen, ungewiß, ob es auf wirkſame Weiſe verwendet, und wenn auch im Einzelnen noch ſo anſehnlich, von irgend belangreichem Erfolge ſey, als ſich einem größeren Ganzen anſchließen, wodurch ſeine Gabe einen dreifachen Werth erhält, weil ſie, mit vielen andern vereinigt, ein bedeutſames Ganzes bildet und unter umſichtiger Leitung große Erfolge erzielen kann. Wir

Digitized by Google

ſind überzeugt, ſo vielfacher Anlaß zu Betheiligung bei gemeinnützigen Anſtalten der verſchiedenſten Art in unſerer Zeit und insbeſondere hier in Frankfurt auch ſeyn mögen, ſo häufig der Wohlhabende oder nur nicht ganz Unbemittelte in dem Falle iſt, ſeinen edeln Sinn zu bethätigen, ſo wird es doch dem neuen Vereine unter allen Ständen nicht an Freunden fehlen, welche durch kleinere oder größere Gaben, und nicht minder, ſofern es in ihrem Bereiche liegt, durch perſönliche Thätigkeit für ſeine Zwecke ihn der Bedeutſamkeit und Stellung, die ihm gebührt, mit liebevollem Eifer entgegenführen werden.

Die neuen Parks in Mancheſter.

Während ſich in Berlin das Streben immer mehr kund gibt, die weiten leeren Räume, die es bisher innerhalb ſeiner Mauern barg, mit neuen Häuſermaſſen auszufüllen, und man ſogar damit umzugehen ſcheint, von den wenigen freien Plätzen, die ſich noch im Mittelpunkte der Stadt befinden, einzelne, wie z. B. den Petriplatz, der öffentlichen Benutzung zu entziehen, hat man in England die ſowohl aus geſundheitlichen als aus moraliſchen Rückſichten vorgeſchriebene Nothwendigkeit begriffen, es den Bewohnern großer Städte möglich zu machen, in nicht zu weiter Entfernung von ihrem Wohnhauſe eine friſchere Luft einzuathmen und ſich an dem Anblick der Natur zu ergötzen. In London war dieſes zum Theil ſchon längſt durch die vielen Squares erreicht, denen man aber in jüngſter Zeit einen ganz neuen, ſehr geräumigen Park hinzugefügt hat, der den Namen Victoria führt und der Bevölkerung der nördlichen Diſtrikte dieſer Rieſenſtadt dieſelben Dienſte leiſten ſoll, die der St. James-, Regent's- und Hyde-Park den begünſtigten Einwohnern des ariſtokratiſchen Weſt-End gewähren. Auch in der räucherigen Fabrikſtadt Mancheſter hat die öffentliche Meinung ſich dieſes Gegenſtandes mit Eifer bemächtigt, und im Laufe des Jahres 1845 wurde eine Summe von 24 000 Pfd. Sterl. (über 150 000 Thlr.) auf den Ankauf mehrerer in der Nähe gelegenen Strecken Landes verwendet, die man jetzt in ſchöne Garten-Anlagen umzuwandeln beſchäftigt iſt. Es werden daraus drei Parks gebildet, die reſp. eine, zwei und anderthalb engliſche Meilen vom Mittelpunkte der Stadt (der Börſe) liegen und wovon jeder 20 — 32 Acres Land *) in ſich ſchließt. Der erſte, „Peel-Park" genannt, zu welchem der damalige Premierminiſter 1000 Pfd. aus ſeinen Privatmitteln beiſteuerte, beſitzt einige hübſche Parterre's mit exotiſchen Pflanzen, einen zum Scheibenſchießen beſtimmten Raum, eine breite Allee für Equipagen und ein „Gymnaſium" oder einen Turnplatz. Weniger elegant iſt der „Philips-Park" eingerichtet, der ſeinen Namen von dem vieljährigen Parlamentsmitgliede für Mancheſter, Hrn. Mark Philips, hat und in der Nähe eines von der ärmſten Volksklaſſe bewohnten Stadttheils liegt, aber auch hier fehlt es nicht an Kegelbahnen, Spielplätzen und dergleichen, wo ſich die durch jahrelanges Sitzen in den Fabrik-Werkſtätten verkrüppelten Arbeiter eine heilſame Bewegung machen können. Der „Königin-Park" verſpricht hingegen ein Sammelplatz für den faſhionablen Theil der Bevölkerung zu werden und iſt mit herrlichen Gruppen ſchöner hoher Bäume, terraſſenförmigen Roſengängen und einem kleinen, ſpiegelhellen See ausgeſtattet, in deſſen Buſen zwei weidenbeſchattete Miniatur-Inſelchen ruhen. Binnen kurzem hofft man, ſämmtliche Anlagen ſo weit zu vollenden, um ſie dem Publikum öffnen zu können, und die erſprießliche Wirkung, die ihre Benutzung auf die Geſundheit und das Wohlergehen aller Stände, beſonders aber der unterſten, äußern muß, wird ohne Zweifel die auf deren Herſtellung verwendeten Koſten reichlich aufwiegen. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*) 1 engl. Acre = 5844 preuß. Morgen.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Nachbar von Gräfenberg fängt an, dem berühmten Waſſer-Doktor Priesnitz gefährlich zu werden. In dem angränzenden Dorfe Lindewieſe hat nämlich ein Landmann bereits mehrere Kranke damit geheilt, daß er ihnen nichts Anderes als trockene Semmel zu eſſen gab und ſie dabei Tage lang den größten Durſt ausſtehen ließ, bis er ihnen endlich erlaubte, Wein zu trinken, wobei ihnen dieſer originelle Arzt, Namens Schrott, treulich beiſtand. Unter den vielen, von allen Aerzten aufgegebenen Kranken, die bei Priesnitz ihre Heilung verſuchten, finden ſich doch manche, denen dieſe Kur zu lange dauert, und von dieſen gehen manche zu dem benachbarten Schrott über, um auch noch nach dieſem Strohhalm zu haſchen.

(Alles aus Patriotismus.) Ein Amerikaner wurde von ſeinen Freunden zur Rede geſtellt, warum er ſo viel trinke, und ermahnt, er ſolle ſich dieſer verderblichen Neigung doch nicht ſo hingeben. „Was Neigung!" rief er pathetiſch, „Neigung! Seht' mal! Glaubt Ihr, ich trinke aus Neigung? Iſt mir nie eingefallen! Ich trinke aus Patriotismus. He, ſagt mal, was erhält den Staat? Taxen und Abgaben. Nun denn, mit jedem Tropfen Schnapps, der über meine Lippen fließt, zahle ich eine Taxe, mit jedem Gläschen Liqueur, das in meine Kehle hinabgleitet, vermehre ich die Einnahmen des Staates und befeſtige daher deſſen Exiſtenz. Das iſt der Grund, warum ich trinke. Nicht meine Neigung. Folgte ich meiner Neigung, ſo tränke ich Buttermilch oder Waſſer, wie Ihr unpatriotiſchen Kerle. Aber ich bin nicht wie Ihr, ich denke nicht an mich allein, ich denke an das Ganze, deſſen Glied ich bin, und darum thue ich meinen Neigungen Gewalt an, darum verläugne ich mich ſelbſt und — trinke. Und jetzt wagt es mir, mein Trinken noch einmal vorzuwerfen!"

Auf dem Geſangfeſt zu Weißenfels hat ſich der alte Jahn, der als Ehrengaſt erſchienen war, des von Delbrück angetaſteten Arndt'ſchen Liedes: „Was iſt des Deutſchen Vaterland", verdientermaßen angenommen. Neulich, ſagte er, hat ein Querkopf, der alle Glieder in der Quere hat, das allgeſungene „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" ſchlecht gemacht. Er hat Arndt vorgeworfen: das Lied habe keinen richtigen Anfang; aber Arndt hat zur rechten Zeit angefangen, und das gilt und entſcheidet. Wer darf über ein Volkslied richten als das Volk allein? Wer aber ſind in dieſem Fall des Volks Vertreter, Anwalte und Geſchworne, wenn nicht die Geſangvereine? Wollt Ihr nicht eine Zuſchrift an Arndt erlaſſen? Ganz einfach des Inhalts: Wir haben früher „Was iſt des Deutſchen Vaterland" geſungen, haben es noch heute unter unausſprechlichem Beifall mit Jubel und Zujauchzen der verſammelten Menge vorgetragen, und werden es fortwährend ſingen." Der Vorſchlag iſt durchgegangen.

Der „Breslauer Beobachter" erzählt folgende Anekdote: „Vor ungefähr vierzehn Tagen fuhr ein ſehr dicker Herr auf der märkiſchen Eiſenbahn von Bunzlau nach Breslau zurück. Das Schickſal hatte ihn in ein Coupé placirt, wo eine dicke Dame auf der einen, eine dünne Dame mit verſchiedenen Pappſchachteln auf der andern Seite ihn ſo in die Enge trieben, daß er kaum zu athmen vermochte. Während der Fahrt entſpann ſich ein Geſpräch, in deſſen Verlauf die Damen fragten, mit wem ſie das Vergnügen zu reiſen hätten. „Ich bin der Scharfrichter aus Parchwitz", erwiderte der Dicke, „und habe in Guhrau einen armen Sünder abgethan, der ſeinen Vater, ſeine Mutter und alle ſeine Geſchwiſter umgebracht hat." Dieſe Worte machten eine unbeſchreibliche Wirkung auf die beiden Damen, ſacht rückten ſie auseinander, der Dicke gewann mehr und mehr Terrain, und als er fortfuhr, von den gräulichen Geſichtern zu erzählen, die der Delinquent geſchnit-

Digitized by Google

ten, bevor er den Kopf verloren, da wurde der Raum zwiſchen ihm und den Damen immer größer, und unſer dicke Herr kam vergnügt über den bequemen Platz, den er dadurch errungen, wohlbehalten in Breslau an, und freuete ſich bei einer Kuſſe Bairiſch über die gelungene Liſt."

Auf dem Kirchhofe zu Bonn hat man dem Profeſſor Hermes jetzt ein ſehr hübſches Monument geſetzt, beſtehend aus einem großen ſchwarzen Marmorblock, ſo groß wie das Grab, in ſchildförmiger Rundung abgeſchliffen, mit den wenigen Worten: „Georg Hermes, geboren den 22. April 1775, geſtorben den 26. Mai 1831" verſehen. Wer das Monument geſetzt, war nicht zu erfahren, aber wahrſcheinlich ſeine Schüler, die Vertreter ſeiner Geiſtesrichtung, die Profeſſoren Braun und Achterfeld.

Die Schnellpreſſen ſind ſchon wieder nicht mehr ſchnell genug. Ein Engländer, Hill, hat eine Handpreſſe erfunden, mit der ein Mann in einer Stunde 1500 Abdrücke macht.

(Zürich. — Beſteigung des Titlis.) Die erſte Reiſe in die hohe Alpenregion wurde in dieſem Sommer von Hrn. Wilhelm Roſe aus Berlin unternommen. Derſelbe beſtieg am 4. Juli den Titlis, begleitet von dem bekannten Führer Imfanger aus Engelberg und ſeinem Sohn. Um 1 Uhr Morgens wurde die Wanderung beim hellſten Mondſchein angetreten, und der Weg über die Gletſcherparthie in $2^1/_2$ Stunden nicht ohne Beſchwerde zurückgelegt. Der Firn war ſehr weich und die Reiſenden waren genöthigt, ſich durch Stricke mit einander zu verbinden. Um $9^1/_2$ Uhr erreichten ſie den höchſten Punkt; die Fahne, welche Hr. Laue und ſein Begleiter im September vergangenen Jahres aufſtellten, war noch vorhanden; Hr. Roſe brachte die Hälfte derſelben nach Zürich, und befeſtigte den andern Theil von neuem. Die Temperatur war auf der Spitze ſehr mild und wurde von Hrn. Roſe auf 12 bis 14° R. geſchätzt; die Luft war ausgezeichnet klar und es konnten ſelbſt entfernte Gegenſtände, wie z. B. das Haus auf dem Rigi mit unbewaffnetem Auge erkannt werden. Hr. Roſe trat, nachdem er eine Stunde auf der Spitze verweilt, die Rückreiſe an, die, obſchon etwas langſam, weil der Firn noch mehr von ſeiner Feſtigkeit verloren, doch glücklich von ſtatten ging. Um $4^1/_2$ Uhr kamen unſere rüſtigen Bergbeſteiger wieder wohlgemuth in Engelberg an.

Korreſpondenz.

Stuttgart, 4. Oct.

Auf das Geräuſch der Feſtlichkeiten folgt jetzt das Knallen der Freudenſchüſſe und des Feuerwerks, welches unſere luſtigen Herbſtſchützen jedes Jahr zur Zeit der Weinleſe dem Gott Bachus opfern. Hat auch auf Stuttgart's Höhen die Weinleſe noch nicht allgemein begonnen, ſo ertönt doch den ganzen Tag im Thale von einem Ende zum andern faſt ununterbrochenes Schießen. In vielen Gegenden unſeres Landes iſt mit der Leſe ſchon allgemein begonnen worden, an einigen Orten iſt ſie ſogar ſchon vorüber; hier aber ſind es vorerſt nur Luſtherbſte, die abgehalten werden in Gärten an Weinlauben und Ranken und in Privatweingärten, wo weniger auf den Wein, als auf die Freude des Leſens, Trinken, Schießen, Feuerwerkabbrennen, Tanzen u. dgl. geſehen wird. Dieſe Herbſtfeier aber gerade ſind es, welche den meiſten Lärm machen; denn der Winzer ſelbſt verpufft am wenigſten und ſieht nur auf den Ertrag. Uebrigens ſoll nächſten Mittwoch auch hier der allgemeine Herbſttag eingeläutet und dann mit der Leſe allenthalben begonnen werden. Hier iſt der Ertrag im Ganzen ziemlich reich, in vielen Lagen ſehr reich und nur an ganz wenigen niederen Lagen, wo einiger Frühjahrsfroſt Schaden angerichtet hat, ein guter Mittelertrag, ſo weit es die Quantität betrifft; in der Qualität aber iſt er überall vorzüglich. An den meiſten Orten heißt es, die Güte erreiche die von 1834 oder übertreffe ſie noch; im würtembergiſchen Tauberthal aber, wo der berühmte Markolsheimer wächſt, wird behauptet, daß der diesjährige Wein an Güte alle Jahrgänge dieſes Jahrhunderts, ſelbſt den 1811er übertreffe, dagegen dort der Ertrag der Quantität nach nicht reich ſey. Die Preiſe ſind bis jetzt ziemlich hoch. Selbſt auf der Alb bei Metzingen und Reutlingen, wo der Wein nur in ganz günſtigen Jahren vollkommen reif und trinkbar wird, ſtehen die Preiſe über 30 bis 33 fl. pr. würtemb. Eimer von 160 würt. Maß; hier herum Mittelſorten 40 — 44, gute 60 — 80, in den beſten Gegenden des Unterlandes ebenſo, und die feineren Sorten werden bis auf 120 — 150 fl. und noch theuerer zu ſtehen kommen. Es werden durch den Herbſtertrag immerhin 3 — 4 Millionen Gulden in Umlauf kommen. — Mit unſerer Eiſenbahn iſt abermals ein Aufſchub erfolgt. Der Betrieb der Strecken von hier nach Cannſtadt und Ludwigsburg ſollte am 1. d. Mts. beginnen, iſt aber verſchoben worden. Die Bahn iſt zwar fertig. Probefahrten fanden ſtatt, aber einestheils iſt der hieſige Bahnhof noch nicht ſo weit, um einen befriedigenden und ungehinderten Betrieb hoffen zu dürfen; anderntheils heißt es, wolle man auch die Cannſtadter Strecke nicht eröffnen, ehe die Schienen des Doppelgeleiſes gelegt ſeyen, da hier ein ſehr bedeutender Localverkehr ſtattfindet. Es dürfte jedenfalls die Hälfte, wo nicht der ganze Monat noch darauf gehen, ehe an allgemeine Fahrten zu denken iſt. Mittlerweile wird auch die Strecke von Eßlingen bis Plochingen nahezu vollendet und wohl dann auch dieſes Jahr noch im Betrieb geſetzt werden. Die Schienen ſind meiſt ſchon gelegt und nur an einigen Stellen fehlt es noch. In Eßlingen wird an der Keßler'ſchen Maſchinenwerkſtätte unausgeſetzt gearbeitet und der Bau iſt ſo beſchleunigt worden, daß ein Theil der Arbeiter der Werkſtätte ſchon untergebracht werden konnte und bereits thätig iſt. Mit der Reparaturen-Werkſtätte, welche der Staat dort errichtet, geht es gleichfalls raſch. — Die Mißſtimmung gegen Baden wegen der dortigen Kammervoten über den Anſchluß oder vielmehr Nichtanſchluß geht immer Crescendo, je mehr unſere eigenen Bahnen vorrücken und es wird in einem unſerer geleſenſten Localblätter bereits der Vorſchlag gemacht, einen Verein unter dem würtembergiſchen Handelsſtande zu bilden, welcher bezweckt, die badiſche Eiſenbahn gar nicht mehr für Waaren, die nach Würtemberg beſtimmt ſind, zu benutzen, was, conſequent durchgeführt, der badiſchen Eiſenbahnkaſſe gewiß großen Ausfall verurſachte. Auch ſoll hiernach gar kein Gut mehr durch die Hände badiſcher Spediteure gehen, damit der badiſche Handelsſtand ſelbſt bei ſeiner Regierung und Kammer auf den Anſchluß dringe.

Frankfurt a. M., 3. Oct.

Die neue Turnhalle naht ihrer Vollendung und zeigt ſchon jetzt in ihren Umriſſen, daß die Erforderniſſe der ſchönen Form, wie der Zweckmäßigkeit in ihr vereinigt ſind. Wenn man überhaupt einen Blick wirft auf die Erfolge, welche unſer junger Verein für körperliche Ausbildung der Jugend, unterſtützt von der Freigebigkeit der Staatsbehörden, bereits errungen hat, ſo kann man ſich deſſen nur freuen. Iſt freilich ſeine, unſerer Stadt zur Zierde gereichende und dabei zugleich wahrhaft wohlthätige Stiftung annoch mit einer nicht unbeträchtlichen Kapitalſchuld belaſtet, da außer einer anonym eingeſandten Summe von 100 fl. bis jetzt nur Geſchenke von geringerem Belange dafür eingegangen ſind, ſo verſpricht man ſich doch auch in dieſer Beziehung ein förderliches Einſchreiten unſerer wohlhabenderen Mitbürger, wenn einmal das Werk in ſeiner ganzen Ausdehnung vollendet daſtehen wird. Inzwiſchen nehmen die Turnübungen der Knaben, Mädchen und jungen Leute ihren guten Fortgang; und wenn gleich dabei nicht jener Enthuſiasmus bei jeder Veranlaſſung an's Licht tritt, wie er ſonſt hier und da heimiſch iſt, ſo darf man doch aus der immer, wenn gleich nur allmälig zunehmenden Zahl der Turner ſchließen, daß es wenigſtens an innerer Wärme für die Sache und an Nachhaltigkeit dafür nicht fehlt. Bei ſolchen Grundlagen, deren ſich insbeſondere auch die hieſige Turngemeinde (worunter die erwachſenen Turner zu verſtehen ſind) erfreut, erwarten wir insbeſondere von der Bildung einer Turner-Spritzen-Compagnie, die jetzt im Werk ſeyn ſoll, die günſtigſten Reſultate.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 7. Oct. Die Veſtalin, große Oper in 3 Abth., Muſik von Spontini. (Letzte Gaſtrolle) Julie: Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 279. Freitag, den 9. October 1846.

Prinzeß Tarakanoff.

Eine Erzählung, nach franzöſiſchen Memoiren bearbeitet von Hans von S.........

(Fortſetzung.)

Schon wollte Polſchinsky am Zimmer vorbei, da öffnete ſich die Thür und Kathinka ſtand erröthend vor ihm. „Ich komme,“ begann er plötzlich ermuthigt, und trat in's Gemach ein, „um Abſchied von Ihnen zu nehmen, ich gehe noch morgen in mein Vaterland zurück.“

„Sie gehen, und warum ſo bald, warum können Sie nicht bleiben?“ entgegnete Kathinka.

„Prinzeß, ſo fordert's der Wille des Fürſten, ich bin ihm vielen Dank ſchuldig, ich muß gehorchen. Ich ſcheide, leben Sie wohl, vergeſſen Sie den armen Michael nicht, das iſt Alles, worum ich bitte;“ er ergriff die Rechte Kathinka's und drückte ſie an ſeine Bruſt.

Kathinka's Hand mußte fühlen, in welcher ſtürmiſchen Bewegung Michael war, denn auch ihr theilte ſich eine ſüße Unruhe mit, und ein ſchönes Roth goß ſich über ihre lieblichen Züge aus. Sie verſuchte ihre Hand zu befreien, was ihr auch nach einiger Mühe gelang. „Lebt wohl,“ begann ſie, und machte Miene, das Zimmer zu verlaſſen, doch jetzt erwachte ſein ganzes Feuer wieder, er ſtürzte auf Kathinka zu. „Nein,“ begann er, „ich laſſe Euch nicht;“ knieend geſtand er ihr, daß er ſie liebe, und daß ihr Bildniß mit nie zu verwiſchenden Zügen in ſein Inneres eingegraben ſey. Erröthend hatte Kathinka ihr Haupt von dem Knieenden gewandt, der wieder ihre Rechte haltend, dieſe mit unzähligen Küſſen bedeckte.

„Wenn uns Jemand ſo überraſchte, Michael, um Gottes Willen, laßt mich, bedenkt, daß wir uns nie angehören können, — ſchont meiner — ſteht auf.“

Michael gehorchte, und trat, ernſt und trübe vor ſich hin blickend, zurück.

„Ich danke Euch,“ ſprach Kathinka, „und nun lebt wohl und laßt uns ſcheiden.“ Innig gerührt ward Michael durch den unbeſchreiblich ſüßen wehmüthigen Ton, der in Kathinka's Stimme lag, und der ihn ſo ganz erkennen ließ, was in dem Innern der zarten Jungfrau vorging. Er rang innerlich nach Faſſung, ſchon ging er der Thüre zu, da wandte er ſich noch ein Mal nach der Geliebten ſeines Herzens, ſie ſtand weinend da, ihre Blicke hatten noch auf dem Scheidenden geruht.

Wie ſich Michael ſo wandte und ihr einen Blick, in dem Liebe und tiefer Schmerz lag, zuſandte, da war es aus mit ihrer Faſſung. Michael näherte ſich, legte ſeinen Arm um ihre ſchlanke Taille und drückte einen feurigen Kuß auf ihre nun nicht mehr widerſtrebenden Lippen.

Ihre ganze Kraft zuſammennehmend, ſuchte ſich Kathinka aus Michaels umſchlingenden Armen loszureißen, ſandte ihm einen letzten innigen Blick nach und entfloh in das Nebenzimmer; hier überließ ſie ſich ganz ihren Gefühlen, weinend ſank ſie auf einen Divan.

Michael ſah ſich allein, er verließ das Zimmer, in dem er ſelige Minuten verlebt hatte, und eilte ſeinem Gemache zu. — Er warf ſich in einen Lehnſtuhl und ſchrieb einige Zeilen an Kathinka, in welchen er, von ihr Abſchied nehmend, ſein unglückliches Geſchick beklagte.

Noch des andern Tags ſchied er von Rom, welches ſein Theuerſtes barg, was er hienieden beſaß, und eilte in langen Tagreiſen dem heimiſchen Norden zu. Er liebte, und liebte unglücklich, gewiß das Herbſte, was dem Erdenſohne widerfahren kann. Was giebt es Traurigeres, als ein Weſen ſo recht innig zu lieben, und es nicht beſitzen zu können, weil die Verhältniſſe, in denen wir leben, dem entgegen ſind! — Ein ſtiller Kummer wird ſich unſerer bemächtigen, und des Lebens Freude wird für uns verloren ſeyn. Thörichter Wahn! Wer da glaubt, die Zeit heile dieſen Kummer, der iſt im großen Irrthum; man empfindet wahre Liebe nur ein Mal im Leben. Vergeſſen wir den Gegenſtand unſerer Liebe, verſchwindet dieſe edelſte der Leidenſchaften für ein ehedem geliebtes Weſen in unſerm Innern, ſo iſt dies nur ein Beweis, daß das, was wir empfanden, nicht wahre, reine Liebe war.

Radziwill war der ſorgende, ſchützende Genius, der um Kathinka's Leben waltete. Doch ſeine nie ermüdende Sorgfalt, Kathinka das Leben zu verſüßen, vermochte nicht, die Wolken des Kummers, die ſich auf ihre ſchöne Stirne gelagert hatten, zu verſcheuchen. Sonſt floß ihr Leben in Rom ziemlich einförmig dahin, Tage, Monate und Jahre vergingen, ohne daß die Ruhe der Prinzeß geſtört worden wäre. Doch bald ſollten die Tage der Prüfung für ſie beginnen und großes Unglück über ſie hereinbrechen.

IV.

Anders hatten ſich die Dinge während dieſer Zeit in Polen geſtaltet. Fürſt Repnin, der mit ſeinem ſtolzen Uebermuth alle Polen, ſelbſt die eifrigſten Anhänger Katharinens, tief beleidigt hatte, wurde abgerufen, und an ſeine Stelle kam Fürſt Wolkonsky, welcher ſich vergebens bemühte, die Gegenkonföderation zu Stande zu bringen, die ſchon Fürſt Gallizin in einem Manifeſt in Anregung gebracht hatte. Die Kaiſerin ſah die Gefahr recht gut ein, die für ſie entſtünde, wenn alle Polen ſich gegen ſie vereinigen ſollten, doch davor ſchützte ſie weit weniger die Tapferkeit ihrer Generale und die Künſte ihrer Miniſter, als die Schwäche und Unaufmerkſamkeit des Hofs Ludwig XV. Dieſer Hof brauchte nur zu wollen und die Konföderation von Bar ward allgemein, die Pforte wäre kräftig unterſtützt werden, und Polen behauptete vielleicht noch lange ſeine Stelle unter den Mächten Europa's. Um nämlich zu bewirken, daß ganz Polen der Konföderation von Bar beiträte, verlangte der eben ſo geſchickte als beredte General Mokronosky

Digitized by Google

vom Herzog von Choiſeul zwei Millionen Subſidien, die Anerkennung des Grafen Wilheorsky als Geſandter der Konföderation und die Abſendung eines Bevollmächtigten an dieſe, wegen zweckmäßiger Verwendung der Subſidien.

Herzog von Choiſeul billigte dieſen Plan, allein er wurde bald durch den Wiener Hof davon abgelenkt, der wahrſcheinlich ſchon damals ſeine geheimen Abſichten hatte, wie es dann ſpäter die Theilung von Polen erwies.

In Begleitung des General Bibikoff zog der Prinz Heinrich von Preußen in Petersburg ein, und ſtieg in einem Palaſt ab, den man für ihn zubereitet hatte, und woſelbſt er vom Miniſter Penin empfangen wurde. — Bei ſeinem Einzug donnerten die Kanonen, überhaupt wurden ihm Ehren erwieſen, wie ſie nur einem regierenden Fürſten zukommen. — Der Prinz war von ſeinem Bruder mit geheimen Inſtruktionen verſehen, an den kaiſerlichen Hof nach Petersburg geſandt worden, um aber den wahren Zweck dieſer Reiſe verbergen zu können, wurde eine Reiſe zu des Prinzen Schweſter nach Stockholm vorgeſchützt. In Stockholm erklärte der Prinz, über Dänemark wieder nach Preußen zurückgehen zu wollen. Er erhielt jedoch in Stockholm Einladung, nach Petersburg zu gehen, und ſo gab er den Wünſchen Katharina's nach, und ſein Beſuch ſchien vor der Welt blos eine Gefälligkeit gegen Katharina zu ſeyn. Feſt reihte ſich an Feſt während des Aufenthalts des Prinzen in Petersburg. Die Abende brachte Heinrich von Preußen jedoch meiſt in vertraulicher Unterredung mit der Kaiſerin in der ſogenannten Einſiedelei zu. Der ſo benannte Flügel des Palaſtes enthielt alles, was der feinſte Luxus Prächtiges und Geſchmackvolles aufzuweiſen hatte. — Durch eine Gallerie, geziert mit der zu Paris angekauften Krozall'ſchen Gemäldeſammlung, gelangte man in geſchmackvoll geſchmückte Säle, worinnen auf tables de confidence von verſchiedener Größe geſpeiſ't ward. Kein Bedienter betrat dieſe Räume, man klopfte auf den Boden, augenblicklich erſchienen Tafeln, beſetzt mit den feinſten Genüſſen. Dicht neben dieſen Gemächern lag der Wintergarten; unter Alleen von grünenden Bäumen, umgeben von Roſen, Hyazinthen und reifenden Pfirſichen wandelte Katharina und ihr Hof. Hier ward die Theilung Polens entſchieden. Schon früher hatte man, indem man auf Polen hinwies, gleichſam Oeſterreich und Preußen darauf aufmerkſam gemacht, daß hier für die Vergrößerung der ruſſiſchen Macht ſich jene Mächte Schadloshaltung verſchaffen könnten.

Obſchon nun Maria Thereſia ſich den Plänen über die Theilung Polens entgegen zeigte, ſo ſah doch der auch als Diplomat ſo gewandte Prinz Heinrich die Dispoſitionen Joſephs II. und ſeines Miniſters Kaunitz ſo ſicher voraus, daß er handelte, als wäre der ruſſiſche Hof in allen Punkten mit Oeſterreich übereingekommen.

Prinz Heinrich äußerte ſein Bedenken der Kaiſerin in Betreff Englands, Frankreichs und der Pforte, von denen er wohl wiſſe, daß ſie mächtig genug wären, Traktaten Reſpekt zu verſchaffen, deren Garantien ſie übernommen. Aber dieſe Mächte waren damals ſo leicht zu hintergehen oder ſo gleichgültig gegen das Schickſal anderer Nationen, daß die Kaiſerin dem Prinzen auf ſein Bedenken entgegnete: „Ich, königliche Hoheit, werde die Türken in Furcht halten, England ſchmeicheln. Sie, mein Prinz, ſorgen Oeſterreich zu gewinnen, daß es Frankreich einſchläfere." — Mit Katharina beſtimmte er die Bedingungen der Theilung Polens und den Umfang des Gebiets, das jeder der theilnehmenden Mächte ſich zueignen ſollte. Der Traktat ſelbſt ward zwei Jahr ſpäter unterzeichnet (1772 im Februar). Prinz Heinrich reiſ'te mit Geſchenken und Ehrenbezeugungen überhäuft nach Berlin zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Brief von Blaſedow an ſeine Söhne.

(Aus Blaſedow und ſeine Söhne von Karl Gutzkow. Frankfurt a. M. Literariſche Anſtalt [J. Rütten]. 1845.)

Seinen das Vaterhaus verlaſſenden Söhnen gibt Vater Blaſedow einen Brief als Rathgeber und Führer auf der anzutretenden Lebensreiſe mit. Darin heißt es:

„Meine Söhne!

„Der Augenblick iſt da, wo ihr für mich, wie die Schöpfung für Gott, zeugen ſollt. Die goldnen Hörner oder die Eſelsohren, die ihr an euren Häuptern tragen werdet, wird man mir aufſetzen. Bedenkt das und macht mir Ehre! Ich erzog euch zuvörderſt zur Freiheit. Gemeine Gefühle ließ ich in euren Gemüthern nie überwuchern: Unkraut werden ſie noch immer zeitigen; aber es wird nicht höher wachſen, als die Palmen und Cedern, zu welchen ich den Samen in den Libanon eurer Zukunft pflanzte. Ihr ſeyd frei; ich lehrte euch nur, daß außer euch noch Millionen Menſchen in der Welt wären. Das war genug, mehr durftet ihr nicht wiſſen, um dieſe Millionen mit ſtolzem, ſich zur Gleichheit vermeſſenden Auge anzublicken. Ihr hörtet aus meinem Munde nicht früher von Grafen, Präſidenten, Miniſtern ſprechen, als von Menſchen. Ihr wißt nichts von den Unterſchieden der Stände. D'rum werdet ihr mit keckem und ächt vornehmem Muthe auftreten. Ihr werdet nicht zittern, wenn ihr in das Vorzimmer eines Mächtigen berufen werdet, ihr werdet euch vorher keine Fragen und Antworten einüben, ihr werdet, wenn ihr ſprecht, die Nachſätze der Perioden nicht im Halſe ſtecken behalten; ihr ſeyd frei, ſeyd **meine**, ſeyd die Söhne **Blaſedow's**."

„Daß ihr ein Herz haben werdet, hoff' ich zu Gott, zu eurer Mutter und zu manchem Kummer, den ich nicht hindern konnte, daß er durch die Eheſtandsgardinen zu eurem Ohre dränge. Kinder erfahren vom Leben meiſt nur Das, wofür ſie Gott den Eltern als Troſt geſchenkt hat. Sie haben ein ſcharfes Auge für die Witterungen, die auf den Stirnhorizonten der Eltern heraufziehen. Und, wo ihr nicht deutlich ſehen konntet, da, weiß ich, lauſchtet ihr — genug, ihr habt empfinden gelernt, wenn ihr auch noch keinen Namen für eure Gefühle habt. Es iſt beſſer, ihr gebt dem Armen ſchnell ein Stück Brod, eh' ihr euch beſinnt, ob das Mitleid heißt, was euch dazu treibt. Kinder, wär es von mir nicht zu künſtlich, ich würd' euch zurufen: Seyd ewig natürlich!"

„Was ihr gelernt habt, vorſtellen, ſein und werden ſollt, davon red' ich nicht: denn es iſt in euch gepflanzt, euer Herz muß euch dies ſelber ſagen. Jeder von euch hat einen hohen Beruf; Jeder hat, wenn einmal doch der Mantel Chriſti zertheilt werden ſoll, einen Rockſchooß davon. Euer Wiſſen iſt Stückwerk, aber nicht Alles ſind nur Lücken. Einiges habt ihr ſchon vollſtändig und, wenn ihr Neues ſammelt, wißt ihr, wo ihr's anlegt. Worauf es beim Lernen ankömmt, iſt das Fach, wo hinein man ſein Wiſſen legt. Wer ein Ziel für ſein Leben weiß, bearbeitet ſchnell das rohe Material, das er empfängt, und paßt es in die Fugen ein, wo er es brauchen kann. Ich hab' euch in die Karten blicken laſſen, mit welchen ich euch gegen das Leben ausſpielen wollte. Ich bin nicht eitel, aber ſtolz darauf, daß ich ein neues pädagogiſches Syſtem entdeckt habe, das Syſtem der unmittelbaren Prädeſtination. Indem ich euch für beſtimmte Fächer erzog, wußtet ihr, wo ihr euren Henkel anſetzen ſolltet an die Dinge, um ſie zu faſſen. Und verließet ihr gar die Bahn, die ich euch vorzeichnete (was ich jedoch für's Erſte euch noch verbiete), ſo habt ihr doch ſchon eine Conſequenz des Lebens mit Ernſt durchgemacht und werdet euch um ſo ſchneller in einen andern Beruf finden können, wie Ströme ſich wohl mit Leichtigkeit ein neues Bett graben, aber nicht Seen. Ein Oekonom wird leichter ein Staatsmann, als ein

Digitized by Google

Student in's Blaue hinein; ein Geiſtlicher wird eher ein Schauſpieler, als ein Kunſt-Eleve im Allgemeinen; ja, wie oft geſchieht es nicht, daß man, wie auf dem Billard ein Stoß nach Nordoſt eine Wirkung auf Südoſt hervorbringt, auch im Leben erſt durch Carambolage zu ſeiner Beſtimmung kommt!"

L i e d.

Wenn ich in meinem Lebensbuche
Die ſchon gefühlten Freuden all',
Die Stunden meiner Wonne ſuche,
So finde ich ſie ohne Zahl.
Viel Tauſend ſeh' ich da entfaltet,
Als Blüthen ſinnig ausgedrückt,
Die, kaum zur Blume umgeſtaltet,
Der Sturm mit rauher Hand geknickt;
Und forſch' ich dann auf jeder Seite,
Was meines Glückes Quelle ſey,
So find' ich, daß mir jede Freude
In D i r allein entſproſſen ſey.

Und zähl' ich all' die trüben Stunden,
Die Leiden und die Sorgen all',
Die ich im Leben ſchon empfunden —
Unendlich iſt auch ihre Zahl.
Auch hier ſeh' ich viel tauſend Stellen
Ganz ohne Farbe, ohne Licht,
Und meines Herzens Nacht erhellen
Die Strahlen leiſer Hoffnung nicht.
Und würd' ich jezt auch wieder fragen:
Was iſt die Quelle meiner Pein? —
All' meine Thränen, meine Klagen,
Geliebte — gelten D i r allein!

Jenny Lind in Frankfurt a. M.

(Zweiter Artikel.)

Bei der Erſcheinung hervorragender Talente und außergewöhnlicher Leiſtungen im Bereiche der Kunſt pflegt man ſich in Streit einzulaſſen, ob ſolche einzig in ihrer Art ſeyen und ob ſie alles Vorhergegangene an Glanz und Größe überragen; es wiederholt ſich alsdann das alte Thema, ob Schiller oder Göthe, Mozart oder Beethoven größer ſeyen. Dieſe Kämpfe werden gewöhnlich mit Erbitterung geführt, führen aber zu keinem Reſultate. Das wahre Verhältniß beſteht einzig und allein darin, daß nichts Menſchliches vollkommen iſt und daß der eine Künſtler durch dieſe, der andere durch jene Vorzüge glänzt und daß jeder derſelben Eigenthümlichkeiten beſitzt, die ein anderer nicht hat. So iſt jede Künſtlergröße immer eine relative und das Ueber- oder Unterordnen derſelben zu andern beruht auf einſeitiger Beurtheilung. Iſt doch die Meiſterin und das Vorbild aller Poeſie und Schönheit, die Natur, ſelber ſo mannichfaltig, warum ſollte es die Schülerin, die Kunſt, nicht auch ſeyn? In vielen Farben bricht und ſpiegelt ſich das Licht der Sonne, und welche dieſer Farben iſt die ſchönſte? Wir ſollen jeden Dichter und Künſtler in ſeiner Eigenthümlichkeit aufzufaſſen und zu beurtheilen ſuchen und wir werden alsdann die rechte Anſicht über ihn gewinnen. Dieſer Maßſtab iſt nicht neu, ſondern ſogar ſehr bekannt, wird aber nichtsdeſtoweniger nur ſelten angewendet. Wenn wir mit ihm die Größe der geprieſenen Geſangskönigin des Tages, der J e n n y L i n d, meſſen, ſo werden wir die Extreme vermeiden und ihr Talent würdigen, ohne es als den Culminationspunkt und als den Inbegriff alles Schönen zu überſchätzen. Andere vor ihr haben Treffliches geleiſtet, Andere nach ihr werden daſſelbe thun; — warum ſollten wir die ſchwediſche Nachtigall als den einzigen Wandervogel bezeichnen? Die eigenthümlichen Vorzüge der J e n n y L i n d haben wir in früheren Berichten genügend hervorgehoben. Was ihre Kunſtgebilde beſonders auszeichnet, iſt, wie ſchon geſagt, die harmoniſche Einheit und Abrundung derſelben und das Liebenswürdige, man darf ſagen Jungfräuliche ihrer ganzen Erſcheinung. Fern von Effecthaſcherei und von der Abſicht, durch Theaterkunſtgriffe verblüffen und überraſchen zu wollen, frei von Koketterie mit dem Publikum, ſtrebt ſie vor Allem nach Natur und Wahrheit und gibt daher in ihren Darſtellungen ein ſchönes Ganzes, um ſo anziehender, als es einfach und unverkünſtelt, um ſo liebenswürdiger, als es unabſichtlich iſt. Zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig weiß ſie ſtets glücklich zu vermitteln und auf eine ſolche Vermittelung kommt es eben gerade am meiſten an. Dieſem richtigen Schönheitsgefühle, dieſer Anmuth und Anſpruchloſigkeit, dieſer ſinnigen Weihe verdankt J e n n y L i n d ihre Erfolge. Ihre Leiſtungen ſind nicht ſowohl großartig und impoſant, als vielmehr wohlthuend-anregend und herzgewinnend, weshalb auch, wie ſchon bemerkt worden, nur das Lyriſche ihr eigentlicher Genre iſt und weshalb ſie als Amine mehr hervorragt, wie als Norma. Sie vermag elegiſch zu rühren, aber weniger, tragiſch zu erſchüttern. Wie ausgezeichnet J e n n y L i n d als Sängerin iſt, geht daraus hervor, daß ſie mit keineswegs großartigen Stimmmitteln dennoch ſo viel leiſtet. Die mittlere Tonlage iſt wenig kräftig und dabei bedeckt und umflort, aber die höheren Töne ſind glockenrein und von einer ungemein lieblichen Klangfarbe. Dieſe nicht großen Mittel — andere Sängerinnen haben ſolche in höherem Maße beſeſſen — weiß ſie meiſterhaft zu gebrauchen, und durch kunſtgerechte Vertheilung und Oekonomie verſteht ſie immer und überall auszureichen. Auch Sängerinnen von größerer Bravour haben wir gehört, welche aber gerade dadurch ſich nicht ſelten überboten und den ſchönen Eindruck geſchwächt haben. J e n n y L i n d verſteht ſich darauf, den rechten Moment zu benutzen und die äſthetiſchen Ruhepunkte mit denen der poetiſchen Aufregung im gehörigen Verhältniß zu halten. Nachdem ſchon ſo viel über dieſe Künſtlerin geſprochen und gedruckt worden iſt, halten wir es für überflüſſig, in eine detaillirte Beſprechung nochmals einzugehen. Neu für uns war ihre Marie in der Regimentstochter und auch in dieſer Parthie hat ſie die bereits gerühmten Vorzüge glänzend bewährt, beſonders im zweiten Akte, wo ſie die große Scene am Clavier in höchſter Vollendung der dramatiſchen Auffaſſung und in höchſter Meiſterſchaft der techniſchen Virtuoſität und dabei mit ungemein viel Anmuth und liebenswürdiger Naivetät ſo ausführt, daß ſie wohl nichts mehr zu wünſchen übrig läßt und ihr Auditorium wahrhaft enthuſiasmirt. — Trotz der mehr als verdoppelten Eintrittspreiſe iſt der Andrang zu dieſen Gaſtdarſtellungen noch immer groß genug, um das Haus zu füllen, wozu der Beſuch der wohlhabenden Kunſtfreunde aus unſern Nachbarſtädten, Wiesbaden, Mainz, Darmſtadt, Offenbach, Hanau und aus noch weiterem Umkreiſe ſein Contingent ſtellt. Die Gewalt eines durch Verdienſt und nicht minder durch ein Zuſammentreffen von glücklichen Umſtänden berühmt gewordenen Namens iſt ſo mächtig, daß man ihm nicht zu widerſtehen vermag, am wenigſten in unſern ſtillen Friedenszeiten, wo man von keinen andern Siegen und Eroberungen hört, als von denen einer ruhmgekrönten Sängerin. Die Welt muß immer etwas anzuſtaunen haben, und ſind es nicht Schlachten und Kanonendonner, ſo begnügt ſie ſich mit neuen Opern, mit Trillern und Rouladen. Wir können es

Digitized by Google

der Fräul. Lind nicht verargen, wenn ſie der Gunſt ihres Glückſternes vertraut und ſich für einen Abend ihres Göttergeſanges Tauſend Gulden (ſo viel erhält ſie hier) bezahlen läßt. Jeder hat Recht, ſoviel zu nehmen, als ihm die Andern geben. Geht es ſo fort, ſo wird man am Ende noch die großen Sängerinnen für jede Rolle mit einem Rittergut oder gar mit einer Provinz belohnen. Wir wollen den Enthuſiasmus für die Kunſt nicht verwerfen, wünſchen aber, daß er auch bei andern und vielleicht noch erheblicheren Veranlaſſungen eben ſo groß und feurig ſeyn möge. Für einen Theater-Abend ſpendet unſere wohlhabende Bevölkerung an der Theater-Caſſe mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit mehrere Tauſend Gulden und bedankt ſich, ſo zu ſagen, noch für die Gnade, ein Billet und einen guten Platz erhalten zu haben; — dagegen ſind Wochen und Monate erforderlich, um für einen gemeinnützigen und wohlthätigen Zweck, für eine humane Beſtrebung, für das Monument eines großen Mannes, für eine Mozartſtiftung u. A. eine gleiche Summe aufzutreiben. Im Uebrigen iſt der Anblick einer derartigen Theater-Begeiſterung in unſern Tagen der Geldnoth und des Proletariates eben nicht ſonderlich erquicklich, und man darf den Komödienzettel und die Brodtaxe nicht neben einander legen. Doch das ſind Dinge, die nun einmal nicht zu ändern ſind, und ob wir ſie berühren oder nicht, es werden die Leute ſich darum nicht weniger drängen, um zur ſteilen Höhe der Theaterpforte hinan zu ſtürmen, wenn ſolche der ſehnſüchtig harrenden Maſſe geöffnet wird. **W.**

Mannichfaltigkeiten.

(Muthmaßliche Witterung im October.) I. Erſt noch abwechſelnd und zu Regen geneigt, doch mit Wärmezunahme bis 4., Nebel, dann heller und warm am 5., 6., Regen am 7 bis 9., meiſt heiter und warm vom 10. bis 16. II. Wärme nimmt ab, Regen und ſtürmiſch vom 17. bis 21., Reif, dann wärmer und heiter am 23., 24., trüb und Regen am 25., 26., wobei rauh, leicht bis Gefrierpunkt und Schneeflocken, am 27. bis 29. wärmer mit Nebel, 30., 31. wieder rauher und Regen. Zuerſt meiſt trocken und mild bis warm; dann aber auch regneriſch und rauh.

Der neue, noch ungetaufte Planet iſt nun auf mehreren Sternwarten gefunden und als Planet anerkannt worden. Seine Auffindung iſt ein Triumph des menſchlichen Geiſtes. Man hatte lange Störungen in dem Laufe des Uranus bemerkt und wußte nicht, woher dieſe kamen. Endlich kommt Einer auf den Gedanken, das könne nur von einem noch entfernteren Planeten herkommen. Le Verrier berechnet kühn aus den Störungen den Orte wo ein Planet ſeyn könne und müſſe; man ſucht und der berechnete Planet findet ſich wirklich an ſeinem gehörigen Platz.

Die Oder-Zeitung enthält eine Warnung vor dem Gubitz'ſchen Volkskalender. Schwerlich kann es eine beſſere Empfehlung deſſelben geben!

Die Berliner Zeitung enthält folgende „Anfrage eines Verzweifelnden“:

Ihr preiſ't im Odenton
Die deutſche Nation. —
Erlaubt mir nur den Einwand:
Iſt denn Charpie noch Leinwand?

Korreſpondenz

Vom Main, im Sept.

In Mitte des politiſchen und religiöſen Parteigezänkes unſerer Zeit, welches an Umfang und Tiefe täglich noch zu gewinnen ſcheint, iſt es für den ruhigen Beobachter der Begebenheiten der Vergangenheit und Gegenwart ein wahrhaft wohlthuendes Gefühl, wenn er ſich aus der Gährung und den Wirren der Zeit hinüber flüchten kann in das abgeſchloſſene Gebiet der Geſchichte vergangener Jahrhunderte, betrachtend die Entwickelung der damaligen Ereigniſſe in ihrem urſächlichen Zuſammenhange und in ihren Wirkungen auf die nachfolgenden Zeiten. Zu dieſem Zwecke hat man eben nicht nöthig, dem Entwickelungsgange eines weltherrſchenden Volkes, wie z. B. der Römer, zu folgen; man braucht blos eine gut geſchriebene Particulargeſchichte zur Hand zu nehmen, um mittelſt derſelben, die doch ohne allgemeinere Beziehungen nicht gedacht werden kann, ungefähr das Nämliche, wiewohl auf einem minder glänzenden Wege, zu erreichen. Immer aber wird eine vaterländiſche Geſchichte der Art, weil in ihr das Leben der Gegenwart wurzelt, vor allen andern ähnlichen Geſchichtwerken den Vorzug verdienen. Davon ausgegangen und überzeugt, daß das Studium der Geſchichte für die Gegenwart, wie für die Zukunft von hoher Bedeutung iſt, indem die Herrſcher, wie die Beherrſchten daraus ihre gegenſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten kennen lernen können, gereicht es uns zum beſonderen Vergnügen das von Dr. Friedrich Rehm herausgegebene „Handbuch der Geſchichte beider Heſſen“, wovon bis jetzt zwei Bände erſchienen (Marburg und Leipzig, bei N. G. Elwert: 1e Bd. 1842, 2r Bd. 1846), als ein Werk bezeichnen zu können, welches einerſeits, wie von dem rühmlichſt bekannten Hrn. Verfaſſer nicht anders zu erwarten, das unverkennbare Gepräge fleißiger und gründlicher hiſtoriſcher Forſchung trägt, anderſeits aber durch gefällige Darſtellung ſich auszeichnet und den Geſchichtfreunden daher mit Recht empfohlen werden kann. Mit Ausſchließung von unſicheren Sagen und andern nicht gehörig documentirten hiſtoriſchen Nachrichten hat der Hr. Verf. bei ſeiner Darſtellung ſich auf das Gebiet der objectiven Geſchichte beſchränkt, wodurch er einestheils der hiſtoriſchen Wahrheit einen Dienſt geleiſtet, anderntheils aber durch Entfernung alles Ungehörigen ſein Werk um ſo anziehender und lesbarer gemacht hat. Eine gut geſchriebene Geſchichte iſt ein Commentar der Gegenwart, vollkommen geeignet, uns die Erſcheinungen derſelben auf politiſchem und kirchlichem Gebiete in dem rechten Lichte und in der richtigen Beziehung zu der Vergangenheit zu zeigen. Erſt dadurch erhält das hiſtoriſche Studium ſeinen wahren Werth, ſeine eigentliche Bedeutung; und wir müſſen bekennen, indem wir das mehrerwähnte Geſchichtwerk in Gedanken noch einmal durchlaufen, daß es dem kritiſchen Fleiße des Hrn. Rehm gelungen, den Schatz der hiſtoriſchen Ueberlieferungen zu einem lebensvollen Ganzen zu verarbeiten, welches beſonders gegen die neuere Zeit hin an Ausführlichkeit und an Intereſſe gewinnt. Dies gilt insbeſondere von dem Zeitalter Philipp's des Großmüthigen, welches der Verf. mit größerer Ausführlichkeit abgehandelt hat. Wir möchten den desfallſigen Abſchnitt des Buches allen Denen zur aufmerkſamen Lectüre empfehlen, welche ſich für die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart intereſſiren. Wie damals das Reformationsprinzip umgeſtaltend auf die Kirche, verbeſſernd auf die bürgerliche Ordnung wirkte, ſo dürfte es auch in unſeren Tagen ſeine Beſtimmung nicht verfehlen, trotz der großen Hinderniſſe, welche weltliche Gewalt, ihren eigentlichen Beruf verkennend, ſeiner weiteren Entfaltung im Leben entgegen ſetzt. — In dem zweiten Bande iſt die Geſchichte beider Heſſen bis zur Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts fortgeführt. Mit Intereſſe ſehen wir der Vollendung des Werks entgegen, welches wir als eine Bereicherung der vaterländiſchen Geſchichtkunde betrachten zu dürfen glauben.

Dr. D.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 8. Oct. **Der Sohn der Wildniß**, romantiſches Schauſpiel in 5 Abth., von Fr. Halm.

Freitag, 9. Oct. (Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt und unter gütiger Mitwirkung der Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin): **Marie, oder: Die Regimentstochter**, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti. Marie: Fräul. Jenny Lind. Im zweiten Act: **Schwediſche Lieder**, geſungen von Fräul. Jenny Lind. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 280. Samſtag den 10. October 1846.

Prinzeß Tarakanoff.

Eine Erzählung, nach franzöſiſchen Memoiren bearbeitet von Hans von S ....

(Fortſetzung.)

IV.

So ſtanden die Sachen damals in Rußland, der Krieg rüſthete an der türkiſchen Gränze, doch während Katharinens Armeen die Türken in die Enge trieben und ihre Flotte auf dem ſchwarzen Meer ſiegte, entwarf ſie einen Plan, der ihres großen Geiſtes würdig war.

Ueberhaupt war Katharina II. eine Regentin, die Rußlands Macht und Anſehen unglaublich hob, was beſonders zu einer Zeit, wo die meiſten andern Staaten ſanken, hervorgehoben zu werden verdient.

Sie gab Rußland ein Geſetzbuch, und ſtrebte dahin, auch Bildung und höhere Wiſſenſchaft in ihren Staaten zu haben.

Alle Genies wußte ſie an ſich zu ziehen, was übrigens leicht war, da nirgends weniger als in Rußland nach Sittlichkeit gefragt wurde.

Mag ſie ſonſt ſchwache Seiten genug gehabt haben, mochte ſie immerhin dem Heil des Ganzen das Heil des Einzelnen aufopfern, immerhin war ſie eine große Regentin.

Katharina beſchloß, die Türken bis in die Inſeln Griechenlands anzugreifen. Sie, die Alleinherrſcherin, beſchloß, die Freiheit in jenen reizenden Gegenden zu beſchützen und daſelbſt eine Republik zu gründen, auch Joſeph den Zweiten ſuchte ſie ſpäter zu bewegen, dieſen Plan zu unterſtützen, allein er blieb demungeachtet unausgeführt.

Die Griechen waren durch geheime Abgeſandte zum Aufſtande vorbereitet. Dieſes ehemals ſo ſtolze, jetzt ſo ſehr herabgeſunkene Volk, ſah den Ruſſen als Befreiern entgegen, und ſo wie die ruſſiſche Flotte das Vorgebirge von Tenares umſchifft hatte, glaubte ſich der ganze Archipelagus in Freiheit. Die Mainotten griffen zu den Waffen, ihre Nachbarn folgten nach, und in mehreren Inſeln entſtand ein ſchreckliches Blutbad. Doch was vermochte die kleine Zahl der Griechen gegen die mit Uebermacht heranrückenden Türken. Die Säbel der Janitſcharen raubten mehreren Tauſenden dieſer Unglücklichen das Leben. Trauriger Wahn, in denen ſich die Griechen damals befanden! Hätten ſie ſich auch mit ruſſiſcher Hülfe von dem türkiſchen Joch befreit, was hätte ihrer dann geharrt!

V.

Durch die Meerenge von Gibraltar lief die ſtarke ruſſiſche Flotte in das mittelländiſche Meer ein, ſie ſtand unter dem Oberbefehl O's, unter welchem wieder Spiridoff, Elphingſton und Greyg kommandirten.

Es war an einem ſchönen milden Abend im Frühjahr 1770, als dieſe Flotte ſich dem Hafen von Livorno näherte.

Auf der ſchönen Fregatte Swetoſlow, die zugleich das Admiralſchiff Elphingſtons war, ſtand, in Gedanken verloren, ein junger Schiffslieutenant an eine Kanone gelehnt. Seine Blicke hafteten auf der in der Ferne liegenden Stadt. Ruhig lag das Meer vor ihm, in ſeinem Innern aber war's bewegt, er ſollte ja die Braut, ſeine zärtlich geliebte Anna, wiederſehen! In die Taſche ſeiner Uniform greifend, holte er eine Schreibtafel hervor, öffnete ſie, und nahm mehrere Briefe, ſo wie das Portrait ſeiner Anna heraus. Er durchflog die Liebe athmenden Zeilen ſeiner Braut, und ſinnend haftete dann ſein Auge auf den lieblichen Zügen des kleinen Bildes. Lange mochte er ſo dageſtanden haben, als plötzlich ſich eine Hand auf ſeine Schulter legte. Erſchrocken drehte er ſich um, und Elphingſton ſtand vor ihm.

„Darf man fragen, weſſen Züge das Bild darſtellt, in deſſen Anſchauen Lieutenant Dugdale ſo ganz vertieft iſt.“

Eine dunkle Röthe überzog das jugendlich hübſche Geſicht des Lieutenants, und ſchnell wollte er das Portrait verbergen, doch Elphingſton hinderte ihn daran. „Haben es nicht nöthig, lieber Dugdale, ich kenne gar wohl die lieblichen Züge und die ſchönen gefährlichen Augen meiner wilden Nichte Anna Dyk, zeigen Sie nur her, ich will mich auch an dem hübſchen Geſichtchen der kleinen Anna weiden.“

Mit dieſen Worten nahm er Dugdale das Bild, und ſeine Blicke ruhten lange mit Wohlgefallen darauf; „wie ſie meiner guten Schweſter ſo ähnlich ſieht, ganz die Züge meiner lieben Charlotte; da, Herr Eiferſüchtiger, nehmen Sie es hin, und bewahren Sie es ſorgſam.“ Er gab Dugdale das Bild zurück. „Wir bleiben ein paar Tage vor Livorno,“ fuhr er fort, „und da ich ſelbſt meine Schweſter beſuchen will, ſo wird wohl mein Lieutenant nichts einzuwenden haben, wenn ich ihm befehle, mich dahin zu begleiten.“ Wohlwollend lächelnd und freundlich grüßend ſchied der Admiral, Dugdale mit ſeinen Gedanken vorläufig allein laſſend.

Sinnend blieb Dugdale auf dem Verdeck bis es dunkelte, bis der Mond hinter Wolken hervor trat. Aus ſeinem Brüten weckte ihn wieder die Stimme Elphingſtons. „Ich ſehe,“ begann dieſer, „mein Lieutenant iſt, was man ſo eigentlich einen verliebten Träumer nennt!“ Wäre es heller geweſen, ſo hätte er bemerken können, wie Dugdale erröthete. „Ach, junger Freund,“ fuhr er fort, „auch ich liebte, liebte mit der Gluth des Jünglings eine mir ewig theuere Jungfrau. Das Geſchick verſagte mir ihre Hand. Die eigenſinnige Laune eines Vaters war einer Verbindung entgegen, die mich hätte glücklich machen müſſen. — Noch immer ſteht die Liebliche vor mir. Ich bin alt und grau geworden, aber meine Liebe blieb ſich gleich bis zu dieſer Stunde. — Sie wählte einen Andern; was ich litt, als ich dies erfuhr, können Sie ſich denken, doch Jahre linderten den Schmerz, und ich lernte vergeſſen, wenigſtens für Augenblicke. Aber wenn ich in der Erinnerung klaren Spiegel ihr

Digitized by Google

Bild ſehe, dann bricht der alte Schmerz mit erneuerter Kraft aus." Elphingſton ſchwieg, lange ſtarrte er vor ſich hin. Er erhob ſich. „Lieutenant Dugdale," fuhr er fort, „die Nacht iſt ſchön, wir trinken ein Glas Punſch zuſammen." Dugdale, der ſich durch dieſe Artigkeit ſeines Chefs angenehm berührt fühlte, nahm mit Ehrerbietung und Dank die Einladung ſeines Kommandeurs an; er fühlte außerdem ein großes Zutrauen und eine Art von Mitgefühl zu einem Manne, der, von dem Eindruck des Augenblicks hingeriſſen, noch vor ein paar Minuten ſo offen gegen ihn geweſen war. Sie hatten einige Zeit dageſeſſen, als die Töne einer einfachen herrlichen Muſik an ihr Ohr ſchlugen. Die große Fläche des Mittelmeers lag vor ihnen, es war völlig Nacht geworden, leiſe plätſcherten die Wellen an des Schiffes Seiten, und in der Ferne verſilberte der Mond die Fluthen der See. — Auf dem Schiff war's ruhig, ſelbſt die Wachen ſchienen in das Anſchauen des Meeres verloren. Elphingſton wie Dugdale ſchienen von dieſem Schauſpiele hingeriſſen. Einen Augenblick ſtockte das Geſpräch, ferner und ferner erklang die Muſik, die Töne verloren ſich in dem leiſen Wehen des Windes. Sie ſchienen vom St. Eelaſi, dem Admiralſchiff Spiridoff's herzukommen. Elphingſton hatte, an ein Geſchütz gelehnt, mit verſchränkten Armen in das Weite geſchaut. Als er ſich wieder zu Dugdale wandte, wiſchte er ſich eine Zähre weg, die ſeine gefurchten Wangen benetzt hatte. — Die Unterhaltung der Beiden wurde jetzt lebendiger, ſie drehte ſich meiſt um die Geſchichte der Völker, die die Küſten dieſes Meers bewohnten. „Es iſt, als ſpräche das Rauſchen des Waſſers," ſagte der Admiral. „Von den Wellen dieſes Gewäſſers getragen, fuhr Richard Löwenherz dem heiligen Lande zu. Rom und Karthago führten hier Kriege. Griechenlands Flotte focht hier heldenmüthig, dieſes Meer regt eine Welt voll Erinnerungen in mir auf. Herrliches Meer, mit deinen dunkelblauen klaren Fluthen, bespülſt die Küſten, deren Vorzeit wie Gegenwart meiſt eine glänzende iſt. Zwar Manches iſt dahingegangen, die Tage des Ruhmes für Rom und Griechenland ſind vorbei, aber das Toſen der Brandung erzählt dem aufmerkſam Lauſchenden jene herrlichen Thaten, die die Bewohner dieſer einſt vollbrachten. Und dieſe warmen Winde aus dem Süden, die den Spiegel des Meeres bewegen, die den weißlichen Schaum auf den Spitzen der leiſe ſich kräuſelnden Wellen hervorbringen, theilen ſie uns nicht Kunde von Afrika mit, von dem Welttheil, deſſen Söhne einſt Künſte und Wiſſenſchaften nach Spaniens Gefilde verpflanzten. Ach, es liegt ein unendlicher Zauber darin, ſich auf den Wellen eines Waſſers zu ſchaukeln, das Zeuge ſo großer Ereigniſſe geweſen." Es war ſchon ſpät geworden, der Admiral erhob ſich und ging, wie Dugdale, um die Ruhe zu ſuchen.

Dugdale wie Elphingſton waren in ruſſiſche Dienſte getreten. Damals ſuchte man namentlich Engländer zum Seedienſte zu nehmen, und es fanden ſich auch viele, die, getrieben von dem Wunſche, ihr Glück zu machen, ihr Heil unter Rußlands Flagge ſuchten. Indeß war Dugdale wie ſein Kommandeur Elphingſton des Dienſtes, in dem ſie ſtanden, herzlich müde, weil ſie ſahen, daß unwiſſende rohe Günſtlinge bei faſt jeder Gelegenheit ihnen vorgezogen wurden. Dazu kam noch, daß ſie gezwungen waren, mit wahrhaft barbariſcher Strenge über Menſchen zu gebieten, die, von rohen Leidenſchaften geleitet, nur dann ihre Pflicht und Schuldigkeit thaten, wenn ſie wußten, daß die eiſerne Zuchtruthe der Disziplin ſie dazu nöthigte. Außerdem haßten dieſe Ruſſen die Ausländer bitter, da ihnen die Einſicht fehlte, zu verſtehen, daß gerade dieſe es meiſtens waren, die ſie zu Ruhm und Siegen führten.

Am andern Morgen donnerten die Kanonen von den Schiffen herunter, man befand ſich Angeſichts des Hafens von Livorno. Dugdale ward durch dieſe Schüſſe geweckt. Schnell warf er ſich in die Kleider, und eilte auf das Verdeck, es galt ja den Ort zu ſehen, der ſeine Anna barg.

Bald, nachdem das Frühſtück eingenommen war, fuhr Elphingſton in Begleitung Dugdale's dem Admiralſchiff zu, um ſich für die Zeit, in welcher die Flotte hier vor Anker lag, Urlaub zu nehmen, welcher ihm dann auch gnädig gewährt ward. Elphingſton war immer innerlich ergrimmt, wenn er bittend vor D. erſcheinen mußte. — Indeß er mußte ſich in die Verhältniſſe fügen, und ewig konnte ja auch dieſes nicht währen.

(Fortſetzung folgt.)

Mittermaier's Rede auf der Frankfurter Verſammlung.

Wenn ein Franzoſe ein Rechtsgeſchäft habe, ſo nehme er ſein Geſetzbuch zur Hand, ſuche darin und finde die erforderliche Belehrung. So gut werde es den Bürgern der meiſten deutſchen Staaten nicht. Da müſſe vor allen Dingen ein Advocat befragt werden. Und dieſer („laſſen Sie uns ehrlich mit einander ſeyn", warf der Redner hier mit vieler komiſcher Wirkung dazwiſchen) — der Advocat, wenn es um den Ausgang eines Rechtsſtreites ſich handle, müſſe geſtehen: das weiß ich nicht, das hängt davon ab, ob der Referent in Berlin ſtudirt hat, oder in Jena, oder in Heidelberg; auch davon, ob er den Tag Champogner getrunken hat oder nicht, und dergleichen. So ſey es denn mit den Rechtsgelehrten heutzutage wie mit den Augurn zur Zeit des Cicero: ſie können einander nicht anſehen, ohne zu lachen. Und doch, nicht lachen müßten ſie, ſondern betrübt ſeyn über ſich ſelber, betrübt über die kläglichen Folgen eines ſo unnatürlichen Zuſtandes. Oder ob es kein unnatürlicher Zuſtand ſey, wenn einem Volk ein fremdes Recht aufgedrängt werde? Das Recht ſey das Kleid des Volkes: das römiſche Recht ſey für das deutſche Volk ein fremdes Gewand. Wie ſehr auch dies Recht dem römiſchen Volk, ſeinen Gewohnheiten, ſeinen Bedürfniſſen möchte angepaßt geweſen ſeyn (und der Redner wies höchſt intereſſante Einzelnheiten aus dem heutigen italieniſchen Volksleben nach, in welchem auf überraſchende Weiſe der eine oder der andere Spruch des römiſchen Rechts noch immer anklingt), ſo könne das doch nichts weniger ſeyn als ein Empfehlungsbrief für die Einführung derſelben Grundſätze unter ganz anderen Umſtänden. Dazu komme noch ein Unterſchied von höchſt weſentlicher Bedeutung. Das römiſche Recht ſey das Werk der Juriſten; aufgeprägt ſey ihm der Charakter ſeines Urſprungs, der Charakter der bewundernswerthen Conſequenz, der unerbittlichen Logik. Das deutſche Recht dagegen, das Recht unſerer Vorfahren, ſey aus dem Volk hervorgegangen, ſein Grundſatz ſey der der Billigkeit, wie es denn überall die ſichtbare Spur trage einer nahen und ungetrübten Beziehung zu den Verhältniſſen des Volkslebens. Möge man doch einmal deutſches Familienleben vergleichen mit italieniſchem, noch mehr, möge man den Geiſt des deutſchen Familienlebens vergleichen mit den Satzungen des römiſchen Rechtes, und ein tiefeinſchneidender, ein beklagenswerther Contraſt werde ſich herausſtellen. Der Redner eröffnete nun eine Reihe lebender Bilder, in welchen die Frau als das Opfer der ſtrengen, jedem natürlichen Gefühl widerſtrebenden Conſequenzen eines fremden Rechts erſchien. Den anweſenden Frauen mochte etwas bedenklich zu Sinne werden, als der Redner ſein Vorhaben ankündigte und ſofort ausführte, vorzugsweiſe aus dem Kreiſe der ehelichen Verhältniſſe ſeine Beiſpiele zu wählen. Der Redner aber zog ſich nicht allein mit gewohnter Meiſterſchaft aus der Sache — mit einem die Anweſenheit der Frauen ignorirenden und ihnen doch huldigenden Tact, welchem die Frauen ihrerſeits die vollſte Anerkennung zollten — ſondern er hatte die doppelte Genugthuung, daß die ununterbrochene Zuſtimmung der Männer ihn begleitete, während er die ſittliche Präſumtion zu Gunſten der Frauen in allen den Fällen lehrte, in welchen die römiſchen Juriſten zu Gunſten der Männer die rechtliche Präſumtion unbedingt und unbeſe-

Digitized by Google

den eintreten laſſen. Da wir nicht nach der Uhr geſehen, ſo wiſſen wir nicht anzugeben, wie lange M. geſprochen haben mag. Am Schluß aber reſumirte er: Das ſey nun unſere hohe Weisheit, dies unſer Recht; eine Weisheit, durch welche unſer Volk vielfach getäuſcht werde, und nach dem natürlichen Rechtsſinn und dem Maßſtab des wirklichen Lebens beurtheilt, nur allzu häufig ein Unrecht. O, wenn der Kaiſer, der über dem Stuhl des Präſidenten in ritterlicher Erſcheinung ſich darſtelle, wenn Kaiſer Max heute und in dieſer Stunde lebend unter uns treten könnte, er, dem man ſo oft die Abſicht unterlege, römiſches Recht der deutſchen Nation aufzunöthigen, er würde die Juriſten zauſen über der Arbeit, die ſie gemacht. Den Geiſt des letzten Ritters unter den Kaiſern, den ächten Geiſt deutſcher Nation zu befragen, zu beſchwören, wenn man nur die rechte Zauberformel anwenden wolle, ſey noch nicht zu ſpät. Wenn's Ernſt ſey, möge man ihn rufen den lautern Geiſt eines nationalen Rechtes, ihn rufen und befragen: er werde der Nation Rede ſtehen. (Lang anhaltender Beifall)

Nekrolog.

Das „Elberf. Kreisbl." enthält eine längere Mittheilung über den unlängſt verſtorbenen, höchſt verdienſtvollen und namentlich allen deutſchen Pädagogen gewiß nicht unbekannten Regierungs- und Schulrath von Türk zu Potsdam; wir entnehmen derſelben Nachſtehendes:

Oeffentlichen Blättern zufolge ſtarb den 31. Juli l. J. der Hr. Regierungs- und Schulrath von Türk zu Potsdam, ein Mann, welcher, da er in ſeinem Leben und Wirken außerordentlich viel Gutes geſtiftet, nicht nur hier eine ehrenwerthe Erwähnung verdient, ſondern auch zur Nachfolge für uns in geſegnetem Andenken in Zukunft ſollte erhalten werden. Es iſt auffallend, daß unter ſeinen vielen Freunden, die er auch in der Rheinprovinz hatte, noch Keiner biographiſche Notizen von dieſem edlen Manne uns mitgetheilt hat. Referent, der ebenfalls das Glück hatte, unter ſeine Freunde zu gehören, glaubt dem Verklärten einen kleinen Tribut der Dankbarkeit zu bringen, wenn er in dieſem vielgeleſenen Blatte Einiges von allgemeinem Intereſſe dieſes ſeltenen Mannes veröffentlicht. Aus dem Wenigen, was hier mitgetheilt wird — und zwar von ihm ſelbſt, wird Jedem einleuchten, daß ein einzelner Mann von Kopf und Herz — unter begünſtigenden Umſtänden — durch in's Leben gerufene Vereine — Viel, ſehr Viel vermag. Hr. von Türk verbreitete in ſeinem Wirkungskreiſe Glück und Segen rund um ſich her und zum Theil auch in die Ferne.

Er war ein Mann von geſunder Beurtheilungskraft und tief gegründeter Religioſität — Gott im Geiſte und in der Wahrheit verehrend, ſich feſthaltend am Geiſte des Evangeliums, der lebendig macht und nicht am Buchſtaben, der tödtet; und doch war er dabei gegen Andersdenkende ſehr tolerant und human — umfaſſend alle Menſchen mit Liebe ohne Unterſchied der Confeſſion. Sein Hauptgrundſatz, den er ſtets vor Augen hatte und unermüdet befolgte, war der Spruch, die Ermahnung des Apoſtels (Gal. 6. 9): „Laſſet uns Gutes thun und nicht müde werden; denn ärnten werden wir auch zu ſeiner Zeit". Ihn jammerte beſonders des armen, nothleidenden Volkes, dem er — nach Muſe — mit unaufhörlicher Liebe ſeine Kräfte widmete. Er war Vater der Wittwen und Waiſen und rief für dieſe viele und großartige Wohlthätigkeits-Anſtalten in's Leben. Unter dieſen werden genannt und in Bezug auf ihre Wirkſamkeit beſprochen:

1) Stiftung einer Schullehrer-Wittwenkaſſe zu Sorau;
2) Schwimm-Anſtalt zu Potsdam;
3) Die Friedensgeſellſchaft (ein Verein zur Unterſtützung talentvoller junger Leute, die ſich dem Studium oder der Kunſt widmen);
4) Verſorgungs-Anſtalt für verwaiſte Kinder;
5) Der Seidenbau-Verein, und
6) Zwei Kleinkinder-Bewahrungsanſtalten.

Dieſe ſämmtlichen Inſtitute hat der Verſtorbene vor ſeinem Hinſcheiden, ſowohl ſeinen zahlreichen perſönlichen Freunden wie auch allen Menſchenfreunden überhaupt, auf eine eben ſo herzliche als rührende Weiſe empfohlen. Möge der Segen des Himmels auf ihnen ruhen, ſowie das Andenken dieſes Biedermannes ſtets in dankbarer Erinnerung bleiben wird.

Mannichfaltigkeiten.

Profeſſor Forchhammer ſprach in Kiel über die Eigenthümlichkeiten des Meerwaſſers und ſeine Strömungen. Der Salzgehalt des Meerwaſſers ſey am ſtärkſten in den tropiſchen Zonen und zwar des mitten zwiſchen den Kontinenten. Gegen die Pole und gegen das Land nehme der Gehalt ſucceſſive ab. Gegen das Land, weil fortwährend ſüßes Waſſer dem Meere zuſtröme. Gegen die Pole, wegen der ſehr großen Waſſerverdampfung in der tropiſchen Zone. Das ſalzfreie Waſſer ſteige in den Tropen empor, falle als Regen in den Polgegenden nieder und fließe wieder zurück zum Aequator. Die Polarſtröme wären alſo phyſiſch nothwendig. Ein um die Erde laufender Aequatorialſtrom theile ſich, wenn er auf den Kontinent ſtoße, in einen nördlichen und ſüdlichen; und ſo entſtänden tropiſche Ströme zwiſchen den Meridianen. Im Atlantiſchen Meere habe man einen völlig entwickelten tropiſchen und Polarſtrom, in welchen der nothwendige Unterſchied an Salzgehalt nachgewieſen werden könne. Durch dieſe Meerſtrömungen erlitte das Klima, und namentlich das von Europa, eine merkliche Abweichung von dem aſtronomiſchen Klima. Das europäiſche Klima würde durch die Strömungen ſehr gemildert. Unſere Nebel, beſonders die unſerer Meeresküſten wären das Reſultat davon. Das Klima des weſtlichen Europa's wäre nicht von jeher ſo geweſen wie jetzt. Ein Strom ginge durch den Kanal und verurſache hier jetzt ein mildereß Klima. Früher, als England und Frankreich noch zuſammengehangen hatten (welches ſich durch die Gleichartigkeit der gegenüberſtehenden Gebirgsformation beweiſen laſſe), hätte jene Strömung um Schottland gehen müſſen, hätte ſich alſo den arktiſchen Regionen genähert, bevor ſie zu uns gekommen, ſo daß das Klima damals ein ganz anderes hätte ſeyn müſſen. Jener Durchbruch ſey in hiſtoriſchen Zeiten geſchehen. Die Flußmündungen am Kanal und an der Nordſee hätten früher eine andere Richtung gehabt, als jetzt. Dieſelben ſind immer mehr nach Süden und Weſten gerückt, als Folge der nach dem Durchbruch veränderten Flutbrichtung. Ferner könne die Marſch ſich nur bei ruhigem Meere bilden. Die breiteſte Marſch ſey dieſſeits des Kanals in Holland, werde allmählig ſchmäler und höre auf der Höhe der Inſel Sylt ganz auf. Das könne nicht möglich ſeyn, wenn Frankreich und England nicht verbunden geweſen wären. Die Marſch ruhe auf untermeeriſchen Wäldern, die das Reſultat einer Senkung ſeyn müßten; dieſe müßte vor dem Durchbruche vorhergehen. Unmittelbar an den Küſten bemerke man noch Grabhügel, ſo daß alſo das Land vor dem Durchbruche bewohnt geweſen. Auch wären Spuren einer etwa 40 Fuß hohen Fluth an der Weſtküſte wahrzunehmen; überdies bewieſen einzelne Nachrichten über die cimbriſche Fluth den ſpäteren Durchbruch. Das nördliche Europa ſteige fortwährend aus dem Meere mehr empor. Die große ruſſiſche Ebene zwiſchen dem weißen Meere und dem finniſchen Meerbuſen ſey mit arktiſchen Muſcheln bedeckt; überdies wären mehrere große Landſeen in jenen Ebenen, woraus man mit Recht auf eine Waſſerverbindung des Nordmeeres mit der Oſtſee ſchließen könne. Dort konnte alſo früher ein Polarſtrom eindringen; ein zweiter Grund des frü-

Digitized by Google

der kälteren Klima's. Eine abermalige Veränderung des Klima's im entgegengeſetzten Sinne wäre zu befürchten, wenn etwa die Landenge von Panama durchbrochen würde. Dann würde der tropiſche Strom durch dieſe Enge gehen und nicht mehr, aus dem Meerbuſen von Mexiko zurückkehrend, unſere Küſten berühren. Es würde allmählig kälter und kälter werden und wir würden ein Klima erhalten wie jetzt Labrador.

Mit Vergnügen heißen wir auch in dieſem Jahre wieder das „Buch für Winterabende, von Honek (Hannover bei Kius)“ willkommen. Vortheilhaft, wie immer, zeichnet es ſich vor den übrigen Kalendern, Weihnachts- und Neujahrsbüchelchen aus, welche dem Städter und Landmann abgedroſchene Kriegsgeſchichten, Anekdoten und anderes Leſefutter bringen, was nur die Zeit füllt, aber keine Frucht zurückläßt. Das Buch für Winterabende iſt ein Buch für Alle, ein wirkliches Volksbuch, das anregt, belehrt, unterhält und vorzugsweiſe darauf hinzielt, Bürger zu bilden, bürgerliche Geſinnung und Beſtrebung zu fördern. Der neue Jahrgang für 1847 enthält eine kleine Reihe artiger Erzählungen, die ſich durch ihre natürliche Färbung vortheilhaft auszeichnen, von dem liebenswürdigen Dichter Nicol, Honek und Anderen, Gedichte und ſonſtiges Unterhaltende. Was ihn aber beſonders auszeichnet, iſt ein trefflicher Aufſatz des Herausgebers über den Badiſchen Landtag, ein anderer über die Gemeindeverhältniſſe, über die Geſetzgebung von Buchner, die Stader Petition für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, über die Dampfſchifffahrt von Andrée. Das Buch hat ſich ſchon einen großen Leſekreis gebildet; es iſt zu wünſchen, daß es noch weitere Verbreitung finde und die gehaltloſe Lektüre, die ſich noch immer unter der Firma von Almanachen und Kalendern viel zu breit macht, immer mehr verdränge. Die beigegebenen artiſtiſchen Beilagen ſind dem Preiſe des Buches angemeſſen.

Haben wir einen ſtrengen Winter zu erwarten? Nur die Erfahrung kann darauf eine Antwort geben. Es bieten ſich zur Vergleichung acht Jahre mit heißen Sommern dar, welche auch für das Rebenerzeugniß günſtig waren, nämlich 1780, 1802 1807, 1811, 1822, 1826, 1834, 1842. Dieſe alle haben wenig Tage mit Schnee, nur drei ſind namhaft kalt, doch bei weitem nicht ſo kalt, als der Winter 1845, die übrigen fünf ſind nicht kälter als der Winter 1844, beſonders gehört der Winter 1835, welchem der diesjährige am ähnlichſten werden dürfte, zu den milden, wenn er auch früher als gewöhnlich eintreten ſollte. — Warum ſollte er auch allzu ſtrenge werden? Iſt ja doch die Erdwärme durch den heißen Sommer von entgegengeſetzter Nachwirkung, und hat das Hochgebirge viel mehr Schnee verloren als ſonſt, was eben ſo gegen den Pol hin der Fall ſeyn muß. Daß die Zugvögel ſich früher entfernten als ſonſt, hat ſeinen Grund nicht in ihrer Vorausſicht eines ſtrengen Winters, ſondern der früheren Erſtarkung der Jungen für ihre Reiſe; eben ſo iſt es mit der früheren Reife des Holzes der Bäume und Sträucher.

Karlsruhe. Stieffel.

Man hat wohl in neuerer Zeit viel von enormen Schriftſtellerhonoraren gehört. Lord Byron bekam für einen Geſang ſeines „Childe Harold“ 2500 Pfd. Sterl., Louis Blanc für ſein größeres Werk über die Jahre 1830 bis 1840 eine halbe Million Francs u. ſ. f. Auch Zeitſchriften zahlen ihren Mitarbeitern mitunter hohe Summen. Das Alles verſchwindet aber gegen den Ehrenſold, welchen der weiland Begründer und Herausgeber der „Münchener Landbötin“, Dr. Müller, jahrelang ſeinem Tagesneuigkeiten-Kolporteur entrichtete: dieſer bekam jeden Morgen, wenn er ſeinen Rapport brachte — eine Taſſe Kaffee und für zwei Kreuzer Brod!

(Beil. z. Mannh.-Journ.)

Frankfurt, 7. Oct.

Man muß der hieſigen israelitiſchen Gemeinde die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie redlich bemüht iſt ihre religiöſen und kirchlichen Einrichtungen zeitgemäß zu verbeſſern. Es iſt hierbei das Verdienſt, welches ſich Hr. Rabbiner Stein um dieſe Verbeſſerungen erwirbt, rühmlich anzuerkennen. So wurde der Gottesdienſt am verfloſſenen Verſöhnungstage gutentheils in deutſcher Sprache auf würdige Weiſe vollzogen und durch die vorzüglichen Predigten des Rabbiners ſehr gehoben.

An dem neulichen jüdiſchen Feſte erklärte nun Hr. Rabbiner Stein von der Kanzel herab, daß die ſogenannten zweiten Feiertage (deren die Juden in dieſem Monate allein drei haben) durchaus ohne Werth und Bedeutung und wie als Werktage zu betrachten wären. Wer die jüdiſche Religionsgeſchichte nicht kennt, für den war es intereſſant, zu hören, wie dieſe bei den Juden entſtanden ſind, da das alte Teſtament bekanntlich für jedes Feſt nur einen Tag beſtimmt. Es war nämlich in Zeiten der Unwiſſenheit der Neumond nur durch die Betrachtung deſſelben am Firmament auszumitteln. Wenn der Mondwechſel eintrat, ſo wurden auf den Bergen in Paläſtina Feuer, gleichſam als telegraphiſche Zeichen, angezündet, um das ganze Volk davon in Kenntniß zu ſetzen. Aber es gab damals ſchon Spötter (die Kuthäer), die ſich einen Spaß daraus machten, ſolche Feuer, den frommen Juden zum Schabernack, muthwillig anzuzünden und ſie ſo in ihrer Zeitberechnung irre zu machen. Da wurde denn das Feuer durch Boten erſetzt, die überall hineilten, nicht um große Staatsereigniſſe, ſondern um kurz und gut mitzutheilen: der Mond hat ſich blicken laſſen. Das ging natürlich nicht ſo ſchnell wie früher mit dem Feuer und da fingen denn die vorſichtigen Juden außerhalb Paläſtina's (erſt gegen das Ende der zweiten Tempelperiode) an, zwei Tage zu feiern, um den rechten nicht zu verfehlen. Später, als man allgemein verſtand, die Zeiten aſtronomiſch zu berechnen, fiel nun freilich dieſer Grund weg, aber die weiſen Talmudiſten meinten, wie viele chriſtliche Theologen auch: Zu viel wäre immer beſſer als zu wenig. Ein Warum wußten ſie leicht aufzufinden, um es beim Alten, d. h. wie oft in Religionsſachen beim Neuen zu laſſen. Es könnten, ſagten ſie, die Juden, die damals allerdings Verfolgungen genug ausgeſetzt waren, wohl gar die aſtronomiſchen Berechnungen wieder vergeſſen, und ſo ſolle man es lieber in Gottes Namen bei den zwei Tagen laſſen. Heutzutage nun, wo ſolche Verfolgungen für die Juden nicht mehr zu fürchten ſind, und auch die Buchdruckerei den Juden wie den Chriſten ſichere Garantie gegen den Rückfall in die Barbarei gewährt, iſt es doch in der That albern, ſolche Gründe noch auf die ſo veränderten Verhältniſſe der Zeit anwendbar zu erklären. So kamen denn mehrere Rabbiner, wozu auch Dr. Stein gehört, zu Breslau überein: dieſe veraltete Einrichtung abzuſtellen und die Feier der (jüd.) Feſte auf einen Tag zu beſchränken. Es war erfreulich, zu hören, wie derſelbe die Handwerker, Geſchäftsleute u. ſ. f. aufforderte, dieſe Tage doch der Arbeit zu widmen und nur die eigentlichen (moſaiſchen) Feſttage zu feiern. Noch erfreulicher war es, daß er ganz unumwunden ausſprach: es könnten ſich die Rabbiner durchaus keine hierarchiſche Gewalt beilegen. Sie hätten keineswegs das Recht, zu löſen und zu binden. Ihre Aufgabe wäre, als Organe der Zeit und ihrer Gemeinden, als Lehrer des Volks und der Religion auszuſprechen, was die Zeit verlange, was der Gemeinde fromme und was der Religion zur Förderung gereiche, dabei aber erinnerte, daß die früheren Lehrer auch nur in demſelben Falle geweſen ſeyen. Er fügte hinzu, daß, um Spaltungen in der Gemeinde zu verhüten und die Schwachen zu ſchonen, die Synagoge auch an den abgeſchafften Feſttagen geöffnet ſeyn werde. Wir können dieſe zugleich entſchiedene und milde Weiſe, alte Mißbräuche abzuſtellen nur billigen und hören mit Vergnügen, daß ſie auch in anderen israelitiſchen Gemeinden beliebt worden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 9. Oct. Der Wollmarkt, Luſtſpiel in 4 Abth., von Clauren.

Samſtag. 10. Oct. (Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt und unter gütiger Mitwirkung der Fräul. Jenny Lind, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin): Marie, oder: Die Regimentstochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti. Marie: Fräul. Jenny Lind. Im zweiten Act: Schwediſche Lieder, geſungen von Fräul. Jenny Lind. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 281. Sonntag, den 11. October 1846.

Prinzeß Tarakanoff.

Eine Erzählung, nach franzöſiſchen Memoiren bearbeitet von Hans von S.........

(Fortſetzung.)

VI.

Eine Stunde darauf flog eine Schaluppe wie ein Pfeil dem Ufer zu. Als dieſelbe am Ziele angekommen war, ſtieg Elphingſton und Dugdale aus derſelben, und beide gingen jetzt ſchnellen Schrittes, von einem Führer geleitet, der Wohnung des engliſchen Konſuls Dyk zu. Hier wußte man die Gäſte erwartet haben, denn ſchon vom Fenſter aus wurden die Ankömmlinge begrüßt. Man trat in das Haus ein, Dugdale wäre lieber geflogen, indeß er mußte dem ſich durchaus nicht übereilenden Chef folgen. Die Schwiſter ging dem Bruder entgegen. Da beide ſich lange nicht geſehen, bewillkommten ſie ſich herzlich; Dugdale ſah ſich verwundert nach Anna um, er glaubte von ihr begrüßt zu werden, doch war nirgends von ihr eine Spur zu ſehen. Mit Herzlichkeit bewillkommnete er die Mutter ſeiner Braut, man war in's Zimmer eingetreten, ſchon wollte er nach Anna fragen, als plötzlich ein paar weiche Hände ihm die Augen zudrückten. Er ſollte rathen, doch wie wäre es möglich geweſen, daß er nicht ſogleich die niedlichen Hände Anna's erkannt hätte? Es war jetzt Freude im Hauſe des Konſuls, und Alles bemühte ſich, den Gäſten die wenigen Tage, die ſie am Lande zubringen konnten, angenehm zu machen. Doch die Zeit eilt, und immer näher rückte die Stunde des Abſchieds.

Den Abend vor der Abreiſe ſaßen Anna und Dugdale traulich neben einander und unterhielten ſich von der Vergangenheit Freuden und Leiden, ſo wie die Zukunft mit lieblichen Bildern auszuſchmücken. — Anna, die an ihrem Vaterlande mit Begeiſterung hing, konnte es Dugdale bei aller Liebe, die ſie für ihn fühlte, nie vergeben, daß er England den Rücken gekehrt und zu den Ruſſen gezogen ſey.

Ueber dieſen Punkt hatte Dugdale ſchon öfter mit ſeiner lieblichen Braut im Zwiſt geſtanden. Auch heute machte ihm Anna Vorwürfe darüber und bat ihn, den Dienſt zu verlaſſen. „Denn das ſage ich Dir, lieber Williams, nach dem kalten Rußland, dahin gehe ich nimmer; mir wird immer Angſt, wenn ich dieſe wilden Menſchen hier ſehe, und dann erſt dort; nein, nicht wahr, Du verläßt den Dienſt und ziehſt mit mir nach Englands grünenden Wieſen?"

Die kleine Anna hatte ihrem Williams aus der Seele geſprochen; Niemand war des ruſſiſchen Dienſtes müder wie er, dennoch war er aufmerkſam und unermüdlich, und die Flotte Ihrer ruſſiſchen Majeſtät konnte nicht leicht einen thätigeren, tapfereren Lieutenant aufweiſen, als Williams Dugdale. — Er ſchlang ſeinen Arm um die Liebliche und drückte einen Kuß auf ihre Roſenlippen. „Wie ſollt ich Deinen Wünſchen nicht nachgeben," begann er darauf, „glaube mir, nie würde ich dieſen Dienſt aufgeſucht haben, hätte mich nicht gleichſam das Schickſal dazu gezwungen. Du weißt, ich war ein wilder Knabe, der manchen dummen Streich ausgeführt hat. Der Vater war wohl zu nachgiebig gegen mich. Früh trat ich ziemlich ſelbſtſtändig in's Leben. Ich war im älterlichen Hauſe eines glänzenden Lebens gewohnt; ohne daß ich es wußte, änderten ſich plötzlich die Verhältniſſe meiner Aeltern. Im Taumel lebte ich fort, befriedigte in ziemlich leichtſinniger Weiſe eine Menge von Bedürfniſſen, die ich vielleicht zu früh kennen gelernt hatte. Ich machte Schulden, mein guter Vater bezahlte, ſo viel er konnte, deckte mir jedoch plötzlich ſeine Lage auf. Da ſtand ich nun wie aus den Wolken gefallen, auf ein Mal einſehend, daß ich arm, gänzlich arm war. Es war hart. — Ich habe ein lebhaftes Temperament, meine Phantaſie, in immerwährender Thätigkeit, ließ mir nie Ruh noch Raſt, ſo kam es, daß ich leichtſinnig dahin lebte, mich eigentlich mit meinem wirklichen Leben nicht beſchäftigte. Immer verwickelter wurden daher meine Verhältniſſe; endlich ſchränkte ich mich ein, aber vielleicht zu ſpät, ich vermochte nicht mit dem Wenigen, was ich hatte, auszukommen, und meine Lage ward eine ſehr unangenehme. Die Welt ärgerte mich, die meiſten Menſchen legten einen falſchen Maßſtab an meine Handlungsweiſe, Niemand gab ſich die Mühe zu erforſchen, wie das Alles ſo gekommen, nur kalt und lieblos tadelte man mich. Eine Menge andere Thorheiten bürdete man dem armen Williams auf, bald ſollte er das, bald dies gethan haben. Ich kann's nicht läugnen, ich war damals wüthend auf jene Klatſchgeſellſchaften des alten Neſtes Whitecaſtle. Immer noch ſehe ich die alten Frau Baſen vor mir, wie ſie mit ihren ſtechenden Augen alle Diejenigen verfolgten, die das Unglück hatten, in ihre Nähe zu kommen. Das war ein Geplapper, wenn ſo mehrere dieſer Klatſchſchweſtern verſammelt waren, und ein Geklirre mit den Taſſen, daß man ſein eignes Wort nicht hören konnte. Alle dieſe Klatſch-, Kaffee- und Thee-Geſellſchaften ſollte man als gefährlich verbieten. Obſchon ich mich nun im Grunde mich weiter über die alten Schnatterlieſen nicht ärgerte, ſo bereiteten mir doch ihre oft völlig grundloſen Geſchichten, die ſie ſich erzählten, Kummer. Am Ende waren doch Einige, die thöricht genug waren, Geſchichten Glauben beizumeſſen, denen der Stempel der Lüge und Bosheit aufgeprägt war. — Es iſt kaum zu begreifen, wie es möglich iſt, wie Leute, die ſich einbilden, zu den gebildeten Ständen zu gehören, ſo unverſtändig über die Handlungen Anderer aburtheilen können, ohne ihre Entſchuldigungen anzuhören. Da werden Sachen verdreht, Zuſätze gemacht und die unbedeutendſte Kleinigkeit wird im Munde dieſer Verläumder eine abſcheuliche, nicht zu verzeihende Handlung. Griffen ſie in ihre eigene Bruſt, dächten ſie an ihre eigene Thaten, oder könnten ihnen dieſe jedesmal vorgehalten werden — die Läſterzungen ſchwiegen. Schon wenn man in die Nähe Whitecaſtle's kömmt, hört man ein dumpfes Gebrauſe, ich glaubte immer, es käme

Digitized by Google

vom dahinrauſchenden Waſſer her, dem iſt aber nicht ſo, es iſt das Geplapper der klatſchenden Kaffeeſchweſtern. Doch was hilft mein Aerger über ſie, gebeſſert werden ſie nicht, und daß man viel Worte über ſie verliert, ſind ſie nicht werth.

„Ach, ich durchlebte einſt trübe Stunden, oft war mir das Leben eine Laſt, ich ſehnte mich nach Ruhe im Grabe, glaubte meines Lebens Glück geſtört. Da lernte ich Dich, liebe Anna, kennen, immer Dich im Auge behaltend, handelte ich jetzt, und wenn ich Anfangs keine Ausſichten hatte, Dich zu beſitzen, ſo zweifelte ich doch nie an der Möglichkeit! — Deine gute Mutter verſtand mich, ſie traute mir auch Gutes zu. Ihr vertraute ich mich, und ſie nahm mir nicht alle Hoffnung. In einer vertrauten Stunde theilte ſie Deinem ſo hitzigen Vater ihre Pläne mit, er mußte damals gut geſtimmt ſeyn, er gab ſeine Einwilligung, jedoch wollte er ſehen, daß ich auch Vernünftiges zu leiſten im Stande wäre. Da lebte ich wieder neu auf, ich ſuchte Ruhm und Ehre, und unter Rußlands Fahnen hoffte ich dies zu finden. Jetzt haben ſich die Verhältniſſe glücklicher geſtaltet, und ſey feſt überzeugt, wenn dieſer Feldzug beendet, wenn ich lebend Dich wiederſehe, dann ſage ich gerne einem Dienſte Valet, der für mich nichts Reizendes mehr hat.“

Anna war ſelig dies zu hören, ein Kuß belohnte Williams, und froh ſchieden jetzt Beide.

Alle hatten den frohen, immer heitern Williams lieb gewonnen, und der alte Dyk war ſo recht trübe geſtimmt, als die Stunde des Abſchieds nahte. Sie kam heran, Elphingſton ſchied, die weinende Anna ermahnend, ſeinem Lieutenant das Herz nicht ſo ſchwer zu machen; „die Expedition iſt bald beendet,“ fügte er hinzu, „und dann hat Dugdale vielleicht das Glück, länger in Eurer Mitte zu wohnen, darum kurz, gebt Euch noch einen Kuß, und dann ſcheidet von einander, bis eine glückliche Stunde Euch wieder zuſammenführt.“ „Gott nehme Dich in ſeinen Schutz,“ ſprach der alte Dyk zu Dugdale, als dieſer endlich Abſchied von ſeiner untröſtlichen Anna genommen. Er drückte Williams die Hand und trennte ſich von denen, die jetzt dem Hafen zu eilten, und die ſeinem Herzen ſo nahe ſtanden.

Lange ſah Anna noch ihrem Willams nach, auch dieſer wandte ſich noch öfter, freundlich Derjenigen winkend, der ganz anzugehören ja das einzige Ziel ſeiner Wünſche war.

Als Anna ihren Williams nicht mehr ſehen konnte, brach ſie in Thränen aus, ſie fürchtete, den auf immer zu verlieren, der ihrem Herzen ſo theuer war. „Und wofür,“ fragte ſie ſich, „vielleicht fällt er im Dienſte eines Landes, das nicht ſein Vaterland, deſſen Wohl und Wehe ihm eigentlich gleichgültig ſeyn mußte.“ Doch ſo herbe auch augenblicklich der Schmerz über die Trennung war, ſo milderte er ſich doch bald, als ſie in der Erinnerung ſelig dahingebrachter Stunden ſich verlor, ſie ſah dieſe gleichſam in ihrem Innern leiſe zurückgekehrt, und nun gab ſie auch wieder der Hoffnung Raum, Den bald ganz zu beſitzen, den ſie ſo unbegränzt liebte.

Anna und ihre Aeltern führten ein glückliches Leben unter dem milden Himmel Italiens, dennoch ſehnten ſie ſich in die Heimath zurück; hiezu kam noch, daß der alte Dyk, der ſeine Launen hatte, ſich durchaus nicht mit den Italienern befreunden konnte. Die Familie wollte noch Rom beſuchen, dort einen längeren Aufenthalt nehmen, und dann mit Dugdale dem Vaterlande zueilen; um dies zu können, war der alte Dyk Willens, die Regierung um Enthebung von ſeinem Poſten zu bitten.

(Fortſetzung folgt.)

F. C. Schloſſer's Weltgeſchichte für das deutſche Volk.

(Frankfurt a. M. F. Varrentrapp's Verlag. (Ph. Krebs.)

Die deutſche Literatur hatte bis jetzt unter ihren populär gewordenen Werken zwei verſchiedene Bearbeitungen der Weltgeſchichte aufzuweiſen, nämlich die von Becker, welche ſpäter von Woltmann fortgeſetzt wurde und die von Rotteck. Beide Werke hatten ihre Vorzüge und fanden darum eine raſche und vielſeitige Anerkennung. Becker hatte in einer ſehr geeigneten Weiſe für die Jugend zu erzählen gewußt und Rotteck, tief ergriffen von der Erniedrigung des deutſchen Volkes zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft, ſuchte durch Wort und Schrift daſſelbe zu ermuthigen und zu heben. Daher ſeine glänzende Darſtellung, die redneriſche Berechnung und der Mangel an tiefer Auffaſſung des eigentlichen Charakters der verſchiedenen Zeiten und Nationen in Bezug auf ihr inneres geiſtiges Leben. Den Freunden der Geſchichte, welche ſich mit oberflächlichen Angaben nicht begnügen, ſondern das Entſtehen, die innere Entwickelung der Verhältniſſe und Zuſtände der Völker vorgeführt haben wollen, war mit dieſen beiden Werken nicht gedient; das beweiſ't vor Allem das Intereſſe, welches ſich vielfach kundgab, als ſich der gefeierte Schloſſer dazu verſtand, ſeine auf tiefem Quellenſtudium beruhende, faſt alle Zeiträume umfaſſende Forſchungen, welche meiſt nur für die Gelehrten beſtimmt und zu dieſem Endzweck auch herausgegeben waren, zum Gemeingut der deutſchen Nation zu machen, um die Aufklärung, welche für den wahren Fortſchritt nur die Geſchichte bietet, mehr und mehr zu verbreiten. Was Schloſſer in dieſem Gebiete des Wiſſens geleiſtet hat, wird ein zweiter Gelehrter ſchwerlich aufweiſen können; aber ſeine Reſultate beruhen nicht blos in dem weiten Umfange und der Gediegenheit ſeiner Forſchungen, ſondern auch in ſeinem Charakter. Er hat die Geſchichte nur ihrer ſelbſt wegen geliebt, durchforſcht und geſchrieben, nie um eines anderen Zweckes willen; daher dieſer Gehalt, ſeine Geradheit, dieſe in unſeren Tagen ſo ſelten gewordene Freimüthigkeit, die zuweilen an das Derbe ſtreift, und dieſe Sicherheit in ſeinem Urtheile. Nichts konnte ihn und kann ihn noch davon abbringen, was er als wahr erkannt, auszuſprechen; das Lob war ihm ſtets ſo gleichgültig als der Tadel; was ſo oft die Menſchen beſtimmt und manchen ſchweigſam macht, Titel und Ehren, haben ſeine Geſinnungen nicht geändert.

Von ſeiner „Weltgeſchichte für das deutſche Volk“, welche unter ſeiner ſorgſamen Ueberwachung ein achtbarer, durch ſeine Schriften bekannter Gelehrter, Dr. Kriegk, aus den früher erſchienenen größeren Werken des Verfaſſers zuſammenſtellt, iſt der 5. Band bereits erſchienen. Die vier erſten Bände behandeln das Alterthum ſo vortrefflich, daß man mit ihnen kein anderes Werk vergleichen kann. Ueberall ſieht man ſich unbemerkt in das geiſtige Leben der Alten hineingeführt, und denkt und handelt mit ihnen, und fühlt die Nothwendigkeit in jeder Veränderung ihrer politiſchen und ſittlichen Zuſtände. Sprächen nicht die Urtheile der großen deutſchen Philologen Wolf und Hermann, der geiſtreiche von Hammer-Purgſtall und Andere für die große Meiſterſchaft Schloſſers, die Klarheit und Umſicht, die harmoniſche Rundung, die ſtete Verbindung des innern und äußern Lebens, die gewaltige Beherrſchung des Stoffes, die lehrreichen Vergleichungen verſchiedener, oft ſehr entfernter Zeiten und Verhältniſſe und die Fülle trefflicher Gedanken würden ihm Anerkennung auch in den Augen des ungelehrten Publikums verſchaffen.

Der 5. Band behandelt die Anfänge des Mittelalters und die Zeit der Karolinger. Die Ausſtattung deſſelben durch die Verlagshandlung entſpricht ſeinem Inhalte; außerdem iſt es in jeder Beziehung das billigſte Geſchichtswerk, denn die vorliegenden 5 Bände, 168 Bogen, koſten nur fl. 7. 30 kr., der Bogen alſo noch nicht einmal 3 kr. **G.**

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Braunſchweig, 5. Okt. — Explodirende Baumwolle.) Vollkommen unabhängig von Schönbein und Böttger, auf eine Beobachtung von Pelouze fußend, die mein Lehrbuch der Chemie auf Seite 136 im erſten Bande enthält, iſt es mir gelungen, eine explodirende Baumwolle darzuſtellen, welche, nach den damit vorgenommenen Verſuchen, in der That ganz geeignet erſcheint, daß Schießpulver zu erſetzen. Um die Reſultate wichtiger Entdeckungen ſo ſchnell, als es zu wünſchen, auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit zu bringen, ſcheint es mir nothwendig, dieſelben ſofort der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit viele Andere ſich mit denſelben beſchäftigen können. Ich verſchmähe es deßhalb, die von mir gemachte höchſt intereſſante Entdeckung, deren Folgen im Augenblicke gar nicht abzuſehen ſind, zu verkaufen oder patentiren zu laſſen, und bringe ſie hiermit zur allgemeinen Benutzung des Publikums. Zur Darſtellung der exploſiven Baumwolle wird gewöhnliche, gut gereinigte Baumwolle ungefähr eine halbe Minute lang in höchſt concentrirte Salpeterſäure getaucht (die Säure, welche ich benutze, iſt durch Deſtillation von zehn Theilen getrockneten Salpeters und ſechs Theilen Vitriolöl bereitet), dann ſofort in oft zu erneuerndes Waſſer gebracht, um ſie darin von der anhängenden Säure völlig zu befreien, wobei Sorge zu tragen, daß die feſter zuſammenhängenden Theilchen gehörig entwirrt werden, und hierauf ſtark getrocknet. Das exploſive Präparat iſt dann fertig. Die Wirkungen deſſelben erregen Staunen bei Jedem, der ſie ſieht. Die kleinſte Menge deſſelben explodirt, wenn ſie auf einem Ambos mit dem Hammer geſchlagen wird, wie Knallqueckſilber; mit einem glimmenden Körper entzündet, brennt es wie Schießpulver ab; und im Gewehre leiſtet es, in weit kleinerer Gewichtsmenge, vollkommen Das, was Schießpulver leiſtet. Man wendet die exploſive Baumwolle genau ſo an, wie Schießpulver. Man macht aus derſelben einen Pfropf, ſtößt dieſen in den Lauf, ſetzt einen Papierpfropf und dann die Kugel auf. Die Exploſion des Zündhütchens bringt die Baumwolle zum Explodiren. Ohne Ausnahme ſind Alle, welche den von mir angeſtellten Verſuchen beigewohnt haben, auf das Vollſtändigſte befriedigt worden, kein Aber hat ſich hören laſſen. Das unten gegebene Zeugniß ausgezeichneter, mit dem Gewehre vertrauter Männer mag meine Ausſagen unterſtützen. Indem ich nun dieſe wichtige Entdeckung gleichzeitig Deutſchland, Frankreich, England, Rußland, Amerika, überhaupt der allgemeinſten Benutzung übergebe, wünſche ich, daß dieſelbe recht bald auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit gebracht werden möge, und hoffe ich vertrauungsvoll, daß die höchſten und hohen Souveraine und Regierungen geruhen werden, mir Das zu geben, was ich als Chemiker ein Aequivalent nennen will. Die geehrten Redaktionen inländiſcher und ausländiſcher Zeitſchriften werden mich durch Verbreitung dieſes Aufſatzes ſehr verpflichten. Braunſchweig, 5. Okt. 1846. Dr. Otto, Medicinal Aſſeſſor und Profeſſor der Chemie. Zeugniß: „Geſtern, am 4. Oktober, haben wir den erſten Verſuchen mit explodirender Baumwolle im hieſigen Laboratorio beigewohnt, heute von den vollkommen befriedigenden Reſultaten mit Schießgewehr und ſcharfer Ladung uns überzeugt. Braunſchweig, 5. Okt. 1846. Hartig, Dr., Forſtrath. A. v. Schwarzkoppen, Ober-Förſter."

In dem 11. Bande ſeiner Memoiren ſpricht Caſanova von dem als Schriftſteller und Staatsmanne ausgezeichneten Grafen Don Rodrigo Campomanes und bemerkt unter Anderm Folgendes: „Campemanes beſonders war es, der dem Grafen Aranda alle Data gegen die Jeſuiten zuſammengebracht und es dieſem möglich gemacht hatte, die ganze Sippſchaft an Einem Tage aus Spanien zu verjagen. Dieſer Campomanes ſchielte, der Graf Aranda ſchielte auch und der General der Jeſuiten gleichfalls; ich lachte bei Tiſche über den Krieg dieſer drei Schielenden gegen einander, von denen natürlich der Eine den beiden Andern hatte erliegen müſſen. — Er (Campomanes) war der Verfaſſer aller kleinen Druckſchriften, welche ſeit Kurzem gegen die Corporationen und Stiftungen erſchienen waren." — Campomanes, ſetzt Einſender dieſes hinzu, war einer der edelſten, gelehrteſten und patriotiſchſten Spanier, welche die neuere Geſchichte kennt. Wäre es ihm gelungen, die großen Ideen alle zu verwirklichen, welche der Zuſtand der ſpaniſchen Nation ihm einflößte, ſo würde ſein Vaterland auf eine vorher nie gekannte Höhe von Gewerbfleiß, Handel und Wohlſtand gelangt ſeyn. In ſeiner trefflichen Schrift: „Ueber die Einführung der bürgerlichen Induſtrie in Spanien", die auch in das Deutſche überſetzt wurde, lernen wir ihn als einen ausgezeichneten Mann kennen, der die Mängel und Gebrechen ſeines Vaterlandes gründlich kannte und ihnen durch praktiſche Vorſchläge abzuhelfen bemüht war. D.

Nach einem Schreiben aus London hat ein deutſcher Naturforſcher, Namens Getner, in der Bai von Neufundland zwei neue Arten mehlreicher Knollenpflanzen entdeckt, welche ſo viel zu verſprechen ſcheinen als die wilden Kartoffeln, die einſt von Sir Walter Raleigh von Virginien nach Europa gebracht wurden als erſte Exemplare der Frucht, welche jetzt ein faſt unentbehrliches Bedürfniß für unſern Continent geworden iſt, ſo daß ihr zweijähriges Mißrathen allwärts Beſorgniſſe verbreitet. Die neu aufgefundenen Knollenpflanzen ſind kleiner als unſere gewöhnlichen Kartoffeln, ſehen aber ſonſt ganz wie dieſe aus; das Innere iſt vollkommen weiß und ſoll den Geſchmack und Geruch unſerer Kartoffeln haben. Wir behalten uns auf morgen nähere Mittheilungen über dieſen hochwichtigen Fund vor.

(Breslau, 3. Okt.) Seit der Anweſenheit Sr. Maj. des Königs in der hieſigen Provinz haben die öffentlichen Blätter überall Zeugniß von den Beweiſen der Liebe und Anhänglichkeit gegeben, mit welchen Se. Majeſtät der König von allen Ständen, von allen Seiten begrüßt worden iſt. Um ſo mehr muß es empören, inmitten aller dieſer verehrenden Liebe und Anhänglichkeit ein Verbrechen begehen zu ſehen, zu deſſen Verübung ein wirklich bis auf's höchſte getriebener Grad der Frechheit gehört. Es iſt dies der in Zobten begangene Diebſtahl an einer Sr. Maj. dem Könige zugehörigen Uhr. Als nämlich am 27. v. M. Nachmittags Se. Maj. den hieſigen Ort verlaſſen und ſich nach Zobten begeben und den Berg beſtiegen hatte, wurde aus dem Leibwagen des Königs auf eine unbegreifliche Art eine goldene Uhr geſtohlen. Dieſelbe iſt eine goldne Cylinder-Repetir-Uhr, nicht in neuſter, flacher und dünner Form, ſondern ſchon etwas älterer Façon, ziemlich groß und ſtark, auf der Rückſeite gerippt oder guillochirt, mit einem ovalen Schilde, auf welchem ſich der Name: Fréderic Guillaume gravirt findet. Dieſer Namenszug iſt jedoch durch den langen Gebrauch ſchon ſehr verwiſcht. Das Zifferblatt iſt weiß, mit arabiſchen Ziffern; die Zeiger ſind von Gold. An der Uhr befand ſich eine goldne Kette, nicht ganz fein, aber auch nicht ſehr ſtark, mit rundem Schloß in Tonnenform. An derſelben Kette war ein gewöhnlicher meſſingner Uhrſchlüſſel befeſtigt. Die Uhr, ein Geſchenk der Stände von Neuenburg und Valendis, war, wie man vernimmt, Sr. Maj. dem König ſehr werth, und die Kette ein theures Familien-Andenken. Auf die Wiederbeſchaffung iſt eine Belohnung von zwanzig Friedrichsd'or ausgeſetzt.

(Bresl. Anz.)

In Paris baut man einen rieſenhaften Wintergarten, und er iſt beinahe vollendet. Das große Gewächshaus allein, das ganz aus Eiſen und Glas gebaut iſt, bedeckt einen Raum von 5000 Klaftern, und zweitauſend Perſonen können hier in aller Bequemlichkeit unter hunderttauſend Gewächſen promeniren, welche das Merkwürdigſte und Schönſte bieten, was das Pflanzenreich beſitzt.

Digitized by Google

Faſt alle bekannten Bühnendichter haben für die lebendigere Winterſaiſon Stücke vom Stapel gelaſſen oder doch ihr Erſcheinen in Ausſicht geſtellt. Von **Gutzkow** wird erwartet: „Uriel Acoſta“, von **Laube** ein Schauſpiel, das proviſoriſch den Titel: „Schwabenſtreiche“ führt; **Freitag** hat ſeine „Valentine“ vollendet und **Prutz** und **Hebbel** ſind mit neuen Produktionen angeſagt. An Fabrikarbeit wird auch kein Mangel ſeyn. Die **Birch** hat ein **militairiſches** Drama in vier Akten vollendet: „Graf von Waltron“ betitelt, **Töpfer** aus dem Romane: „Heinrich Burckhard“ der Frau Thereſe von Bacheracht „eine vornehme Dame“ zugeſchnitten und **Räder** eine Poſſe: „Graf Buckskin“ zuſammengeflickt.

Korreſpondenz.

Kapellen, 4. Oct.

Unter den Kleinoden unſerer Burg Stolzenfels ſind jüngſt wieder mehrere Krüge, Humpen und Kannen, einige von rieſiger Geſtalt, aufgeſtellt worden, welche im Auftrage des königlichen Beſitzers in Mettlach in den Töpfereien von Villeroy und Boch verfertigt worden. Die Modelle zu dieſen Gefäßen ſind von den erſten deutſchen Bildhauern im gothiſchen Style entworfen; die Arbeit iſt ſo ſchön, daß ſie, wenn ſie die der beſten mittelalterlichen Arbeiten nicht übertrifft, doch denſelben wohl gleich kommt und zeigt, daß der nationale Geſchmack doch im Leben wohl durchdringen wird, indem er auch nun in den untergeordneten Kunſtrichtungen vorwaltet und hier das Verbildete und Gemeine zu verdrängen beginnt.

Bensberg, 3. Oct.

Unſer Männergeſangverein feierte in verwichener Woche ein großes Feſt, indem er den als rüſtigen Volksvorkämpfer bekannten Schulmann A. **Gladbach** als Mitglied aufnahm und demſelben eine feierliche Einführung bereitete, eine Auszeichnung, welche in unſerem ganzen Kreiſe, im ganzen Regierungsbezirke allgemein gebilligt wird.

Braubach, 4. Oct.

Seit geſtern hat die **Weinleſe** hier, wie drüben im Preußiſchen, begonnen und iſt dieſesmal in jeder Hinſicht eine heitere und fröhliche zu nennen, indem ſie die Mühen und Sorgen der Winzer in reichem Maße belohnt und dieſes Jahr einen Wein liefert, welcher vortrefflicher als der elfer Jahrgang werden dürfte. Auch wird die Füße des Weines von den Winzern geprieſen, indem die letzten Regentage den Saft außerordentlich gemehrt haben.

Mainz, 8. Oct.

In der verfloſſenen Woche gewann unſer Theater einigen Reiz durch die **optiſchen Lichtbilder**, welche Hr. Prof. J. **Boſch** aus Wien auf demſelben darſtellte. Er hat im Ganzen drei Vorſtellungen gegeben, und wird heute auf beſonderes Verlangen ſeine Bilder noch einmal produziren. Dieſelben zeichnen ſich, ſowohl was die Landſchaften, als auch die architektoniſchen Darſtellungen betrifft, durch Naturwahrheit und eine treue, bis in's Kleinſte gehende Durchführung aus und bieten einen Genuß, der mit dem Angenehmen zugleich auch das Belehrende verbindet. Wie wir hören, wird Hr. **Boſch** auch Ihre Stadt beſuchen, und Sie werden demnach Gelegenheit haben, ſich ſelbſt von der Vortrefflichkeit ſeiner Leiſtungen zu überzeugen. — Ueber unſer Theater läßt ſich im Augenblick nur ſo viel ſagen, daß es dem Direktor noch nicht gelingen wollte, mit den Leiſtungen der neuengagirten Bühnenmitglieder den Beifall des Publikums zu ernten. Der Abſtand zwiſchen den jetzigen Darſtellungen und denen des vorigen Jahres (ſowohl in der Oper, wie im Schauſpiel) iſt ſo groß, daß man beim beſten Willen nicht darüber ſprechen kann, ohne in die unangenehmſten Perſönlichkeiten zu verfallen.

Wiesbaden, Ende Sept.

Erlauben Sie mir, den in Ihrem geehrten Blatte erſchienenen Berichten über unſere erſte Gewerbausſtellung noch einen hinzuzufügen, der ſich nur auf Thatſachen ſtützt und Lob oder Tadel Andern überläßt. — Betrachten wir die Ausſtellung nur als eine Verkaufshalle, ſo ergibt ſich, daß unſeren Gewerben unmittelbar, theils durch die Ankäufe während der 40 Tage, theils durch die Verlooſung, die runde Summe von 9000 fl. zugefloſſen iſt. Weit größer und folgenreicher iſt übrigens der unmittelbare Nutzen, einestheils in Hinſicht der größeren Achtung, welche unſere Gewerbe im In- und Auslande erlangt haben, anderntheils in Hinſicht der erfreulichen Beſtellungen, die direct bei den Fabrikanten gemacht worden. So z. B. an Möbeln aus Wiesbaden für Holland und England, an ſteinernen Brunnenröhren bei Gebrüder Knödgen zu Höhr, aus Montabaur nach Amſterdam und zwar auf die große Wegſtrecke von 24 Stunden; an Uſinger Wollenwaaren ꝛc. nach Köln und der Schweiz. Da haben wir das Ziel, nach dem wir ſo lange ſtrebten und die Vermittlung zwiſchen dem Producenten im Hinterlande und dem Großhandel theils durch die jährlichen Ausſtellungen, theils durch die das ganze Jahr hindurch geöffnete Induſtriehalle in der Colonnade dahier. Wiesbaden iſt beſucht von Fremden aller Art und iſt alſo der geeignetſte Ort für dieſe Vermittlung, der ſich denken läßt; aber wer kommt in das Hinterland? Wir haben erreicht, wornach wir ſeit Jahren geſtrebt; wir ſehen die glückliche Zeit herannahen, wo in armen Theilen unſeres Landes der Hunger keine armen Kinder und die Arbeitsloſigkeit nicht mehr Schaaren von Männern und Weibern zur Schande Deutſchlands in die Fremde treibt.

Frankfurt a. M.

Wer in unſerer Stadt ein Konzert zu beſuchen gedenkt, der hat nicht zu beſorgen, wegen eines Platzes in Verlegenheit zu gerathen; denn hier geht es ſtiller und friedlicher zu als bei dem Gaſtſpiele einer Lind. Von finanziellen Vortheilen der Konzertgeber iſt kaum die Rede mehr und es würden die Konzerte ganz aufhören, wenn es den Virtuoſen nicht Bedürfniß wäre, ihre Namen und ihre Leiſtungen von Zeit zu Zeit in's Gedächtniß des Publikums zurückzurufen. Auch bedürfen ſie mitunter der wohlthuenden Sonne des Beifalls, um zu weiterem Streben ermuntert und einigermaßen für die Entbehrung anderer Anerkennung entſchädigt zu werden. Das Konzert des Hrn. und der Mad. **Szepanowski** war im Verhältniß zu andern gut beſucht. Das ausgezeichnete Guitarreſpiel des Hrn. Szepanowski iſt in dieſen Blättern ſchon früher beſprochen worden und wurde auch heute ſehr beifällig aufgenommen. Neu und anziehend für die Kunſtfreunde war eine Compoſition (Duo für Clavier und Violoncelle) des Hrn. **Aguilar**. Dieſer ausgezeichnete Pianiſt und Tonſetzer, ein Schüler von Schnyder von Wartenſee, verfolgt in ſeinen Compoſitionen eine ernſte Kunſtrichtung und ſeine Arbeiten tragen nicht nur das Gepräge eines ſelbſtſtändigen Talentes, ſondern auch gründlicher Studien. Dies gilt beſonders von dem hier genannten Duo, welches ſich durch gediegene Haltung, gefälligen Melodienfluß und geſchmackvolle Behandlung der Details auszeichnet. Auch Hr. **Eliaſon** trug eine neue Compoſition (Air varié pour Violon) vor, welche den beſten Arbeiten deſſelben beizuzählen iſt und gleich der des Hrn. Aguilar die gewöhnliche Oberflächlichkeit vermeidet und den höheren Anforderungen der Konzert-Compoſition ſich anſchließt. Beide Künſtler hatten ſich des einſtimmigſten Beifalles zu erfreuen und bewährten ihren bereits wohlbegründeten Ruf, wobei der Wunſch geäußert wurde, die genannten neuen Compoſitionen demnächſt wiederholt zu ſehen. — Hr. Ed. **Reiendain**, welcher unlängſt in dem Konzerte von Demunk in dem großen Trio von Beethoven (D dur) ſo ausgezeichnet mitgewirkt hatte, accompagnirte auch heute die Compoſition von Eliaſon auf eine eben ſo geſchmackvolle, als präciſe und ausdrucksvolle Weiſe.

Berichtigungen.

In der geſtrigen Didaskalia, Sp. 8, Zeile 11 ſtatt „Bedeutung“ l. **Bedeutung** und ſtatt „und wie“ **und nur**. — Z. 15 ſtatt „Betrachtung“ l. **Beobachtung**. — Z. 7 von unten ſtatt „dabei aber erinnerte“ l. **Dabei erinnerte er aber**.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 10. Oct. (Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt und unter gütiger Mitwirkung der Fräul. **Jenny Lind**, königl. ſchwediſche Hofopernſängerin): **Marie**, oder: Die Regimentstochter, komiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Donizetti. Marie: Fräul. **Jenny Lind**. Im zweiten Act: **Schwediſche Lieder**, geſungen von Fräul. **Jenny Lind**. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreiſen.

Sonntag, 11. Oct. **Die Musketiere der Königin**, romantiſche Oper in 3 Abth., nach dem Franzöſiſchen des St. Georges, von C. Goßmick, Muſik von Halevy.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von **Heller und Rohm**.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 282. Montag, den 12. October 1846.

Prinzeß Tarakanoff.

Eine Erzählung, nach franzöſiſchen Memoiren bearbeitet von Hans von S.........

(Fortſetzung.)

VII.

Michael Polſchinsky hatte Rom verlaſſen und war in ſein Vaterland zurückgekehrt. Radziwill's Dankbarkeit hatte ihn reich belohnt, auch hatte er durch den Einfluß dieſes Fürſten einen einträglichen Poſten erhalten.

Polens Lage ward immer verwickelter, und die Polen hatten wohl Urſache, ſich dem herbſten Schmerz über dieſe unglücklichen Verhältniſſe hinzugeben.

Radziwill's Güter waren eingezogen worden, im Allgemeinen erklärte man ſich dies dadurch, daß er bei der Konföderation von Bar betheiligt war. Doch Michael ahnte eine noch nähere Urſache des Benehmens Rußlands gegen ſeinen Beſchützer. Er vermuthete nicht ohne bange Beſorgniß, daß Kathinka mit die Urſache ſey. Wie erſtaunte er aber, als er nach längerer Zeit hörte, daß der Fürſt ſeine Güter wieder erhalten, ſo wie daß er auf der Reiſe nach Polen begriffen ſey.

In der That kam der Fürſt kurz darnach in Polen an, ohne Kathinka, und Michael nahm ſich nun vor, nach Rom in die Arme ſeiner heißgeliebten und nun verlaſſenen Kathinka zu eilen.

Zu all' dem Unglück, von welchem damals Polen heimgeſucht wurde, kam noch, daß die Peſt namentlich an den Gränzen wüthete. Dies gebrauchte man denn als Vorwand, um Armeen in diejenigen Provinzen zu legen, die den betreffenden Monarchen am vortheilhafteſten gelegen waren. Von Joſeph II glaubte man damals, er würde der Konföderation von Bar zu Hülfe kommen, er verband ihn auch wirklich ſein letzter Vertrag, ſich mit den Türken gegen die Ruſſen zu vereinigen; doch war ſein Plan ganz von dieſem verſchieden.

Die fremden Armeen verbreiteten ſich nach und nach über ganz Polen, und agirten gemeinſchaftlich gegen die Konföderirten, welche ſich bald zerſtreuten. Der größte Theil ging nach Hauſe, und die Uebrigen gingen, um fremden Nationen ihr Leid zu klagen.

Nun waren die Augen Europa's auf Polen gerichtet, deſſen Unabhängigkeit durch die Verträge zwiſchen den drei Mächten geſichert war.

Man fragte beſtändig nach dem Gegenſtand der Unterhandlungen, die dieſe drei Mächte unausgeſetzt beſchäftigten.

Der kaiſerlich öſterreichiſche Geſandte war der erſte, der dem König von Polen und dem Senat den Petersburger Vertrag bekannt machte, der ruſſiſche und preußiſche Geſandte übergab faſt zu gleicher Zeit die dahin gehörigen Erklärungen. Die des ruſſiſchen Geſandten zeichnet ſich namentlich durch eine ſehr gerade, wohlmeinende Sprache aus, und es dürfte nicht unintereſſant ſeyn, dieſe hier in wortgetreuer Ueberſetzung folgen zu laſſen:

„Die benachbarten Mächte Polens ſind ſo oft in die Unruhen verwickelt worden, die durch Erledigungen des polniſchen Königsthrons zu entſtehen pflegten, daß ſie ſich in dieſer Hinſicht genöthigt geſehen haben, ſich der Angelegenheiten des Staates ernſtlich anzunehmen, als durch den Tod König Auguſt's III. der Thron abermals erledigt wurde. — Aus dieſem Grund, und um den traurigen Folgen der Zwiſtigkeiten vorzubeugen, die dieſe letztere Thronerledigung veranlaſſen könnte, iſt der Petersburger Hof bemüht geweſen, die Geſinnungen der Nation zu Gunſten eines Thronbewerbers zu vereinigen, der des Throns ſo würdig, als für ſeine Nation, und die benachbarten Mächte annehmlich ſchien. Zugleich hat ſich auch gedachter Hof bemüht, mehrere Mißbräuche, die ſich in die Verfaſſung dieſes Reichs eingeſchlichen hatten, abzuſtellen. — Der Berliner Hof hat die Maßregeln ſeiner Alliirten unterſtützt, und der Wiener Hof, der ſeinerſeits an dem Erfolg ſo lobenswürdiger Endzwecke ebenfalls Theil zu nehmen beſchloſſen hatte, hat, um der Gefahr auszuweichen, durch ſeine Einmiſchung in die innern Angelegenheiten Polens vielleicht nur noch die Verwirrung zu vermehren, für dienlich erachtet, die Neutralität zu ergreifen, und dieſes nicht nur in Hinſicht auf Polen, ſondern auch in Hinſicht auf den Krieg zwiſchen Rußland und der ottomaniſchen Pforte, den jenes zur Folge hatte.

Von dieſen getroffenen Maßregeln hat man mit Wohlgefallen, als Folgen, die freie und geſetzmäßige Wahl des gegenwärtig regierenden Königs Stanislaus Auguſt, und mehrere andere nützliche Veranſtaltungen bemerkt. Alles ſchien Polen und ſeinen Nachbarn eine dauerhafte Ruhe zu verkündigen. Allein eben als man von der Lage der Dinge mit Recht Alles zu hoffen Urſache hatte, zerſtörte unglücklicher Weiſe der Geiſt der Zwietracht, der ſich eines Theils der Nation bemächtigte, alle dieſe Hoffnungen in einem Augenblicke, die Bürger griffen gegen einander zu den Waffen. Parteiſüchtige uſurpirten die geſetzliche Macht. Sie mißbrauchten ſie, den Geſetzen, der guten Ordnung und der öffentlichen Sicherheit zum Trotz. — Gerechtigkeitspflege, Polizei, Handel, Ackerbau, alles wurde vernichtet. Schon bemerkten die benachbarten Mächte in den an Polen gränzenden Gegenden die traurigen Folgen dieſer Ereigniſſe. Sie ſahen ſich ſchon ſeit langem zu den koſtſpieligſten Vorkehrungen genöthigt, um nur die Ruhe in ihren eigenen Gränzen zu ſichern, und der Gefahr ausgeſetzt, die Freundſchaft und das gute Vernehmen, das bisher unter ihnen beſtand, geſtört zu ſehen. — Nichts iſt demnach dringend nothwendiger, als ſchnelle Hülfe gegen ſo viele Uebel, deren traurige Rückwirkung die Staaten ſchon jetzt empfinden.

Digitized by Google

So viele Gründe vom größten Gewicht verſtatten Sr. königl. Majeſtät, dem Könige von Preußen, Ihro Majeſtät der Kaiſerin Königin von Ungarn und Böhmen, und Ihro kaiſerliche Majeſtät, Selbſtherrſcherin aller Reuſſen, nicht länger anzuſtehen, in einer ſo bedenklichen Lage einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen. — Dieſe Mächte haben unter ſich beſchloſſen, ohne Zeitverluſt gemeinſchaftlich dahin zu arbeiten, die Ruhe und gute Ordnung in Polen wieder herzuſtellen, und die alte Verfaſſung dieſes Staates, nebſt den Freiheiten der Nation dauerhaft zu gründen.

Allein indem ſie jetzt die Auflöſung dieſes Reichs, vermöge der unter ihnen gegenwärtig beſtehenden Freundſchaft und guten Vernehmens zu verhindern ſuchen, wobei ſie nicht mit Recht auf einen gleichen Erfolg rechnen können, können ſie die gerechten Anſprüche, die ſie auf mehrere Beſitzungen der Republik zu machen haben, unmöglich der ungewiſſen Entſcheidung des Zufalls überlaſſen. Sie haben deßhalb unter ſich beſchloſſen und feſtgeſetzt, ihre alten Rechte und gegründeten Anſprüche zu gleicher Zeit geltend zu machen, welche jede derſelben zu ſeiner Zeit gehörigen Orts darzuthun bereit ſeyn wird.

Es werden demnach, nachdem ſich Se. Majeſtät der König von Preußen, Ihro Majeſtät die Kaiſerin Königin von Ungarn und Böhmen, und Ihro kaiſerl. Majeſtät, Selbſtherrſcherin aller Reuſſen, ihre Anſprüche gegenſeitig mitgetheilt, und darüber vereinigt haben, gedachte Mächte auf eine Ausgleichung Bedacht nehmen, die dieſen Anſprüchen angemeſſen ſeyn wird, und ſich deßhalb in wirklichen Beſitz derjenigen Provinzen Polens ſetzen, die am geſchickteſten ſeyn werden, künftighin unter ihnen eine mehr natürliche und ſichere Gränze zu beſtimmen.

Jede der drei genannten Mächte behält ſich vor, einen Theilungsvergleich zu arrangiren, wodurch Ihre Majeſtäten auf alle Rechte, Anſprüche und Forderungen Verzicht leiſten, welche außer dieſen noch auf die Beſitzungen und Unterthanen der Republik gethan werden könnten.

Warſchau, den 2. September 1772.

Unterzeichnet: Stackelberg."

Die über dieſe Handlungsweiſe aufgebrachten Polen ſchrieen über Ungerechtigkeit, und verlangten von den Mächten, die den Olivaer Vertrag garantirt hatten, ſich in's Mittel zu ſchlagen. Durch dieſen Vertrag nämlich wurde die Integrität Polens geſichert, und man betrachtete ihn lange Zeit als die Magnacharta des Nordens. Einige Mächte widerſetzten ſich, dies blieb jedoch fruchtlos, und die theilenden Mächte verlangten durch einen Reichstag die feierliche Abtretung der Provinzen! Mehrere Mitglieder machten, nachdem der Beitritt zu den Theilungs-Verträgen entſchieden war, dem König bittere Vorwürfe über das Unglück ihres Vaterlands, die dieſer anfänglich mit Sanftmuth beantwortete. Doch bald ſah er, daß ſeine Güte ſie nur noch kühner und ungerechter mache. In der Aufwallung des Zorns ſtand er auf, warf ſeinen Hut auf den Boden und ſagte ziemlich ſtolz:

„Meine Herren, ich bin müde, Sie länger anzuhören. Die Theilung unſeres unglücklichen Vaterlandes iſt die Folge Ihres Ehrgeizes, Ihrer Uneinigkeiten, Ihres innerlichen Zwiſtes. Ihr Unglück haben Sie einzig nur ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Und wenn ich nicht mehr Land behalte, als dieſer Hut bedecken kann, ſo bleibe ich doch in den Augen Europa's Ihr rechtmäßiger, obſchon unglücklicher König."

Dieſer unglückliche König konnte es nicht hindern, daß die ohnehin mißliche Regierungsform Polens noch gefährlicher gemacht wurde, und Rußlands Geſandter, der überaus ſchlaue Steckelberg, wußte es durch allerlei Maßregeln auch dahin zu bringen, daß die neue Regierungsform, deren Urheber die drei Mächte waren, trotz ihrer Mängel, von den Polen angenommen wurde. Einige dieſer Artikel mögen hier kurz folgen:

1) Polen bleibt auf ewige Zeiten ein Wahlreich, und alle Erbfolge für immer unerlaubt.

2) Da Ausländer, die ſich um den Thron bewerben, ſehr oft zu Zwieſpalt und Unruhe Veranlaſſung gegeben haben, ſo ſollen ſie in Zukunft gänzlich davon ausgeſchloſſen ſeyn. Es wird hiermit als Grundgeſetz feſtgeſtellt, daß nur ein geborner Pole vom Adel zum König von Polen gewählt werden dürfe.

3) Die Regierungsform Polens iſt und bleibt auf ewige Zeiten frei, unabhängig und republikaniſch! u. ſ. w.

Durch dieſes Geſetz blieb das ſächſiſche Haus und andere auswärtige Fürſten, die die Integrität des noch übrigen Stückes von Polen hätten erhalten können, vom polniſchen Throne ausgeſchloſſen. Das liberum veto nebſt andern gefährlichen Privilegien des Adels wurde dadurch wieder hergeſtellt, und folglich erhielten auch die unaufhörlichen Unordnungen wieder ihren freien Lauf.

Polſchinsky, auch aufgebracht über die Art und Weiſe, wie man mit ſeinem Vaterlande umging, verließ, ſchon nachdem die Erklärungen der drei Mächte in Betreff der Theilung Polens bekannt wurde, jetzt um ſo lieber ſein Vaterland, ſetzte ſein Vermögen in Papiere um und ging dem Süden zu.

(Fortſetzung folgt.)

Eine engliſche Jagdpartie.

Man lieſt in dem Berliner Magazin für die Lit. d. Ausl. nachſtehendes: Herr Viardot, der Gemahl der jetzt wieder in unſerer Mitte weilenden Madame Viardot-Garcia, der uns durch ſeine Jagd-Kunſtreiſen in den verſchiedenen Ländern Europa's ſchon öfter unterhalten hat, giebt uns neuerdings wieder einen Bericht über eine ſolche Partie, und zwar in England. Da denkt man nun natürlich bald an die großen famoſen Fox-huntings, wo die Noblemen einer Geſellſchaft mit Hunderten von Roſſen und Meuten im raſenden steeple-chase über Hecken, Gräben und Flüſſe hinweg galoppiren, um günſtigen Falles ein Füchslein zu forciren, ſchlimmen Falles aber ſo und ſo viel edle Roſſe und ſelbſt Menſchenleben auf dem Platze zu laſſen — aber nein! diesmal nichts hiervon. — Herr Viardot iſt nicht ſo glücklich, uns eine ſolche wilde verwegene Jagd ſchildern zu können; — dafür giebt er uns eine Beſchreibung eines höchſt zahmen und ungefährlichen Vergnügens, das man in dieſem Lande der ſchroffen Gegenſätze ebenfalls mit dem Namen „Jagd" beehrt hat und deſſen Theilnehmer zu ſeyn, für einen leidenſchaftlichen franzöſiſchen Waidmann keine leichte Prüfung war. Indeß hatte Herr Viardot ſchon früher zur Vorbreitung manches engliſche Geduldprößchen zu beſtehen gehabt. Schon der Anblick der Landſchaften, welche ſich auf ſeiner Eiſenbahnfahrt durch den größten Theil Englands vor ſeinen Blicken entwickelten, machte den Anfang dazu. Sonderbar — denn wer hätte nicht des ſchönen Albions grüne Fluren rühmen hören? In der That, geſteht auch unſer Jäger, gibt es kaum etwas Angenehmeres, als den erſten Eindruck dieſes friſchen dunkeln Blaugrüns, das ſich in langen Teppichen am Boden hingießt oder in endloſen Alleen in den Horizont verliert. Allein — England hat wenig Wald, weil es ſeine rieſigen Steinkohlenwälder unter der Erde hat; es hat ferner mehr Weiden als Getraidefelder, weil ſeine Bewohner mehr Fleiſch als Brod eſſen; daher immer nur Wieſen und Hecken und wieder Wieſen, und immer ein welliger Hügelboden, der weder Ebene noch Gebirge iſt, und immer wieder Schaaf- und Rinderheerden, dieſelben Gruppen, dieſelben Farben; — dies wird endlich eintönig, langweilig, ſelbſt traurig! — Nicht beſſer ging es ihm im häuslichen Leben der Engländer; die gaſtfreundliche Aufnahme, die er auf dem Landgute des Grafen Hereford fand, vermochte nicht die tödliche Langweile zu mildern, die das engliſche Familienleben in ſeiner ſtrengen geſetzmäßigen Gleichförmigkeit bei ihm hervorbrachte. So gewiſſenhaft der Engländer ſich dieſer ſelbſt unterwirft, eben ſo unnachſichtig verlangt er ihre Befolgung auch vom fremden Gaſte. Herr Viardot

Digitized by Google

z. B. genießt keinen Thee zum Frühſtück; das Erſtaunen darüber iſt ſo groß, daß man ganz vergißt, ihm etwas Anderes an deſſen Stelle anzubieten. Dafür erſcheinen wieder die jungen Damen des Hauſes bei ſchneidendem Herbſtwetter im weißen Ballkoſtüm bei der Mittagstafel, ungeachtet ihre froſtblauen und von der Gänſehaut bedeckten Arme verrathen, was ſie bei dieſer leichten Kleidung zu leiden haben; und dieſe tragen ſie nicht etwa blos ihren Gäſten zu Ehren — nein, alle Tage, auch wenn ihr Vater allein zu Hauſe wäre — denn ſo iſt es einmal Sitte! Bei Tiſche dann ſtets die beſtimmte Ordnung der Plätze, der Schüſſeln, der Reihenfolge; dann zu beſtimmten Stunden beſtimmte Promenaden in beſtimmten Alleen, in einem beſtimmten langſamen Schritte — man denkt unwillkürlich an friſche Luft ſchöpfende Sträflinge! Kurz — ruft unſer verzweifelter Franzoſe — ganz England mit ſeiner aſcetiſchen Unterwürfigkeit unter das Geſetz des Herkommens iſt nichts als ein weites Kloſter, jedes Haus darin eine Zelle, wo man unabänderlich zu denſelben Stunden dieſelben Dinge in derſelben Weiſe thut — ja, nicht genug! denn es geſchieht nicht blos von den Ordensbrüdern ſelbſt, wie in Klöſtern, ſondern auch jeder Fremde, der Englands Boden betritt, muß nolens volens das Ordensgelübde ablegen. Unkenntniß der Sitte entſchuldigt dort nicht; wollte Jemand ſich einfallen laſſen, hutabnehmend auf der Straße zu grüßen oder bei Tafel ſeine Fiſche mit dem Meſſer zu berühren: er wäre ein ungebildeter Menſch, ein ungeſchliffener Bauer!

Endlich kam zum Glücke der erſehnte Tag der Jagderöffnung, in England der 1. September. O Tag der Freiheit! „Ich dachte," erzählt Herr Viardot, „mindeſtens mit Tagesanbruch aufzubrechen und mit der vollen Nacht erſt wiederzukommen. Die Sitte aber wollte es anders — wir mußten erſt mit den Damen den Thee nehmen, zur gewöhnlichen Zeit des Diners aber ſchon wieder zurück ſeyn und im ſchwarzen Frack und weißer Cravatte bei Tafel erſcheinen. Da blieb denn für die ganze Jagdpartie, mit Einſchluß zweier Toiletten, gerade nur die Zeit zwiſchen einer Mahlzeit und der anderen übrig. Endlich brachen wir, unſer vier Jäger, gegen Mittag auf, mit einem einzigen an der Leine gehaltenen Wachtelhunde, aber ein „Pointer", wie ich ihn in meinem ganzen Jägerleben nicht geſehen, ein Wunder an Schönheit und Dreſſur! Nun ſind in England, wie bekannt, die meiſten Fluren in ſo und ſo viele kleine, wohlumzäunte Gehege abgetheilt, um auf dieſe Weiſe Hüter für die Pferde, Schaafe, Rinder ꝛc. zu erſparen. Da kann man natürlich nicht wie in unſeren freien offenen Ebenen jagen, wo man ſchlimmſten Falls einmal durch eine Dornenhecke mit Gefahr der Kleider und der Haut durchzubrechen hat; das wäre dort unſchicklich! Dort geht es folgendermaßen zu: Wir gingen erſt, die Hände in den Taſchen, über Politik, Literatur, Agrikultur-Vereine ꝛc. plaudernd, die ſchmalen wohlgehaltenen Zaunwege entlang. An einer Barrière angelangt, die man mit dem Schlüſſel öffnen mußte, ließ man den Pedro allein in das Gehege hinein, der es mit wunderbarer Geſchicklichkeit durchſpürte; kehrte er unverrichteter Sache, wie Noah's Taube, zurück, ſo wurde ein anderes Gehege geöffnet; immer aber nur ſolche, von denen die Frucht ſchon eingebracht war (was am 1. September beiläufig bei wenigen der Fall war) und wo es dann natürlich auch am wenigſten Wild gab. Traf ſich endlich ein Flug Hühner, ſo witterte ſie der wackere Pedro ſchon auf 30 Schritte weit und machte Halt — wir traten darauf langſam, bedächtig, Einer nach dem Anderen ins Gehege ſtellten uns in gleicher Entfernung in Linie auf und ſchritten auf das Wild zu. Beim erſten Flügelſchlag eines Rebhuhn, beim erſten Schuſſe wirft ſich Pedro platt auf den Boden — denn apportiren hieße die übrigen Vögel verſcheuchen und wäre in England ein großer Fehler bei einem Hunde. Die anderen Jäger aber ſtehen nach dem Schuſſe wie vom Donner gerührt, feſt angewurzelt an ihrem Platze und rühren ſich nicht, bis der Andere wieder in aller Gemächlichkeit, wie bei einer Charge au douze temps im preußiſchen Exercitium, ſeine Gewehr geladen hat. Dann ging es wieder gemeſſenen Schritts in Linie vorwärts, bis der ganze Flug zerſtreut war. Ich meinerſeits ſah zu und verſtand nichts von dieſem ſo ruhigen, disziplinariſchen Vergnügen. Und ſo ging es drei ſterbenslange Stunden hindurch. Man denke ſich, die Stunden der Jagd, für mich, ſterbenslang, und dies am Tage der Eröffnung!

„Endlich kamen wir an ein freies offenes Saatfeld, ohne Hecken und Gräben; ich athmete auf, wie ein Vogel, der aus dem Käfig kommt. Aber ach! bittere Täuſchung! Zuerſt wurde mein Liebling Pedro fortgeſchickt und durch einen anderen Hund erſetzt, der für die Jagd im Freien abgerichtet war. Und nun ging es wieder in geregelter Schlachtordnung, im Prozeſſionsſchritt vorwärts; bei jedem Schuſſe jedes Einzelnen wurde Halt gemacht u. ſ. w. Da ſuchte ich mich denn endlich durch einige geſchickte Manöver ans Ende der Linie zu bringen, entfernte mich mehr und mehr von meinem Nachbar, wie ein Komet aus dem Planetenſyſtem, worin ich wider meinen Willen graviren ſollte, und — ich war frei! frei! Gott ſey Dank! — Jetzt blicke ich um mich, um ſo bald als möglich von meiner Freiheit Gebrauch zu machen, erſpähe ein großes Bohnenfeld mitten unter den Stoppeln, ſtürze raſch darauf zu und — huſch! da fliegt ein großer Faſan unter meinen Füßen auf und entfaltet ſein goldenes Gefieder an der Sonne — ich lege an, ziele, drücke — No! ſchreit da plötzlich eine grobe Stimme in mein Ohr, während eine derbe Hand meinen Arm faßt — ich drehe mich nach der unhöflichen Miene um, die mich ſo ungelegen geſtochen — und erblicke den Jagdhüter meines Gaſtfreundes, den er augenſcheinlich abgeſchickt hatte, um den Deſerteur einzuholen. Da er ſich indeß in reſpektabler Entfernung hielt, ſo faßte ich mich bald wieder und ſetzte meinen Weg fort — kaum war ich aber im Begriff, auf einen zweiten Hahn anzulegen, als ein zweites No! ertönte, und zwar bei aller Hochachtung mit ſo viel Ruhe und Gemeſſenheit, daß ich erkannte, er handle im direkten höheren Auftrage. Ich ließ alſo meinen Kopf voll Ergebung hängen, entlud mein Gewehr und kehrte zur Geſellſchaft zurück, um die Urſache dieſes conſtitutionellen Veto zu vernehmen: „Am 1. September", hieß es, „ſchießen wir nur Rebhühner, am 1. Oktober Faſanen, am 1. November Haaſen — ſo iſt es Sitte!"

So berauben ſich die Engländer, um ihre Rangſcheidungen von den Menſchen auch auf die Thiere des Feldes zu übertragen, des größten Reizes, den die Jagd darbieten kann, der Abwechſelung und der Ueberraſchung! Und dieſe Regeln werden, wie alle anderen, ſobald ſie einmal Regel ſind, bei ihnen ſo unbeugſam, daß es einem gütigen, zuvorkommenden, gaſtfreundlichen Manne nicht einmal in den Sinn kommt, bei ſeinem Gaſte einmal eine Ausnahme zu machen und ihm den 1. September zu erlauben, einen Faſan zu ſchießen, da er doch am 1. Oktober nicht mehr anweſend ſeyn würde!

Und ſo ſcheidet Herr Viardot von ſeiner verunglückten Jagdpartie und von England mit den Worten: „England iſt ein Land, das man ſehen, aber nicht bewohnen, faſt in Allem bewundern, in Wenigem nur nachahmen muß, wo man Vieles lernen, aber nirgends ſich vergnügen kann!"

Mannichfaltigkeiten.

Aus Linz am Rhein berichtet man uns vom 7. October: Unſere Weinleſe iſt jetzt überall in vollem Gange, unſere Gaſthöfe ſind mit Fremden angefüllt und der Herbſt-Ertrag läßt an Fülle und Güte des Produktes nichts zu wünſchen übrig. Das ſeit ſo vielen Jahren faſt unterdrückte Herbſtleben iſt in dem heurigen ſo geſegneten Weinjahre wieder aufgetaucht und Geſang und Frohſinn herrſcht überall unter den Winzern. Ein ſchönes, von der hieſigen Bürger-Geſellſchaft „Erholung" ausgehendes Winzerfeſt wird daher die diesjährige Weinleſe krönen. Dem Vernehmen nach wird am Sonntag den 11. Oktober die Burg Okenfels, deren Umgebung ſich dieſes

Digitized by Google

Jahr durch eine beſonders reiche und vorzügliche Crescenz auszeichnet, mit bengaliſchem Feuer erleuchtet und von da aus ein Feſtzug von Winzern und Winzerinnen mit Muſik und Geſang und Begleitung von Fackelſchein in die Stadt ziehen. Möge dieſe ländliche Feier unſeren zahlreichen Herbſtgäſten eine angenehme Rückerinnerung an Linz und ſeine Herbſtfreuden werden.

Den vielen Freunden des (ächten) Champagners die angenehme Nachricht, daß der diesjährige Ertrag an Trauben in der Champagne ein beiſpielloſer iſt; die älteſten Winzer können ſich keines ſo geſegneten Jahres erinnern und ſelbſt der berühmte Kometenjahrgang wird in allen Beziehungen übertroffen. — Aus allen Weinländern kommen gleichgünſtige Nachrichten und nur die Gegend um Bordeaux ſoll wenig erzeugt haben.

Literatur.

Hiob. Practiſche Philoſophie, oder Darſtellung der im Buche Hiob obwaltenden Ideen, nebſt wortgetreuer rythmiſch-gegliederter Ueberſetzung und fortlaufendem Commentar von Dr. Moritz Löwenſtein.

Das Buch Hiob, dieſe älteſte Theodicee, iſt vielleicht die merkwürdigſte Schrift des alten Teſtaments. Es iſt eine von ächt poetiſchem Geiſte durchdrungene Anklage und Rechtfertigung des Weltenlaufs und der Gottheit, die ihn leitet. Sprache und Anſicht ſind von denen in den anderen altteſtamentariſchen Schriften in mancher Beziehung verſchieden. Es weht darin ein anderer, aber nicht minder erhabener und dichteriſcher Geiſt. Darum hat daſſelbe auch die Aufmerkſamkeit aller bedeutenden Exegeten nicht nur, ſondern aller Freunde des Schönen in hohem Grade erregt, und die vorliegende Schrift iſt ein empfehlenswerther Beitrag zu der reichen Literatur über dieſe älteſte Gotteslehre. Hr. Dr. Löwenſtein hat gründliche Forſchungen angeſtellt und bekundet in der Behandlung ſeines Stoffes einen Fleiß und ein Talent, von welchen ſehr zu wünſchen iſt, daß ſie Anerkennung finden und den Hrn. Verfaſſer in den Stand ſetzen mögen, ſich ferner mit Liebe und Erfolg Arbeiten und Studien hingeben zu können, welche nicht ohne Nutzen für die orientaliſche Literatur bleiben würden. Wir empfehlen das Buch nicht nur den Männern vom Fache, ſondern allen Denen, welche Belehrung und Erbauung lieber in den reichen Fundgruben des Orients, als in den künſtlicheren und darum oft weniger anſprechenden Erzeugniſſen der neueſten Zeit ſuchen.

****

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 7. Oct.

In der Bergſtraße hat die Weinleſe bereits begonnen, und zwar zu Bensheim ſeit Anfang dieſer Woche, wo zuerſt eine Ausleſe der reifſten Trauben vorgenommen, ſpäterhin aber wieder fortgefahren werden ſoll, vorausgeſetzt jedoch, daß die Witterung keine beſchleunigten Vorkehrungen nöthig macht. Zu Guntersblum hat die Leſe heute ihren Anfang genommen. Auch dort wird ihr Erträgniß ergiebig in die Keller fallen und den Winzern für ihre diesjährigen Mühen und Koſten eine entſprechende Entſchädigung gewähren. Trotz der mehrjährigen Mißernten lagert in Guntersblum noch manches gute Stück Wein aus früheren Jahren, worauf wir aufmerkſam zu machen uns erlauben. Der Guntersblumer, in ſo weit wir ihn kennen, entbehrt lieber das Geld als den ſelbſtgezogenen Wein, und er würde es in der That für eine Beeinträchtigung des wohlbegründeten Rufes ſeiner weinerzeugenden Gemarkung halten, wenn er den Fremden in einen Keller mit leeren Fäſſern führen wollte. — Unſere Stadt hat bekanntlich mehr Ruf durch ihre Spargeln (ältere Reiſewerke ſprechen viel davon), als durch ihre ſelbſtproducirten Weine, und doch hat dieſen Herbſt auch hier die Kelter ihren Beitrag zu dem Haustrunk genügſamer Trinker geliefert. Einem vergnügten Winter glaubt man unter dieſen Umſtänden überall entgegen ſehen zu dürfen, da der neue Wein als Federweis ſeine berauſchende Kraft ſchon hinlänglich bewährt haben ſoll. — Unſer Mozart-Verein gab am vorigen Donnerſtag in dem Saale des Gaſthauſes zur Traube eine ſehr anziehende Abendunterhaltung, in welcher nicht allein die Chöre, ſondern auch die übrigen Muſikſtücke vorzüglich executirt wurden. Die Melodie von Schleswig-Holſteins Fahnenlied klang ſo tief in die Zeitgeſchichte hinein, daß das Echo von der Oſtſee Strand zu uns herüber zu tönen ſchien. — Der zu Seligenſtadt neu conſtituirten evangeliſchen Gemeinde iſt von den dortigen Israeliten ein Abendmahlskelch verehrt worden. Wie wir vernehmen, ſo hat das großh. Oberconſiſtorium die Annahme dieſes ſchönen Geſchenks mit Wohlgefallen bewilligt. Allerdings thäten die unterſchiedlichen Religionsparteien beſſer, ruhig und friedlich neben einander zu leben und ſich gegenſeitig wohlmeinend zu unterſtützen, als in leeres Religionsgezänke ſich zu verwickeln und über Dinge abſprechend zu urtheilen, welche dem menſchlichen Geiſte ewig verborgen bleiben werden. Hätten z. B. bei der Berliner General-Verſammlung des Guſtav-Adolph-Vereins die rein practiſchen Humanitätszwecke, wegen deren er in's Leben gerufen wurde, mehr gegolten als die abweichenden Glaubensanſichten eines Einzelnen, ſo würde man den Dr. Rupp nicht ausgeſchloſſen haben. Zank und Streit iſt aber das alte Uebel der chriſtlichen Kirche, an welchem ſie faſt in allen Jahrhunderten mehr oder weniger gelitten hat.

Mainz, 5. Oct.

Wer bei den Verſammlungen deutſcher Realſchuldirektoren und Lehrer gegenwärtig war, oder die Berichte darüber in öffentlichen Blättern lieſ't und ſich für zeitgemäße, tüchtige Schulbildung intereſſirt, wird mit Freude daran denken, welche gute Gelegenheit, eine ſolche zu erlangen, jetzt der deutſchen Jugend gegeben iſt, insbeſondere wenn Principien Geltung erhalten, wie ſie die Mehrheit oder vielmehr die Geſammtheit der anweſenden Lehrer dieſer gewiß erfolgreichen Verſammlung vertrat und durch verſchiedene Mitglieder derſelben: den Herren Ledebur, Klette, Loof, Gräfe, Vogel, Schacht, Röder, Kapf, Curtmann, Dietiz, Bach, Herrig, Louis, König, Hauſchild, Otto, Kruſe, Schuhmacher u. A., öffentlich ausgeſprochen worden iſt. Eine Unterrichtsweiſe in dem Sinn, wie ſie bei den vorgekommenen und beſprochenen Fächern in Antrag gebracht wurde, wird nicht allein in der Richtung des Nützlichen und Schönen tüchtige Vorbildung für den künftigen Lebensberuf erzielen, ſie wird auch nationale Geſinnung heben und befördern und zugleich dem Staat tüchtige Bürger erziehen. Der Werth und die Nothwendigkeit einer ſolchen Erziehung und Bildung wird jetzt allgemein gefühlt. Die Binger Herren des Stadtraths, welche die Verſammlung beim Schluß der Sitzungen freundlich zum Beſuch ihrer Stadt einluden und die fremden Gäſte mit den Gaben der diesjährigen Weinleſe gaſtlich bewirtheten, haben den Wunſch ausgeſprochen, für die Folge möchte die Verſammlung auch einmal bei ihnen ſtatt finden, und dadurch gewiß ein anzuerkennendes Intereſſe für die Beſtrebungen der deutſchen Realſchullehrer an den Tag gelegt.

Aus Rheinheſſen, im Oct.

Am 10. d. M. beginnt die Weinleſe in Algesheim, und wird fünf Tage dauern. Seit Menſchengedenken erinnert man ſich keines Herbſtes, wo die Reben ſo reich an Trauben und die Beeren ſo ausgezeichnet an Geſchmack waren. Der aus den Rieslingtrauben zu erzielende Rothwein muß, nach den Beeren zu ſchließen, das feinſte Aroma haben; eben ſo zeichnen ſich die ſogenannten Kleinberger, auf Lettenboden wachſend, durch eine vorzügliche Süße aus. Kenner behaupten, die beſten Lagen des Algesheimer überträfen noch bei weitem den rothen Ingelheimer. Es haben ſich bereits zahlreiche Käufer angemeldet, um ſowohl die Trauben auf dem Stock, als auch insbeſondere den Moſt zu koſten. Der Stand der Preiſe, ſo weit er ſich bis jetzt beurtheilen läßt, iſt ſehr befriedigend. Bei der Theurung des Geldes, die jetzt wahrhaft auf allen Geldmärkten, d. h. auf den Börſen, obwaltet, iſt es um ſo bemerkenswerther, daß das diesjährige Wachsthum deſſenungeachtet bereits ſo viele und ſo bereitwillige Liebhaber zu guten Preiſen gefunden. Es erklärt ſich dieſes aus den früheren Mißjahren und zumeiſt aus der Vortrefflichkeit des heurigen Erzeugniſſes. Im Jahre 1811 erſchien jener große Komet, der dem berühmten Weine ſeinen Namen gab; in dieſem Jahre, wo zwei neue Planeten entdeckt wurden, könnte man das herrliche Erzeugniß einen Planetenwein nennen, der jenen Kometenwein noch weit überbietet.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 11. Oct. Die Musketiere der Königin, romantiſche Oper in 3 Abth., nach dem Franzöſiſchen des St. Georges, von E. Gollmick, Muſik von Halevy.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 283. Dienſtag, den 13. October 1846.

Prinzeß Tarakanoff.

Eine Erzählung, nach franzöſiſchen Memoiren bearbeitet von Hans von G........

(Fortſetzung.)

VIII.

Einige Zeit, nachdem Dugdale das Haus Dyk's verlaſſen hatte, trat dieſer und ſeine Familie die Reiſe nach Rom an. Die Schönheiten dieſer Weltſtadt wurden auch von ihnen bewundert und angeſtaunt. Anna und ihre Mutter machten ſehr häufig Spaziergänge in den Umgebungen Roms, eben ſo wurden die ſchönen Kirchen von ihnen häufig beſucht.

An einem Abende, als Anna mit ihrer Mutter im Dom St. Peters wandelten, fiel ihnen eine andächtig betende Jungfrau auf. Sie kniete vor dem Bilde einer Madonna, ihre ſchönen Augen ruhten auf dem Gemälde. In ihren Zügen lag ein unendlicher Kummer.

Dieſe Dame erregte die Neugierde der Beiden um ſo mehr, als noch öfter, ſowohl hier als an andern Orten, ſie dieſelbe begegneten. Endlich fragten ſie den Beſitzer des Hauſes, in welchem ſie wohnten, und erfuhren von dieſem, es ſey eine vornehme Ruſſin, die früher in einer ſehr glänzenden Lage hier unter dem Schutz eines polniſchen Fürſten, ihres Pflegevaters, gelebt habe. Seit einiger Zeit ſey dieſer jedoch abgereiſt, und dieſelbe befinde ſich in eben nicht ſehr angenehmen Verhältniſſen mit einer alten Dienerin, zwar mangle es ihr nicht an Geld, aber ſie ſchiene doch ſehr unglücklich zu ſeyn.

Wie dieſer Italiener erzählt, ſo war es in der That. Radziwill hatte ſie verlaſſen, nachdem er ihr eine nicht unbedeutende Summe zum ferneren Lebensunterhalt überwieſen hatte. Er hatte Verhältniſſe von höchſter Wichtigkeit vorgeſchützt, die ſeine Anweſenheit in Polen dringend nöthig machen ſollten.

Der verehrte Leſer weiß auch bereits, daß dem wirklich ſo war. Man hatte nicht allein in Petersburg den Umſtand, daß er Mitglied der Konföderation von Bar war, benutzt, um des Fürſten Güter, Silberzeug ꝛc. in Beſchlag zu nehmen, ſondern auch die Entführungsgeſchichte der Tochter der Kaiſerin Eliſabeth benutzt, um einen gegründeten Vorwand hiezu zu haben. Später war dem Fürſten, als er in Polen angekommen, angetragen worden, ſeine Pflegetochter, denn zu dieſer hatte er Kathinka gemacht, an Rußland auszuliefern, hiefür wolle man ihm ſeine Beſitzungen wieder überlaſſen. Radziwill ſchlug dieſen Antrag, als ſeiner ganz unwürdig, aus, doch beging er ſpäter die Schwachheit zu verſprechen, ſich von nun an nicht mehr um die Prinzeß zu bekümmern. Unter dieſer Bedingung verzieh ihm Katharina, und er erhielt, mit Ausnahme ſeiner werthvollen Bibliothek, ſeine Beſitzthümer wieder.

Anna und ihre Mutter machten die Bekanntſchaft der ſchönen Verlaſſenen, und fortan war dieſe beinahe immer im Hauſe des Conſuls. Dieſer nahm ſich ihrer an mit Rath und That, und Kathinka ſah jetzt beruhigter in die Zukunft. So verging in ziemlich einförmiger Weiſe ein Monat nach dem andern. Kathinka's Mittel fingen an abzunehmen, und ſie wußte nicht das Ende abzuſehen. Ihre liebenswürdige Freundin Anna verſuchte alles Mögliche, ſie aufzuheitern, aber wenn Kathinka in ihrer Einſamkeit war, gab ſie ſich dem herbſten Kummer hin. Sie war ohne ihre Schuld das Werkzeug eines ehrſüchtigen Mannes geworden, welches dieſer gewiſſenlos, als er ſah, daß er ſeine Pläne nicht durchſetzen konnte, bei Seite geworfen hatte. Dies fühlte Kathinka, oft ſehnte ſie ſich in eine ungeſtörte Einſamkeit, ferne von dem Getümmel der Welt, Michaels dachte ſie dann liebevoll und wünſchte ſehnlichſt, ſie möchte ihn wiederſehen. Sie ahnte nicht, daß das bald geſchehen würde.

IX.

Die ruſſiſche Flotte unter O. und die türkiſche unter Haſſan Kapudan Paſcha trafen ſich in der Meerenge zwiſchen Scio und Natolien. Das Zuſammentreffen war blutig, die Seeleute beider Flotten fochten tapfer. Haſſan ſtellte ſich mit ſeinem Admiralſchiff „die Sultanin“ dem Admiral Spiridoff entgegen, der ſich auf dem „Eſtafi“ befand. Man enterte, und es entſpann ſich ein Kampf, der mit beiſpielloſer Wuth geführt wurde. Auf beiden Schiffen regnete es Kugeln und Granaten. Da fing das türkiſche Schiff Feuer, man verſuchte das ruſſiſche Schiff loszumachen, doch es gelang nicht. Immer weiter griff das Feuer um ſich; die Kommandeurs der andern Schiffe, beſtürzt über dieſen fürchterlichen Brand, hörten auf Augenblicke auf zu ſtreiten. Jede Minute befürchtete man die Exploſion der Pulverkammern auf den brennenden Fahrzeugen. Da ertönte ein donnerähnliches Gekrache, und beide Schiffe flogen gemeinſchaftlich in die Luft, das Meer mit ihren dampfenden Trümmern bedeckend. Nur die Admirale und einige andere Offiziere entgingen dem ſchrecklichen Tode. Der Kampf wurde wieder begonnen und mit vermehrter Wuth fortgeſetzt, bis die Nacht mit ihrem Schatten die Streitenden trennte. Nun begingen die Türken die Unvorſichtigkeit, in die enge und ſandige Bai von Tſchesme einzulaufen, einige ihrer Schiffe ſtrandeten. Auf dem Swetoſlaw Oiga bemerkte man dieſen Fehler, und Elphingſton ſagte lächelnd zu ſeinen Offizieren: „Dieſen Türken will ich eine Barriere vor ihren Teich legen und ein Feuerwerk anzünden, wie ein ähnliches noch nicht da geweſen iſt.“

Noch in der Nacht legte ſich Elphingſton vor den Eingang der Bai, und hielt Kriegsrath mit ſeinen Offizieren und den Kommandeuren der Schiffe, die unter ſeinem Befehl ſtanden. Das Reſultat dieſer Verhandlung war folgendes: „Drei Brander unter dem Kommando Dugdale's, gedeckt durch Contreadmiral Greig, ſollten ſich der türkiſchen Flotte nähern und dieſe in Brand ſtecken.“ Am andern Tage gegen Mitternacht fuhr Dugdale ab, um ſein Wagſtück auszuführen. Elphingſton hatte ihn zum Abſchied umarmt, und freudig ging Dugdale in den Kampf. Je näher er

Digitized by Google

mit ſeinen Brandern den türkiſchen Schiffen kam, je erregter wurden die ruſſiſchen Matroſen. „Dem Erſten, der wankt," donnerte er ihnen zu, „jage ich eine Kugel durch's Hirn, und nun vorwärts." Doch die Ruſſen ſchienen von allem Muthe verlaſſen zu ſeyn, ſie ſahen ihrem gewiſſen Tode entgegen, und einige derſelben machten ſchon Anſtalten in's Waſſer zu ſpringen und ſich durch die Flucht zu retten, doch Dugdale hinderte ſie. Während dieſer Zeit hatte Greig mehrere türkiſche Schiffe in ein Gefecht verwikkelt. Dugdale befeſtigte nun eigenhändig einen Brander an ein türkiſches Schiff, am ganzen Leibe verbrannt, warf er ſich in die See und erreichte ſchwimmend die ruſſiſche Flotte wieder.

Nun begann der fürchterlichſte Brand, ein Schiff nach dem andern flog in die Luft, in des Meeres klaren Fluthen ſpiegelten ſich die Flammen, die aufgehende Sonne beleuchtete die Trümmer einer ſchönen Flotte. Weit davon entfernt, den Flammen Einhalt zu thun, war die türkiſche Mannſchaft nur auf ihre Rettung bedacht geweſen, theils ſuchten ſie ihr Heil im Schwimmen, theils erreichten ſie in Schaluppen das Land. Dieſe Menſchen aber zerſtreuten ſich in die umliegenden Gegenden und übten hier Gräuelthaten aus, deren nur ſo rohe Menſchen als Türken fähig ſind.

Am andern Tage waren mehrere Offiziere um das Krankenbette eines Kameraden verſammelt, der beſinnungslos den fürchterlichſten Schmerzen, die ihn peinigten, zu unterliegen drohte. Beinahe am ganzen Körper war dieſer Unglückliche mit Brandwunden bedeckt. Elphingſton's Blicke hafteten mit inniger Theilnahme auf dem Kranken, der ein Beiſpiel ſeltenen Heldenmuths gegeben hatte. Von Allen geliebt, fürchteten Alle, daß Dugdale, denn dieſer war es, unterliegen würde. Die verſchiedenen Offiziere rief der Dienſt ab, und bald war der Admiral allein bei dem Kranken, deſſen Bruſt ſich jetzt fieberhaft hob und ſenkte. Er öffnete den Mund zum Sprechen, und Anna war das erſte Wort, welches ſeinen Lippen entfloh. Der Arzt verordnete Ruhe und das Vermeiden aller geiſtigen Aufregung. Elphingſton verließ den Kranken. Mit unermüdlicher Sorgfalt wachte der Arzt an dem Krankenlager Dugdale's, und hatte dann auch bald das Vergnügen zu ſehen, daß ſich des Patienten Befinden täglich beſſerte. Selbſt O. verſäumte nicht, ſich nach dem Befinden Dugdale's erkundigen zu laſſen, und trug zugleich Elphingſton auf, dem Lieutenant zu wiſſen zu thun, daß ſein ausgezeichnetes Benehmen am Tage der Schlacht der Kaiſerin gemeldet werden würde. Dennoch war Dugdale trübe geſtimmt, er ſehnte ſich nach ſeiner Braut, und äußerte auch offen ſeinem Chef den Wunſch, die Flotte verlaſſen zu können. Dieſer gab ihm nicht Unrecht, rieth ihm jedoch, noch einige Zeit zu warten.

Um wieder auf die Türken zu kommen, ſo waren dieſe durch die Nachbarſchaft eines ſolchen Feindes gar ſehr beunruhigt, um ſo mehr, da in mehreren Theilen des Reichs Rebellion ausgebrochen war.

Vielleicht gab es nie eine Unternehmung in einem entfernten Meere, die ſo glücklich von ſtatten ging, als die ruſſiſche an der Küſte von Kleinaſien. Hätten die Ruſſen ihre Siege und ihre Macht zu benutzen verſtanden, ſo war Syrien und Egypten für die Pforte verloren.

(Fortſetzung folgt.)

Erzherzog Karl von Oeſterreich.

Mehrmals ſchon haben wir über die Fortſetzung des Werkes dieſes Namens, welches den wackern Ed. Duller zum Verfaſſer hat, berichtet. Die tüchtige vaterländiſche Geſinnung, mit der ein weltgeſchichtliches Leben und eine weltgeſchichtliche Zeit mit Kunde und Geſchick darin ihre Auffaſſung erhalten, fand bereits ihre Erwähnung. Indem wir alſo die neuſterſchienenen Lieferungen des Werkes (die 12te bis 15te) hier anzeigen und unſre Freude darüber ausdrücken, daß, während das Sinnvolle und Zweckmäßige der Illuſtrationen ſich gleich geblieben ſind, die Sauberkeit und Schönheit ihres Abdruckes ſich erhöht haben, theilen wir eine Stelle aus dem letzterſchienenen Doppelheft zur Beſtätigung bereits früher und nun wiederholt gefällten Urtheils über das Werk mit.

„Schon öfter im Verlaufe des Feldzugs von 1799 war die Geſundheit des Erzherzogs Karl ſo bedroht geweſen, daß man im Publikum und in öffentlichen Blättern von ſeinem bevorſtehenden Abgang vom Kommando ſprach und ſogar bereits ſeinen Nachfolger bezeichnete. Nunmehr traf dieſer Fall ein, nachdem zur größeren Erſchütterung ſeiner ſchon beim Beginn des Feldzuges noch nicht völlig wiedergeſtärkten, und während deſſelben durch alle Mühen und Strapatzen fort und fort noch mehr angegriffenen Geſundheit auch unverdiente Kränkungen noch weſentlich beigetragen haben mochten; Letzteres begreift ſich, wenn man lieſ't, daß ſein Leiden ein nervöſes war. Man rieth ihm, die Bäder in Pyrmont zu gebrauchen. Er bat deßhalb um ſeine Enthebung vom Kommando und erhielt dieſelbe. Das letztere wurde dem Feldzeugmeiſter Baron Kray anvertraut, welcher ſich damals in Anbetracht des Glückes, das ihm in Italien zur Seite ſtand, von Seiten des Hofes, wie des Publikums, glänzender Ovationen zu erfreuen hatte. — — Der Mann, der es in Deutſchland am beſten wußte, am tiefſten fühlte, der ſein Leben, der die volle Macht ſeines Geiſtes ſo oft dafür eingeſetzt, Erzherzog Karl, ſchied am 17. März 1800 von der Armee, aber in der feſten Abſicht, wo er auch ſey und welcher Wirkungskreis ihm auch beſchieden werde, immer ganz nur dem Vaterlande anzugehören. Sein Abſchied von der Armee, die er ſo oft zu Siegen geführt, in welcher jeder Brave ihn, den Feldherrn, als Vater ehrte, war ergreifend. Sie wußte wohl, was ſie in ihm verlor. Von jeher war ſein Privatvermögen die Kaſſe der Offiziere, der Gemeinen geweſen, und als ſich daſſelbe, durch die reiche Erbſchaft, welche ihm nach dem Tode ſeiner Tante, der Erzherzogin Maria Chriſtina zufiel, beträchtlich vermehrte, fand er hierin nur einen willkommenen Anlaß, dem Drange ſeines Herzens folgen zu können, um ſeine Soldaten zu unterſtützen. Er wußte, was es heißt: Soldat ſeyn; welche Mühen und Entbehrungen, wie viele Dornen, ſchärfer als Wunden, in den Beruf verflochten ſind, über dem das gemeinſame Ziel wie ein hoher leuchtender Stern ſchwebt; er wußte es, der ſelbſt alle dieſe Mühen und Entbehrungen getheilt hatte; der auf einem Felde, wo es auch eine Gleichheit gilt, die: das Leben auf's Spiel zu ſetzen für eine Idee, für einen Befehl, — den Menſchen nur als Menſchen geſehen und in allen Gräueln, die der unvermeidliche Theil des Krieges ſind, das ſchönſte Erbtheil, die Menſchlichkeit, bewahrt hatte. Mit dem Zauber, den ſein Geiſt, ſein Name, ſeine Siegesgewohnheit übten, war dies ein ebenſo gewaltiger, der der Humanität, der ihn populär machte. Das flog von Mund zu Mund, von Herz zu Herz, wenn er, ohne daß er mit ſeiner Freigebigkeit prunken, ohne daß er damit die Zungen beſchäftigen, die Herzen gewinnen wollte, jedem Sergeanten, der zum Offizier befördert wurde und dem es an Mitteln ſich zu equipiren fehlte, ein Geſchenk von 25 Dukaten, wenn er armen Offizieren eine Zulage von zehn Gulden gab, wenn er aus ſeinem Vermögen für Herbeiſchaffung von Fleiſch, Wein, Branntwein u. dgl. für die braven Truppen ſorgte, die ſonſt während eines harten Winters in ausgeſogenen Landſtrichen Mangel gelitten hätten. Als am 17. März 1800 der letzte Generalbefehl des Erzherzogs vor den verſammelten Truppen verleſen wurde, konnte der damit beauftragte Adjutant des Generalſtabs vor Thränen die Ordre kaum zu Ende leſen; die älteſten Grenadire, die dem Tode ſo oft freudig-unerſchrocken entgegen gegangen, um die Ehre zu gewinnen, vermochten vor tiefem Schmerz nicht die gewöhnlichen Evolutionen zu machen; die Flinten fielen ihnen aus den Händen, nach Beendigung der Vorleſung wurde ſogleich abgezogen, ohne die bei der täglichen Parade

Digitized by Google

üblichen Manöver zu machen, und Offiziere wie Gemeine überließen ſich dann ihrem Schmerz, daß der Vater des Heeres ſchied. Der Erzherzog gab bei ſeinem Abſchiede noch den armen Offizieren die Zuſicherung, daß er ihnen, ſo lange der gegenwärtige Krieg dauere, die bisherige Zulage bezahlen laſſen werde. Damals wünſchte wohl mehr als Ein Herz: „Auf Wiederſehen!“ Und Karl ſelbſt, wenn auch leidend und tief gekränkt, erſehnte nicht minder ein Wiederſehen, wenn es die Rettung des Vaterlandes gelte; dafür kämpfen, war für ihn ein Geneſen!

Aus gleichzeitigen Berichten wiſſen wir, daß die Rückreiſe des Erzherzogs von der Armee nach Wien, wohin er ſich zunächſt begab, über Günzburg und Augsburg ein wahrer Triumphzug war; daß, wo man ſeine Durchreiſe erwartete, Alles herbeiſtrömte, um den Retter Deutſchlands zu begrüßen. Beim Himmel: ein gutes Volk, das deutſche! denn es iſt dankbar aus vollem Herzen gegen jede redliche Pflichterfüllung; und eine Kraft zu hoffen und eine Ausdauer im Hoffen hat es, die man oft belächelt hat und die dennoch ſchön iſt, weil ſie von ſeiner Jugendlichkeit zeugt, die durch ſo viel hunderljährige Geſchicke, welche ſich vereinigten, es alt zu machen, noch nicht gebrochen werden konnte. Lächelt immerhin über's Hoffen! In allem Hoffen liegt ein Muth; nur der iſt verloren, der verzweifelt!

Erzherzog Karl kam, nachdem er in St. Pölten den ehrwürdigen Lehrer ſeiner Jugend, den Biſchof Hohenwart, begrüßt, bei ihm übernachtet und zu Mittag geſpeiſt hatte, am 30. März in Wien an, wo er ſich jedoch nur kurze Zeit aufhielt. Wie ſehr ſeine Geſundheit damals erſchüttert war, beweiſ't der Umſtand, daß damals zwölf der bedeutendſten Aerzte Wiens zu einer Berathung über ſein Leiden zuſammentraten; ſie gaben jedoch die beſte Hoffnung der Wiederherſtellung. Der Erzherzog verließ Wien, wie geſagt, ſchon nach ein paar Tagen, um ſich nach Prag zu begeben.“

(Vaterl.)

Deutſche, Engländer, Franzoſen, Italiener und Spanier.

In Paris erſchien vor mehreren Jahren ein mit Holzſchnitten verzierter Bogen auf einer Seite bedruckt, der das Leben und die Sitten der Nationen von Europa enthielt. Hören wir die Quintеſſenz der Urtheile der Franzoſen über ſich und ihre Nachbarn.

In der **Religion** iſt der Deutſche ungläubig, geht aber zuweilen mit dem größten Gebetbuche in die Kirche, der Engländer iſt devot, der Franzoſe eifrig, der Italiener voll Ceremonien, der Spanier bigott.

Im **Worthalten**: Der Deutſche treu, der Engländer ſicher, der Franzoſe leichtſinnig, der Italiener liſtig, der Spanier betrügeriſch.

Im **Rathgeben**: Der Deutſche langſam, der Engländer entſchloſſen, der Franzoſe übereilt, der Italiener fein, der Spanier verwahrt ſich durch Cautelen.

Von **Geſtalt** iſt der Deutſche groß, der Engländer wohl gewachſen, der Franzoſe wohl ausſehend (de belle mine), der Italiener mittelmäßig, der Spanier zum Erſchrecken.

In der **Kleidung** iſt der Deutſche ärmlich, der Engländer prächtig, der Franzoſe veränderlich, der Italiener lumpicht, der Spanier beſcheiden.

In der **Liebe**: Der Deutſche verſteht nicht, zu lieben (!), der Engländer liebt hier und da ein wenig, der Franzoſe überall, der Italiener weiß, wie man lieben muß, und der Spanier liebt wirklich.

In **Sitten**: Der Deutſche bäueriſch, der Engländer grauſam, der Franzoſe gewandt, der Italiener höflich, der Spanier ſtolz.

Im **Bewahren eines Geheimniſſes**: Der Deutſche vergißt, was man ihm ſagt, der Engländer verſchweigt, was er ſagen, und ſagt, was er verſchweigen ſollte, der Franzoſe plaudert Alles aus, der Italiener ſpricht kein Wort, der Spanier iſt ſehr geheimnißvoll.

Die **Eitelkeit**: Der Deutſche prahlt wenig, der Engländer verachtet Alles, der Franzoſe rühmt Alles (?), der Italiener ſchätzt das Geringe gering, der Spanier rühmt nur ſich ſelbſt

In **Beleidigungen und Wohlthaten**: Der Deutſche thut weder Gutes noch Böſes, der Engländer Beides ohne Urſache, der Franzoſe vergißt Beides, der Italiener iſt ſchnell zum Wohlthun, aber rachſüchtig, der Spanier gegen Beides gleichgültig.

Im **Eſſen und Trinken**: Der Deutſche ein Trunkenbold, der Engländer ein Leckermaul, der Franzoſe delicat, der Italiener mäßig, der Spanier knauſerig.

Im **Geſpräch**: Der Deutſche redet wenig und ſchlecht, aber ſchreibt gut, der Engländer redet ſchlecht, ſchreibt aber auch gut, der Franzoſe ſpricht und ſchreibt gut, der Italiener redet gut, ſchreibt viel und gut, der Spanier redet und ſchreibt wenig, aber gut.

In der Art, ſich zu **präſentiren**: Der Deutſche ſieht aus wie ein Damian, der Engländer gleicht weder einem Narren, noch einem Weiſen, der Franzoſe iſt étourdi, der Italiener klug, ſieht aber aus wie ein Narr, bei dem Spanier iſt es umgekehrt.

In **Geſetzen**: Die deutſchen Geſetze ſind ſo ſo, der Engländer hat ſchlechte Geſetze, beobachtet ſie aber gut, der Franzoſe hat gute Geſetze, befolgt ſie aber ſchlecht, der Italiener und Spanier haben auch gute Geſetze; jener befolgt ſie nachläſſig, dieſer ſtreng.

Die **Weiber** ſind in Deutſchland Hausfrauen, in England Königinnen, in Frankreich Damen, in Italien Gefangene und in Spanien Sclavinnen.

Muthig iſt der Deutſche wie ein Bär, der Engländer wie ein Löwe, der Franzoſe wie ein Adler, der Italiener wie ein Fuchs und der Spanier wie ein Elephant.

In den **Wiſſenſchaften** iſt der Deutſche ein Pedant, der Engländer ein Philoſoph, der Franzoſe weiß von Allem ein wenig, der Italiener iſt ein Profeſſor und der Spanier ein tiefer Denker.

Endlich (hört!) die **Ehemänner** ſind in Deutſchland Herren (?!), in England Knechte, in Frankreich Gefährten, in Italien Schüler und in Spanien Tyrannen.

Man ſieht, daß wir Deutſche uns eigentlich am wenigſten zu beklagen haben, und wenn der Verfaſſer nur die abſcheuliche Verläumdung weggelaſſen, daß wir nicht zu lieben verſtänden, und ſo in den Tag hinein behauptet hätte, daß wir als Ehemänner Herren wären, ſo könnten wir mit unſerer Charakteriſtik leidiglich zufrieden ſeyn.

Mannichfaltigkeiten.

Man lieſt in dem Beiblatte zur Weſer-Zeitung die nachſtehenden Bemerkungen, welche Manchem etwas hart erſcheinen mögen, gewiß aber unwiderleglich wahr ſind. Es heißt dort: „In letzterer Zeit ſind kaum drei bis vier Unterhaltungsſchriften erſchienen, welche geeignet wären, auch nur dem Leſeheißhunger des Publikums für den bevorſtehenden Winter empfohlen zu werden, eines Publikums, welches, je länger wir es ohne heimiſche und ſtattliche Hervorbringung laſſen, deſto gewiſſer dem Geſchmacke des Auslandes vollends verfällt. Iſt es uns denn überhaupt erlaubt, darüber zu klagen, daß Schriftſteller wie Eugen Sue und Alexander Dumas, wie James und Ainsworth in Deutſchland mit Begierde verſchlungen werden, da wir uns auch nicht einmal die Mühe nehmen, dem Bedürfniſſe ſpannender Unterhaltung, dem ſie in hohem Grade entſprechen, von Weitem entgegen zu kommen? Es iſt in ihnen eine Kunſt der Geſtaltung, eine Geſchicklichkeit der Anlage und Durch-

Digitized by Google

führung der Erzählung zu feſſelnder und erfolgreicher Wirkung, eine Tüchtigkeit und ein Reichthum des Schaffens, der unſer ganzes Studium, unſeren lebhafteſten Wetteifer hervorrufen ſollte, anſtatt daß wir ſcheinbar ſtolz und dennoch neidiſch, dabei aber träg und kalt auf ihre Vorzüge, wie wenn es Untugenden wären, blicken. Die Franzoſen gliedern ihre Werke fein und berechnen ſie mit tiefer Kenntniß der Neigungen; die Engländer bieten in jedem ihrer Romane ein Stück ihres reichen, friſchen Lebens aus. Was geben wir? Was geben oft auch die beſten unter uns? Wie Ungenießbares häufig und ſtets wie viel zu wenig, um dem Leſeverlangen des beleſenſten Volkes der Erde zu genügen? Auch wenn wir rüſtig, fruchtbar und in der Kunſt Spannungen zu erregen den Franzoſen gleich erfahren wären, würden unſere Erzeugniſſe nicht ausreichen für fünf Wintermonate und fünftauſend deutſche Provinzialſtädte. Die Fremden würden immer in ſtärkſter Mitbewerbung zu uns ſtehen. Wie ſich jedoch die heutigen Verhältniſſe ſtellen, beherrſchen ſie die belletriſtiſche Neigung unſeres Vaterlandes, indem ſie ihr faſt allein ergiebigen und dankbaren Stoff bieten.

Bei Gelegenheit einer Anzeige der dritten Auflage der trefflichen Dorfgeſchichten von **Berthold Auerbach** macht ein Ref. des Beiblattes der Weſer-Zeitung folgende ſehr wahre Bemerkung: Billige Ausgaben überhaupt, wenn ſie **gute** Bücher zu verhältnißmäßig niedrigen Preiſen bieten, ſind eine ſehr ſichere Unternehmung. An die theuern Werke, die für vier, fünf Thaler wenige weitläufig geſetzte Bände bieten, geht ſelbſt die Kaufluſt der Leihbibliothekare nicht unbedenklich heran. Die deutſchen Klaſſiker, die beſtberufenſten Ueberſetzungen des Fremden ſind für wenige Groſchen das Bändchen zu haben, und doch verlangt man vom Publikum, daß es einen neuen Roman von Willibald Alexis mit einem Louisd'or eine zweitheilige Novelle von Sternberg, Storch oder Stifter mit einem Dukaten bezahlen ſoll! Viel beſſer kommen die Verleger auf ihre Rechnung und der Schriftſteller zu einem anſehnlichen Honorar, wenn ihre beſſeren Schriften in großen Auflagen und zu geringem Preisanſatze erſcheinen.

Von Dickens („Boz“) erſcheint vom 1. October an ein neuer Roman in zwanzig Monatslieferungen unter dem ſeltſamen Titel: „Geſchäfte mit der Firma Dombey u. C. en gros, en détail und zur Ausfuhr.“

Laut einer Mittheilung in der engliſchen Zeitſchrift „Athenäum“, hat ein griechiſcher Phyſiolog, Namens Eſeltja, der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris die Anzeige gemacht, daß es ihm gelungen ſey, mit Hülfe elektriſchen Lichtes durch den menſchlichen Körper zu ſehen; er will auf dieſe Weiſe das Vorhandenſeyn tief in den Eingeweiden verborgener Krankheiten erkannt, die Operationen der Verdauung und des Blutlaufs verfolgt, endlich auch die Nerven in Bewegung geſehen haben. Hr. Eſeltja hat dieſer merkwürdigen Entdeckung den Namen „Anthroposcope“ gegeben.

Am Abend des 5. d. ereignete ſich im Gaſthof zum Rößli in Marthalen, Bezirk Andelfingen im Kant. Zürich, folgender unglückliche Vorfall. In dem Gaſthofe befanden ſich einige Gäſte. Als einer von denſelben vom Wirth noch mehr „Sauſer“ verlangte, erklärte dieſer, er wage es nicht mehr, in den Keller zu gehen, denn die Ausdünſtung des Sauſers ſey zu ſtark. Ein anweſender Küfer Sp. glaubte, es wagen zu dürfen, noch in den Keller hinunter zu gehen. Zwei andere Gäſte, die Lehrer G. und E., folgten dem Küfer bis auf die Treppe, wo ſie bald hörten, daß Küfer Sp. den Hahn eines Faſſes gedreht, daß aber der Wein aus dem Faß in den Keller hinausſtrömte. Als die beiden Lehrer ſich hierauf in den Keller hinunter begaben, fanden ſie Sp. beſinnungslos am Boden liegen. Der eine von den beiden Lehrern, E., fiel auch bald beſinnungslos zu Boden, während es dem andern gelang, ſich noch aus dem Keller zu flüchten und Hülfe herbeizurufen. Schnell eilte der Wirth in den Keller, aber auch dieſem wurde das gleiche Schickſal zu Theil wie dem Küfer und dem Lehrer E. Hierauf wurde im Dorfe Lärm gemacht und es eilten ſchnell Leute zur Hülfe herbei. Nach großer Anſtrengung gelang es, die benannten Perſonen aus dem Keller zu retten. Unter dieſen befand ſich auch die Tochter des Wirths, von welcher man nicht recht weiß, wie ſie in den Keller gekommen iſt. Während es durch angewendete ärztliche Hülfe gelang, die 3 Männer wieder in's Leben zurückzurufen — blieben dagegen bei der Tochter alle vielfälligen Verſuche leider erfolglos: **Dieſelbe war im Keller erſtickt!** — Dieſer Vorfall mahnt dringend zur Vorſicht.

Korreſpondenz.

Von der Bergſtraße, 9. Oct.

In der neuen Würzb. Ztg., Nro. 277, wird in einem Aufſatz über die Verſammlung deutſcher Wein- und Obſtproducenten zu Heilbronn mit einer Art von Triumph berichtet, daß die Chemiker und Theoretiker bei Gelegenheit der **Frage über Weinverfälſchung** eine vollſtändige Niederlage erlitten hätten. Dieſe Erſcheinung ließ ſich nicht anders erwarten, wenn man die große Anzahl von reinen Praktikern jenen der Theoretikern gegenüber betrachtet. Die Abſtimmung über einen Gegenſtand, über den man nicht einig werden konnte, mußte zum Nachtheil der Theoretiker ausfallen, da einem großen Theil der Praktiker die Vorkenntniſſe fehlen, um über eine Sache zu urtheilen, bei der ein eingewurzeltes Vorurtheil Gründen gegenüber ſteht. Dieſelbe zeigt aber auch, wie wünſchenswerth es wäre, daß es den Praktikern gefallen möge, ſich wenigſtens im Bereiche ihres Geſchäftes die nöthigen chemiſchen Kenntniſſe anzueignen. Die Behauptung der Chemiker und mehrerer rationeller Praktiker ging dahin, daß ein Zuſatz von Zucker zu geringen Moſtſorten, und zwar in ſolcher Menge, daß dieſe den in guten Moſtſorten gefundenen Mengen von Zucker gleich komme, keine Verfälſchung, ſondern eine Verbeſſerung derſelben und der daraus erzielten Weine ſey, indem die ſehr verſchiedene Menge des Zuckers im Moſte hauptſächlich die Güte ſolcher Weine bedinge, die ſich nicht durch beſonderes Arom auszeichnen, während die Mengenverhältniſſe der übrigen Beſtandtheile nur zwiſchen ſehr engen Gränzen ſchwanken. Der Hauptgrund, den die Praktiker dieſer Behauptung entgegenſetzten, war, daß wenn man dieſen Zuſatz **nicht für Verfälſchung erkläre**, der Weinſchmiererei die Thore geöffnet ſeyen. Ob dieſer Grund die Behauptung der Chemiker und Theoretiker logiſch widerlegt, möge jeder Unbefangene beurtheilen. Jeder Zuſatz eines nicht im Weine enthaltenen Stoffes, wie z. B. der aromatiſchen Subſtanzen, ſelbſt der des Alkohols, zu unſeren deutſchen Weinen, da es noch nicht hinlänglich erwieſen ſey, in welchem Zuſtand dieſer im Wein enthalten iſt, wurde ohne weitere Discuſſion als Verfälſchung zurückgewieſen, ſelbſt der Zuſatz des Zuckers in exceſſiver Menge aber nach der Gährung, wie er in Frankreich häufig vorkommt, als unzuläſſig anerkannt. Die nach jenem Aufſatz unendlich erſcheinenden Gränzen der Weinſchmiererei wurden daher gerade durch die Chemiker und Theoretiker viel enger und genauer gezogen, als dies die Praxis der Weinhändler und Küfer ſo häufig zu thun pflegt. Aus Unkenntniß der Verhältniſſe und Furcht vor Mißbrauch verwirft aber lieber die wiſſenſchaftliche Praxis jede Unterſcheidung zwiſchen rationeller Weinverbeſſerung und Weinſchmiererei, und möchte dadurch jeden Fortſchritt in der Kultur hemmen, während nur eine ausgedehntere Kenntniß der chemiſchen Natur des Moſtes und Weines allein vor Weinſchmiererei und Betrug zu ſchützen vermag. Sehr zu bedauern iſt es daher, wenn man von Seiten der Praktiker eine Wiſſenſchaft mit Hohn von ſich ſtößt, deren Wichtigkeit bei der Weinbereitung man bis jetzt noch nicht zu ahnen ſcheint, obgleich man bereits manche Frucht ihrer Forſchungen in einer rationelleren Weinbehandlung genießt.

Dr. L. v. B.

Berichtigung.

In der geſtrigen Didaskalia iſt der Ueberſetzer des Hiob irrig *Dr.* Moritz Löwenſtein ſtatt **Löwenthal** genannt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 284. Mittwoch, den 14. October 1846.

Prinzeß Tarakanoff.

Eine Erzählung, nach franzöſiſchen Memoiren bearbeitet von Hans von G........

(Fortſetzung.)

X.

An den grünenden Geſtaden von Paros lag die ruſſiſche Flotte vor Anker, von hier aus konnten ſie leicht das ganze griechiſche Meer beherrſchen. — Es war ein kühler, ſchöner Abend. In ihrer ganzen Pracht ging die Sonne unter, das Meer mit ihren letzten Strahlen vergoldend.

An dieſem Abend war's auf den ruſſiſchen Schiffen ſehr lebendig, die Signalflaggen flogen auf und nieder, und von den verſchiedenen Schiffen her bewegten ſich Schaluppen, mit Offizieren beſetzt, nach dem Admiralſchiff O's.

Auf dem Deck dieſes Schiffs ſtand in großer Uniform ein Mann von imponirender Figur. Er mochte einſt ſchön geweſen ſeyn, jedoch war ſein Geſicht durch eine große Narbe entſtellt. Es lag ein ungemeiner Stolz in den Zügen dieſes Mannes, ſeine Augen in beſtändiger Bewegung, hatten etwas Lauerndes, wodurch ſie eben keinen angenehmen Eindruck auf Denjenigen machten, der ſich den Blicken derſelben ausſetzen mußte. Es war O., ein Mann, der ſich zu den höchſten Ehrenſtellen emporgeſchwungen hatte. Er war ſtolz und übermüthig, dabei unvorſichtig

Als O. ſeine Offiziere um ſich verſammelt ſah, machte er ihnen mit kurzen Worten bekannt, daß er nach Petersburg abreiſen würde. „Ich werde nicht unterlaſſen," ſchloß er, „die Ausdauer und den Muth anzupreiſen, den Sie Alle unter meinen Befehlen bewieſen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die verſchiedenen Zweige des Dienſtes mit gewohnter Pünktlichkeit während meiner Abweſenheit ausgeführt werden. Meine Herren, leben Sie wohl; ich denke binnen einiger Zeit wieder hier zu ſeyn, um eine Expedition zu Ende zu führen, die ſo ruhmvoll für die Flotte Ihrer Majeſtät begonnen worden iſt." Er grüßte gnädig die um ihn ſtehenden Offiziere und ging ſeiner Kajütte zu, gefolgt von mehreren Oberoffizieren der Flotte. Eben ſo ſchnell, wie die hier verſammelten Offiziere gekommen waren, ſchieden ſie auch wieder, innerlich froh, auf einige Zeit von O. erlöſ't zu ſeyn.

„Es iſt doch ſonderbar," ſagte Elphingſton zu ſich ſelber, „mit welcher Kühnheit dieſer Mann ſpricht, der ſich nie um den Dienſt kümmert, und von dieſem wenig verſteht. Dennoch preiſ't er Pünktlichkeit an, als ob durch ſeine Anweſenheit dieſe ſo ſehr gefördert worden wäre. Verwünſchter Dienſt, in den mich mein Schickſal geführt hat, täglich Zeuge ſeyn zu müſſen, wie dieſe ruſſiſchen Oberoffiziere ſelbſt gegen die ihnen zunächſt ſtehenden nur mit Hochmuth umzugehen verſtehen; was kann es Härteres für einen denkenden Menſchen geben." Dieſen und ähnlichen Gedanken nachhängend, fuhr Elphingſton ſeinem Swetoslaw zu.

Am andern Morgen, als kaum der Tag graute, verließ O. unter dem Donner der Kanonen die Station, um ſich nach St. Petersburg zu begeben, — hier wollte er den Ruhm ſeiner Siege genießen, und auch neue Unterſtützung holen zur Fortſetzung ſeiner oder vielmehr der Kaiſerin Unternehmungen im Archipel. Mit ſeinem Erſcheinen in der nordiſchen Reſidenz begann eine Reihe von Feierlichkeiten, deren Held er war.

In den glänzenden Räumen des Luſtſchloſſes Opargko-Feld war Hofball. Durch unzählige Kerzen waren die kaiſerlich eingerichteten Gemächer beleuchtet. Alle Notabilitäten des Hofes waren hier verſammelt. Die Damen in ruſſiſcher Nationaltracht waren mit Diamanten überladen, und die Herren erſchienen in den prächtigſten Uniformen. Der Luxus Aſiens ſchien ſich mit dem Europa's vereinigt zu haben, um die Sinne derer zu blenden, die ſolche Pracht nicht gewohnt waren.

An dem Ende einer langen Gallerie, die durch koloſſale Vaſen, rieſige Candelaber und ausgezeichnete Gemälde geziert war, ſtand O., geſchmückt mit dem Großkreuz des Georgen-Ordens, welches er erſt an dieſem Tage erhalten, mit der Kaiſerin im eifrigen Geſpräch begriffen. O. ſchilderte mit lebhaften Farben die Verhältniſſe im Orient. „Ich glaube Ew. kaiſerlichen Majeſtät nicht zu viel zu verſprechen, aber mit den entſprechenden Mitteln mache ich mich anheiſchig, Griechenland zu erobern, Egypten der türkiſchen Herrſchaft zu entreißen, eben ſo die Fahrt durch die Dardanellen frei zu machen; ich glaube mit 10 Millionen Rubel dieſe Dinge in's Werk ſetzen zu können."

„Wir bewilligen 20 Millionen, und überlaſſen Ihnen, O., ganz die Anordnungen in Betreff dieſer Unternehmung, auch ſprechen wir Sie im Voraus von aller Verantwortung frei. Das Nähere im Staatsrath. Sie werden bald nach dem Archipel abgehen, auf Ihrer Reiſe berühren Sie Italien, das Land der Künſte, wir ertheilen dem Sieger von Tſchesme den Auftrag, dieſe in den Annalen unſerer Geſchichte ewig denkwürdige Schlacht in ſechs großen Gemälden dort fertigen zu laſſen. Wir hoffen, daß dieſe Stücke gut ausfallen werden. Sie ſollen dazu dienen, dieſe ewig denkwürdige Schlacht immerdauernd vor die Augen zu führen." Die Kaiſerin reichte O. die Hand zum Kuß, nickte freundlich mit dem Kopf, hierdurch ihrem Admiral das Zeichen gebend, daß er entlaſſen ſey.

O. entfernte ſich, und war bald mitten im Gewühl der Hofwelt, von der er mit der größten Höflichkeit begrüßt wurde, die er, wenn er gerade dazu aufgelegt war, auch zu bemerken geruhte. —

Drei Stunden war getanzt worden, da ertönte der Donner der Kanonen und gab das Zeichen zum Aufhören des Tanzes. Man begab ſich an's Fenſter, um das prächtige Feuerwerk anzuſehen. Erſt gegen Morgen war das Feſt beendet, dem noch viele andere nicht minder prächtigere folgten.

Kurz vor ſeiner Abreiſe (1772) ward er zur Kaiſerin beſchie-

Digitized by Google

den. Zur feſtgeſetzten Zeit erſchien D., noch nicht lange hatte er im Vorzimmer geharrt, als ein Kammerherr der Kaiſerin ihm mittheilte, daß Allerhöchſtdieſelbe ihn zu empfangen wünſche.

Mit gewohnter Huld empfing ihn die Kaiſerin. „Wir haben Euch rufen laſſen, Alexis D., einestheils um Euch eine Gnade zu erweiſen, anderntheils aber, um Euch noch Aufträge von Wichtigkeit zu geben. Zur Erinnerung des Sieges, den Ihr bei Tſchesme errungen habt, verleihen wir Euch den Titel Tſchesmenſky, den Ihr hinführo Eurem Namen beizufügen habt.“ D. küßte knieend die ihm dargebotene Rechte der Kaiſerin, und ſprach ſeinen unterthänigſten Dank aus. Auf Befehl der Kaiſerin erhob ſich D. und hatte eine lange Unterredung mit derſelben. „Ihr erinnert Euch der Prinzeß Tarakanoff, die wir mit mütterlicher Sorgfalt hier erziehen ließen. Die Thörichte hat meine Liebe verkannt und den Einflüſterungen eines Fremden Gehör gegeben, der ſie zur Flucht verleitet hat. Gegenwärtig lebt ſie in Rom. Es wird keine große Mühe machen, dieſelbe, ohne Aufſehen zu erregen, auf eins Eurer Schiffe zu bringen, dann werdet Ihr ſie wohlbewacht anher abliefern laſſen, wo dann weiter über ſie verfügt werden wird. Geht klug zu Werk, das Mädchen hat ſich ſchwerer Verbrechen ſchuldig gemacht und ſich hierdurch meine ganze Ungnade zugezogen.“

Nachdem noch mehrere Angelegenheiten von geringerer Wichtigkeit abgehandelt worden waren, ſchied unter tiefen Verbeugungen D. Kurze Zeit nach dieſer Audienz verließ er St. Petersburg, um ſich über Wien und Italien nach dem Archipel zu begeben.

(Schluß folgt.)

Schießbaumwolle.

(Bremen, 9. October.) Manche Erfindung iſt ihren Grundprinzipien nach oft lange bekannt und bleibt doch ein verborgener Schatz, bis ein glücklicher Zufall oder Spekulation ihn ans Licht bringt. So ging es auch mit der explodirenden Baumwolle, von welcher ſo manche Zeitungsberichte uns erzählten. Herr Profeſſor Schönbein machte ihre Wirkung bekannt, aber nicht ihre Bereitungsweiſe. Gewiß wurden manche Chemiker veranlaßt, über ihre Bildung nachzudenken und Verſuche anzuſtellen. Herr Profeſſor Böttger in Frankfurt, der bei der hieſigen Verſammlung der Naturforſcher außer anderen intereſſanten Dingen auch Kupferſtichähnliche Probedrücke und geätzte Glasplatten vorzeigte, das bei dieſer, Hyalographie benannten Erfindung befolgte Verfahren aber geheim hielt, ſcheint ſehr bald zu glücklichen Reſultaten gekommen zu ſeyn und ſucht mit Herrn Schönbein gemeinſchaftlich Nutzen von dieſer Erfindung zu ziehen. Anders dachte Herr Profeſſor Otto in Braunſchweig, der unbezweifelt durch Spekulation die Bereitungsweiſe der exploſiven Baumwolle fand, wie die Hinweiſung auf eine Stelle ſeines Lehrbuches darthut. Dieſe lautet Bd. II. S. 76 (Ausgabe von 1840): „Die concentrirteſte Salpeterſäure übt auf gewiſſe organiſche Subſtanzen, z. B. auf Holzfaſer und Stärkemehl, eine kurze Zeit hindurch keine heftige Wirkung aus, ſondern verbindet ſich mit derſelben und bildet eigenthümliche Verbindungen. Eine zu dieſem Verſuche ſehr gut geeignete Säure verſchafft man ſich durch Deſtillation von 100 Theilen Salpeter mit nicht mehr als 60 Theilen des ſtärkſten Vitriolöls. Taucht man Papier eine Minute lang in eine ſolche Säure und wäſcht es dann mit Waſſer, ſo findet man, daß es etwas aufgequollen und faſt ſo zäh wie Pergament geworden iſt, nach dem Trocknen zeigt es ſich ſehr entzündlich, es fängt ſchon bei 180° C. Feuer und verbrennt ohne Geruch nach ſalpetriger Säure.“ So iſt nun die Darſtellung dieſer Schießbaumwolle kein Geheimniß mehr, ſondern ein Gemeingut Aller, und wir wollen Herrn Otto recht viele anerkennende und werthvolle Aequivalente für ſeine ächt wiſſenſchaftliche Geſinnung wünſchen. Seine Bekanntmachung veranlaßte auch in unſeren Mauern vielſeitige Beſprechung dieſes Gegenſtandes und Herr Apotheker Kindt hat gleich geſtern Abend im Muſeum explodirende Baumwolle vorgezeigt, die im äußern Anſehen ſich von gewöhnlicher Baumwolle nicht unterſchied. Mit glimmendem Zunder berührt, explodirte ſie heftig, ohne, wenn ſie auf weißem Papier gelegen hatte, einen Fleck zurückzulaſſen, oder ſchmerzhaftes Gefühl in der Hand zu erregen, wenn ſie auf ſolcher entzündet wurde. Ein paar Flocken, ungefähr 3 Gran ſchwer, wurden in ein Piſtol geladen und ein Papierpfropf aufgeſetzt. Sie explodirten, durch ein Zündhütchen entzündet, mit Knall. Etwas derſelben zu einem Kügelchen zuſammengeballt, verpuffte, wenn es auf eiſerner Unterlage von kräftigem Hammerſchlage getroffen wurde. Ueber die Bereitung dieſer Baumwolle theilte der Vorzeiger derſelben mit, daß es ihm für den Augenblick an Salpeterſäure von ſolcher Concentration, wie Herr Profeſſor Otto ſie benutzt habe, gefehlt hätte, die Anwendung einer etwas weniger concentrirten Säure aber keine explodirende Baumwolle liefere, und ſelbſt zwölfſtündige Einwirkung derſelben, oder Unterſtützung dieſes Einfluſſes durch Wärme, keine günſtigen Reſultate gab. Er habe, um ſeine Verſuche nicht auszuſetzen, bis die concentrirtere Salpeterſäure fertig geworden wäre, eine dieſer Concentration gleiche Wirkung zu erlangen geſucht, indem er ein Maßtheil ſeiner Salpeterſäure von 1 426 ſpec. Gewicht mit zwei Maßtheilen rauchendem Vitriolöl gemengt und mit dieſem Gemenge die vorgezeigte Schießbaumwolle hergeſtellt. Dies Verfahren ſey indeß keineswegs vortheilhaft, weil leicht Verkohlung der Baumwolle unter Umherſpritzen der Säure veranlaßt werde. Ueberdies empfahl er Vorſicht bei den Verſuchen, beſonders auch wegen der ſehr läſtigen Säuredämpfe. (Brem. Ztg.)

Außer den bekannten Chemikern Schönbein und Böttger will — wie wir ſo eben aus No. 281 der Didaskalia erſehen — ein dritter Chemiker, Prof. Otto in Braunſchweig, die Schießwolle ebenfalls ganz ſelbſtſtändig producirt haben, was jedoch durchaus nicht einzuräumen iſt, indem das Produkt, welches Letzterer dafür ausgiebt und was beiläufig geſagt, zu praktiſchen Zwecken in nur einigermaßen großer Quantität auf eine ökonomiſche Weiſe darzuſtellen, (wegen der faſt momentan zerſtörend auf die Baumwollenfaſer einwirkenden concentrirten Salpeterſäure) nach Otto's Anleitung ganz unmöglich iſt, zwar gewiſſe Eigenſchaften zeigt, die denen der Schießwolle, welche ich durch Autopſie kenne, gleichen, indeß doch nichts anderes iſt, als dasjenige Produkt, auf welches Pelouze bereits vor Jahren ſchon aufmerkſam gemacht, bei Gelegenheit der Veröffentlichung ſeiner Arbeit über das Xyloidin*), von welchem er ſpeciell anführt, daß es bei einer Temperatur von 180° Cels. Feuer fange (Schönbein's und Böttger's Schießwolle entzündet ſich erſt bei der Schmelztemperatur des Zinnes, nämlich bei + 228° Cels.) und ohne Rückſtand und mit vieler Lebhaftigkeit verbrenne. „Dieſe Eigenſchaft“, fährt derſelbe fort, „hat zu einer Erfahrung geführt, welche einige Anwendung in der Artillerie finden könnte. Das Papier und die Gewebe, welche auf dieſe Weiſe mit Salpeterſäure behandelt worden ſind, verdanken ihre neuen Eigenſchaften dem Xyloidin, welches ſie bedeckt.“

Der Laie nennt dieſes Ereigniß, dieſe (Schönbein-Böttger'ſche) Entdeckung einer und derſelben Subſtanz von Zweien zu faſt derſelben Zeit, ſonder- und wunderbar, eben weil er dieſe Entdeckung oder vielmehr Erzeugung nicht als ein nothwendiges Reſultat der Entwickelung der chemiſchen Wiſſenſchaft erkennt. Aber man blicke hin auf die Entwickelung der Chemie — und wir werden erkennen, daß beſtimmte Zeiten ſich im Weſentlichen durch beſtimmte Tendenzen charakteriſiren. Ja, werfen wir einen Blick auf die Geſchichte der Chemie, ſo werden wir alsbald finden, daß ganz ähnliche Erſcheinungen, wie die obige, ſtattgefunden. So iſt es bekannt, daß Prieſtley am 1. Auguſt 1774 den in Verbindung

*) Vergl. Pharmaceut. Centralblatt, Jahrg. 1839, S. 133.

Digitized by Google

mit dem Stickſtoff unſerer Atmoſphäre conſtituirenden Sauerſtoff entdeckte, und daß Scheele ein Jahr ſpäter, ohne von Prieſtley's Entdeckung Kenntniß zu haben, denſelben Stoff darſtellte. Es iſt uns ferner aus der Geſchichte der Chemie bekannt, daß Stromeyer und Hermann im Jahr 1817 faſt gleichzeitig einen und denſelben Körper, das Cadmium-Metall, entdeckten; daß ein anderer Körper, das Chrom, 1797 von Vauquelin, und faſt zu derſelben Zeit auch von Klaproth entdeckt wurde, u. ſ. w. So gewiß nun dieſe Subſtanzen, dieſe Elemente offenbar werden mußten, eben weil in dem Menſchen — als der vollendeten Naturſtufe, aus welchem daher das ideale Prinzip des Daſeyns zum freien Geiſte in ſich zurückgeht — ein unendlicher Trieb nach dem Erkennen der Natur u. ſ. w. hervortritt: ſo gewiß auch mußte das Schießpulver, ja, die exploſive Baumwolle, in die Exiſtenz treten, indem der Geiſt ſo lange keine Befriedigung hat, als ihm noch Unterſuchungen bevorſtehen, ſo lange der Chemiker noch Prozeſſe einzuleiten, d. h. das Verhalten aller Körper zu einander, was eben der Zweck der Chemie iſt, noch zu erforſchen hat; denn die Erkenntniß, und zwar die abſolute, iſt ja das Ziel, nach welchem das Univerſum ſtrebt. Alle gemachten Entdeckungen, Erfahrungen und die hieraus abgeleiteten Theorien ſind das nothwendige Reſultat des ſich unaufhörlich fortentwickelnden allgemeinen Weltgeiſtes. Dieſes gilt alſo ſowohl von den verſchiedenen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten oder Anſichten, als den unterſchiedenen Philoſophemen der Philoſophen. Wäre z. B. nicht der beſtimmte Hegel geweſen, welcher die Natur als die Idee oder den Geiſt im außerſichſeyenden Daſeyn erkannt hätte, ſo irgend eine andere Individualität. Und wäre es nicht der beſtimmte Liebig geweſen, welcher die Agriculturchemie in der bekannten Weiſe bearbeitet hätte, ſo würde ſolches durch ein anderes Individuum geſchehen ſeyn, weil der Weltgeiſt ſtets von Stufe zu Stufe geht. Und exiſtirten jene zwei Chemiker, Böttger und Schönbein, nicht, (denn von dem dritten kann keine Rede ſeyn), durch welche die exploſive Baumwolle in die Erſcheinung geſetzt worden, es würde dieſe wahrlich dennoch erſchienen ſeyn oder noch erſcheinen! Nur dieſe zwei Chemiker haben hinſichtlich dieſer Entdeckung ſich gleichen unſterblichen Ruhm erworben, während Profeſſor Otto, indem er ſich durch die bereits offenkundig gewordenen Schritte in dieſe bereits gemachte Erfindung gleichſam einzudrängen bemüht iſt, ſich vor ganz Deutſchland ſelbſt ſein Urtheil ſpricht. Dr. Geubel.

Mannichfaltigkeiten.

Der „Docteur noir“, der in Paris ſo viel Glück machte, iſt nach W. Friedrichs Bearbeitung unter dem Titel: „Cäſar, der Mulatte“ am 26. September zum erſten Male in Hamburg gegeben worden und hat der dortigen Neuen Zeitung Veranlaſſung zu folgendem Urtheile geboten: „Von der Romantik in dieſem Stücke darf man ſich keinen zu großen Begriff machen; einige gelbe und mehrere ſchwarze Geſichter, diverſe Rettungen und ein ſehr wildbewegtes Meer ſind noch keine Romantik und von der Poeſie iſt nichts zu finden. Ein Mulatte, der Doktor iſt, ohne promovirt zu haben, der alle Menſchen curirt und kaum leſen kann, liebt die Gräfin und heirathet ſie. Darum handelt es ſich im Stücke. Die Handlung ſpinnt ſich langſam fort, und weil ſie romantiſch ſeyn ſoll, war die Intrigue überflüſſig. Das Stück hat indeß ſehr gefallen.“

Alle 35 Jahre ſoll die gleiche Witterung eintreten. Die Köln. Ztg. macht darauf aufmerkſam, daß ſich dieſe alte Regel auch durch den Gang der diesjährigen Witterung faſt zu beſtätigen ſcheint da dieſelbe dem Witterungslaufe des Jahres 1811, beſonders hinſichtlich der Temperatur während des Sommer-Trimeſters, ähnlich iſt, wo in dem damaligen heißen Sommer der Stand des Thermometers, wie auch in dem letztvergangenen Sommer, nicht ſelten 26 bis 28° R. erreichte, dem aber ein früher und ſtrenger Winter folgte, der ſomit auch in dieſem Jahre, wenn jene Beobachtung ſich ferner beſtätigen ſollte, zu erwarten ſteht.

(Das Strafarbeitshaus zu München.) In der zweiten Sitzung der Geſellſchaft für Gefängnißreform zu Frankfurt am 29. Sept. machte Welcker darauf aufmerkſam, daß man bis jetzt nur Stimmen für das pennſylvaniſche Syſtem vernommen, und daß es der Unparteilichkeit wegen wünſchenswerth wäre, auch über andere Syſteme, namentlich das des Hrn. Obermayer, Aufſchluß zu erhalten. Von mehreren Seiten dazu aufgefordert, nahm Obermayer das Wort, aber nur um zu erklären, daß er über ſein eigenes Werk nicht wohl urtheilen könne. Er begnügte ſich zu bemerken, daß er die abſolute Abſperrung als eine Grauſamkeit betrachte, und ſeinen Zweck vorzugsweiſe durch Humanität zu erreichen ſuche. Hr. v. Cloſen ſprach entſchieden gegen alle Härte, die bei Behandlung der Gefangenen mittelſt öffentlicher Arbeiten, beſondere Kleidung, Züchtigung ꝛc. geübt werde, und hob die Reſultate hervor, welche durch Obermayer im Strafarbeitshauſe zu München erreicht worden. Aber freilich müſſe man zur Leitung ſolcher Anſtalten die geeigneten Männer finden; ohne dieſe würden die ſchönſten Gebäude nichts helfen. Mittermaier beſtätigte die ſchönen Erfolge von Obermayer's Leitung. Aber Obermayer's Syſtem, bemerkte er, iſt Obermayer ſelbſt, ſein imponirendes und dabei doch humanes Betragen, ſein überall ſpähendes Auge, welches den Sträflingen Achtung und Scheu einflößt. Suringar: Obermayer hat ſolche Erfolge erreichen können, weil er Direktor iſt und unumſchränkt in ſeiner Anſtalt zu gebieten hat. Bei einem Brande, erzählte er, wo Militärhülfe nicht bei der Hand und ein Ausbruch der Sträflinge zu fürchten war, führte O. ſeine 200 Gefangenen an die Brandſtätte, und rief ihnen zu: „Nun, Kinder, löſcht das Feuer!“ Und ſie löſchten und kehrten in ihr Gefängniß zurück. Aber es giebt nicht überall Männer wie Obermayer.

(Berlin.) Am Montag Abend um 11 Uhr hatte ſich der Sohn eines hieſigen Bürgers auf der Potsdamer Eiſenbahn den Tod geben wollen. Durch die an den Lokomotiven getroffene Vorrichtung bei Seite geworfen, wurde ihm ein Arm und eine Seite zermalmt. Der ſolcherart Verſtümmelte wurde ſofort nach der Charité gebracht. — Wenn dieſe Vorrichtung an den Lokomotiven auch nicht direkt ihren Zweck erfüllt, ſo wird es indirekt der Fall ſeyn, weil ſie Selbſtmörder veranlaſſen wird, den Tod auf eine für ſie minder ſchmerzhafte und für Andere weniger gefährliche Weiſe zu ſuchen.

Der Courrier français kündigt einen Tendenzroman: „Die Raubvögel“ an. Es ſoll Abſicht ſeyn, darin die modernen Geldſäcke, Börſen- und Eiſenbahn-, Korn- und ähnliche Spekulanten nach der Natur zu zeichnen.

Der Philoſoph Hobbes ſagte in Bezug auf einen Bücherwurm oder Buchverſchlinger: „Hätte ich ſo viel Bücher geleſen wie NN., ſo wäre ich beſtimmt eben ſo dumm wie er.“

Korreſpondenz.

Stuttgart, 11. Oct.

Der Herbſt iſt bei uns in vollem Gange und bringt ungemeines Leben nicht blos in unſere Stadt, ſondern auch in deren ganzen Umgebung. Der Verkauf geht allenthalben raſch und zu ſehr bedeutenden Preiſen; man glaubte, die allgemein fühlbare Geldklemme werde nachtheilig auf den Verkauf einwirken und namentlich die Preiſe drücken. Es iſt dies

jedoch nicht der Fall, denn der Verkauf geht im ganzen Lande über alle Erwartung ſchnell und die Preiſe ſind in beſtändigem Steigen begriffen. Man glaubte hier, für geringe Sorten, inſofern dieſes Jahr überhaupt von geringeren Sorten die Rede ſeyn kann, nicht über 40 fl. zu löſen, bis jetzt aber ſind keine Käufe unter 48 fl. für den würtemb. Eimer abgeſchloſſen worden, geſtern und heute ſogar nicht unter 56 und 60 fl., wogegen die Preiſe bei den beſſeren Sorten bereits bis und über 100 fl gehen. — Nachdem unſere Feſtlichkeiten längſt vorüber, die Verzierungen von Straßen und Häuſern wieder verſchwunden ſind und die hohen und fremden Gäſte uns verlaſſen haben, zanken ſich nachträglich der großh. bad. Hoftheatermaſchiniſt und Decorateur Crabathi und ein hieſiger Baumeiſter in unſeren Localblättern herum. Dieſer Crabathi hatte nämlich, rühriger und beſonnener als unſere etwas bedächtigen Schwaben, dadurch, daß er bei Zeiten, ſchon vor 4 — 5 Monaten mit guten Empfehlungen und fertigen Zeichnungen hierher kam und ſich überall perſönlich umthat, nicht nur faſt alle ſehr bedeutenden Hofgeſchäfte in Decorationen erhalten, ſondern auch andere vornehmere Privaten, den Miniſter des Auswärtigen und alle Geſandten, einen Theil der Decorationen und Beleuchtung im mauriſchen Bad u. ſ. w., und dadurch natürlich den Neid vieler hieſigen Geſchäftsleute ſich zugezogen. Nicht zu verkennen iſt, daß er wohl mit Schuld war, daß ſo bedeutende Decorationen ausgeführt wurden, und da er ſämmtliche Arbeiten durch hieſige Handwerksleute und Arbeiter ausführen ließ, ſo hat er, wenn er Hieſigen auch etwas entzog, doch auf der andern Seite ihnen wieder Vieles verſchafft. Sey dem, wie ihm wolle, der Neid war rege, ſeine Arbeiten wurden von vielen Seiten getadelt und namentlich darin angegriffen, daß ihnen der höhere Kunſtwerth abgehe und die architectoniſche Richtigkeit; allein ſie waren auf den Effect des Augenblicks berechnet und bewährten ſich wenigſtens dadurch, daß ſie in Verbindung mit der Illumination des Schloßplatzes ſich brillant ausnahmen. Durch eine Aeußerung in ſeinem Abſchied fand ſich ein hieſiger Baumeiſter nun, der ſeine Ideen benützt haben ſollte, gekränkt und daraus entſprang ein etwas burlesker Federkrieg, worin jedoch der hier ohnedies nicht beliebte Baumeiſter Föhr den Kürzeren zog, da er nicht gehörig ſattelfeſt auf den Kampfplatz trat; das Publikum aber ergötzt ſich darüber und lacht. — Seit einigen Tagen ſchreckte uns zweimal die Sturmglocke auf; es brannte in Scheuern auf Dorfſchaften in der Nähe; das eine Mal ſoll das Herbſtſchießen, das andere Mal Braten von Kartoffeln im Freien in der Nähe einer Scheuer Schuld am Unglück geweſen ſeyn. — Nächſten Dienſtag findet große ſolenne Einweihungsfahrt der Eiſenbahn von hier nach Ludwigsburg und Eßlingen ſtatt, wobei die angeſehenſten Bürger der vier Städte Stuttgart, Ludwigsburg, Cannſtatt und Eßlingen ſich gegenſeitig begrüßen und hier zu einem Gaſtmahl vereinen. Der Betrieb beginnt mit dem 15. d. Mts.

Darmſtadt, 11. Oct.

Jenny Lind iſt heute Mittag hier angekommen und in dem Gaſthauſe zur Traube abgeſtiegen. Zur Feier ihrer Anweſenheit in unſerer Mitte wird heute in dem großh. Hoftheater die Oper „Fidelio“, von Beethoven, aufgeführt werden. Sie ſoll die Vorſtellung dieſer Oper gewünſcht haben, hauptſächlich aus dem Grunde, um unſere erſte treffliche Opernſängerin, Mad. Pirſcher, hören zu können. Nach dem Theater erwartet den geſchätzten Gaſt ein zweiter ſolenner Willkomm, und zwar durch eine Serenade, welche ihr von einer Anzahl ihrer hieſigen Verehrer gebracht werden ſoll. Wenn dieſe vorüber iſt, wenn die berühmte Jenny mit Enthuſiasmus haranguirt worden, wenn ſie, erſchöpft von den Huldigungen des Abends, gedankt hat: erſt dann wird es ihr möglich ſeyn, ſich hinter die Gardinen zurückziehen und im Schlafe von den neuen Triumphen der kommenden Tage glückſelig träumen zu können. Uebermorgen (Dienſtag) wird ſie nämlich zum erſten Male in der Nachtwandlerin als Amine auftreten. Sie gibt überhaupt hier drei Gaſtrollen und ſoll für jede, wie man mit Beſtimmtheit verſichert, ein Honorar von tauſend Gulden erhalten. Dagegen ſind aber auch die Preiſe der Logen und anderen Theaterplätze bedeutend erhöht worden. (Sperrſitz 2 fl., Parket 1 fl. 24 kr., Parterre 1 fl. ꝛc.) Bei Beſtimmung dieſer außerordentlichen Preiſe ſcheint man beſonders auf den zahlreichen Beſuch auswärtiger Kunſtfreunde gezählt zu haben. Es iſt möglich, daß ſie kommen, es könnte aber auch leicht der Fall ſeyn, daß ſie ſich nicht ſo zahlreich einfänden, als zur Beſetzung aller Plätze erforderlich iſt. Doch wir wollen das Beſte hoffen und unſerer vielfach in Anſpruch genommenen Theaterkaſſe die erfreulichſten pecuniären Erfolge wünſchen. — Wäre die gefeierte Jenny um einen Tag früher gekommen, ſo hätte ſie geſtern einer Abendunterhaltung des Geſangvereines „Harmonie“, im Saale des Darmſtädter Hofs, beiwohnen können. Die Chöre, Lieder und andere Muſikſtücke, welche den unterhaltenden Abend ausfüllten, zeigten einestheils von den guten Studien der mitwirkenden Dilettanten, anderentheils aber auch von den Verdienſten ihres Inſtructors, des Hrn. C. Spamer, von deſſen Compoſitionstalent auch bei dieſer Soirée wieder mehreres Schöne zum Vorſchein kam. Die von Spamer componirte Oper „Libuſſa“ hat ſchon vor Jahr und Tag hier aufgeführt werden ſollen; allein, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, einheimiſche Talente, wenn ſie nicht zu einer gewiſſen Coterie gehören, wo der Fidelbogen als Scepter gehandhabt wird, werden ſelten nach Verdienſt gewürdigt, und wenn ihnen dieſe Ehre etwa zu Theil werden ſollte, ſo ruhen ſie gemeiniglich ſchon 10 bis 20 Jahre im Grabe. Alsdann iſt man vielleicht auch großmüthig und edel genug geſinnt, dem verdienſtvollen Verblichenen einen Denkſtein oder gar ein glänzendes Monument zu ſetzen. Das iſt ſo die alte deutſche Weiſe. C'est tout comme chez nous.

Wicker bei Hochheim, 11. Oct.

Die hieſige Weinleſe begann am 7. d. Mts. Schon von ferne hört man das laute Jubeln und Jauchzen der ſchönen Winzerinnen und frohen Winzer, und betritt man unſere paradieſiſchen Rebenhügel, ſo verweilt das Auge mit vielem Vergnügen auf der emſigen Rührigkeit der reinlichen Leſer. In der That gibt es aber auch keine angenehmere Beſchäftigung, als bei ſonnigem Wetter, deſſen wir uns jetzt erfreuen, den Segen der kräftigen Weinſtöcke einzuſammeln. Dieſer Segen iſt in Beziehung auf Quantität und Qualität ein reichlicher; denn jeder Weinproducent ſpricht freudig: „Wir erhalten mehr Wein, wie wir hofften.“ Und was die Süße, Güte, Schwere und Annehmlichkeiten des 1846er betrifft, ſo iſt er wohl das beſte Kind, das Bacchus bis jetzt uns im neunzehnten Jahrhundert gebracht hat. Bacchus feiert daher in Wahrheit ſein hundertjähriges Jubiläum. Denn 1746 gab es einen herrlich guten Wein, von welchem im Herbſte das Stück — 7½ Ohm — für 340 fl. verkauft wurde. Bacchus hielt in den darauf folgenden Jahren treffliche Nachfeſtlichkeiten; denn der Wein des Jahres 1747 war delicat; der 1748 extra gut und koſtbar; der des Jahres 1749 ebenfalls extra gut, man ſagte damals, es wäre ein königlicher Wein; der 1750er war dem 1748er gleich. Gefiel es Bacchus, dieſe Nachfeier in den Jahren 1847, 48, 49 und 1850 zu halten, ſo würde er alle ſeine Freunde und Verehrer höchlich erfreuen.

H—k.

Geſchichtliche Vorleſungen.

Die 24 geſchichtlichen Vorträge des Unterzeichneten über

den Zeitraum der letztverfloſſenen hundert Jahre,

in welchen das biographiſche Element vorwalten wird, beginnen

Montag den 19. October, Abends 7 Uhr,

und werden von da an wöchentlich um dieſelbe Zeit ſtatt finden. Der Hörſaal befindet ſich: Große Gallengaſſe, im Hauſe der Geſellſchaft „Karl zum aufgehenden Licht“, E, 5, im Hofe links. — Die Liſte mit den bereits erfolgten Unterzeichnungen kann in der Schmerber'ſchen, Hermann'ſchen, Sauerländer'ſchen oder Jäger'ſchen Buchhandlung in Einſicht genommen werden. Der geſammte Eintrittspreis beträgt für eine Perſon 4 fl., für zwei Perſonen 7 fl. und für drei Perſonen 9 fl. — Diejenigen Damen und Herren, welche gegenwärtig über ihre Winterabende noch nicht frei verfügen können, belieben in einer der obigen Buchhandlungen für jede der erſten Vorleſungen Einzelkarten à 30 kr. zu entnehmen, deren Betrag bei ſpäter erfolgendem Abonnement in Abzug gebracht werden wird.

I. Vorleſung: Einleitende Betrachtungen — Maria Thereſia.

Frankfurt a. M., 12. Oct. 1846. Dr. Heyden (E, 28).

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 13. Oct. Die Räuber, Schauſpiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller.

Redakteur J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 285. Donnerſtag, den 15. October 1846.

Prinzeß Tarakanoff.

Eine Erzählung, nach franzöſiſchen Memoiren bearbeitet von Hans von G........

(Schluß.)

XI.

Die Diviſion der ruſſiſchen Flotte, die von Elphingſton kommandirt wurde, kam nach Livorno zurück; Dugdale, der ziemlich hergeſtellt war, befand ſich auf dem St. Eſtaſi. Er erhielt zur Herſtellung ſeiner Geſundheit einen längeren Urlaub, welchen er natürlich dazu benutzte, zu ſeiner Braut zu eilen. Ehe er jedoch nach Rom abreiſ'te, hielt er ſich noch einige Zeit in Livorno auf. D. war aus Petersburg zurückgekehrt, und hatte ſich an den berühmten Hackert gewandt, um ihn um die Ausführung der ſechs von der Kaiſerin gewünſchten Gemälde zu bitten. Hackert entgegnete, daß dies namentlich in Bezug auf die brennenden Schiffe ſeine Schwierigkeiten habe, da er noch nie Zeuge geweſen, wie ein Schiff gebrannt oder gar in die Luft geflogen ſey.

„Das ſind Nebenſachen,“ entgegnete D.; „noch morgen werde ich Ihnen das Vergnügen machen.“ Hackert gab zwar zu bedenken, daß dies doch für die Rhede gefährlich werden könnte.

Das Projekt D's wurde auch kaum bekannt, als die engliſchen Schiffer hiergegen Proteſtation einlegten, und ſo ſah ſich D. genöthigt, den Großherzog von Toskana um Erlaubniß zu bitten. Die Regierung dieſes Staats bewilligte es, jedoch mit dem Beding, daß es wenigſtens ſechs engliſche Meilen von Livorno ſtatt finden müſſe. Die alte Fregatte ward mit dem gehörigen Pulver verſehen, die Kanonen entfernt, und ſtatt deſſen hölzerne ſtarke Röhren mit Pulver geladen. Eine ungeheure Menge von Menſchen hatte ſich zum Anſchauen des Brandes verſammelt.

Das Feuer begann in den oberen Theilen. Es ſpielte gleichſam in den Spieren am Segelwerk und an der Takelage hin, ehe alle dieſe Gegenſtände, ſo wie die übrigen Materialien des Schiffs in hellen Flammen ſtanden. Die hölzernen Kanonen fingen Feuer und entluden ſich krachend. Es bildeten ſich feurige Wolken vom Schiff aus, große Feuerſäulen ſtiegen auf. Dicke Rauchwolken überdeckten das Feuer. Alle mögliche Trümmer flogen in der Luft herum. Jetzt ſtieg eine ſchwarze Rauchſäule empor, umgeben von einer blutrothen Flamme, auch dieſe verſchwand zuletzt, und nur dieſe Flammenmaſſen ſchwebten über dem brennenden Schiffe.

Nun hatte Hackert ein Modell gehabt, welches in ſeiner Art ſo einzig daſtand, und der gewandte Pinſel dieſes Malers verſtand es meiſterhaft, dieſe Scenen auf die Leinwand zu zaubern.

Dugdale ſah während ſeines Aufenthalts in Livorno öfter einen Italiener, deſſen gemeine Züge ihm auffielen, in der Umgebung D's. Auf Befragen, wer dieſes wäre, erfuhr er, daß es ein Neapolitaner ſey, der ſich Ribas nenne und kürzlich wegen gewiſſer Umtriebe Neapel habe verlaſſen müſſen. Dieſen Menſchen hatte ſich D. auserkoren, um der Prinzeß Tarakanoff eine Falle zu legen. Die Folge wird lehren, wie gewandt dieſer Menſch ſeine Aufträge ausführte.

Als Dugdale in Rom angekommen war, lernte er im Hauſe ſeiner Schwiegereltern die liebenswürdige Prinzeß kennen, das ganze Auftreten derſelben gefiel ihm ſo wohl, daß er es in jeder Beziehung billigte, daß Dyk ſich ihrer ſo lebhaft annahm, als es ihre unangenehme Lage nöthig machte. Doch Dyk und ſeine Familie verließen Rom, und die Prinzeß war leider nicht zu bewegen, mit ihnen nach Livorno zu gehen. Die beiden Freundinnen ſchieden ſchweren Herzens, verſprachen ſich jedoch, in immerwährendem Briefwechſel zu bleiben.

XII.

Einige Zeit war nach der Abreiſe Dyks und ſeiner Familie vergangen, die Noth fing an, die Prinzeß hart zu bedrängen, da erſchien eines Tags ein Offizier bei ihr, der ſich ſehr angelegentlich nach ihren Verhältniſſen erkundigte. Nichts Böſes ahnend, theilte ſie dieſem zutrauensvoll ihre Lage mit. — Mit tiefer Unterthänigkeit nahte er ſich der Prinzeß. „Glauben Sie mir, meine Gnädigſte,“ begann er eines Tags, „daß blos der Wunſch, Ihnen perſönlich meine Ehrfurcht bezeugen zu können, mich zu Ihnen führt. Ihr ſeltſames Schickſal, Ihre jetzige unbequeme Lage intereſſirt mich wie alle meine Mitbürger.“ Er ſchien gerührt, und mit den demüthigſten Worten bot er ihr Unterſtützung an, was konnte Kathinka wohl thun, als dieſe anzunehmen. Sie hielt ihn jetzt für ihren Retter, den der Himmel geſandt hatte, ihrer unglücklichen Lage ein Ende zu machen. Immer mehr befeſtigte ſich Ribas, denn dieſer war der Offizier, in dem Zutrauen der Prinzeß.

Er ſuchte den Ehrgeiz Kathinka's immer mehr anzureizen, malte ihr eine glänzende Zukunft mit glühenden Farben vor, beſtärkte ſie in dem Glauben, daß ſie zu großen Dingen, und ſelbſt dazu beſtimmt ſey, den Thron zu beſteigen, beſeitigte alle ihre Einwendungen und Zweifel, und kam ſo weit, daß er ihre Einwilligung erhielt, mit ihm Rom zu verlaſſen und ſich nach Livorno zu begeben, wo er ſie ihrer Beſtimmung näher bringen und mit einem hochgeſtellten Manne in direkten Rapport ſetzen würde.

Um dieſe Zeit nun kam Polſchinsky in Rom an; die Prinzeß war ſchon nach Livorno abgereiſ't. Polſchinsky's Schrecken war groß, als er dieſe Nachricht erfuhr. Er eilte ihr nach. In Livorno ſah er die Prinzeß mit der größten Ehrerbietung behandelt, alles ſchien in dieſer Stadt bemüht, ihr die größte Aufmerkſamkeit zu bezeugen. Sie war im Hauſe Dyk's abgeſtiegen, und Polſchinsky war hierdurch einigermaßen beruhigt, da er hierin eine Art von Sicherheit für Kathinka ſah. Indeß traute Michael doch nicht ganz. Eines Abends ging er träumend im Hafen von Livorno ſpazieren, es war ſchon dämmerig, und nur mit vieler Mühe erkannte er eine von den zwei Perſonen, die im eifrigen

Geſpräch begriffen, ebenfalls hier luſtwandelten, den Admiral Graſen D. Leiſe folgte nun Michael, und vernahm hier theilweiſe einen Plan auf die Sicherheit ſeiner von ihm ſo heißgeliebten Kathinka.

Dieſer Anſchlag war kein Anderer, als der, die Prinzeſſin unter einem ſchicklichen Vorwande auf ein in dem Hafen liegendes Schiff zu locken, ſich alsdann ihrer Perſon zu bemächtigen und ſie nach der nordiſchen Hauptſtadt bringen zu laſſen. Unverzüglich wendete ſich Michael in Gemeinſchaft mit Dyk an den engliſchen Conſul, welcher ſich bereit erklärte, ihm ſeine Hülfe angedeihen zu laſſen und Alles zu verſuchen, um die drohende Gefahr von Kathinka abzuwenden. Der Thätigkeit Michaels und ſeiner Freunde gelang es auch in vollem Maße. Die böswilligen Anſchläge auf die Sicherheit Kathinka's wurden vereitelt, und ſie ſelber gelangte zur Einſicht, daß man ihren Ehrgeiz hatte mißbrauchen wollen, um ſie zu verderben. Unter ſolchen Umſtänden ſah Ribas ſeine Plane vereitelt und ſich ſelber gezwungen, Livorno zu verlaſſen. Kathinka ſchloß ſich jetzt mit dem vollſten Vertrauen ihrem Freunde und Retter Michael an, und beide verfügten ſich bald hierauf nach Genua, wo ihre Freunde Dyk und Dugdale ſie erwarteten.

Jahre waren ſeit der Zeit verfloſſen. Es war an einem herrlichen Abend im Monat Juli. In dem ſchönen Garten eines eleganten Landhauſes in der Nähe von Liverpool war eine Geſellſchaft um den Theetiſch verſammelt. Der alte Dyk ſaß neben ſeiner Gattin, zu deren Füßen zwei kleine Kinder ſpielten, die öfter mit liebenden Blicken zu ihren Eltern hinüberſahen, Dugdale ſaß an der Seite ſeiner reizenden Anna, und auch Kathinka war mit ihrem Michael zugegen. Der Knabe mit dem röthlichen Haare war Dugdale's und Anna's Sohn, während das kleine hübſche ſchwarzgelockte Mädchen die Tochter Kathinka's und Michaels war. Diſe Familien genoſſen hier der ungeſtörteſten Ruhe. Kathinka hatte allen ehrgeizigen Plänen entſagt und hing mit unendlicher Liebe an ihrem Gatten. Alle behandelten aber mit der größten Aufmerkſamkeit einen Mann, deſſen Haare ſchon grau geworden, und der an der Seite einer kleinen Matrone ſaß, deren Züge deutlich zeigten, daß ſie einſt hübſch geweſen, und deren große ſchöne Augen noch immer in jugendlichem Feuer leuchteten. Es war Elphingſton mit ſeiner Gattin. Noch ſpät hatte ihn das Schickſal mit ſeiner ſo heiß geliebten Anna North vereinigt.

Als Elphingſton nach England zurückkam, fand er ſie als Wittwe wieder. Ihre erſte Ehe war kinderlos geblieben, und Anna North nun völlig unabhängig. Von der Treue des vielgeliebten Mannes gerührt, reichte ſie ihm freudig ihre Hand.

Entdeckung wilder Kartoffelarten.

Der Allgemeinen Ztg. wird aus London, 1. Oct. geſchrieben: Die Kartoffelkrankheit breitet ſich in Amerika eben ſo aus wie in Europa und hat dort den natürlichen Wunſch geweckt, die wildwachſende Kartoffel aufzufinden, um mit ihr den Samen zu erneuern, aber bis jetzt hat man ſie umſonſt geſucht. Dagegen ſcheint ein deutſcher Geolog, Namens Geßner, auf Prince-Edwards-Inſel (in der Bay von Neufundland) zwei neue Arten eßbarer Knollenpflanzen gefunden zu haben, welche vielleicht die Kartoffel erſetzen könnten. Hr. A. Geßner hat dem Secretär der k. Ackerbaugeſellſchaft jener Inſel geſchrieben, daß er ſich bei ſeiner geologiſchen Unterſuchung der Inſel alle Mühe gegeben habe, die eßbaren Wurzeln zu entdecken, von denen früher die Indianer gelebt hätten. Mit Hülfe von zwei intelligenten Micmac-Indiern fand er zwei Arten mehlhaltender Knollen, „die ihrem Ausſehen nach ſo viel verſprechen, als die wilden Kartoffeln, welche Sir W. Raleigh aus Virginien nach Irland brachte, und von denen unſere Kartoffel abſtammt." Er verſpricht, ſobald ſeine gegenwärtigen Geſchäfte vollbracht ſeyen, ſeine Unterſuchung fortzuſetzen, nimmt ſich vor, inzwiſchen Proben der Knollen an Ackerbaugeſellſchaften in Nordamerika und England zu ſchicken, und hat er ſchon einige Landbeſitzer auf Prince-Edwards-Inſel in den Stand geſetzt, Verſuche damit zu machen. Hier folgt der Auszug aus ſeinem Brief, ſo weit er die Knollen betrifft. „Die erſten, die ich fand, wuchſen auf Hog Inſel in der Bay von Richmond; die Indianer nennen dieſe Art Mukquaſete. Wir fanden ſie am 3. Auguſt. Die Stengel waren verwelkt, ſo daß ich mir keine deutliche Vorſtellung von ihnen in ihrem grünen Zuſtand machen kann, die Knollen waren vollkommen reif, ſie wuchſen in einem Wald von harten Holzarten, einen Zoll unter der Erde, die mit einer Schichte verfaulter Blätter bedeckt war; der Ort, wo ſie aufwuchſen, iſt völlig beſchattet, aber die Erde gut und der Platz der Wärme ausgeſetzt. Sie finden ſich auch in andern Theilen von Prince-Edwards-Inſel, aber ſie ſind ſelten und eine ganze indianiſche Familie konnte mir nur mit Mühe ein Schoppenmaß füllen. Im Allgemeinen ſind ſie nicht größer als eine Kirſche, aber einzelne ſind beträchtlich größer; ſie ſehen ganz wie gewöhnliche Kartoffel aus und haben namentlich die eigenthümlichen Einſchnitte, die man Augen nennt. Die Haut des Knollens iſt roſtbraun, das Innere iſt vollkommen weiß und hat den Geſchmack und Geruch unſerer Kartoffel; die Indianer ſagen, daß man ſie trocken oder feucht ſehr lange aufbewahren könne. Sie ſind ſehr mehlreich und enthalten viel Stärke, welche der ähnlich iſt, die man aus Waizen erhält; wenn man ſie trocknet, ſchrumpfen ſie etwas zuſammen, quellen aber in warmem Waſſer ſogleich wieder auf; ſie bieten ein vortreffliches Nahrungsmittel und ſind bei den Indianern ſehr beliebt, ſo daß dieſe jeden Stock ſogleich ausgraben, den ſie finden. Die Pflanze iſt ſehr nahrhaft und geſund und würde wahrſcheinlich bei guter Cultur einen großen Ertrag liefern. Die andere Art der wildwachſenden mehlreichen Knollen wird weit häufiger angetroffen, als die erſte; die Indianer nennen ſie Sangwabaa. Ich fand ſie auf verſchiedenen Inſeln in der Bay von Richmond, am häufigſten in dem untern Theil der Sandhügel der Fiſchinſel. Ihre Lieblingslage ſcheinen die unterſten Theile der Sandhügel, welche die Lagunen an der Küſte hin bilden und wo die Pflanze von verfaulten Seegräſern und Schnecken gedüngt wird; man findet ſie mitten unter Gras und Unkraut, und ſie bedecken oft eine beträchtliche Strecke. Das Blatt gleicht dem der Kartoffel, der Stengel dem eines kleinen Weinſtocks, die Knollen liegen zwei Zoll unter der Erde, ſind einförmig und hängen wie Glasperlen, die auf eine Schnur aufgereiht ſind, durch ein ſtarkes Band zuſammen. Sie ſind ſchwarzbraun und ſehen im Allgemeinen auch der Kartoffel gleich, ſind trocken, mehlreich und ſehr nahrhaft. Sie werden von den Indianern gegeſſen und haben viele vom Hungertod gerettet, wenn ſchlechtes Wetter ſie auf den kleinen Inſeln zurückhielt, aber ſie werden für weniger ſchmackhaft, als die Mukquaſete angeſehen. Die Indianer haben ſich viele Mühe gegeben, die Exiſtenz dieſer Pflanzen den Weißen unbekannt zu halten, und man kann ſich ihre Erhaltung auf den Inſeln nur durch die Abweſenheit von wilden Thieren auf dieſen einſamen Flecken erklären, da der Racoon, der Woodchuck und das Stachelſchwein ſie gierig freſſen. Die Pflanze kommt leicht fort und die Knollen, die im Winter im Boden bleiben, ſchießen im Frühjahr in friſchen Stengeln auf. Dieſe Art fand ich am 12. Aug., die Blüthen waren verſchwunden und der Same ſchien ausgefallen zu ſeyn, aber die Knollen waren noch nicht reif. Ich habe jedoch einige gegeſſen und fand ſie trocken, mehlig und angenehm im Geſchmack." Ob nun eine dieſer Knollenpflanzen die langgeſuchte wilde Kartoffel ſey oder nicht, ſo wäre zu wünſchen, daß ſich deutſche Ackerbaugeſellſchaften und Anſtalten an Hrn. Geßner wendeten, um Samen davon zu erhalten und Verſuche damit zu machen. Es iſt kaum einem Zweifel unterworfen, daß bei ſorgfältiger Cultur die Knollen größer und ergiebiger werden, wie es in allen ähnlichen Fällen

Digitized by Google

gegangen iſt, und das Klima von Prince-Edwards-Inſel (46 Gr. nördlicher Breite) iſt der Art, daß kein Theil von Deutſchland zu kalt für eine dort wild vorkommende Pflanze ſeyn würde.

Aus der Champagne.

Durch die Gefälligkeit eines Bekannten iſt uns der nachſtehende Brief zur Veröffentlichung erſtattet worden. Derſelbe iſt geſchrieben von einem ſo eben die Champagne bereiſenden Frankfurter und macht dem hieſigen Freunde folgende Mittheilung:

„Ich habe Dir, lieber Freund, ſchon manches über meine Reiſen in Frankreich geſchrieben und da ich nun auch unlängſt in der Champagne geweſen, um einen Jugendfreund zu beſuchen, ſo fühle ich mich gedrungen, Dir über dieſes intereſſante Land einige Mittheilungen zu machen, die um ſo mehr für Dich von Intereſſe ſeyn werden, als Du ein Liebhaber und Kenner ſeiner vortrefflichen Weine biſt. Ich kam gerade zu der Weinleſe, wo man dem Fremden wenig bieten kann, weil Jedermann beſchäftigt iſt. Auch ſind die Orte der Champagne ohnehin meiſt klein, und nur in der Ruhezeit d. h. in der Zeit, wo keine Weinleſe iſt und keine Verſendungen zu machen ſind, finden die geſelligen Vergnügungen ſtatt. Gerne ging ich daher auf den Vorſchlag meines Freundes ein, ihn auf ſeinen Rundreiſen durch das Land zu begleiten, um ihm beim Einkauf der Weine behülflich zu ſeyn. Wir beſuchten die beſten Plätze, wie: Bouzy, Verzeney, Ay, Avis, Cramant u. a. m. und fanden da meiſt die Autoritäten der Champagne, wie: Moet, Montebello, Cliquot, Jaqueſon, Mumm, Lambry, Heldermann, Herdzik, Gießler, Ruynard und Andere verſammelt.

Man macht ſich eine ganz irrige Vorſtellung, wenn man glaubt, die Champagner Häuſer ſeyen alle Proprietairs. Nur wenige beſitzen einige Weinberge, wie z. B. Cliquot in Bouzy und neuerdings Jaqueſon. Dieſes iſt auch ſehr erklärlich; denn wer könnte die unermeßlichen Capitalien aufbringen, um zugleich Champagnerfabrikant und Eigenthümer zu ſeyn. Die Hauptbeſitzer ſind Bauern, von ſo ärmlichem Ausſehen, daß, wenn man einem bei uns auf der Straße begegnete, man ihm ein Almoſen unaufgefordert geben würde. Dabei ſind ſie wenig gebildete Menſchen, die den übrigen Feldbau vernachläßigen und alle ihre Kräfte einzig auf den Weinbau verwenden. Sie leben ſehr ärmlich, kennen keinen Genuß, als den, Geld, welches ſie auch reichlich beſitzen, zu verdienen, trinken ſelten nur ſchlechten Wein, und alles Geld, was ſie für ihre Trauben löſen, vergraben ſie in ihren Häuſern, um gelegentlich neue Weinberge zu kaufen. Es giebt Weinbauern, welche ein Vermögen von hundertauſend Franken und weit mehr beſitzen.

Bouzy iſt ein unbedeutender Ort mit ohngefähr 300 Morgen Weinbergen und erzeugt dieſes Jahr ohngefähr 3000 Faß. Jedes Faß nun zu circa 270 Bouteillen gerechnet, macht eine Einnahme von 1,800,000 Francs, alles in baaren Fünffrankſtücken. Die Art, wie die Einkäufe gemacht werden, iſt folgende: Man kauft dem Bauern ſeine Trauben am Stocke ab; ſie werden dann in das nächſte Dorf geliefert, wo man ſie mißt, d. h., man ſchüttet ſie in kleine Bütten, die man Caque nennt, eine ſolche Caque hält ohngefähr 100 Litres, welche je nach Lage und Güte mit 80 bis 90 Francs bezahlt werden. Eine andere Art des Einkaufs iſt die, daß man dem Bauer ſeine bereits gebrochenen Trauben, welche in Körben zierlich daſtehen, per Faß abkauft, ihm für ein Faß (270 Bouteillen) Moſt vor dem Abſtiche, je nach Qualität, 300 bis 560 Francs bezahlt und ſo den friſch gepreßten Moſt von dem Preſſoir (Kelter) in Empfang nimmt.

Die Kelterung geſchieht auf folgende Weiſe: Die Trauben werden in das Preſſoir geſchüttet und gepreßt. Man macht gewöhnlich 5 bis 6 Serres oder Preſſen — die Weinhändler nehmen aber nur die vier erſten Preſſen — die folgenden zwei anderen bleiben dem Verkäufer und geben den gewöhnlichen Landwein. Auf dieſe Weiſe kannſt Du Dir denken, daß für die Champagnerweine nur das Beſte oder der Verlauf genommen wird, daher der Wein auch theuer zu ſtehen kommt.

Wenn man die heurigen Weine calculirt und annimmt, daß alle Einkäufe baar bezahlt werden müſſen, daß die Weine noch bedeutend Schmutz abſtoßen, erſt im Jahre 1848 verſandt werden können, auch manchmal in der Bouteille 20 bis 30 pCt. Bruch geben, die Fabrikation überhaupt große Koſten verurſacht (denn eine jede Flaſche geht wohl vierzigmal durch die Hand), ferner der Verkauf der Weine durch Reiſende und Agenten ſehr koſtſpielig wird, das Geld manchmal erſt nach zwölf Monaten eingeht, ſo wird man leicht einſehen, daß den Champagnerfabriken für die nächſten Jahre wenig Gewinn zu Theil werden wird.

Ay, wo ich wohne, iſt nur ein kleines Städtchen, erzeugt aber circa 20.000 Faß ſehr vorzüglicher Weine, ohngefähr 500.000 Bouteillen. Es giebt ſehr reiche Leute hier und in den erſten Familien herrſcht viel Bildung und große Gaſtfreundſchaft. Die Lage von Ay iſt ſchön, es wird die Eiſenſtraße von Paris nach Straßburg bald vollendet ſeyn, welches der Champagne von bedeutendem Nutzen ſeyn wird.

Wohlſtand herrſcht hier im ganzen Lande, und es giebt faſt keine Bettler.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt es, daß die Arbeiter alle auf Eſeln reiten. Man ſieht Männer und Frauen auf dieſe Weiſe vorüberziehen; zwei Körbe, worin die Trauben transportirt werden, hängen an dem Sattel. Abends kommen die Vignerons (Winzer) aus den Weinbergen ſingend zurück und viele hunderte bivouakiren auf den Straßen und laſſen ihre Thiere auf den nahen Wieſen frei herumlaufen, um ihr Futter zu ſuchen.

Hier haſt Du alſo ein kleines Bild meiner Anſchauungen.

Was die diesjährige Weinleſe betrifft, ſo war ſie eine höchſt erfreuliche, da auch hier in der geprieſenen Champagne die edle Gottesgabe in ſeltener Vorzüglichkeit und Reichhaltigkeit gerathen iſt und die Weinbergbeſitzer eine vollkommen geſegnete Erndte halten. Wir dürfen einem köſtlichen 1846r entgegenſehen und ich behalte mir unterdeſſen nähere Details über meine Wanderung durch dieſen ſchönen Theil von Frankreich auf mündlich vor. Bis dahin lebe wohl.“

Mannichfaltigkeiten.

Im Laufe des vorigen Monats ſtarb zu Hospich der Hr. General und Brigadier in Croatien, Karl Boſſard; zur Leichenfeierlichkeit waren 2 Bataillone Liccaner-Grenz-Regiments ausgerückt. Herr Oberſtlieutenant Markus Sertig kommandirte das 1. Bataillon. Eben hatte er das Kommandowort: „Präſentirt!“ ausgerufen, als er den Degen ſinken ließ und Miene machte, vom Pferd zu ſinken. Man ſprang hinzu, doch man fand ihn ſchon entſeelt. Ein Schlagfluß machte ſeinem Leben ein Ende. — Hr. Hauptmann Meſtrovic beſtieg ſogleich daſſelbe Pferd und commandirte: „Schultert!“ Dieſe Scene brachte den ſeltſamſten Eindruck hervor; auf der einen Seite trug man die Leiche des Generals hinaus und auf der andern die des Oberſtlieutenants vom Paradeplatz in das Quartier. Merkwürdig bleibt es immer, daß der würdige Hr. Oberſtlieutenant ein Commandowort, welches eine militäriſche Ehrenbezeugung anordnet, als ſein letztes über die Lippen brachte. Ein paſſenderes Wort hat wohl ein ehrenvoller Krieger in ſeiner Sterbeſtunde noch nicht ausgeſprochen.

Ueber Hillebrand's Werk „Die deutſche National-Literatur ſeit Leſſing bis auf die Gegenwart“ bemerkt die Beilage zur

Digitized by Google

Weſer-Zeitung: Dies gehaltvolle Werk bietet zwar keine neuen Entdeckungen dar, erweckt aber dennoch wegen des außerordentlichen Fleißes und der geiſtreichen Bewältigung einer ſo umfaſſenden Aufgabe unſer dankbares Staunen. Herr Hillebrand hat in der That die große Maſſe der literariſchen Veröffentlichungen ſeit Leſſing durch Selbſtnachleſen zu überwinden geſucht und er iſt mit Gewiſſenhaftigkeit und Treue bis auf die jüngſten Erſcheinungen und Schriftſteller fortgegangen, ſo daß in ſeinem Werke weder die Perſonen des jungen Deutſchlands, noch was er die „eigentlichen Poeten der Gegenwart“ nennt, nämlich die Lyriker und Romanſchriftſteller der noch gültigen und kaum begonnenen Epoche vermißt werden. Das Buch füllt drei Bände, wovon der dritte über vierzig Bogen. Dem Vortrage und Studium deutſcher Literaturgeſchichte gewährt es nicht nur breiten, ſondern bis auf einige Härten und Abneigungen des Verfaſſers, wie z. B. gegen das junge Deutſchland, auch ſichern Anhalt.

(Darmſtadt, 11. October.) In dem Augenblicke, wo in den meiſten deutſchen Ländern von Seiten der Regierungen Frucht zur Linderung der Noth aus den Oſtſeeländern bezogen wird, macht man im Intereſſe der Landleute darauf aufmerkſam, daß dieſe Früchte vor der Verſendung meiſt in Backöfen getrocknet werden, was die Folge hat, daß die Frucht ſich gut hält und namentlich gegen Inſekten, Kornmilben ꝛc. geſchützt iſt. Die ſo zubereitete Frucht eignet ſich ganz vorzüglich zum Nahrungsmittel, dagegen hat ſie häufig durch dieſes Verfahren die Keimkraft verloren und kann darum ſelten als Saatfrucht gebraucht werden. Um zu erfahren, ob eine Quantität, die man zur Anſaat beſtimmen will, trotzdem dazu tauglich iſt, räth man daher, vorher damit die Keimprobe zu machen; hierdurch kann man in wenigen Tagen ſich von ihrer Keimkraft überzeugen und ſich vor Schaden bewahren, der dadurch entſtehen würde, daß man Frucht, deren Keimkraft getödtet iſt, zum Säen benutzte. — Man bittet die verehrlichen Zeitungsredactionen, dieſe auf Erfahrung gegründete Bemerkung im Intereſſe des Ackerbaues durch ihre Blätter zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Ernſt Emil Hoffmann.

(Köln, 4. October.) Seit einigen Tagen erregen hier zwei Rieſenkeſſel, welche von Seraing in Belgien nach Peſth gehen, unſere Aufmerkſamkeit. Man wollte ſie um Köln herumfahren, was aber nicht ging, und ſie mußten durch Köln ſelbſt transportirt werden. Um dies möglich zu machen, hat man ſie abladen und das Pflaſter des Ehrenthores aufreißen müſſen, damit man eine tiefere Fahrbahn erlangte, weil ſie ſonſt nicht durch das Thor zu bringen waren. Die Rheinbrücke war zur Ueberfahrt zu ſchwach, denn jeder einzelne Keſſel wiegt mit ſeiner Karre 400 Ctr., weßhalb ſie einzeln auf zuſammengekoppelten Fahrzeugen über den Rhein geſetzt wurden. Die Fuhrleute müſſen große Umwege machen, damit ſie möglichſt wenige Schwierigkeiten finden. Wie es heißt, gehen ſie durch Sachſen über Prag und Wien. Jeder Wagen iſt mit 8 kräftigen Pferden beſpannt und 16 Pferde mußten dieſelben auf die Werfthöhe fahren. Wahrſcheinlich ſind auch die Brücken Durchläſſe auf dem Donau-Main-Canal zu eng, weil ſonſt wohl der Transport auf dieſem Canal gewählt worden wäre.

Die koloſſale Reiterſtatue vom Herzog von Wellington iſt im Atelier des Bildhauers Wyatt jetzt endlich fertig. Sie wurde in mehreren Stücken gegoſſen, die jetzt zuſammengefügt ſind und ein Ganzes von 27 Fuß Höhe bilden, das 40 Tonnen (80,000 Pfd.) wiegt. Das Pferd ſteht in ruhiger Haltung da und der Herzog in das bis auf die Sporen getreu nachgebildete Koſtume gekleidet, welches er in der Schlacht von Waterloo trug, iſt dargeſtellt, wie er gerade ein Teleſkop in der rechten Hand ausgeſtreckt hält. Das im Arſenal zu Woolwich erbaute Fuhrwerk, welches dieſe gewaltige Metallmaſſe nach Hydepark-corner bringen ſoll, wiegt mit ſeinen maſſiven Rädern, die zwölf Fuß im Durchmeſſer halten, zehn Tonnen, und 30 bis 40 Pferde werden erforderlich ſeyn, um die Statue an ihren Beſtimmungsort zu ſchaffen.

Korreſpondenz.

Niederingelheim, 11. Oct.

Geſtern Abend war ein großer Theil der hieſigen Bevölkerung in freudiger Bewegung, um dem ſeit fünf Jahren in unſerer Mitte wohnenden Hrn. De Roock (Plantagen-Beſitzer auf Java) den Ausdruck eines faſt allgemein gefühlten Dankes darzubringen. An dieſem Manne, welcher überhaupt in humaner Weiſe von ſeinen Glücksgütern Gebrauch macht, fanden in verfloſſener Woche diejenigen hieſigen Weinproducenten, welche ihr Gewächs wegen mangelnder Einrichtung, unzureichender Quantität und Geldbedürfniß nicht ſelbſt lagern können, von dem Augenblick an, als hieſige und benachbarte Speculanten anfingen, den von Anfang an gangbaren Preis herabzudrücken, einen bereitwilligen Abnehmer. Es war intereſſant, am dritten Herbſttage vor den Kellern, welche nebſt den nöthigen Fäſſern Hrn. De Roock, der ganz aus dem Stegreif ein Geſchäft machen ſollte, wozu ſonſt mannichfaltige Vorbereitungen erforderlich ſind, zur Dispoſition geſtellt wurden, das Gedränge Derer zu ſehen, welche gekommen waren, um den Segen ihres Herbſtes dem Manne zu überliefern, der ſich freundlich geneigt zeigte, denſelben alsbald in klingende Münze zu verwandeln. So kamen durch ihn allein 10,000 fl. — 30 fl. per Ohm für den nach der Gährung zu gewinnenden Moſt — in die Hände derjenigen hieſigen Einwohner, welche großentheils bald daran denken müſſen, ſich die nöthigen Brodfrüchte zu verſchaffen. Ein wohlthuendes Schauſpiel war es, und gewiß auch dem Wohlthäter ein befriedigender Lohn, als die jubelnde Menge, von einer Reihe Fackelträger geführt, nach der Wohnung des Gefeierten zog, um ihm unter Muſikſtücken und Geſängen — für deren angemeſſene Ausführung hier die erforderlichen Bedingungen vorhanden ſind — und unter Freudenſchüſſen und aufſteigenden Raketen, die lebhafteſten Lebehochs zu bringen. Möge das köſtliche Jahresproduct auch dem Manne, der es, ohne auf Gewinn zu rechnen, aus der erſten Hand in Empfang nahm, ſich ſo verwerthen — und wir zweifeln nicht daran — daß er auch darin eine Aufmunterung findet, in gleicher Weiſe wie im Jahr 1842 und jetzt, auch in der Zukunft, wenigſtens in den Jahren, welche einen beſonders haltbaren Wein verſprechen, der hieſigen Gemeinde zu nützen. Hoffentlich wird er zu dieſem Zweck die ihm noch abgehenden Einrichtungen herſtellen, welche ihn gegen Verluſt ſichern können. — Noch muß eines Fortſchrittes von allgemeiner und tieferer Bedeutung in unſerer Gemeinde erwähnt werden. Es iſt dies unſer ſeit einem Jahr beſtehender und von den Aermſten benutzter Volksleſeverein, welchen wir blos unſerem Hrn. Decan Georgi zu verdanken haben, indem derſelbe Anfangs durch ſeine eigenen gemeinnützigen Bücher bei den Bürgern die Luſt zum Leſen erweckte, ſpäter dem Verein ein Geſchenk mit einem Theil derſelben machte und nun die Auswahl der neuen Bücher mit vieler Umſicht leitet. So wie dieſer ehrwürdige Geiſtliche, fern von theologiſchen Streitigkeiten, durch die h. Schrift die wahre Aufklärung für das practiſche Leben befördert und veredelnd auf die Geſinnungen und Handlungen ſeiner Pfarrkinder wirkt, wovon die Folgen ſind eine Fruchtbarkeit an guten Werken und Friede und Eintracht unter den hieſigen verſchiedenen Confeſſionen; eben ſo wird auch der durch ihn in's Leben getretene Volksleſeverein an ſeinen ſpäteren Früchten als ein wohlthätiger erkannt werden, weil derſelbe, gleich dem Geſangverein, der für den beſonderen Lebensberuf beſtimmten Zeit keinen Abbruch thut, ſondern die müſſige oder bisher gar ſchlecht angewandte Zeit zur intelligenten und moraliſchen Bildung benutzen ſoll, damit die jungen Bürger mit der gewonnenen Einſicht und Kraft noch rüſtiger in ihrem Berufe einem äußern und innern Glücke entgegen gehen. Heil jedem Dörfchen, das nur zwei ſolcher edlen Männer unter ſeinen Bewohnern hat!

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 286. Freitag, den 16. October 1846.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

1.

Ein milder Juliabend hatte ſeinen Frieden über das freundliche Dörfchen Lindflur ausgebreitet. Die drückende Schwüle des Nachmittags war durch einen Gewitterregen abgekühlt; auf Blumen und Blättern glänzten die durchſichtigen Regentropfen wie Diamanten im Widerſcheine der ſcheidenden Abendſonne und erfüllten die Luft mit den köſtlichſten Wohlgerüchen. Das Geklingel der heimkehrenden Heerde vereinte ſich mit dem Läuten der Abendglocke, die mit ernſten und weichen Tönen die Dörfler zum frommen Gebete einlud.

In dem hübſchen zierlichen Garten des Pfarrhauſes, das recht altersgrau und ehrwürdig zwiſchen einem Kranze grüner Linden hervorſchaute, ſaß in einer duftenden Jasminlaube die neunzehnjährige Anna, des Pfarrers einzige Tochter. Das reizende Köpfchen, von reichen dunklen Locken umſpielt, ruhte nachdenkend in der kleinen zierlichen Hand, ein ſchmerzliches Lächeln ſpielte um die blühenden feingeſchnittenen Lippen, und die großen Thränen, die ſich aus ihren blauen, ſeelenvollen Augen hervorſtahlen, waren ernſte Zeugen, daß auch in dieſem kindlichen Herzen der Schmerz ſich ſchon Wohnung geſchlagen habe. Manchmal preßte ſie die zarte Rechte gegen die Bruſt, als wolle ſie dadurch den zu lauten Schlag ihres Herzens hemmen oder den Sturm in ihrem Innern beſchwichtigen, dann ſchüttelte ſie langſam und träumeriſch, wie verneinend, das Haupt und murmelte leiſe vor ſich hin: „Gott, mein Gott, was ſoll aus mir werden! Ich ſehe keine Hoffnung, keine Möglichkeit von Glück vor mir, und dennoch kann und wird dieſes Herz nie vergeſſen lernen!“ Und leiſe, mit warmer Innigkeit, flüſterte ſie nun mehrmals den Namen: „Eduard,“ und ſo oft er über ihre Lippen glitt, flog für einen Augenblick ein Lächeln des Glücks über ihre Züge, die ſich ſchnell wieder verdüſterten.

So ſehr war Anna in Gedanken vertieft, daß ſie das Kommen ihres Vaters nicht bemerkte, der ſchon lange an dem Eingange der Laube ſtand und mit lächelndem Blicke auf das theure Kind ſchaute. Wer den Pfarrer zum erſtenmale ſah mit ſeinen freundlichen und doch ernſten Zügen, mit dem Blicke des reinſten Wohlwollens und der herzlichſten Theilnahme, dieſe edle Geſtalt, gebeugt und zugleich verſchönt durch den Ausdruck eines edel getragenen Schmerzes, wer ſeine einfache und doch ergreifende Rede vernahm, mußte bald erkennen, daß die Religion, deren Diener er war, mit ſeinem ganzen Weſen eins geworden, und ſein Aeußeres nichts ſey als der Abglanz einer durch ungeſchminkte wahre Liebe und ächte Frömmigkeit verklärten Seele. Gleich fern von eitlem, vermeſſenem Hochmuth, der auf den fehlenden Bruder verachtend herabſieht, wie von jener fanatiſchen, abgeſchmackten Demuth, die alles Gute in unſerer Natur läugnet, und dadurch nicht nur jedes edlere Streben vernichtet, ſondern auch das Gefühl unſerer Menſchenwürde herabwürdigt, ohne blinden zelotiſchen Glaubenseifer, aber mit der wärmſten Ueberzeugung an den Grundwahrheiten der Kirche hängend, war ſein ganzes Leben Ein Beweis, daß in ihm das Chriſtenthum nicht kaltes todtes Wort geblieben ſey, ſondern in einer ununterbrochenen Reihe frommer Handlungen Kraft und Leben gewonnen habe.

Pfarrer Werner hatte in ſeinem Leben manchen ſchweren Kampf durchgekämpft, ehe er zu jenem Frieden der Seele gekommen war, den die Stürme des Geſchickes wohl einen Augenblick trüben, nicht aber dauernd erſchüttern können. Er hatte früh ſchon ſeine Eltern verloren, die ihm kein Vermögen hinterließen, und nur ſeinem Fleiße, einer tadelloſen Aufführung und fremden Wohlthaten dankte er es, daß er ſeine Studien vollenden und ſich eine ehrenwerthe Stellung erwerben konnte. Als Vikar hatte er die Tochter eines alten Geiſtlichen, deſſen Stelle er zuweilen vertrat, kennen und lieben gelernt; aber lange lächelte ihm auch hier das Glück nicht, da er zu ſtolz und zu edel war, durch Verſtellung und elende Heuchelei eine Anſtellung erhalten zu wollen. So mußte er bei der Richtung, welcher die meiſten Mitglieder der höheren Kirchenſtellen folgten, ſich manchen jüngeren und unwürdigen Kandidaten vorziehen ſehen, der ehrlos genug war, um des lieben Brodes willen den Pietiſten zu ſpielen; aber er blieb heiter und zufrieden, und erfüllte ſeine Pflichten nur um ſo treuer. Endlich nach ſechzehnjähriger Ausdauer erhielt er eine Stellung, die ihm erlaubte, die Geliebte als Gattin heimzuführen, der er unerſchütterlich die Treue des Herzens bewahrt hatte. Zum erſtenmal ſchien nun das Glück ihm ſtrahlen zu wollen; aber dieſer Strahl war flüchtig, wie jener, mit dem die ſcheidende Abendſonne die Erde noch abſchiednehmend verklärt. Kaum vier Jahre lebte er in dem edelſten innigſten Vereine mit der Geliebten, da ging ſie heim, und von ſeinem ganzen Glücke blieb ihm nichts, als eine ſchmerzlich ſüße Erinnerung und die kleine Anna, das einzige Kind, welches ihm die geliebte Gattin geſchenkt hatte. Auf dieſe trug er nun die ganze unerſchöpfliche Liebe ſeines reichen Herzens über, in ihr lebte ihm das Weib ſeiner Liebe fort, durch Anna fühlte er ſich in ſteter Gemeinſchaft mit der Heimgegangenen; denn ihr Geiſt mußte ja ſegnend über dem geliebten Haupte des Weſens wachen, welches ihr das Theuerſte auf Erden geweſen, und welches ſie ſo früh und hülflos hatte zurücklaſſen müſſen.

Werner fühlte wohl, wie unendlich ſchwierig es ſey, die Erziehung eines jungen Mädchens allein, ohne mütterliche Hülfe zu leiten; dennoch wollte er das geliebte Kind nicht fremden Händen anvertrauen. Seine Erziehungsprinzipen waren die einfachſten von der Welt; er war der Anſicht, daß die ganze ſchwere Kunſt der Erziehung darin liege, dem Verſtande, dem Herzen und der Phantaſie ihre Rechte zu geben, ohne eines von ihnen vorherrſchend das

Digitized by Google

andere ganz unterdrücken zu laſſen. Er theilte die Ueberzeugung eines unſerer beſten Schriftſteller, daß das Weib nicht zur Tugend erzogen werden dürfe, ſondern daß jedes Streben ſich dahin richten müſſe, es in dem angebornen, natürlichen Zuſtande ſeiner Reinheit und Unſchuld zu erhalten. Die Unſchuld eines Weibes iſt ſchon da, wohin alle Sittlichkeit und Tugend erſt führen ſoll: die Reinheit zu lieben und zu wollen mit Allem, was in ihr iſt.

Was dem Pfarrer als weſentlich erſchien, war die Kräftigung des Herzens ſeiner Tochter zu würdiger und muthiger Ertragung der Schmerzen, mit denen das Leben ſelten einen Sterblichen verſchont. Und mit dieſen Grundſätzen ging er muthig und hoffend an das Werk, welches ihm ſo vollſtändig gelang, daß Anna in dem Alter, in welchem ſie vom Kinde zur Jungfrau überging, das liebenswürdigſte und beſte Mädchen war, das man nur finden konnte. Die wiſſenſchaftliche Bildung des Mädchens war dem Pfarrer um ſo leichter geworden, als er ſeit früher Jugend ſeine Muſeſtunden mit dem Studium von Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften ausgefüllt, und ſich in ſeinem langjährigen Berufe als Hofmeiſter jene Gewandtheit des Lehrens angeeignet hatte, welche das Lernen ſo ſehr erleichtert. Auch zeigte Anna überraſchendes Talent und eine ſo ſchnelle Auffaſſungsgabe, daß die Erwerbung dieſer Kenntniſſe für ſie mehr Spiel als Anſtrengung war. Obgleich ſich das Mädchen in angeborner Poeſie jener geiſtigen Beſchäftigung mit ſichtbarer Vorliebe hingab, hatte ſie ſich doch auch alle häuslichen und weiblichen Kenntniſſe vollkommen angeeignet, und führte in ihrem ſechzehnten Jahre ſchon ganz allein das ziemlich bedeutende Hausweſen ihres Vaters.

Nur eines machte dem Vater ſchwere Sorgen. Frühzeitig entwickelte ſich in dem Kinde jene glühende, ſchwärmeriſche Innigkeit, jenes Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, das ſo oft die Klippe wird, an der das Lebensſchiff der Menſchen ſtrandet. Wohl erkannte der Pfarrer, daß Anna dieſes Gefühl von ihm und der heimgegangenen Mutter als Erbtheil erhalten hatte; aber wie viele ſchwere Tage des Kummers waren nicht ihnen ſelbſt daraus entſprungen? Wenn er daran dachte, zitterte er für das Lebensglück des geliebten Kindes, und bat Gott recht innig, das Herz der Tochter vor einer Neigung zu bewahren, deren Gegenſtand dieſes reinen, liebevollen Herzens unwürdig oder in Verhältniſſen ſey, welche eine Erfüllung daraus hervorgehender Wünſche unmöglich machten. Werner war von allen Vorurtheilen ſo frei, ſein ganzes Leben ſo anſpruchslos und einfach, daß ihm nie einfallen konnte, das Lebensglück Anna's etwa an äußere glänzende Umſtände oder Reichthum knüpfen zu wollen. Er wußte aus Erfahrung, daß das höchſte Glück nur in einfacher beſcheidener Häuslichkeit, in einem zufriedenen Herzen und vor Allem in inniger, hingebender Liebe zu finden ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Wohin die ausſchließliche Bevorzugung des Geldes führt.

Unter dieſer Rubrik bringt Maltens neueſte Weltkunde einen Auszug aus Peter Leroux „le monde actuel", welchem wir nachſtehendes Bruchſtück entnehmen:

„Blicke ich auf meine Knabenjahre zurück: welche Verſchiedenheit zwiſchen damals und jetzt! Damals die ſtolze Republik, jetzt die gewinnſüchtige Börſe, mit ihren Bundesgenoſſen, den ſtarren Geldſäcken. Habe ich denn ſchon ſo lange gelebt wie Methuſalem? Fünfzig Sommer liegen noch nicht hinter mir, d. h. zwiſchen den großen Waffenthaten unſerer Väter und den Geldthaten reicher Barquiers. Iſt es möglich, in ſo kurzer Zeit ſo tief zu ſinken ....

Der Convent kämpfte am Tage meiner Geburt entſchieden gegen den britiſchen Schachergeiſt an. In begeiſterter Rede warnte Saint-Juſt alle Völker der Erde vor dem neuen Karthago. Und jetzt — jetzt iſt Frankreich karthageniſirt. Der Schachergeiſt lenkt das Staatsruder, oder wie man ſehr richtig ſagt, er leitet die Geſchäfte (les affaires). Wer hätte vor fünfzig Jahren, oder ſelbſt unter Napoleon und der Reſtauration glauben mögen, daß man unter Regierung nichts weiter verſtehen werde, als Geſchäfte und Geſchäftemacherei? Leider iſt es ſo weit gekommen; es darf uns alſo nicht mehr wundern, daß Alles, ſelbſt die Benennung der Dinge, ſich verändert hat.

In London warf ich einen prüfenden Blick auf die Regierung. Sie iſt nicht in Weſtminſter, nicht in St. James. Inmitten der unanſehnlichen Häuſermaſſe, welche man die Stadt (City) nennt, erhebt ſich ein plumpes, ſchmutziges Gebäude: die Bank, das Allerheiligſte der Börſe, das Dorado der Spekulation. Iſt die Börſe ein Tempel, warum ſoll die Bank nicht ihr Allerheiligſtes ſeyn? ...

Tretet ein in dies Heiligthum, betrachtet die vielen ſtummen Menſchen, die hier Geld wiegen. Gleich reiſſenden Thieren in einer Menagerie, ſind ſie von Eiſengittern umſchloſſen. Sie gehen mit hohen Geldhaufen um, wie die Steinklopfer auf den Landſtraßen mit Steinhaufen. Tag um Tag wiegen ſie Gold, prüfen ſie Banknoten durch Vergrößerungsgläſer. Iſt es denn unumgänglich nothwendig zum Heile des Staats, daß dieſe 200 Männer nichts anderes denken und nichts anderes thun, als Goldſtücke wiegen und Papiergeld betrachten? Nothwendig? Gewiß. Denn wer weiß nicht, daß es Englands Seele iſt, die hier in der Geſtalt von Guineen und Banknoten ein- und ausgeht und es vor Allem darum zu thun iſt, daß dieſe Seele des ſtolzen Albion nicht verfälſcht werde. Denn alles klingende und Papiergeld, das hier von den Bankangeſtellten ſorgſam geprüft wird, kehrt in den täglichen Kreislauf der Geſchäfte zurück und wird das bewegende Element aller moraliſchen, geiſtigen und körperlichen Thätigkeit des britiſchen Volkes.

Es giebt Leute, die in der Arbeit der Erzeugung, unter dem Zepter des Geldes, die friedlichſte, heilbringendſte aller Staatseinrichtungen erblicken. Ich frage ſie, dieſe klugen Seher: „Woher kommt es, daß in allen großen Städten Altenglands von drei Einwohnern je einer elend im öffentlichen Krankenhauſe ſtirbt, daß in dieſem England und in dem ſchönen Frankreich wenigſtens ein Fünftel der Bevölkerung am Hungertuche nagt und im größten Elend verkommt? ..."

O, ihr klugen Seher, begreift ihr denn nicht den tiefen Sinn der Alten, bei denen der Gott des Handels und des Geldes, Merkur, zugleich der Gott des Wuchers, des Betrugs und des Diebſtahls war? Blickt um euch und ſehet, ob, was im Alterthum wahr geweſen, nicht noch immer wahr iſt? Fragt euch doch, was die Bank ſey und die Leute, die darin wirthſchaften? Ihr nennt ſie Prieſter Merkurs, Männer des Friedens, kleine Heilige, die nichts Böſes thun, weil ſie Gold wiegen und Papiergeld unterſuchen. Das Gold: was iſt es für ſie? Ein gelbes Metall, das ſich leicht glänzend machen läßt und das zum Münzkönig wie geſchaffen iſt; die Sonne aller Erze. Nicht wahr, die Erfindung des neuen Judäa, Papiergeld und Wechſel, des erſtern Erzeuger, ſcheinen euch minder heilig. Dennoch ruft ihr anbetend: „Wie groß, wie herrlich, wie wundervoll! was der Menſchengeiſt nicht Alles zu erſinnen vermag!"

O, ihr Wackern! habt ihr denn eure Augen, um nicht zu ſehen? Guckt dem Zeitgeiſt doch einmal ſcharf in die Karten. Wo ihr Frieden ſeht, iſt heller Krieg. Auf der ganzen Erde wird unaufhörlich gerungen und gekämpft; gerungen und gekämpft um Geld und Geldeswerth. Verſteht ihr das Summen und Schnauben nicht, das längs den Pfeilern der Börſe empor dröhnt, verſteht ihr nicht das dumpfe Echo, das die mit unſäglicher Qual belaſtete Erde deckt? Die Börſe ſcheint euch eine menſchenfreundliche Kaſſe zur Beförderung der Arbeit und des geſellſchaftlichen Verkehrs, oder ſie ſcheint euch ein merkwürdiges Geldmuſeum. Aber der al-

Digitized by Google

dernſte Menſch, der nur irgend Geſchäfte zu machen verſteht, kann euch ſagen, wozu die Bank dient. Er kann euch ſagen, daß man jetzt mit Papiergeld erwirkt, was früher nur durch den Donner der Schlachten erzielt werden konnte.

Die Bank, wie England ſie begreift, und wie andere nach ihm ſie begreifen, iſt das Zeughaus unſerer Zeit. Hier läßt man ſeine Streitkräfte aufſtellen und hält Muſterung darüber. Das Schlachtfeld iſt überall, wo gearbeitet wird; denn überall, wo der Menſch, unterſtützt von der Natur, etwas hervorbringt, tritt der Geldmann auf. Er iſt es, der von Allem den größten Vortheil bezieht, weil er den Umſtand benutzt, daß ohne Stoff und Werkzeug nichts hervorgebracht werden kann, und daß zur Anſchaffung des Werkzeuges und Stoffes Geld gehört. Er bietet dies Geld, indem er dem Erzeuger und Arbeiter einen um ſo höhern Zins von dem geliehenen Gelde abnimmt, je größer die Noth der Arbeiter und die im Lande herrſchende Willkür iſt.

Von der Themſe bis zum Ganges dient jenes Gold, das die Automaten der Bank wiegen, zu der furchtbarſten Waffe, weil mit ihrer Hülfe 300,000 oder 400,000 Geldmänner von Allem, was Naturſegen und Menſchenfleiß hervorbringen, das Beſte ausſchließlich ſich zueignen. Das Geſammterbe der Menſchheit wuchert in ihren Händen, vermehrt ſich in ihren Händen zu unglaublichen Summen, während der karge Lohn, den ſie ihren Unterworfenen zugeſtehen, den 28 Millionen Briten und Irländern und den 125 Millionen unterjochten Sclaven in Indien und anderwärts, nimmer ſteigt, ſondern kaum ſo weit hinreicht, um dieſem zahlloſen Geſchlechte von Parias ihr elendes Leben zu erhalten und nicht gar zu früh es ins Gras beißen zu laſſen.

Schweigt, o ſchweigt von den blutigen Metzeleien!, welche das Schwert unter Feudaltyrannei angerichtet. Gold und Papiergeld, dies Schild und dies Schwert unſerer neuen Feudaltyrannen, führt durch Zins und Wucher, welche jetzt die frühere Ländereroberung erſetzen, alle Erzeuger, mithin die Mehrheit aller Lebenden, zu einer Sclaverei zurück, die, vertreten durch Gold und Papier, bei weitem drückender und entehrender iſt, als die frühere Sclaverei, weil wir darin in einen Zuſtand uns verſetzt finden, wo Verheerungen jeder Art, wo Jammer und Elend, wo Schmerz und Schändung des Heiligſten auf Erden, nämlich der Menſchheit ſelbſt, an der Tagesordnung ſind."

Herbſtlied für 1846.

Ihr Zecher, herbei, es gibt was zu naſchen!
Auf, leeret die alten, die ſtaubigen Flaſchen
Und füllt ſie mit ſechsundvierziger Wein!
Schon flüſtern die feſtgebannten Geiſter
Des Weines in Fäſſern dem prüfenden Meiſter:
Was heuer wir ſpenden, iſt edel und fein!

Geharrt habt ihr lang', ihr lechzenden Zecher,
Auf ſolch' einen Wein im funkelnden Becher,
Es fehlte den Zeiten ein Feuerwein!
Für unſ're Zeit ein Wein voll von Leben,
Voll von Feuer und Kraft, wie geiſtiges Streben,
Wie ein ſtrahlender, glühender Sonnenſchein.

Nun iſt er, wie wir es gewünſcht, gerathen,
Und Arme, Reiche, auch die zierlichen Gnaden,
Sie können trinken am ſprudelnden Faß.
Sie können, Jeder, für ihre Ehren,
Die Becher ſich füllen und dann wieder leeren
Und Lebehoch bringen dem goldenen Naß.

Wie werden die Geiſter im Kopfe hauſen!
Die Lieder des Volkes, ſie werden erbrauſen
Die Lieder vom herrlichen Vaterland!
Ja, jauchzet dem Land, dem deutſchen, ſchönen,
Und laßt durch Geſänge daſſelbe uns krönen
Und ſingen, was unſere Seele empfand!

Und Allem, was dieſes Jahr uns geboren
Im ſonnigen Tanze der wandelnden Horen:
Dem Großen und Schönen ſey freudig gedacht!
Dem menſchlichen Geiſt, der zu den Sonnen
Die Bahnen des Wiſſens lenkt und in Wonnen
Erleuchtet der Erde dunkele Nacht!

So lebet empor bei herbſtlichen Freuden,
Vergeſſet des Lebens Schmerzen und Leiden
Und jauchzet froh Deutſchlands glühendem Wein!
Des Rheins, der Moſel, des Maines Trauben,
Neckars köſtlichem Saft von des Wartberges Lauben,
Aber ſchenkt auch dem herbſtlichen Sänger ein!

Ernſt Herold.

Novitäten und Curioſa im Gebiete der Tonkunſt.

Flotow ſchüttelt ſeine Opern aus dem Aermel, denn abermals iſt in Paris eine neue mit dem ſonderbaren Titel: L'âme en peine mit vielem Beifall aufgenommen worden. Die Muſik ſoll graciös und melodiſch und die Seele des Componiſten bei der Arbeit durchaus nicht en peine geweſen ſeyn. — „Meeresſtille und glückliche Fahrt" von C. L. Fiſcher (Muſikdirektor in Würzburg), dieſe herrliche Cantate für Männerchor und Orcheſter, macht eine ſehr glückliche Fahrt auf den Sangeswogen deutſcher Singvereine (ihr letzter Ankerplatz war das große Sängerfeſt in Brüſſel am 24. Sept.) und iſt ſo eben in Partitur, Stimmen und Klavierauszug bei Schott in Mainz erſchienen. — Hector Berlioz ſchreibt eine Muſik zu Göthe's Fauſt. Weshalb? Beſitzen wir nicht die Oper Fauſt von Spohr? Will Berlioz die Göthe'ſche Dichtung dadurch anziehender machen, oder uns von der Dichtung abziehen? Laſſe man doch Jedem das Seine. Aber die Muſik mengt ſich heutzutage in Alles. Am Ende liefert man noch zu den Monumenten unſerer Dichter muſikaliſche Commentare. — Briefe aus Wien („Neue Zeitſchrift für Muſik" vom Sept. d. J.) melden unter vielerlei Klagen, daß Hr. Pokorny fortwährend zwar die neueſten Opern bringe, aber dieſelbe mit Mitgliedern dritten Ranges beſetze. Ungeſchminkt urtheilt der Korreſpondent über die Sänger Ditt, Gebrer, Rade, und über die Sängerinnen Aſte und Eder. „Die Musketiere" mit Ueberſetzung von Kupelwieſer ſind unter ſolchen Auſpicien durchgefallen. — Bei dem Muſikfeſt in Birmingham betrug — nach dem Bericht der Times — die Einnahme nach Abzug der Koſten 11.500 Pfund (80 500 Thaler). So viel bringen deutſche Konzerte nicht ein. — Wohin es Hunderte von Componiſten ex professo mit aller Gewalt nicht bringen, nämlich populär zu werden, dahin hat es Wilhelm Speyer gebracht, denn ſeine Lieder werden auf den Straßen geträllert und gepfiffen und die „Rheinſehnſucht", die „Trompeter" u. a. als Parademärſche gemacht. — Bei dem letzten Schaffhauſer Sängerfeſt waren viele Häuſer geſchmückt. Unter andern hatte ein Schneider einen Geisbock, der eine große Lyra hielt, angebracht, mit der Unterſchrift: „Nicht immer ſchneidet und näht der Schneider, er ſingt auch auf der Töne Leiter." — Die Wüſte-Symphonie von David iſt im Aachener Theater im Coſtüme aufgeführt worden; 40 Statiſten und 2 Kameele von Pappendeckel (ohne die Soloſtimmen) figurirten darin und das Publi-

Digitized by Google

rum applaudirte dazu. — Zur Jahresfeier der Inauguration des Beethoven-Monumentes zu Bonn hat Profeſſor **Breidenſtein** (Mit-Direktor des Feſtes) eine actenmäßige Darſtellung dieſes Ereigniſſes, der Wahrheit zu Ehren und den Feſtgenoſſen zur Erinnerung herausgegeben. Alles und Jedes, was auf dieſes Feſt Bezug hat, iſt mit Sachkenntniß geſchildert und wird, zu einem eleganten Heft vereinigt, jedem Muſikfreunde und muſikaliſchen Hiſtoriker eine lehrreiche Gabe ſeyn. Vor dem Titel befindet ſich in feinem Stahlſtich die Abbildung des Monumentes. Das Buch, groß Quart-Format und ſteif brochirt, iſt erſchienen in Commiſſion bei J. Habicht, Bonn 1846. — Im ſüdlichen Amerika wirft man den Künſtlern jetzt ſtatt Bouquets baares Geld an den Kopf. Kürzlich wurde eine Tänzerin mit einem Regen von Six-Pences und Schillings empfangen. So ein Beifall kann tödten. — Von neuen deutſchen Opern iſt Folgendes zu bemerken: „Zaïre", von dem Herzog zu Sachſen-Coburg-Gotha, iſt kürzlich in Coburg mit allgemeinem Beifall gegeben worden und die Kritik nennt den Componiſten dieſer friſchen und ſchwungvollen Melodien einen reichbegabten Geiſt. Die drei deutſchen Opern, welche jedes Jahr auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Preußen auf dem Berliner Hoftheater gegeben werden müſſen, ſind für dieſes Jahr: „Wilhelm von Oranien" von **Carl Eckert**, **Lortzing's** „Waffenſchmied" und „die beiden Prinzen" von **Heinrich Eſſer**. Letztere hat das Glück, den beiden andern vorauszugehen und am 15. Oct. zur Geburtsfeier des Monarchen als Feſtoper gegeben zu werden. Gegeben iſt dieſe Oper bereits in München, Braunſchweig und Mainz und angenommen in Stuttgart, Karlsruhe, Frankfurt a. M., Linz und Wien (Theater a. d. Wien). Unſer **Conradin Kreutzer** iſt auch nicht untergegangen im Lethe; denn er taucht plötzlich mit drei neuen Opern zugleich auf. Die erſte, „der Edelknecht", hat in Gratz am 18. Sept. und dann öfter hintereinander großes Glück gemacht. Die zweite, „die Hochländerin" (mit Text von Berndt v. Guſeck) wird unter des Componiſten Leitung im November in Hamburg aufgeführt, und die Partitur der dritten, „Aurelia" (mit Buch von **Gollmick**), wird Kreutzer der Frankfurter Direction einſenden. Des Componiſten jüngere Tochter ſoll eine vorzügliche Sängerin ſeyn.

Mannichfaltigkeiten.

(**Madame Viardot-Garcia.**) Am 5. Okt. iſt dieſe mit Recht wegen ihres Geſanges ſowohl als wegen ihres Darſtellungstalents gefeierte Primadonna zum erſtenmale in der italieniſchen Oper des Königsſtädtiſchen Theaters in Berlin aufgetreten. Sie gab die „Amina" in Bellini's vielgeſungener „Somnambula", und wiewohl Vielen noch das Bild dieſer Rolle, wie ſie die ſchwediſche Nachtigall aufgefaßt, im Gedächtniß war, erwarb ſie ſich doch einen nicht minder lebhaften Beifall, als ihn jemals Dlle. Lind gefunden. Wenn dieſe die ſchlafwandelnde Bäuerin idealiſirt und daraus eine ätheriſche Geſtalt macht, ſo giebt uns Madame Viardot das einfache italieniſche Landmädchen wieder mit aller ihrer Hingebung und ihrem natürlichen Liebreiz. Ihren Geſang möchten wir weniger italieniſch und fiorirt, als deutſch und empfindungsreich nennen. Dagegen war das dreimal auf ſtürmiſches Verlangen des Publikums von ihr geſungene Schluß-Rondo, das wir auch ſchon im Konzerte von ihr gehört, ganz von der Gluth des italieniſchen Himmels erfüllt, dem ſie, obwohl nicht unter ihm geboren, doch mehr anzugehören ſchien, als die ſämmtlichen italieniſchen Sänger, die an dieſem Abend mit ihr wirkten.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

(**Breslau**, 8. Okt.) Man meldet aus Ratibor vom 6. Oktober. Der türkiſche Geſandte, der vier Tage in Ratibor verweilte, machte ſich am Abende der Illumination den abſonderlichen Spaß, aus den Fenſtern ſeiner Wohnung unter die auf der Straße wogende Menge 75 Thaler zu werfen, um welche viel heiße Kämpfe ſich entſpannen und von denen ein Viergroſchenſtück nebſt blutiger Naſe davon zu tragen gar Mancher das Glück hatte. Ob es zur nationalen Eigenthümlichkeit der Moslims gehört, das Geld im eigentlichen Sinne zum Fenſter hinauszuwerfen? Uebrigens zählen bei uns derartige Vergnügen unter die verbotenen.

Das Eiſenbahnweſen auf Cuba nimmt einen raſchen Aufſchwung, wenn auch folgende Angabe, die das „Morning Chronicle" einer Havannazeitung entlehnt, etwas übertrieben ſeyn ſollte: „Die Inſel iſt ungefähr 700 engliſche Meilen lang und gegen 90 breit. Bis jetzt dem Verkehr eröffnet ſind ungefähr 800 engliſche Meilen Schienenweg. Vom 1. Juli 1845 bis dahin 1846 waren 1 405,234 Paſſagiere auf den verſchiedenen Linien gefahren und die Einnahme davon betrug gegen 2 Millionen Thaler, die Einnahme vom Gütertransport aber 2,375,000 Thlr. Das in Eiſenbahnen auf Cuba angelegte Capital mag ſich im Ganzen auf 20 Mill. Pfd. Sterl. belaufen. Zwei ſehr lange Linien haben ihre Ausgangspunkte vor der Stadt Havanna, zwei andere vor St. Jago, gegenüber der Inſel Jamaica."

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 13. Oct.

Beethoven's Oper „Fidelio" wurde vorgeſtern auf unſerer Bühne mit allem Glanze der Darſtellung gegeben. Fräul. Jenny **Lind** war zugegen, und ihre Anweſenheit ſchien auf Alle, die im Orcheſter oder auf der Bühne beſchäftigt waren, einen mächtigen Einfluß zu üben, der für die Oper im Ganzen, wie in ihren intereſſanteſten Partien, höchſt fruchtbringend war. Sehr gefiel Mad. **Pirſcher**, als Leonore, und Hr. **Kreuzer**, als Floreſtan, welche Rolle von dieſem neuen Mitgliede unſerer Bühne ſowohl in Geſang als Spiel ſehr vorzüglich gegeben wurde. Tief ergriffen von der Macht der Muſik und des Geſanges, der auch in den Herren **Döring**, **Kühnle**, **Reichel** und **Cramolini**, wie auch in Fräul. **Neukäufler**, würdig perſonificirt war, ſaß die liebenswürdige Jenny in ihrer Loge, ganz Auge und Ohr, hingeriſſen von dem Zauber der Beethoven'ſchen Muſe, welche nur ſie bis in ihre tiefſten Tiefen zu fühlen und zu verſtehen ſchien. Wahr iſt es, dieſe Oper hat ergreifende Momente, unter denen z. B. der Chor der Gefangenen ſelbſt minder empfängliche Gemüther ſtark zu rühren vermag. Kann es befremden, daß Thränen der Bewunderung und innigſten Rührung erglänzten an dem ſchönen und ſanften Augenpaar unſerer Jenny, welche für und durch die Kunſt lebt und von ihr eine erhabene Miſſion erhalten hat? Für heute Abend, wo ſie als Amine in der Nachtwandlerin auftreten wird, ſind die Theaterplätze, als Logen und Sperrſitze, ſchon vergeben, und nur für Parterre und die beiden Gallerien wird heute Abend an der Kaſſe der Nachfrage noch einigermaßen Genüge geleiſtet werden können. Viele Fremde ſind ſchon hier angekommen oder werden noch am heutigen Nachmittage bis zur Eröffnung der Oper erwartet, da z. B. in dem Gaſthauſe zur Traube allein Beſtellungen aus Mannheim, Heidelberg, Frankfurt, Bingen, Köln, Gießen ꝛc. eingelaufen ſind. In erwähntes Gaſthaus wurden nicht weniger als 64 Theaterzettel für die heutige Oper abgeliefert. Fräul. Lind wird nächſten Freitag in der Norma und den Sonntag darauf in der Regimentstochter auftreten und damit ihr hieſiges Gaſtſpiel beſchließen.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 15. Oct. **Der Poſtillon von Lonjumeau**, komiſche Oper in 2 Abth. und 3 Acten, nach Leuven und Brunswick, überſetzt von Friederike Ellmenreich. Muſik von Adam.

Samſtag, 17. Oct. (Zum Erſtenmale): **Der Vetter**, Luſtſpiel in 3 Abth., von Benedix. Vorher geht: **Die Geſchwiſter**, Schauſpiel in einem Act, von Göthe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 287. Samſtag den 17. October 1846.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

(Fortſetzung.)

Der Pfarrer war einfachen, geſelligen Freuden nicht abgeneigt; deshalb war ſein Haus oft der Sammelplatz der benachbarten Gutsbeſitzer und ſeiner Amtsbrüder, und unter den Kindern derſelben fand die kleine Anna muntere Spielgefährten. Am innigſten ſchloß ſie ſich ſchon in frühеſter Jugend an Marie, die Tochter des Pfarrer Wellner, der auch Werners engſter und vertrauteſter Freund war, und deſſen Pfarre kaum eine halbe Stunde von Lindflur entfernt lag. Marie war in gleichem Alter mit Anna, munter und lebhaft, und als Kind ſchon ſo gerade und entſchloſſen, daß man oft glaubte, einen verkleideten Knaben in dem Mädchen vor ſich zu haben. Im jungfräulichen Alter verwandelte ſich dieſer Grundzug ihres Charakters in ernſte entſchiedene Feſtigkeit, und obwohl Mariens Herz nicht weniger glühend und innig ſchlug, als das Anna's, ſo wirkte doch ihre klare beſonnene Ruhe auf das weichere und ſchüchterne Gemüth der letzteren recht vortheilhaft ein, wenn auch Anna oft dadurch verletzt wurde und die Freundin dann der Kälte und Härte anklagte, was ſie ſpäter wieder mit bitteren Thränen bereuete. Die beiden jungen und ſchönen Mädchen, die, wenn es nur irgend ihre häuslichen Geſchäfte erlaubten, faſt immer beiſammen waren, bildeten einen ſo kräftigen Anziehungspunkt für die benachbarten jüngeren Geiſtlichen und Gutsbeſitzer, daß das Haus des Pfarrers faſt immer Beſucher aufzuweiſen hatte. Der eifrigſte unter dieſen war der junge vierundzwanzigjährige Baron von Barnheim, der durch den Tod ſeines Vaters erſt kürzlich zur Uebernahme ſeiner Güter von großen Reiſen zurückgerufen worden war, und, ganz unabhängig, ein Auge auf Marien geworfen zu haben ſchien. Er war meiſtens von dem jungen Kandidaten Meinhold begleitet, welcher als Erzieher ſeiner jüngeren Brüder bei ihm auf einem nahen Gute lebte. Beide Männer waren wie in ihrem Innern, ſo auch im Aeußeren verſchieden. Barnheim, eine hohe, ſchlanke und doch kräftige Figur mit dunklen Haaren und blitzenden Augen verrieth Kraft und Männlichkeit bei jedem Schritte, und in ſeinem entſchiedenen, gewandten Benehmen den vollendeten Weltmann. Von Natur edel, mit reichen Talenten begabt, ſeiner guten Eigenſchaften ſich bewußt, doch ohne Selbſtüberſchätzung, wäre ſeine Erſcheinung faſt eine vollendete geweſen, hätte nicht das Gift des ſocialen Lebens der großen Welt auch in ſeinem Herzen ſich ſchon eingeſchlichen. Ein Mädchen, erzogen in den Kreiſen der soi-disante haute volée, hätte ſich durch ſein Aeußeres täuſchen laſſen, nicht ſo dieſe einfachen, unverdorbenen Landmädchen. Als beide Herren nach einem Beſuche im Pfarrhauſe ſich gegen Abend entfernt hatten, nahm Anna den Arm Mariens und forderte ſie zu einem Spaziergange im Garten auf. Sie gingen eine Zeitlang ſchweigend auf und nieder, endlich nahm Anna das Wort und ſagte ernſt:

„Sage mir doch offen, liebe Marie, was Du von dem Baron hältſt."

„Das iſt eine ſchwierige Frage, liebe Anna," entgegnete Marie. „Hierüber bin ich mit mir ſelbſt nicht im Klaren."

„Und doch ſcheint es mir, als ob dieſe Frage für Dich nicht ohne Bedeutung ſeyn könne," fuhr Anna fort. „Der Baron liebt Dich."

„Ich will Dir, meine Schweſter, nicht verhehlen," erwiederte Marie nach kurzem Schweigen und leicht erröthend, „ich will Dir nicht verhehlen, daß es auch mir ſcheint, als ſey ich Barnheim nicht gleichgültig. Aber ob dieſes Gefühl Liebe ſey ..... Laß mich offen reden, Du weißt, daß ich nicht überſpannt bin; aber doch habe ich mir die Liebe ſtets anders gedacht. Sie ſchien mir ein ſtilles Heiligthum, das, fremden Blicken unzugänglich, nicht durch prunkenden Wortſchwall entweiht werden darf, eine zarte Sinnblüthe, die, vor äußerer Berührung zitternd, den lieblichen Kelch verſchließt und verwelkt. Mich, liebe Anna, kann die Weiſe, mit der der Baron ſeine Neigung an den Tag legt, nicht erwärmen, nur verletzen. Es ſcheint mir faſt, als ob der Baron ſelbſt mich und unſer Geſchlecht nicht genug achte, und uns für eitel und oberflächlich genug hält, um an der Oſtentation, mit der er ſich giebt, Freude zu finden. Sieh' dagegen, mit welcher ſtummen Verehrung Meinhold Dich betrachtet, wie er erröthet, wenn er Dich anſpricht und ...."

„Sey doch ſtill," fiel Anna ein. „Am Ende bildeſt Du Dir gar ein, der Kandidat ſey in mich verliebt. Dies," fuhr ſie ernſter fort, „würde mir ſehr leid thun; denn, aufrichtig geſagt, ich würde ſeine Liebe nie erwiedern können. Doch genug von dieſen Dingen, komm' in das Haus und laß uns Muſik machen; Du weißt ja, wie unſere Väter ſie lieben."

Und die beiden Mädchen ſprangen munter und ſingend in das Haus, und hatten ſchnell das Geſpräch vergeſſen, das ſie noch eben mit ſolchem Ernſte geführt. Ihre Herzen waren noch frei; der Liebe mächtiges Gefühl hatte noch keine Gewalt über ſie.

Dem ſcharfen Blicke des Pfarrers war weder die Neigung des Barons für Marien entgangen, noch die Liebe des Kandidaten für ſeine Tochter. Er hatte deshalb mit Mariens Vater ſich beſprochen, und Beide waren der Anſicht, daß man ſich darauf beſchränken müſſe, den Lauf dieſer Angelegenheit zu beobachten, ohne für den Augenblick zu interveniren. Die jungen Männer waren beide achtungswerth; denn hatte der Baron auch unter dem Einfluſſe der großen Welt einigermaßen die urſprüngliche Strenge ſeiner Anſichten verloren, war — wie Marie richtig bemerkt hatte — ſein Glaube an ihr Geſchlecht durch viele Vorfälle, deren Zeuge er geweſen, wankend geworden, ſo hatte er in ſeiner eigenen Handlungsweiſe doch ſtets die höchſte Sittlichkeit und Reinheit ſich bewahrt, und ſowohl ſein edles, redliches Gemüth, als ſein zartes

Digitized by Google

Ehrgefühl würden ihm nie erlaubt haben, ſein Wort durch eine Lüge zu beflecken oder irgend ein Unrecht zu begehen. Daher konnte ſein Umgang den Mädchen, die ohnedem die jungen Leute nur in Geſellſchaft ihrer Väter ſahen, nicht gefährlich ſeyn. Werner war der feſten Ueberzeugung, daß die Liebe zu der edlen reinen Marie die ungünſtigen Eindrücke des high-life bald in dem Herzen des Barons verwiſchen würde, und daß man ihm das Lebensglück des Mädchens freudig anvertrauen könne, wenn ſie ſeine Liebe zu entgegnen vermöge. Zwar war der Baron aus einer der älteſten adeligen Familien des Landes; aber dies konnte ſchon darum keinen Einfluß auf eine Verbindung mit Marien haben, weil ſeine Mutter ſelbſt eine Bürgerliche, eben ſo wie ſein verſtorbener Vater frei von ariſtokratiſchen Vorurtheilen geblieben, und in dieſem Sinne ſeine Erziehung geleitet hatten. Bei ihren häufigen Beſuchen im Pfarrhauſe hatte Frau von Barnheim die Liebe ihres Sohnes zu Marien mit ſichtlicher Freude wahrgenommen, und dies offen gegen die beiden Geiſtlichen ausgeſprochen; aber auch ſie war der Anſicht, daß man hier ſich jedes Einfluſſes enthalten und die Entwickelung ganz dem Herzen der jungen Leute überlaſſen müſſe. In der That hatte Werner nicht Unrecht gehabt; die Liebe zu Marien veredelte den Baron immer mehr, die Gewohnheiten, die er von ſeinen Reiſen angenommen, und die ſchroff und unangenehm der einfachen Lebensweiſe im Pfarrhauſe entgegentraten, verloren ſich nach und nach, und je mehr er zu der edlen Natürlichkeit und Einfachheit ſeines Weſens zurückkehrte, je mehr und inniger wurde ihm die Neigung Mariens, genährt durch die mütterliche Herzlichkeit, mit der ſeine Mutter ſich des Mädchens annahm, das gleich Anna, früh ſchon die Mutter verloren hatte und ſich durch dies liebevolle Entgegenkommen der alten Baronin wohlthuend berührt fühlte.

(Fortſetzung folgt.)

Tizian's Wohnhaus*).

Nach einer Wallfahrt durch die Kirchen und Paläſte Venedigs und nachdem wir mit ſtets erneuertem Entzücken Tizian's „Darreichung im Tempel“ und ſeine „Himmelfahrt Mariä“ angeſtaunt hatten, beſchloſſen wir, unſeren Aufenthalt in der Lagunenſtadt durch einen Beſuch in dem Hauſe zu krönen, wo der große alte Meiſter fünfzig Jahre, die Hälfte ſeines langen Lebens, wohnte und mit Aretino und Sanſovino, Bembo und Bernardo Taſſo lebte und liebte, mit ihnen lachte und trank, mit ſchönen Venezianerinnen ſchmouſte, ihre Reize unſterblich machte und dann — ſtarb! . . .

Tizian wohnte nicht im Palazzo Barberigo, wie Manche vermuthet haben, und er iſt auch dort nicht geſtorben. Vor ſeiner erſten Reiſe nach Bologna hielt er ſich in einem engen und geräuſchvollen Theile Venedigs auf — in der Calle Gallipoli, nahe bei San Toma; auch Giorgione's Wohnung befand ſich in derſelben Nachbarſchaft, aber an einem offenen Platze, der St. Sylveſterkirche gegenüber. Die Lokalität, wo Tizian domizilirt war, mag wohl noch denſelben Anblick darbieten wie im ſechzehnten Jahrhundert, denn der Umfang Venedigs hat ſich ſeitdem nicht verändert, obgleich es manche andere Wechſel erfahren hat — erſt in vermehrter Pracht aufſchießend und dann in langſamem Verfall dahinſchwindend. In jener Gaſſe — denn eine ſolche iſt ſie — führte er viele Jahre lang ein einfaches und arbeitſames Leben. Die Hauptquelle ſeines Einkommens war damals ſein Gehalt als Staatsmaler, in welchem Amte er ſeinem Lehrer Gian Bellini folgte. Als jedoch ſeine königlichen Gönner ihn mit Reichthümern überhäuften, verlegte er ſein Atelier nach einem geräumigeren Lokal in einem zwar entfernten, aber ſchönen Theile der Stadt, und, ohne verſchwenderiſch zu ſeyn, bewies er, daß er ſeinen Erwerb auf eine Art anzuwenden wiſſe, die ihm ſelbſt zur Ehre und Anderen zur Freude gereiche.

Es iſt unerklärlich, wie eine Stätte, die mit ſo vielen für Venedig theuren Erinnerungen verknüpft iſt, im Laufe zweier Jahrhunderte dergeſtalt in Vergeſſenheit gerathen konnte, daß wir Mühe hatten, ſie aufzufinden. Die Anweiſung, die man uns gab, lautete folgendermaßen: Nella contrada di S. Canciano, in luogo appellato Biri-Grande, nel campo Rotto, sopra la palude o canale ch'é in faccia all' isola di Murano, dove ora stanno innalzate le Fondamente Nuove. Umſtändlich genug, wie es ſcheinen möchte, und dennoch konnte unſer Gondolier ſich hier nicht zurechtfinden, obgleich er zu den intelligenteren Mitgliedern ſeines Standes gehörte. Wir fuhren durch eine Menge Kanäle und wanderten längs der Fondamente Nuove, einem herrlichen ſteinernen Quai, der das nördliche Ufer dieſes Stadttheils einſchließt. Von der Schönheit des Anblicks gefeſſelt, den die mit hin- und herſchiffenden Gondeln bedeckte und von der untergehenden Sonne beleuchtete Lagune darbot, deren leichter Schaum ein erfriſchender Lufthauch uns entgegentrieb, vergaßen wir mitunter den Zweck, der uns hierher geführt hatte, um unſere Forſchungen jedesmal mit erhöhtem Enthuſiasmus zu erneuern, indem wir uns in ſchmalen Gaſſen vertieften, die netzartig die Zwiſchenräume der Kanäle durchſchneiden und in ſeltſame Winkel und Labyrinthe drangen, die man ſehen muß, um Venedig in allen ſeinen merkwürdigen pittoresken Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen.

Wir befanden uns jetzt in San Canciano, nahe der Jeſuitenkirche, und waren mithin dicht bei der uns angedeuteten Stelle — aber noch immer ſchien ſie uns zu entgehen. Endlich blickte aus einem vermoderten, ſcheibenloſen Fenſter ein junges Mädchen hervor, wie ein Tizianiſches Portrait in ſeinem alten Rahmen, jung, friſch, mit flammengleichen Wangen, wallenden Locken und großen ſchwarzen Augen alla Veneziana — und nach einem lachenden Blick auf die verlegenen Fremden erbot ſie ſich, uns nach der Casa di Tiziano im Campo Rotto zu geleiten. Wir ſchwankten einen Augenblick, unſchlüſſig, ob wir uns auf dieſe extemporiſirte Führerin verlaſſen durften, da die Nachbarſchaft zu Tizian's Zeiten eben keines guten Rufes genoß und ſie noch immer von Perſonen bewohnt ſchien, delli quali è belle il tacere (von denen es beſſer iſt, zu ſchweigen); aber einer aus unſerer Geſellſchaft ſchwor mit ritterlicher Wärme, daß ſolche Augen uns nicht täuſchen könnten, und beſtand darauf, daß wir uns ihrer Leitung anvertrauen ſollten. Er hatte Recht: nachdem wir noch einige dumpfe, ſchmale Gänge durchſchritten hatten, kamen wir zu dem Platze und dem Gebäude, das wir ſuchten.

Der Theil des Hauſes, der auf den Campo Rotto hinausgeht, iſt in eine gemeine Schenke verwandelt worden, die ſich mit dem Namen: Trattaria di Tiziano brüſtet und unter deren laubbedeckten Portal eine Anzahl von Männern und Weibern ſich gütlich that. Die andere Hälfte, die noch immer an einen kleinen Garten — den dilettevole giardino di Messer Tiziano — ſtößt, iſt an mehrere Familien vermiethet, und die Mauer trägt noch einige Spuren der Freskomalereien, mit denen ſie einſt geziert war. Ein lachender, wüſter, halbbetrunkener Gondolier, mit einer keck von der Seite aufgeſtülpten ſchwarzen Mütze und einem Geſichte, auf dem man ſeine Bereitſchaft zu jedem möglichen Schwank leſen konnte, ſtellte ſich uns als Cicerone vor und ein alter Schuhmacher oder Schneider machte mit ernſter Höflichkeit die Honneurs. Wir traten durch ein kleines Thor in den Garten und ſtiegen eine ſteinerne Treppe hinauf zu einem alterthümlichen Portal, von einem Weinſtocke beſchattet, den man vor kurzem ſeiner ſaftigen Trauben beraubt hatte und der jetzt in wilden, nachläſſigen Guirlanden die zerborſtenen Säulen und Baluſtraden umrankte. Von dieſem Eingange führten noch einige ſteinerne Stufen zu den Hauptgemächern. Alles war hier ſchmutzig, öde und verfallen. Das Zimmer, welches

*) Aus Mrs. Jameſon's Art and Literature. London, 1846.

einſt zur Werkſtätte Tizian's diente, muß früher äußerſt ſchön und von ſo geräumigem Umfange geweſen ſeyn, um die größten Bilder — wie z. B. das für Philipp II. gemalte „Abendmahl" — enthalten zu können; jetzt aber, wo es durch bretterne Verſchläge in mehrere kleine Quartier abgetheilt iſt, bleibt nur ein Stück davon in ſeinem ehemaligen Zuſtande übrig, deſſen Höhe und Dimenſionen einen ſonderbaren Kontraſt gegen das ärmliche Aeußere der Bewohner bilden. Vor etwa vierzig Jahren erblickte man auf der Decke dieſes Zimmers noch eine herrliche Gruppe von tanzenden Liebesgöttern; aber einer der Miethsleute, ein gewiſſer Meſſer Francesko Breve wurde unglücklicher Weiſe von einem Reinlichkeits-Paroxysmus ergriffen und ließ die Decke weiß anſtreichen; als man ihn über ſeinen Irrthum aufklärte, riß er ſie nieder und bemühte ſich, den Kalk abzuſchaben, um das Gemälde verkaufen zu können. Man weiß nicht, was ſeitdem aus der mißhandelten Reliquie geworden iſt . . .

In ſolche Hände war die Wohnſtätte Tizian's gefallen! Der kleine, ſchlecht beſtellte Garten, der ſich einſt bis zum Ufer erſtreckte und die Ausſicht über die Lagunen bis nach Murano beherrſchte, iſt jetzt von hohen Gebäuden eingeſchloſſen, die ihm ein dumpfes, freudenloſes Anſehen gegeben haben. Der Eindruck, den dieſe ganze Scene auf uns hervorbrachte, war ein höchſt trauriger, und keine Erinnerungen an die Vergangenheit, keine Bilder der Schönheit und des Ruhmes konnten uns mit der proſaiſchen Nüchternheit der Gegenwart verſöhnen.

Explodirende Baumwolle.

(Bad Homburg v. d. H., 14. Oct.) Die Böttger-Schönbein'ſche explodirende Baumwolle habe ich nach vielſeitigen Verſuchen in einem Zuſtande dargeſtellt, welcher keinen Zweifel übrig läßt, daß mein Präparat vollkommen daſſelbe iſt, welches die Herren Profeſſoren Schönbein und Böttger geliefert haben. Die Verbrennungs- und Schießverſuche mit der von mir bereiteten explodirenden Baumwolle, welche ich in Gegenwart von Offizieren, Forſtbeamten und Chemikern angeſtellt habe, ſind vollkommen befriedigend und eclatant, namentlich bei dem Scheibenſchießen, ausgefallen. Bei einer Diſtance von 120 Gängen durchdrang die Kugel in vollkommen gerader Richtung drei Bohlen, welche nicht geſplittert wurden, ſondern das Loch, welches die Kugel bewirkte, erſchien gleichſam wie durchbohrt; die Abfeuerung mit Zündhütchen verurſachte bei Anwendung von Büchſen, die in dieſer Entfernung, mit Schießpulver geladen, beträchtlich ſtoßen, durchaus keinen Anſchlag. Der Lauf blieb vollkommen rein, wird auch nicht im geringſten angegriffen. Die Schießverſuche wurden mit circa 5 bis 6 Gran angeſtellt. Nicht allein ich ſelbſt, ſondern mehrere Männer von Fach haben den Verſuchen des Herrn Böttger und den meinigen beigewohnt und nicht im mindeſten einen Unterſchied zwiſchen deſſen und dem meinigen Präparat gefunden, insbeſondere was die weiße Farbe, äußerſt lockere Beſchaffenheit, das Entflammen mit einem glimmenden Körper und die vollkommene blitzſchnelle Verbrennung auf Papier oder auf der Hand, ohne Entzündung oder Verkohlung des Papiers, ohne ſchädliche Einwirkung auf die Unterlage, ohne Hinterlaſſung eines Rückſtandes, Rauches oder ſonſtiger beläſtigen der Gasarten anbelangt. Auch fand die Verbrennung der explodirenden Baumwolle unmittelbar über Schießpulver, ohne daſſelbe zu entzünden, ſtatt, wohl aber entzündete letzteres die Baumwolle. Weder von Salpeterſäure noch von Kalilauge verliert das Präparat, nachdem es mit Waſſer wiederum ausgewaſchen und getrocknet iſt, ſeine erwähnte explodirende Kraft und Eigenſchaft.

Durch Schlag explodirt die Baumwolle nicht. Kurz, in chemiſchen und phyſikaliſchen Eigenſchaften war kein Unterſchied zwiſchen der von mir nach meinem, unabhängig von den Herren Böttger und Schönbein, erfundenen Verfahren dargeſtellten explodirenden Baumwolle und der der genannten Herren wahrzunehmen.

Die Bereitungsweiſe eignet ſich beſſer zur fabrikmäßigen Darſtellung, als zur Darſtellung im Kleinen und iſt äußerſt billig.

Zugleich projektire ich ein Verfahren zur Entzündung dieſes explodirenden Präparats, welches nicht allein das Schießpulver, ſondern auch die Zündhütchen vollkommen deplacirt und ich zweifele nicht an deſſen vollſtändigem Gelingen.

Schließlich bemerke ich jedoch noch, daß ich wiederholte Verſuche nach Angabe des Herrn Profeſſor Otto; „Eintauchen der Baumwolle in concentrirte, aus 100 Theilen Salpeter und 60 Theilen Schwefelſäure bereitete Salpeterſäure rc.", angeſtellt habe und jeder Verſuch mir nicht ein dem erwähnten Präparate entſprechendes, im Gegentheil ſehr unbefriedigendes Reſultat gegeben hat, welches noch viele Andere, welche ſich mit dieſem Gegenſtand befaßt haben, ebenfalls gefunden haben werden.

Dr. J. Hoffmann, Apotheker.

(Leipzig, 13. Okt.) Geſtern Nachmittag wurden im hieſigen Schützenhaus und, wie zu bemerken, bei ſehr naſſem Wetter, wiederholte Verſuche über die Wirkung von explosiver Baumwolle, welche im chemiſchen Laboratorium der Univerſität nach dem Verfahren des Dr. Knop bereitet war, aus Gewehren verſchiedenen Kalibers im Beiſeyn von Sachkundigen angeſtellt. Militairgewehre gaben, mit 40 Gran dieſer Baumwolle geladen, einen ſehr ſcharfen Schuß auf 100 Schritt; geringere Ladungen von 14 und 20 Gran erwieſen ſich unzulänglich. Die gewöhnliche Ladung Schießpulver für dieſelben iſt circa 130 Gran. Aus einer Büchſe, die für gewöhnlich eine Pulverladung von einigen 30 Gran verlangt, ward mittels einer Ladung von 20 Gran Baumwolle die Kugel in der Entfernung von 190 Schritt durch die Scheibe und drei zollſtarke Tannenbretter getrieben. Aus einem doppelten Jagdgewehre ward mit Schroten und 35 Gran Baumwollladung auf 70 Schritt nach der Verſicherung des Zielers, Hrn. Wolf, eben ſo ſcharf geſchoſſen, als mit 48 Gran Schießpulver auf blos 50 Schritt. Als allgemeine Wahrnehmung iſt die außerordentliche Verminderung des Rückſtoßes im Vergleiche zu dem bei Schießpulverladung anzuführen. Natürlich ſind alle dieſe Verſuche nur als vorläufige zu betrachten, da die Ermittelung gewiſſer einzelner Verhältniſſe vorhergegangen ſeyn muß, um ſpäter vielleicht planmäßiger experimentiren zu können.

(Bernburg, 11. Okt.) Die in den Zeitungen veröffentlichte Notiz über zuerſt von den DDr. Böttger und Schönbein gemachte Erfindung explodirender Baumwolle regte mich zu verſchiedenen Verſuchen an über die Darſtellung. Damit noch beſchäftigt, erſchien in dieſer Zeitung die ehrenhafte Veröffentlichung des Hrn. Medizinalaſſeſſors und Profeſſors Dr. Otto in Braunſchweig. Sofort ſuchte ich nach einem andern, noch wohlfeileren Stoffe als die Baumwolle, und habe ſolchen auch glücklich in feinen Hobelſpänen und Sägeſpänen, zumal weicher Holzarten, gefunden welche, wenn ſie mit rauchender Salpeterſäure übergoſſen und hernach ausgewaſchen und getrocknet werden, ebenfalls die explodirenden Eigenſchaften beſitzen, ſich leicht entzünden, im Feuergewehre und bei Steinſprengungen das Schießpulver erſetzen. Eine weitere Darlegung behalte ich mir vor, bin auch gern bereit, allen ſich dafür Intereſſirenden weitere Berichte über Anfertigung, die eben keine Schwierigkeit hat, zu geben. Das ſo wohlfeile, faſt überall zu erlangende Material giebt der Anwendung eine größere Wichtigkeit.

Dr. L. F. Bley,
Medizinalrath und Apotheker, Oberdirektor des Apothekervereins in Norddeutſchland.

(Deutſche Allg. Ztg.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Eine theure engliſche Sprach-Lection. Der Komiker Hoffmann vom Variétés-Theater in Paris gab vor Kurzem in Havre eine Reihe von Gaſtrollen, welche ungemeinen Beifall erhielten. Dieſer Schauſpieler, der auf die geringſten Details der Phyſiognomie und des Coſtumes immer große Aufmerkſamkeit verwendet, iſt ein beſonders glücklicher Darſteller engliſcher Sonderlinge. In Havre, in welcher Stadt eine ganze Engländer-Colonie iſt, machte er beſonders in ſolchen Rollen Furore. Dieſes Talent verſchaffte dem Künſtler die Ehre eines ſeltſamen Beſuchs. Er ſpielte in der Poſſe: „Les Trois Dimanches" einen Engländer. Das Publikum war enthuſiasmirt; aber vorzüglich ſchien ein im Parterre ſitzender Britte dem wirkſamen Spiel des Komikers Geſchmack abzugewinnen, denn er rief faſt unaufhörlich: Ho! very well! Der Künſtler ward durch dieſe Beifallsäußerung geſchmeichelt und er fühlte ſich freudig überraſcht, als nach beendetem Stücke der Gentleman aus dem Parterre vor der Ankleide-Loge erſchien und um die Erlaubniß bat, ihm über ſeine ausgezeichnete Darſtellung ſein Compliment machen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß wurde natürlich mit der größten Bereitwilligkeit ertheilt. Nach den erſten Begrüßungen und Complimenten erlaubte ſich der Engländer einige Bemerkungen hinſichtlich der Ausſprache einiger engliſchen Wörter, welche in der Rolle eingeſtreut ſind. Endlich nahm Hoffmann unter den Verſicherungen ſeiner Dankbarkeit von dem Gentleman Abſchied und ſpielte in dem letzten Stücke. Erſt am Ende des Schauſpiels und als er ſeine eigenen Kleider wieder anlegte bemerkte er, daß man ihm ſeine Börſe und ſeine goldene Uhr geſtohlen hatte. Außer dem Engländer war Niemand in der Ankleide-Loge geweſen. Der Schauſpieler begab ſich in den Gaſthof, den „Mylord" ihm genannt hatte; man wußte nichts von ihm. Ob der engliſche Sprachmeiſter ein aus England herübergekommener Glücksritter oder ein auf einer Kunſtreiſe befindlicher Pariſer Gauner war, iſt noch unentſchieden.

In Innsbruck hat der Schauſpieler B., der Theaterkritiken in ein auswärtiges Blatt geliefert hatte, durch eine polizeiliche Hausſuchung aber als deren Verfaſſer erkannt und vom Publikum dafür ausgeziſcht wurde, aus Verzweiflung über ſein Mißgeſchick zuerſt ſeine Geliebte und dann ſich ſelbſt getödtet.

Korreſpondenz.

Lyon, 10. Oct.

Die Schweſtern Milanollo ſind, glücklich vor Beginn der Genfer Kanonade aus Rouſſeau's Vaterſtadt entrilt, ſeit einigen Tagen hier. Der hieſige Theaterdirektor iſt ein feiner Handelsmann und verlangt für ſeinen Saal unendlich viel. Da müſſen nun die guten Dingerchen in einem kleinen, durch architectoniſchen Zierrathen überladenen und deshalb acuſtiſch unbrauchbaren Saale beginnen. Es iſt aber zu hoffen, ſie werden ſich den großen Theaterſaal durch ihr bezauberndes Spiel erobern. Die ſtolze Stolz aus Paris war gleichfalls vor einigen Tagen hier und auf vier Abende für die beſcheidene Summe von 10,000 Francs engagirt. Hätte die Direktion die gewöhnlichen Preiſe beibehalten, ſo hätte die Stolz Lorbeeren geerntet. Aber für den doppelten Eingangspreis wollte auch Jedermann doppelte Lungen und die hohe „Note", welche, wie man ſagt, in Paris ein kleiner Choriſt für Mad. Stolz aus den Couliſſen zu ſchreien die wohlbezahlte Gefälligkeit hatte. Nach dem zweiten Abend bat man die Sängerin, da die Direktion an ihrem Talent nicht zum Märtyrer werden könne, wie ihre Töne, ſo ihre Forderungen herabzuſtimmen. Die Gefeierte oder Gepfefferte ſchien darauf einzugehen, nahm aber in Abendſtille Extrapoſt und ging ab. Seitdem hört man in den Cafés und andern Cirkeln ein Gemunkel, aus dem ich nur die Worte: „Verehrer, Sammetkleider, Geſchenk, angenommen, abgeblitzt" verſtanden. Arme Märtyrin der Kunſt! — Unſer deutſcher Geſangverein „Cäcilie", unter der Direktion des Handlungs-Commis Däſchner aus Karlsruhe, geht ruhigen Ganges fort. Felix Mendelsſohn hat ſich in einem liebenswürdigen Schreiben ſehr bereit erklärt, dem Vereine ein von einem Frankfurter Dichter verfaßtes Bundeslied zu componiren. Man hofft, wenn der verehrte und mit Arbeiten überladene Tonſetzer für dieſes Blüthchen einen Augenblick gewinnt, mit dem Bundesliede das nächſte Cäcilienkonzert im November eröffnen zu können.

Darmſtadt, 14. Oct.

In der geſtrigen Oper: „die Nachtwandlerin" hat Fräul. Lind, als Amine, mit außerordentlichem Beifalle geſungen. Einheimiſche und Fremde waren entzückt durch den Zauber ihrer Töne, welche für das Gefühl Alles, für die Beſchreibung Nichts ſind. Die Kunſt findet nur ihr volles Echo in gleichgeſtimmten Gemüthern, welche die Gunſt des Augenblicks mit ihr zuſammenführte. Wer dieſes Glückes entbehrte, kann durch keine, wenn auch noch ſo glänzende Beſchreibung befriedigt werden. Nur die Bemerkung ſey uns noch erlaubt, daß es Vielen geſchienen, daß Fräul. Lind die Amine noch viel ſchöner und vollendeter geſungen als im Herbſte v. J., wo ſie zum erſten Male auf hieſiger Bühne gaſtirte. Die geſtrige Einnahme der Theaterkaſſe ſoll gegen 2000 fl. betragen haben. Groß war die Zahl der Fremden, welche ſich aus den benachbarten Städten und ſelbſt aus weiter Ferne eingefunden hatten. In dem Gaſthauſe zur Traube war kein Zimmer mehr frei; eine Anzahl Equipagen hatten daſelbſt keine Aufnahme mehr finden können. Eben ſo waren der Darmſtädter Hof, der Preſſiſche Hof und das Hotel Köhler vollſtändig beſetzt. Wir erinnern uns nicht, daß einſt Henriette Sonntag, als ſie im November 1817 hier mehrere Triumphe feierte, ſo viele Fremde herbei gezogen habe. Iſt man Zeuge geweſen von ſolchen bewunderungswürdigen Erfolgen künſtleriſcher Darſtellung, ſo denkt man unwillkührlich an Schiller's bekannte Bemerkung: „Ueberall, wo die Kunſt fiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen." — Nach ihrem erſten Debüt iſt Fräul. Lind eine zweitägige Raſt vergönnt, welche ſie der häuslichen Ruhe und dem ſtillen Umgange mit den Muſen widmen zu wollen ſcheint. Heute Vormittag z. B. beſuchte ſie die großh. Bildergallerie und regte durch ihre unerwartete Anweſenheit noch ein anderes Kunſtintereſſe an, welches den Beſuchenden äußerſt erwünſcht war. Die vielen, zum Theil ſehr bizarren Gemälde der altdeutſchen Schule, welche den Spiritualiſmus des Chriſtenthumes in kläglicher Weiſe darſtellen und welche gegen die heitere und geniale Kunſt der alten Griechen einen äußerſt trübſeligen Gegenſatz bilden, — dieſe Gattung von Gemälden, wo die gebenedeiten Geſichter und die Abtödtung des Fleiſches die Grundidee bilden, ſchienen die mit der heiteren Kunſt der Gegenwart lebenden und mit ihr innig verſchwiſterten Jenny Lind eben nicht ſonderlich anzuſprechen. Andere denken und fühlen vielleicht darin übereinſtimmend mit ihr, wollen es aber, aus falſch verſtandener Pietät gegen den Leichnam des Mittelalters, nicht frank und frei bekennen, um nicht Gefahr zu laufen, gegen einen gewiſſen Modeton anzuſtoßen und für roh, oder wohl gar für irreligiös gehalten zu werden. Poeſie und Malerei des Mittelalters erklären und bedingen ſich wechſelſeitig: wer mit jener ſich bekannt gemacht, wird wiſſen, was er von dieſer zu halten und zu urtheilen hat. — In der großh. Gemäldegallerie iſt gegenwärtig ein in Oel gemaltes, ſehenswerthes Porträt von Landgraf Ludwig V. ausgeſtellt, welches Hr. Hofmaler Kyy für Se. k. Hoh. den Erbgroßherzog gemalt hat. — Schon ſeit mehreren Wochen befindet ſich Hr. Meier aus Zürich hier, und zwar in der Abſicht, von Darmſtadt und der Gegend ein Panorama zu entwerfen. Als Standpunkt hat derſelbe die Gallerie der Ludwigsſäule gewählt, welche, wegen der weiten Fernſicht, die man von da in die Runde genießt, für ein Gemälde der Art ganz beſonders geeignet iſt.

Mainz, 14. Oct.

Seit verfloſſenem Montage iſt die hieſige Actien-Bäckerei, an deren Spitze jedoch, den öffentlichen Anzeigen zufolge, nur Hr. Sauer ſteht, eröffnet worden und liefert ein äußerſt ſchmackhaftes Brod, und zwar um einen Kreuzer billiger als der von den Bäckern letzten Samſtag auf die nächſten acht Tage feſtgeſetzte Brodpreis. Die Theilnahme, die dieſes zeitgemäße Etabliſſement bei dem Publikum findet, iſt außerordentlich und namentlich haben anſehnlichere Gewerbtreibende, die einen großen Hausſtand haben, gleich bedeutende, feſte Beſtellungen gemacht und dadurch dem ohnehin ſoliden Unternehmen eine noch feſtere Grundlage gegeben. Die äußere Einrichtung des Etabliſſements iſt durchaus practiſch und wir können aus eigener Anſchauung verſichern, daß wir bisher ſelten eine ſo bequeme und zweckmäßig eingerichtete Bäckerei ſahen. Unſere Herren Bäcker machen gute Miene zum böſen Spiel und das iſt unſtreitig das Klügſte, was ſie thun können. Vor mehreren Wochen zeigte die ſtädtiſche Behörde im hieſigen Wochenblatt die polizeiliche Beſchlagnahme von 163 Laiben Brod an, die theils zu ſchlecht, theils zu leicht waren; dieſer Act der Gerechtigkeit hat doch einige Wirkung gehabt, denn man hört ſeitdem nichts wieder von zu ſchlechtem und zu leichtem Brode.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 288. Sonntag, den 18. October 1846.

Am Feſte aller Deutſchen.

18. October 1846.

Im Grabe ruhen ſie faſt All',
Die einſt vor fernen Tagen,
Umtönt von der Geſchütze Schall,
Die Leipz'ger Schlacht geſchlagen;
Ja, viele von den Kämpfern ſind
Schon in die Gruft geſtiegen:
Freund Hain, dem Keiner hier entrinnt,
Ihm mußten ſie erliegen.

Ein neu' Geſchlecht hat an der Stell'
Des alten Platz genommen;
Ihm lacht bis jetzt der Himmel hell,
Kein Wetter ſcheint zu kommen.
Nach heißem Kampf ward lange Ruh'
Dem Vaterland beſchieden;
Es nimmt an äußerm Wohlſtand zu,
Beſchirmt vom holden Frieden.

Das bleibt nicht ſo auf ew'ge Zeit;
Denn früher oder ſpäter
Ruft Mars die Enkel in den Streit,
So wie vordem die Väter.
D'rum, deutſche Jugend, nimmermehr
Laß deine Waffen roſten!
Kommt's Wetter nicht von Weſten her,
Dann kommt's vielleicht von Oſten.

Laß, naht entſcheidend das Geſchick,
Das Schwert dir nicht entwinden
Und einen großen Augenblick
Auch rüſt'ge Männer finden!
Dann ſchütze du mit kräft'ger Hand,
Wie du's gelobt in Liedern,
Das große deutſche Vaterland
Selbſt in den kleinſten Gliedern!

Ludwig Hub.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

(Fortſetzung.)

Dagegen ſchien das Verhältniß Meinholds zu Anna eine entgegengeſetzte Richtung nehmen zu wollen. Seit jenem Tage, an welchem Marie die Freundin auf die Neigung des Kandidaten für ſie aufmerkſam gemacht hatte, war dieſe zurückhaltender und ernſter gegen ihn geworden, und Meinhold fühlte das veränderte Benehmen des Mädchens ſo ſehr, daß er noch ſchüchterner und befangener wurde, und dadurch in Anna's Augen eben nicht gewann. Fragte ſich Anna ſelbſt, was ihr an dem Kandidaten nicht gefalle, ſo mußte ſie ſich geſtehen, daß es eben ſeine zu große Schüchternheit und Befangenheit war, die ihn in ihren Augen faſt unmännlich erſcheinen ließ, und die durch das Benehmen des Barons um ſo ſchärfer hervortrat. Wie alle weicheren und furchtſamen Naturen fühlte ſie das Bedürfniß, ſich an ein kräftiges und kühneres Weſen anzuſchließen; ſie war ſich bewußt, daß ſie allein und ohne Stütze kaum ſtark genug ſey, den Stürmen des Lebens in das Auge zu ſehen, und daß ſie eines Führers bedürfe, deſſen Schutz ſie furchtlos und vertrauend ſich hingeben könne. Zu rein und zu gut, um auch nur entfernt daran zu denken, daß die Liebe des Barons ſie glücklich machen könne, den ſie faſt als den Verlobten der Schweſter und Freundin anzuſehen ſich gewöhnt hatte, verhehlte ſie ſich doch nicht, daß er ihrem Ideale weit näher ſtehe, als der Kandidat es je könne.

Ein zufälliges Ereigniß blieb auf dieſe Anſicht nicht ohne Einfluß, und ſchien plötzlich die ganze Lage der Dinge zu ändern. An einem heißen Sommernachmittage war der Kandidat mit ſeinen Zöglingen wie gewöhnlich an den eine Stunde entfernten Strom gegangen, um zu baden. Der eine der Knaben hatte ſich zu weit gewagt, der Strudel hatte ihn erfaßt, und ſchon war er nahe daran, zu verſchwinden, als Meinhold die Gefahr bemerkte, ſich ihm nachſtürzte und mit Lebensgefahr ihn rettete. Der Schreck und die Todesangſt hatte dem Knaben ein leichtes Fieber zugezogen, ſo daß die edle That ſich nicht verbergen ließ. Zwar ſuchte er ſelbſt beſcheiden den eignen Edelmuth zu ſchwächen, indem er ſich die Schuld an der Gefahr ſeines Zöglings beimaß, aber aus den Erzählungen der beiden andern Brüder ging ſo klar ſeine Unſchuld und die Gewißheit hervor, daß nur die verwegene Unbeſonnenheit des Knaben den Vorfall veranlaßt hatte, ehe Meinhold ihn daran hatte hindern können, daß der Baron, der ſeine Geſchwiſter mit der wärmſten Zärtlichkeit liebte, den Retter des Bruders mit der dankbarſten Innigkeit umfing und ihm mit dem Brudernamen und der Verſicherung ewiger unwandelbarer Freundſchaft den ſchönſten Lohn verlieh. Noch am Abend brachte er und ſeine glückliche Mutter den Widerſtrebenden nach dem Pfarrhauſe, und die herzlichſten Glückwünſche der Geiſtlichen, der warme Händedruck der beiden Mädchen, die Liebe und Hochachtung, mit der Alle ihn

Digitized by Google

umgaben, wie das Bewußtſeyn des durch ihn geretteten Menſchenlebens, hoben ſeinen Muth und ſein Selbſtvertrauen und gaben ſeiner Haltung einen Ernſt und eine Feſtigkeit, durch die er unendlich gewann. Von dieſem Augenblicke an fühlte Anna eine ſchweſterliche Neigung zu ihm, die ſie vielleicht ſelbſt überſchätzte; denn als der Baron an ſeinem Verlobungstage mit Marien dem Kandidaten eine Pfarrſtelle auf ſeinen Gütern verlieh, und zugleich für den Freund um ihre Hand warb, gab ſie ohne Widerſtreben, ja mit einem Gefühle von Glück, ihr Jawort, das der Vater freudig beſtätigte.

So ſchienen denn die Verhältniſſe im Pfarrhauſe einer friedlichen glücklichen Löſung entgegenzugehen, als plötzlich einer jener Zufälle, die ſich gleich einem Meteor an unſerem Lebenshimmel zeigen, dem Geſchicke der Bewohner dieſes ſo friedlichen Hauſes eine andere Wendung gab.

Wir bitten den Leſer, mit uns ungefähr zwei Jahre vor jenem Abende zurückzugehen, an welchem wir die ſchöne Anna ſo traurig und nachdenkend im Garten des Pfarrhauſes trafen.

2.

An einem ſtürmiſchen Aprilabende des Jahres 1832 kam auf ſchweißtriefendem Pferde ein Poſtillon in das Dörfchen Lindflur geſprengt. Der Himmel war von ſchwarzen Wolken umzogen, ſtürmiſch pfiffen die Winde durch die entlaubten Bäume und um den altergrauen Kirchthurm, und praſſelnd ſchlugen die großen Regentropfen gegen die feſtgeſchloſſenen Fenſterläden, hinter welche die Dörfler ſich in das wohldurchwärmte Gemach zurückgezogen hatten, wo ſie ſich heute bei dem Unwetter noch einmal ſo behaglich als ſonſt fühlten.

Die Hausväter ſaßen gemüthlich, die kurzen Pfeifenſtümmeln im Munde, auf der Bank hinter dem ungeheuren Kachelofen — in der Volksſprache Hölle genannt, — die Mägde am ſchnurrenden Spinnrade, während die älteren Jungen und die Knechte entweder ſchnitzelten oder an den Geräthſchaften beſſerten und die Mutter ſtrickend oder ein Liedchen ſummend, mit glücklichen und beſorgten Blicken an dem Lager des kleinen Lieblings ſaß und mit dem Fuße auf der Wiege ihn in Schlaf ſchaukelte.

In manchem Hauſe wurden wohl auch luſtige Schnurren oder ſchaurige Geſpenſtergeſchichten erzählt, und wenn dann draußen die Hunde einen Vorübergehenden anbellten, oder die alte Kukuksuhr im Winkel zu dumpfen Schlägen ausholte, bebte wohl manche furchtſame Dirne ſchauernd zuſammen und wurde dann von ihren muthigeren Gefährtinnen und den Knechten weidlich geneckt und ausgelacht.

Der Reiter hielt, da im Orte weder eine Gutsherrſchaft, noch eine Schenke war, vor dem Pfarrhauſe, ſprang vom Pferde, nach wenigen Schlägen an die Hausthüre wurde dieſe geöffnet, und der Pfarrer ſelbſt erſchien mit Licht in der Hausflur, um ſich nach der Urſache des ſo ſpäten Beſuches zu erkundigen. Die Veranlaſſung deſſelben war folgende:

In der ungefähr eine halbe Stunde entfernten Waldſchlucht hatte der Sturm einzelne der ſtärkſten Bäume niedergeriſſen und einen derſelben quer über die Straße geworfen. Der Poſtillon, welcher — bereits nach Sonnenuntergang — mit einem Reiſenden durch dieſe Schlucht kam, konnte bei der dichten Finſterniß nichts erkennen, und ſo kam es, daß die Pferde über den Stumpf des Baumes ſtürzten und den Wagen umwarfen. Der Fremde, der nach der Ausſage des Poſtillons ihn unaufhörlich zur Eile angetrieben hatte, war entweder ſchwer verwundet oder durch den Sturz betäubt, leblos von ihm aus dem Wagen gezogen worden, und da er denſelben, trotz aller angewandten Bemühungen, nicht in das Leben zu rufen vermochte, ſo hatte er ſchnell ausgeſpannt und war in wenigen Minuten in das Dorf geſprengt, um Hülfe zu holen.

Der Pfarrer ließ augenblicklich Hebezeug und Kienfackeln herbeibringen, und begab ſich ſelbſt mit ſeinen Leuten und dem Poſtillon nach der Schlucht, indeſſen Anna auf den Wunſch ihres Vaters das Gaſtzimmer in Bereitſchaft ſetzen ließ. Man fand den Fremden noch immer leblos, und brachte ihn ſo ſchnell als möglich, in Begleitung des Pfarrers, auf einer Tragbahre in das Pfarrhaus, während die Bauern den Wagen aufrichteten und, da die Achſe gebrochen war, langſam in das Dorf nachführten.

Schon in der Schlucht hatte ſich bei dem Scheine der Laterne gezeigt, daß der Fremde heftig aus einer Stirnwunde blute, bei näherer Unterſuchung im Pfarrhauſe ergab ſich, daß dieſe Wunde nicht durch den Sturz des Wagens veranlaßt ſeyn konnte, ſondern vielmehr die Folge eines Säbelhiebes war, der quer über die Stirn lief. Durch den Fall hatte ſich der Verband gelöſ't und die heftige Blutung, wie die Betäubung, hatten die Ohnmacht herbeigeführt. Zwar kam der Fremde bald wieder zu ſich, doch hielt das heftigſte Fieber ſeine Sinne gefangen. In dieſem Delirium entſchlüpften ihm einige Worte, die er öfter mit der größten Heftigkeit wiederholte: „Polen .... Kathinka .... Flucht ....“, und obwohl Werner einen deutlichen Zuſammenhang in denſelben natürlich nicht finden konnte, ſo war ihm doch klar, daß der Fremde einer jener Unglücklichen ſey, die ſich von Thatenluſt und jugendlicher Schwärmerei hatten hinreißen laſſen, den Verſuch des polniſchen Volkes, ſeine Ketten zu zerbrechen, zu theilen. Zwar verhehlte ſich der Pfarrer nicht, daß er ſich vielleicht einer Gefahr ausſetze, wenn er ſeinen Schützling aufnehme, aber dieſer Gedanke hatte auf ſein edles männliches Gemüth nicht den mindeſten Einfluß, um ſo weniger, als die Hülfloſigkeit des Kranken jeden Schutz zur heiligen Pflicht machte. Während einer ſeiner Leute nach dem Arzte in das eine ſtarke Stunde entfernte Städtchen geſandt wurde, hatte Werner den Fremden zu Bette gebracht und ſchickte ſich an, die Nacht bei ihm zuzubringen.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Begrüßung des 1846r.

Verſtattet mir, meine Freunde, daß ich den Moment, der uns hier verſammelt hat, und den würdigen Gegenſtand, dem es gilt, freudig begrüße. In die hochgewölbten Hallen dieſes weiten Kellerraumes haben wir das erſte Faß unſeres neuen Weines hereingebracht, begleitet von unſern Segenswünſchen. Unſere Freude iſt gerecht; denn die Mühen und Arbeiten des Winzers werden nur ſelten belohnt. Er pflanzt und pflegt eines der edelſten Erzeugniſſe der Natur; aber das Edelſte gedeiht auch am ſeltenſten, während das Gemeine üppig wuchert. Wie in der Natur, ſo auch unter den Menſchen! Wie viele Herrſcher werden geboren und mit dem Purpur geſchmückt, bis ein großer und wahrhaft edler Fürſt den Thron beſteigt, ein Fürſt, der den ſchönen Bau der Volksbeglükkung weiter fördert und durch weiſe Einrichtungen und humane Geſetze ein Vater und Beglücker ſeiner Unterthanen wird! Wie viele Männer arbeiten in den Schachten der Wiſſenſchaft, bis Einer kommt, der reiche Goldminen entdeckt und deren Schätze zu Tage bringt und wie Viele ſtellen Lehrſätze und Syſteme auf, bis Einer neue Bahnen der Forſchung bricht und neue Sterne in die alte Nacht leuchten läßt! Wie viele Dichter und Künſtler geben nur angelernte Formen wieder und wiederholen nur, was Andere ſchon geboten haben, bis Einer erſcheint, dem die Muſe ſchon an der Wiege gelächelt und den ſein Genius auserkoren hat, die Menſchen durch erhabene Gebilde zu begeiſtern, zu entzücken und über die niederen Schranken des irdiſchen Lebens emporzuheben! Jedes Jahr bringt Gutes und Nützliches, aber das Vortreffliche iſt kaum den Jahrzehnten und oft nur den Jahrhunderten vorbehalten. Weil dies nun ſo ſelten iſt, darum wird es mit Recht bewundert und

Digitized by Google

geprieſen und darum wollen auch wir das edle Rebengewächs feſtlich empfangen.

Edler Wein und Genie haben außer ihrer Seltenheit noch Manches gemeinſchaftlich. Die Entwickelung von beiden iſt mit brauſender Gährung verbunden. Beim edlen Weine findet man dieſe ganz natürlich, aber beim Genie ſucht man ſie zu hemmen. Der feurige Jüngling, wenn er einmal aus den gewohnten Schranken heraustritt, wird als ein gefährlicher Kopf verläſtert und den ungeſtümen Flug ſeiner Gedanken ſucht man gewaltſam niederzuziehen. Warum ſind die Menſchen hier ſo unduldſam und beachten nicht, daß ein kräftiger Geiſt, gleich einem edeln Weine, auch einmal überſchäumen muß. Köſtlich ſind beide, wenn ſie ausgegohren und ſich zur vollen Blüthe ihres geiſtigen Lebens entwickelt haben. Dann iſt der Verkehr mit ihnen beſeligend; ſie erwärmen uns mit ihrem Feuer, laſſen ihre Begeiſterung in uns überſtrömen, umgeben uns mit ihren Idealen, ſind mild und kräftig zugleich und laſſen uns die irdiſchen Sorgen vergeſſen. Nach dieſer ſchönen Blüthezeit werden ſie nicht ſelten herb und verlieren ihre Lieblichkeit; ſie bewahren zwar noch immer ihre geiſtige Kraft, werden aber oft abſtoßend und unfreundlich. Ein edler Wein iſt für ſeinen Beſitzer ſtets erfreulich, aber das Genie macht dieſen nur ſelten glücklich Neid und Mißgunſt, Verkennung und Verläſterung pflegen das Genie zu begleiten und erſt nach langen Kämpfen, häufig erſt dann, wann es die dornenvolle Laufbahn vollendet hat, wird es anerkannt. Großen Meiſtern, Künſtlern und Dichtern ſetzt man nach ihrem Tod Monumente und während ihres Lebens läßt man ſie darben. So geſchieht es nicht nur in unſerm lieben Vaterlande, ſondern überall. Doch mag uns die Erfahrung tröſten, daß nicht verloren geht, was ſie Edles und Schönes erſtrebt haben.

Wie auch die Zeiten und der Geſchmack ſich geändert haben, die Verehrung für dich, du köſtlicher Rebenſaft, iſt immer dieſelbe geblieben, und wie ſchon die Völker des Alterthums deinem Gotte Altäre erbauten und deine Pokale mit Blumen bekränzten, ſo huldigt man dir auch heute noch. Solcher Verehrung biſt du auch würdig, und was wären ohne Dich unſere kleinen und und großen Feſte, denen du erſt den wahren Glanz verleih'ſt! Der Genuß deines edeln Saftes erfreut unſer Herz, giebt den Gedanken einen höheren Schwung und begeiſtert uns für alles Gute und Schöne. Wenn wir im traulichen Familienkreiſe die Gläſer erklingen laſſen, wie ſind wir dann ſo zärtliche Väter und ſo würdige Vorſteher unſerer häuslichen Gemeinde; wenn wir dem ſcheidenden Freunde beim vollen Becher ein Lebehoch bringen, oder wenn wir bei ihm unſerer holden Geliebten gedenken, wie ſchwärmen wir da für die unwandelbare Dauer der Freundſchaft und Liebe, die durchs ganze Leben und noch über's Grab hinaus beſtehen ſoll; wenn wir bei einem Feſtmahle unſere Freudenlieder ertönen laſſen und den Gefühlen unſeres Herzens in ſchönen Toaſten Worte leihen, wie erglühen wir da für Freiheit und Vaterland, für Duldung und Humanität. Schade nur, daß dieſe ſchönen Entſchlüſſe, dieſe frommen Wünſche, dieſe patriotiſchen Begeiſterungen, dieſe humanen Tendenzen ſo ſelten zur Ausführung gelangen und daß dieſe Blüthen unſerer Ideale ſo bald wieder verwelken! Von dir, du köſtlicher Rebenſaft dieſes Jahres, erwartet man daß du die beſten deiner Vorgänger an Kraft und Feuer übertreffen werdeſt; aber deinen Vorzügen würdeſt du die Krone aufſetzen, wenn es dir gelänge, jene edeln Entſchließungen ſo zu ſtärken, daß ſie zur That würden. Könnteſt du ſo kräftig werden, um alles Gemeine und Schlechte, um Neid und Habſucht, um Intoleranz und kleinliche Gehäſſigkeit, um Feindſchaft und Zwieſpalt aus der Welt zu verdrängen, dann erſt wollte ich dich wahrhaft preiſen. Doch ich glaube an Wunder nicht und beſchränke darum meine Wünſche.

So geht nun, ihr Tropfen des edeln Nektars, alles Gemeine und Unedle ausſtoßend, eurer Vollendung entgegen! Ihr habt die ſchöne Beſtimmung, Freude zu ſpenden und glückliche Stunden zu bereiten. Den Dichter werdet ihr zu manchem Liede begeiſtern und dem ernſten Manne die ermattende Kraft beleben, dem Jubelgreis die ſeligen Tage der Jugend zurückrufen und dem in weiter Ferne Verweilenden die trauten Bilder der Heimath. Bei unſern frohen Gelagen und feſtlichen Zuſammenkünften werdet ihr unentbehrlich ſeyn und unſere Herzen für den Genuß des Augenblicks empfänglich machen. Es möge es geſchehen und dazu gebe der Himmel, ſeinen Segen! Der Ruhm eurer Jahreszahl werde dem der gleich euch Auserwählten beigeſchrieben und mit freudigem Danke genannt, ſo lange noch ein Tropfen eurer köſtlichen Flüſſigkeit übrig ſeyn wird! Ein Lebehoch, meine Freunde, auf unſern edlen 1846r, daß er ein Sorgenbrecher und Freudenſpender ſeyn und noch lange bleiben möge!

W.

Mannichfaltigkeiten.

In der lithograph. Anſtalt von Ed. Guſt. May in Frankfurt a. M. iſt ſo eben das Portrait von Wilh. Speyer, nach einem Gemälde von Ruſtige, auf Stein gezeichnet von Schertle, erſchienen. Es empfiehlt ſich durch Aehnlichkeit, fleißige Ausführung und ſorgfältigen Druck. Den zahlreichen hieſigen und auswärtigen Freunden und Bekannten des durch viele Compoſitionen, namentlich aber durch ſeine trefflichen, weitverbreiteten und volksthümlich gewordenen Lieder und Geſangs-Quartette mit Recht geſchätzten und talentvollen Tonſetzer wird das hier zur Anzeige gebrachte Blatt willkommen ſeyn.

Bei L. Papſt in Darmſtadt iſt erſchienen: Wegweiſer durch die nächſten Umgebungen von Darmſtadt und nach den ſchönſten Punkten des Odenwaldes und der Bergſtraße, von Ludwig. Mit Plan und Karte. — Mit Herausgabe dieſes Büchleins wird dem Titel deſſelben entſprochen. Ausführliche ſtatiſtiſche und hiſtoriſche Notizen, oder gar poetiſche Schilderungen der vielen Naturſchönheiten, lagen außer dem Plane deſſelben; doch wird in gedrängter Kürze dem Reiſenden Alles angedeutet, was er zum Behufe ländlicher Ausflüge zu wiſſen nöthig hat. Der kleine Wegweiſer iſt nicht dickleibig, koſtet nur wenig und wird demnach den immer zahlreicher werdenden Touriſten willkommen ſeyn.

Die bekannte Mad. Weiß hat mit den 40 Kindern, welche ihr Ballet bilden, Schiffbruch gelitten, nicht im figürlichen, ſondern im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Das Dampfboot Great-Britain, auf welchem ſie ſich nach Amerika eingeſchifft hatte, iſt nämlich an der engliſchen Küſte geſcheitert. Der Brief eines Mitreiſenden beſtätigt dies. Die Kleinen wurden indeß alle glücklich gerettet und lagerten auf dem Strande um Mad. Weiß gruppirt, die, wie Niobe, mit verhülltem Haupte in ihrer Mitte ſaß. Eine Gutsbeſitzerin der Umgegend, Lady Montgomery, ließ die armen erfrorenen Kinder in ihrer Dorfſchule einquartieren. Der Brief fügt hinzu, daß Mad. Weiß durch dieſen Schiffbruch bedeutenden Schaden erleidet. Die ganze Garderobe, Muſik u. ſ. w. iſt wahrſcheinlich ruinirt, und die Speculation mit Amerika fehl geſchlagen, da die Kinder ſchwerlich mehr auf ein Schiff zu bringen ſeyn werden. Nach Frankreich darf Mad. Weiß nicht mehr, und in Deutſchland dürfte ihrer auch nicht der beſte Empfang harren; auch hat ſie durch ihre Prozeſſe mit Hrn. Lumley und andern engliſchen Theaterdirektoren in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in England anſehnliche Verluſte erlitten.

(Ueber die Krankheit der Kartoffeln.) In einem Schreiben aus Amerika vom 5. Sept. 1846 heißt es: „Ich habe in deutſchen Zeitungen geleſen, daß die Krankheit der Kartoffeln in meinem Vaterlande, in Deutſchland, ſo überhand genommen hat, daß ſie Beſorgniß erweckend geworden iſt und die Oeconomen ängſtlich der Ernte dieſes Hauptnahrungszweiges entgegen ſehen. Auch hier (Staat Ohio) trifft man hin und wieder Kartoffelfäule

Digitized by Google

an und ein hieſiger Farmer (Oeconom) machte folgenden gelungenen Verſuch, dieſer Krankheit zu begegnen, welchen ich euch mittheilen will. Er ſagte in einem öffentlichen Blatte: Ich mähete das Kraut meiner Kartoffeln, die etwa halb oder zwei Drittheil ausgewachſen waren, auf der Hälfte meines Grundſtückes, gänzlich ab und das Reſultat war erſtaunlich. Die Kartoffeln, deren Kraut ſtehen geblieben war, fingen ſtark an, zu faulen, da hingegen unter denjenigen, deren Kraut auf demſelben Acker ich abgemähet hatte, nicht eine faule gefunden wurde, ja dieſelben beinahe noch einmal ſo groß und dick waren. Kommt mein Brief nicht zu ſpät und könnt ihr den Verſuch noch machen, ſo gelingt es euch vielleicht, eure ganze Kartoffelernte zu retten.

(Weſel.) Am 28. v. M., Abends gegen 8 Uhr, fand man auf der Chauſſee zwiſchen Weſel und Schermbeck unweit Peddenberg ein neugebornes todtes Kind, das in verſchiedene Bekleidungs-Gegenſtände eingehüllt war, welche offenbar nur auf ein Frauenzimmer aus höheren Ständen ſchließen ließen. Nachdem das hieſige Gericht hiervon Anzeige erhalten und die gerichtliche Obduction ergeben hatte, daß das Kind entweder durch Schlagen mit dem Kopfe an einen harten Gegenſtand oder durch Fall gegen einen ſolchen ermordet worden, wurden, in Verbindung mit der hieſigen Polizei, ſofort die geeigneten Nachforſchungen nach den Urhebern des Verbrechens angeſtellt. Dem Polizeicommiſſär v. W. gelang es, Umſtände zu ermitteln, welche mit dem Verbrechen in unmittelbarer Berührung ſtehen. Nach dieſen Ermittelungen ſteht es nämlich feſt, daß das Kind am gedachten Abend in dem hintern Cabriolet eines mit vier Poſtpferden beſpannten herrſchaftlichen Wagens, der von Schermbeck nach Weſel gefahren iſt, geboren und aus dieſem Cabriolet auf die Chauſſee geworfen worden ſeyn muß, wodurch das Kind die tödtliche Verletzung am Schädel erhalten hatte. Die Spur der grauſamen Mutter, einer Kammerjungfer, und ihres muthmaßlichen Theilnehmers, eines Bedienten des Beſitzers des Wagens, wurde hier in einem Hotel erforſcht, daß ſie bereits bei der Ermittelung mit der Herrſchaft verlaſſen hatten, und in welchem übrigens auf die That ſprechende unverkennbare Merkmale zurückgeblieben waren. Hoffentlich wird es dem Arme der Juſtiz gelingen, dieſe in fremde Regionen geeilten Unmenſchen zu fahnden, um ſie der gerechten Beſtrafung überliefern zu können.

Die von dem irländiſchen Bildhauer Hogan in Rom gearbeitete Statue Daniel O'Connels, iſt nach einer zweimonatlichen Ueberfahrt von Civitavecchia am 21. September in Dublin angekommen. Der kräftige Anwalt Irlands iſt dabei als römiſcher Tribun koſtumirt, in der Stellung, wie er die um ihn verſammelte Menge haranguirt. Die acht Schuh hohe Statue iſt von carrariſchem Marmor. Die Aehnlichkeit des Bildwerkes iſt ſprechend, und die Arbeit eine der ſchönſten und intereſſanteſten unter den in Irland befindlichen Kunſtwerken. Dieſe Statue ſollte ungeſäumt im großen Börſenſaal zu Dublin aufgeſtellt werden.

Die Weſpenſtiche ſind oft, ſelbſt auf der Oberfläche des Körpers, ſehr ſchwer, und um ſo ſchwerer, wenn ſie im Innern des Körpers fühlbar werden. Kürzlich ſtarb ein Taglöhner in der Gemeinde Saint-Quentin, welcher eine Weſpe in einem Glaſe Aepfelwein verſchluckt hatte, nach langem Leiden an den Folgen der Verletzungen, welche dieſes gefährliche Inſekt im Magen hervorgebracht hatte.

(Solothurn, 6. Oct.) Dem Vernehmen nach berieth ſich der Regierungsrath in ſeiner geſtrigen Sitzung über die Maßnahmen, welche gegen die zwei Boxer, Herren Poſtdirektor Zeltner und Finanzſecretär Wirz-Staub, zu treffen ſeyen: ob man ihnen des öffentlich gegebenen Skandals wegen einen Wiſcher geben, oder gar ſie von einander ſpannen wolle. Es ſoll viel und bedauerlich über den Vorfall dieſer erſten Staatsdiener geſprochen worden ſeyn. Endlich ſey man dann rähig geworden, in die Sache nicht einzutreten und es den beiden Herren zu überlaſſen, ob ſie miteinander zufrieden ſeyen oder bei nächſter Gelegenheit einen zweiten derartigen Act aufführen wollen. Natürlich wird von dieſer Debatte nichts zu Protokoll genommen worden ſeyn.

(Wien.) Als kürzlich die Vorſtellung der im Hofoperntheater ſo beliebt gewordenen „Musketiere der Königin“ ſtattfinden ſollte, wurde ſie wegen Hinderniſſen, die wider Vermuthen plötzlich eingetreten ſeyn ſollten, abgeſetzt. Der Baßſänger F. war wegen unberichtigt gebliebener Wechſelſchulden verhaftet worden; die Gläubiger hatten gerade einen ſolchen Tag abgewartet, wo F. Abends unentbehrlich und eine ergiebige Einnahme zu hoffen war. Sie dachten, der Adminiſtrator Balochino werde wohl den Betrag wenigſtens zum Theile decken. Allein dieſer ging auf ihre Berechnungen nicht ein und ließ die Vorſtellung abſagen. Der Abend kam heran; die Equipagen mit hohen und höchſten Herrſchaften fuhren vor; murrende Gruppen bildeten ſich vor dem Theaterthore und der gebeugte Feldwebel war bemüßigt, die fatale Hindernißgeſchichte unzählige Male zu berichten. Balochino ſoll dem Vernehmen nach zu einer Geldbuße von 500 fl. K. M. verurtheilt worden ſeyn, weil keine Piece zum Erſatz vorbereitet war, und dies ſeinen Verpflichtungen zuwiderläuft.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 15. Oct.

Auch hier iſt die Schießbaumwolle bereits präparirt worden, und zwar durch Hrn. Hofapotheker Dr. Martini, der bei ſeinen Verſuchen zugleich nachgewieſen hat, daß die Baumwolle entbehrlich und ſtatt ihrer gereinigtes Werg. welches dieſelben Dienſte leiſtet, genommen werden kann. Beide Stoffe, gehörig präparirt, gaben bei den angeſtellten Schießverſuchen ganz gleiche Reſultate. Bei einer mit grobem Schrot geladenen Flinte war die Wirkung des Schuſſes von der Art, daß derſelbe auf eine Entfernung von 25 Schritten durch eine anderthalb Zoll dicke Kellerthüre drang. Weitere Verſuche werden ſofort angeſtellt werden. Es ſcheint kaum noch einem Zweifel zu unterliegen, daß das neue chemiſche Präparat für viele techniſche Zwecke, und außerdem auch im Krieg, beſonders beim Feſtungskrieg und auf der See, mit Nutzen verwendet werden kann. Das Verdienſt der Erfindung wird aber wohl Jedermann dem Hrn. Prof. Schönbein zu Baſel bereitwillig einräumen wollen. Er war es, der dieſe chemiſche Aufgabe ſich zuerſt ſtellte und ſie glücklich löſte. Ihm gehört ſowohl der Gedanke, als die That. Das Nacherfinden iſt nur ein Verdienſt von untergeordnetem Range, weshalb ſeine Mitbewerber ihm beſcheiden den Lorbeerkranz überlaſſen und ſich nur mit einem Zweiglein deſſelben begnügen ſollten. — Die hochgeprieſene Künſtlerin Jenny Lind empfing geſtern hier den Beſuch eines jungen Landsmannes, der hier als Schreiner arbeitet, und der von Jugend auf in Stockholm ihr nächſter Nachbar geweſen war. Er wurde nicht allein ſehr freundlich von ihr empfangen, ſondern auch mit einem hübſchen Geſchenk entlaſſen. Der junge Mann, der ein geſchickter Arbeiter iſt, war ganz glücklich, die jugendlichen Erinnerungen bei ſeiner ehemaligen Nachbarin ſo treu, und auf eine für ihn ſo ehrenvolle Weiſe, bewahrt zu ſehen.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 17. Oct. Der alte Magiſter, Schauſpiel in 4 Abth., von Roderich Benedix.

Sonntag, 18. Oct. Titus, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 289. Dienſtag, den 20. October 1846.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

(Fortſetzung.)

Die Brieftaſche des Fremden, welche der Pfarrer zu öffnen ſich nicht nur berufen, ſondern ſogar verbunden hielt, um alle nachtheiligen Folgen deſto kräftiger von dem Schützlinge ſeines Hauſes abwenden zu können, enthielt außer einer bedeutenden Summe in Banknoten nichts, als einen vor wenigen Tagen ausgeſtellten, vollkommen formgemäßen und gültigen Paß, unter dem Namen Eduard Wahl zur Reiſe an den Rhein, von dem Polizeipräſidium Berlin ausgefertigt. Dieſer Paß mußte natürlich von dem größten Nutzen ſeyn, obwohl Werner überzeugt war, daß der in demſelben enthaltene Name nur fingirt ſey. In dieſem Glauben fand er ſich durch den Siegelring beſtärkt, den der Kranke am Finger trug, und der mit einem adeligen Wappen geziert war. Eben ſo trug eine Chatoulle, die wohl die übrigen Papiere des Fremden enthalten mochte, die Freiherrnkrone, und unter derſelben die Chiffre E. v. W.

Alle übrigen Gegenſtände, wie die Reiſekaleſche, waren noch ganz neu, und ungebraucht, und brachten den Pfarrer auf den Gedanken, daß der Fremde ſich wohl durch die Flucht mit Zurücklaſſung ſeines Eigenthums gerettet und durch Vermittlung von Freunden in den Beſitz des Paſſes und der nöthigen Reiſemittel gekommen ſey. Er hielt es daher für das Beſte, alle Effekten, welche ſich mit dem im Paſſe enthaltenen Namen nicht gut vereinigen ließen, unter ſeinen Verſchluß zu nehmen, und ſah nun mit Ruhe den kommenden Ereigniſſen entgegen. Werner, der jedem Unglücklichen mit dem wärmſten Mitleid und der herzlichſten Liebe ſich hingab, fühlte ſich durch die ganze Erſcheinung des Fremden doppelt angezogen. Von mittlerem Wuchſe, aber zugleich fein und doch kräftig gebaut, konnte Eduard Wahl — ſo wollen wir den Kranken für jetzt nennen — allem Anſcheine nach das vierundzwanzigſte Lebensjahr kaum überſchritten haben. Die Züge ſeines Geſichtes, wenn auch jetzt durch wilde Fieberphantaſieen entſtellt, verriethen in lichteren Momenten eben ſo viel Gutmüthigkeit als Kühnheit und Muth, und das Gepräge dieſer letzteren Eigenſchaften wurde durch die ſchwarze Binde, welche ſeine Stirnwunde umſchlang, für den Augenblick noch kräftiger hervorgehoben.

Nach einigen Stunden kam der Arzt mit dem ausgeſandten Boten zurück. Er erklärte, nachdem er die Wunde unterſucht, daß bei ſorgfältiger Pflege nichts zu befürchten und das Fieber nur in Folge der Wunde eingetreten ſey. Der Pfarrer, der genau mit dem Arzte befreundet war, hielt es der Wunde wegen für das Gerathenſte, ihm ſeine Vermuthungen in Betreff des Kranken mitzutheilen und ſein Schweigen zu erbitten, was jener um ſo bereitwilliger gelobte, als er die allgemeine Theilnahme, welche damals in halb Europa den muthigen Streitern jenes unglücklichen Krieges geſchenkt wurde, ſelbſt empfand, und dieſelbe nun im vollſten Maße auf ſeinen Patienten übertrug.

So vergingen die nächſten Tage ohne beſondere Ereigniſſe in treuer Pflege des Gaſtes, in welche ſich außer Anna und Marien auch der Baron und Reinhold mit dem Pfarrer theilten. Den beiden jungen Männern war Eduards Krankenzimmer ſogar bald ein Ort der Freude und des Glückes geworden; denn hier hatten ſie Gelegenheit, die Geliebten mit dem höchſten Zauber geſchmückt zu ſehen, der ſich an dem Krankenbette in jedem edlen Weibe ſo glänzend entfaltet und alle ihre Reize durch den höchſten einer frommen Weiblichkeit noch erhöht. Und doch ſollte gerade dieſes Krankenzimmer einem von ihnen zum Grabe aller Lebenshoffnungen und alles Lebensglückes werden!

Schon am erſten Abende, als Eduard blutend und leblos in das Pfarhaus gebracht worden war, hatten ſeine bleichen edlen Züge auf Anna einen unauslöſchlichen Eindruck hervorgebracht. Würde die von ſo abenteuerlichen Umſtänden begleitete Begebenheit an dem Herzen manchen ſchwärmeriſchen jungen Mädchens nicht ſpurlos vorübergegangen ſeyn, ſo mußte Anna doppelt dadurch ergriffen werden, weil das tiefſte Mitleid, mit welchem ſie den Kranken pflegte, zugleich ihr Gefühl erregte, während das Bild dieſer noch nach dem Falle edler Männlichkeit ihre Phantaſie in Bewegung ſetzte. Das Mädchen war zu rein und unſchuldig, um in dieſen Empfindungen das kleinſte Unrecht ſehen zu können; ihr kam ſelbſt nicht der leiſeſte Gedanke, daß ſie durch daſſelbe die Rechte und Anſprüche verletze, welche allein ihr Bräutigam an ihr Herz zu machen habe. Und eben durch dieſe Unbefangenheit, mit der ſie ſich einem Gefühle überließ, das ſie ſelbſt nur für warme und herzliche Theilnahme an dem Leiden des Gaſtes hielt, gewann ſein Bild immer mehr Raum in ihrem Herzen, während ſie, zum Bewußtſeyn ihrer Schwäche gelangt, gewiß mit der ganzen Kraft ihrer reinen Seele gegen jede, auch die leiſeſte Empfindung gekämpft haben würde, die mit ihrer Pflicht gegen Reinhold ſich nicht vereinigen ließ.

Als die Kraft des Fiebers ſich gebrochen und Eduard ſeine Beſinnung wieder erlangt hatte, war er erſtaunt, ſich in ganz fremden Umgebungen zu finden. Er ſelbſt wußte ſich nur dunkel des Vorfalles in jener Nacht zu erinnern, der ihn hieher gebracht hatte, und im erſten Augenblicke konnte er den Ausdruck einer gewiſſen Aengſtlichkeit und Unruhe nicht verbergen. Als ihm jedoch der Pfarrer die ganze Begebenheit mittheilte, als er ihm mit edler männlicher Offenheit ſelbſt ſeine Vermuthungen über ſeine nächſte Vergangenheit nicht verbarg, und die Maßregeln, die er in dieſer Ueberzeugung getroffen hatte, da fühlte Eduard, daß er ſein Geſchick, welches ihn hieher geführt habe, nur ſegnen und den Edelmuth dieſer würdigen Familie nur durch die höchſte Offenheit zu lohnen vermöge. Allein Werner ſelbſt bat ihn, für jetzt noch eine Erzählung zu unterlaſſen, die durch Gemüthsaufregung ſeinen Geſundheitszuſtand nur verſchlimmern konnte, um ſo mehr, als

Digitized by Google

der Arzt ſelbſt die höchſte Ruhe empfohlen hatte. In der That mußte Eduard Schweres erduldet haben, denn auch jetzt fühlte er ſich zwar geiſtig heiterer und geſunder als ſeit langer Zeit, aber ſeine phyſiſche Schwäche war ſo groß, daß er noch Wochen lang an das Krankenlager gefeſſelt war. Dennoch empfand er dieſe Unannehmlichkeit wenig; denn Jedes im Hauſe beeiferte ſich, ihm ſeinen Zuſtand durch Theilnahme und einige Herzlichkeit vergeſſen zu machen, ſo daß der verletzende Gedanke, als könne er den Bewohnern des Pfarrhauſes eine Laſt ſeyn, bald in ſeiner Seele ſchwand. Beſonders hatte er ſich mit dem Baron befreundet; denn beide Männer hatten, wie in ihrer äußeren Erſcheinung, ſo auch in ihrer Denkweiſe und ihren Anſichten ungemein viel Aehnlichkeit. Auch die beiden Mädchen brachten mit Werner den größten Theil ihrer freien Zeit in ſeinem Zimmer zu, und am Abend war dann der ganze Kreis um ihn verſammelt, und unter ernſten- und munteren Geſprächen ging die Zeit leicht und angenehm vorüber. Die vielſeitige Bildung Eduards, ſeine tiefe und geiſtreiche Lebensanſchauung und die unendliche Gutmüthigkeit, die aus jedem ſeiner Worte ſprach, gewannen ihm eben ſo die Liebe Aller, als ſie ſich geiſtig zu ihm gezogen fühlten. Beſonders hatte Anna ſeit Eduards Anweſenheit ſich auffallend verändert. Sonſt munter und fröhlich, wenn auch nie ausgelaſſen, war ſie jetzt ſtill und ernſt, und wenn ſie mit ihrer vollen, ſanften Stimme an ſeinem Bette vorlas, ſchien jedes Wort durch die Auffaſſung und den Ausdruck, den ſie ihm lieh, eine andere höhere Bedeutung zu gewinnen. Fiel ihr Blick auf Eduard und begegnete dem ſeinigen, dann überzog ſich ihr Geſicht mit Purpur, ihr Auge ſenkte ſich wie bittend, und ſie ſtockte und konnte nicht weiter leſen. Dem Auge einer Mutter würden dieſe Symptome der Liebe nicht entgangen ſeyn; dem ſonſt ſo ſcharfſinnigen Vater blieben ſie verborgen. Aber der ſcharfe weibliche Blick Mariens ließ ſich nicht täuſchen; ſie erkannte die Gefahr, aber ſie begriff auch, daß es kein Mittel gebe, ihr entgegen zu wirken. Längſt ſchon war ihr klar geworden, daß das Gefühl Anna's für ihren Bräutigam nicht Liebe, ſondern höchſtens ſchweſterliche Neigung ſey, und ſie zitterte für die Zukunft der Freundin. Sie, welche von frühſter Jugend Anna kannte, ſo oft die Vertraute ihrer Anſichten, ihrer Gefühle geworden war, ſie hatte vom erſten Augenblicke an eine finſtere Ahnung gehabt, daß die Verbindung der Schweſter mit Meinhold ſie nie glücklich machen könne, weil ſie ihrer ganzen Individualität geradezu entgegen war, weil Meinhold außer einem guten redlichen Herzen keine der Eigenſchaften beſaß, mit welchen Anna das Ideal ihres Herzens geſchmückt hatte. Jene Rettung des Knaben, welche den Grund zu der Täuſchung gelegt hatte, in welcher Anna ihr Jawort gegeben, war vielleicht mehr das Werk einer edlen augenblicklichen Regung, als eines feſten männlichen Muthes geweſen, und wenn der junge Geiſtliche auch in ſeiner äußeren Erſcheinung eine Zeit lang nach dieſer That etwas mehr Selbſtvertrauen und Männlichkeit zeigte, ſo fiel er doch bald wieder in jenen Anſchein von Muthloſigkeit, Befangenheit und faſt weiblicher Schüchternheit zurück, der ihm nicht bloß in den Augen der Braut, ſondern in denen jedes Mädchens ungünſtig werden mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Ergänzende Randgloſſe zu den „Fragmenten aus Volneys Ruinen“ in No. 271 — 274 d. Bl.

Einen Augenblick ſchwieg der Genius, ſein Blick überflog noch einmal die Menge aller Religionspartheien der Erde; doch plötzlich, als habe er gefunden, was er ſuchte, fuhr er mit freudiger Bewegung fort: „Siehe dort am äußerſten Ende der Chriſtenparthei noch eine Fahne, ſie naht eben erſt; auf weißem Grunde das Kreuz des Glaubens, der Anker der Hoffnung und über beiden die Fackel der Liebe, umſchlungen von dem Palmenzweige des Friedens. Nicht durch ehrwürdiges Alterthum iſt dieſe Fahne geweiht, aber du ſieheſt auch keine Blutflecken darauf und keine Thränen, keine Spuren von Brandmalen; das iſt die jüngſte Parthei, welche der ewig rege Geiſt des Chriſtenthums in Deutſchland geboren hat. Sie nennt ſich nach ihrem Vaterlande und nach der Kirche, aus welcher ſie hervorgegangen. — Wenn ich auf die Zahl nur Rückſicht nähme, ſo würde ich dich auf dieſe kleine Schaar gar nicht beſonders aufmerkſam machen; allein die Grundſätze ſind es, welche dieſe merkwürdig und bedeutſam machen, Grundſätze, durch welche der religiöſe Friede der Völker in der Zukunft wirklich möglich wird.“ — Wie? rief ich, haben dieſe etwa den rechten Glauben? — „Mit Nichten“, ſprach der Genius lächelnd; „du ſollteſt aus dem Bisherigen ſchon erkannt haben: den rechten Glauben hat kein Menſch auf Erden, alſo auch die Deutſchkatholiken nicht. Wer den rechten Glauben hätte, müßte irrthumslos, d. h. ein Gott ſeyn und nicht ein Menſch. Wiſſe, mein Freund: der Menſch iſt nicht dazu geboren, daß er die Wahrheit beſitze, ſondern daß er ſie ſuche. Im Beſitze der Wahrheit können nur die Götter glücklich ſeyn, der Menſch im Suchen. Das iſt es aber, was dieſe neueſte Parthei (wenn ſie anders noch eine Parthei zu nennen iſt) bedeutſam macht, daß ſie weiß und zum erſtenmale öffentlich bekennt, daß Niemand behaupten dürfe, den rechten Glauben allein zu haben, daß ſie daher Niemand um ſeines Glaubens willen verdammt, daß ſie nicht zu bekehren, ſondern zu belehren ſtrebt; daß ſie, anerkennend die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit verſchiedenen Glaubens unter den Menſchen, mehr die Liebe als den Glauben zum Bande der Vereinigung wählt, und durch die weltverſöhnende Liebe zu vereinigen ſtrebe, was der Völker trennende Glaube entzweit hat. — Ich muß dir geſtehen,“ fuhr der Genius nach kurzem Schweigen mit freudeſtrahlendem Auge fort, „ich hoffe von dieſer neuſten religiöſen Erſcheinung viel. Es iſt ſchon ein großer Fortſchritt zum rechten Glauben, wenn man nur erkannt hat, daß Niemand den rechten Glauben habe und haben könne.

„Socrates, der große griechiſche Weiſe, meinte, daß er von dem Orakel darum für den weiſeſten aller Griechen erklärt ſey, weil er wiſſe, daß er nichts wiſſe, d. h., weil er die Mängel ſeines und alles menſchlichen Wiſſens erkannt habe und daher frei ſey von dem thörichten Wiſſensdünkel der Sophiſten. So iſt es auch mit dem Glauben. Diejenigen, welche am dreiſteſten behaupten, den rechten Glauben zu haben, haben ihn am wenigſten, und Diejenigen, welche die meiſte Verdammungsſucht haben, haben die wenigſte Religion. Diejenigen, welche ſich an ihrem Glaubensbekenntniſſe erkennen wollen, ſind am weiteſten entfernt von Chriſtus, welcher ſeine Schüler daran erkennen will, ſo ſie ſich untereinander lieben. So iſt der Fortſchritt in der Erkenntniß des Glaubens zugleich ein Fortſchritt zum Frieden unter den Völkern. Denn der Wahn von einem allein rechten, allein ſeligmachenden Glauben, welcher bisher mehr oder minder alle Religionspartheien beherrſcht hat, war der unſeligſte von Allen auf Erden. Mit Blut und Thränen hat er ſeine Spuren eingeſchrieben in die Geſchichte der Völker. Die große Gottesfamilie der Menſchheit war anfangs, als die Kinder noch alle unmündig waren, von dieſem Wahne frei. Sie brachten in kindlichfrommer Scheu der Gottheit, welche ihrem ahnenden Gedanken erſt aufgegangen war, Opfer dar, und der Eine verdammte den Andern nicht, wenn er etwa andere Gebräuche dabei beobachtete. In dem wilden Knabenalter der Menſchheit aber entwickelte ſich die große Familienunart, daß Jeder behauptete, der vom Vater Bevorzugte, der allein Berechtigte zu ſeyn; und dieſe Unart pflanzte ſich im rohen Jünglingsalter der Menſchheit fort, trotz der belehrenden Worte des einzigwahren Gottesſohnes, daß Alle eines Vaters gleichgeliebte Kinder ſeyen. Siehe, darum freue ich mich, bei den mannbar und verſtändig gewordenen Kindern zum erſtenmale das öffentliche Bekenntniß zu hören, daß der Unterſchied des Glaubens keinen Unterſchied in der Liebe des Vaters begründen könne, wenn der Glaube

nur wirkliche Ueberzeugung und durch Liebe thätig iſt; darum freue ich mich, daß dieſe nun endlich den Glauben mehr im Herzen ſuchen, als in Büchern, daß ſie die Seligkeit nicht mehr in Formeln und Glaubensſätzen ſuchen wollen, ſondern in einem Gott und Menſchen wohlgefälligen Leben. — Laſſ' dich nicht irre machen in dem, was ich ſage," fuhr der Genius fort, „wenn du auch bei dieſen Einige erblickeſt, welche weder ihr Jahrhundert, noch den guten Geiſt ihrer Sache begriffen zu haben ſcheinen; indem ſie wiederum ſich ſondern und eine ſelbſteigene Fahne aufzupflanzen ſuchen, indem ſie wiederum ihre Brüder des Leipziger Bekenntniſſes als „Irrende" verdammen. Du ſiehſt, ſie machen mit ihren neuen Bannbullen kein Glück mehr, ſelbſt bei der eignen Gemeinde, welche ſich dem Lichte des Jahrhunderts nicht entziehen kann. Ihre neuen Satzungen und Dogmen, ihr neues Buchſtabenweſen wird verweſen vor dem Geiſte der Zukunft wie Spreu vor dem Winde. Die Bekenner des Leipziger Bekenntniſſes haben zwar auch ihren Glauben in einem kurzen Bekenntniſſe dem Buchſtaben anvertraut und dieſes iſt unvollkommen wie alles Menſchenwerk, allein es iſt dieſes das erſte chriſtliche Bekenntniß, welches nichts weiter ſeyn will als der Glaubensausdruck der gegenwärtigen Gemeinde, welches weder die Erkenntniß der Gegenwart, noch die der Zukunft an unwandelbare Sätze binden will. Daher iſt dieſes Bekenntniß eine Wahrheit, weil es den Keim fortſchreitender Entwickelung, wie alles Lebendige, in ſich trägt und dem in der Menſchheit waltenden Gottesgeiſte kein Hinderniß in den Weg legt. Dort ſieheſt du alſo keine ſymboliſchen Eide und keine Beſchwörungsformulare, weil es ein Frevel gegen die Wahrheit iſt, ihr freies Leben in der Menſchheit durch Eide binden zu wollen. Dort ſieheſt du auch keine bevorzugten Prieſter, ſondern Lehrer, welche ſich nur durch das ihnen übertragene Amt von den Uebrigen unterſcheiden. — Kurz, ich ſage dir: ich hoffe etwas Großes von dieſer kleinen Parthei; denn daß dieſelbe einſt bedeutend werden wird, ſieheſt du ſchon daraus, daß ſo Viele, welche dieſer Fahne nicht namentlich zugehören, dennoch beifällig ihr zu winken, ſo ſehr auch die Männer des Buchſtabens ſie herabzuziehen ſuchen. Tauſende hören hier dasjenige öffentlich ausſprechen, was ſie längſt ſchon ſtill im Herzen gedacht haben." —

So ſprach der Genius und ſchwieg. Da ertönte durch den Raum des Himmels wie Poſaunenhall: „Glaubet, was ihr glauben könnt, bis euch beſſ're Einſicht wird; aber lebet wie ihr leben ſollt und wie ich euch ins Herz geſchrieben; nur daran will ich erkennen, daß ihr meine Kinder ſeyd, ſo ihr euch unter einander liebet." Und alles Volk ſank betend nieder. Amen, Amen, ſprachen die Völker; der Himmel der dunkeln Zukunft öffnete ſich, der Engel des Friedens ſtieg hernieder und der Sonnenſtrahl der ewigen Liebe erwärmte die Völker.

Darmſtadt, 3. October 1846. H.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris.) Unſere Theaterfreunde ſind in Beſtürzung. Dem. Rachel, die letzte Stütze der ſinkenden Tragödie, hat ihre Entlaſſung eingegeben, weil das Comité des Theatre-français den Beſchluß gefaßt hat, ihr während des zur Herſtellung ihrer Geſundheit nöthigen mehrmonatlichen Urlaubs ihren Gehalt zu entziehen. Dem. Rachel bezieht einen Gehalt von 42,000 Francs jährlich, ferner ein Spielhonorar von 250 Francs und endlich, wie alle Societaires des Theatre-français, ihren verhältnißmäßigen Antheil an dem reinen Gewinne. Es gibt nun freilich herzloſe Statiſtiker, die mit der Feder in der Hand nachrechnen: Dem. Rachel habe im Jahre 1845 nur 34 mal geſpielt, ſo daß jeder Abend auf 1235 Francs und mit dem Spielhonorar auf 1485 Francs gekommen, und es noch ſehr die Frage ſey, ob ihr Auftreten um ſo viel mehr über die gewöhnliche Einnahme eingetragen habe. Allein Dem. Rachel, die wie Ludwig XIV. ſagt: „Das Theater-français bin ich!" wollte ſich keinen Abzug gefallen laſſen und hat kurzweg ihre Entlaſſung eingeſchickt. Nach den Beſtimmungen des aus Moskau datirten Napoleoniſchen Theaterreglements, das noch immer in voller Wirkſamkeit beſteht, wird eine ſolche Entlaſſung nur gültig, wenn das betreffende Mitglied ſie 6 Monate nach Einſchickung des erſten Geſuches wiederholt. Hierdurch ſollten Uebereilungen und unbeſonnene Aufwallungen, wie ſie im Künſtlerleben wohl häufig vorkommen, verhindert und der erſten dramatiſchen Kunſtanſtalt Frankreichs talentvolle Mitglieder ſo lange als möglich erhalten werden. Das Comité hat nun nach Rückſprache mit dem Miniſter des Innern die Demiſſion der Dem. Rachel vorläufig angenommen und ſie auf den reglementsmäßigen Termin von 6 Monaten als Entſcheidungsfriſt verwieſen. Inzwiſchen haben ſich die Journale der Angelegenheit bemächtigt, und während die einen in dem Abgange der Rachel den ſicheren Untergang des Theater-français ſehen, gratuliren die anderen demſelben, daß es auf dem heilbringenden Wege ſey, ſich einer theueren Schauſpielerin zu entledigen, die, unerſättlich in ihren Anſprüchen, nur ein beſchränktes Repertoir von zehn bis zwölf Rollen beſitze und dem Theater durchaus keinen reellen Nutzen bringe. Jules Janin gehört zu den Kämpfern für die Rachel; aber er, ſowie die anderen Tragödomanen, die nach dem Abgange der Rachel den Untergang der Welt prophezeien, vergeſſen, daß Niemand auf dieſer Erde unentbehrlich und unerſetzlich iſt. Wahrſcheinlich wird jedoch dieſes Mal die Sache nicht bis zum Aeußerſten getrieben werden, und, da Dem. Rachel das Theater-français eben ſo gut braucht, als das Theater-français die tragiſche Künſtlerin, ein Vergleich mit beiderſeitigen Conceſſionen den Zwiſt enden.

(Moderner Sklavenhandel.) In den Proletariats-Diſtrikten Londons, zwiſchen Spitalfields und Bethnal-Green, findet zweimal die Woche von 6 — 7 Uhr ein Kindermarkt ſtatt, wie Leon Faucher in ſeinem Werke über Englands ſociale und kommerzielle Inſtitutionen erzählt. Die kleinen Sklaven von acht bis neun Jahren werden von ihren Aeltern zu Markte gebracht, um dort vermiethet zu werden. Das Kind wird dem Miether gegen geringen Lohn auf 12 — 15 Stunden völlig leibeigen; die Kinder der Armen ſind in den Augen der Aeltern Lohnmaſchinen, Mittel zum Erwerb. Dieſe Opfer der Dienſtbarkeit ſind, wie Faucher behauptet, elender als die kleinen Fabrikarbeiter, weil kein Geſetz ſich ihrer annimmt und die Arbeitszeit nach dem Alter beſchränkt, wie bei jenen. Es finden ſich auf dem Markte oft 300 kleine Arbeiter, oft auch nur 50 — 60, je nachdem die Handelsverhältniſſe ſteigen oder fallen. Faucher meint, es könne etwas Aehnliches nur in London geſchehen; der Markt von Bethnal-Green ſey nur mit den Baſars zu vergleichen, wo Sklaven feilgeboten würden, und doch müſſe man bis in das rohe Herz von Afrika zurückgehen, um Völker aufzufinden, bei denen die Sklaven von ihren eigenen Aeltern zu Markte gebracht werden. — Es giebt auch Arme unter den ſogenannten höheren Ständen; ſind doch unzählige Beamte Proletarier, beſitzloſe Handarbeiter, die viele Kinder haben; aber es iſt merkwürdig, wie bei ihnen gerade das gegenſätzliche Prinzip herrſcht, wie ſie ſich für ihre Kinder aufopfern, ſelbſt darben, um ſie in Luxusgewohnheiten zu verweichlichen, anſtatt ſie die Entbehrungen der Armuth ertragen zu lehren, die nun einmal das traurige Erbtheil der meiſten Erdenbürger ſind und bleiben werden, trotz aller wohlgemeinten Utopien der Socialiſten und Kommuniſten.

(Berlin.) Ein ſehr charakteriſtiſches Beiſpiel für den ſittlichen Standpunkt unſeres Volks erzählen die „Beiträge" folgendermaßen: Bei den Einſegnungen iſt es in einigen Berliner Kirchen Sitte, daß die Kinder am Schluſſe der feierlichen Handlung dem Geiſtlichen oder dem Küſter ein in Papier gewickeltes Geldgeſchenk überreichen. Bei einer der in dieſen Tagen ſtattgehabten Einſeg-

Digitized by Google

nungen ergab es ſich, daß in mehreren der in erwähnter Weiſe überreichten Papiere nicht Geldſtücke, ſondern Zahlpfennige und ſogar Bonbons enthalten waren. Es gewähren Thatſachen der in Rede ſtehenden Art einen traurigen Beleg für die Entartung, welche in unſerm Zeitalter zuweilen ſchon in ganz jugendlichen Gemüthern und ſelbſt in den feierlichſten Momenten des Lebens herrſcht.

(Murrhard im Königr. Würtemberg, 12. Oct.) Am geſtrigen Sonntag kam eine Menge unſerer Filialiſten in die Kirche hieher, ſo daß manche Häuſer auf den Filialen faſt ganz leer ſtanden; ähnlich war es auch in dem eine Stunde entfernten kleinen Weiler Wolfenbrück, in welchem die Häuſer ziemlich weit von einander entfernt ſind. Im Hauſe des vormaligen Schultheißen Schieber war die Hausfrau, 56 Jahre alt, allein zu Hauſe und hatte ſich eingeſchloſſen. Als ſie während der Abweſenheit der Ihrigen die Hausthüre öffnete, um ihren Schweinen Futter zu bringen, wurde ſie von zwei Männern, die ihr Geſicht mit Ruß geſchwärzt hatten, überfallen, zurückgedrängt, am Halſe ergriffen, um ihr einen Hülferuf unmöglich zu machen, und ſofort wurde die Hausthüre von innen geſchloſſen. Sie ſchleppten die Frau die Treppe hinauf, warfen ſie zu Boden und verlangten von ihr den Schlüſſel zum Gelde. Die Frau raffte ſich aber wieder in die Höhe, ſprang in die Stube, und es gelang ihr, einen Hülferuf auszuſtoßen. Ein Mann mit einem Knaben ging gerade am Hauſe vorüber, hörte den Schrei, blieb ſtehen und ſah am Hauſe herauf. Da es aber wieder ſtille geworden, weil die zwei Räuber ihr Schlachtopfer ſchnell wieder am Halſe gepackt und auf's neue zu Boden geworfen, ſo ging der Mann unbeſorgt ſeines Weges. Da die Frau ſtandhaft den Schlüſſel zum Geld verweigerte, ſo ergriff der eine der Räuber eine an der Wand hängende geladene Flinte, ſpannte den Hahn und ſetzte ſie ihr auf die Bruſt; der andere aber bemächtigte ſich mit Gewalt des Schlüſſels zum Gelde, den die Unglückliche in der Rocktaſche verwahrt hatte, mißhandelte ſie dabei auf die roheſte Weiſe und gab ihr mehrere lebensgefährliche Tritte auf den Unterleib. Während der Eine die Frau bewachte, ſchloß der Andere einen Kaſten auf, aus welchem er 600 fl. hinwegnahm, in einer Commode fanden ſich ebenfalls 600 fl. Es waren dieſe 1200 fl. ein Theil des Heirathsguts der beiden Töchter des Hauſes, die ſich kürzlich verheirätheten. In Folge der erlittenen Mißhandlung ſank die Frau in Ohnmacht, während welcher ſich die Räuber mit dem Geld entfernten, ohne von den Bewohnern der Nachbarhäuſer bemerkt zu werden. Als der Hausherr mit den Seinigen von der Kirche zurückkam, fand man die Frau noch im Zuſtande der Bewußtloſigkeit auf dem Boden liegend; doch brachte man ſie endlich wieder zum Bewußtſeyn, und nun erſt erfuhr man den Verlauf der Sache und den großen Verluſt. Die Frau iſt dem Tode nahe. Die Räuber, ſo bekannt ſie auch mit den Verhältniſſen dieſer Familie geweſen zu ſeyn ſcheinen, waren der Frau völlig fremd, und ſie wurden von Niemand im Weiler bemerkt.

(Berlin, 13. Oct.) In einem Garten vor dem Prenzlauer Thore fand man vor einigen Tagen beim Graben einer Grube ein ziemlich noch ganz erhaltenes menſchliches Gerippe, 2 Ordenskreuze und ein Geldſtück, ſo wie einige faſt ganz zerſtörte Uniformsknöpfe und eine Flintenkugel. Es hat den Anſchein, als lägen dieſe Gebeine ſchon eine ſehr lange Reihe von Jahren an dieſem Orte.

(Dresden.) Sehr fleißig arbeitet das recitirende Schauſpiel und acht Tage nach dem „Meiſter und ſeine Geſellen“ ſahen wir ſchon wieder zum erſten Male „Anna von Oeſterreich“, Intriguenſtück in 6 Acten, nach dem Roman des Alex. Dumas von Charlotte Birch-Pfeiffer. Mag man über dieſe Verfaſſerin ſagen, was man wolle, eine gewiſſe Geſchicklichkeit in Bearbeitung ſolcher Stoffe für Bühnendarſtellung kann man ihr nicht abſtreiten, und ſie hat dieſe auch bei dem vorliegenden wieder bewieſen. Das Stück hat offenbar gefallen, und wenn eine ſtrenge Kritik auch freilich zahlreiche Fehler und Inconſequenzen darin zu rügen finden wird, ſo kann ſie ihm doch ein raſches Fortſchreiten, eine Reihe intereſſanter Scenen und eine gute Vorlage für einzelne Charakteriſirungen nicht abſtreiten. Dauerndes Leben wird es freilich nicht haben, aber wie ſelten werden jetzt den Bühnen Werke geboten, die mit Enthuſiasmus aufgenommen werden, und bei denen er nach Jahr und Tag noch derſelbe geblieben iſt. Um ſo etwas zu finden, muß man nur in das claſſiſche Repertoire zurückgehen. Wann aber werden auch viele hochgeprieſene neuere Erſcheinungen ſich ſolchen Ruhmes zu erfreuen haben?

Korreſpondenz.

Wiesbaden, im Oct.

Es gereicht mir zur Freude, beim Herannahen der langen Abende auf die erneuerte Thätigkeit aufmerkſam machen zu können, die ſich in der Werkſtätte des rühmlichſt bekannten Hrn. Friedrich Benkler, des Erfinders der ſeinen Namen führenden Lampen, bekundet. Dieſer unternehmende Geſchäftsmann hat, von dem Ungemach, in welches ihn ein gehäſſiger Prozeß in Folge ſeiner Erfindung geſtürzt hatte, vollkommen befreit, alle Urſache, unſere erſte Gewerbausſtellung und die vortheilhafte Wirkung der Induſtriehalle zu preiſen. Dieſe beiden Anſtalten haben ſeinem Geſchäft einen neuen Aufſchwung gegeben und viele Beſtellungen ſeiner eleganten Lampen nach den entfernteſten Gegenden, ſogar nach England und Rußland bewirkt. Möchte dieſe Nachricht das falſche Gerücht widerlegen, als ſey durch jenen ſchlimmen Prozeß das Geſchäft zurückgegangen oder wenigſtens in ſeiner Entfaltung gehemmt worden!

Frankfurt a. M.

Da wir in der laufenden Woche die in öffentlichen Blättern vielbeſprochenen Lichtbilder des Hrn. Boſch aus Wien auch hier zur Anſchauung gebracht haben werden, ſo machen wir vorläufig auf dieſelben aufmerkſam. Laut Berichten aus Wiesbaden und Mainz, wo Hr. Boſch Vorſtellungen gegeben, ſind deſſen Leiſtungen ausgezeichnet und die Farbenpracht und Naturtreue dieſer optiſchen Darſtellungen ſollen nichts zu wünſchen übrig laſſen. Beſonders gerühmt werden die Anſichten des Muraner Kloſterganges, die afrikaniſche Löwenjagd nach Horace Vernet, Venedig und eine Schweizerlandſchaft bei Mondbeleuchtung mit überraſchendem Uebergange zur Tageshelle. Näheres über Ort und Zeit der genannten Vorſtellungen wird bekannt gemacht werden.

Muſeum.

Vorgekommener Hinderniſſe wegen tritt die Nothwendigkeit ein, die Wiedereröffnung des Muſeums, welche am 23. October ſtattfinden ſollte, auf

Freitag, den 6. November

anzuberaumen.

Frankfurt a. M., den 19. October 1846.

Theater-Anzeige.

Montag, 19 Oct. (Zum Erſtenmale): Der Vetter, Luſtſpiel in 3 Abth., von R. Benedix. Hierauf: Optiſche Lichtbilder, von Joh. Boſch aus Wien.

Dienſtag, 20. Oct. Aleſſandro Stradella, Oper in 3 Abth., Muſik von Flotow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 290. Mittwoch, den 21. October 1846.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

(Fortſetzung.)

Marie war überzeugt, — was auch wirklich der Fall war — daß Anna den Zuſtand ihres Herzens nicht kenne, ja nicht einmal ahne; ſie war eben ſo feſt überzeugt, daß keine Macht der Welt die Freundin von dem abhalten würde, was ſie für ihre Pflicht hielt. Aber dieſe Pflicht, die Anna gebot, ihrer Liebe für Eduard zu entſagen und Meinhold das gegebene Wort zu löſen, mußte ein Herz brechen, das nicht geſchaffen war, ſolchen Stürmen zu trotzen.

Für den Augenblick glaubte Marie nichts in der Sache thun zu können; denn jeder Verſuch, Anna über ihre Lage aufzuklären, mußte den Frieden des Hauſes ſtören, ohne Nutzen bringen zu können. Wie ſie Meinhold kannte, hielt ſie ihn einer leidenſchaftlichen, nur mit dem Tode endenden Liebe im eigentlichen Sinne dieſes Wortes nicht fähig, und ſie war überzeugt, daß der Verluſt von Anna's Hand ihm zwar einigen Schmerz bereiten, aber ihn nicht unglücklich für das ganze Leben machen würde, wie Anna es werden mußte, wenn ſie ſein Weib wurde. Eduard war ſo weit hergeſtellt, daß er bereits das Zimmer verlaſſen und an dem Arme eines ſeiner Freunde im Garten ſpazieren gehen konnte; Marie wollte daher abwarten, bis die verſprochene Mittheilung ſeines Lebens und ſeiner Schickſale ſie in den Stand ſetze, zu beurtheilen, ob Hoffnung vorhanden ſey, daß er Anna angehören könne. War dies der Fall, ſo wollte ſie ihren Bräutigam in das Geheimniß ziehen und mit aller Kraft dahin arbeiten, daß Meinhold Anſprüche aufgab, die weder ihn ſelbſt unter dieſen Verhältniſſen glücklich machen, noch das Glück und den Frieden Aller begründen konnten; wo nicht, ſo ſchien es ihr beſſer, Anna in dem Unbewußtſeyn ihrer Gefühle zu laſſen, und durch eine Erklärung den Kampf nicht noch ſchwerer zu machen.

Auch Eduard war für die liebliche Anna nicht kalt geblieben. Schon in den wildeſten Fieberphantaſieen war ihre Erſcheinung ihm die eines Engels geweſen, und ihr Blick hatte die ängſtlichen Geſtalten, die ſeine kranke Einbildungskraft beſchäftigten, verſcheucht und ihm Ruhe und Frieden gebracht. Aber ſpäter, als er das tiefe reiche Gemüth, ihr frommes reines Herz und ihren edlen gebildeten Sinn erkannte, da fühlte er, daß er Anna liebe, daß er ſie ewig lieben werde. Alle ſchönen Träume, alle freundlichen Hoffnungen einer glücklichen Zukunft erſchloſſen ſich in junger Blüthe in ſeiner gebeugten Seele; er wurde wieder heiter und glücklich. Es giebt eine Sprache, zu deren Verſtändniß es keiner Worte bedarf; es iſt die Sprache des ahnenden Herzens, in der zwei Weſen ſich mit dem leiſen Geiſterkuſſe der Liebe umſchlingen. In Eduards Herzen war dieſe Liebe zum Bewußtſeyn gekommen; Anna's Blick, das Beben ihrer Stimme, ihr Erröthen hatten ihm geſagt, daß ſie ihn liebe. Ein Gefühl, das ahnungslos und ihr ſelbſt unbewußt ſchon in den geheimſten Tiefen ihrer Seele glühte, war in ihm zur Klarheit gekommen und erfüllte ſeine Bruſt mit der höchſten Seligkeit. Um ſo furchtbarer und heftiger war ſeine Verzweiflung, als er erfuhr, daß Anna Meinholds Braut ſey. So war das Geſchick, das ihn bis hieher raſtlos und unabläſſig verfolgt hatte, noch nicht verſöhnt; ein zweites blühendes Opfer mußte ihm fallen; denn wie Marie, war auch Eduard überzeugt, daß ein ſo weiches, glühendes Herz unter den Qualen einer unglücklichen Liebe brechen und verbluten werde. Zu ſtolz und zu edel, als daß es ihm hätte in den Sinn kommen können, Anna ihren Pflichten gegen den Bräutigam untreu zu machen, war er augenblicklich entſchloſſen, ſeine Liebe in ſich zu verſchließen und mit aller Kraft über ſich zu wachen, daß kein Blick, kein Wort von ihm den Gefühlen der Geliebten neue Nahrung geben könne. Mit Freuden würde er den ganzen Jammer dieſer Entſagung getragen, das ganze Unglück eines ſolchen Verluſtes auf ſein Haupt gelegt haben, hätte er nur die leiſeſte Hoffnung hegen können, Anna den Frieden ihrer Seele zu erhalten und ſie an Meinholds Seite glücklich zu wiſſen.

Sobald er im Stande war, ſein Lager zu verlaſſen, ſchrieb er an ſeine Tante, die mütterliche Freundin ſeiner Jugend, die ihn, der früh zur Doppelwaiſe geworden, erzogen hatte. Er verhehlte ihr weder die Lage der Dinge, noch das unſelige Geheimniß ſeiner Liebe; er theilte ihr ſeine innigſte Ueberzeugung mit, daß ſowohl er als Anna durch dieſe Entſagung unglücklich werden müßten, aber er ſprach zugleich ſeinen unerſchütterlichen Entſchluß aus, den Geſetzen der Pflicht und Ehre zu genügen, wenn die Erfüllung derſelben auch mutlos war, und bat deshalb die Tante, ihm umgehend zu ſchreiben, um durch ihren Brief einen Vorwand zur augenblicklichen Abreiſe zu erhalten. Nach ungefähr vierzehn Tagen erhielt er Antwort. Seine Tante gab ihm die freudige Nachricht, daß in Beziehung auf ſeinen früheren unbeſonnenen Schritt glücklicherweiſe keine weiteren Folgen für ihn zu fürchten ſeyen und er ungefährdet in das Vaterland zurückkehren könne. Doch bat ſie ihn, nicht auf's neue unüberlegt zu handeln. Sie ſelbſt verſprach, in den nächſten Tagen zu kommen, um ihn abzuholen und die Verhältniſſe durch eigene Anſchauung kennen zu lernen, da, wie ſie ſchrieb, nach ihrer Anſicht noch nicht Alles verloren ſey.

Als Eduard dieſen Brief empfing, wollte faſt eine leiſe Hoffnung von Glück ſich ihm ſchmeichelnd nahen. Von Jugend auf daran gewöhnt, aus den Händen der Tante nur Gutes zu empfangen, ſchien ſie auch jetzt der Schutzgeiſt ſeiner Liebe werden zu wollen. Aber er bewachte ſich ſelbſt nur deſto ſtrenger, um — wie auch das Loos fallen mochte — ſich keinen Vorwurf machen zu müſſen. Als am Abende der ganze Kreis der Freunde im Garten traulich beiſammen war, nahm er das Wort und ſagte: „Ich glaube kaum, daß wir während meines kurzen Hierſeyns noch ein-

Digitized by Google

mal ſämmtlich verſammelt ſeyn werden wie heute, wo kein Glied unſeres lieben Kreiſes fehlt. Da nun meine Geſundheit ſtark genug iſt, um von der Aufregung, in welche die Erzählung meiner Lebensſchickſale mich verſetzen möchte, keine nachtheiligen Folgen fürchten zu müſſen, und der Brief meiner Tante mich in Kenntniß ſetzt, daß ſie in den nächſten Tagen kommen wird, um mich ſelbſt abzuholen, ſo will ich, wenn Sie, meine Freunde, Ihre Einwilligung geben, mein längſt gegebenes Verſprechen löſen."

Der Pfarrer war der Erſte, der ſeinem jüngeren Freunde antwortete, um ihn zu verſichern, daß er, bevor er vollkommen hergeſtellt ſey, nicht an die Abreiſe denken dürfe; der Baron drückte ihm ſchweigend die Hand und ſein Auge ſuchte das ſeiner Braut, die in dieſem Augenblick einſah, daß die Liebe Eduards zu Anna ihrem Verlobten kein Geheimniß ſey, und daß er wie ſie in ſeinem Pflichtgefühle den Grund der Entfernung erkannte. So gewann Eduard unendlich in der Achtung Beider, und Jedes von ihnen gelobte ſich ſchweigend, Alles zu verſuchen, um das Glück des Freundes und Anna's auf irgend eine Weiſe zu retten.

Anna hatte bei Eduards Erwähnung ſeiner Abreiſe ihre Bewegung nicht verbergen, ihre Thränen nicht zurückhalten können; in dieſem Augenblick zerriß, wie durch einen Blitzſtrahl, der Schleier, der ihr ſelbſt die Gefühle des eigenen Herzens verborgen hatte. In dem Momente, in welchem ſie nahe daran war, ihn auf immer zu verlieren, war ſie ſich bewußt, daß ſie Eduard mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebe, und dieſes Gefühl war ſo mächtig und überwiegend, daß es für einen Augenblick ſelbſt die Erinnerung an ihr Verhältniß zu Reinhold verbannte. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie der Erzählung von Eduarts Schickſalen folgte, ließ ſie in dem Augenblicke nicht zu ſich ſelbſt kommen, weßhalb ſie auch gefaßter und ruhiger blieb, als dies ſonſt der Fall geweſen ſeyn möchte.

(Fortſetzung folgt.)

Ernſt Eiſelen.*)

Vierzehn junge Burſche, deren wenige älter als achtzehn Jahre, einer ſogar nur ſechzehn Jahre zählte, wanderten am 18. Februar 1813 aus Berlin nach Breslau, in dem Augenblick, als gegen die herumſchwärmenden Koſacken von der franzöſiſchen Beſatzung drei Stadtthore geſperrt waren. Unſere Leute, alle Turner von Jahn's Turnplatze, eilten dieſem ihrem Lehrer nach, der an der Spitze des Volksaufſtandes gegen Napoleon war. Mit ihnen befand ſich Ernſt Eiſelen, ein kleiner, muskelkräftiger, energiſcher, aber leider kränklicher Jüngling. In ſeinen beſten Entwickelungsjahren hatte ihn ein Fieber befallen, das unbeſonne Aerzte, nach damaliger Mode, mit groſſen Doſen Arſenik beſeitigten, leider aber in ein dauerndes Siechthum verwandelten. Eiſelen's Vorſtudien zum Bergbau (ſein Vater war Oberbergrath und Schriftſteller vom Fach) wurden durch den Aufruf unterbrochen, ſeine kriegeriſche Laufbahn im Lützow'ſchen Corps ſchon im Beginnen durch andauernde Kränklichkeit. Jahn mit ſeinem überall wachen Auge ſah bei Fortſetzung des Feldlebens eine baldige Auflöſung ſeines Schülers voraus, erwählte deßhalb den Frühinvaliden zu ſeinem Vertreter auf dem damals noch einzeln ſtehenden Berliner Turnplatze und ſtellte ihn in eigner Perſon im April deſſelben Jahres den zurückgebliebenen Turnern als ſolchen vor. Seitdem war unſer Eiſelen auch nach Beendigung des Krieges der redliche und treue Gehülfe Jahn's, führte eine bei wachſender Turnerzahl nöthige feſtere Ordnung ein, ſtand an der Spitze des Turnrathes, der ſich mit ſchulgerechter Durcharbeitung der einzelnen Turnübungen befaßte, leitete mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und Ausdauer die Winterübungen auf Fecht- und Schwingſaal, vereinfachte mit einem ſeltenen techniſchen Blicke Turngeräth und Turnzeug und legte die Ergebniſſe ſeiner Erfahrungen und Verſuche in dem bekannten: „Die deutſche Turnkunſt von F. J. und E. Eiſelen" nieder. Eiſelen war Jahns nothwendige Ergänzung. Durch höhern Befehl wurden im Jahre 1819 ſämmtliche Turnplätze geſchloſſen. Eiſelen, der ſich nebenher zum Lehrer in der Mathematik und Geographie gebildet, ſetzte in mehreren Privat-Anſtalten auf dem Fecht- und Schwingſaal, ſpäter auf einem Privatturnplatz, der ihm gehörte, das beſchränkte aber nicht untergehende Werk fort. Seine kleinen Schriften über das Hiebfechten, über Hantelübungen, über die Einrichtung der Turnplätze, beweiſen zur Genüge, wieviel ihm das Techniſche der Turnkunſt verdankt. Und dennoch war Eiſelen ſeit 1813 in dem Zuſtande, von dem es im Kirchenliede heißt:

„Es kann vor Nacht ſchon anders werden
Als es am frühen Morgen war;
Den einen Fuß hab' ich auf Erden,
Den andern auf der Todtenbahr."

Schon 1817 ſchrieb mir der ſeel. Fries, der Jenaer Philoſoph: „Laßt Euern Eiſelen nicht reiſen, wenn Ihr nicht ſeine ſchon nahe Auflöſung beſchleunigen wollt." Mit jedem Jahr wurde ſein Mund zahnloſer, ſeine Augen ſtumpfer. Seine erſten Arbeiten konnten nur mit Mühe geſchrieben, ſeine letzten nur dictirt werden. Dampf, kaltes Waſſer, Seebäder (er iſt ja vor wenigen Wochen in Swinemünde geſtorben), Alles verwandte er, verbunden mit der ſtrengſten Diät, um ſeinen Körper zu erhalten. Die preußiſche Regierung glaubte bei Wiederaufnahme der Turnübungen in Stadt und Land einem ſo gebrechlichen Manne nicht die Oberleitung dieſes neuen Unterrichtszweiges übertragen zu dürfen und that daran Recht. Vielleicht aber hätte ihm doch eine gewiſſe Mitwirkung dabei gehören ſollen, eben ſo ſehr und vielleicht noch mehr als dem greiſen Jahn, der nach böſen Zeitläuften ſich freudig ſagen muß, daß jeder wahre Gedanke, trotz allſeitigſter Störung, in's Leben treten muß.

Ihr jungen Turner! Ein alter Schüler Jahn's ſeit 1809, ſein Freund, ſein Waffenbruder, ſein Freud- und Leidgenoſſe bittet, wenn von dem Wiederbeleben der Jugend die Rede iſt, auch den Eiſelen nicht zu vergeſſen! Ausdauer beim redlichen Werk, Fortleben unter friſchem Jugendtummeln trotz größter Hinfälligkeit beweiſet deutſches Herz; ein edles deutſches Herz hatte Eiſelen!

*) Man verwechſele dieſen nicht mit ſeinem Bruder, dem Profeſſor der Staatswirthſchaft, der in ſeinem Schriftlein: „Geſchichte des Lützow'ſchen Corps" dem greiſen Jahn ſo muckiſche Hiebe verſetzt.

Alte und neue Wirthshausſchilder.

(Aus Auerbach's „Gevattersmann.")

Vor Zeiten, wenn man an einem Amts- oder Markttage in die Stadt gekommen und

Man in ſich geht und denkt,
Wo man einen guten trinkt,

iſt man eben geraden Wegs oder auch krummen Wegs, wie nun die Straße war, in den Bären, ins Lamm, in den Ochſen, ins weiße oder ſchwarze Roß gegangen und hat da mit Eſſen und Trinken Leib und Seele wieder zuſammengehalten. Warum nur die Wirthshäuſer die Thiernamen hatten? Kann ſeyn, weil die Menſchen ſich gar viel von den Thieren nähren, hat man ſie zu Wirthshausſchildern genommen, oder auch weil ſie Jedem dienen, der ſie an ſich bringen kann. Jetzt iſt das anders, jetzt ſind wir Alle hoffähig, wir ſpeiſen und trinken bei Hof und die ganze adelige Ahnenprobe beſteht darin, daß wir ſo und ſo viel kupferne oder ſilberne Regentenköpſe in die Taſche ſtecken. Der Bär heißt jetzt: Ruſſiſcher Hof; der Greif: Hof von Holland oder auch eng-

Digitized by Google

liſcher Hof und das Lamm: deutſcher Hof. Wie der goldene Ochſe heiſſen ſollte, läßt ſich errathen. Vor Zeiten hat ein Wirthshausſchild ſeinen Arm weit in die Gaſſe hineingeſtreckt, als ob es zuwinken wollte: Komm ein! Jetzt ſind nur Tafeln an das Haus genagelt und darauf ſteht's franzöſiſch und engliſch, daß man Alles lernen kann; aus Gnade und Barmherzigkeit heißt's bisweilen auch noch deutſch, aber ſelten. Ein Deutſcher gilt daheim nichts, dafür gilt er aber draußen noch — ein bischen weniger. So ein reiſender Engländer hat's gut in Deutſchland, in den Gaſthöfen und an den wirklichen Höfen freut man ſich, ihn zu bedienen, hier wie dort freuen ſich die Lohnbedienten, zu zeigen, wie gut ſie engliſch ſprechen, und ſelbſt die Polizei iſt liebenswürdig gegen ſie. In allen Gegenden Deutſchlands franzöſelts und engliſirts. Statt: bayeriſcher Hof, ruſſiſcher Hof, polniſcher Hof, brandenburger Hof, berliner Hof, heißt es viel vornehmer: Hotel de Bawiehre, Hotel de Rüſſi, Hotel de Polonch, Hotel de Brahndbinrr, Hotel de Berleng. Am Rhein ſind ſie Victoriatoll. Es iſt ſchade, daß die Königin von England nicht Gretel heißt, Hotel Gretel wäre doch auch ſchön und nobel. Dieweil nun die Höfe erſchöpft ſind und man ſogar einen europäiſchen Hof und einen Welthof (Hotel de lüniwehr erfunden hat, ſo laſſen ſich's auch die Herren Wirthe — oder wie ſie jetzt heiſſen, Proprietär's — gefallen, daß ihr eigner Name mit großen goldenen Buchſtaben am Hauſe prangt. Man findet nun Hotel Melchior, Hotel Balthes. Es iſt eine närriſche Welt, die deutſche Welt; man muß darüber lachen, wenn man ſich nicht ärgern will.

Mannichfaltigkeiten.

(Zweibrücken, 14. Oct.) Die unlängſt in der Didaskalia weitläufig beſprochene Verwechſelung eines Frankfurter Lotterielooſes, durch welche Heinrich Beck von Edesheim um nicht weniger als 48,000 Gulden geprellt werden ſollte, kam nun auch vor dem Appellationsgerichte der Pfalz zur Verhandlung. Das Gericht erſter Inſtanz in Landau hatte nämlich die Beſchuldigten David Kahn, Joſeph Kahn und Heinrich Scharf, Handelsleute in Eſſingen, als nicht überwieſen, freigeſprochen, und die königl. Staatsbehörde das Rechtsmittel der Berufung ergriffen. — In den Sitzungen vom 7., 8., 9. und 10. October erſchienen 26 Belaſtungs- und 27 Entlaſtungszeugen. Unter den vernommenen Zeugen befanden ſich mehrere früher nicht ausgemittelte, welche die Beſchuldigten David und Joſeph Kahn dermaßen belaſteten, daß, trotz aller Bemühung der Anwälte Glas und Culmann, das Urtheil erſter Inſtanz aufrecht zu erhalten, nur ein mit demſelben im Widerſpruche ſtehendes Erkenntniß in Beziehung auf ihre Clienten erfolgen konnte. Jeder, welcher den während 4 Tagen fortgeſetzten, von dem Präſidenten Hrn. v. Schnellenbühel mit großer Klarheit, Würde und Humanität geleiteten Verhandlungen folgte, mußte zur vollen Ueberzeugung gelangen, daß die beiden Kahn ſich der ihnen zur Laſt gelegten Prellerei ſchuldig gemacht haben. Am 14. Oct., nachdem der jüngere Kahn eingeſtanden hatte, ohne Vorwiſſen ſeines Vaters, den Heinrich Beck in einer von der bisherigen Beſchuldigung gänzlich abweichenden Weiſe betrogen zu haben, erfolgte der Spruch des Appellationsgerichts, wodurch David Kahn des in Art. 405 des Strafgeſetzbuches vorgeſehenen Vergehens der Prellerei, und deſſen Vater Joſeph Kahn der wiſſentlichen Theilnahme an dieſem Vergehen ſchuldig erklärt ſind. Jeder derſelben wurde zu einer Gefängnißſtrafe von 3 Jahren, zu einer Geldbuße von 50 Gulden und beide zu den ſie betreffenden Koſten der Procedur verurtheilt. Auch wurden die Verurtheilten während der Dauer von 5 Jahren, von Erſtehung der Strafe an, der im Art. 42 des Strafgeſetzbuches bezeichneten bürgerlichen Rechte verluſtig erklärt und die Reſtitution der mit Beſchlag belegten Gelder und Effecten an wen Rechtens (?) verordnet. Endlich iſt die von der königl. Staatsbehörde gegen den nicht hinreichend überführten Heinrich Scharf eingelegte Berufung verworfen und derſelbe ſonach in Freiheit geſetzt worden. Da von Seiten der königl. Lottoadminiſtration auf die gewonnenen Gelder Beſchlag gelegt iſt, ſo wird die Auslieferung derſelben wohl Gegenſtand weiterer Rechtsverhandlungen werden. (K. B.)

(Edle Denkungsart eines Eckenſtehers.) Vor einiger Zeit fiel ein ärmlich gekleideter Menſch auf der Straße um und bekam die Krämpfe. Bald verſammelten ſich Neugierige um dieſe traurige Scene. Da trat ein elegant gekleideter Herr mit einem dicken ſaubern Spazierſtock dazu, und indem er damit auf den Leidenden zeigte, ſagte er in diktatoriſchem Tone: „So ſchafft doch dieſen Unglücklichen in irgend eine Hausflur.“ „Anderſch nich, als wenn Sie dabei ſind“, ſagte darauf ein Eckenſteher, „denn Unſer eens hat keene Stimme in einem fremden Hauſe, is aber een feiner Herr dabei, der een Wort ſpricht, ſo is det jleich ein ander Ding!“ „Das will ich wohl thun“, ſagte der feine Herr, und in ſeinem Beiſeyn wurde der Leidende in die nächſte Hausflur gebracht, woſelbſt es von Seiten des eben anweſenden Hauswirths erlaubt wurde, daß der Kranke bis zu ſeinem Beſſerwerden hier liegen dürfe. Jetzt aber wandte ſich der Eckenſteher an den dicken Herrn und ſagte: „Nu, mein beſter Herr, bitt' ick mir vier Groſchen aus!“ Der Herr, verblüfft, machte Miene, mit einigen vornehm hingeworfenen Worten ſich, wie man zu ſagen pflegt, zu drücken. Der nervige Sonnenbruder aber hielt ihn feſt, wieſ' auf das Aermelſchild hin und ſagte: „Mein Herr, Sie ſehen doch, wer ick bin! Sie haben gütigſt befohlen und — ick habe jehorcht und — det macht vier Jroſchen preußiſch Kurant!“ Der dicke Mann wollte ſich nun doch nach ſolcher Anrede keine Blöße geben und gab, um das Gelächter der Menge durch ſeine Großmuth zu beſchwichtigen, dem Eckenſteher ſtatt des geforderten Betrags ſechs Groſchen Kurant. Dieſer dankte, und der Herr wollte gehen. „Ne, mein Herr“, fuhr der Eckenſteher fort, „jehen können Sie noch nich, Sie müſſen noch'n Ogenblick verweilen, um ſeh'n, wie det Stücke weiter ſpielt!“ Hierauf reichte er dem Kranken, der unterdeſſen zu ſich gekommen war, die ſechs Groſchen mit den Worten: „Seh' Mal, armer Menſchenbruder, det ſchenkt Dich een Eckenſteher, nu wollen wir Mal ſehen, was die Andern duhn werden!“ Dieſe unerwartete Wendung der Sache ward von einem lauten Jubel begrüßt und es folgten nunmehr Unterſtützungen von allen Seiten, zu denen der dicke Herr, der gleichſam zu einem andern Sinne elektriſiret worden, noch zwei Groſchen beitrug und der Arme erfreute ſich einer reichen Gabe.

Ueber die bereits in vielen Blättern rühmlichſt beſprochene und beſonders von Viehoff hoch geſtellte, neu erſchienene Monjé'ſche Ueberſetzung von Homer's Ilias (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer 1846) hat ſich das „Vaterland“ folgendermaßen vernehmen laſſen: „Nicht ohne gegründete Bedenken blickt die Kritik auf eine neue Ueberſetzung der Ilias in unſere Mutterſprache. Um ſo mehr findet ſie ſich überraſcht, und ihr Mißtrauen gegen eine ſolche entwaffnet, wenn ſie die vorliegende prüft, deren Verfaſſer ſich die Aufgabe geſtellt hat, „die kindliche Einfalt Homer's auch für ungelehrte Leſer treu nachzuahmen, und alles Fremdartige, wozu auch jedes unverſteckte Geltendmachen der wiſſenſchaftlichen Apparate gehören würde, ſorgfältig zu vermeiden“, ein Streben, worin allerdings durchaus kein Hinderniß liegt, „den Reinertrag der gelehrten Forſchung wiſſenſchaftlich zu benützen.“ Hr. Monjé hat ſich als Leſer ſeiner Ueberſetzung zunächſt ſolche gedacht, die auch ohne tiefere Kenntniß der griechiſchen Sprache das Bedürfniß fühlen, Geiſt und Gemüth an den edelſten Dichtungen des helleniſchen Alterthums zu erquicken, allgemein Gebildete beider Geſchlechter, beſonders auch die reifere Jugend, deren Unterrichts-

Digitized by Google

gang bei dem immer ſtärkeren Hervortreten moderner Bildungselemente die Erlernung des Griechiſchen entweder ganz ausſchließt, oder nur in unzureichendem Maße zuläßt." Und in der That, er hat ſolchen Leſern einen großen, ſehr ſchätzenswerthen Dienſt erwieſen. Aber nicht blos dieſen allein. Auch die Männer der Wiſſenſchaft werden den Grundſatz zu würdigen wiſſen, welcher Hrn. Monjé leitete: „daß der Ueberſetzer nicht geringere Verpflichtungen gegen die Mutterſprache hat, als gegen die Sprache des Originals." Dieſem Grundſatz verdanket denn die Mutterſprache ein Werk, welches wir in dieſen den Intereſſen des Vaterlandes gewidmeten Blättern gern als ein im hohen Grad gelungenes, ja muſterhaftes anerkennen."

(Hanau, 18. Oct.) Geſtern Nachmittag wurde auf der Dörnigheimer Jagd von mehreren Schützen verſchiedenes Wild mittelſt Schießbaumwolle, welche in dem Laboratorium der hieſigen Realſchule dargeſtellt war, mit dem allerbeſten Erfolg erlegt. Das getroffene Wild blieb ſämmtlich im Feuer liegen. Spätere Verſuche, bei denen die Schrote auf Eichenholz abgefeuert wurden, zeugten ebenfalls von der großen Gewalt, wie leichten und raſchen Entzündbarkeit des exploſiven Präparates. Der Knall iſt im Verhältniß einer, gleiche Gewalt habenden, Pulverladung viel geringer, und der rückwirkende Stoß des Gewehres wegen des raſchen Abbrennens faſt Null. — Zu bedauern iſt, daß das Präparat nach der hier angewandten, wie den bekannt gemachten Darſtellungsweiſen noch zu theuer kommt, als daß es ſchon eine allgemeinere und verbreitetere Anwendung finden könnte.

Wislicen und die freie Gemeinde ſagen in ihrer Trennung von der Kirche: Ueber den Symbolen ſteht die Bibel, über der Bibel der Geiſt der Wahrheit! Das klingt ganz gut. Mein Nachbar fragt nur, wo der zu finden ſey, nicht der Wislicen, ſondern der Geiſt. (Dorfz.)

(Frankfurt a. M.) Obgleich in Frankfurt wohnend, wo ſich der Miterfinder der Schießbaumwolle, Hr. Profeſſor Dr. Böttger, aufhält, mußten wir doch ſehr bedauern, mit deſſen Präparat noch keine Verſuche anſtellen zu können; wir wiſſen es daher Hrn. W. Wollweber, Verwalter der Ohlenſchlager'ſchen Apotheke, um ſo mehr Dank, daß er uns am 18. Oktober Morgens auf dem Oberforſthauſe Gelegenheit gab, die Eigenſchaften und Wirkungen dieſes neuen Präparats mit denen des Schießpulvers vergleichen zu können. Die Schießbaumwolle war von Hrn. Wollweber nach der Angabe von Prof. Otto mit einigen Modifikationen bereitet, welche Bereitungsart derſelbe den ſich dafür näher Intereſſirenden bereitwilligſt mittheilte. Der Erfolg war folgender: 5—10 Gran leiſteten nicht das gewünſchte Reſultat, wohl aber hatten 15 — 20 Gran, je nach der Vortrefflichkeit der Büchſe, dieſelbe Wirkung, als 80 Gran Schießpulver in einer Diſtanz von 120 Schritt. Dieſes Präparat leiſtet demnach nicht Das, was das Schönbein-Böttger'ſche leiſten ſoll.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 16. Oct.

Die „explodirende Baumwolle" ſpielt jetzt eine bedeutende Rolle in den Blättern, um ſie vielleicht ſpäter im Leben zu ſpielen. Wir wollen keinem der vielen Erfinder ſeinen Ruhm ſtreitig machen, aber unwillkürlich wird man doch an das „Ei des Columbus" erinnert. Kaum aber iſt die explodirende Baumwolle geboren, ſo wird ſie ſelbſt ſchon wieder explodirt durch Sägeſpäne; noch probater und noch billiger. Das heißt Fortſchritt. Es wird alſo in Deutſchland an Exploſionen für die Folge nicht fehlen und vielleicht Manches fallen, was längſt keinen Schuß Pulver mehr werth iſt. Nachdem das Mittelalter ſein Pulver nun verſchoſſen hat, werden hoffentlich manche mittelalterliche Gedanken und Beſtrebungen nach und nach auch verrauchen. Doch nachdem man ſo Vieles erfunden, bleibt der Stein der Weiſen, den das Mittelalter auch geſucht hat, noch immer ungefunden und während allenthalben und auch hier lichtfreundliche Bewegungen ſich gezeigt haben, brennen unſere Straßenlaternen nach gewohnter alter Weiſe düſter fort. Fräul. Lind aber ſpielt wie in den Blättern, ſo auch auf dem Theater bei uns jetzt ihre Rolle. Natürlich mit ungeheurem Beifall. Wer die nicht gehört hat, kann gar nicht mehr mitſprechen in gebildeter Geſellſchaft. Es ſollen nun auch noch die Gaſtwirthe ihr ein Ständchen zugedacht haben aus purer Dankbarkeit. Die vielen Fremden, welche der Herbſtgeſang der ſchwediſchen Nachtigall herbeigelockt hat, werden dabei helfen, indem ſie, dieſem Glanzſterne folgend, den Glanz des Geldes ganz zu vergeſſen ſcheinen und ſich von der herrſchenden Geldnoth gar nicht berührt fühlen.

Albig bei Alzey, 18. Oct.

Manchen Leſern Ihres verbreiteten Journals wird es nicht unintereſſant ſeyn, von einer Naturerſcheinung in Kenntniß geſetzt zu werden, die mich geſtern Abend auf der Kaiſerſtraße überraſchte. Ich befand mich nach 6 Uhr auf derſelben eine Stunde vor Alzey, von Mainz aus gerechnet, als mich plötzlich ein gelber Lichtſchein umgab; meine geblendeten Augen ſuchten unwillkürlich nach der Urſache dieſer unerwarteten Beleuchtung und gewahrten in einer ſcheinbaren Höhe von 60 Fuß in ſenkrechter Richtung über mir eine glänzende Kugel von 3 Zoll Durchmeſſer, die ſich quer über die Landſtraße nach Oſten in einem Bogen abwärts ſenkte, einen Schweif von einigen Fuß nach ſich ziehend; ihre Farbe war Anfangs bläulich ſtrahlend und wurde bald weniger durchdringend, gelb; ihre Größe nahm ab in dem Maße, in welchem ſie ſich fortbewegte, bis ſie endlich ſpurlos verſchwand; ſie mochte einen Raum von ſcheinbar 50 Schritten durchlaufen haben. Die ganze Erſcheinung dauerte keine volle Minute und machte einen höchſt eigenthümlichen Eindruck auf mich; ein Schauer durchrieſelte mich von der Fußſohle bis zum Scheitel, als ich bei dem Halbdunkel der Dämmerung mich ſo ganz unerwartet mitten in einen gelbbeleuchteten Kreis verſetzt und alſo aus meinen einſamen Betrachtungen aufgeſchreckt fand. — Den Naturforſchern bleibe es überlaſſen, dieſe Erſcheinung zu erklären, welche viele Aehnlichkeit mit derjenigen beſitzt, die ich im letzten Juni bei Homburg v. d. Höhe zu beobachten Gelegenheit hatte und wovon mehremal in Ihrem Journal die Rede war. Nur die Bemerkung, daß die Witterung geſtern ziemlich warm, ja ſchwül war und die Luft mit wäſſerigen Dünſten angefüllt ſchien.

Ein Freund der Natur.

Geographiſcher Verein.

Vorleſungen während des Winters 1846 — 1847.

Mittwoch, 21. Oct., Abends von 7 — 8 Uhr. Hr. Dr. Stricker: Ueber Schleswig-Holſtein, zum Theil nach eigener Anſchauung, zum Theil nach dem eben erſchienenen Werke von Kohl. — Diejenigen, welche, ohne Mitglieder des Vereins zu ſeyn, den Vorleſungen beizuwohnen wünſchen, wollen in der Schmerber'ſchen Buchhandlung Eintrittskarten in Empfang nehmen, deren Preis feſtgeſetzt iſt: für Erwachſene, Herren oder Damen auf fl. 5; für junge Leute auf fl. 3; für Damen, deren mehrere aus einer Familie die Vorleſungen beſuchen, auf je fl. $3^1/_2$. — Das Local iſt im alten Senckenbergiſchen Stiftsgebäude, Eingang hinter der Schlimmmauer, nahe an der gr. Eſchenheimer Straße, im Hofe rechts die dritte Thüre. Frankfurt a. M., 14. Oct. 1846.

Der Vorſtand des geogr. Vereins.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 20. Oct. Aleſſandro Stradella, Oper in 3 Abth., Muſik von Flotow.

Mittwoch, 21. Oct. Die Geſchwiſter, Schauſpiel in einem Act, von Göthe. Hierauf (neu einſtudirt): Die Helden, Luſtſpiel in einem Act, von Marſano. Zum Schluß: Optiſche Lichtbilder, von Joh. Boſch aus Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 291. Donnerſtag, den 22. October 1846.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

(Fortſetzung.)

3.

„Schon mein erſter Eintritt in's Leben," begann Eduard, „war durch ein ſchmerzliches Ereigniß bezeichnet: meine Mutter ſtarb kurz nach meiner Geburt. Mein Vater nahm das Anerbieten der Schweſter meiner Mutter, mich zu ſich zu nehmen, um ſo lieber an, als mein Anblick ihm nur ſtets die Erinnerung an den traurigen Verluſt zurückrief, und weil er bei den ſteten kriegeriſchen Bewegungen jener Zeit meiſtens im Felde lag, und mich daher den Händen von Miethlingen hätte überlaſſen müſſen. Auch ihn verlor ich ſchon im fünften Jahre; er blieb 1812 bei dem Rückzuge der großen Armee aus Rußland, in welchem Feldzuge er ein h . . . . . Regiment befehligte. So wurde ich von frühester Jugend an daran gewöhnt, in meiner Tante eine Mutter zu ſehen, und ich fühlte den Verluſt der Aeltern gar nicht, da die würdige Frau, ſelbſt Wittwe und kinderlos, mich mit wahrer mütterlicher Liebe umſchloß. Sie allein leitete meine erſte Erziehung, und es iſt faſt wunderbar, welche Macht die ſanfte ſtille Frau über mich den wilden, ausgelaſſenen Knaben, gewonnen hatte: ein Blick, ein leiſer Vorwurf aus ihrem Munde war für mich die härteſte Strafe und konnte mich augenblicklich bändigen.

„Erſt in meinem neunten Jahre erhielt ich einen Hofmeiſter, der übrigens mehr dazu beſtimmt war, meine wiſſenſchaftliche Bildung zu leiten, als über meine Erziehung zu wachen. Ich lebte faſt in beſtändigem Kriege mit ihm; denn jedes Aufwallen jugendlichen Muthwillens und kindlichen Frohſinns ſchien dem noch jungen aber pedantiſchen Manne ein ſtrafwürdiger Uebermuth. Meine Tante hatte mich mit Liebe erzogen; es war ihr nie eingefallen, mich zu einem Kopfhänger machen zu wollen; ihr ganzes Erziehungsſyſtem beſtand darin, der ſchon früh gereiften jugendlichen Kraft eine edle Richtung zu geben und mich mit warmer Liebe für alles Gute und meine Nebenmenſchen zu erfüllen. Schon als Knabe hatte ich ein feines, leicht zu verletzendes Ehrgefühl, ein Erbtheil meines Vaters, an den Tag gelegt, und während meine Tante auf daſſelbe ihre Erziehung richtete, war es meinem Hofmeiſter ſtets ein Gräuel, und er verfehlte nicht, mir dieſen „verwerflichen Stolz", als die höchſte Sünde gegen Gott, vorzuſtellen und mir wohl zehnmal des Tages in ſeinem näſelnden Predigtone vorzuſagen, daß gar nichts Gutes in uns ſey, und daß wir nur durch die größte Demuth den Himmel verſöhnen könnten.

„Gewiß hätte meine wahrhaft fromme und vernünftige Tante den Mißgriff, der bei der Wahl meines Hofmeiſters begangen worden war, bald abgeſtellt; doch brachte ein Vorfall dieſe Angelegenheit noch viel ſchneller zu Ende. Eines Nachmittags hatte derſelbe mir wegen eines leichten Verſehens befohlen, zur Strafe in eine Ecke zu knieen. Mein ganzes Gefühl empörte ſich gegen dieſe Erniedrigung; doch blieb ich noch ruhig genug, um Erlaſſung der Strafe zu bitten, und erſt dann, als er meine Bitte mit harten Worten abſchlug, widerſetzte ich mich offen und erklärte ihm, daß ich mich niemals einer ſo ſchmählichen Demüthigung unterwerfen werde. Da ließ er von ſeiner Hitze ſich hinreißen, nach mir ſchlagen zu wollen; aber kaum hatte er den Arm erhoben, als ich zur Seite ſprang, mit von Wuth erſtickter Stimme und das nächſte Meſſer ergreifend, ihm zurief, daß ich ihn tödten würde, wenn er mich anrühre. Weinend ſprang ich zu meiner Tante und erzählte ihr noch halb athemlos, was geſchehen ſey. Obgleich ſie mein Benehmen mißbilligte, konnte ſie doch auch das Syſtem des Terrorismus meines Hofmeiſters nicht gut heißen, und derſelbe verließ ſchon am andern Tage mit Sack und Pack unſer Haus.

„Meine Tante mochte durch dieſen Vorfall erkannt haben, daß es nun doch Zeit ſey, mir eine vernünftige männliche Erziehung geben zu laſſen, und nach einigen Wochen wurde ich nach S. geſchickt, um dort das Gymnaſium zu beſuchen; meine Wohnung war bei einem alten Profeſſor, der bald meine Liebe in ſo hohem Grade gewann, daß ich mich wie zu Hauſe fühlte.

„So vergingen meine Studienjahre froh und glücklich, und im neunzehnten Jahre bezog ich die Univerſität. Nach zweijährigem Aufenthalte in Tübingen ging ich nach Leipzig. Zwar hatte ich wenige Neigung zum Rechtsſtudium, und vorherrſchenden Hang zum Militärleben; dennoch gab ich mich dem erſteren hin und tröſtete mich mit dem Gedanken, daß es mir bei der Verwaltung der großen älterlichen Güter von großem Nutzen ſeyn werde, da ich mit dem Erbe derſelben zugleich einen ſchwierigen Prozeß überkam.

„Noch heute erinnere ich mich mit Freuden an meine Univerſitätsjahre. Mit welch' ſtolzen Hoffnungen ſahen wir Jünglinge in das Leben, wie thatkräftig ſchlug jedes Herz für eine große Zukunft, für welche wir in unſerer Phantaſie eine neue goldene Aera hervorzauberten, wie warm und begeiſtert ſchwärmten wir für Vaterland und Liebe. Zwar blieb unſer akademiſches Leben nicht frei von jugendlichen Thorheiten, zwar überließen wir uns freudig jedem ſchwellenden ſehnſüchtigen Pulsſchlage eines kräftigen Daſeyns, aber keine gemeinen niedrigen Freuden entweihten — mit Ausnahme Weniger — unſer beſſeres Selbſt, keine ſchmähliche Ausſchweifung ſchwächte unſere Kräfte, die wir im ſtillen Schwure den heiligen Intereſſen des Vaterlandes und der Menſchheit geweiht hatten. Es war der Geiſt der Zeit, der uns emporhielt, jener heilige Geiſt, der damals mit ſeinem Flügelſchlage das alte, in dumpfen Schlaf verſunkene Europa erweckte und ihm eine neue ſtrahlende Morgenröthe verhieß. Auch in unſern innerſten Herzen fand jene Bewegung, hervorgegangen aus dem tiefſten Leben der Völker, den wärmſten Anklang; aber mit klarem beſonnenen Geiſte ſuchten wir das Uebel in ſeinen Keimen, in den krankhaften ſittenloſen geſelligen Zuſtänden, und gelobten in treuem Bunde, dieſes

Digitized by Google

Uebel mit aller Macht zu bekämpfen. Da kamen die Julitage des Jahres 1830 herbei, und der Stoß, der Frankreich in ſeinen Grundfeſten erſchütterte, bebte in immer heftigeren Zuckungen durch ganz Europa fort. Wie manche reiche Kraft, wie manches edle Herz, gewiß von dem beſten, reinſten Willen beſeelt, ging zu Grunde, weil es, die Zuſtände und Bedürfniſſe der Zeit verkennend, ſich unſeligen Tendenzen zuwandte, die nimmer zum Guten führen konnten! Die meiſten Bewegungen jener Periode ſind kaum zu rechtfertigen, und nur aus der mißleiteten Unwiſſenheit der niederſten Klaſſen und der überſpannten Schwärmerei einiger unerfahrnen Jünglinge hervorgegangen."

(Fortſetzung folgt.)

Anbau des Bodens ohne Dünger. *)

Während die Menſchen oder der Erdboden verhungert, die Bevölkerung täglich auf eine bedrohende Weiſe ſteigt — ſeit 25 Jahren um die Hälfte, in weiteren 25 um mehr als das Doppelte —, ſo daß die beſt angebauten Gegenden Mangel an Nahrung leiden, und dieſe aus andern Welttheilen befriedigen müſſen, liegen in vielen Staaten Deutſchlands unermeßliche Strecken, mitunter des beſten Bodens, unangebaut; in Großbritanien noch 30 Millionen Acres, in Frankreich 7 Millionen Hectares, in Holland 4 Millionen Hectares (16 Millionen Morgen oder $^2/_3$ der Erdoberfläche.) In England bedroht die Einfuhr — bei den beſtehenden großen, auf die alten Preiſe berechneten Laſten — die Pächter zu erdrücken.

Bei allen dieſen Verhältniſſen bemühen ſich Unwiſſenheit, Neid und Argliſt einzelner unlauterer Intereſſen eine Hülfe zu vernichten, deren Daſeyn materiell und poſitiv in aller Form im Laufe von achtzehn Jahren immer mehr beſtätigt wurde. — Ein Blick auf die vielen Urkunden aus Deutſchland, Holland, Belgien, Frankreich und England und viele öffentliche Blätter rc. gibt davon genügende Ueberzeugung.

Hier ſich mit eiteln Bedenklichkeiten die Wahrheit der Sache wegtiſteln zu wollen, Dasjenige, was Tauſende der achtbarſten Männer in ſo vielen Staaten mit Augen geſehen, mit Händen gefühlt haben, und was mit Zahlen mathematiſch beſtimmt daſteht, dies iſt albern oder boshaft.

Wäre man auf meine redlichen und uneigennützigen Anerbietungen eingegangen, ſo hätte man voriges und dieſes Jahr überall geſunde und eine größere Menge von Kartoffeln zu eſſen gehabt. Meine Kartoffeln ſind in Deutſchland, Belgien, Frankreich und England frei von der Krankheit geblieben.

Es könnte noch die Frage bleiben:

„Hat ein anderes Verfahren daſſelbe oder mehr geleiſtet?"

Dies kann beſtimmt widerſprochen werden.

Wer hat, wie eidlich bezeugt iſt, im Flugſande aus einem Stück durchſchnittlich 10 Stengel mit 25 Kartoffeln, 3 Malter Waizen und 4 Malter Roggen vom Morgen (16 und 21 Hectoliter auf dem Hectare) und die andern Pflanzen hervorgebracht? Auf mittlerem Boden Hafer mit 30 und 40 Aehren, Gerſte 30 40 bis 75, Waizen 30, 40 und 69 Aehren, Mais 8, 10 bis 20 Kolben, Kartoffeln 6 und 8 Fuß hoch mit 40, 60 und mehr Knollen, weißen Klee 4—5' hoch, rother 5—6', Luzern 6—8' hoch, Mangold (römiſcher Kohl) 10—11', Reigras 1ſter Schnitt 7' 2ter Schnitt 6', Hopfen drei Jahre nach der Zubereitung 40—45 Fuß hoch rc.

Die Kraft der Mittel geht ſo weit, daß ſie ſelbſt bisher im Pflanzenreiche ganz unbekannte Erſcheinungen hervorgebracht hat. Die Blätter von Luzern, Radieſen, Rüben, Fuchſia's rc. ſind ſandrund, diejenigen vom weißen Klee über einen Zoll im Durchmeſſer, Centifolien bekommen Samen u. ſ. w.

Die Pflanzen ſind nicht allein üppiger; Früchte, Körner, Gemüſe, Blumen rc. weit größer, ſchmackhafter und reicher am Weſentlichen, welches Letztere hauptſächlich ſehr oft durch Dünger ganz zerſtört wird.

Glaube, lieber Leſer, die Welt iſt eine ſonderbare Welt; oft weiß man nicht, ob man lächeln oder zürnen ſoll.

Bis zu meinem Auftreten findet man in allen landwirthſchaftlichen Schriften viele Seufzer und Wünſche nach einem Erſatzmittel für Dünger, das auch eben ſo viel koſten dürfe. Niemand hat die Kühnheit, nur den Wunſch auszuſprechen, daß es mehr leiſten ſoll. Ich leiſte mehr, viel mehr, Dinge, die bisher im Pflanzenreich unbekannt waren — beweiſe dieſes in aller Form und biete nebſtdem die Sache unentgeltlich auf Probe an —, und zum Lohn dafür verübt man gegen mich Alles, was Gehäſſigkeit nur erſinnen kann. Betrachte man ferner die Verminderung der bisherigen ungeheuren Koſten oder Arbeiten? Denn, wenn ein Bauer wirklich den Dünger beſitzt, ſo hat er ein Pferd eine ganze Woche nöthig, um ſolchen auf einen Morgen zu bringen, während bei mir die Zubereitung des Samens für den Morgen nur ungefähr fünf Groſchen kommt, und dieſe zubereitete oder gedüngte Saatfrucht auf den Pflug gelegt werden kann und man dabei viel ſicherer eine reichere Ernte erwarten darf.

Die Vorzüge meiner Entdeckung waren auch im Anfange jedem Unbefangenen leicht faßlich, und als der erſte Artikel in der Didaskalia Nro. 304 vom 31. Dez. 1841 erſchien, war allgemein eine freudige Volksbewegung, die ſich lange erhielt, bis endlich die Feinde alles Guten durch Unwahrheiten in Irrthümer aller Art führten, die nun ſeit fünf Jahren durch immer glänzendere Reſultate widerlegt ſind. Von meinem Wiſſen iſt hier nicht der Ort zu reden, allein auf meine Werke kann ich mich kühn berufen.

Die Behandlung beruht nicht blos auf 18jährigen Erfahrungen, ſondern auch auf feſten Prinzipien und geprüften Natur-Anſichten, die ein Syſtem bilden, welches all' die finſteren Theorien ſammt den Guano- und Ammoniac-Händlern rc. hinſichtlich der Wirkungen und der Koſten vernichtet, ſo daß künftig kein anderes Syſtem in der Welt beſtehen wird.

Um den genannten Uebeln und Widerſprüchen zu begegnen, will ich, wenn ich redlichen Anklang finde, meine Entdeckung möglichſt bald durch den Druck bekannt machen.

Ich wünſche zu dieſem Behufe, man möge durch die Ortsbehörden freiwillige Beiträge ſammeln und den Erfolg in frankirten Briefen mir hierher anzeigen. Die Aufträge werden nach der Reihenfolge eingeſchrieben und ausgeführt.

Zur beſſeren Begegnung von Mißbräuchen wird das Werk in drei Abtheilungen und zu drei Zeiten erſcheinen, und wo möglich durch Patente geſchützt, nämlich:

1. Abtheilung. Gerſte, Roggen und Waizen und Abdruck der Urkunden über die Reſultate vom Jahre 1829 bis jetzt aus Deutſchland, Holland, Belgien, Frankreich und England.
2. Abtheilung. Frühjahrsſaaten des Ackerbaues.
3. Abtheilung. Gartenbau, Bäume, Gemüſe, Blumen rc.

Ergibt ſich, daß man ohne Engherzigkeit zu Werke geht, ſo werde ich in Kürze den Druck veranſtalten und gegen Einſendung eines preußiſchen Thalers an ein aufzugebendes ſolides Haus ein Exemplar ſofort abſenden. Hierüber und über die Zeit der Erſcheinung wird noch Näheres bekannt gemacht. Sammler erhalten auf zehn Exemplare ein Freiexemplar.

Es war mir niemals verborgen, welche Stadien ich durchgehen mußte, um einer Entdeckung von dieſer Bedeutung, die alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe umwandeln muß, den Weg zu bahnen und meine philantropiſchen Anſichten in Ausführung zu bringen. Oft

---

*) Um die Aufnahme der gegenwärtigen Erklärung ſind wir von Hrn. Franz Bickes in London erſucht worden, und glauben, demſelben die Erfüllung ſeines Geſuches nicht verweigern zu dürfen.

Die Red.

Digitized by Google

fühlte ich, daß mehr Muth dazu gehört, als auf dem Schlachtfelde erfordert wird.

Indem jetzt in meine Subſcription eine Veränderung kommt, ſo bitte ich meine Herren Agenten, mir zu berichten, wie ſie darin zu wirken geneigt ſind, und verſichere dieſelben, daß ſie in ihren Intereſſen für bisherige Leiſtungen nicht verkürzt werden ſollen.

London, im September 1846.

29 New Bridge Street Black Friars.
Franz Bickes.

Schießbaumwolle.

Ueber den Artikel des Hrn. Dr. Geubel über Schießbaumwolle in Nro. 284 der Did. erlaube ich mir Folgendes zu bemerken:

Die Bereitungsweiſe der von den Herren Prof. Schönbein und Prof. Böttger entdeckten Schießbaumwolle iſt bis jetzt noch ein ſtrenges Geheimniß der beiden Herren. Es iſt deßhalb noch gar nicht zu entſcheiden, ob die Entdeckung des Hrn. Prof. Otto mit der der beiden erſteren Herren identiſch iſt, und ob dieſelbe durch die Veröffentlichung ihres Entdeckers der Nutznießung der beiden andern im Wege ſtehe. Die Entdeckung der explodirenden Eigenſchaft der metamorphoſirten Baumwolle iſt nur dem Hrn. Prof. Schönbein aus Baſel zuzuſchreiben; Hr. Prof. Böttger iſt auch nie als Entdecker aufgetreten, ſondern er hat gleich, nach Auffindung der Bearbeitungsweiſe frei und offen erklärt, daß er durch die Entdeckung des Hrn. Prof. Schönbein dazu veranlaßt worden ſey, und daß er in Zeit von ein und einem halben Tag ſchon die richtige Behandlungsweiſe der Baumwolle aufgefunden habe. Daß ſich nun die beiden Herren zu einer gemeinſamen Nutznießung dieſer für's praktiſche Leben vielleicht ſehr wichtigen Entdeckung vereinigt haben, iſt durchaus kein evidenter Beweis, daß beide zugleich die Entdecker ſeyen, weßhalb die angeführten, für den Laien als Beweiſe dienenden Beiſpiele des Hrn. Dr. Geubel für diesmal nicht anzuwenden ſind.

Ferner behauptet Hr. Dr. Geubel, daß die bekannten Chemiker Schönbein und Böttger ein ganz anderes Präparat produzirt haben, als ein dritter (wahrſcheinlich weniger bekannt ſeyn ſollender) Chemiker, Prof. Otto von Braunſchweig, indem er das Präparat der Erſteren durch Autopſie kenne. Iſt dieſes der Fall, ſo ſteht die von Prof. Otto gemachte, auf Pelouze's Beobachtung fußende Entdeckung ganz iſolirt da, und iſt demnach durch Schönbein und Böttger darauf aufmerkſam gemacht worden. Ich glaube jedoch, daß Otto's Präparat mit der explodirenden Baumwolle identiſch iſt, indem die Eigenſchaften der beiden ganz übereinſtimmen und das von Pelouze angeführte Xyloïdin gar keine explodirende Eigenſchaft beſitzt. Ob nun die Bereitungsweiſe dieſelbe ſey, das wird die zukünftige Veröffentlichung von Schönbein und Böttger entſcheiden.

B.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Ein gewiß nicht unbedeutendes Ereigniß für hieſige Kunſtfreunde iſt die vom Städel'ſchen Inſtitute gemachte Acquiſition des großen Bildes von Moritz von Schwind, den „Sängerkrieg auf der Wartburg" vorſtellend. Dieſer geniale Künſtler verſchmäht es, den großen Haufen durch den jetzt in der Malerkunſt oft gebrauchten Knalleffekt und durch Sujets, die Zeittendenzen berühren, anziehen zu wollen, ſeine genialen Kompoſitionen und großartig dargeſtellten Karaktere wollen vielmehr öfter betrachtet ſeyn, um verſtanden und gehörig gewürdigt zu werden. — Unſere Abſicht iſt daher für jetzt nur, das kunſtliebende Publikum aufzufordern, dieſem nicht durch Farbenglanz beſtechenden Kunſtwerk mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und behalten uns eine detaillirte Kritik darüber auf ſpäter vor. — Im Gegenſatze zu M. v. Schwind's Gemälde gefällt bei'm erſten Anblick das Bild von „Rafael und die Fornarina" gemalt von de Bieſve, läßt aber den Beſchauer ſehr bald kalt, und drängt ihm die Frage auf: warum dieſes Genre-Sujet in ſo großem Format? ſo viel Lärm um nichts? — Beſſer als dieſer Niederländer verſteht es unſer Landsmann Oppenheimer, den guten Geſchmack der alten Niederländer in ſeinen die gehörige Größe nicht überſchreitenden Genrebildern uns zu zeigen. Sein jetzt ausgeſtelltes Bildchen „Großvatersſegen in einer polniſchen Synagoge" iſt zart empfunden und meiſterhaft gemalt. — In dem von demſelben Künſtler ausgeſtellten Portrait eines Offiziers in fremder Uniform erkennen wir den ſchönen Sprößling eines unſerer achtbaren im Süden weilenden Mitbürgers. — Eine große italieniſche Landſchaft von Fries, obzwar etwas unruhig in Haltung, iſt jedoch ſehr ſaftig und gut gemalt, und erinnert viel in der Auffaſſung an den zu früh verſtorbenen Ernſt Fries. — Eine vorzügliche Beachtung verdient noch „der ſterbende Mönch" von Schmitt in Rotterdam, in techniſcher Hinſicht eins der ausgezeichnetſten Gemälde neuerer Zeit. Es ſind Köpfe und Hände auf dieſem Bilde, die von den berühmteſten Malern nicht beſſer gemacht werden konnten. Schade, daß der Gegenſtand dieſes Bildes nicht für jeden Kunſtfreund ein wünſchenswerther iſt. Das ſtete Bemühen der Adminiſtration des Städel'ſchen Inſtituts, dem Publikum immer Neues und Gutes vorzuführen und den Geſchmack zu bilden, muß jeden Kunſtfreund mit Dank erfüllen, und es wäre ſehr zu bedauern, wenn das Gerücht ſich beſtätigte, daß Leſſing, trotz ſeiner Zuſage, in Düſſeldorf bleiben und nicht hierher kommen wolle.

J. P.

(Mannheim, 16. Okt.) Eine Verfügung des hieſigen Stadtamts legt den HH. Hammer, Mathy und v. Struve, desgleichen dem Hrn. Scholl, welche dieſen Winter wiſſenſchaftliche Vorträge halten wollten, (letzterer, um einer Familie aufzuhelfen, welche durch Verfolgung brodlos geworden war), die Verpflichtung auf, zuvörderſt die Erlaubniß von Seiten großh. Miniſteriums des Innern hierzu nachzuweiſen.

Das preußiſche General-Poſtamt gibt ein geheimes Poſt-Amtsblatt heraus, das an alle Poſtämter abgegeben wird, dem Publikum aber vorenthalten bleibt.

Korreſpondenz.

Coburg, im Oct.

Der Bau der deutſchen Eiſenbahnſchienen-Fabrik zu Neuhaus, an dem ſich zum größeren Theile engliſche, däniſche und hannoveriſche Capitaliſten betheiligt haben, wird mit der angeſtrengteſten und bis jetzt erfolgreichſten Thätigkeit betrieben, indem der ungeheuere Schmelzofen ſeiner Vollendung entgegen geht und einige andere Hauptgebäude bereits unter Dach ſtehen, während das Material zu dem beinahe eine Viertelſtunde im Umfange habenden Netzwerke in ungeheueren Maſſen von allen Gegenden herbeigeſchafft wird. Es drängt ſich daher bei Jedem, der dieſe großartigen Anlagen in Augenſchein nimmt, die Frage auf, ob ſich das Unternehmen auch rentiren werde, ob alſo die Geſellſchaft im Stande ſeyn wird, eben ſo billig und ſolide als England und Belgien den Centner Schienen zu liefern, und, dieſes angenommen, ob der Bedarf in Deutſchland in Zukunft, wenn alſo die größten Schienenwege vollendet ſind, von der Art iſt, daß die 500 Schienen, auf deren tägliche Production das Werk berechnet iſt, auch wirklich zur Ausbeſſerung oder zu Anlage von Nebenbahnen nöthig ſind. In erſterer Beziehung möchte wohl die Einführung der Korngeſetze und die Beſchaffenheit der zur Fabrication zu verwendenden Eiſenſteine von Bedeutung ſeyn, und das Augenmerk der Actionäre auf ſich ziehen. Was aber dagegen die zweite Frage anbelangt, ſo käme es lediglich hierbei nur darauf an,

Digitized by Google

nachzuweiſen, daß ſämmtliche Schienenwege in Deutſchland, incl. Oeſterreich, ſowohl die bereits vollendeten, als die bereits im Bau begriffenen die Summe von 10,095,000 nöthig hatten, denn ſo viel Schienen würde die Fabrik in 10 Jahren produciren, und in dieſem Zeitraum erneuert ſich ja, wie bekannt iſt, jedes Schienengeleiſe. Unſere Eiſenbahnverhältniſſe ſind gegenwärtig in ein ſolches Chaos verwickelt, daß es ſchwer iſt ſich in demſelben zurecht zu finden; denn nach allen Richtungen hin wird nivellirt, und dabei überſieht man von meiningen'ſcher Seite den naturgemäßen Weg, der von jeher die Verbindung zwiſchen dem Main und der Werra gebildet hat, nämlich die Linie von Coburg über Rodach nach Hildburghauſen. Die meiningen'ſche Regierung beabſichtigt nämlich, daß die Bahn von Coburg über Schelkau und Eisfeld nach Hildburghauſen gebaut werde, alſo unmittelbar am Fuße des Thüringerwaldes vorbei, und glaubt dadurch eine bedeutende Rentabilität für dieſelbe zu erzeugen, indem auf dieſe Weiſe die Bewohner dieſer Gebirgsgegend natürlich von der Eiſenbahn Gebrauch machen und ihre Producte auf derſelben verſenden würden, während ſie auf der andern Seite durch dieſelbe die Erzeugniſſe des Flachlandes erhielten. Obgleich nun dieſe Behauptung richtig iſt, ſo ſchließt ſie aber doch nicht aus, daß dieſelben Verhältniſſe eintreten würden, wenn die Bahn die Richtung über Rodach nach Hildburghauſen erhielte, denn die Bewohner der innern Theile Südthüringens müßten ja doch immer ihre Producte auf der Achſe nach den Stationspunkten Schelkau und Eisfeld ſenden, um dagegen andere Gegenſtände von da auf dieſelbe Weiſe wieder einzuladen, und der einzige Nutzen würde eben nur darin beſtehen, daß ſie, ſtatt ihre Umladungen in Coburg oder Hildburghauſen zu vollziehen, dieſelben in dem drei bis vier Stunden näheren Eisfeld oder Schelkau ſtattfinden laſſen könnten. Der Vortheil aber, der den unmittelbar an der Eiſenbahn gelegenen Punkten erwachſen würde, beſtände eben darin, daß ſie Stapelplätze würden und ſich dadurch eines regeren Verkehres zu erfreuen hätten. Und wegen dieſer beiden Vortheile, von denen aber nur der letztere der Feder der Kritik vollkommen Stand hält, will man eine Eiſenbahn bauen, welche wegen der größeren geographiſchen Länge, ſodann wegen der ungeheuren baulichen Hinderniſſe und zuletzt aus dem Grunde, weil ſie im Winter wegen des ſehr ſtarken Schneefalles und der häufigen Windwehen ſehr oft entweder gar nicht oder doch wenigſtens nur mit großem Koſtenaufwande befahren werden kann, einen Mehrausfall von einigen Millionen erforderte! Denn daß für die Production und Conſumtion Südthüringens überhaupt (denn Nordthüringen iſt an die Leipzig-Frankfurter Bahn gewieſen) eine Eiſenbahn dieſelben Wirkungen hervorbringt, mag ſie nun 3 oder 4 Stunden näher oder entfernter von den ſüdlichen Ausläufern des Thüringerwaldes hinlaufen iſt nicht in Abrede zu ſtellen, und es fragt ſich daher nur, ob die beiden Umſtände, daß nämlich erſtens dadurch die beiden Städte Eisfeld und Schelkau einen größeren Nutzen als Stapelplätze ſowohl, als auch weil ſie eben ihre eigenen Fabrikate unmittelbar ſofort mit Dampf verſchicken können, ohne dieſelben erſt nach dem entfernteren Coburg oder Hildburghauſen per Achſe zu ſenden, und zweitens, daß die übrigen Bewohner von Südthüringen ihre Umladungen nicht in den beiden eben erwähnten Städten, ſondern in dem näheren Eisfeld oder Schelkau vollziehen können, im Stande ſind, dieſen Mehrausfall zu decken und Capitaliſten zu Actienzeichnungen zu bewegen? Die Antwort hierauf iſt: Nein; denn die Bahn wird von Thüringen eben ſo ſtark benutzt werden, mag ſie über Rodach oder Schelkau gehen, und wenn alſo für die Bahn, reſp. die Actionäre, der Nutzen ein gleich großer iſt, mag die Richtung ſo oder anders laufen, (und nur für einzelne Städte oder Gegenden ein Nachtheil entſteht) während die Koſten viel bedeutender ſind, wenn die eine von den beiden Bahnen gebaut wird, ſo wird natürlicher Weiſe jeder vernünftige Capitaliſt nur dann Actien zeichnen, wenn die weniger koſtſpielige, aber gleich rentable Linie eingeſchlagen wird, da der Nutzen, den Dritte dadurch haben, daß die bei weitem koſtſpieligere Bahn gebaut wird, ihn natürlich nicht intereſſiren kann.

Vom Taunus, 18. Oct.

Ueber die von der Abenddämmerung umfangenen Zinnen Ihrer ſchönen Mainſtadt blitzten zahlloſe Raketen empor und boten mir bei meinem Heimgange auf der Höchſt-Homburger Straße geſtern Abend einen freundlichen Mitgenuß des Feſtes, deſſen Vorfeier jene Feuerzeichen der Umgegend verkündeten. Verſchiedene Gedanken über dieſes „Feſt aller Deutſchen“ ſtiegen, gleich dieſen Leuchtkugeln, in meiner Bruſt auf. Der neueſte Feſtdichter hatte es alſo genannt, und doch iſt es hier nur Frankfurt, das den großen Tag noch würdig begeht, eingedenk ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung. Die Flammenſäule, die ſonſt von des Feldbergs Spitze weithin leuchtete und die Herzen zur Feier jenes Tags entzündete, war heute nicht zu ſehen, wie ich ſie als Knabe zu erblicken gewohnt war. Auch die unzähligen Strohfackeln und Strohfeuer, die von der Schuljugend ſonſt auf der weiten Wieſenfläche unterhalb Oberurſel angezündet wurden, waren diesmal nur ſpärlich zu ſehen und nur einzelne Freudenſtimmen ließen ſich hier vernehmen, wo ſonſt ein weittönendes Jubelgeſchrei die abendliche Stille verſcheuchte. Da plötzlich, als müſſe ſie die Menſchheit vertreten, die wohl nur die theure Zeit heuer ſo begeiſterungslos macht, bot die Natur ein Meteor, eine Leuchtkugel, ſo ſchön, wie keine als Freudenzeichen heute am abendlichen Himmel aufgeglänzt war. Eben nämlich trat ich in das Dorf Weiskirchen ein, als auf einmal eine ungewöhnliche Helle mein Auge empor zog, und ich gewahrte nun in der Richtung von NW. nach SO. ein electriſches Feuer, das die Form eines jener Papierdrachen hatte, wie die Knaben ſie ſteigen laſſen. Anfangs in ſchiefer Linie aufſchwebend, mit einem langen Schweife verſehen, dann horizontal fortſchießend und mit einem Feuerregen endend, dauerte das Meteor einige Secunden. Im Dorfe lief man zuſammen und es hieß: „Ein feuriger Drache! Ein feuriger Drache!“ Daß man ſich in ängſtlichen Gloſſen ergoß, was derſelbe werde zu bedeuten haben, brauche ich nicht zu erwähnen. Das Volk läßt ſich einmal ſeinen Aberglauben nicht nehmen. Das aber will ich anführen, daß ein ländlicher Witzkopf, ſo ein rechter Weiskircher Spottvogel, wie ſie hier in der Gegend ſprüchwörtlich heißen, die Bemerkung machte, das ſey der feurige Drache, der die Kornwucherer holen wolle, deren wir leider auch am Taunus nicht wenige zählen, und möchte dazu „Amen!“ ſagen.

Herborn im Herzogth. Naſſau, 17. Oct.

Heute Abend um 6½ Uhr bemerkte man am Himmel eine ſehr große Feuerkugel. Sie fuhr aus einer Höhe von ungefähr 60 Grad im Süden in gerader Linie nach einem Punkt etwa 30 Grad hoch nach Süd-Oſt. Ihr ſehr helles, weißes, grünlich-ſchimmerndes Licht verlor ſich in der Farbe glühender Kohlen. Ungefähr 10 Minuten ſpäter vernahm man aus derſelben Gegend her das Getöſe fernen Donners, und zwei Beobachter der Erſcheinung glaubten eine dem Getöſe entſprechende, wellenförmige Luft- und Erderſchütterung zu ſpüren. *)

Neudorf im Rheingau, 19. Oct.

Die Traubenleſe iſt in vollem Gang, hier und da auch ſchon beendet. Die Quantität fällt an verſchiedenen Orten verſchieden aus. So beklagt ſich z. B. ein naher Nachbarort, daß ihm der Sonnenbrand an der Menge ſehr geſchadet habe im Vergleich zu Neudorf. Die Qualität dürfte jedoch im geſammten Rheingau ſeit Noah ihres Gleichen nicht gehabt haben. Niemanden wird es denken, daß in irgend einem geſegneten Jahre die Rieslinge früher gezeitigt wären als die Frühtrauben — Oeſtreicher, Ruländer ꝛc. — was ſich Anno 1846 auf eine erſtaunenswürdige Art ereignet hat und wahrſcheinlich dem Umſtand zuzuſchreiben iſt, daß die Rieslingſtöcke wegen ihres tiefgehenden Wurzelwerks eher der afrikaniſchen Hitze Trotz bieten konnten, als die flacher wurzelnden Frühtrauben. Im Ganzen genommen kann man von der diesjährigen Creszenz ſagen, daß ſie auch den übertriebenſten Hoffnungen entſpricht und beſonders die Qualität eine weltgeſchichtliche Berühmtheit erlangen wird. Kapitaliſten können ihr Geld nicht beſſer anlegen, als durch Aufkauf eines ſolchen Gewächſes, welches mit Recht Cabinetswein genannt werden kann, gleich bisher dem berühmten Schloß-Johannisberger, der mit vielen Tauſenden von Gulden per Stück bezahlt wurde. Schließlich bemerke ich noch, daß man dahier in manchen Weinbergen zweimal herbſten kann, indem der ſ. g. Nachwuchs vollſtändig zur Reife gelangt iſt. Der Zweifler komme und ſehe!

---

*) Weitere Berichte aus Darmſtadt, von der Bergſtraße und aus Mainz beſtätigen es, daß das Meteor unter einem donnerähnlichen, die ganze Atmoſphäre erſchütternden Getöſe verſchwand.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. Oct. Die Geſchwiſter, Schauſpiel in einem Act, von Göthe. Hierauf (neu einſtudirt): Die Helden, Luſtſpiel in einem Act, von Marſano. Zum Schluß: Optiſche Lichtbilder, von Joh. Boſch aus Wien.

Donnerſtag, 22. Oct. Des Teufels Antheil, komiſche Oper in 3 Abth., nach dem Franzöſiſchen von C. Goſmick, Muſik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 292. Freitag, den 23. October 1846.

Nachklänge vom 18. October 1846.

(Von Wilh. Wagner.)

Dreißig Jahre ſind vergangen,
Seit in unſerer Vaterſtadt
Man den Neubau der Verfaſſung
Feierlich beſchworen hat;
Frei geworden von dem Drucke
Fremder Herrſchaft war das Land
Und die Freiheit wohnte wieder
Auch bei uns am Mainesſtrand.

Jener Zeiten zu gedenken,
Feiern wir den Freudentag;
Glockenton, Kanonendonner
Weithin es verkünden mag.
Höher ſchlagen alle Herzen;
Denn der Welterob'rer fiel,
Der mit dem Geſchick der Völker
Trieb ein blutig Würfelſpiel.

Schöner Tag, auch diesmal warſt du
Von der Bürgerluſt durchtönt
Und der milde Strahl der Sonne
Hatte Alles rings verſchönt;
Luſtig flatterten die Fahnen
Unter lautem Trommelklang,
Und des Volkes bunte Maſſe
Wogte Platz und Straß' entlang.

Als der Abend nun hernieder
Mit dem langen Schatten ſtieg,
Als der Donner der Kanonen
Und der Ruf der Glocken ſchwieg,
Eilten Alle nach dem Hauſe
Mit dem goth'ſchen Hallen-Raum
Und der Römerberg, der weite,
Faßte die Beſchauer kaum.

Bei dem ſechsten Glockenſchlage
Hellte plötzlich ſich die Nacht,
Und ein Adler, glanzumfloſſen,
Strahlte in verklärter Pracht.
Seine weiten Schwingen glühten,
Seine Krallen, ſeine Kron';
Einem ſtolzen Sonnenkinde
Glich der Lüfte freier Sohn.

Tauſendſtimm'ger Jubel grüßte
Ihn, der in dem Wappenſchild
Unſ'rer Stadt als der Verkünder
Alter Bürgerfreiheit gilt,
Ihn, deß Sinnbild unſ're Väter
Seit Jahrhunderten geehrt,
Ihn, der oft nach ſchweren Kämpfen
Als ein Sieger ſich bewährt.

Stolzer Aar, gleich deinen Brüdern
Streb' auch du empor zum Licht!
Will man deinen Flug dir hemmen,
Kühner Streiter, duld' es nicht!
Immer heller muß es tagen,
Immer freier rege dich!
Jene, die im Dunkeln lauern,
Sie bekämpfe männiglich!

Licht und Freiheit ſey die Loſung!
Sie zu fördern jederzeit
Seyd auch hier in unſ'rer Mainſtadt,
Wack're Bürger, ſtets bereit!
Schließt euch an dem großen Bunde,
Der die Welt verjüngen ſoll;
Bei der Argliſt eurer Feinde
Bleib' beſonn'nen Muthes voll!

Ja, auch diesmal hat die Freude
Unſer Bürgerfeſt verſchönt,
Und der Adler, glanzumfloſſen,
War von Jubelruf umtönt.
So bewahrt die ernſte Mahnung,
Die im Strahlenbilde lag!
Immer ſiegender entfalte
Sich der Freiheit ſchöner Tag!

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

(Fortſetzung.)

„Aber eine Bewegung war groß und denkwürdig, die des polniſchen Volkes.

„Welchen Eindruck dieſe Schilderhebung der Polen auf uns machte, iſt begreiflich. Von wem war die erſte kühne That ausgegangen, als von jenen hundert und ſechzig Jünglingen der Militärſchule in Lazienki unter Anführung des heldenmüthigen Lieutenants Peter Wyſocki, die ſich mit kühner Todesverachtung auf

Digitized by Google

drei Regimenter alter, im Felde ergrauter Soldaten geworfen und dadurch das Gelingen des Aufſtandes geſichert hatten. Als wir in den öffentlichen Blättern jene heroiſche That laſen, erfüllte ehrfurchtsvolle Bewunderung und heiße Thatenluſt uns die Seele, und unwillkürlich erinnerten wir uns der Worte Alexanders des Großen: „Mein Vater hatte in meinem Alter die Welt erobert, und ich — ich habe noch nichts gethan!“

„So erwachte in Vielen von uns der Entſchluß, die trockenen Pandekten bei Seite zu werfen und zu dem Schwerte zu greifen, um den Befreiungskampf Polens mitzukämpfen, und wenn auch — wenigſtens bei den Unbemittelteren — leiſe Bedenken hervortraten, da wir die Geſinnungen unſerer Regierungen nicht kannten, ſo ſchwanden dieſelben bald, um ſo mehr, da aus allen Gauen junge Leute nach Polen zogen. Der Enthuſiasmus war ſo groß, daß die Reicheren von uns ärmeren Kameraden die Mittel zur Ausſtattung und Bewaffnung boten. Ich ſelbſt ordnete meine Angelegenheiten flüchtig, ſagte meiner Tante ſchriftlich lebewohl und übergab ihr die Verwaltung meiner Güter. Zehn Tage ſpäter traf ich in Warſchau ein. Die Stadt war ganz in den Händen der Polen; denn ſchon am Morgen des 30. November hatte Großfürſt Conſtantin, dem es gelungen war, bei dem Angriffe der Verſchwornen aus ſeinem Wohnſitze Belvedere zu Fuß zu entkommen und in die Kaſerne ſeiner Garde-Kavalerie zu flüchten, den Abzug ſeines Korps angeordnet. Am 4. Dezember eilte der Großfürſt mit ſeinem Korps aus ſeiner bisherigen Stellung bei dem Dorfe Mokotow längs der Weichſel nach Pulawy, wo er dieſen Fluß paſſirte, und endlich am 12. bei Brzeſc Litewski die ruſſiſche Gränze erreichte.

„Begeiſterung durchglühte die Herzen der Polen, und mit freudigem Muthe ſah Jeder dem Kampfe gegen die ruſſiſchen Armeen entgegen.

„Durch die Bekanntſchaften, welche wir in Leipzig mit vielen jungen Polen aus den erſten Familien geſchloſſen hatten, wurden ich und die Univerſitätsfreunde ſchnell in Warſchau bekannt. Man nahm uns mit Wärme und Herzlichkeit auf, und da wir bis zur Bildung der Truppenabtheilungen uns in der Hauptſtadt aufzuhalten gezwungen waren, fanden wir leicht Zutritt in den beſten Häuſern. Die neue Stellung, in der wir uns bewegten, die Begeiſterung, welche uns durchglühte, die unſerne Ausſicht auf männliche That, die Hoffnung auf Ruhm, ſelbſt die Möglichkeit eines frühen Todes auf dem Felde der Ehre, alle dieſe Empfindungen ſteigerten in uns jede Lebenskraft. Unter den jungen Männern wurden Freundſchaften auf Leben und Tod geſchloſſen, die vielleicht bald in der Stunde der Gefahr durch ernſte Proben beſiegelt werden ſollten; aber auch manches zartere innigere Verhältniß entfaltete ſich raſch zu den ſchönſten Blüthen. In Polen iſt die Sitte ohnedem ungezwungener und freier, als bei uns; um ſo mehr mußte ein Augenblick, wie der gegenwärtige, in welchem jede Leidenſchaft bei der allgemeinen Erregung der Gefühle ſich leichter und ſchneller entwickeln konnte, die erſten Wallungen manches jungen liebeglühenden Herzens begünſtigen. Es giebt vielleicht nichts Reizenderes und Verlockenderes, als dieſe jungen lebhaften Polinnen mit der faſt ſüdlichen Gluth und der freien Ungezwungenheit, mit der ſie ſich dem Eindrucke ihres Gefühls hingeben. Ueber alle Convenienzen ſich hinausſetzend, leidenſchaftlich, der Gefahr trotzend, entflammen ſie die Sinne im höchſten Grad und werden unwiderſtehlich, wenn ſie die Gluth ihres Innern unter dem heiligen Schleier reiner, ſchüchterner Weiblichkeit verbergen.

„Unter allen Cirkeln der polniſchen Hauptſtadt zog mich der im Hauſe des Grafen L. am meiſten an. Der junge Graf, der einzige Sohn des Hauſes, den ich ſchon lange von Leipzig aus kannte, hatte mich bei den Aeltern eingeführt, und war mir bald durch die innigſte Freundſchaft verbunden. Sein Vater, ſchon hoch bejahrt, aber eine noch kräftige Heldengeſtalt, voll ſchwärmeriſcher Begeiſterung für das theure Vaterland, feſt entſchloſſen, ſelbſt noch mit in den Krieg zu ziehen, beſaß in eben ſo hohem Grade meine Ehrfurcht, als ein anderes wärmeres Gefühl mich zu der einzigen Tochter des Hauſes hinzog.

„Schon bei meinem erſten Beſuche hatte Kathinka mich mit der höchſten Bewunderung ihrer Schönheit erfüllt. Eine hohe junoniſche Geſtalt, mit dunklen reichen Locken um das ovale, bleiche Geſicht vom reinſten griechiſchen Profile, war der erſte Eindruck, den ihre Erſcheinung machte, faſt gebietend. Wenn auch aus dem Blitzen ihres ſchwarzen Auges, aus einem kaum merklichen Zuge um den feingeſchnittenen, kleinen Mund Stolz und Kälte zu ſprechen ſchienen, ſo ſchwand dieſer Wahn doch bald, wenn ſie mit der glühendſten Begeiſterung von ihrem Vaterlande ſprach, das die ganze Liebe ihres Herzens ungetheilt und allein auf ſich gezogen zu haben ſchien.

„Am reizendſten war Kathinka, wenn ſie ſich nach ſolchen Geſprächen erröthend und innig an die Bruſt des Vaters ſchmiegte, der lächelnd das theure Kind liebkoſ'te. Dann ſetzte ſie ſich manchmal an den Flügel und ſang mit voller glockenreiner Stimme das herrliche Nationallied der Polen: „Jeszcze Polska nie zginela *)“ mit ſo hinreißendem Ausdruck, daß wir Männer uns die Hände feſter drückten und mit heißem Sehnen den Augenblick herbeiwünſchten, in welchem der ſtille Schwur die Weihe durch das Schwert erhalten ſollte.

„Bald war meine Liebe zu Kathinka ihrem Bruder Ladislas kein Geheimniß; in einer traulichen Stunde öffnete ich ihm mein Herz und bat um ſein Wort bei dem Vater, wenn es mir gelingen ſollte, die Gegenliebe des Mädchens zu gewinnen. Mit freudigem Handſchlag ſagte Ladislas zu, und die ſchönſten Hoffnungen füllten meine Bruſt. Als ich am andern Tage Abends das Haus der Geliebten aufſuchte, begrüßte mich der alte Graf herzlicher als gewöhnlich, und ließ mich bald unter einem Vorwande mit Kathinka allein. Verlegen ſtanden wir einander gegenüber, aber bald faßte ich mich, und obwohl mir das Herz höher und ängſtlicher ſchlug in dem Augenblick, der für mein Leben ſo entſcheidend werden ſollte, hatte ich doch den Muth, Kathinka meine Liebe zu geſtehen. Eine höhere Gluth färbte ihre Wangen, einige Augenblicke blieb ſie ſtumm, dann nahm ſie meine beiden Hände in die ihrigen und blickte mir lange fragend in das Auge.

„Eduard,“ ſagte ſie mit leiſer, bebender Stimme, „haben Sie auch bedacht, was ſich in dieſem Momente entſcheiden ſoll. Wir kennen uns ſo kurz; wird das Gefühl, das Sie mir jetzt weihen, auch für das Leben ausreichen? Oder täuſchen Sie ſich ſelbſt und werden dann vielleicht einſt klar ſehen und bereuen? Prüfen Sie wohl,“ fuhr ſie ernſter fort, „unſer beider Glück hängt an dieſer entſcheidenden Minute; jede Täuſchung würde Sie, würde mich unendlich unglücklich machen. Ich fühle es ja zu gut; meines Herzens erſte Liebe wird auch meine Letzte ſeyn.“

„Kathinka,“ erwiederte ich, kaum mehr meiner mächtig, „treue Liebe bis in den Tod!“ Und ſie ſank an meine Bruſt, meine glühenden Lippen berührten die ihrigen. Die Geliebte war mein.

„Freudig gab uns der alte Graf ſeinen Segen. „Kinder,“ ſagte er lächelnd und weich, „der Augenblick iſt ernſt, flüchtig das Glück. Darum ſoll ſchon der morgende Tag Euch ewig und unauflöslich verbinden. Du, mein Sohn, wirſt freudiger für unſere Sache kämpfen, wenn Du für den eigenen Heerd, für die Heimath Deines Weibes ſtreiteſt. Und raubt Dir, meine Kathinka, der unerbittliche Tod den Gatten, bleibt er in dem Kampfe für eine heilige Sache, dann wird die Erinnerung an das Glück weniger Tage Dir doch ein Lichtſtrahl in Deinem tiefen Schmerze ſeyn.“ Wir ſanken vor dem ehrwürdigen Greiſe auf die Kniee, er ſegnete uns und zog uns dann innig an ſeine Bruſt.“

*) Noch iſt Polen nicht verloren.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Großzimmerer in New-York.

So eben erhalten wir (meldet das Mainzer Unterhaltungsblatt) die New-Yorker Schnellpoſt vom 17. September mit folgender höchſt betrübender Nachricht, welche wir heute ohne Kommentar hier vorlegen, hoffend, daß dieſer Fall künftigen Unternehmungen ſolcher Art zur Warnung und Beherzigung dienen werde. Die Schnellpoſt meldet:

„**Einwanderer aus dem Darmſtädtiſchen — ihre troſtloſe Loſe.** — Im vergangenen Juni theilten wir aus der „Allgemeinen Zeitung“ mit, daß „der vermögliche Theil der Einwohner des nächſt Darmſtadt gelegenen anſehnlichen Dorfes Großzimmern, zu dem Entſchluſſe gekommen ſey, ſich der Proletarier der Gemeinde, die ein gutes Drittheil derſelben bilden, in Maſſe zu entledigen; ſie hätten demnach eine Summe von etlichen und vierzigtauſend Gulden zuſammengeſchoſſen, um damit ihre armen Mitbürger an die Küſte von Nordamerika „abzuſetzen.“ — Gerade vor dem Schluſſe des Blattes hören wir, daß die erſte Sendung dieſer, aus der Heimath verwieſenen Proletarier, hier eingetroffen iſt. Man hat ihnen Wort gehalten und ſie „abgeſetzt“, ohne ſich um ihr ferneres Schickſal anders zu kümmern, als daß man ihnen, wir wiſſen nicht, ob per Kopf, oder jedem Erwachſenen drei Schill. auszahlte, worin ihr ganzes Vermögen beſteht, da die Reiſe zwar für ſie bezahlt, ihnen aber kein Geld in die Hand gegeben wurde. Sie ſind, wie man uns ſagt — zu genaueren Erkundigungen fehlt uns die Zeit — ohne Rath und ohne Führer, und ſollen auf dem Schiffe, das ſie hierher brachte, auf das Schmählichſte behandelt, aus demſelben bei der Ankunft hier förmlich ausgetrieben und gezwungen worden ſeyn, die erſte Nacht im Freien zuzubringen, was eine polizeiliche Einſchreitung gegen den Kapitän herbeigeführt habe. Es ſollen arbeitskräftige und gewöhnte Männer ſeyn. Wir hoffen, daß die unglückliche Lage dieſer armen, verlaſſenen Leute, von Seiten der Behörden, wie unſerer Landsleute, die möglichſte Berückſichtigung und Theilnahme finden wird.

„Die heutige (16.) „Evening Poſt“ bringt folgende Notiz, die ſich ohne Zweifel auf dieſe Einwanderer bezieht: „Geſtern Nachmittag traf das Schiff Atlas mit ohngefähr 200 deutſchen Paſſagieren aus Liverpool hier ein. Es legte an dem Dock am Fuße von Dover Str. an, und der Steuermann (mate) zwang die Paſſagiere, an's Land zu gehen, ohne daß ſie ein Haus, wohin zu gehen, einen Platz, der ihnen Obdach gewährte, gehabt hätten. Hierüber ward nach dem „Station Houſe“ der vierten Ward Bericht gegeben, und Kapitän Smith begab ſich nach dem Dock, wo er gegen hundert Männer, Weiber und Kinder vorfand, ohne Betten oder Decken zuſammengepfercht. Mehrere von ihnen waren ſehr leidend und unfähig, ohne großen Nachtheil für ihre Geſundheit ſolches Ungemach zu ertragen. Gegen fünfz'g derſelben ſandte der Kapitän ſogleich nach dem „Station Houſe“, wo man geeignete Fürſorge für ſie traf. Sie ſagen, daß ſie in den drei letzten Tagen nichts zu eſſen bekommen haben!! — Wenn dieſe Angaben ſich beſtätigen, werden hoffentlich die Schuldigen ſtrenger Ahndung und verdienter Verachtung nicht entgehen.“ —

Georg Sandenberger in Darmſtadt und Temperley, Agent der niederländiſchen Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft in London, ſollen die Großzimmerer über Rotterdam, London und Liverpool mit vollſtändiger Verköſtigung bis New-York übernommen haben. Uebrigens brauchen wir hierbei wohl nicht zu bemerken, daß dieſer Fall nicht im Allgemeinen diejenigen Unternehmer der Auswanderungs-Beförderung, welche gewiſſenhaft die Bedingung der Schifffahrtsverträge mit den Auswanderern erfüllen, verdächtigen kann.

Wanderungen aus meinem Gefängniſſe am Ende des Sommers und im Herbſt 1839

von

Dr. Sylveſter Jordan, Profeſſor in Marburg.

(Frankfurt a. M. Johann Valentin Meidinger. 1847.)

Jedem, welcher nur einigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, iſt der Name des genannten Verfaſſers genugſam bekannt, deſſen Freiſprechung als ein freudiges Ereigniß begrüßt worden iſt.

Mit jenem Tage ward zugleich das Manuſcript erwähnten Werkes aus einer 5jährigen Haft befreit; denn wie man aus der Vorrede erſehen kann, ward es im Febr. 1841 dem Verfaſſer auf Befehl des Unterſuchungrichters weggenommen, und blieb mit Beſchlag belegt bis zu Jordan's Freiſprechung.

Lieber Leſer, es iſt nicht die Abſicht des Verfaſſers, Dir ein kunſtreich zuſammengefügtes, in allen ſeinen Theilen äſthetiſch wohlconſtruirtes, auf unerſchütterliche Felſen philoſophiſcher Wahrheit überall baſirtes, und in jeder Hinſicht vollendetes Ganzes zu bieten; er will Dir vielmehr, wie er ſelbſt ſagt, ein Quodlibet von Gedanken, Erörterungen, Erfahrungen und Empfindungen in poetiſchem und proſaiſchem Gewand vorlegen, welche Dein Herz zur Theilnahme anregen, Deinen Geiſt unterhalten, belehren und zu eignem Nachdenken ermuntern ſollen, und indem er dies thut, gibt er ſich ſelbſt.

Vielleicht vermutheſt Du aber auf jeder Seite von Kerkerluft angeweht und von Klageliedern umſeufzt zu werden? Dann irrſt Du. Der Verfaſſer gibt ſich Dir ganz ſo, wie er während ſeiner Freiheit ſich zeigte, nicht jammernd oder an den Gittern ſeines Gefängniſſes zerrend, ſondern feſt und freudig auf den Herrn der Heerſchaaren vertrauend, der da Alles wieder zum Guten lenken werde. So ſiehſt Du ihn, wenn auch oft wehmüthig geſtimmt, doch nicht ſelten heiter und ſcherzend; und wenn ſich hier und da auch ein Wort der Bitterkeit geltend macht, was ihm wahrlich nicht übel zu nehmen, ſo bleiben doch die Grundtöne des Ganzen, tiefe Gemüthlichkeit und ein ſtets reges Streben, zum Beſten der Menſchheit zu wirken, überall vorherrſchend. Es treten Dir außerdem ganz dieſelben Grundſätze entgegen, die er ſo oft in der Ständekammer, im akademiſchen Senat, im Hörſaal und im geſelligen Kreiſe aufſtellte und vertheidigte.

So aber geſchieht es, daß Dich „die Wanderungen aus meinem Gefängniſſe“ mit einem höchſt werthvollen Schatz der geiſtreichſten und ſcharfſinnigſten Abhandlungen über die verſchiedenartigſten und wichtigſten Zeit- und Lebensfragen unſerer Tage bereichern. Es ſind dieſe Abhandlungen um ſo werthvoller, als ſie (eingekleidet in Geſpräche zwiſchen dem Gefangenen und Fauſt's Mephiſtopheles) an erzählte Begebenheiten ſich anknüpfend, populär gehalten, und darum für Leſer jeden Standes und Geſchlechts anziehend und faßlich ſind. Und wenn es darum doch nicht überflüſſig ſeyn dürfte, den weniger geübten Leſer zu warnen, daß er den ſcharfſinnigen Sophismen Satans nicht allzu viel Vertrauen ſchenkt, ſo würde es dagegen höchſt unnöthig ſeyn, darauf aufmerkſam zu machen, wie durch die auf bloßer Bosheit beruhende Wahrheitsliebe des Teufels, manche Verderbniß unſerer heutigen Zuſtände enthält, mancher ſchmähliche Mißbrauch gegeißelt, manches häßliche Vorurtheil an den Pranger geſtellt wird.

Sollteſt Du aber, dem eine ſo reiche Gabe dargeboten wird, hier und da vielleicht einmal die feilende Hand des gegenwärtig ſiechen Verfaſſers vermiſſen und finden, dies oder jenes wäre beſſer weggeblieben, ſo werde nicht unzufrieden, denn dies Buch würde aufhören Das zu ſeyn, was es ſeyn ſoll, wenn es nicht geblieben wäre, was es iſt.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

In der Didaskalia vom 18. Oct. iſt eine Notiz von Darmſtadt aus über die von Hrn. Hofapotheker Dr. **Martini** verfertigte Schißbaumwolle eine kleine Unrichtigkeit untergelaufen, die jedem routinirten Jäger als eine Aufſchneiderei erſcheinen könnte, nämlich: daß mit beſagtem Präparat eine Kellerthür mit Schroten durchſchoſſen worden ſey. Dies vermag, iſt das Holz geſund, kein Schrotſchuß. Der wahre Thatbeſtand iſt, daß ſie, wie bei einer Pulverladung eingedrungen ſind. Nach heutigen Verſuchen, durch Hrn. Büchſenmacher Delp mit Büchſen angeſtellt, zeigten 8 Gran Schießbaumwolle auf eine Entfernung von 80 Gängen nach der Scheibe dieſelbe Wirkung, wie 44 Gran Pulver. Mit 10 Gran Baumwolle wurde auf 120 Gängen ins Schwarz geſchoſſen. Mit 10 Gran Ladung wurde auf 60 Schritten eine Kugel um eine Pariſer Linie tiefer in eine eichene Diehle geſchlagen, als mit einer Ladung von 44 Gran Pulver. Das Präparat des Hrn. Dr. Martini iſt jetzt nach eigener Methode verfertigt, indem er bereits ſeit acht Tagen die Otto'ſche Verfahrungsart verlaſſen hat. Morgen, den 19., ſollen mit Artilleriegeſchützen, unter Aufſicht des Herrn Obriſten Sandenberger, weitere Verſuche angeſtellt werden.

(**Karlsruhe, 16. Okt.**) Dahier in Karlsruhe kracht es jetzt in allen Ecken, Alles will ſchießen und explodiren! Während dem man ſich in halb Europa über die Bereitung der Schießbaumwolle noch den Kopf zerbricht, und mit der Salpeterſäure vergebens die Finger verbrennt, beſtehet die Schießbaumwolle dahier ſchon als Handelsartikel, und iſt bei Materialiſt Maag **käuflich** zu haben. Er bringt, ſeiner Angabe nach, die Baumwolle zu jedem beliebigen Grad der möglichen Stärke, wie es zum Gebrauch für das kleine Gewehr, für das Geſchütz oder zum Sprengen erforderlich iſt, und je nach dem Stärke-Grad braucht er alsdann nur $^1/_{60}$ bis $^1/_{20}$ des Gewichtes der Pulverladung zu gleichem Effekt. Da, wie ſchon bemerkt, dieſes Schießmittel weder die Waffe durch einen Rückſtand beſchmutzt, noch bei dem Verbrennen Rauch giebt, ſo iſt es von hoher Wichtigkeit für den Krieg, und beſonders vortheilhaft für die Vertheidigung von Kaſematten, denn bisher war es eine der Fortifikation nicht lösbare Aufgabe, den erſtickenden Dampf abzuwenden, welcher bei dem Geſchützfeuer mit Pulverladung die Räume erfüllt.

(**Danzig, 16. Okt.**) Am vorigen Sonntag wurde in einer der hieſigen katholiſchen Kirchen ein Paar getraut. Während der Prediger den Bräutigam fragte, ob er geſonnen ſey, ſeiner verlobten Braut ewige Treue zu ſchwören? trat aus den Zuſchauern ein Frauenzimmer mit einem Kinde hervor. Ein ergreifender Auftritt! Das unglückliche Frauenzimmer wurde als Ruheſtörerin in die Sakriſtei gebracht und wird zu dem Unglück noch ihre Strafe empfangen. Die Trauung hatte ihren Fortgang.

(**Guter Handel.**) War ein Bäuerchen in der Stadt im Wirthshauſe und wurde von vielen Gäſten, die zugegen waren, geneckt und gefoppt. Endlich ſagte das Bäuerchen: Ich mache doch einen guten Handel mit euch. — Wie ſo? fragen Alle. — Ihr habt an mir Einen Narren, und ich habe an Euch mehr als ein Dutzend.

(**Würzburg, 9. Oct.**) Nun ſage man noch ferner, die Kartoffeln ſeyen bei uns in dieſem Jahre nicht gerathen. Oekonom Leimich hat geſtern von ſeinem Beſitzthume auf dem Steshügel eine Anzahl wahrer Rieſenkartoffeln eingeheimſt. Eine einzige derſelben reicht für den beſcheidenen Mittagstiſch einer nicht allzu zahlreichen Familie hin, da fünf dieſer Kartoffeln bei einer Länge von 9'' und einem Durchmeſſer von circa 4'' zuſammen $8^1/_2$ bayeriſche Pfunde wiegen.

Korreſpondenz.

Jena, 18. Oct.

Der heutige Tag ward hier wieder, wie vor'm Jahre, von den Schützen, den alten Kriegern, der ſtudirenden Jugend und den Knaben im Verein gefeiert. Aber es ſchloſſen ſich diesmal auch die Bürger an. Es iſt dies wieder ein erfreuliches Zeichen, wie die höheren Intereſſen und namentlich das allgemeine vaterländiſche Intereſſe immer mehr in dieſem Stande Raum gewinnt, wovon wir ſchon mehrere Beweiſe in unſerer Stadt haben. Dahin gehören die Gründung des Guſtav Adolph-Vereins, die mit einer Geldſammlung verbundene Adreſſe an die Deutſch-Katholiken, die dreihundertjährige Todesfeier Luthers, die Adreſſe an die Schleswig-Holſteiner, was Alles von den Bürgern ausging. Es iſt dies ein erfreuliches und bedeutungsvolles Zeichen! Denn die Gelehrten mögen unſere Angelegenheiten noch ſo tief zu erörtern ſuchen, ſie mögen noch ſo gründliche und kräftige Adreſſen machen und ſie mit ihren berühmten Namen ſchmücken, die ſtudirenden Jünglinge mögen noch ſo ſtolz und kühn auftreten, es iſt dies Alles vergebens, wenn nicht aus dem (vorzugsweiſe ſo genannten) **Volke**, im Gegenſatze zu den Gelehrten und dem Adel, aus der Mitte Derer, die das Leben aus der erſten Hand empfangen, namentlich der **Handwerker**, ein allgemeines vaterländiſches und politiſches Intereſſe lebendig herauswächſt. — Am Morgen des Feſttages zogen die oben Genannten feierlich in die Kirche, wo der Superintendent **Schwarz** eine Predigt hielt, die wahrhaft erbaute und erhob. Es war Kraft und Feuer in dieſer Rede und der Redner verdiente das Hoch, was ihm wegen derſelben Nachmittags auf dem Markte von dem Schützenhauptmann gebracht wurde. Der Geiſt des 18. Octobers, welcher, wie der Redner ſelbſt meinte, ſegensreich fortwirkt bis auf den heutigen Tag und auch das jüngſte Lebenszeichen deutſchen Geiſtes: die Theilnahme an der ſchleswig-holſteiniſchen Sache hervorgebracht hat, dieſer Geiſt übte auch auf ihn — den Redner — ſeine wunderbare Gewalt. Nur wenn der Prediger aus der Fülle der Gegenwart heraus auf die Gegenwart zu wirken verſteht, nur dann iſt ſein Amt und Wirken noch an der Zeit! — Nach der Kirche ſang man auf dem Markte das Kraftlied Arndt's, was in politiſcher Beziehung das iſt, was in religiöſer Luther's „Eine feſte Burg iſt unſer Gott": „Was iſt des Deutſchen Vaterland", und die erhobene Stimmung, welche durch die Kirche hervorgebracht war, vermehrte mächtig ſeinen Eindruck. — Nachmittags begingen die Knaben das Feſt auf dem Turnplatz, die Schützen durch ein Sternſchießen auf der Raſenmühle, wo ſich auch die andern Einwohner Jena's in großer Menge freudig zuſammen fanden. Abends brannten auf allen Bergen Freudenfeuer, das Hauptfeuer auf der Raſenmühle. Lieder wurden geſungen und Reden gehalten, aber vor Allem that ſich die Sympathie für Schleswig-Holſtein auf mannichfache und lebendige Weiſe kund. Solche Feſte können nicht ohne Wirkung vorübergehen, ſo ſehr dies auch der kalte Verſtand in ſeiner Trivialität bezweifelt, weil er die Macht des Gemüthes nicht kennt und die Tiefe des menſchlichen Weſens nicht zu faſſen vermag. Denn auch der Gemeinſte und Vernirteſte empfängt bei ſolchen Gelegenheilen unbewußt edle Eindrücke, und kein Eindruck iſt verloren im menſchlichen Weſen; ſie verbinden ſich mit andern ähnlichen und veredeln unbemerkt die Geſinnung. Alle Aufklärungen und Belehrungen des Volkes helfen nichts, wenn nicht in demſelben Grade, wie dieſe auf den Verſtand wirken, auch auf das Gemüth gewirkt wird. Und das thun denn vorzüglich ſolche Feſte. Sie ſind auch ein treffliches Mittel, um eine wahrhaft innerliche Annäherung der Stände zu befördern, ohne die alles Streben einſeitig bleibt, und dazu iſt auch die lebendige Theilnahme der **Gelehrten** an ſolchen Feſten nothwendig.

A. R. Schmid.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 22. Oct. **Des Teufels Antheil**, komiſche Oper in 3 Abth., nach dem Franzöſiſchen von C. Gollmick, Muſik von Auber.

Freitag, 23. Oct. **Der verwunſchene Prinz**, Schwank in 3 Abth., von J. v. Plötz. Hierauf: Erſte Abtheilung: **Optiſche Lichtbilder.** Zweite Abtheilung: **Komiſche Spiegelbilder aus dem Leben**, von Joh. Boſch aus Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 293. Samſtag den 24. October 1846.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

(Fortſetzung.)

„Schon am folgenden Tage wiederholten wir den Schwur der Treue am Altare, und die reinſte Seligkeit zog unſeren Blick von den ernſten Ereigniſſen des äußeren Lebens ab; wir vergaßen faſt, daß der nächſte Tag ſchon mit rauher Hand unſer Glück vernichten konnte.

„So war der Februar des J. 1831 herangekommen, und die Kriegsoperationen nahmen ihren Anfang. Schon im Januar hatten die Ruſſen eine Armee von 180,000 Mann mit beinahe 400 Geſchützen an den Gränzen Polens auf einer Linie von 60 Meilen unter den Befehlen von fünf Generalen zuſammengezogen; der Feldmarſchall Diebitſch führte den Oberbefehl. Da der Kaiſer den Befehl gegeben, den polniſchen Aufſtand mit einem einzigen Schlage zu unterdrücken, ſo lag es in dem Plane des Feldherrn, das Schickſal der Polen durch ſeine überlegene Macht in einer einzigen Hauptſchlacht zu entſcheiden, die, wie ſich vermuthen ließ, mit dem Ruin der polniſchen Armee enden mußte, und dann Warſchau mit Sturm zu nehmen. Er glaubte Polen mit dem Verluſte der Hauptſtadt verloren.

„So ſehr ich früher mit heißem Verlangen dem Kampfe entgegengeſehen hatte, ſo ungelegen — ich muß dies offen geſtehen — kam es mir jetzt. Mit den ſüßeſten Banden an das Leben gebunden, konnte keine Veränderung der Umſtände mir mehr Seligkeit bringen, als ich beſaß, wohl aber leicht mein ganzes Glück vernichten. Was meine Sorge am meiſten erhöhte, war der Umſtand, daß mein Weib um keinen Preis ſich abhalten ließ, mir in das Feld zu folgen. Wie viele andere polniſche Frauen und Mädchen, die ſich der Pflege der Verwundeten widmeten, oder ſelbſt Antheil am Gefechte nahmen, wollte ſie jede Gefahr mit dem Gatten theilen, und obwohl ich ſie beſchwor, dieſen Gedanken aufzugeben, obwohl ich zur Erreichung dieſes Zweckes mich ſelbſt an ihren Vater wandte, blieb dennoch Alles fruchtlos. Die Gefechte von Dobre und Grochow waren glücklich und ſiegreich für uns vorübergegangen; durch einen fünftägigen Waffenſtillſtand, welchen der polniſche Oberfeldherr dem ruſſiſchen General Witt auf deſſen Anſuchen bewilligt hatte, wollte man ſich auf beiden Seiten für die Hauptſchlacht erholen, die unausbleiblich war. Am Vorabend des 25. Februars, jenes Tages, an welchem die mörderiſche Schlacht bei Grochow den hohen Ruf polniſcher Tapferkeit mit neuen Lorbeern ſchmückte, wurde ich mit einer Abtheilung Lanciers auf Vorpoſten detachirt. Das Terrain war für einen Ueberfall des Feindes nur allzugünſtig, und trotz der ſtrengen Wachſamkeit wurden wir auch plötzlich von einer ruſſiſchen Jäger-Abtheilung überfallen, die ſich im Walde in Tirailleur-Ordnung aufgelöſt hatte, und uns mit einem mörderiſchen Feuer begrüßte. Da wir zu Pferde nicht in das dichte Geſtrüpp eindringen konnten, ſo blieb uns nichts übrig, als uns auf den Hauptpoſten zurückzuziehen; doch auch dies konnte nicht ohne großen Verluſt geſchehen.

„Plötzlich fühlte ich einen jähen Schmerz in der Bruſt und ſank beſinnungslos vom Pferde. Die Kameraden, die mich für todt hielten und im Momente auch nicht daran denken konnten, ihre Verwundeten mit zurückzunehmen, zogen ſich langſam und fechtend zurück. Als die friſche kalte Morgenluft mir die Beſinnung zurück gab und ich Kraft genug hatte, mich zu erheben, fühlte ich, daß etwas wie ein menſchlicher Körper über mir lag. Aber denken Sie ſich meine furchtbare Qual, meine Verzweiflung, als ich in dem Leichnam — mein Weib, meine Kathinka erkannte. Drei Kugeln hatten ſie durchbohrt.

„Als ich zwei Monate ſpäter aus der langen tiefen Nacht erwachte, in welchem meine Sinne ſo lange gefangen lagen, fand ich mich im Hauſe meines Schwiegervaters in Warſchau. Auf mein dringendes, verzweifelndes Flehen erzählte er mir Folgendes:

„An jenem Abende, an welchem meine Gefährten zum Regimente zurückgekommen waren, hatte Kathinka, die mich vergebens unter ihnen ſuchte, noch in der Nacht ſich nach dem Orte des Gefechtes aufgemacht, ohne ſich zurückhalten zu laſſen. Ihr Bruder, der am Morgen die Nachricht von meinem vermeintlichen Tode und ihrem Verſchwinden erhielt, eilte mit einigen Leuten ſeiner Abtheilung dem Platze des Vorpoſtengefechtes zu und fand Kathinka über mich gebeugt und todt. Unter ihr lag blutgefärbt mein Säbel und der Leichnam eines ruſſiſchen Jägers, der wahrſcheinlich ſich ihr feindlich genähert und von ihr niedergemacht worden war.

„Ladislas ließ die Leiche der Schweſter zurückbringen und in Warſchau beerdigen. Ich wurde in das Haus meines Schwiegervaters gebracht. Meine Wunde war leicht; aber das heftigſte Nervenfieber ließ an meinem Aufkommen zweifeln.

„Aber noch ein tiefer unheilbarer Schmerz hatte den Greis getroffen, ſein Sohn war an demſelben Tage in der Schlacht von Grochow geblieben. Ganz verwaiſ't ſtand er nun im Leben; nur ein Troſt war ihm geblieben, der ihn empor hielt: Seine Kinder waren für das heil'ge Polen gefallen! Stumm reichten wir uns die männliche Rechte, kein Laut kam über unſere Lippen, wir hatten keine Thräne.

„Bei Oſtrolenka fiel auch der Vater; nur wenige Wochen hatte er die Kinder ſeines Herzens überlebt. Ich war ſchon ſo weit, daß bei der dumpfen Gleichgültigkeit meiner Seele mich kein Tod kaum berührte; nur ein Gedanke erfüllte mich durch und durch: ich wollte ſterben, um mit der Geliebten vereint zu ſeyn. Mit wahrer Verachtung ſuchte ich den Tod in jedem Kampfe; aber während Tauſende fielen, blieb er mir fern. Nur im Gefechte, wenn ich mit dem blitzenden Säbel Verderben in die Reihe der Feinde trug, war es mir wohl, nur da vergaß ich in wilder Freude meine Leiden.

Digitized by Google

„Warſchau fiel; tödtlich getroffen ſank der polniſche Adler in den Staub.

„Obgleich die Hauptſtadt in den Händen des Feindes war, hatte ich dennoch beſchloſſen, ehe ich Polen verließ, noch einmal das Grab meines Weibes zu beſuchen und von allen den Orten Abſchied zu nehmen, an welchen ich einſt die glücklichſten Tage meines Lebens hingebracht hatte. Ich führte meinen Entſchluß auch wirklich aus; aber trotz aller Vorſicht wurde ich erkannt und gefangen. Vom November bis Ende März dieſes Jahres war ich in den Händen der Ruſſen in den Kerkern von Warſchau. Wäre ich in das Innere von Rußland geſchleppt worden, ſo hätte es keine Möglichkeit der Rettung mehr gegeben, ſo aber gelang es einem alten Diener des gräflichen Hauſes, der mein verſtorbenes Weib ſchon als Kind auf den Armen gewiegt hatte und ſie mit treuer ſchmerzlicher Anhänglichkeit beweinte, durch Gold meine Wächter zu beſtechen. Er hatte glücklicherweiſe um meine Ankunft gewußt und unabläſſig an meiner Befreiung gearbeitet. Mit Gold und Waffen verſehen, erreichte ich unter tauſend Gefahren die preußiſch-polniſche Gränze; erſt an dieſer wurde ich von zwei Gränzſoldaten angegriffen und ſchwer an der Bruſt verwundet. Dennoch, nachdem ich einen derſelben niedergeſchoſſen, entkam ich. In Berlin, wo ich mich nur kurze Zeit aufhalten konnte, verſchafften mir meine Freunde einen Paß unter anderem Namen; ein Wagen wurde gekauft, und da ich meine Chatouille mit den wichtigſten Dokumenten und Briefen dort einem Freunde zurückgelaſſen hatte, ehe ich nach Polen ging, ſo kam ich auch ſchnell wieder in den Beſitz dieſer für meine Zukunft wichtigen Papiere. Ich eilte dem Gute meiner Tante am Rheine zu, und wäre nicht mein Wagen hier in der Näte Ihres friedlichen Dorfes gebrochen, ſo hätte ich das Aſyl wohl längſt erreicht. Aber nur ſegnen kann ich einen Zufall, der mich Sie kennen lehrte; denn wenn mein Herz geneſen kann, ſo hat es hier ſeine Heilung gefunden; wohin mich auch das Leben führt, immer wird mich der Friede dieſes ſtillen Hauſes begleiten, und nie wird die Hoffnung einer glücklichen Zukunft mich verlaſſen, wenn ich hoffen darf, daß Ihr Andenken, Ihre Erinnerung mich auf meinem Lebenspfade begleitet.“

Eduard von Wahlberg — wir nennen unſeren Freund von nun an bei ſeinem wahren Namen — bot Allen gerührt die Hand; die Männer ſchloſſen ihn bewegt und herzlich in die Arme; aber als Anna's Hand in der ſeinigen lag, als er ihr leiſes Zittern fühlte, und ein flüchtiger aber inniger Blick aus ihrem Auge dem ſeinigen begegnete, da ſchlug ihm das Herz wieder kräftiger und froher; er fühlte, daß er — geliebt ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Der Mileſchauer- oder Donnersberg im böhmiſchen Mittelgebirg und der Feldberg im Taunus.

(Eine Parallele.)

Wir wir dazu kommen, zwiſchen jenen Höhepunkten eine Vergleichung anzuſtellen? Je nun, wir wollen an dem Milleſchauer, der ein Haus, und zwar ein recht wohnliches hat, zeigen, wie der Feldberg, der, wie die Leſer aus hieſiger Gegend wohl wiſſen, noch kein Haus hat, vielleicht ein ſolches bekommen kann. Die Ausſichten, bald aus den bis jetzt eingegangenen Geldbeiträgen auf dem Feldberg ein gaſtliches Obdach erſtehen zu ſehen, ſind in der That recht trübe geworden. Die Zeiten ſind ſchlimm, die Anſprüche für näher liegende Bedürfniſſe werden immer größer, das Homburger Comité hat ſich in Erwartung einer beſſeren Zukunft, und zwar ohne die bei ihm ſeiner Zeit für das Unternehmen unterzeichneten Beiträge einzuziehen, vorläufig aufgelöſ't. Die ganze, der Frankfurter Sparkaſſe anvertraute Geldkraft beläuft ſich auf etwa 1500 fl. Unter ſolchen Umſtänden iſt innerhalb der Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge ſchon mehrmals der Antrag geſtellt worden, entweder ein tragbares einfaches Holzhaus, das man im Winter abſchlagen würde, oder auf den Gipfelpunkt des Berges ein ſteinernes Belvedere, welches in ſeinem Innern etwa fünfundzwanzig Perſonen, wenn auch kein Nachtlager, doch Schutz gegen einbrechende Unwetter zu gewähren vermöchte, zu erbauen. Der Antragſteller ging von der Ausſicht aus, daß an einen Bau letzterer Art, der jedenfalls auf vermehrten Beſuch des Berges nicht ganz ohne Einfluß bleiben könnte, ſich ein Wirthſchaftsunternehmen für Privatrechnung von ſelbſt anſchließen und damit der urſprüngliche Zweck wenigſtens mittelbar erreicht werden würde. Die Mehrheit dagegen will ſich auf eine derartige Verwendung des vorhandenen Fonds nicht einlaſſen und hofft noch immer, es werde ſich Gelegenheit finden, das Ziel auf direktere Weiſe zu erreichen. Da leuchtet uns denn der Milleſchauer als glänzendes Beiſpiel vor. Dort hat der durch die Noth angefachte Unternehmungsgeiſt eines Mannes eine Schöpfung hervorgerufen, die jetzt dem Stifter wie den Beſuchern des Berges zu gleich großem Nutzen wie zu beſonderer Annehmlichkeit gereicht. Weber erzählt über die Ausführung ſeines Entſchluſſes unter Anderem Folgendes:

„Ich kam hinauf, ſah die himmliſche Ueberſicht und bemerkte auch, daß wirklich der Berg beſucht werden müſſe, weil ich alldort mehrere Papiere fand, worin etwas Speiſe hinaufgetragen und allda verzehrt worden iſt. Dieſe Wahrnehmung machte mir Muth, etwas hier vorzunehmen, wenn ich nur die Erlaubniß des Herrn Grafen Lezan und die Mittel dazu hätte. Ich ging alſo zuerſt, mir die Erlaubniß zu erbitten, und mein gnädiger Herr Graf willigte in dieſe meine Bitte. Als ich dieſes erbeten hatte, lieh ich mir einige Stücke Werkzeug, ging hinauf und fing mit Thränen im Auge und in Gottes Namen an zu arbeiten. Das Erſte mußte doch ein Ort ſeyn, wo ich Etwas zum Erfriſchen unterbringen konnte. Ich machte mich zuerſt an einen Keller, und indem ich einen Tag gearbeitet, hörte ich in der Nähe ſprechen. Ich kroch aus dem Dickicht hervor und ſah drei Herren, welche ich grüßte und die mich ſtarr anſahen, weil ich doch nicht als der freundlichſte Mann mochte ausgeſehen haben. Ich trat näher zu ihnen und ſie fragten mich, was ich da machte. Ich erklärte ihnen meine beabſichtigte Unternehmung, und ſie beſtärkten und beeiferten meinen Plan und wünſchten auch ſogleich von mir etwas zur Erfriſchung. Leider aber hatte ich nichts als etwas trockenes Brod und eine Flaſche mit Waſſer, welches zu meiner Stärkung gehörte. Ich nahm mir den Muth, ihnen ſolches vorzureichen; ſie genoſſen Jeder einen Biſſen Brod und einen Trunk Waſſer, meinend, es ſey doch Etwas, ſahen ſich noch ein wenig um, beſchenkten mich mit einem Gulden Münze und gingen. Ich arbeitete bis auf den Abend getroſt fort und ging muthig nach Wellemin, wo ich meinem Weibe und meinen Kindern die erhaltene Gabe vorwies, um ihnen Muth zu machen, welches auch glücklich wirkte. Den folgenden Tag nahm ich daher Weib und Kinder zu Hülfe, trug ſogleich Brod, Butter und einige Flaſchen Bier hinauf, verbarg Alles auf den Abend in die Steinklüfte, und ſuchte es immer am Tage wieder hervor, um es, im Falle Jemand käme, zu haben und damit dienen zu können. Ich wartete nicht lange, ſo kamen hie und da Mehrere, wünſchten Verſchiedenes, und ich behalf mich, ſo viel ich konnte. Nach und nach baute ich eine Hütte von Laubäſten, fütterte ſie mit Moos aus, um die Zugluft abzuhalten und errichtete Mooslager für jene Gäſte, welche hier auf dem Milleſchauer zu übernachten wünſchten. Die erwähnte Laubhütte bot aber gegen Regen und Wetter wenig Schutz. Ich baute daher eine zweite, immer noch zu kleine Hütte von Stroh, und ſie war kaum fertig, ſo blieben wirklich ſchon vom 14. zum 15. Juli 1825

Digitized by Google

einige Herren über Nacht. Ich baute nun noch eine Hütte, und zwar von Stein und Moos. Sie war ſchon etwas bequemer, aber leider noch zu wenig, weil ſich der Beſuch vermehrte. Ich arbeitete daher, was meine Kräfte und die Zeit mir zuließen, beſonders weil ich die Zufriedenheit der Herren Gäſte und meine beſſere Umſtände einſah, mit heiterer Ausſicht in die Zukunft blickte u. ſ. w.“

Wenn nun ſolches in Böhmen geſchehen konnte, ſo fragen wir billig: ſollte denn unſere Gegend keinen Mann beſitzen, der im Stande wäre, auf dem Feldberge Aehnliches zu unternehmen? Gibt es hier zu Land nicht etwa Familien genug, denen es bei dem beſten Willen an einem zureichenden Erwerb gebricht? Iſt etwa der Feldberg höher oder unwirthlicher als der Milleſchauer Donnersberg? Liegen nicht auch hier Orte wie Frankfurt, Homburg, Soden und Wiesbaden in der Nähe, um dem Wirthſchafter eine hinreichende Frequenz zu ſichern? Es bedarf wahrlich keiner beſonderen Verſtandesſchärfe, um einzuſehen, daß unſer Feldberg die Elemente des Gedeihens einer Wirthſchaft in reichem Maße bietet. Ein Mann, der hier Hand ans Werk legte, der ſich als treu und thätig bewährte, würde nicht verlaſſen daſtehen. Eine bei nächſtjährigem Feldbergfeſte zu ſeinen Gunſten zu veranſtaltende Geldſammlung würde einen Beitrag zu ſeinen erſten Auslagen ergeben. Der Erfolg, im Kleinen einmal erprobt, würde ohne Zweifel ſpäter durch die Verwendung der von der Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge geſammelten Geldmittel zum Bau eines feſteren Obdaches dauernd geſichert werden. Darum ſchließen wir mit dem Wunſche, es möchten die obigen Andeutungen für die Orte, welche in der Nihe des Feldberges liegen, nicht verloren ſeyn und mit dem Zuruf: Friſch gewagt, iſt halb gewonnen!

A. R.

Die Spinnſtube für 1847.

Der Volkskalender iſt in der modernſten Literatur des Vaterlandes ein Moment, dem jeder aufrichtige Beobachter ſeine Theilnahme nicht verſagen wird. Er gehört in die Kategorie der Volksſchriften und hat ſich im Einverſtändniß mit dieſen eine neue Sprache gebildet, die zwar arm an Perioden, aber reich an Bildern, unbekannt mit oratoriſchen Effecten, aber auch frei von Bombaſt iſt.

Der Volkskalender bezweckt Volksveredlung. Ob dieſe auf eine ſo ausſchließlich tendenziöſe Art bezweckt wird, wie es die letzten Jahrgänge von Gubitz, Nieritz und Auerbach verſuchen, oder ob die Nation an ihre Wortführer nicht auch Fragen aufzuwerfen habe, die außer dem Bereich der ſogenannten Zeittendenzen liegen, das laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, indem wir uns begnügen, es unſerm Publikum zu ernſter Erwägung vorzulegen; zugleich aber auf einen Volkskalender aufmerkſam zu machen, der ſich bis jetzt auf's rühmlichſte frei gehalten hat von allem Tendentiöſen und Conventionellen; deſſen Volksmoral ein Pantheon iſt, und der, wo er Mängel rügt, weder Preußen noch Oeſterreich im Auge hat, weil ja das deutſche Vaterland größer iſt, als dieſe. Es iſt die Spinnſtube, herausgegeben von W. O. von Horn (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer). Sie ſteht in dieſen Beziehungen neben allen Volksbüchern einzig in ihrer Art da. Der Verfaſſer, der ſich durch ſeinen „Friedel“, „die Nacht von Bingen“ ꝛc. ein warmes Plätzchen im Herzen des Volkes erobert hat, iſt bekannt dafür, daß er nicht allein die kräftige, reiche und naive Sprache des Volkes vollkommen bemeiſtert, ſondern auch ſeinen aus dem eigenthümlichen Leben der Nation gegriffenen Stoff mit einem Humor würzt, der von Jedem, reich oder arm, alt oder jung, willkommen geheißen wird. Was die Ausſtattung des heurigen Jahrganges belangt, ſo iſt hier auf das Vielſeitigſte geſorgt. Neben überall in den Text eingedruckten Holzſchnitten, die ſämmtlich von anerkannten Künſtlern angefertigt wurden, bringt die Spinnſtube einen Stahlſtich nach einem berühmten Gemälde von Dielmann, und eine meiſterhaft gelungene Randzeichnung zu dem ächt deutſchen Kernliede Rückert's: „Die drei Geſellen.“

Wie zu erwarten ſteht, wird die Spinnſtube, zumal ihr Preis auf nur 45 kr. feſtgeſetzt iſt, in allen Gauen und bei allen Ständen Deutſchlands gerechte Anerkennung finden.

J. D.

Die optiſchen Lichtbilder des Hrn. Boſch aus Wien.

Immer Neues! — iſt heutigen Tages die allgemeine Loſung und muß auch die einer thätigen Theater-Direktion ſeyn. Kaum haben die lieblichen Töne einer Jenny Lind aufgehört, unſer begierig lauſchendes Ohr zu entzücken, kaum ſind die originellen Weiſen der ungariſchen Inſtrumental-Sänger verklungen, ſo erſcheint ſchon wieder etwas Anderes, um das Auge des Beſchauers zu erfreuen. Es ſind dies die optiſchen Lichtbilder des Hrn. Boſch aus Wien, die erſt neuerlich in unſern Nachbarſtädten Mainz und Wiesbaden ſo großen Beifall gefunden haben. Auch in Frankfurt am Main machen ſie Senſation und haben bereits zweimal bei gut beſetztem Hauſe die ungetheilteſte Anerkennung gewonnen. Es liegt in dieſen überraſchenden Darſtellungen aus dem Gebiete der Optik ein eigenthümlicher Reiz, und ſie regen die Phantaſie des Beſchauers dermaßen an, daß er ſich wie von Zauberkräften, wie von anmuthigen Traumbildern oder wie von den Luftgebilden der Fata morgana berührt und umſchwebt glaubt. Alles iſt leicht und zart, wie Lufthauch, geſtaltet ſich leicht und verſchwindet eben ſo, prangt aber zugleich in dem lebhafteſten Farbenſchmelz, und zeigt ſich in einer Naturwahrheit, die man nur bewundern kann. Wald- und Bergparthien, Kirchen und Paläſte, hochgewölbte Hallen und zerfallene Burgruinen, Städte-Anſichten und maleriſche Fernſichten tauchen, gleichſam von den Wogen der ſie begleitenden Tonfluth emporgetragen, eben ſo magiſch auf, als ſie auf faſt unbegreifliche Weiſe wieder enteilen. Der Zuſchauer macht, ohne ſeinen Standpunkt zu verlaſſen, eine in den mannichfaltigſten Bildern wechſelnde Reiſe, wobei er in eine Illuſion verſetzt wird, welche derjenigen, bei der Leſung eines ſchönen Mährchens aus Tauſend und Einer Nacht am beſten zu vergleichen wäre. Außer der Naturtreue, der kunſtgerechten Perſpektive und der Farbenpracht dieſer Bilder ſind auch die anziehenden Details, Staffagen und die frappanten Effekte von Licht und Schatten ſehr zu rühmen, und die ſeltene Kunſtfertigkeit ihres Meiſters wird Niemand in Abrede ſtellen können. Die Bilder erſcheinen ganz im Vordergrund der Bühne, in allen Theilen vollkommen und deutlich und in der Größe unſerer Theater-Dekorationen. Auf welche Weiſe ſie Hr. Boſch zur Anſchauung und zu ſo viel Harmonie und Abrundung zu bringen verſteht, wiſſen wir nicht; ſo viel aber können wir ſagen, daß ſie gewiß Jeden anziehen und wohl Keinen unbefriedigt laſſen werden, weil ſie nach Urſache und Wirkung ſich vor ähnlichen Vorſtellungen höchſt vortheilhaft auszeichnen. Da unſer Publikum an ihnen Vergnügen findet und ihnen reichlichen Beifall ſpendet, ſo wird Hr. Boſch, wie wir ſo eben vernehmen, noch einige Vorſtellungen geben, auf welche hinzuweiſen wir nicht unterlaſſen dürfen, da man allem Werthvollen die verdiente Aufmerkſamkeit ſchuldig iſt.

Den Erfindern der explodirenden Baumwolle.

Schönbein hat das Verdienſt.
Böttger theilt den Verdienſt.
Otto behält ſein Verdienſt.
Den Uebrigen fehlt das Verdienſt.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Stuttgart, 20. Oct.

Ein Raubmord, der in dieſen Tagen hier durch eine Verkettung merkwürdiger Umſtände begangen worden, bildet jetzt hier faſt ausſchieſſich den Gegenſtand des Tagesgeſprächs, nachdem die Erzählung des ſchauderhaften Raubmordes, den der Schwäb. Merkur vor wenigen Tagen aus Murnhard gemeldet, kaum erſt verklungen iſt. Ueber die Sache erfahre ich aus verläſſiger Quelle Folgendes: Ein Bauernknecht brachte vor mehreren Tagen einen Koffer hieher und gab ihn einem Bierwirth zur Aufbewahrung, empfahl ihm ſolchen aber ſehr, da er mehreres Geld enthalte. Das ſcheue, ängſtliche Weſen des Knechts kam dem Wirth indeß verdächtig vor und, an den Murnharder Raubmord denkend, benachrichtigte er die Polizei davon. Dieſe verhaftete den Menſchen, durchſuchte den Koffer und forderte den Eigenthümer auf, ſich über den rechtmäßigen Beſitz des Inhalts auszuweiſen. Jetzt geſtand der Burſche, er habe das Geld von einem Weingärtner in Canſtatt, welcher vor einigen Tagen einen Einbruch begangen, wobei er aber nicht mitgewirkt, ſondern nur Wache geſtanden habe, damit Jener nicht erwiſcht werde. Die Verhaftung des Weingärtners führte bald zu weiteren Geſtändniſſen. Es geſchah gerade an dem Tage, wo eine alte Wittwe von mehr als 70 Jahren begraben werden ſollte, welche in ihrem Hauſe unten an der Treppe todt gefunden worden war und deren Tod man einem Sturz die Treppe herab zugeſchrieben hatte. Dieſe alte Frau war eine höchſt ſeltſame Perſon. Sie bewohnte ganz allein ein armſeliges Häuschen in einer abgelegenen Gaſſe, wo ſie Niemand zu ſich ließ, als ihre Katzen. Man ſchrieb ihr ein Vermögen von etwa 16 — 18 000 fl. zu, das ſie durch Wucher und Zuſammenſcharren ſtets noch vermehrte. Einige Tage hatte ſie Niemand geſehen, was indeß Anfangs nicht auffiel, da ſie ſich ſehr zurückgezogen hielt und ſogar ihre ſchlechten Fenſterſcheiben mit alten Lappen verhängte, damit man nicht zu ihr in ihre Wohnung ſehe. Endlich fiel ihr Nichterſcheinen auf, Andere behaupten, Gänſe, die ſie mäſtete, hätten ein ſo entſetzliches Geſchrei erhoben, daß es aufgefallen, kurz, ein Verwandter drang mit Hülfe der Obrigkeit ein und fand ſie todt am Fuß der Treppe, wie es ſchien oder wie man Anfangs glaubte durch einen Sturz von der Treppe getödtet. Beim Nachſuchen fand man zwar im Hauſe einige Unordnung, allein dieſe ſtimmte mit ihrem ganzen Weſen überein und da weit über alle Erwartung viel baares Geld, in Strohſäcken, alten Lumpen, Kochhäfen und aller Orten verſteckt, aufgefunden wurde, (man ſpricht von vielen Tauſend Gulden), ſo dachte kein Menſch an ein Verbrechen. Erſt das Geſtändniß des Weingärtners ergab, daß dieſer von hinten durch den Kellerhals in's Haus geſtiegen war und die Alte erdroſſelt hatte. Damit man es nicht gewahren ſolle ſchleppte er ſie hernach die Treppe herab, verwundete ſie am Kopfe und ſo glaubte man an ihren Tod durch einen Treppenſturz. Er nahm von ihrem Geld, was er gerade habhaft werden konnte, ſcheint indeß nicht an alle die Schlupfwinkel gedacht zu haben, welche die Alte zur Bergung ihres Schatzes, ihres theuern Mammons, ſich erleſen, und ſo blieb das Meiſte den entfernten Seitenverwandten ungeſchmälert.

Darmſtadt, 19. Oct.

Die „große Woche“ iſt hier nun vorüber: Jenny Lind hat dreimal geſungen, 8000 fl. netto erhalten und iſt heute Nachmittag recht vergnügt zum Thor hinausgefahren. Wir haben ſie geſehen als „Amine“, dann als „Norma“ und geſtern in der „Regimentstochter.“ Letztere Oper, ſchon längſt einheimiſch auf der hieſigen Bühne und gut empfohlen durch die künſtleriſchen Leiſtungen der Mad. Pirſcher, die in dieſer Rolle wirklich ausgezeichnet iſt, ſchien auch unſerem ſchwediſchen Gaſt zuzuſagen, ſo daß es an Beifallszeichen nicht fehlte. Kunſtkenner, welche umſichtig prüfen und weit entfernt ſind, ſich bei Abgebung ihres Urtheils durch den Enthuſiasmus der Menge hinreißen zu laſſen, laſſen zwar ihrem Geſange und Spiel volle Gerechtigkeit widerfahren, ohne jedoch zu verkennen, daß ſie auch ihre ziemlich deutlich hervortretenden Schwächen habe, welche beſonders in den tiefen und in den Mitteltönen zu ſuchen ſeyen. Was dagegen ihre Höhe anlange, ſo ſey ſie in dieſer Beziehung ausgezeichnet und verdiene alles Lob. Wir können in dieſem Urtheil nur Wahrheit und Unparteilichkeit erkennen und ſetzen noch hinzu, daß ihr theatraliſches Talent ihrem muſikaliſchen öfter zur Unterlage und Stütze dient, wenn die Stimme in den erwähnten Tonlagen nicht ganz auszureichen ſcheint. — Bei Aufführung der Nachtwandlerin nahm die Theaterkaſſe nicht 2000 fl., wie Ihnen geſchrieben worden, ſondern nur 1500 fl. ein, trotz der ſehr erhöheten Eintrittspreiſe. Die Norma aber zog ſchon etwas mehr an, da 1700 fl. eingenommen wurden. Die Vorſtellung der geſtrigen Oper dagegen, als an einem Sonntage gegeben und von vielen Fremden beſucht, ſoll die Einnahme bis zu dem bisher hier unerhörten Maximum von 2100 fl. geſteigert haben. Doch hört man auch dieſe Angabe, als übertrieben, in Zweifel ziehen. Genug, die Theaterkaſſe hat gute Geſchäfte gemacht, und unſere Herren Gaſtwirthe werden mit den ihrigen in der belobten „großen Woche“ nicht weniger zufrieden ſeyn. Die Induſtrie hat auch ihre Wünſche und Bedürfniſſe, ſo gut wie die Kunſt, und wenn dieſe auf jene wohlthätig zurückwirkt, ſo kann man ſich darüber nur freuen. — Man hat zwar ſchon öfter tadelnd des beſchränkten Repertoirs der Jenny Lind erwähnt; allein ſo lange ſie mit demſelben finanzielle Reſultate, wie die oben angegebenen, zu Tage fördert, ſo ſcheinen ſich ihr keine triftigen Beweggründe darzubieten, ſich über den glänzenden Flitterſtaat und Klingklang der modernen Oper zu erheben. Da ihr gewöhnlich von Kunſtenthuſiaſten mit einer Art Idolatrie gehuldigt wird, die öfter an das Abenteuerliche und Lächerliche gränzt, ſo ſcheint es kaum befremdlich, daß ſie jenes überwiegende Selbſtgefühl zu beſitzen ſcheint, welches hochgeſtimmten Seelen eigen zu ſeyn pflegt. Bei der Probe in der Norma ſoll ſie dies, einiger Zuhörer wegen, unverholen zu erkennen gegeben haben. Der Kunſt des Malers ſcheint ihre eben nicht an das Ideale gränzende Phyſiognomie bis jetzt unerreichbar geweſen zu ſeyn; denn bis jetzt haben wir kein Porträt von ihr geſehen, welchem das Verdienſt der Aehnlichkeit zuerkannt werden könnte.

Hochheim, 15. Oct.

Die fröhliche, von der ſchönſten Witterung begünſtigte Weinleſe hat hier die alten Winzervolksfeſte wieder hervorgerufen und auch den alterthümlichen Gebrauch des Pritſchens wieder aufgeweckt. Unter Anderen umringten die Winzerinnen auch einige preußiſche Offiziere von Diſtinction, die ſich wegen ihrer geſpannten Tracht nicht gut widerſetzen konnten und auf's feierlichſte unter Jungfrauenhänden der Pritſche anheimfielen.

Frankfurt, 22. Oct.

Unter zahlreichem, ehrenvollem Geleite wurden heute die irdiſchen Ueberreſte eines Mannes zu Grabe getragen, der ſich durch die Tugenden, die ihn im Leben zierten, ein bleibendes Andenken in vielen Herzen geſtiftet hat. Der hieſige Banquier Jakob Hirſch Kann, einer der angeſehenſten Männer der israelitiſchen Gemeinde, der im bürgerlichen Leben allgemein geachtet, den weitverbreiteten, wohlverdienten Ruf der ſtrengſten Redlichkeit und Zuverläſſigkeit in allen Zeitveränderungen bewährt hatte, iſt am 19. d. in einem Alter von 68 Jahren, nach mehrmonatlichem Krankenlager in das beſſere Leben übergegangen. Unter wenig günſtigen äußeren Verhältniſſen herangewachſen, war der Verblichene durch eigene Thätigkeit und den Segen der Vorſehung zum Beſitze eines bedeutenden Vermögens gelangt, von dem er auch in hohem Maße denjenigen Gebrauch machte, der dem Reichthume allein den wahren Werth und ächten Glanz verleiht. Seine religiöſe Denkungsart, wie ſein gefühlvolles Herz lehrte ihn beſonders die ſchöne Tugend edler Wohlthätigkeit üben, bei welcher er mit wahrhaft frommem Sinne ſich von jeder intoleranten Rückſicht auf Unterſchiede des Glaubens ferne hielt. In hochherziger Weiſe trug er bereitwillig und freigiebig zu mildthätigen Werken bei, und zeigte ſich ſein Eifer für das Gute unermüdet bei allen Anläſſen, ſo oft auch ſeine bekannte Menſchenfreundlichkeit in Anſpruch genommen und von Vielen, die es ſich zur Pflicht machen, der verlaſſenen Armuth durch Rath und Verwendung beizuſtehen, erprobt wurde. Diejenigen, welche ihm im Leben nahe ſtanden, freuten ſich der ſteten Regſamkeit ſeines Geiſtes, deſſen Friſche und Jugendlichkeit er noch im Alter bewahrt hatte. Eine zahlreiche, geachtete Familie, deren glückliches Haupt er war, betrauert in ihm den zärtlich-liebenden Vater. — Ruhe ſeiner Aſche, ewiger Friede ſeiner Seele!

Theater-Anzeige.

Freitag, 23. Oct. Der verwunſchene Prinz, Schwank in 3 Abth., von J. v. Plötz. Hierauf: Erſte Abtheilung: Optiſche Lichtbilder. Zweite Abtheilung: Komiſche Spiegelbilder aus dem Leben, von Joh. Boſch aus Wien.

Samſtag, 24 Oct. (Zum Erſtenmale wiederholt): Der Vetter, Luſtſpiel in 3 Abth., von Benedix. Vorher geht: Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatiſche Scene in einem Act, von L. Schneider.

Sonntag, 25 Oct. Norma, große Oper in 3 Abth., Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Norma: Fräul. Emilie Walter, k. k. Hofopern- und k. würtemb. Kammer-Sängerin.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 294. Sonntag, den 25. October 1835.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Reck.

(Fortſetzung.)

4.

Zwei Tage ſpäter kam Eduards Tante an. Ueber den Frühling des Lebens hinaus, hatte ſie doch jenen Ausdruck von Schönheit behalten, welcher das Gepräge einer edlen Seele iſt. Eine milde edle Weiblichkeit ſtrahlte aus ihrem ganzen Weſen und nahm ſchon bei'm erſten Anblick für ſie ein. Mit liebevoller Innigkeit, aber zugleich mit ſchmerzlicher Theilnahme an dem Geſchicke Eduards, das ihr ſchon aus ſeinem Briefe bekannt war, ſchloß ſie ihn in die Arme.

Eduard hatte in dieſen Tagen einen ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt gekämpft; aber er war als Sieger daraus hervorgegangen. Nicht nur ſein ſtrenges Pflichtgefühl hielt ihn ab, irgend einen Schritt gegen die Verbindung Meinholds mit Anna zu thun; noch ein anderes Gefühl beſtärkte ihn in dieſem Entſchluſſe; er fühlte, daß er mit ſeinen eigenen Empfindungen nicht im Klaren ſey. Seine Liebe für Anna ſchien ihm Verrath an der heimgegangenen Gattin; er machte ſich Vorwürfe darüber, daß er für ein anderes Weib ein Gefühl hege, das nur Kathinka gehören ſollte. Dann wechſelten in ſeinen lebhaften Träumen die Bilder Anna's und Kathinka's, ſie lächelten ihm beide zu und reichten ihm die Hand, beide ſchienen ihm gleich theuer. Und wenn er erwachte, fragte er ſich, ob er nicht ein Verbrechen an Anna begehe, daß ſeine Liebe getheilt ſey, daß er Kathinka nicht vergeſſen könne.

Gewiß hätte Eduard den Schmerz um ſein Weib unter anderen Umſtänden kaum überlebt. Aber die Krankheit, das heftige Fieber, dem er gleich nach ihrem Tode zur Beute geworden, hatte die Gewalt dieſes Schmerzes gebrochen und ihn in milde Wehmuth verwandelt. Auch waren in einem kurzen Zeitraum Ereigniſſe an ihm vorübergegangen, die bei'm gewöhnlichen Lauf der Dinge die Friſt langer Jahre umfaſſen; er war aus ſchweren Kriſen jugendlich und neu gekräftigt hervorgegangen, und ſein tiefes Gemüth bedurfte der Liebe nach ſeinem Verluſte mehr als je. Gewiß hatte auch die größere Empfänglichkeit des Gemüths, die in jeder Krankheit hervortritt, dazu beitragen müſſen, die reizende kindliche Erſcheinung Anna's noch mehr zu beleben und ihr einen innigeren Platz in ſeinem Herzen zu ſichern.

Wäre Anna auch nicht Meinhold's Braut geweſen, ſo hätte Eduard ſich doch kaum entſchloſſen, ſich ihr in dieſem Augenblicke mehr zu nähern. Er war zu gewiſſenhaft, ihr ein Gefühl bieten zu wollen, das er in eigner Täuſchung für getheilt hielt, während doch in der Wirklichkeit ſein Herz nur für ſie ſchlug, mit aller Gluth einer Empfindung, die nur Lebenden gehören kann, wenn auch eine heilige Erinnerung die Todten in unſerer Seele verklärt. Gewiß hätte Anna, wenn ſie in die Tiefen ſeines Herzens hätte blicken können, ihn um dieſer Erinnerung willen noch mehr geliebt; ſein Gefühl für die Todte wäre der Lebenden die beſte Bürgſchaft für ſein treues edles Herz geweſen.

Als Eduard mit ſeiner mütterlichen Freundin allein war, ſprach er offen ſeinen Wunſch aus, in den nächſten Tagen abzureiſen. Seine Tante begriff wohl, daß die Erfüllung dieſes Wunſches für den Augenblick das Zweckmäßigſte ſey, und ſo wurde dann der dritte Tag zur Abreiſe beſtimmt. Während deſſen waren von allen Seiten Verbindungen unter dem Kreiſe des Pfarrhauſes zu Stande gekommen, die keinen andern Zweck hatten, als das Verhältniß Anna's zu Meinhold zu löſen. Maria hatte ſich ſchnell an Eduards Tante angeſchloſſen und gegen dieſe mit ihrer gewöhnlichen Offenheit und Feſtigkeit erklärt, daß ſie die feſte Ueberzeugung habe, die Freundin werde mit dem jungen Geiſtlichen unglücklich werden, und daß ſie daher dieſe Verbindung um keinen Preis zugeben werde. Da ſie und ihr Bräutigam die Ueberzeugung hatten, daß Meinhold, wenn auch ſchmerzlich berührt, doch nicht unglücklich durch die Löſung dieſes Bandes würde, ja daß er ſelbſt zu edel ſey, um auf Koſten von Anna's Lebensglück das ſeinige gründen zu wollen, ſo hätte Marie gewiß ſich ſchon jetzt hinreißen laſſen, dieſem die Augen zu öffnen und ſein Zurücktreten zu verlangen, wenn nicht Barnheim ſie davon abgehalten hätte, der wohl begriff, daß bei der ängſtlichen zarten Gewiſſenhaftigkeit Anna's dieſer Schritt nur mit der äußerſten Vorſicht geſchehen dürfe.

Eduard und der Baron hatten ſich ſo innig befreundet, Beide waren von ſo hoher gegenſeitiger Achtung durchdrungen, daß der Erſtere keinen Anſtand nahm, dem Freunde offen ſein Gefühl für Anna zu geſtehen. Innig überzeugt, daß Barnheims Entſcheidung eine würdige und gewiſſenhafte ſeyn werde, hatte Eduard ihn gebeten, ſich offen und ohne Schonung auszuſprechen, er hatte ihm den ganzen Zuſtand ſeines Herzens enthüllt, ſeine eigene Vorwürfe und die leiſen Zweifel nicht verborgen, ob er — ſelbſt bei äußerer glücklicher Löſung — Anna glücklich machen werde, da er niemals die liebevolle Erinnerung an Kathinka aus ſeinem Herzen verdrängen könne. Ueber dieſe Zweifel beruhigte der Baron Eduard bald; aber eben ſo wie dieſer war er der Anſicht, daß, wenn auch ſeine Liebe nicht zu verdammen ſey, dennoch die Ehre dem Freunde verbiete, Anna dieſes Gefühl zu geſtehen, ſo lange ſie die Braut eines Andern ſey. Die Abreiſe Eduards ſchien ihm daher eben ſo nothwendig als ehrenhaft. Barnheim verſprach und gelobte, über ſeinem Glücke mit aller Freundſchaft zu wachen, er ſprach die Hoffnung aus, daß Anna's Bräutigam den Seelenzuſtand der Verlobten bemerken werde und müſſe, und daß dann von ſeinem Pflichtgefühle ein freiwilliges Zurücktreten zu erwarten ſey. Sollte dies nicht der Fall ſeyn, ſo hielt der Baron — auch ohne Freundſchaft für Eduard — es für Pflicht, Meinhold über ein Verhältniß aufzuklären, zu deſſen Knüpfung er in dem Irrthume mitgewirkt hatte, Anna liebe den Kandidaten. So hofften beide Män-

Digitized by Google

ner eine günſtige Entwicklung dieſer für das Glück und den Frieden vieler Menſchen ſo wichtigen Angelegenheit.

Und Anna? — Seit jenem Abend, an welchem ſie bei der Erwähnung von Eduards naher Abreiſe klar in dem eigenen Herzen geleſen, war ihr ganzes Weſen verändert. Mit dem Bewußtſeyn, daß ſie Wahlheim liebe, daß ſie ihn liebe mit der ganzen Kraft ihres Herzens, war auch der bitterſte verzweiflungsvollſte Schmerz ihr Loos geworden. Bleich, ernſt, ſtumm ging das ſonſt ſo fröhliche Mädchen umher; ſie zog ſich von dem Umgange mit den Freunden zurück, aber plötzlich kam ihr wieder der Gedanke, daß ſie ihn nun bald nicht mehr ſehen, daß er auf immer von ihr ſcheiden werde, dann eilte ſie in das Wohngemach herab, und wenn ihr Blick auf ihn fiel, konnte ſie die heißen Thränen nicht zurückhalten, und ſie verbarg ſich auf ihr Zimmer, wo ſie auf den Knieen Gott in heißem Gebete anflehte, ſie zu ſich zu nehmen, ehe die Liebe über die Pflicht ſiege.

(Schluß folgt.)

Wem hat das große Loos gehört?

(Vergl. Nro. 237 und 238 d. Bl.)

** (Zweibrücken, 21. Oct. — Corresp.) An dem Appellationsgerichte der Pfalz zu Zweibrücken ward während vier vollen Tagen (7. bis 10. October) die Beſchuldigung gegen die beiden Kahn, Vater und Sohn, und den Untercollecteur Heinrich Scharff von Eſſingen auf's neue und vollſtändigſte in öffentlicher Verhandlung geprüft, da die k. Staatsbehörde gegen das freiſprechende Urtheil des Landauer Zuchtpolizeigerichtes, den drei Beſchuldigten gegenüber, die Berufung ergriffen hatte. Wegen der Wichtigkeit der Sache, der Widerſprüche der Zeugen unter ſich und der Schwierigkeit, das erſtrichterliche Urtheil, das ſich weſentlich auf die mündlichen Erklärungen der Zeugen und die größere oder geringere Sicherheit in ihren Angaben ſtützte, ohne wiederholte Zeugenvernehmung gehörig prüfen zu können, waren die hauptſächtlichſten Zeugen perſönlich vor das k. Appellationsgericht wiederum vorgeladen worden, denen eine faſt gleiche Anzahl Entlaſtungs-Zeugen von den Beſchuldigten gegenübergeſtellt wurde.

Nachdem von einem der k. Appellationsgerichtsräthe als Referenten öffentlich umſtändlicher Bericht über den Gegenſtand der Beſchuldigung, die durch die Voruntersuchung erbrachten Beweismomente, die Verhandlung in erſter Inſtanz und deren Ergebniſſe erſtattet worden war, ward unter der Leitung des unlängſt ernannten k. Appellationsgerichts-Präſidenten, Hrn. v. Schnetzenbühel, zur Vernehmung der Zeugen ſelbſt geſchritten. Die Hauptfrage, über welche Gewißheit zu erlangen nöthig ſchien, war die, auch von dem erſten Richter ſeinem freiſprechenden Urtheile als entſcheidend und höchſt weſentlich zu Grunde gelegte: Ob nämlich durch Zeugen mit Beſtimmtheit feſtgeſtellt ſey oder ausgemittelt werden könne, welches Loos ſich in der Couverte befunden habe, die der junge Kahn am 26. März dem Schwiegervater des angeblich geprellten Beck, dem alten Glaſer, mitgegeben, und das am 21. April ſich der nämliche Kahn von Beck gegen 45 fl. ausliefern ließ, mit den Worten, das ſey nun das rechte Loos, ohne das er den Gewinnſt in Frankfurt nicht wieder erlangen könne. — War das Loos in der Couverte wirklich $^{2}/_{4}$ von 16,274, 6ter Klaſſe 109ter Ziehung, ſo war natürlich Beck wirklich um das Trefferloos und damit um die 48,400 fl. geprellt worden; konnte hingegen keine Gewißheit hierüber erlangt werden, ſo wäre es allerdings möglich geweſen, daß durch ein Spiel des Zufalls, abſichtliche Verwechſelung oder wie immer, Beck ſtatt der von ihm geſpielten Nummer 16,274 zur Zeit der Ziehung 6ter Klaſſe eine andere in Händen gehabt habe, etwa (nach Angabe des jungen Kahn) 17,624 mit $^{2}/_{8}$, wofür ihm auch nur der entſprechende Antheil an den auf letztere Nummer gefallenen 100 fl. gebührt hätte; in dieſem Falle hätte dann Joſeph Kahn allerdings ſchon vor dem 21. April das Trefferloos beſitzen können, wornach die Freiſprechung der Beſchuldigten unumgänglich und damit auch der Gewinn dem Vater Kahn nicht zu entziehen war. — Bezüglich dieſes Hauptpunktes (des objectiven Thatbeſtandes) hatte nun das Zuchtpolizeigericht in Landau conſtatirt: „Es habe ſich keine beſtimmte Zeugen-Ausſage über das in der Couverte enthalten geweſene Loos ergeben", welcher Umſtand im Zuſammenhalte mit den Zeugen-Ausſagen über den Beſitz eines halben Originallooſes bei Vater Kahn, das Ein Zeuge beſtimmt als 16,274 bezeichnete, mit Nothwendigkeit die Freiſprechung herbeiführte. — Vor dem Appellationsgerichte aber geſtaltete ſich dieſer Punkt ſofort ganz zum Nachtheil der Beſchuldigten; Beck und ſeine Ehefrau nicht blos, auch der Schwiegervater Glaſer und ein neu ausgemittelter Zeuge, Namens Hermann, ferner ein Zeuge Namens Belz verſicherten nun auf's beſtimmteſte und wiederholt, geleſen zu haben 16,274 und zwar 6ter Klaſſe! Den größten Eindruck ſchien namentlich der Zeuge Glaſer zu machen, ein 72jähriger Greis mit einnehmendem und achtungswerthem Aeußern; dieſer verſicherte, er habe ſich an dem Abende, als ihm der junge Kahn in Eſſingen ein Loos in einem Umſchlage zur Ueberlieferung an ſeinen Schwiegerſohn Beck in Edesheim übergeben (am 26. März), unterwegs, am Ried, hingeſetzt, ſeine Brille herausgenommen und das Loos genau betrachtet, es ſey 16,274 in zwei Vierteln zur 6ten Klaſſe geweſen. Zeuge Hermann erklärte, Beck habe ihm, als er am Oſterſamſtage eine Zahlung von Beck zu erhalten hatte, einen Lotteriezettel gegeben, den er nur ſolle wechſeln laſſen, der ſey ſo gut wie baar Geld; durch dieſen Scherz veranlaßt, habe er das Loos näher betrachtet, und, wenn er ſchon nicht Ziffern zuſammen leſen und als Zahlen ausſprechen könne, ſo habe er doch ſo viel geleſen, daß oben ſtund 6ter Klaſſe, 109te Ziehung und daß die Zahl unten anfing mit 16... Kaum weniger beſtimmt ſprach ſich Zeuge Belz aus, der auch 6te Klaſſe und Nro. 16 274 in zwei Vierteln bei Beck geleſen zu haben behauptete. — Auffallend blieb nur, daß jetzt erſt mit ſolcher Beſtimmtheit dieſer wichtige Punkt bezeugt wurde, was dieſe Zeugen damit zu erklären ſuchten, daß ſie früher nicht ſo genau gefragt, auch in der öffentlichen Sitzung zu Landau theils verwirrt, theils durch die Vertheidiger unterbrochen und irre gemacht (?!) worden ſeyen. Die aus Frankfurt unter Geleitsbrief erſchienenen Belaſtungs-Zeugen Julius Stiebel und deſſen Commis Fabricius erklärten ſich theils im Allgemeinen über die Einrichtung der Frankfurter Stadtlotterie, über die Abſendung der Ziehungslisten an die Untercollecteure, wornach die vierzehnte Ziehungsliſte mit dem auf 17 624 gefallenen Gewinnſte von 100 fl. allerdings am Tage der Prellerei, 21. April, ſich in des jungen Kahn Händen hätte befinden können, theils ward durch ihre mündliche Ausſage feſtgeſtellt, daß David Kahn direkt keine Looſe von Guſtav Stiebel bezogen und daß nur $^{3}/_{8}$ der Nummer 17 624 in die Scharff'ſche Collecte nach Eſſingen direkt gekommen ſeyen. Angeſichts dieſer Zeugenausſagen behauptete David Kahn auch nicht mehr, Looſe von Guſtav Stiebel empfangen zu haben, gab vielmehr zu, Untercollecteur des Scharff geweſen zu ſeyn, den er nur bisher habe verſchonen wollen wegen des beſtehenden Verbotes, und mit dem er, wegen des einmal vermutheten Complottes, allen Zuſammenhang abzulehnen für gut befunden habe. Auch habe Beck, wie nun nicht mehr beſtritten werden könne, $^{1}/_{2}$ von 16,274 geſpielt; allein in der Eile durch Verwechſelung ſey in das Couvert die Nummer 17,624 gekommen, mit $^{2}/_{8}$, was er, David Kahn, erſt bei der Ausbezahlung der 45 fl. bemerkt habe; da Beck zwei Viertel geſpielt und bezahlt habe, ſo habe er ihm auch nicht 22 fl. 30 kr., ſondern 45 fl. ausbezahlt. Dies neue Vertheidigungsſyſtem ſchien offenbar durch den Augenblick erpreßt, nachdem das frühere, als hätte Beck $^{2}/_{8}$ von 17.624 durch die ganze 109te Ziehung geſpielt und auch nur 22 fl. 30 kr. von David Kahn empfan-

gen, nicht mehr haltbar war. Die Stellung des Beſchuldigten hatte hierdurch auch nicht gewonnen.

Auffallend bleibt nur der Widerſpruch der Entlaſtungszeugen mit den Hauptzeugen. Carl Weiß beſtund darauf, bei dem Vater Kahn nach Oſtern die Nummer 16,274 geſehen zu haben, auf welche dieſer ſeine Hoffnung geſetzt hätte, da die Haupttreffer noch lägen; gleiche Erwartungen und Andeutungen hatte Vater Kahn öfter kund gegeben, immer auf ſein halb Originalloos anſpielend. Eben ſo ward wiederholt ausgeſagt, wie derſelbe gleich Mittags, nach der Ankunft des Zeugen Fabricius in Landau, geäußert hatte, er glaube, ſein Loos habe gewonnen, er müſſe zu Haus nur noch nachſehen. Ein Zeuge, Schuhmacher Oppenheimer, der während der Verhandlung in erſter Inſtanz auf der Wanderſchaft geweſen wäre, befand ſich im Zimmer Kahn's, als dieſer ankam, in ſeinem Portefeuille nachſah und es als richtig beſtätigte, er ſey der Gewinner — und dies gegen drei Uhr, während Beck erſt nach ſechs Uhr um das Loos geprellt worden ſeyn will. Eben ſo verbreitete ſich am nämlichen Nachmittage in Eſſingen und unter den Arbeitern auf nahe liegenden Güterſtücken das Gerücht, Joſeph habe das große Loos gewonnen. Ein anderer Entlaſtungszeuge, der (chriſtliche) Schullehrer Becker aus Eſſingen, erklärte, von Beck wenige Tage nach dem Vorfall im Geſpräch die Aeußerung vernommen zu haben, er habe den letzten Zettel noch gar nicht gehabt, beſitze aber einen Brief des jungen Kahn, der ihm den Beweis verſchaffen werde. Beck, confrontirt, widerſprach, eine ſolche Aeußerung gegen Becker gemacht zu haben, von welcher auch dieſer in erſter Inſtanz keine Erwähnung gethan hatte; damals ſey er, Becker, nur flüchtig vernommen worden und habe auch gar nicht gewußt, was die Vertheidigung durch ihn conſtatiren laſſen wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Mit Vergnügen machen wir auf eine von der Verlagshandlung von Johann André in Offenbach a. M. ſehr elegant ausgeſtattete neue Geſangcompoſition des regierenden Hrn. Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen aufmerkſam, welche das bekannte Lied der Thekla im Wallenſtein von Schiller: „Der Eichwald brauſet" für eine Singſtimme mit Klavierbegleitung behandelt. Gehört es auch an und für ſich ſchon zu den nicht leichten Aufgaben, die inhaltſchweren Dichtungen Schillers in das freundliche Gewand des anſpruchloſen Liedes zu kleiden, ſo dürfen wir doch der lyriſchen Behandlung der erwähnten Compoſition unſere Anerkennung nicht verſagen, zumal ſie für eine Sopranſtimme ſehr dankbar geſchrieben iſt. — Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, des nach vielen Seiten hin ſich verbreitenden, uneigennützigen Strebens des hohen Gönners und Beförderers der edlen Tonkunſt hier rühmlicher Erwähnung zu thun, der, ſelbſt Kenner und ausübender Künſtler, eine treffliche Hofkapelle unterhält, und gewiß bei Allen, welche die Ehre hatten, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, die dankbarſte und freundlichſte Erinnerung hinterließ.

(Ehrenbezeigung.) Se. Maj. der König von Würtemberg haben geruhet der Guttenberg'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart (techniſcher Vorſteher Heinrich Reiß) als Beweis höchſt Seiner Zufriedenheit, und als ein Merkmal der Anerkennung der verdienſtlichen Leiſtungen im Fache der Typographie, für das Hochdemſelben überreichte Werk: „Stuttgarts romantiſche Umgebungen. Ein Führer für Fremde und ein Gedenkbuch für Würtemberger. Von J. C. Hartmann", deſſen Widmung Se. Majeſtät allergnädigſt geſtatteten, die große goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft zu ertheilen.

Der von Dr. Gall in Berlin zuerſt aufgefundene neue Planet hat die bisherigen Gränzen unſeres Sonnenſyſtems beinahe um das Doppelte erweitert. Zwar iſt es noch nicht möglich, ſeine Entfernung von der Sonne und ſeine Umlaufzeit aus Beobachtungen zu beſtimmen, aber nach dem allgemeinen Geſetze, dem die Planeten unſeres Sonnenſyſtems unterworfen ſind, läßt ſich bereits ungefähr angeben, daß ſeine mittlere Entfernung von der Sonne etwa 776 Millionen Meilen (d. h. 38mal ſo viel als der Abſtand der Erde von der Sonne), ſeine Umlaufzeit um die Sonne (ſein Jahr) etwa 240 bis 242 unſerer Jahre betragen muß. In ſeiner ungeheuren Bahn um die Sonne bewegt er ſich etwa $6\frac{1}{2}$ Mal langſamer als die Erde in der ihrigen; man glaube aber ja nicht, daß dieſes ein abſolut ſehr bedeutender Grad von Langſamkeit ſey; denn ſie reicht noch hin, um ihn täglich etwa 55 600 Meilen vorwärts zu bewegen, während die Erde 361,400 Meilen täglich zurücklegt. Das Sonnenlicht und die Sonnenwärme iſt auf ihm 1400 Mal ſchwächer als bei uns, ſo daß der Mittag dort kaum die Helle einer mondloſen ſternenhellen Mitternacht bei uns haben dürfte, in dem heißeſten Sommer jenes Planeten aber unſere Erde mit Allem, was d'ran und d'rauf iſt, augenblicklich in einen Eisklumpen ſich verwandeln müßte. Das Licht der Sonne braucht 5 Stunden Zeit, um zu ihm zu gelangen (in $7\frac{1}{2}$ Min. erreicht es bereits die Erde), der Schall aber, welcher ſtündlich um 163 Meilen ſich fortpflanzt, würde 543 Jahre, ein Dampfwagen, welcher täglich 200 Meilen zurücklegte, würde 10 623 Jahre zu dieſer Reiſe verwenden müſſen, ſo daß Adam, wenn er ſich bei ſeiner Schöpfung auf einen ſolchen Wagen geſetzt hätte, jetzt erſt wenig über die Hälfte des Weges hinter ſich haben würde. Die Sonne erſcheint, von dort aus geſehen, unter einem Winkel von 49″, d. h. gerade eben ſo groß, wie uns Jupiter erſcheint, wenn er uns am nächſten ſteht. Dagegen ſieht der Beobachter auf dem neuen Planeten die größte Entfernung der Erde von der Sonne (mehr als 20 Mill. Meilen) noch nicht ſo groß, wie uns der Durchmeſſer der Sonne oder des Vollmonds erſcheint.

(München, 20. Okt.) Am 17. und 18. waren wir von einem Sirocco heimgeſucht. Prof. Gruithuiſen giebt heute über dieſes Phänomen folgende Erläuterungen: „Schon am 16. Nachmittags trübte ſich der Himmel und zeigte blos neblichte Wolken; dieſes dauerte die Nacht und den 17. fort, wobei die Temperatur immerfort ſtieg. Aber um 3 Uhr Nachmittags kam ſtürmiſch ein warmer Wind (17^{0} Reaum.) aus Südoſt daher und dauerte in ſeiner Heftigkeit bis zum Sonnenuntergang; leiſer ging er die ganze Nacht, während ſich die Temperatur hob; denn am 18. Morgens halb 4 Uhr war ſie 18^{0}, ſank aber um 5 Uhr auf 17^{0} und um 6 Uhr Morgens auf 15^{0} herab, und noch immer war der Südwind nur leiſe. Aber um 10 Uhr 45 Minuten Morgens kam ein ſtürmiſcher Windſtoß aus Südoſt und nachher einer aus Südſüdoſt, wehte dann aber minder ſtark fort, und die Temperatur war 20^{0}, und um $12\frac{1}{2}$ Uhr war ſie bis 23^{0} geſtiegen. Nachmittags halb 3 Uhr fing aus Weſten ein ſtürmiſcher Wind mit ſinkender Temperatur an, der allmählig über Süden umgewendet hatte, und hatte ſchon 18^{0}, während um 2 Uhr das Thermometer noch 20^{0} zeigte. Nun verdünnte ſich der höhenrauchige Nebel; gegen Sonnenuntergang verdünnten ſich auch die Nebelwolken, und bis Abends 8 Uhr ſchienen die Sterne wieder. Der Sirocco hat alſo am 17. Nachmittags 3 Uhr angefangen und am 18. Nachmittags zwiſchen 2 und 3 Uhr geendet. Um 9 Uhr Abends war ſchon die Temperatur bis 10^{0} herabgekommen. Der Barometerſtand, der am 16. Morgens 9 Uhr eine Tiefe von 312,5 Linien erreichte, hob ſich bis 18. Abends nach 3 Uhr nur bis 316,6 Linien. Dieſer Sirocco kam Anfangs aus der arabiſchen Wüſte, gegen ſein Ende ſchien er aber aus der lybiſchen zu kommen."

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Kaſſel, im Oct.

In dieſer friedlich-hungrigen Zeit ſah es hier wahrhaſt kriegeriſch aus. Regimenter von tauſend Mann mit klingendem Spiel durchzogen die Stadt mit ſtraßenlangem Gefolge von Bagage- und Munitionswagen Ein großes Feldlager in der Nähe unſerer Reſidenz, fremde Generale, Revuen, Manöver mit Luſtfeuerwerken und kulinariſchen Vergnügungen ließen kaum die Verzweiflung und Noth des armen Mannes ahnen. Doch ſchon Berthold Schwarz zu Ehren mußte dies Alles noch einmal geſchehen, da Schönbein die ganze Poeſie des Krieges durch ſeine Baumwolle vernichtet hat, und ſomit unſerer ganzen Heeresmacht noch einmal die Freude zu Theil wurde, Pulver gerochen zu haben, deſſen ſich künftig Niemand wird rühmen können. — Die Calamität unſerer Eiſenbahnangelegenheiten wird hier mit wahrer patriotiſcher Hingebung ertragen, wie auch das Sinken der Courſe von Tag zu Tag tiefere Wunden ſchlägt. Der Gedanke, daß Kaſſel wie ein Phönix neu erſtehen, geiſtige, materielle und ſociale Verhältniſſe ſich verkehren und ein neues Leben ſich geſtalten müſſe, erhebt jeden Einzelnen über den traurigen Gang des Ganzen. Den 3. November ſoll endlich eine General-Verſammlung der Actionäre der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn abgehalten werden. Der erſchienene Rechenſchaftsbericht documentirt die Sachkenntniß, Umſicht und den beſten Willen der Direktion um ſo mehr, als in dem veranſchlagten Actiencapital von acht Millionen Thaler nicht nur die urſprünglich projectirte Bahn von der ſächſiſchen zur weſtphäliſch-preußiſchen Gränze, ſondern auch noch eine ganz neue innere Zweigbahn von Hofgeismar nach Carlshafen ausgeführt wird, die wegen des Bremer Güterverkehrs von großer Bedeutung iſt und ſomit verwirklicht, was Landgraf Carl von Heſſen einſt befürchtete: Mündens commerziellen Verkehr nach Kaſſel zu leiten. Es iſt aber vor Allem der belgiſche Ober-Ingenieur Splengard, dem die Actionäre, ſo wie die Bewohner von Kaſſel zu hohem Danke verpflichtet ſind, indem er, ganz abweichend von früheren kurheſſiſchen Projecten, die Bahn mit etwa 2 Fuldabrücken gegen 10 und mit 3 Tunnels gegen 7 conſtruirte, eine Höhenlage durchzuſetzen vermochte, wodurch jede Gefahr der Ueberſchwemmung beſeitigt und die Vergrößerung der Stadt nach der ſchönſten und geſundeſten Seite hin für alle Zeiten geſichert iſt. Ein Hauptgegenſtand für die Actionäre bleibt aber die Frage: was ſoll geſchehen, wenn, wie es unzweifelhaft erſcheint, die Fortſetzung der Bahn preußiſcher Seits noch länger beanſtandet wird? — Ohne dieſelbe endet ſie quasi in der Wüſte Sahara und wird kaum ſo viel aufbringen, als zu der Verwaltung nothwendig iſt. In dieſer Befürchtung circulirt dann auch ſchon jetzt unter den hieſigen Actionären eine Petition an die Direktion, welche ſich bei hoher Staatsregierung dahin verwenden ſoll, daß ſolche geneigt ſeyn möge: bis zu vollſtändiger Benutzung der Bahn in ihrer ganzen urſprünglichen Ausdehnung von Oſten nach Weſten einen feſten Zins zu gewähren, indem die jetzigen $4^{0}/_{0}$ wegfallen, ſobald die heſſiſche Bahnſtrecke vollendet ſeyn wird. — So wie einſt der Jordan'ſche Prozeß, ſo erregt jetzt der Ausgang der Appellation des Hofraths Murhard wegen des in dem Welker'ſchen Staatslexicon enthaltenen Artikels „Staatsgerichtshöfe" große Senſation bei dem gebildeten Theile des Publikums. Die gegen denſelben eingeleitete Unterſuchung bei dem Landgericht, das hierauf erfolgte Urtheil des kurf. Obergerichts ſind bekannt. Nun kommt es darauf an wie in höchſter Inſtanz die Beſtimmung des § 7 des in Kurheſſen durch Regierungsausſchreiben vom 22. November 1819 publizirten Bundesbeſchluſſes — wonach Niemand zur Verantwortung gezogen werden kann, wenn zu dem Druck einer Schrift das Imprimatur der zuſtändigen Cenſurbehörde irgend eines deutſchen Bundesſtaates ertheilt worden iſt — mit der Unterſuchung und ſtattgehabten Verurtheilung in Einklang gebracht werden kann.

(Schluß folgt.)

Naumburg, im Oct.

Lange hat man bei Winzern und Weinbergsbeſitzern keine ſo freundlichen Geſichter geſehen als in dieſem Herbſt. Die Menge und Güte des Weines macht alle Herzen froh. Der Traubenhang in Bergen, nicht in der ausgezeichnetſten Lage, iſt mit 300 und mehr Thalern bezahlt worden. Händler kommen weit und breit und ſchließen Käufe ab, welche eben ſo vortheilhaft für ſie als für die Producenten ſind. Eben ſo ergiebig wie die Weinernte iſt, war auch die diesjährige Gurkenernte. In dem nahen Dorfe Grochlitz ſtand täglich Wagen an Wagen, welche ſolche Früchte luden und ſie nach allen Gegenden hin verfuhren. Die Menge der Gurken war ſo groß, daß ſie zuletzt Niemand mehr haben mochte. Auf dem Markte in Naumburg und in Weißenfels ſind ſie in hohen Haufen aufgethürmt und für zwei Pfennige das Schock verkauft worden. Dieſe ſo aufgehäuften Gurken haben oft tagelang gelegen, und weil ſich zuletzt keine Käufer mehr gefunden haben, die Gurken auch Niemand hat geſchenkt nehmen wollen, ſo ſind zuweilen ganze Wagen voll in die Saale gefahren worden. Die älteſten Leute wiſſen ſich keines ſo geſegneten Gurkenjahres zu erinnern.

Koſtheim, 19. Oct.

So wie an andern Orten, wurde auch uns hieſigen Orts ein reicher und guter Herbſt zu Theil. Die Koſtheimer Weinberge haben bekanntlich ihre Lage am Hochheimer Berg und der größte Theil dieſes Berges, welcher ſich von Hochheim nach Kaſtel hinzieht, gehört der Koſtheimer Gemarkung an;-darum haben auch die hieſigen Bergweine mit dem Hochheimer ſo viel Gleiches und einige Weinproducenten verkaufen ſie ſtets für Hochheimer, obſchon es für das ſteigende Anſehen der Koſtheimer Weine beſſer wäre und alſo gemeinnütziger, ihn mit ſeinem eigenen Namen zu nennen. Um eine beſſere Qualität zu erzielen, ward erſt die Leſe begonnen und eine ſorgfältige Ausleſe angeordnet, als die Fäulniß der Trauben allgemein war. Dieſer reiche, alle Herzen erfreuende Herbſt veranlaßte einige hieſige Gutsbeſitzer, gemeinſchaftlich eine kleine Feſtlichkeit zu veranſtalten. Viele Gäſte, von den Feſtgebern dazu eingeladen, fanden ſich in einem Weinberge ein, von welchem aus ſich die herrlichſte Ausſicht nach Mainz und dem obern Rhein darbietet, und auf einem danebenliegenden Kleeacker winkten reichbeſetzte Tafeln mit Wein und Trauben, während eine Geſellſchaft von Muſikern, auf einem hohen Leiterwagen gruppirt, die anziehendſten Muſikſtücke dazu ſpielten. Als nun bei ſo köſtlichem Genuß die Heiterkeit ſich immer mehr ſteigerte, begann ein munteres Tanzen und endete erſt, als der Schleier der überraſchenden Dämmerung die Augen der Tänzer umhüllte. Beim feſtlichen Einzug in's Dorf brachte man dem Hrn. Bürgermeiſter Schollmayer ein feuriges Lebehoch, auch dem Hrn. Adjunct Hohmann, und in dem geſchmackvoll decorirten Saal des ſchwarzen Adlers endete unter vielen Toaſten ein Feſt, dem hoffnungsvollen 1846r zu Ehren, das gewiß in der Erinnerung der Theilnehmer einen ſchönen Nachklang zurücklaſſen wird.

E. G.

Wicker bei Hochheim, 21. Oct.

Unſere Weinleſe iſt nun beendigt und hat ein ſehr befriedigendes Reſultat geliefert. Die Preiſe der kleineren Quantitäten des 1846r, welche bereits verkauft, ſind ſchön; größere und gefüllte Quantitäten werden gewiß noch theuerer bezahlt werden, zumal der 1846r ein vorzügliches, ein köſtliches Kind iſt, und Ausgezeichnetes und Seltenes — ſo denken alle Weinproducenten — auch gut bezahlt werden muß. Möchte Bachus unſerer auch 1847 gütlich gedenken und erwägen, daß hier zur Erziehung ſeiner Kinder Alles aufgeboten, jedes Opfer gerne gebracht wird. — Die Winterſaat unſerer ſchönen Gemarkung ſteht gar erfreulich und berechtigt zu ſchöner Hoffnung. — Die Kartoffeln fallen reichlich aus, was bei ihrer Geſundheit und Güte zur Erſparung des Brodes, das immer noch nach dem Wucher ſchmeckt, ſehr gut iſt.

H—ch.

Frankfurt a. M.

Nächſten Freitag den 30. d. M. wird der vierzehnjährige Pianiſt Alfred Jaell aus Trieſt im Saale des Hauſes Mozart ein Konzert geben. Muſikaliſche Zeitſchriften ſprechen ſich ſehr vortheilhaft über denſelben aus. Der Wiener „Wanderer" ſagt: „Derſelbe iſt eine außerordentliche Erſcheinung; dieſe Kraft der linken Hand, dieſe Reinheit in den combinirteſten Bravourpaſſagen, die Eleganz des Anſchlages, mit der ſeltenſten Ausdauer gepaart und dieſe geglättete Sauberkeit in Allem — es iſt wirklich überraſchend. Er trägt die ſchwierigſten Piecen von Döhler, Liſt, Thalberg, Moſcheles und Meyer mit ſpielender Leichtigkeit, mit Grazie und ſo fern von aller forcirten Gefühlsmacherei vor, daß man an eine geiſtige Inſpiration dieſer kleinen Künſtlernatur glauben muß." In ähnlicher Weiſe äußern ſich viele andere Blätter aus Mailand, Venedig, Wien, Stuttgart, Salzburg, Köln und aus dem Haag, wo Alfred Jaell Konzerte gegeben und lebhafte Anerkennung gefunden hat. Näheres über ſein hieſiges Konzert wird durch die Programme bekannt gemacht werden.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 24. Oct. (Zum Erſtenmale wiederholt): Der Vetter, Luſtſpiel in 3 Abth., von Benedix. Vorher geht: Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatiſche Scene in einem Act, von L. Schneider.

Sonntag, 25. Oct. Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abth., Muſik von Roſſini.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 295. Montag, den 26. October 1846.

Das Pfarrhaus.

Novelle von Maximilian Keck.

(Schluß.)

Wer je den Schmerz empfunden, von Weſen, die uns theurer ſind, als ſelbſt das Leben, unter ähnlichen Verhältniſſen Abſchied zu nehmen, der wird den Jammer und die Qualen des Mädchens begreifen, die ihr Herz durchzuckten, als der Morgen von Eduards Abreiſe herangekommen war. Unter bitteren Thränen hatte Anna die Nacht durchrungen; jeder Glockenſchlag ſchnitt ihr in die Seele, weil er den furchtbaren Augenblick des Scheidens näher brachte. Aber als der Morgen dämmerte, als der Reiſewagen gepackt wurde, hatte ihre Verzweiflung den höchſten Grad erreicht. Kaum hatte ſie Kraft genug, zum Frühſtück herabzukommen, das zum letztenmal alle Glieder des eng befreundeten Kreiſes um den traulichen Tiſch verſammelte. Endlich war der gefürchtete Moment gekommen. Wortlos umſchloſſen Alle die geliebten Scheidenden; auch der ehrwürdige Pfarrer konnte die Thränen nicht verbergen; er hatte den jungen Mann, der ſo lange ein Gaſt ſeines Hauſes geweſen, ſo innig lieb gewonnen, daß auch ihm die Trennung recht ſchwer fiel. Zuletzt näherte Eduard ſich Anna. Bleich und ergriffen nahm er ihre Hand zwiſchen die ſeinen, große Thränen fielen über ſein männliches Geſicht; leiſe und flüchtig berührten ſeine Lippen die ihrigen, aber in einem langen innigen Blicke ſagten ſie ſich glühender, als Worte es vermochten: „Treue, ewige Liebe!“ Noch ein Druck der Hand, und fort rollte der Wagen. Anna ſank bewußtlos in Mariens Arme.

In den nächſten Tagen konnte ſie ihr Lager nicht verlaſſen; treu pflegte ſie die Freundin, der ſie in dieſen ſchweren Leidenstagen die innerſten Tiefen ihres Herzens erſchloß. Aber entſchieden wies Anna jeden Troſt, auch die leiſeſte Hoffnung zurück.

„Ich liebe Eduard,“ ſagte ſie weich und ſchmerzlich; „ich liebe ihn mehr als mein Leben, und ich weiß kaum, ob ich ſeinen Verluſt ertragen werde. Aber nie werde ich mir untreu werden, nie die Pflichten vergeſſen, die ich gegen Meinhold habe. Wird auch mein Herz Eduard ewig gehören, ſo will ich doch mit aller Macht gegen eine Liebe kämpfen, die unter dieſen Umſtänden Sünde iſt. Und wenn Gott mein heißes Flehen nicht erhört, wenn er meine Leiden nicht endet und mich zu ſich nimmt, ſo will ich mich demüthig ſeinem Willen unterwerfen und dem Gatten durch Treue und Entſagung ein Gefühl zu erſetzen ſuchen, das ihm mein Herz verſagt.“

Aber der junge Geiſtliche hatte längſt geahnt, was in Anna's Herzen vorging; er war feſt entſchloſſen, das Opfer nicht anzunehmen, das ſie ihm bringen wollte. Wenn er keine Schritte vor Eduards Abreiſe that, ſo lag dies einzig und allein darin, daß er wie Alle überzeugt war, ſeine Braut würde ſonſt nur entſchiedener in ihrem Entſchluſſe beſtärkt werden, Eduard zu entſagen. Zwar läugnete er ſich nicht, daß mit Anna's Verluſt ihm manche ſchöne Hoffnung zu Grabe getragen werde, aber er war zu edel, um ſein Glück durch das ihre erkaufen zu wollen.

Schon am andern Morgen kam er mit dem Baron zu Anna's Vater und gab ihm ſein Wort zurück. Nach längerer Berathung fanden die drei Männer es für das Beſte, für jetzt Anna noch nichts von Meinholds Rücktritt mitzutheilen. Während der junge Geiſtliche mit ſeinem bisherigen Zögling auf Reiſen in das Ausland ging, wollte Marie Anna allmählig mit dem Gedanken von ſeinem Zurücktreten zu verſöhnen ſuchen, und auf dieſe Weiſe ſollte die Zeit mit ihrer heilenden Kraft den Frieden und das Glück wiederbringen, die ſo lange ſchirmend bei dieſen tugendhaften Menſchen gewohnt hatten.

Die Abreiſe ihres Bräutigams wirkte in der That beruhigend und günſtig auf Anna ein. Die zarte Schonung, mit der man ihre Verbindung mit Meinhold, die nach früherer Verabredung nach Eduards Abreiſe, zugleich mit jener des Barons und Mariens hatte vollzogen werden ſollen, berührte ſie wohlthätig, und obwohl ſie den Grund dieſer Verzögerung ahnte, ſo widerſetzte ſie ſich doch um ſo weniger, als Barnheim dieſelbe wie ein Opfer von ihr erbeten hatte, und weil ſie hoffte, ihre Gefühle wenigſtens ſo weit zu bekämpfen, daß ſie ohne Widerſtreben ihre Pflicht erfüllen werde. Aber hierin täuſchte ſie ſich. Jede Nachricht, die ſie von Eduard erhielt, regte die nur matt unterdrückten Empfindungen auf's neue auf, und Anna erkannte mit tiefen Schmerzen, daß die Zeit dieſe Wunde nie heilen werde. Da ſie nicht glaubte, daß auch ihr Verlobter den Zuſtand ihres Herzens kenne, ſo berührten ſeine zurückhaltenden und gezwungenen Briefe um ſo unangenehmer, obwohl ſie andererſeits froh war, ſeine Neigung leidenſchaftsloſer zu wiſſen. Sie hoffte, daß er dadurch weniger den Mangel einer innigeren Liebe empfinden und durch ihre ruhige treue Pflichterfüllung glücklich werden würde. So waren beinahe zwei Jahre vergangen, und Meinhold ſollte zurückkehren. Bei dieſem Gedanken erwachte ihr Schmerz neuer und heftiger, und ohne die innige Zärtlichkeit ihres Vaters und ihrer Umgebung wäre ſie ihm gewiß erlegen.

Wir kehren nun zu jenem Zeitpunkte zurück, in welchem wir Anna in ſchmerzlichen Erinnerungen an den Geliebten in der Jasminlaube des Pfarrgartens verließen.

Als Anna das Auge aufſchlug und die Anweſenheit ihres Vaters bemerkte, flog ſie ihm entgegen und verbarg ihre verweinten Augen an ſeiner Bruſt.

„Schon wieder ſo traurig, mein geliebtes Kind,“ ſagte Werner mild und freundlich. „Und doch bringe ich Dir eine gute, frohe Nachricht.“

„Eine frohe Nachricht? — Mir . . . .“, entgegnete das Mädchen, und ſchüttelte ungläubig das reizende Köpfchen.

Der Pfarrer trat einige Schritte zurück und — Eduard ſtand vor der Geliebten. Unwillkürlich und lautlos lagen ſie ſich in den Armen. Anna hatte Alles vergeſſen in dem Augenblicke, in welchem ſie nach ſo langer Trennung an der Bruſt des ſo ſchmerzlich beweinten Geliebten lag.

„Anna, meine Anna,“ ſagte Eduard, zuerſt ſich faſſend, „nun ſoll uns nichts mehr trennen. Aber liebſt Du mich auch?“

„Ich habe Dich immer geliebt, Eduard!“ ſagte Anna in ſüßer Vergeſſenheit; aber plötzlich kehrte die Beſinnung zurück, und erbleichend riß ſich das Mädchen aus ſeinen Armen.

Da trat Meinhold in die Laube, an ſeiner Hand ein freundliches, hübſches Mädchen.

„Ich muß mich ſchwerer Untreue anklagen,“ ſagte er, Anna's Hand ergreifend und lächelnd; „denn in der Fremde habe ich mein Herz nicht bewahrt, und ſtehe nun vor Dir, meiner verlobten Braut, während ich hier meiner kleinen Luiſe gleichfalls Herz und Hand verpfändet. Aber,“ fuhr er, vor Anna auf die Kniee ſinkend, mit ſcherzhafter Demuth fort, „ich hoffe, Du wirſt barmherzig ſeyn und mir verzeihen, um ſo mehr, als ich Dir einen Stellvertreter bringe, der über meine Untreue nichts weniger als böſe iſt.“

Jetzt erſt begriff Anna ihr ganzes Glück; nun durfte ſie Eduard gehören und an ſeiner Seite Erſatz für alle Leiden finden. Als nach wenigen Monaten durch die Thäler des Neckars die Böller tönten und der Jubel der Winzer von Berg zu Berg hallte, führte Eduard die Geliebte als Gattin in das Schloß ſeiner Väter. Sie vergiebt ihm gern ſeine Erinnerung an Kathinka, und wenn ſie jährlich den Vater beſuchen, der ſich nicht entſchließen konnte, ſeine Gemeinde zu verlaſſen, und dann der ganze Kreis der Freunde wie ehemals verſammelt iſt, dann giebt es kein friedlicheres, glücklicheres Völkchen in der Welt, als die Bewohner des — Pfarrhauſes.

Wem hat das große Loos gehört?

(Fortſetzung.)

Den zuverſichtlichen, beſtimmten, klaren Ausſagen der Hauptbelaſtungszeugen gegenüber machten dieſe Entlaſtungszeugen ſichtlich nur geringen Eindruck, weil Das, was ſie angaben, minder präcis, in's Einzelne gehend und mit unerſchütterlicher Feſtigkeit geäußert ward. Das Gefühl dieſes überwältigenden Mehr von Beweis auf Seiten der Anſchuldigung hatte merklich auch die zwei Hauptbeſchuldigten, Kahn Vater und Sohn, ergriffen und entmuthigt. Die Lage Scharff's war dieſelbe geblieben, wie in erſter Inſtanz, und ſeine Freiſprechung unterlag geringeren Zweifeln.

In einem durch Bündigkeit und ineinandergreifende Zuſammenſtellung aller weſentlichen Punkte ausgezeichneten Vortrage entwickelte der k. Staatsprokurator, Hr. Hilgard, die Anſchuldigung, welche nach ſeiner Anſicht gegen die drei Appellaten vollſtändig begründet ſey; auch Scharff ſey einer ſchuldbaren Theilnahme überführt; denn er habe wohl wiſſen müſſen, daß das Loos im Beſitze des Vater Kahn eigentlich dem Beck gehöre; die von ihm oder den Seinigen entfernten Liſten hätten ihm dies zeigen müſſen, und ſeine Mitreiſe nach Frankfurt, die Größe des ihm von Kahn angeblich gemachten Geſchenkes von 1700 fl., ſeine Lügen und Widerſprüche ließen in ihm mit Sicherheit einen Mitſchuldigen erblicken. Was das in Beſchlag genommene Geld, circa 12,000 fl., anlange, ſo habe die k. bayeriſche General-Lotto-Adminiſtration Beſchlag darauf gelegt, um deſſen Confiscation, auf den Grund der Geſetze über das Verbot, in ausländiſchen Lotterien zu ſpielen, durch die competenten Gerichte zu erwirken; es könne alſo die Reſtitution nur an wen Rechtens verordnet werden, (d. h. an Beck, wenn die Lotto-Adminiſtration die Confiscation nicht durchſetzt, im entgegengeſetzten Falle dagegen an letztere.)

Der Vertheidiger des Hauptbeſchuldigten Dav. Kahn, Adv. Glaß aus Landau, bemühte ſich mit einem einer beſſeren Sache würdigen Eifer für deſſen Freiſprechung; namentlich wies derſelbe darauf hin, daß die von den Hauptzeugen nunmehr gemachten Zuſätze oder beſtimmteren Erklärungen der Anſchuldigung nicht mehr Gewicht verleihen könnten, als die minder präciſen Ausſagen der nämlichen Zeugen vor dem erſten Richter hatten; der Gedanke und die Ueberzeugung dieſer Zeugen, daß Beck geprellt worden ſey, erweitere und ſtärke von Tag zu Tag ihr Gedächtniß, und ſo wären ſie unter dem Einfluſſe einer vorherrſchenden Idee, beſtenfalls unwillkürlich, bemüht, das, was bisher zweifelhaft geweſen, durch ihre auf Selbſttäuſchung beruhenden Depoſitionen über allen Zweifel zu erheben. Gerade der Umſtand, daß die entgegenſtehenden Zeugen im Einzelnen und in Nebenpunkten minder beſtimmt und zuverſichtlich ſeyen, ſpreche für ihre Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit auf's vortheilhafteſte. Hiezu kommen das Benehmen Joſeph Kahn's; wie hätte ſich dieſer ſchon vorher als den Gewinner angeben können, wo doch vom geringſten Zufall das Gelingen der beabſichtigten Prellerei abhing? Wie hätte er, der gewandte und erfahrene Geſchäftsmann, ſo blind ſich der Polizei überantworten können, während es ihm ſo leicht war, eine Zeit lang ſeinen Gewinnſt zu verheimlichen oder ſeine Heimath auf kürzere oder längere Zeit zu meiden?? — Advokat Culmann, als Vertheidiger des Vaters Kahn, ſuchte namentlich nachzuweiſen, daß deſſen vermuthete Theilnahme an der Prellerei nur dann eine ſtrafbare Mitſchuld begründe, wenn ſie wiſſentlich (sciemment) ſtatt hatte; wo liege aber der Beweis, daß der Vater eines erwachſenen und gewandten Sohnes nothwendig um eine allenfallſige Prellerei wiſſe, wenn in deſſen, eines Untercollecteurs, Beſitze ſich einmal ein Trefferloos befinde? — Für den dritten Beſchuldigten Scharff hob Anwalt Gulden in einem eben ſo gründlichen wie überzeugenden Vortrage hervor, daß ſeine Mitwiſſenſchaft um den Erwerb des Looſes nicht nachgewieſen, eine etwaige Ahnung oder Vermuthung aber noch lange keine Mitwiſſenſchaft ſey; daß ihn ſein Intereſſe wegen der ſtipulirten Prozente nothwendig nach Frankfurt zur Hauptcollecte geführt habe; endlich daß als ſtrafbarer Theilhaber einer Prellerei Scharff ſich wahrlich nicht mit 1700 fl. werde abfinden laſſen, was nur $3^1/_2$ % des Gewinnes mache. Die Folge der Freiſprechung des Scharff ſey aber nothwendig, daß ihm nicht nur ſeine von Stiebel empfangene Proviſion mit 1069 fl., ſondern auch die von Kahn empfangenen 1700 fl. zurückgegeben werden müßten.

Hierauf vertagte der Appelhof den Urtheils-Ausſpruch auf den 14. Oktober. Wie derſelbe in der Hauptſache bezüglich des jungen Kahn erkennen werde, ſchien wohl Niemanden zweifelhaft; auch für den Vater Kahn hegten ſelbſt ſeine Freunde nur geringe Hoffnung, und ſelbſt bezüglich des mindeſt Gravirten, Scharff, war ein freiſprechendes Urtheil zwar wahrſcheinlich, aber nicht über allen Zweifel geſichert.

Zwiſchen dem Schluß der Debatten und dem Urtheilsſpruche ſelbſt ereignete ſich ein außergewöhnlicher Vorgang, der möglicherweiſe auf das Schickſal des Vaters Kahn und vielleicht ſogar auf das des jungen Kahn von günſtigem Erfolge ſeyn mochte, der aber in allen Fällen von juriſtiſchem und pſychologiſchem Intereſſe iſt. Es beſuchte nämlich Tags nach geſchloſſenen Verhandlungen der Vertheidiger des jungen Kahn, deſſen Functionen vollſtändig beendigt ſchienen, ſeinen Clienten nochmals im Gefängniſſe, theils aus Mitgefühl für das ihm und ſeinem Vater, einem bejahrten, unbemittelten, von einer Frau und acht Kindern beweinten Manne, unverkennbar bevorſtehende Schickſal, theils um endlich durch eine vertrauliche, nach ſo vielfachen Anſtrengungen wohl zu erwartende offene Mittheilung manchen Zweifel über den wirklichen Hergang ſich erklären zu laſſen, ſohin aus Intereſſe an der Sache als einem

Digitized by Google

verwickelten und nie ganz klar gewordenen Vorgange. Dieſem Wunſche zu entſprechen, und da der Prozeß bis auf die Urtheils-Verkündigung beendiget, ſohin weder etwas zu gewinnen, noch etwas zu verlieren war, eröffnete nun David Kahn in einer Weiſe, die dem Vertheidiger das Gepräge der vollen Wahrheit an ſich zu tragen ſchien, und in Gegenwart der beiden andern Beſchuldigten, wie es wirklich hergegangen ſey. Er habe ſich nämlich, während Beck in der 108ten Ziehung ſpielte, überzeugt, daß derſelbe von der Lotterie gar nichts verſtehe, namentlich nichts von der Klaſſen-Eintheilung, der Art und den Perioden der Ziehung, und daß Beck überhaupt ein beſchränkter Kopf ſey. Von dieſer Wahrnehmung Vortheil ziehend, habe er es unternommen, bei der 109ten Ziehung das ſechſte Loos dem Beck vorzuenthalten und beſonders zu verkaufen. Zu dem Ende habe er dem Beck die Looſe immer erſt, nachdem die betreffende Klaſſe gezogen geweſen, übergeben, alſo die ausgeſpielten Zettel; was er dem Glaſer am 26. März in dem Converte übergeben habe, ſey das Loos 5ter Klaſſe geweſen, die damals bereits gezogen war; deßhalb habe er auch ſich ſo ſehr beeilt, dem Glaſer das Loos mitzugeben, und als er es nicht mitnehmen wollte, gleichſam aufzunöthigen, da bereits die Ziehung der 6ten Klaſſe beginnen ſollte, ſohin eine Entdeckung der Liſt durch Beck zu befürchten ſtund, wenn derſelbe noch nicht einmal den 5ten Zettel gehabt hätte. Um dieſe Entdeckung nicht herbeizuführen, habe er auch nicht ſelbſt zu Beck gehen wollen, ſondern ihm das Loos in einem Umſchlage zugeſchickt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Karlsruher Zeitung erzählt, daß bereits im Jahre 1808 ein durch München reiſender perſiſcher Geſandter mit explodirender Baumwolle, die er aus Perſien mitgebracht, ſeine Tabakspfeiſe angezündet habe. (?)

(Hamburg, 6. Oktober.) Eben ſchickt die Gas-Anſtalt der Herren Malam und Comp. den deutſchen Einwohnern die Rechnungen über die in ihren Häuſern eingerichteten Lampenapparate zu; auf dieſen Rechnungen ſind 30 bis 40 verſchiedene Poſten in engliſcher Sprache aufgeführt; die Empfänger verſtehen davon nichts. Das Einzige, was ihnen klar iſt, ſind die bedeutenden Summen, welche in Zahlen ausgedrückt unter der engliſchen Spezifikation ſummirt ſind. Viele Leute ſollen übrigens die Rechnungen an die Kompagnie zurückgeſchickt haben mit der Bemerkung, daß ſie deutſche Rechnungen verlangen, wo ſie deutſches Geld zahlen ſollen.

Alldieweil es vielen Leuten ein Geheimniß iſt, was denn eigentlich die Philoſophie iſt, ſo belehrt uns nun ein Profeſſor der Philoſophie über dieſelbe. Herr Profeſſor Windiſchmann ſage nämlich: „Die Philoſophie iſt weſentlich nichts anderes, als das ſtreng in einem Zuſammenhange fortſchreitende Zuſichſelbſtkommen, ſowie nicht minder das auf dieſe Weiſe verfahrende Zuſichſelbſtbringen und dann das Beiſichſelbſtbeharren der im bloßen ſinnlichen und fleiſchlichen Leben außer ſich ſeyenden und — wie es ſich am Ziele findet — außerſichgekommenen und zu jenem Abgrunde des Lebens herabgeſunkenen Vernunft!" — Nun alſo, meine Herren, was iſt denn eigentlich die Philoſophie?

(München, 21. Oct.) Das ſo eben erſchienene k. Regierungsblatt Nro. 34 enthält eine allerhöchſte Verordnung „die Errichtung eines Konſervatoriums für Muſik in München betreffend", wodurch einem in mehrfacher Beziehung längſt gefühlten Bedürfniß abgeholfen wird. Dieſes Konſervatorium wird für eine Staatsanſtalt erklärt und als Dotation werden ihm die eingehenden Honorare und der jedesmal im Staatsbudget beſtimmte Zuſchuß angewieſen. In letzterer Beziehung ſey bemerkt, daß dieſer Zuſchuß bereits im Budget der laufenden Finanzperiode mit 5000 fl. jährlich vorgeſehen iſt.

Der vorjährige Rektor der Berliner Univerſität, Profeſſor Trendelenburg, hat ſich veranlaßt geſehen, in ſeiner lateiniſchen Abſchiedsrede am 15. Oct. d. J. von der „Unmäßigkeit im Biertrinken" bei Studenten zu ſprechen.

Zur Beurtheilung der explodirenden Baumwolle gibt der Kieler Profeſſor Himly in der Hamburger Börſenhalle kein günſtiges Gutachten. Eine erſprießliche Verwendung für Geſchütze ſpricht er der Erfindung ab, denn, bemerkt er, erſtens entzündet ſich xiloidinirte Baumwolle bei einer ſehr viel niedrigeren Temperatur als Schießpulver, und man wird daher bei weitem nicht ſo viel Schüſſe hinter einander aus demſelben Geſchütze geben können, als bei Pulverladungen. Ein Mangel, der ſchon bei letzteren ſehr fühlbar iſt. Zweitens erzeugt ſich bei der Verbrennung eine bedeutende Menge Waſſer. Drittens iſt die Exploſivkraft den Verſuchen und der Berechnung nach bedeutend geringer als beim Schießpulver. Ich glaube, man bleibt vorläufig beim Alten."

Auf dem königl. Theater in Berlin ſoll in dieſem Winter außer Gutzkow's Trauerſpiel: „Acoſta" und Laube's Drama: „Die Karls-Schüler" (Schiller erſcheint darin bis zur Flucht nach der erſten mit Jubel aufgenommenen Nachricht von dem Erfolg der „Räuber" in Mannheim) ein aus dem Däniſchen überſetztes Stück, ein reizendes dramatiſches Idyll von Heinrich Hertz: „König René's Tochter" zur Aufführung gelangen — kein Knallſtück, kein Bühnenrauſch, ſondern ein ächt poetiſches Produkt. Als neue Opern ſind den Berlinern für dieſes Jahr „Die beiden Prinzen" von Eſſer, „Wilhelm von Oranien" von Eckard und „Der Waffenſchmied von Worms" von Lortzing verſprochen, alſo drei Werke deutſcher Tonſetzer!

(Leipzig, 20. Oct.) Geſtern eröffnete unſer Theater ſeine Winterabonnementsvorſtellungen mit Friedrich Hebbel's „Maria Magdalena", bürgerliches Trauerſpiel in drei Akten. Voll der freudigſten Ueberraſchung haben wir zu berichten, daß das Werk Hebbel's einen außerordentlichen Erfolg davongetragen und durch dieſe Probe unwiderleglich bewieſen hat, welch' eines gewaltigen Eindrucks es fähig iſt, ſobald es in allſeitig geſicherter Darſtellung und vor einem gebildeten Publikum auf die Bühne tritt.

(Dresden, 19. Oct.) Die von mehreren Blättern gegebene Nachricht, daß Gutzkow's „Uriel Acoſta" von hieſigem Hoftheater nicht angenommen wäre, iſt gänzlich ungegründet. Das genannte Drama iſt mit einigen leichten Modificationen definitiv zur Darſtellung beſtimmt und wird in der zweiten Hälfte des Novembers auf hieſigem Repertoire hervortreten.

Eſſers Oper: „Die beiden Prinzen" hat auf der Berliner Hofbühne Glück gemacht. Sie wurde am 15. Oktober zur Geburtsfeier Sr. Majeſtät des Königs gegeben und günſtig aufgenommen. Ungeachtet es bei'm königl. Hoftheater in Berlin die Sitte erheiſcht, daß der fungirende Regiſſeur erſcheint, um im Namen des Hervorgerufenen zu danken, ſo ſetzte es dießmal das Publikum doch durch, daß Hr. Eſſer nach dem zweiten Akt mit Fräul. Tuczek und Hrn. Mantius und am Schluſſe mit ſämmtlichen Sängern perſönlich erſcheinen mußte. Es freut uns, berichten zu können, daß es einem deutſchen Komponiſten gelingt, die vielen Schwierigkeiten zu beſiegen, die gewöhnlich ſeiner Laufbahn im Wege ſtehen.

Digitized by Google

(**München, 20. Okt.**) **Das waſſerdichte Papier**, welches von Schönbein erfunden, und wegen ſeiner waſſerfeſten und pergamentartigen Eigenſchaften beſonders gerühmt wurde, hat hier auch Dr. C. Arendts dargeſtellt, obwohl die Bereitungsart von Seite Schönbeins noch geheim gehalten wird.

Literatur.

Illuſtrirter Kalender für 1847. Leipzig, Verlags-Buchhandlung von J. J. Weber.

Wie bekannt, hat ſich in der neueſten Zeit eine förmliche Umgeſtaltung des alt-herkömmlichen Kalenderweſens ergeben und die Kalender nach dem Muſter und Vorbild des hinkenden Boten fangen ſelbſt bei den unterſten Ständen unbeliebt zu werden und ſich zu verlieren an. Man will heutigen Tages nicht nur einen andern und der fortſchreitenden Aufklärung entſprechenden Inhalt, ſondern auch ein gefälligeres und geſchmackvolles Aeußere. So ſind eine Menge von Volks-Kalender entſtanden, die mit einander nach Inhalt und Form wetteifern und jedenfalls als ein Fortſchritt auf dem Gebiete der Volks-Literatur zu betrachten ſind. Der hier angezeigte illuſtrirte Kalender, aus der großartigen und vielſeitig thätigen Verlagshandlung von J. J. Weber in Leipzig hervorgegangen, nimmt durch die Reichhaltigkeit des in ihm enthaltenen Materials, ſo wie durch die Eleganz der Ausſtattung eine der erſten Stellen ein und hat bereits einen weiten Leſerkreis gewonnen. Der vorliegende für 1847 iſt gleich dem früheren ein Jahrbuch der Ereigniſſe, Beſtrebungen und Fortſchritte im Völkerleben und im Gebiete der Wiſſenſchaften Künſte und Gewerbe und zerfällt außerdem in eine Menge von Unterabtheilungen und einzelnen Abſchnitten, deren detaillirte Aufzählung zu weit führen würde. Für alle Stände und Klaſſen der Geſellſchaft wird hier Etwas geboten und zeitgeſchichtliche, ſtatiſtiſche, gewerbliche, ökonomiſche literariſche und andere Notizen wechſeln mit mannigfaltigem Unterhaltungsſtoffe ab, ſo daß Jeder in demſelben Etwas finden und Keiner leer ausgehen wird. Als Wegweiſer und Hülfsbuch nach allen Seiten hin iſt dieſer Kalender beſonders zu empfehlen; außerdem gewähren die vielen und mannigfaltigen Holzſchnitte, welche den ſehr ſchönen Druck illuſtriren, viel Intereſſe und machen dieſen Kalender zu einer Prachtausgabe ſeines Genre's. Berechnet man die ſtarke Bogenzahl und die in jeder Hinſicht befriedigende Ausſtattung, ſo erſcheint der Preis von fl. 1 12 kr verhältnißmäßig äußerſt billig und nur bei maſſenhaftem Abſatz kann die Verlagshandlung zu einigem Aequivalent gelangen, worauf ſie allerdings verdienten Anſpruch zu machen hat. Indem wir ſomit den neuen Jahrgang dieſes Kalenders zur Anzeige bringen, glauben wir denſelben der Beachtung aller Stände beſtens empfehlen zu dürfen.

Korreſpondenz.

Kaſſel, im Oct.

(Schluß.)

Die gegenwärtige Kunſtausſtellung bietet des Schönen ſo Vieles dar, daß man mehrere Tage braucht, um ſämmtliche Bilder zu beſehen; denn es haben dieſes Mal die ausgezeichnetſten Künſtler Deutſchlands und des Auslandes Zuſendungen gemacht. Es ſind alle Fächer ruhmvoll vertreten; doch iſt die Landſchaft vorherrſchend und der geringſte Theil gehört der Geſchichte an. Unter der letzteren Gattung befindet ſich ein Bild, welches der 740 Nummern zählende Catalog nicht enthält. Es zieht vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit aller Beſchauenden an und Jeder fragt endlich: von welcher Hand rührt dieſes ſchöne Kunſtwerk her? Mit Stolz und Freude bezeichnen wir es als das Meiſterſtück unſeres Profeſſors **Müller**, des Bruders des rühmlichſt bekannten Landſchafters, von dem wir hoffentlich auch noch während dieſer Ausſtellung mit etwas Trefflichem überraſcht werden. Der ausgeführte Gegenſtand ſtellt König Auguſt von Frankreich in dem Augenblick dar, als ihm durch ſeine Geiſtlichkeit der päpſtliche Befehl überreicht wird, ſich von der Gräfin Meran zu trennen. Das Bild wird bei der folgenden künſtleriſchen Beurtheilung mit den beſten Werken in Concurrenz treten, und wir erwähnen hier nur noch aus Patriotismus der ſchönen Landſchaft des hieſigen Malers **Dallwig** (jetzt in München) mit dem Bedauern, daß unſer **Emden**, **Nahl** und **Wenderoth** diesmal nichts eingeliefert haben. — Die Ernennung des Oberhofmarſchalls v. **Heeringen** zum General-Intendanten des Hoftheaters läßt auf große Veränderungen deſſelben ſchließen, die mit Recht erwartet werden dürfen, wenn der alte Glanz deſſelben, der während der letzten Jahre zu erlöſchen ſchien, noch gerettet werden ſoll. Es iſt eine wichtige und ſchwere Aufgabe für den genannten Herrn; doch wird er dieſelbe gewiß zu löſen im Stande ſeyn, wenn er ſelbſtſtändig ſich vertraut und Einflüſterungen von außen kein Gehör verleiht. Zunächſt ſollen im Schauſpiel die offenen Fächer durch tüchtige Mitglieder beſetzt und zunächſt einer tragiſchen und jugendlichen Liebhaberin, ſo wie einem feinen Komiker entgegengeſehen werden. Die Oper kränkelt namentlich am Tenor, was wie freilich mit vielen andern Bühnen gemein haben. Eine Fräul. **Burchard** aus Stettin trat als Norma auf und erwarb ſich vielen Beifall; ſie ſingt zuerſt nun die Donna Anna und hiernach erſt wird von Abſchluß eines Engagements die Rede ſeyn können. Das Repertoire der Oper vermochte noch immer mit anderen zu concurriren; das des Schauſpiels bringt zwar Novitäten, aber unbedeutende, nichtsſagende Ueberſetzungen, was wohl ſeinen Grund in der mangelhaften Beſetzung der Fächer finden mag. — Seit längerer Zeit hält ſich der bekannte Improviſator **Bäemann** hier auf, der zwar noch keine öffentliche Vorſtellung gegeben hat, in verſchiedenen Privatgeſellſchaften aber die ihm übergegebenen Thema's überraſchend löſ'te und ſich dadurch allgemeinen Beifall erwarb.

Aus der Wetterau, im Oct.

In einzelnen Bezirken unſerer Wetterau haben einige Bürgermeiſter, als Ortspolizeibeamten, in ihren reſp. Gemeinden das übliche jährliche Kirchweihfeſt nicht geſtattet, welche Maßregel, auf erhobene Reclamationen, auffallender Weiſe auch die kreisräthliche Beſtätigung erhalten haben ſoll. Gründe für dieſes Verfahren ſind uns nicht bekannt, wohl aber die Unzufriedenheit vieler Ortseinwohner und junger Leute, welchen die wenigen im Allgemeinen zum Frohſinn und zur Freude beſtimmten Tage in Trauer über jene Maßregel umgewandelt worden ſind. Fragen wir nach den Zwecken, welche durch dieſe neuerfundene Curatel erreicht werden ſollen, ſo kann — ſo lange nicht im Allgemeinen jenes Freudenfeſt ſuspendirt und jedes Wirthshaus geſchloſſen wird — kein einziger mit haltbaren Gründen vorgeſchoben werden; es ſey denn der, daß für Einzelne — freilich auf Koſten der Selbſtſtändigkeit der Ortsbürger — die Depenſe, welche Kirchweihe-**Gäſte** veranlaſſen könnten, erſpart worden wäre. Fragen wir dagegen nach den Nachtheilen, welche durch eine ſolche moderne Curatel erzeugt werden, ſo beſtehen dieſe, unter vielen anderen, hauptſächlich darin, daß die jungen Leute aus ſolchen bevormundeten Orten die Luſtbarkeiten und Kirchweihen anderer benachbarter Orte beſuchen, ihr Geld alſo außerhalb ihres Ortes verzehren, ja, durch die hinzugekommenen Grillen **mehr** verzehren, als ſie unaufgeregt verzehrt haben würden; — daß ſie an fremden Orten leichter in Streitigkeiten gerathen und ſich große Nachtheile dadurch zuziehen können; — daß den Wirthen, welche oft ſchon ſich mit Wein- und Eßwaaren verſehen hatten und die ihre Beſtandgelder faſt nur ausſchließlich von den Einkünften bei dem Kirchweihfeſt (welches ihre Ernte bildet) bezahlen, gegen Recht und Billigkeit ein bedeutender Schaden zugefügt wird, u. ſ. w. Es wäre uns erwünſcht, die Gründe zu jener Maßregel öffentlich zu vernehmen, um ſie dann gehörig würdigen und nachweiſen zu können, daß ein ſolcher, in die bürgerlichen Rechte verletzend eingreifender Bürgermeiſter-Abſolutismus mit dem loyalen Regiment unſerer höheren und höchſten Staatsbehörden und überhaupt mit unſerer auf Humanität beruhenden Geſetzgebung nicht wohl in Einklang zu bringen iſt.

Geſchichtliche Vorleſung.

Zweite Vorleſung; Montag, 26. Oct., Abends 7 Uhr:

Kurze Wiederholung des Inhalts der bereits gehaltenen erſten Vorleſung — **Maria Thereſia**: Fortſetzung und Schluß.

Eintrittskarten erhält man in der Herrmann'ſchen, Jäger'ſchen, Sauerländer'ſchen oder Schmerber'ſchen Buchhandlung. Dr. **Heyden** (B 28).

Theater-Anzeige.

Sonntag, 25. Oct. **Wilhelm Tell**, große Oper in 4 Abth., Muſik von Roſſini.

Montag, 26. Oct. **Der Vetter**, Luſtſpiel in 3 Abth., von Benedix. Hierauf: Erſte Abtheilung: **Optiſche Lichtbilder**. Zweite Abtheilung: **Komiſche Spiegelbilder aus dem Leben**, von Joh. Boſch aus Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 296. Dienſtag, den 27. October 1846.

Ein Tag auf der See.

Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.

> „O Wieg', aus der die Sonnen ſteigen:
> o heiliges Meer!
> „O Grab, in das die Sonnen neigen:
> o heiliges Meer!"
>
> Rückert.

Der Oſtpaſſat war günſtig und anhaltend, wie ſelten; ſo viel Segel das Schiff tragen konnte, waren beigeſetzt, wir eilten, oder flogen vielmehr, unſerm Ziele: **Braſilien** zu.

Der achte September war ſchön, wie die vorhergehenden Tage; unter uns das unermeßliche, ſanft bewegte Meer, über uns das wolkenloſe Blau und die ſengende Tropenſonne. Nur der Wind war ſchon gegen Morgen um weniges ſchwächer geworden; am Abend ſpürten wir ſeine Abnahme noch mehr. Die Sonne ging ſtill und groß unter, ohne weitere Farbenpracht, als ihr eigener lichtweißer Glanz, das ſicherſte Zeichen eines gleich heitern Himmels für den folgenden Tag. Die Venus glänzte noch lange im Weſten, wie ein kleiner Mond, einzelne Sterne tauchten hervor, dann mehrere, und endlich blitzte und flammte über uns das tiefblaue Gewölbe in ſeiner ganzen ſüdlichen Pracht. Das Schiff zog leuchtende Furchen, es ſchien, als ſchimmerten aus der Meerestiefe tauſend und abertauſend Sterne herauf, der Himmel ſpiegelte ſich mit ſeinen unzähligen Lichtern in der klaren Fluth, überall, wohin man ſah, ob hinauf, ob hinunter, derſelbe herrliche Anblick. Auf dem Verdeck ſelbſt war es ruhig und leer, wie immer um dieſe Zeit; die Mannſchaft war ſchlafen gegangen bis auf wenige Matroſen, die vorn am Bugſpriet ſich zuſammengeſetzt hatten und ſich vielleicht erzählten von ihren Abenteuern oder ihrer Heimath; am Steuer ſtand ſchweigend und faſt unbeweglich eine dunkle Geſtalt, ſchwach erhellt von dem Lampenſchimmer der Buſſolen. Aus der erleuchteten Kajüte tönte munteres Geſpräch und Gläſerklingen herauf; ich hörte, wie ſie anſtießen und auf baldige glückliche Ankunft tranken. Ich ging auf dem Hinterdeck auf und ab, meine Gedanken ſchweiften hinüber in die nordiſche Heimath, ich gedachte der fernen Lieben und inniger als ſonſt, denn heute war der Geburtstag meiner Mutter. Manches Bild aus der Vergangenheit trat vor meine Seele; ich verglich meine jetzige Umgebung mit dem lärmenden Treiben meiner Vaterſtadt, die ich vor wenig Monaten verlaſſen: dort Tag und Nacht umgeben von dem betäubenden Geräuſch eines Welthandelsplatzes, und hier ſchon ſeit mehr denn vierzig Tagen mit wenig Genoſſen auf dem ernſten, endloſen Ocean. Aber dieſe Ruhe that mir wohl; ich hatte ſie früher vergeblich geſucht. Der Steuermann trat auf's Verdeck, warf die Logmaſchine in's Waſſer und notirte die wenigen Striche, dann verſchwand er wieder im Innern des Schiffes. Die Nacht war ungewöhnlich lau, ich beſchloß deshalb, auf dem Verdeck in meiner Hangmatte zu übernachten, und band zu dem Ende die Schnüre an den Quermaſt des hintern Segels. Alsdann machte ich noch einige Gänge, mir war, als ſey ich das einzig lebende Weſen auf der weiten Waſſeröde, denn der Scherz in der Kajüte war auch nach und nach verſtummt, am Vordertheil des Schiffes ſaßen die Matroſen regungslos, ſie ſchienen entſchlummert, denn das überwachende Auge des Bootsmannes fehlte und war auch überflüſſig in dieſer ruhigen Nacht. So lehnte ich mich denn halb wachend, halb träumend an den großen Maſt, und meine Augen verfolgten die Richtung unſers Schiffes, und mein Geiſt gewahrte Palmenwälder und Orangenbäume voll Glanz und Duft.

Da hörte ich plötzlich eine bekannte Stimme von oben herab meinen Namen rufen; ich fuhr auf, ſah empor, und mein kleiner Fritz, den ich längſt in ſeiner Koje eingeſchlafen glaubte, wiederholte vom erſten Maſtkorb aus ſeinen Zuruf. „So hab' ich mich doch nicht geirrt," fügte er vergnügt hinzu, „ſchon den ganzen Abend ſchien mir's ſo, aber ich wußt' es nicht gewiß, daher ſagt' ich's auch den Andern nicht, aber nun bin ich ſicher." — „Was in aller Welt machſt Du da oben um Mitternacht, Junge, und was willſt Du denn eigentlich?" — „Belieben Sie nur heraufzukommen," fuhr er eifrig fort, „ſo werden Sie ſich gleich überzeugen, daß der Fritz auch zu etwas zu gebrauchen iſt." Ich ſchwang mich raſch in das Tauwerk und ſtand nach wenig Sekunden an der Seite meines kleinen Nachtwandlers. Der aber wies mit ausgeſtreckter Hand und leuchtenden Augen über die See in nordweſtlicher Richtung, und mit nicht geringem Erſtaunen gewahrte ich, noch dazu in gar nicht übergroßer Entfernung, die leichten Umriſſe eines ſtattlichen Schiffes. „Aber nun laſſen Sie mir auch das Vergnügen, die Faulen da unten zu wecken," rief der Kleine, und ſchrie dann aus vollen Kräften das vorgeſchriebene: „Ship in lee!" in alle vier Weltgegenden auf das Verdeck hinunter. Ich muß hier durch die Bemerkung ſtören, daß es auf allen Schiffen eine Sache des Ehrgeizes iſt, ein Fahrzeug zu entdecken und der Erſte mit dieſer wichtigen Kunde zu ſeyn. Alſo: „Ship in lee!" rief er nochmals und zum dritten Male, freilich unnöthig, denn ſchon bei dem erſten Zuruf war Alles erwacht und auf den Beinen; ſo ſehr iſt der Seemann an raſches Gehorchen und Thun gewöhnt. Ich war wieder hinabgeſtiegen und begegnete dem Capitain, der, mit dem Fernrohr in der Hand, ſchlaftrunken in ſeliger Weinlaune auf mich zukam: „Sie verdienen eine Flaſche vom Beſten für Ihre Entdeckung," rief er mir zu, „Sie ſind ja ein zweiter Kolumbus, wo ich alter Praktikus mit den Uebrigen geſchlafen, da beſchämen Sie uns Alle durch Ihre Wachſamkeit." — „Diesmal gebührt die Ehre nicht mir, ſondern dem kleinen Fritz," entgegnete ich, „Sie wiſſen, Herr Capitain, daß ich immer ſagte, der Junge ſey zu gebrauchen." — „Hat's brav gemacht, ſoll ſchon ſeinen Lohn finden," ſagte der Schiffsherr; richtete alsdann ſeinen Tubus und fixirte den fraglichen Gegenſtand. „Ein ſchönes Schiff, ein Engländer, wie es ſcheint," murmelte

Digitized by Google

er nach einer Weile, „aber wie er dahin kommt, noch dazu bei dieſem Wind, kann ich nicht begreifen.“ — „Seht,“ rief Fritz, der in geringer Entfernung von uns ſtand, „ſeht, er hat uns auch ſchon bemerkt, er hißt eine Laterne am Fockmaſt auf.“ — „Er pfuſcht mir noch immer in's Handwerk,“ lachte der Capitain und überzeugte ſich alsbald von der Wahrheit des Geſagten. Ich konnte mit meinen ungewehrten Augen hier vom Verdeck aus noch immer nicht mehr erkennen, als ein weißes Gewölk, auf deſſen Spitze ein röthlicher Stern ſtand; der Steuermann verſicherte, er ſähe ohne Fernrohr bereits Maſten und Rumpf des Schiffes. Der Horizont war in jener Gegend von dem Nachſchimmer der untergegangenen Sonne weißlich erhellt, und erleichterte ſo die Beobachtung ungemein. Auch an unſerm Fockmaſt wurde eine große Laterne mit blauem Licht ausgehängt, ich nahm den Tubus zur Hand und bemerkte nun deutlich, wie ſich das Licht des fremden Schiffes auf und nieder bewegte. Wir thaten ein Gleiches: ein Zeichen gegenſeitiger Erkennung und Verſtändigung. Der Wind war merkwürdiger Weiſe um ein Bedeutendes mehr ſüdweſtlich abgefallen, auch etwas ſtärker geworden, als vorher. Es war, als wolle der Himmel ſelbſt uns zu näherer Bekanntſchaft mit dem Fremdling verhelfen. Dieſem ſchien es um ein Gleiches zu thun zu ſeyn, denn er benutzte, wenn auch lavirend, den immer friſcher blaſenden Wind geſchickt und mit gutem Erfolg. Sehr intereſſant war der jedesmalige Augenblick, wo unſer neuer Reiſegefährte wendete, man konnte deutlich die drehende Bewegung bemerken. Ueberhaupt traten die Umriſſe ſchon nach Verlauf einer halben Stunde bei weitem klarer hervor. An Schlaf war natürlich nicht zu denken, es war Mitternacht, die Wache wurde abgelöſ't, aber die abgelöſ'te Mannſchaft begab ſich nicht hinunter, ſondern blieb oben und vertheilte ſich in die Maſtkörbe, um beſſer ſehen zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Wem hat das große Loos gehört?

(Schluß.)

Das auf dieſe Weiſe erübrigte 6te Loos, deſſen Glück natürlich nicht geahndet ward, ſuchte er zuerſt in Landau zu verkaufen, was ihm nicht gelang, da es in Viertel eingetheilt war, deren Abſatz ſchwieriger iſt, als der der Achtel. Er habe es dann ſeinem Vater, der öfter nach Gelegenheit einzelne Klaſſenlooſe gekauft habe, angeboten, der es auch für 18 fl. ihm abgenommen habe, unter der Bedingung, noch 18 fl. nachzuzahlen, wenn es mit einem Gewinnſte herauskommen ſollte. Die Speculation hiebei ſey die geweſen, bei dem die Regel bildenden Durchfallen des Looſes doch durch den doppelten Verkauf 18 fl. zu profitiren; ſollte das Loos, das erſt in der vorhergehenden Ziehung herausgekommen war, unerwarteter Weiſe wieder herauskommen und zwar mit einem einfachen Gewinne von 45 fl., ſo hätte er dieſen Gewinn wohl dem Beck ausbezahlt, um nicht wegen einer geringen Summe ſich in Verlegenheiten zu ſtürzen, zumal er faſt nichts verloren hätte, mittelſt der von ſeinem Vater bezogenen 36 fl. Sollte aber das Loos unverhoffter Weiſe mit einem bedeutenden Gewinne herauskommen, ſo wäre eben Beck auf irgend eine Weiſe abzuſpeiſen geweſen, z. B. das Loos ſey nicht angekommen, verwechſelt worden oder dergl. — So habe ſein Vater in der That den Original-Zettel nach Oſtern verſchiedenen Bekannten zeigen können, denn er und Niemand ſonſt habe ihn beſeſſen; deßhalb konnte er ſich gleich als den Gewinner ankündigen, und auch beim Einkaſſiren und Heimkehren mit der Zuverſicht und Sicherheit verfahren, die außerdem an Verrücktheit gegränzt hätte. Daher habe auch Beck zu Schullehrer Becker mit Wahrheit geſagt, den letzten Zettel habe er noch gar nicht gehabt. — Am 21. April nun, zwiſchen 5 und 6 von Neuſtadt nach Hauſe kommend, während der Vater in der Synagoge geweſen, habe er (David Kahn) von ſeinen Schweſtern erfahren, der Vater habe einen großen Treffer gewonnen. Wohl wiſſend, daß dies mit dem Looſe, das dem Beck gehört hätte, ſich begeben habe, ſey in ihm in der Ueberraſchung der Gedanke entſprungen, den Beck um den Beweis zu bringen, daß ihm eigentlich das Glücksloos gebührt hätte, und ſo ſich ſelbſt vor Strafe, dem Vater aber den Gewinn zu ſichern. Er ſey daher nach Edesheim geeilt, um dem Beck die fünf Looſe abzunehmen, unter der Vorſpiegelung, er habe wieder 45 fl. gewonnen; die Ehefrau Beck's habe zuerſt die Looſe der vier erſten Klaſſen herbeigebracht; er habe aber natürlich auch nicht das fünfte Loos in den Händen Beck's zurücklaſſen dürfen, und um auch dies zu erlangen, geſagt: Das rechte Loos fehle noch. — Dieſe Vorſpiegelung, als hätte Beck ein Trefferloos überhaupt gehabt, habe ihn, ſeine Verwandten und Freunde in der Meinung beſtärkt, das zuletzt noch herbeigebrachte Loos im Umſchlage ſey das 6te Loos geweſen, demnach ſeyen die andern an Zahl auch nicht vier, ſondern fünf geweſen. In dieſer Idee, welche er durch ſeine Liſt in ihnen erzeugt habe, behaupteten ſie nunmehr, ſelbſt geleſen zu haben: 6te Klaſſe, was doch in der That 5te Klaſſe geweſen ſey. — Demnach ſey der Vater unſchuldig, ja er ſey ſogar erſt durch die Verhaftung in Mannheim inne geworden, daß Beck eigentlich das 6te Loos durch ſeinen Sohn hätte erhalten ſollen. — Weder Vater noch Sohn hätten dieſen wahren Sachverhalt bisher angeben können; der Sohn um deßwillen nicht, weil er damit eine raffinirte Betrügerei zugeſtanden und überdies möglicherweiſe veranlaßt hätte, daß Beck den Gewinnſt von ſeinem Vater reclamire und deſſen Herausgabe gerichtlich erwirke; der Vater aber hätte bisher die Wahrheit aus dieſen beiden Gründen ebenfalls nicht angegeben, vielmehr behauptet, er habe ſein Loos von Scharff gekauft (denn dann konnte es nicht das von ſeinem Sohn dem Beck vorenthaltene Loos ſeyn), und er habe dieſe Nummer durch die ganze Ziehung geſpielt, weil dann Beck dieſe Nummer nicht geſpielt, alſo auch der eigentliche Gewinner ſeyn konnte.

Dieſe, nicht freiwillig, ſondern auf Befragen, zu einer Zeit, wo an der Entſcheidung der Sache nichts mehr zu ändern war, gemachten Angaben ſchienen dem Vertheidiger ſowohl an ſich, als durch Thränen und Verheißungen der Beſchuldigten, namentlich durch die rührende Selbſtanklage des Sohnes, ſeinen Vater durch ſeine übertriebene Vorſicht in Abnahme der Beweisdocumente, nämlich der fünf Zettel bei Beck, ins Unglück gebracht zu haben, vollſtändig glaubwürdig und mit den Zeugen-Ausſagen, bis auf den Punkt der 5 oder 6 Looſe, in überraſchender Uebereinſtimmung. War aber dieſe Erklärung der Wahrheit entſprechend, ſo konnte der Vater Kahn nicht verurtheilt werden und ihm gebührte ſogar als Käufer des 6ten Looſes der ganze Gewinn; ja es blieb zweifelhaft, ob jenes Vorenthalten und Weiterverkaufen des 6ten Looſes eine Prellerei im geſetzlichen Sinne ſey, oder blos den Beck zu einer (an ſich unzuläſſigen) Civilklage gegen den jungen Kahn berechtige.

Wider den urſprünglichen Willen der Beſchuldigten, welche in der Erklärung einer Seitens des Sohns ſo vorbedachten und künſtlich angelegten Betrügerei eine Verſchlimmerung ihrer Lage beſorgten, hielt es der Vertheidiger nunmehr für ſeine Pflicht, dieſen Sachverhalt zur Kenntniß des Gerichtshofs zu bringen, damit mindeſtens Ein Unſchuldiger, der Vater Kahn, noch gerettet werden möge. Allein die Verhandlung war geſchloſſen, die Functionen eines Unterſuchungsrichters beſtehen nach vollendeter Vorunterſuchung und geſchloſſenen Debatten ohnehin nicht, am wenigſten am Appellationsgerichte; es ſchien daher der einzige Ausweg, daß David Kahn ſeine Schuld durch Darſtellung des wahren Sachverhaltes eingeſtehe und die Unſchuld ſeines Vaters und des Scharff an den Tag lege. In Form eines Schreibens an den Hrn. Präſidenten geſchah dies denn auch Tags darauf und die drei Vertheidiger reich-

Digitized by Google

ten eine kleine Denkſchrift hiezu ein, bezüglich der Entſtehung dieſes Geſtändniſſes und ſeiner innern Glaubwürdigkeit gegenüber dem immer noch, ohne dieſe Erklärung, beſtandenen Dunkel.

Die Zweifel, ob auf dieſen nachträglichen Vorgang hin das k. Appellationsgericht die Beſchuldigten nochmals hören und das Geſtändniß aus ihrem Munde wiederholt vernehmen wolle, und ob letzteres dann dem Gerichte glaubwürdig erſcheinen und auf das Urtheil von Einfluß ſeyn werde — ſchwanden, als am beſtimmten Tage der Herr Appellationsgerichts-Präſident mit der ſofortigen Ableſung des Urtheils begann, die nahezu 3/4 Stunden währte. Die Beſchuldigten David und Joſeph Kahn wurden für überführt erklärt. Erſterer der Prellerei, Letzterer der wiſſentlichen Mithülfe bei Einleitung und Vollendung des Vergehens und demnach beide zu einer Gefängnißſtrafe von drei Jahren, einer Geldbuße von 50 fl. und der (ziemlich bedeutenden) Koſten verurtheilt; auch wurden dieſelben auf die Dauer von fünf Jahren nach Art. 42 C. pénal interdizirt (des Rechts, Geſchworner, Vormund, Expert, Zeuge u. ſ. f. zu ſeyn, verluſtig erklärt). Scharff ward als nicht überführt freigeſprochen. — Bezüglich des nachträglichen Geſtändniſſes erkannte der Gerichtshof, daſſelbe ſey nur eine neue Lüge, die keinen Glauben verdiene, und nur dahin zwecke, wenigſtens den Vater Kahn und das Geld zu retten; auch ward die Aufnahme des Geſtändniſſes im Gefängniſſe als eine unbefugte Einmiſchung in die richterlichen Amtszuſtändigkeiten gerügt (obwohl weder die Form eines Protokolls vorlag, noch überhaupt der Name eines Anwaltes darin vorkam, vielmehr es nur eine vom Beſchuldigten ſelbſt an den Präſidenten gerichtete Zuſchrift war). — Die Reſtitution des mit Beſchlag belegten Geldes, ward an wen Rechtens verordnet, ſo daß nunmehr zwiſchen der Lotto-Adminiſtration, Beck und Scharff (welcher die von Stiebel erhaltenen 1069 fl. und die von Kahn erhaltenen 1700 fl. reclamirt) der Rechtsſtreit hierüber erſt zu erledigen bleibt.

Bezüglich der von Kahn in Frankfurt bei Rothſchild und Weiller deponirten 36,000 fl. wird wohl erſt durch die Frankfurter Gerichte entſchieden werden müſſen, welche dann ſelbſtſtändig zu prüfen haben werden, ob das freiſprechende Urtheil des Landauer Zuchtpolizeigerichts oder das appellationsgerichtliche Urtheil, beziehungsweiſe die letzte Erklärung des Kahn dem wahren Sachverhalte entſpreche und wer daher auf jene deponirten Gelder begründeten Anſpruch habe.

Mannichfaltigkeiten.

(Eines Mannes Haus iſt ſeine Burg.) Dieſen alten Rechtsſpruch der Engländer erläutert William Pitt, einer ihrer größten Staatsmänner, dahin: Nach den Geſetzen unſeres Landes ſteht feſt: „des Mannes Haus iſt ſeine Burg", nicht daß es umhegt wäre mit Wall und Schanze, es mag eine ärmliche Hütte ſeyn, mit Stroh gedeckt, jeder Sturm des Himmels mag es umbrauſen, aber es darf kein Menſch, ſelbſt der König nicht, in daſſelbe eindringen.

(Tabak, ein peſtilenzialiſches Kraut.) Für 7 1/2 Ngr. ſind in Grimma unter dieſem Titel „zeitgemäße Warnungen an Jung und Alt von einem praktiſchen Arzte und Chemiker" erſchienen, worin die „unausbleiblichen verderblichen Folgen des vielen Tabakrauchens überzeugend nachgewieſen" werden. Jetzt ſind die Tabakspflanzer, Fabrikanten, Händler u. ſ. w. — — verloren!

Als Kurioſum ſey erwähnt, auf welche originelle Weiſe jetzt einige Wirthe in Berlin an öffentlichen Orten mit Erfolg Polizei machen. Findet ſich eine zweideutige Dame ein, ſo tritt der Kellner mit Verbeugung an ſie heran, und übergibt ein zierliches Billet, worauf mit Goldſchrift Folgendes gedruckt iſt: Sie werden erſucht, für die Folge das Lokal zu meiden, widrigenfalls Sie ſich einer unbedingten Zurückweiſung ausſetzen würden. Unterzeichnet iſt: der Wirth.

Die Allg. Z. enthält gegenwärtig intereſſante Berichte aus China. Der Korreſpondent gibt folgende Beſchreibung von dem Hunde- und Katzen-Markte in Boſton. Hunde und Katzen gehören in China zu den werthvollſten Braten, und beſonders ſcheinen die Katzen geſchätzt zu ſeyn. Ein Chineſe, der ein gekauftes Miekätzchen prüft, ob es auch fein fett iſt, gäbe ein gar hübſches Genrebild. Unter den Hunden ſcheint man beſonders auf die jungen Werth zu legen; daneben ſind Schlangen und Ratten, dieſe hübſch abgehäutet, Fröſche und anderes Gewürm beliebt, und werden fortwährend feil geboten. Der Europäer, zumal wenn er manchmal bei einem Chineſen zu Mittag zu eſſen hat, geht mit wahrem Abſcheu vorüber.

In der großen Oper zu Paris wird „Robert Bruce" von Roſſini in Scene geſetzt. — Im Vaudeville wird J. J. Rouſſeau's „Neue Heloiſe" als Drama in drei Akten von Delaporte gegeben.

Der Dresdener Turnverein zählt jetzt an 1200 Mitglieder, die meiſtens dem Bürgerſtande angehören, da, wie die Köln. Ztg. bemerkt, den Adel die Furcht vor Befleckung ſeines Stammbaumes, die Beamten aber die Furcht vor der entfernteſten Möglichkeit politiſcher Umtriebe von jeder Theilnahme ausſchließt. Kaum wird es eine zweite Stadt in Deutſchland geben, wo die Schroffheit und die Ausſchließlichkeit zwiſchen den Ständen auch dem oberflächlichen Beobachter ſo ſchnell in die Augen fällt.

Der Dr. Dahlen, welcher von der Königin Eliſabeth als Geſandter auf eine Friedens-Negociation zwiſchen England und Spanien geſchickt wurde, befand ſich bei einer Präliminar-Conferenz bei dem ſpaniſchen Geſandten. Die Frage war: in welcher Sprache unterhandelt werden ſollte? In franzöſiſcher, gab der Spanier ſpottend zur Antwort: denn Ihre Königin führt ja den Titel Königin von Frankreich. „Da unterhandeln wir lieber in hebräiſcher Sprache", erwiederte der Doctor ſchnell, „denn Ihr Souverain nennt ſich ja König von Jeruſalem." (Vaterl.)

(Aus dem Siegthale.) Während der diesjährigen vierzehntägigen Frühjahrsübung des 3. Bataillon des 28. Landwehr-Regiments ereignete ſich folgender Vorfall: Der Wehrmann Johann Becker aus Hoppengarten an der Sieg, in der Bürgermeiſterei Dattenfeld, lag während der erwähnten Uebungszeit in der Barth im Quartier und obgleich dieſer Ort vom Wohnorte des ꝛc. Becker vier und eine halbe Stunde entfernt iſt, ging derſelbe dennoch zweimal nach erhaltener Löhnung und nach beendigten Uebungsſtunden in der Nacht nach Hauſe, um ſeiner Frau und ſeinen Kindern für die erhaltene Löhnung Brod zu kaufen, und kehrte ſo ſchnell zu ſeinem Bataillon zurück, daß er jede Uebung am folgenden Tage mitmachte und nicht vermißt wurde. Er legte alſo jedes Mal nach den Uebungsſtunden 9 Stunden in der Nacht zurück. Iſt dies ein ſeltenes Beiſpiel von Männertreue (die Flitterwochen waren längſt vorüber), ſo gibt es zugleich einen Maßſtab für die damals und jetzt noch herrſchende Noth an der Sieg, wobei bemerkt werden muß, daß der ꝛc. Becker noch nicht zu der ärmſten Klaſſe gehört.

Prof. Schönbein aus Baſel gibt im Schw. Merkur eine aus London datirte öffentliche Erklärung ab, wonach er allein der urſprüngliche Erfinder der Schießbaumwolle iſt. Nachdem aber nun einmal das Columbus-Ei gefunden iſt, wird es natürlich überall nachgeahmt, und man könnte am Ende ſo viele Erfinder herausbekommen, als es Chemiker und Apotheker gibt.

Digitized by Google

Bereits zeigt ſich auch auf der neuen Eiſenbahn von Berlin nach Hamburg der ſegensreiche Einfluß der Eiſenbahnen auf die Cultur, namentlich die Ausbildung des Geſchmacks. Die berühmten Delikateſſenhandlungen in Hamburg und die Auſternkeller werden jetzt von den äſthetiſchen Berlinern ſchaarenweiſe beſucht, und Seefiſche, Rindfleiſch (Pöckelfleiſch) und dergleichen werden in groſſer Menge nach Berlin geholt; was wird das erſt werden, wenn die Bahn ganz fertig iſt. Von Berlin dagegen ſagen die Hamburger, bekämen ſie nichts als märkiſche Rübchen, Krebſe u. ſ. w.

(Cuſel, 20. Oct.) Schon ſeit einigen Wochen wird hier behauptet, daß durch eine zweimal vorgekommene Verwechslung bei Bereitung eines Arzneimittels in der Apotheke zwei Kinder umgekommen ſeyen. Leider beſtätigt ſich dieſe Sage. Der jetzige Beſitzer der Apotheke, der dieſelbe vor noch nicht langer Zeit erſt antrat, wäre indeſſen, wie behauptet wird, wahrſcheinlich unſchuldig. Ob aber dem früheren Beſitzer irgend eine Vernachläſſigung desfalls nachgewieſen werden kann, weiß man noch keineswegs. Die eingeleitete gerichtliche Unterſuchung wird das Nähere ſehr bald herausſtellen.

Korreſpondenz.

Weimar, 19. Oct.

Zu Ettersburg erlag in dieſen Tagen die Frau Gräfin v. Redern, Oberhofmeiſterin der Frau Erdgroßherzogin, dem Nervenfieber. Ihr Leichnam wird, wie es heißt, nach dem Haag überſiedelt werden. Die Verſtorbene war eine groſſe Wohlthäterin der Armen, welche ſich nicht ſcheute, ſie in ihren niedern Hütten perſönlich aufzuſuchen und ihnen in Zeiten der Noth ein Engel des Troſtes und der Hülfe zu ſeyn. Mehr Freude als den Armen ſelbſt machte ihr zu Weihnachten die Verabreichung reicher Geſchenke an Kinder unbemittelter Eltern, wofür ſie aber auch wie eine Mutter verehrt wurde. Ihr unerwartetes Dahinſcheiden mag daher für Viele eine Quelle namenloſen Schmerzes ſeyn; ihr Andenken aber wird in dankbaren Herzen fortleben. — Geibel's „König Roderich" iſt hier vor kurzem zum Erſtenmale über die Bühne gegangen hat aber im Allgemeinen durchaus nicht angeſprochen. Obſchon in einzelnen Scenen der mit Poeſie begabte Dichter nicht zu verkennen iſt, ſo war die Dispoſition und die Durchführung des Stücks doch gänzlich verfehlt und ermangelte deshalb aller dramatiſchen Wirkung. Das darſtellende Perſonal bot alle Kräfte auf, um die Aufmerkſamkeit des Publikums zu feſſeln, was aber nicht immer gelingen wollte. Beſſer dagegen gefiel Bellini's bekannte Oper: „die Nachtwandlerin." Indeſſen darf man dreiſt behaupten, daß dieſes Singſpiel an Reiz bedeutend verloren hat, ſeitdem die gefeierte Jenny Lind darin als Amine hier geglänzt hat. Dem. Agthe ſang und ſpielte zwar recht gut, aber ſie ſelbſt mag wohl fühlen, wie ſchwer es iſt, zwiſchen ihren Leiſtungen und denen der Dem. Lind einen Maßſtab anlegen zu wollen. Hr. Götze ſchien diesmal nicht beſonders disponirt zu ſeyn. Lortzing's „Wildſchütz" hat, wie immer, ſo auch diesmal gefallen und dürfte noch oftmals zur Aufführung kommen. Auch „Marie Anne, ein Weib aus dem Volke" verfehlte ſeine Wirkung nicht. Mad. Stör gab die Titelrolle mit vielem Kraftaufwand und bewegte ſich ſtets in den Gränzen der Natürlichkeit. Das Haus war nur wenig gefüllt.

Darmſtadt, 22. Oct.

Das von Dr. Boucherie ſchon vor mehreren Jahren erfundene Verfahren der Färbung von lebendigem Holze am Stamme hat ſich ſeither in der Praxis immer mehr bewährt und iſt für die in Holz arbeitenden Gewerbe von einem um ſo größeren Belang, als die dadurch erlangten künſtlich gefärbten Hölzer, ſowohl in der Farbe, als in der Zeichnung, verſchieden ausfallen, je nach der Beſchaffenheit der Holzart, welche man zur Imprägnirung mit einer gegebenen Flüſſigkeit verwendete. Die hieſige Centralbehörde des großh. heſſ. Gewerbvereins erhielt kürzlich eine Partie ſolcher auf dem Stamme mittelſt eſſigſaurem Eiſen gefärbter Hölzer aus der Fabrik von Henrich zu Warſchau, welche ſämmtlich ſehr ſchön ausgefallen ſind, und — wie der Augenſchein lehrt — zu Tiſchen Kommoden und andern Möbeln ſehr zweckmäßig verwendet werden können. Zur Färbung des lebendigen Holzes eignen ſich beſonders die weicheren Holzarten, als Vogelbeerbaum, Erle, Birnbaum, Kaſtanie, Haſſelnußbaum, Weißbuche, Birke, Weißrüſtern und Weißdorn. Die hierher geſandten Warſchauer Fabrikate beſtehen aus dieſen Holzarten und ſind ausnehmend ſchön ausgefallen. Wir haben hier wieder den intereſſanten Fall, daß die Natur die Kunſt in ihren Bemühungen unterſtützt und gleichſam für ſie die Stelle vertritt, wie dies z. B. bei der mechaniſchen Verfertigung der Lichtbilder geſchieht. So viel uns bekannt, ſo war Boucherie's Verfahren urſprünglich darauf gerichtet, das Holz durch Imprägnirung von Flüſſigkeiten gegen die Einwirkung der Fäulniß zu ſchützen. Bei ſeinen desfallſigen Experimenten ergab ſich das vorerwähnte Reſultat, welches für mancherlei technologiſche Zwecke von beſonderem Intereſſe iſt. — Sicheren Nachrichten aus der bayeriſchen Rheinpfalz zufolge, wird dort der neue Wein im Preiſe ſo hoch gehalten, daß der Kaufluſt dadurch kein Vorſchub gethan wird. In Dürkheim an der Haardt z. B. wird für das Fuder 250 fl., und zu Wachenheim gar 280 fl. gefordert. Vor ſo hohen Preiſen weichen die Käufer meiſt zurück, günſtigere Handelsconjuncturen erwartend. Man iſt auch allgemein der Anſicht, daß die Preiſe ſich auf ihrer jetzigen Höhe nicht erhalten könnten, ſondern in der Folge heruntergehen müßten. Hin und wieder ſollen ſie wirklich jetzt ſchon gefallen ſeyn.

Lauterbach, 21. Oct.

Es wird in unſeren Tagen ſo viel von Aufklärung und Humanität geſprochen, daß man beinahe glauben ſollte, beide ſeyen ein Gemeingut der Geſellſchaft und fänden in allen Klaſſen die gebührende Anerkennung. Leider findet aber öfter das Gegentheil ſtatt, wie wir erſt kürzlich hier erlebten, als ein unbeſcholtener, gebildeter Mann, mit dem unſere angeſehenſten Bürger ſchon ſeit Jahren Umgang pflegen, für nicht caſinofähig erklärt wurde. Man raunte ſich mit mitleidigem Achſelzucken in die Ohren: wenn die Weiber jetzt ſchon ſolche Machinationen gegen den beſſeren Geiſt unſerer Zeit durchzuführen vermögen, was werden ſie dann erſt thun, wenn ſie ihre Emancipation vollſtändig erlangt haben werden? Dann dürfte den Männern nichts anders übrig bleiben, als ſich gutwillig an den Spinnrocken zu ſetzen und die weiße Küchenſchürze vorzubinden. Unſer neues Caſino hat durch dieſen bedauerlichen, das hieſige geſellige Treiben hinlänglich charakteriſirenden Vorfall einen ziemlich veränderten, ſtark in's Aſchgraue ſpielenden Anſtrich erhalten, und da in demſelben für die Dauer der Winterſaiſon auch Theater geſpielt werden ſoll, ſo möchten wir wohlmeinend rathen, zunächſt mit Kotzebue's „deutſchen Kleinſtädtern" zu beginnen und mit Stücken ähnlichen Inhalts, die für unſere Kulturzuſtände paſſen, künftig fortzufahren.

Rödelheim, 26. Oct.

Bei der in verfloſſener Woche dahier ſtattgehabten Gemeinderathswahl hat die hieſige Einwohnerſchaft ihre vorurtheilsfreie Geſinnung in lobenswerther Weiſe bethätigt, indem ſie neben andern tüchtigen Männern auch den israelitiſchen Bürger Hrn. J. H. May mit einer groſſen Stimmenzahl zu ihrem Vertreter gewählt hat. Hr. J. H. May, Präſes des isr. Gemeindevorſtandes, hat durch eine langjährige, pflichtgetreue Verwaltung mehrerer öffentlicher Ehrenämter, die ſowohl chriſtliche, wie jüdiſche Intereſſen berühren, ſich dieſes beide Theile ehrende Zutrauen erworben und bereits früher den Beweis geliefert, daß er bei aller Anhänglichkeit an den Glauben ſeiner Väter doch auch dem Wohle ſeiner chriſtlichen Mitbürger die wärmſte Theilnahme zuwendet. Der Beſtätigung der Wahl von Seiten unſerer erleuchteten Staatsregierung kann mit Gewißheit entgegengeſehen werden.

Geographiſcher Verein.

Durch die Gefälligkeit des Hrn. Dr. med. Lucä ſind wir in den Stand geſetzt, von nächſtem Mittwoch (den 28. Oct.) an unſere bereits begonnenen Vorleſungen während dieſes Winters im früheren Locale (dem Hörſaale der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft und des phyſikaliſchen Vereins) weiter fortſetzen zu laſſen.

Der Vorſtand des geogr. Vereins.

Theater-Anzeige.

Montag, 26. Oct. Der Vetter, Luſtſpiel in 3 Abth., von Benedix. Hierauf: Erſte Abtheilung: Optiſche Lichtbilder. Zweite Abtheilung: Komiſche Spiegelbilder aus dem Leben, von Joh. Boſch aus Wien.

Dienſtag, 27. Oct. Norma, groſſe Oper in 3 Abth., Muſik Bellini. (Gaſtrolle) Norma: Fräul. Emilie Walter, k. k. Hofopern- und k. würtemb. Kammer-Sängerin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 297. Mittwoch, den 28. October 1846.

Requiescat! *)

Von Ferdinand Freiligrath.

Wer den wucht'gen Hammer ſchwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer ſtroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werg und Flachſe
Hinterm Webeſtuhl ſich müht,
Daß ſein blonder Junge wachſe: —

Jedem Ehre, Jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder naſſen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch Deſſen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, ſey nicht vergeſſen!

Ob in enger Bücherei
Dunſt und Moder ihn umſtäube;
Ob er Sclav' der Meſſe ſey,
Lieder oder Dramen ſchreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeſchmack vertire;
Ob er in gelehrter Frohn
Griechiſch und Latein docire: —

Er auch iſt ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe! borge!“
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Noth
Wie die Andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brod
Lähmt auch ihm die freien Schwingen.

Manchen hab' ich ſo gekannt!
Nach den Wolken flog ſein Streben! —
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Aechzt' er zwiſchen Thür' und Angel;
Der Bedarf hat ihn geſpornt,
Und gepeitſcht hat ihn der Mangel.

Alſo ſchrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während drauſſen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde ſchwangen.
Nachtigall und Droſſel ſchlug,
Lerche ſang und Habicht kreiſ'te: —
Er hing über ſeinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiſte!

Dennoch, ob ſein Herz auch ſchrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieſes auch iſt Poeſie,
Denn es iſt das Menſchenleben!“
Und wenn gar der Muth ihm ſank,
Hielt er feſt ſich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich thu', iſt für die Meinen!“

Endlich ließ ihn doch die Kraft
Aus ſein Ringen, aus ſein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor ſich raffen!
Nachts oft von der Muſe Kuß
Fühlt' er ſeine Schläfe pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang' jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf ſeinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angeſichts
Irrt ſein Weib und irrt ſein Samen —
Bettlerkinder erben nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!

*) Unter den Taſchenbüchern behauptet das rheiniſche, herausgegeben von Dräxler-Manfred (Frankfurt, bei Sauerländer), fortwährend nach der Brockhaus'ſchen „Urania“ den anſehnlichſten Platz. Die Köln. Ztg. gibt das obige ſchöne und tief empfundene Gedicht als Probe aus dem eben erſchienenen Jahrgange 1847, der mit Beiträgen von Zſchokke, Betty Paoli, J. Rank, E. M. Arndt, Simrock, Weſſenberg und Anderen geſchmückt iſt und in ſeinem „Miniatur-Salon“ acht vortreffliche Stahlſtiche nach ausgezeichneten neueren Malern enthält.

Digitized by Google

Ehre jeder naſſen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch Deſſen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, ſey nicht vergeſſen!

Ein Tag auf der See.

Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.

(Fortſetzung.)

Wir wichen von unſerer vorgeſchriebenen Richtung ab, ließen alle Segel ſtehen und ſteuerten auf den neuen Reiſekameraden los. Der Capitain ließ Wein herauf bringen, und wir ſtießen an auf die glückliche neue Bekanntſchaft. Auch Fritz wurde nicht vergeſſen; ſein Herr reichte ihm eigenhändig ein gefülltes Glas. „Aber Du mußt auch einen hübſchen Spruch ausbringen,“ riefen ihm Mehrere zu; er lachte, nahm den Wein, hob ihn in die Höhe und ſagte: „Nun, ſo ſollen Sie leben, und der da drüben auch; kommt er als Feind, findet er volle Kanonen, kommt er als Freund, findet er volle Flaſchen!“ Wir lachten über unſern gewandten Improviſator und erſchöpften uns nun in allerlei Muthmaßungen, wer wohl der Fremde ſeyn könne. Die Zeit verging raſch; dann und wann ſtanden wir auf und ſahen hinüber zu dem immer näher kommenden Schiffe. Man konnte deutlich und immer deutlicher die einzelnen Theile erkennen, es war ein Dreimaſter, lag vor vollen Segeln, ſelbſt alle Leeſegel waren beigeſetzt, was für ein Landsmann es aber ſey, wußten wir nicht. Eine Flagge war nicht aufgezogen, man hätte ſie überdem nicht genau ſehen können. Wir mußten uns bis zum nahen Morgen gedulden. Der Capitain aber war feſt entſchloſſen, das Schiff anzurufen, und in üblicher Weiſe die Längengrade mit demſelben zu wechſeln, woran uns zumal viel liegen mußte, weil man ſelbſt bei der genaueſten Berechnung ſich auf einer langen Reiſe immer um 20 — 30 Meilen verſehen kann. Zu dem Ende begab er ſich mit dem Oberſteuermann hinab, wo ſie die Reſultate der letzten Tage zuſammentrugen und auch wohl, ſo ſchien es mir wenigſtens, ſich ernſthaft über den vorliegenden Fall beriethen. Ich ſelbſt blieb oben, hüllte mich in meinen Mantel, denn die Morgenluft iſt zwiſchen den Wendekreiſen ſchädlich und erkältend, und ſetzte mich ſo, daß ich den räthſelhaften Nachbar im Auge behalten konnte. Der weiße Schimmer, da wo der Himmel das Meer berührte, zog ſich merklich immer weiter nach Oſten, und wurde dort bald zu einer ſtärkeren Helle. Mich überwältigte dennoch der Schlaf. Der ſpät genoſſene Wein hatte mich ſammt dem ganzen nächtlichen Abenteuer aufgeregt. Mir träumte von Seeräubern, von Kampf und Mord; unſer Schiff wollte verſinken, eine Hand faßte mich, ich erwachte. Der Capitain ſtand vor mir. „Sie wollen nachholen, was ſie erſt verſäumt,“ ſagte er, „aber ich darf's nicht leiden, daß Sie die erſte Begrüßung des fremden Geſellen verſäumen.“ Ich ſah umher, der öſtliche Horizont lag in hellem Glanz, ein ſchwacher röthlicher Schimmer darüber, keine Wolken, nur hie und da vom Meer aufſteigende Nebel. Das vielbeſprochene Schiff lag ſchon ſehr nahe zur Rechten, in ſeiner weißen Segelpracht und ſeinen ſchlanken Umriſſen ein ſchöner Anblick. Noch mehr aber ward ich überraſcht, als ich am Hintertheil des Schiffes die Hamburger Flagge ſah, es wehte mich an wie ein heimathliches Grüßen. Auch wir hatten die unſerige aufgezogen: den Schlüſſel im roth und weißen Felde. Der Fremde hatte uns bereits erkannt; ein ſchlanker Mann ließ ſich auf einer Erhöhung des Hinterdecks ſehen, wir ſahen deutlich, wie er mit ſeinem Strohhut winkte. Der Wind war wieder bedeutend ſchwächer geworden, aber immer noch ſtark genug, uns einander näher zu bringen. Unſer Nachbar fiel um einige Striche vom Wind ab und kehrte uns ſeine Vorderſeite zu, er fuhr wirklich mit vollen Segeln auf uns los. Ich begab mich nach vorn, um das intereſſante Schauſpiel bequemer ſehen zu können; kaum dort angelangt, bemerkte ich, wie ſich am Vordertheil des fremden Schiffes plötzlich eine weiße Rauchmaſſe bildete, und ehe ich zur Erklärung kam: Blitz und Knall. Ich geſtehe, daß ich erſchrocken zurückfuhr, weil mir der Umſtand nicht bekannt war, den ich hier ebenfalls dem Nichtkundigen erkläre, daß wenn ſich auf der See zwei Schiffe begegnen, und eins eine nähere Mittheilung wünſcht, (im Fall natürlich das Wetter eine ſolche zuläßt), dies am Bugſpriet eine Kanone löſt. Ich ſah auch gleich darauf von unſerer Seite das Zeichen der Gewährung, nämlich unſere Flagge auf und nieder gehen. Es wurden jetzt von beiden Theilen alle möglichen Anſtrengungen gemacht, uns ſo nahe zu kommen, wie irgend möglich, es hielt ſchwer, denn der Wind ward immer ſchwächer, wechſelte alle Augenblick ſeine Richtung, was dem erfahrnen Seemann die Annäherung einer Windſtille verkündet. Und dennoch gelang es uns, indem wir jeden kleinen, neu erwachenden Windſtoß benutzten, dem Schiffe bis auf ungefähr 200 Schritt nahe zu kommen. Unſere ganze Mannſchaft, der Capitain an der Spitze, ſtand auf dem Verdeck neugierig zuſammengedrängt, Einige hingen an den Raaen oder im Tauwerk, drüben ſahen wir ein Gleiches. Unſer Capitain rief nun durch ſein Sprachrohr, man hätte auch ohne dies ſich verſtändigen können, die üblichen Grüße hinüber und zwar gleich in deutſcher Sprache, weil es ja unſer Landsmann war; dieſelben wurden gleich freundlich erwiedert und dann die gewöhnlichen Fragen und Antworten getauſcht, wie Name und Beſtimmungsort, vor Allem die Längengrade u. ſ. w. Es war die Luiſe von der Hamburger Rhede, ein noch ganz neues, prächtiges Schiff, einem bekannten dortigen Hauſe angehörend. Als nun die Unterhaltung zu Ende war, klang der Abſchiedsgruß und der Wunſch: „glückliche Reiſe!“ ungemein ſpaßhaft, denn es war mittlerweile völlige Windſtille eingetreten und die aufgegangene Sonne, die wir in der allgemeinen Spannung vielleicht zum erſten Male gar nicht bemerkt hatten, warf ihre ſchrägen Strahlen über die unendliche kryſtallgrüne Spiegelfläche des Meers, das nur noch an einigen Stellen in ſanften Schwingungen leis aufathmete und nach und nach gänzlich ruhte. Aber eben dieſe letzte Bewegung hatte uns noch mehr einander genähert, ſo daß, für Seefahrer gewiß ein ſeltner Fall, kaum fünfzig Schritte zwiſchen uns lagen. Die Segel beider Schiffe hingen ſchlaff an den Maſten herunter, die See erſchien wie eine hell polirte Metallplatte, und unſere Fahrzeuge wie angenagelt auf derſelben.

(Fortſetzung folgt.)

Heſſiſche Auswanderer in New-York.

Vom Mittelrheine, 28. October.

Das neueſte Wochenblatt der in New-York erſcheinenden „Deutſchen Schnellpoſt“ liefert über die im letzten Auguſt aus Groſzimmern ausgewanderten armen Gemeindeglieder einen Bericht, der in einem geleſenen deutſchen Blatte wiedergegeben werden muß, damit die großherzoglich heſſiſche Regierung über die Wahrheit der betreffenden Angaben eine Unterſuchung anſtellen zu laſſen veranlaßt werden möge. Amerika darf für uns kein Grab ſeyn, auf deſſen Stummheit ſich bauen ließe. Der Correſpondent der „Deutſchen Schnellpoſt“ nennt als ſeine Gewährsmänner zwei der Vertriebenen: Johann Obmann und Heinrich Brücher, welche bereit ſeyen, ihre Ausſagen zu beſchwören.

Dieſer Bericht lautet:

Die Zeiten wurden ſchlecht in Groſzimmern. Die vorjährigen Aernten waren ungünſtig, und die diesjährigen drohten, abermals fehlzuſchlagen. Die Ausſichten auf die Zukunft waren trübe. Nun hörte man ſeit längerer Zeit Vieles über Auswanderung nach Amerika, und der Gegenſtand hatte oft ſchon Stoff zu Unterhaltungen und Berathungen gegeben, als am Samſtage vor Oſtern der Ge-

Digitized by Google

meinde-Diener in Großzimmern, auf Befehl des Bürgermeiſters, mit der Schelle im Orte herumging und die Bewohner auf's Rathhaus beſchied. Dort war der Kirchenvorſteher D., der an der Stelle ſeines Vaters als Bürgermeiſter fungirte, und der Bevollmächtigte K., und dieſe erklärten der verſammelten Menge daß man ſie berufen, um ſich mit ihr hinſichtlich ihrer Lage und ihrer Zukunft zu berathen. Die Herren entwarfen zuerſt ein Bild von dem Zuſtande der Dinge in Großzimmern und bemühten ſich, darzuthun, daß derſelbe nur immer ſchlimmer werden würde, wenn nicht dem Allen drohenden Unheile auf energiſche Weiſe vorgebeugt werde. Sie erwähnten demnächſt, wie der Gegenſtand ſchon ſeit längerer Zeit ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen habe und wie ſie zur Ueberzeugung gekommen ſeyen, daß nur durch Verminderung der Bevölkerung — durch *Auswanderung* — allgemeines Elend vermieden werden könnte. Sie hätten zu dieſem Zwecke ſchon vor längerer Zeit ſich mit dem darmſtädtiſchen Conſul in Amerika in Correſpondenz geſetzt, und ſie wären nun befähigt, allen Denen, die auswandern wollten, dies unter höchſt befriedigenden Bedingungen und Ausſichten möglich zu machen. Die Gemeinde nämlich ſey bereit, die ſämmtlichen Reiſe- und Ueberfahrtskoſten, Paſſagegeld ſowohl als Beköſtigung, zu bezahlen, ſo daß die Auswanderer ſelbſt dazu keinen Kreuzer beizutragen haben würden; und es ſey ferner die Vorkehrung getroffen, daß bei ihrer Ankunft in Amerika ein Bevollmächtigter der Gemeinde ſie in Empfang nehme, für ihr Unterkommen ſorge und ihnen paſſende Arbeit verſchaffe.

So ſprach der Ortsvorſtand, und ſeine Worte wurden ſpäter von dem Kreisrathe des Kreiſes Dieburg als wahr verbürgt und beſtätigt. „Geht nur, Ihr Leute" — ſagte dieſer, als er gefragt wurde —, „geht getroſt fort; für Euch iſt geſorgt. Das Miniſterium hat ſich für Euch verwandt und Euretwegen mit dem Conſul in Amerika correſpondirt; der wird ſich Euer annehmen."

Die Proletarier fühlten ihr Elend und mußten einräumen, daß das Bild, welches man von ihrer Zukunft entworfen — blieben ſie in Großzimmern —, getreu gezeichnet war. Sie glaubten den Darſtellungen und Verſprechungen der Behörde in Betreff ihrer Aufnahme und Unterſtützung in Amerika, und es iſt alſo nicht zu wundern, daß ſie ſich ohne große Ueberwindung zur Auswanderung entſchloſſen. Die Meiſten gingen ſehr lockend darauf ein, denn ſie bot ihnen ja eine frohe, ſorgenfreie Zukunft; Einige zögerten und wünſchten, über mehrere Details beruhigt zu werden. Sie ſprachen von ihren kleinen Habſeligkeiten, Hausgeräth ꝛc.; jedoch dieſe Schwierigkeiten wurden leicht beſeitigt. „Was wollt Ihr mit Euren alten Stühlen und Bänken?" hieß es. „Ihr findet Alles, was Ihr braucht, in Amerika. Hausgeräth, Häuſer, Land, ſelbſt Geld ſoll Euch bei Eurer Ankunft in der neuen Heimath angewieſen werden. Ihr könnt dort eine kleine Colonie bilden, und in wenigen Jahren werdet Ihr in einer beſſeren Lage ſeyn, als wir, die wir zurückbleiben." Einſtimmig war darauf der Beſchluß, den Vorſchlag des Ortsvorſtandes dankend anzunehmen. Alle Proletarier ſtimmten für die Auswanderung nach Amerika.

Die Vorbereitungen zur Reiſe waren bald beendigt, denn die Auswanderer hatten gar wenig in Ordnung zu bringen. Johann Obmann z. B. war zehn Gulden Hauszins ſchuldig; er gab ſein Mobilarvermögen in Zahlung, welches man ihm zu *ſechs* Gulden anſchlug, und die fehlenden vier Gulden mußte er auf andere Weiſe herbeiſchaffen. Seine Reiſegefährten ſaldirten ihre Rechnungen ebenfalls, ſo gut ſie konnten, und in ein paar Wochen waren Alle reiſefertig.

Inzwiſchen hatte der Ortsvorſtand einen Contract mit dem Kaufmanne Gandenberger in Darmſtadt abgeſchloſſen, wodurch ſich dieſer verpflichtete, 500 bis 700 Perſonen von Gernsheim nach Baltimore zu befördern, und zwar für den Preis von 71 Gulden für Erwachſene und 56 Gulden für Kinder von 1 bis 12 Jahren. Säuglinge unter 1 Jahre ſollten umſonſt mitgehen. Bei dieſem Contract wurden die Emigranten nicht zu Rathe gezogen. Dieſe hatten einmal ihre Zuſtimmung zur Auswanderung gegeben und mußten ſich nun gefallen laſſen, wie man über ſie verfügte.

Laut § 8 des Beförderungs-Contractes ſollte die Einſchiffung in Gernsheim zwiſchen dem 1. und 15. Auguſt geſchehen, und dieſem gemäß verließ der erſte Transport, wobei Joh. Obmann, Großzimmern am 31. Juli, Nachmittags 5 Uhr, und der zweite, wobei Heinrich Brücher, um dieſelbe Stunde am 7. Auguſt, und beide kamen am folgenden Morgen gegen 2 Uhr in Gernsheim an, wo ſie ſofort nach dem eben von Mannheim eingetroffenen Dampfboote geführt wurden. Hier hatten ſie einen Vorgeſchmack von den Trübſalen, die ihrer harrten. „Wenn man ſo ſein Vaterland aus Armuth auf immer verläßt, ſo hat man im Anfange keinen großen Appetit zum Eſſen", ſagte mir Obmann. Dennoch hatten Einige, namentlich die kleinen Kinder, Hunger nach der ſiebenſtündigen nächtlichen Fahrt und verlangten Frühſtück. Dafür aber war nicht geſorgt; am Bord des Dampfſchiffes war weiter nichts, als Brod und Flußwaſſer; von Vorbereitungen zum freundlichen Empfange der Leute, der ihnen den Abſchied von der Heimath hätte erleichtern können, war nicht die Rede. Die Mütter jammerten nach ein Bißchen Milch für ihre Kleinen, oder nach einer Taſſe Kaffee, oder nach irgend etwas Warmem — nichts von Allem war zu haben! Dieſe Rückſichtsloſigkeit empörte die Leute. Sie drohten, umkehren und nach Großzimmern zurückgehen zu wollen, wenn man ſie nicht menſchlicher behandle. Man entſchuldigte ſich ſo gut man konnte, und wußte die Herzensſchweren zu befriedigen, die ſich denn auch bald wie die Schafe an Bord führen ließen und ſtromabwärts fuhren. Den erſten Transport begleitete der Gemeinderath G. bis Rotterdam, den zweiten der Gemeinderath J. W. bis London, und ſo lange dieſe Herren zugegen waren, ging Alles ſo ziemlich, obwohl der Transport unter J. W. ſchon auf dem Rheine viel leiden, an den Ruheplätzen unter freiem Himmel ſchlafen und ſich mit der ärmlichſten Koſt begnügen mußte.

Im Beförderungs-Contracte mit dem Kaufmanne G. heißt es, daß die Seereiſe nach Baltimore „zu Rotterdam oder Antwerpen auf ſoliden, gekupferten Dreimaſter-Schiffen" werde angetreten werden. In Rotterdam angekommen, hieß es, man habe, im Intereſſe der Auswanderer, dieſen Paragraphen dahin abgeändert, daß die Einſchiffung nach Amerika nicht in einem Hafen des Continents, ſondern von Liverpool aus, und zwar von dort nach New-York ſtatthaben ſolle, daß man in New-York beſſere Vorkehrungen für das Fortkommen der Auswanderer habe treffen können, als in Baltimore, und daß bereits ein Boote von New-York in Liverpool ihrer harre, der ſie dort in Empfang zu nehmen und nach New-York zu begleiten wünſche. Dies waren die letzten Worte des Gemeinderathes G. an ſeine lieben Landsleute und geweſenen Nachbarn, und dieſe gingen nun unter Leitung eines Bevollmächtigten des Kaufmannes G., Namens Grill, weiter von Rotterdam über London nach Liverpool, wo bereits mit dem Correſpondenten des amerikaniſchen Schiffes „*Atlas*" eine Uebereinkunft wegen der Ueberfahrt nach New-York getroffen war, laut welcher daſſelbe für Paſſage und Beköſtigung zwei Pfund und neun Schilling Sterling für den Kopf bekam. Der Transport unter Joh. W. war für das Schiff „*Sardinia*" zu ähnlichen Bedingungen engagirt, und für eine kleine Anzahl der Leute hatte man Raum am Bord des „Montezuma" beſprochen.

Jetzt waren die Auswanderer im fremden Lande, und nun machte man wenig Umſtände mit ihnen. Sie wurden wie das liebe Vieh durch die Straßen und an Bord geführt, und hier gab der beſagte Bevollmächtigte Grill den meiſten der Familienväter — *nicht allen* — einen Wechſel, wie er es nannte, auf New-York, ging aber dabei ſehr geheimnißvoll zu Werke, ſagte Jedem, um's Himmels Willen vorſichtig mit dem Papiere zu ſeyn, es gleich ſorgſam wegzupacken, damit Niemand es ſähe, und es nicht

Digitized by Google

wieder herauszunehmen, bis er in New-York angekommen. Es gelang ihm, den Auswanderern eine hohe Meinung von dem Werthe des Papieres beizubringen. Sie folgten ſeiner Weiſung und legten es als ein koſtbares Kleinod bei Seite.

Aber der Bote von New-York, den ihnen der Gemeinderath G. verſprochen, der ſie in Liverpool empfangen und ſie nach New-York begleiten ſollte, war nicht da. Es war am Bord Niemand, der Deutſch und Engliſch verſtand, außer einem deutſchen Juden aus London, der aber mit dieſer Auswanderung nichts zu thun hatte. Dieſer diente als Dolmetſcher; jedoch wie ſeine Uebertragung der Wünſche und Klagen der Paſſagiere aufgenommen wurde, läßt ſich aus dem Umſtande ſchließen, daß ihre Wünſche nie befriedigt, ihren Klagen oft größere Entbehrungen und empörende Behandlung folgten.

Es iſt noch einige Hoffnung vorhanden, daß das Verfahren der Schiffsmannſchaft einer gerichtlichen Unterſuchung unterworfen werden wird, und ich will deßhalb noch nicht ausführlich darüber ſprechen; nur Einen Vorfall will ich herausheben und ihn den Mitgliedern des Ortsvorſtandes in Großzimmern und dem Kreisrathe in Dieburg, ſo wie auch dem Kaufmanne G. und namentlich deren Frauen, wenn dieſe Mütter ſind, zur Beachtung an's Herz legen, damit ſie wenigſtens hören, wenn auch nicht fühlen, welche Folgen ihr rückſichtsloſes Verfahren gegen die armen Nachbarn gehabt hat. Die Tochter rechtlicher Eltern, ein ehrbares Mädchen, mußte ſich den viehiſchen Lüſten eines Matroſen preisgeben, und die arme Mutter mußte es dulden. Das brutale Verfahren der Schiffsmannſchaft wurde theilweiſe dadurch hervorgerufen, daß dieſe die Auswanderer nicht nur als Arme, ſondern als Vagabunden, als Sträflinge betrachtete, welche keine Rückſicht verdienten. Wer der Schiffsmannſchaft dieſen Begriff von dem Charakter der Leute beigebracht, weiß man noch nicht; daß aber dafür der Gemeinderath in Großzimmern verantwortlich iſt, liegt am Tage.

Sämmtliche erwähnte Schiffe kamen im Laufe voriger Woche hier an, und brachten im Ganzen 615 Paſſagiere. Dieſe hofften, jetzt alle Trübſale überſtanden zu haben, und ſahen ſich nun nach dem Bevollmächtigten der großzimmern'ſchen Gemeinde um, der ſie hier empfangen, ihnen Wohnung, Hausgeräth, Speiſe und Trank, Geld und Arbeit geben ſollte. Jedoch es kam Niemand! Sie zogen die ihnen in Liverpool gegebenen Wechſel heraus und fanden, daß ſie auf Hrn. Speier gezogen waren, der ſie bei Vorzeigung prompt einlöſ'te, von ſonſtiger Unterſtützung aber nichts wußte; er hatte von Niemanden Auftrag erhalten, irgend etwas Anderes zu thun, als jene Wechſel zu bezahlen. Dieſe beliefen ſich, ſoweit ſie von jenen 615 Paſſagieren bis dahin vorgezeigt wurden, auf 8484. 12 Cent., alſo auf nicht ganz neunundſiebenzig Cents per Kopf, und das war ihr ganzes zeitliches Vermögen! Sie ſuchten demnächſt den darmſtädtiſchen Conſul, und hofften, von ihm den verſprochenen Schutz und Beiſtand zu bekommen. Jedoch auch er wußte von nichts; er hatte nie ein Wort vom großzimmer'ſchen Ortsvorſtande, noch vom Kreisrathe in Dieburg, noch vom großherzoglichen Miniſterium über dieſe Auswanderung gehört, und hatte alſo natürlich weder Mittel noch Befugniß, als darmſtädtiſcher Conſul ſich ihrer anzunehmen. Alles, was man den Leuten von einer Correſpondenz, von einer Uebereinkunft mit ihm oder irgend Jemand in New-York mitgetheilt und heilig verſichert hatte, erwies ſich als unwahr. Der Gemeinderath in Großzimmern und der Kreisrath in Dieburg ſind Lügen geſtraft, die von vorn herein nur Einen Zweck im Auge hatten, nämlich den, ſich der Proletarier zu entledigen, gleichviel, durch welche Mittel und auf welche Weiſe, und durchaus unbekümmert um deren Zukunft. Und was den Abſcheu vergrößert, iſt das Factum, daß die Gemeinde durch das Fortſchicken der Proletarier nicht nur ſich eine mögliche zukünftige Laſt vom Halſe geladen und den Vereinigten Staaten aufgebürdet, ſondern dadurch ein großes Eigenthum ſich zugeſichert hat.

Die Gemeinde Großzimmern nämlich beſitzt ausgedehnte Gemeindegüter, liegende Gründe, woran Alle, Reiche ſowohl als Arme, gleiche Anſprüche haben. Als nun die Zeiten ſchlecht wurden und keine nahe Beſſerung in Ausſicht ſtand, da ſprachen die Armen von einer Theilung dieſer Güter, ſo daß Jeder ſeinen Antheil möge ſelbſt bearbeiten und ſich wenigſtens Brodkorn möge verſchaffen können. Dieſes Anſinnen gefiel dem vermöglichen Theile der Gemeinde gar nicht. Die Gemeindegüter waren zu werthvoll, um ſie auf dieſe Weiſe zu zerſtückeln; viel vortheilhafter war es, dieſelben — ſich zu reſerviren, und deßhalb ſprach man von Auswanderung, und veranſtaltete dieſe, ſtatt einer Theilung der Gemeindegüter. Man glaube alſo nicht, daß die Gemeinde durch Bezahlung der Transportkoſten ihrer Proletarier ein pecuniäres Opfer brachte; im Gegentheile, dieſe gaben durch Entſagung ihrer Anſprüche auf die Gemeindegüter mehr als ein Aequivalent für den dem Kaufmanne G. bezahlten Paſſagepreis.

Die Paſſagiere des „Atlas“ kamen am Montage den 14. d. M., die Paſſagiere der „Sardinia“ am 18. an. Jene wurden am folgenden Nachmittage an's Land geſetzt. Zerlumpt, ſchmutzig, krank, verhungert lagen ſie da, als die Nacht heran kam, und verzweifelnd ſchrieen ſie nach Hülfe. Da führte der Himmel einen der Polizeibeamten vom 2. Ward, Melchior Friedrich Behrle, gegen Mitternacht in die Nähe der Unglücklichen. Er hörte das Jammergeſchrei, und überzeugte ſich bald von der ſchrecklichen Urſache. Er griff in die Taſche, kaufte Brod und heißen Kaffee und ſorgte demnächſt für Obdach; und die Armen erkennen mit Thränen im Auge; daß Behrle Manche von ihnen vom Hungertode rettete. Am Mittwoch wurden ſie ſämmtlich nach dem Armenhauſe gebracht, wo ſie ſich noch befinden. Die Paſſagiere der „Sardinia“ ſind noch am Bord. Man beabſichtigt, ſie nach dem Innern zu ſchicken. (Köln. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen ſtarb, auf einer Reiſe zu ihrer Tochter begriffen, die penſionirte Hofſchauſpielerin Mad. Schröck, früher Mad. Fleck, welche 50 Jahre hindurch an der Berliner Hofbühne gewirkt und vor etwa 3 Jahren das hierauf bezügliche Jubelfeſt gefeiert hatte. Namentlich in der Zeit, in welcher ſie mit dem berühmten Schauſpieler Fleck verheirathet war, gehörte ſie zu den erſten Bühnenkünſtlerinnen Deutſchlands.

Frankfurt a. M.

Hr. Dr. med. G. Luck will mit dem nächſten Sonntag, Morgens von 11 bis 12 Uhr, ſeine Wintervorleſungen „über die körperliche und geiſtige Natur und Entwickelung des Menſchen und deſſen Verbreitung über die Erde“ beginnen, wenn ſich bis dahin eine hinreichende Anzahl von Zuhörern gemeldet haben wird. Wir glauben, manchem unſerer Mitbürger einen Gefallen zu erzeugen, wenn wir ihn auf dieſe Vorleſungen aufmerkſam machen, da die bisherigen Vorträge zu den beſten Erwartungen berechtigen.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 27. Oct. Norma, große Oper in 3 Abth., Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Norma: Fräul. Emilie Walter, k. k. Hofopern- und k. würtemb. Kammer-Sängerin.

Mittwoch, 28. Oct. Der Sohn auf Reiſen, Luſtſpiel in 2 Abth., von Feldmann. Hierauf: Erſte Abtheilung: Optiſche Lichtbilder. Zweite Abtheilung: Komiſche Spiegelbilder aus dem Leben, von Joh. Boſch aus Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 298 Donnerſtag, den 29. October 1846.

Ein Tag auf der See.

Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.

(Fortſetzung.)

Ich näherte mich lachend dem Capitain: „Wie unhöflich ſind Sie,“ ſagte ich, „die Louiſe wünſcht Ihnen glückliche Reiſe, Ihre Audienz iſt alſo zu Ende, aber Sie machen keine Miene, ſich zu empfehlen.“ — „Daß Sie noch ſpotten mögen,“ erwiederte er mit komiſcher Traurigkeit, „ſo nahe dem Ziel und meine Berechnungen waren ſo richtig; was iſt jetzt zu machen?“ — „Was zu machen iſt,“ rief ich muthwillig, „ich denke, wir laden uns bei der Louiſe zum Frühſtück ein!“ — „Da ſieht man, daß Sie Poet ſind,“ entgegnete er raſch, „ſo etwas iſt ja unerhört; ein Beſuch auf offener See!“ — „Es iſt Manches unerhört,“ ſagte ich, „z. B. auch, daß der jüngſte Schiffsjunge der Erſte iſt, der ein fremdes Schiff . . . .“ — „Schon gut, ſchon gut,“ unterbrach mich der Capitain, „Sie haben Recht, es iſt bös ſtreiten mit gelehrten Herren.“ Ich aber ſtellte mich auf eine der Waſſertonnen und rief hinüber: „Heda, Capitain, auf ein Wort!“ Der Gerufene erſchien: ein freundlicher, ſchön zu nennenter Mann, in den beſten Jahren. „Wie iſt Ihr Kaffee?“ Er ſah mich anfangs verwundert an, dann rief er lachend: „Vom Beſten, ich pflückte ihn ſelbſt vor kaum acht Tagen; wollen Sie uns die Ehre ſchenken zu einer Taſſe? Sie ſind Alle auf's ſchönſte eingeladen! So lang' ich die See befahre,“ fügte er hinzu, „iſt mir ein ſo ſeltſamer Fall nicht vorgekommen, wir thäten fürwahr Unrecht, wenn wir nicht die Gelegenheit zu näherer Bekanntſchaft benutzten. Nicht wahr, Kollege, was halten Sie von unſerm Plan,“ rief er unſerem hinzugetretenen Capitain zu; „ich ſende Ihnen meine Schaluppe, der Kaffee wartet auf Sie, er ſoll Ihnen überdies von ſchöner Hand kredenzt werden.“ — „Von ſchöner Hand?“ ſagte ich neugierig; „darf man wiſſen, wer . . . .“ — „Kommen Sie ſelbſt und ſehen Sie mit eigenen Augen,“ unterbrach mich der freundliche Mann; „ich gehe, die nöthigen Befehle zu geben zu würdigem Empfang ſo beſonderer Gäſte. Alſo auf Wiederſehn!“ Damit begab er ſich in die Kajüte hinunter. Mein Capitain ſah mich groß an, und nach langer Pauſe ſagte er: „Meinetwegen, junger Freund, ich bin mit von der Parthie, aber die Verantwortung iſt die Ihrige, wenn ſich urplötzlich ein Wind erhebt und das Schiff ohne Capitain in Fernambucco ankommt. Uebrigens,“ ſetzte er hinzu, „haben wir das nicht zu befürchten, denn allem Anſchein nach ſcheint die Windſtille leider anhaltend zu werden. Zum Ueberfluß werde ich die Wachen in den Maſtkörben vertheilen.“ Somit war denn die Ausführung dieſes originellen Planes beſchloſſen, und wir eilten hinab, um in gehöriger Toilette unſern Beſuch abzuſtatten. Man mag mich auslachen oder nicht, mir iſt's gleich, aber ich muß geſtehen, daß mir während des Ankleidens immer die Worte in den Ohren klangen: er ſoll Ihnen von ſchöner Hand kredenzt werden. Und ſo will ich auch ferner beichten, daß ich wirklich etwas mehr Sorgfalt als gewöhnlich auf meinen Anzug verwendete, ſo daß der längſt fertige Capitain mich ungeduldig mahnte: „So kommen Sie doch, erſt können Sie die Zeit nicht erwarten, und jetzt zögern Sie und putzen ſich, als ſollte der Beſuch einer Prinzeſſin gelten.“ — „Beſſer iſt immer beſſer,“ erwiederte ich, „man kann nicht wiſſen.“ Als wir auf's Verdeck ſtiegen, ſahen wir vom fremden Schiffe bereits ein wohlbemanntes Boot auf uns zukommen; noch einige taktmäßige Ruderſchläge und es lag uns zur Seite. Wir ließen die Leiter hinab und ſtiegen ein, und zwar: der Capitain, unſer braſilianiſcher Doktor, deſſen ich heute unhöflicher Weiſe noch gar nicht erwähnte, ob er gleich den lebhafteſten Antheil an allem Vorgefallenen genommen, dann der Oberſteuermann und ich. Auf meine Bitte wurde auch noch der kleine Fritz mitgenommen, dem wir, wie ich meinte, am Ende denn doch den ganzen Spaß zu verdanken hätten. Wir flogen raſch über die kleine Waſſerſtrecke, die uns von unſerm Gaſtfreund trennte, und nach wenig Minuten bewillkommte uns dieſer bereits auf das herzlichſte. „So etwas hätt' ich mir nie träumen laſſen,“ fuhr er fort, „wie's doch oft wunderbar im Leben geht, und nicht allein auf dem Lande, ſondern auch auf dem Waſſer. Aber wie und wann wurden Sie unſerer zuerſt anſichtig?“ fragte er mich. Ich erzählte die Erlebniſſe der letzten Nacht, und vergaß natürlich nicht, unſerm Wirthe den kleinen Helden vorzuſtellen. „Ei, ei,“ rief dieſer, „da muß er heut' Abend mit meiner Nichte den Ball eröffnen, den ich meinen lieben Gäſten zu Ehren veranſtalten will denn Louiſe war bei uns die Erſte, welche den Nachbarn entdeckte!“ Und ſich an unſern Capitain wendend, ſagte er lächelnd: „So haben wir Beide gleichen Schmerz zu tragen; der meinige iſt faſt noch größer, denn mich hat ein Mädchen beſchämt; aber kommen Sie,“ rief er uns Allen zu, „wir wollen den Schmerz ertränken und zwar zuerſt in Kaffee, der längſt kalt geworden ſeyn muß. Wir begaben uns in die Kajüte hinab; dieſe entſprach völlig der äußern Pracht des Schiffes. Man glaubte wirklich in einem geräumigen Geſellſchaftszimmer auf dem Continent zu ſeyn, und doch ward man wieder durch ſo manches Intereſſante in der Umgebung an die See und an fremde Länder gemahnt. Unſer Wirth ſtellte uns hier ſeinen Neffen vor, und bemerkte bei der Gelegenheit etwa Folgendes: Dies ſey der Sohn ſeines Bruders, des Schiffseigenthümers in Hamburg. Der Letztere habe ſeine Tochter Louiſe an ihrem achtzehnten Geburtstage gebeten, bei ſeinem neuerbauten Schiffe Pathenſtelle zu vertreten. Dies doppelte Feſt wäre im vorigen Jahr hier an Bord, und zwar auf der Elbe vor Hamburg feierlich begangen, aber die Pathin hätte ſich gleich nach Beendigung der Ceremonie ausgebeten, ihren Täufling nicht verlaſſen zu dürfen, und bei ihrem Vater um die Erlaubniß nachgeſucht zur Mitreiſe nach Braſilien. „Ich ſelbſt,“ fuhr der Erzähler fort, „redete meinem Bruder zu, ihr dieſen Wunſch zu erfüllen, und dieſer willigte dann endlich nach mancher-

Digitized by Google

lei Bedenken ein, unter der Bedingung, daß ſein älteſter Sohn die Schweſter begleiten ſolle. So verhält ſich die Sache,“ ſchloß er ſeinen Bericht, „ich habe an Beiden, namentlich an dem Mädchen, eine gute Acquiſition gemacht, denn ſie ſind fleißig und geſchäftig, als wollten ſie den Schiffsdienſt erlernen.“ Der Bruder miſchte ſich nun in's Geſpräch, und erzählte mir, wie ſeine Schweſter bereits geſtern Nachmittag beſtändig mit dem Fernrohe umhergeſehen habe, ob, wie ſie ſagte, keine Bekannte in der Nähe wären. So habe ſie denn auch plötzlich einen weißen Punkt entdeckt den aber die Uebrigen noch lange für eine Wolke gehalten, bis es ſich endlich gezeigt, daß ſie Recht gehabt hätte. Bei dieſen Worten öffnete ſich eine Seitenthür und die Erwartete trat herein Eine liebliche Erſcheinung, faſt zu zart für all' die Mühen und Beſchwerlichkeiten, die immer mit einer größern Seereiſe verbunden ſind. Ein einfaches weißes Kleid war ihr ganzer Anzug, ihr reiches blondes Haar fiel kunſtlos über den Nacken hinab, Hals und Antlitz hatte die unerbittliche Tropenſonne ſtark gebräunt. Sie begrüßte uns ſtumm, ſprach hierauf einige entſchuldigende Worte zu ihrem Oheim, und wir ſetzten uns an den einladenden Frühſtückstiſch. „Nun, wie ſchmeckt der Kaffee, junger Freund,“ fragte mich ſcherzend der Wirth. „Vorzüglich,“ antwortete ich „und ſelbſt gepflückt?“ ſetzte ich verwundert hinzu. „Meine Nichte und ich, doch laſſen Sie ſich nur von dem Fräulein erzählen. Louiſe, da iſt ein Landsmann von Dir, Ihr müßt Euch ja kennen.“ Wir wechſelten hierauf unſere Namen und es ſtellte ſich heraus, daß wir uns bereits vor einigen Jahren auf einer Landparthie in der Umgegend unſerer Vaterſtadt kennen gelernt hatten. Ich hatte das damals noch jüngere Mädchen längſt vergeſſen, mein Erſtaunen war aber nicht geringer, ſie hier unter der Linie, noch dazu bei einer ſo ſeltſamen Gelegenheit wiederzuſehen. All' die alten heimathlichen Erinnerungen erwachten in mir mächtiger denn je, und ſtatt von Braſilien und dem zunächſt Liegenden zu ſprechen, unterhielten wir uns von unſern nordiſchen Freunden und Bekannten. Der Jungfernſtieg mit ſeiner Alſter, die Elbe mit ihren Schiffen, Blankeneſe, Cuxhafen und Gott weiß was Alles, zog lebendig an uns vorüber. Obgleich ich's gleich erſt vor einigen Monaten verlaſſen, ſo war mir's doch plötzlich ſo neu, ſo anziehend, daß ich mich nicht davon losmachen konnte. Auch ihres Bruders erinnerte ich mich, die Bekanntſchaft wurde auf das herzlichſte erneuert.

(Fortſetzung folgt.)

Die Lutherbilder von Schwerdgeburth.

In der Gegenwart, die aus abſtracten Theorien und Formeln heraus immer entſchiedener auf die unmittelbare, lebendige Anſchauung hindrängt, ſcheint die erleichterte Vervielfältigung von bildlichen Darſtellungen ein eben ſo wichtiges Bildungsmittel, als es die Preſſe bisher war, werden zu wollen. In der That erſpart eine treue Abbildung lange Beſchreibungen, die doch meiſtens die Phantaſie nicht zu beſtimmten Vorſtellungen zu zwingen vermögen, und ein bildliches Kunſtwerk ſagt oft mehr als ein ganzes Buch. In dieſem Sinne verdienen die Lutherbilder, die der fleißige und talentvolle Schwerdgeburth herausgibt, nicht nur in künſtleriſcher, ſondern eben ſo ſehr wo nicht mehr in volksbildender Beziehung volle Anerkennung. Daß Luther gegenwärtig dem deutſchen Volke wieder nahe gerückt werde, daß es an ſeiner markigen Geſtalt wahre Größe von wohlfeiler Berühmtheit unterſcheiden lerne, und in ihm ein Urbild des deutſchen Charakters, des gläubigen Muthes, des heiligen Zornes, der der Liebe entſtammt, der gemüthvollen Innigkeit und der nach Freiheit ringenden Geiſteskraft gewinne und ſich an demſelben erbaue, muß Jeder wünſchen, der weiß, wie der Muth und die Fähigkeit zum geſchichtlichen Fortſchritt aus den geſchichtlichen Erinnerungen des Volkes vorzugsweiſe ſeine Lebenskraft zieht. Was Luther anbelangt, ſo trifft das Unternehmen Schwerdgeburth's, ihn bildlich dem deutſchen Volke vorzuführen, mit literariſchen Arbeiten, die den deutſchen Reformator zum Vorwurf haben, auf eine auffallende und gewiß nicht zufällige Weiſe zuſammen. Es liegen uns von Schwerdgeburth bis jetzt drei Lutherbilder vor, die einen Fortſchritt im Leben und in der Perſönlichkeit Luther's nach ihren verſchiedenen Seiten zur Anſchauung bringen. Das erſte Bild ſtellt Luther's Ankunft auf der Wartburg dar, und wir ſehen auf demſelben in Haltung, Ausdruck und Kleidung den Mönch, der nicht ohne die gewaltigſten inneren Kämpfe, deren Spuren im bleichen Antlitz liegen, ſich von den Anſchauungen und Vorurtheilen, in denen die Zeit befangen war, losringen konnte, und der plötzlich durch die Macht der Ereigniſſe aus ſeiner ſtillen Klauſe in das große öffentliche Leben hinausgeſtellt, den Gottesberuf, Schöpfer einer neuen Zeit zu werden, zu fühlen beginnt, aber durch dieſes Gefühl, das noch nicht zum klaren, ſichern Bewußtſeyn geworden iſt in den Tiefen ſeines Weſens geängſtigt und erſchüttert wird. Daß der Künſtler dieſen Ausdruck des ängſtigenden Vorgefühls einer geſchichtlichen Beſtimmung, und nicht die innere Sicherheit und entſchloſſene Feſtigkeit des ſpäteren Luthers in ſeiner Erſcheinung ausprägte, zeugt von einem innigen Verſtändniß des Entwickelungsganges, den Luther genommen hat. — Auf dem zweiten Bilde ſehen wir Luther in der friedlichen und genügſamen Stille des häuslichen Glücks, in einem durch die Frömmigkeit verklärten Familienleben. Der Ausdruck innerer Kämpfe und Zweifel iſt verſchwunden, und der gewaltige und zornige Kämpfer gegen die zur Lüge gewordene Kirche erſcheint im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunde, den Chriſtabend feiernd, zwar ernſt, aber mild und glücklich. Wir ſehen in dieſer Darſtellung gleichſam die Frucht des großen Kampfes, dem Luther ſich unterzogen hatte, die Frömmigkeit, welche das Leben weiht und verklärt, und ſich nicht in Unnatur und Heuchelei von ihm abſchließt. — Auf dem dritten Bilde ſteht Luther am Ziele ſeiner Laufbahn; er iſt im Begriff nach Mansfeld abzureiſen und nimmt von ſeiner Familie und ſeinen Freunden Abſchied. Hier erſcheint er wie ein Seher, der in die Vergangenheit zurück und hinaus in die Zukunft blickt. Daß Gott ihn zu ſeinem Werke berufen und daß er es vollendet, dieſe über alle Zweifel erhabene, heilige und freudige Ueberzeugung ſteht in Blick und Zügen geſchrieben, und die Sorge und Ahnung, die aus ihnen ſprechen, gelten nur der Zukunft des Vaterlandes, der nahenden ſchweren Zeit, die er vorausſieht. Auf dieſe Weiſe tritt uns Luther als der mit dem Mönchthum zerfallene, ſeiner großen Beſtimmung entgegengehende Mönch, als der fromme und glückliche Familienvater, und als der geſchichtliche Mann, der am Ziele ſeiner Laufbahn nicht an ſich, ſondern an die Zukunft, die er eingeleitet und hervorgerufen, denkt, entgegen. Auf den beiden letzten Bildern ſehen wir auch Melanchthon, mit dieſen milden und klugen Zügen, die der Schmerz wie die Freude nur verklären kann, und Luther's ſorgliche Hausfrau, Katharina. — Ohne uns über den künſtleriſchen Werth der drei Bilder ausſprechen zu wollen, müſſen wir doch noch die fleißige und zarte Ausführung und anſprechende Gruppirung, die ſie auszeichnet, rühmen und wünſchen, daß ſie Vielen, wie uns, Freude machen und Frucht tragen mögen.

Dr. E. Anhalt.

Die Hartkopf'ſchen galvaniſirten Bleche.

Die Blechfabrik von R. und E. Hartkopf in Solingen hat die neue franzöſiſche Methode: Eiſenbleche mit Zink zu überziehen, um durch die galvaniſche Wirkung jede Oxydation zu vermeiden, bei uns einheimiſch gemacht, und da die Zeitungsberichte über die beſondere Haltbarkeit dieſer Bleche höchſt günſtig ausgefallen ſind,

Digitized by Google

ſo ſah ich mich veranlaßt, folgende Verſuche mit Blechproben anzuſtellen. Drei ganz gleiche Blechſtücke von beiläufig 4 Zoll Quadrat verglich ich erſt genau, um mich ihres Zuſtandes zu überzeugen, namentlich an den Stellen, wo im Abſchnitte oder Bruch die Eiſen-Oberfläche ganz unbedeckt war. Ich vergrub ſodann in dieſem Winter das eine Blech etwa 3 Zoll unter die Ackerkrume ganz, das zweite zur Hälfte, ſo daß die andere Hälfte aus dem Boden frei hervorſah, und bewohrte das dritte in einem trocknen geheizten Raum. Die im Freien befindlichen Bleche ließ ich drei Monat dem Schnee und ſtrengſten Froſte, wie allen Witterungs-Wechſeln in dieſem Frühjahr ausgeſetzt. Nach den drei Monaten verglich ich die Bleche wieder ganz genau und es fand ſich, daß keins von ihnen gelitten hatte, an keinem zeigte ſich eine Oxydation, der Bruch des Eiſens war unverändert, und es hat mithin die galvaniſche Wirkung allerdings ſtattgefunden, welche in Ausſicht geſtellt wurde. Dies war an verzinnten Blechen ſehr deutlich zu erkennen, welche zum Vergleich ganz auf dieſelbe Weiſe gleichzeitig behandelt wurden, und an denen Verroſtung ſich ſehr deutlich zeigte. Unbedenklich ſind mithin die neuen Bleche ein ganz vorzügliches **Bedachungsmaterial**, und dies um ſo mehr, als ſie mit großer **Leichtigkeit** eine **Feſtigkeit** verbinden, die das Zinkblech nicht haben kann, das ohnehin bei einer Feuersbrunſt, wie wir am Opernhauſe zu Berlin ſahen, verbrannte, und das Feuer verbreiten half, was beim galvaniſchen Eiſenblech unmöglich iſt. Im Großen ſind hier bereits Verſuche mit dieſer Bedachung, die eigenthümlicher Art iſt, angeſtellt worden, z. B. auf der einen ſtädtiſchen Gas-Fabrik und auf dem eben neu eingedeckten Heerig'ſchen Hauſe auf dem Hausvogteiplatz, wo ſich Jeder von den Vortheilen überzeugen kann, da der Beſitzer mit großer Bereitwilligkeit die Beſichtigung geſtattet. Ebenſo habe ich in meinem Hauſe damit ein kleines Dach belegen und einen Balken beſchlagen laſſen, um die Abnutzung durch das Betreten kennen zu lernen, die Jedem, der ſich für Verbeſſerungen intereſſirt, zur Anſicht und Beobachtung freiſtehen. Im Intereſſe meiner bauenden Mitbürger halt ich es für Pflicht, dieſe Erfahrungen und Verſuche zu veröffentlichen, da allem Anſcheine nach, wegen der größeren Billigkeit und Dauerhaftigkeit, ſich eine weſentliche Oeconomie bei Anwendung der Hartkopf'ſchen Bleche herausſtellen wird.

Berlin, im Auguſt 1846. **Bleſſon.**

Mannichfaltigkeiten.

(**Frankfurt a. M.**) Hr. Boſch aus Wien wird heute auf der Frankfurter Bühne ſeine **optiſchen Lichtbilder** in einer **fünften** Vorſtellung produziren. Dieſe Wiederholungen liefern den beſten Beweis, mit welcher freundlichen Theilnahme unſer Publikum dieſe in der That ſehr anziehenden Kunſtleiſtungen, deren Eigenthümlichkeit und Schönheit wir bereits beſprochen haben, aufnimmt. Zahlreicher Beſuch, lebhafter Beifall und Hervorrufung ſind geeignet, den eben ſo wackern als anſpruchsloſen Künſtler aufzumuntern, und der Bericht über die von ihm hier erzielten günſtigen Erfolge möge ihm bei ſeinen weitern Wanderungen zur Empfehlung dienen. — Die bereits drei Mal wiederholte Novität von R. Benedix: „Der Vetter", hat eine entſchieden günſtige Aufnahme gefunden, welche man ihr um ſo weniger mißgönnen wird, als unſere Zeit ſo arm an erfolgreich producirenden Bühnendichtern, aber ſo überreich an kritiſirenden Federhelden iſt, die ganz vortrefflich wiſſen, wie es gemacht werden ſoll, dabei aber leider ſelber gar nichts machen können.

„**Der Vormund** im Kurfürſtenthum Heſſen. Eine Anleitung zur geſetzmäßigen Verwaltung der Angelegenheiten der Pflegebefohlenen. Herausgegeben von G. **Hahndorf**. Kaſſel 1846. Vorwort und Einleitung 8 S. Abhandlung ſelbſt 88 S. Preis 10 Sgr." — Indem wir das größere Publikum, namentlich in Kurheſſen, auf dieſes nützliche, in einer recht klaren und verſtändlichen Sprache geſchriebene Büchlein aufmerkſam machen, glauben wir demſelben einen nicht unerheblichen Dienſt zu leiſten. Denn Jeder, der nur irgend einmal mit vormundſchaftlichen Geſchäften ſich befaſſen mußte, kennt die vielfachen Unannehmlichkeiten und Nachtheile, die aus Unkunde, Verſehen ꝛc. in materieller und anderer Hinſicht für den Betheiligten entſtehen. Daher kann eine Anleitung wie die vorliegende, die ganz practiſch und ihrem Zweck entſprechend iſt, nur willkommen geheißen werden.

In den früheren Zeiten, wo die Studirenden auf Hochſchulen ſich ſehr oft nur durch Rohheit der Sitten auszuzeichnen pflegten, wurde in einer Geſellſchaft von Profeſſoren einer Univerſität viel über dieſen Gegenſtand geſprochen, und einer der Anweſenden meinte, wenn die Studenten mehr in Damengeſellſchaften gezogen würden, ſo würden ihre rohen Sitten nach und nach ſich wohl abſchleifen. „Ei, gehorſamer Diener, Herr College!" erwiederte ein anderer Profeſſor, „dafür will ich mich höflich bedanken, **denn weder meine Frau noch meine Töchter ſind Wetzſteine.**"

Eine in **Eßlingen** in den Tagen vom 7. bis 9. October ſtattgehabte Verſammlung von Taubſtummenlehrern und Freunden des Taubſtummen-Unterrichts aus Preußen, Sachſen, Bayern, Würtemberg, Frankfurt und der Schweiz, in welcher die Erfahrungen der verſchiedenen Taubſtummen-Anſtalten gegenſeitig ausgetauſcht wurden, hat für das künftige Jahr eine zweite Zuſammenkunft nach **Frankfurt a. M.** verabredet.

Ein Kunſtkenner (Dr. **Förſter?**), welcher ſeine Reiſe von München nach Frankfurt in der allgemeinen Zeitung mittheilt und dabei von Wandgemälden in Reutlingen, Kunſtſchätzen in Karlsruhe und den ſchönen Bahnhäuſern Rühmliches erzählt, — kömmt Abends mit der Eiſenbahn nach **Freiburg** und fragt einen Mitreiſenden nach einem der genannteſten Gaſthöfe. Dieſer empfiehlt ihm den Storchen, fügt aber bei: „Freilich iſt der Storch ein liberales Wirthshaus, ich weiß nicht" — — (nun laſſen wir den Kunſtkenner weiter erzählen). „Das wäre für mich", antwortete ich, „keinesfalls ein Hinderniß; aber dieſe Eigenſchaft bei einem Wirthshauſe iſt mir neu; ſonſt bezeichnet man ſie als vornehm, mittel, gering, theuer, wohlfeil, gut, ſchlecht ꝛc., was iſt denn **liberal** bei einem Wirthshaus?" Nun erklärte mir der Reiſende, daß da die Bildniſſe von Itzſtein, Hecker, Zittel, Mathy u. a. freiſinnigen Abgeordneten im Zimmer aufgehängt wären und ſolche Leute am liebſten da einkehrten, die der politiſchen Richtung derſelben folgten, und darum ſey das Wirthshaus liberal. Ich ging hierauf ohne weitere Sorge mit meinem Führer und bedauerte nur, bloß die Bildniſſe der genannten Männer und nicht ſie ſelbſt anzutreffen, muß aber dem Wirthshaus zum Storchen zum Ruhme nachſagen, daß ſeine Liberalität ſeinen übrigen rühmlichen Wirthshauseigenſchaften nicht den mindeſten Abbruch thut, ſondern daß es ſehr gut und billig iſt und wünſche den andern Städten im deutſchen Reiche recht viele ſolche liberale Häuſer mit und ohne Schenkgerechtigkeit." Mit dieſem Zeugniſſe des Kunſtkenners der allgemeinen Zeitung wollen wir dem reiſenden Publikum den Storchen in Freiburg, welcher auch im Winter da bleibt, beſtens empfohlen haben. (Rundſchau.)

Die mehrerwähnte Emancipirte, Mad. Aſton, hat unter dem Titel: „Meine Emancipation" ein Buch veröffentlicht, worin ſie ihre Schickſale, ihre Kämpfe mit den polizeilichen Mächten Berlins u. ſ. f. nicht ohne Intereſſe erzählt. In demſelben veröffentlicht ſie auch ihr Geſpräch mit dem Miniſter von Bodelſchwingh über die Begriffe von Frivolität und Atheismus.

Digitized by Google

(Ettlingen, 25. Okt.) Wir haben geſtern Abend ein ſchauerliches Unglück hier erlebt. Möge es zur Warnung dienen! Ein Dienſtmädchen, etwa 20 Jahre alt, hat eine Quantität Frucht zur Mühle gebracht, und ſollte, wie es bei uns üblich iſt, während die Frucht gemahlen wurde, anweſend ſeyn. Gegend Abend waren die Gehülfen des Müllers auf kurze Zeit weggegangen, und das Mädchen wollte ohne Zweifel nach dem Mahlgang ſehen und ging an den ſogenannten Königsſtock. Etwas zu nahe hinzugekommen, faßte der in raſcher Bewegung ſich umdrehende Königsſtock das Kleid des Mädchens, das ſogleich ſelbſt an dem Körper ſo erfaßt wurde, daß ſich dieſer gleichſam um den Stock wickelte. Im Augenblick, ein einziger Schrei wurde noch laut, war das Rückenmark aus einander geriſſen und das Mädchen todt. Der ſchnell herbeigekommene Müllergeſelle ſtellte das Rad, und der alsbald gerufene Phyſikus konnte den Körper nur mit Mühe von dem Königsſtock abnehmen, nachdem Kleider und Haare abgeſchnitten worden. Es war ein wahrhaft ſchauerlicher Anblick, und beweiſ't dies Unglück wiederholt, wie die geringſte Sorgloſigkeit zum Verderben werden kann.

Das bekannte Schloß Arenenberg in der Schweiz, nicht unberühmt durch den Aufenthalt Louis Bonaparte's daſelbſt und die daran geknüpften diplomatiſchen Händel, iſt von Frau von Oven (Charlotte von Hagn) angekauft. Sonderbarer Wechſel! Arenenberg war bekanntlich das freudenloſe Aſyl der Königin Hortenſe.

Korreſpondenz.

Mainz, 26 Oct.

Man ſpricht hier ſtark davon, daß bis zum nächſten Jahre die Gas-Beleuchtung allgemein hier eingeführt werden ſoll, was für unſere Straßen-Beleuchtung beſonders wünſchenswerth ſeyn würde, da dieſelbe ſchwerlich geeignet erſcheinen dürfte, als Muſter gepeieſen zu werden. Unſer neuer Stadttheil, der Käſtrich (der Weſtend von Mainz), iſt ohne alle Beleuchtung und lediglich auf Mondſchein angewieſen; ſollte etwa dieſe Einrichtung für die ganze Stadt gewünſcht werden, ſo iſt dieſelbe ſehr billig herzuſtellen und gewährt noch ſonſtige Annehmlichkeiten, wovon ſich jeder Liebhaber des Abends zur Genüge überzeugen kann. Sonderbarer Weiſe ſind die Bewohner unſeres Weſtend mit dieſer Beleuchtungs-Weiſe ſehr unzufrieden und haben deshalb bei dem Gemeinderath aus purer Beſcheidenheit um eine einzige gewöhnliche Mainzer Laterne gebeten, was aber von dieſer Behörde abgelehnt wurde, in Erwägung, daß in Folge einer Uebereinkunft mit den Bauten-Unternehmern die Pflaſterung und Beleuchtung Seitens der Stadt erſt dann einzutreten habe, wann dieſer Stadttheil zur Hälfte vollendet ſeyn würde. Wer nun die Beleuchtung zu übernehmen hat, ob Hans oder Kunz, das bleibt ſich ganz gleich; man glaubt übrigens die beſcheidene Bemerkung nicht unterdrücken zu können, daß die Polizeibehörde für den Schutz der Bewohner zu ſorgen hat, daß dies ihr erſter Beruf iſt und daß ſchon die Sittlichkeit die Beleuchtung dringend erheiſcht; das Zweckmäßigſte und Einfachſte wäre demnach, die ſtädtiſche Behörde von Amtswegen zur ſofortigen Beleuchtung anzuhalten, und wäre es alsdann Sache der Stadt wenn ſie ſich im Rechte glaubt, ihren Regreß weiter zu ſuchen.

Aus der bayeriſchen Pfalz, 25. Oct.

Der Landauer Eilbote bringt heute zur Anzeige, daß in ſeiner Expedition zu ſehen ſind: reife Birnen, als Zweifrucht in dieſem Jahre von denſelben Bäumen, und iſt dieſes durch Bürgermeiſterämter beſtätigt. In vielen früheren Jahren wurde die erſte Frucht nicht ſo reif, als dieſe zweite iſt, wovon ſich Referent überzeugt hat. Zwei Dickrüben, jede 19 Pfund ſchwer, eine Traminertraube, auf einer Hälfte von rother, auf der andern von weißer Farbe, ſind ebenfalls vor der Georges'ſchen Behauſung zur Beſichtigung aufgeſtellt, ſo wie Kartoffeln, worüber gedachtes Blatt Folgendes enthält: „Eine neue Gattung vorzüglich guter und großer Kartoffeln iſt am Expeditionsſchalter des Eilboten zu ſehen; 20 — 30 Stück befinden ſich gewöhnlich an Einem Stocke und geben einen mäßigen Korb voll.“ Auch Drake wird verbeſſert. Es iſt dieſe unentbehrliche Frucht etwas beſſer noch ausgefallen, als man erwartet hat, namentlich im leichteren Boden des Gebirges, wo die Kartoffeln vollkommen wieder geſund ſind und dem Rieſengeſpenſte der eingekeimten, ſich fortpflanzenden Seuche tüchtig zu Leibe gehen. Rüben und Gemüſe ſind billig, aber die Butter ſteht hoch, und unſere Bäcker behaupten auch, den Brodpreis nicht fallen laſſen zu können. Der Waizen iſt bedeutend vor der Sperre nach Frankreich ausgewandert. Der neue Wein, durch die ungewöhnliche Traubenbeerengröße in ungehoffter großer Quantität vorhanden, hat trotz ſeiner ausgezeichneten Güte nur den niedrigen Preis von 115 — 160 fl; die Preiſe der noch edleren Haardtweine ſollen im Verhältniſſe für die Weinbergbeſitzer noch unerfreulicher ſeyn. Das Geld iſt rar und das Brod theuer.

Frankfurt a. M., im Oct.

Wir leſen in Nro. 20 und 21 der Frankfurter „Gemeinnützigen Chronik“: „Betrachtungen über die errichtete Anſtalt zur Muſter- und Verkaufs-Ausſtellung von einer Geſellſchaft Gewerktreibender“, auf welche wir im Intereſſe des Gewerbſtandes um ſo mehr aufmerkſam machen zu müſſen glauben, als dieſe Betrachtungen das Für und das vermeintliche Wider einer ſolchen Anſtalt mit Gründlichkeit und Unparteilichkeit prüft und den Nutzen derſelben unwiderſprechlich darthut. Wir ſagen das „vermeintliche“ Wider, denn es darf dem Denkenden nicht entgehen, daß alles gegen eine ſolche Anſtalt Vorgebrachte dem Weſen derſelben gänzlich fremd iſt. Was iſt der Zweck einer ſolchen Anſtalt? Trennung des Kaufmänniſchen nach der einen Richtung vom Techniſchen des Gewerbes. Die Gewerbproduction als ſolche ſteht zwiſchen dem Handel und der Conſumtion; ſie kauft die Rohſtoffe zur Verarbeitung und dieſe Umformung iſt ihr Zweck. In der Erreichung des Zweckes aber hat eine Thätigkeit ihr Ende erreicht. Nun ſoll der Gewerbtreibende nochmals und zwar ein neues, ſeiner Thätigkeit an ſich fremdes Geſchäft, den Abſatz ſeiner Producte, beginnen. Er ſoll Producent und Kaufmann, nicht etwa für einzelne große Maſſen, ſondern für jedes einzelne Erzeugniß ſeiner Thätigkeit insbeſondere ſeyn. Welchen Zeit- und Koſtenaufwand, welche beſondere Richtung der intellectuellen Kräfte, die der Vervollkommnung der Gewerbe geradezu entgegengeſetzt ſind, eine ſolche Vereinigung erzwingt braucht nicht hervorgehoben zu werden. Daher kommt es, daß mancher Gehülfe ſeinen Meiſter überflügelt, weil dieſer Krämer ſeyn muß und an die Vervollkommnung ſeines Geſchäftes nicht denken kann. Darum macht die fortſchreitende Entwickelung der Gewerbe, welche die Theilung der Arbeit hervorgerufen, auch dieſe Trennung nothwendig, wenn die Gewerbe kräftig gedeihen ſollen. Der Gewerbsmann ſey Käufer ſeines Rohſtoffes, denn deſſen Beſchaffenheit und Güte muß er am beſten zu beurtheilen wiſſen, aber nicht Verkäufer ſeines Productes; dies Geſchäft übernehme ein Anderer. Wende man nicht ein, daß durch die Berührung mit dem Publikum der Gewerbsmann deſſen Geſchmack beſſer kennen lerne. Den Geſchmack leitet die Mode, die Zweckmäßigkeit und Güte des Productes aber beſtimmt der Gebrauch; dieſen muß er kennen, die wiſſenſchaftlichen und techniſchen Fortſchritte, ſein eigenes Nachdenken müſſen ihm Mittel an die Hand geben, die größte Zweckmäßigkeit mit Güte und Schönheit der Producte zu vereinigen, wodurch auch allein eine vernünftige Leitung des Geſchmackes errungen werden kann. Dies Alles kann der Gewerbsmann, ſo wie jeder Andere nur, wenn er ſeine Thätigkeit zu einem Zweck, zum Betrieb ſeines Gewerbes im ganzen Sinn des Wortes, nicht zu trennen gezwungen iſt. Wir empfehlen Allen, die in's Einzelne über dieſen hochwichtigen Gegenſtand gehen wollen, jene oben angeführten „Betrachtungen“ und ſchließen die unſrigen mit dem Wunſche, daß Egoismus einer wahren Selbſtliebe, die unzertrennlich mit dem allgemeinen Wohle iſt, immer mehr weichen und dem Guten den Eingang verſchaffen möge.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 28. Oct. Die Schwäbin, Luſtſpiel in einem Act, von J. F. Caſtelli. Hierauf folgt: Der Sohn auf Reiſen, Luſtſpiel in 2 Abth., von Feldmann. Zum Schluß: Optiſche Lichtbilder, von Joh. Boſch aus Wien.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 299. | Freitag, den 30. October | 1846.

Ein Tag auf der See.

Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.

(Fortſetzung.)

Die beiden Schiffsherren waren nach eingenommenem Frühſtück in eine kleine Seitenkajüte gegangen und theilten ſich dort bei Seekarten und Tabellen ihre Berechnungen und Erfahrungen mit. Das Geſchwiſterpaar unterhielt mich auf das Anmuthigſte von dem gelobten Lande, das ſie vor kaum acht Tagen verlaſſen, und dem wir ſeit vielen Wochen zuſteuerten. Auch ſie waren in Fernambucco und Bahia geweſen, und erzählten viel von der prächtigen und doch wieder ſo verſchiedenen Lage beider Städte. Auch hatten ſie meine Verwandten in Bahia kennen gelernt und rühmten mir den freundlichen Empfang bei den lieben Leuten. Ein Papagei, der nach Futter rief, unterbrach uns. Louiſe zeigte mir ihre Vögel und Affen, die auf den niedlichſten Geſtellen im Zimmer umher ſtanden, und die ich bis jetzt gar nicht bemerkt hatte. Ueberhaupt waren die Wände umher auf das geſchmackvollſte verziert, man ſah eine weibliche, ordnende Hand. Ueber dem Spiegel hingen die prächtigſten Federn zu Fliegenwedeln zuſammengebunden, fremde kaktusartige Topfgewächſe mit flammenden Blumen ſtanden auf kleinen Tiſchen in den Ecken des Saales, und bei ihnen ſchöne, nie geſehene Früchte, von denen ich nur Ananas und Orangen erkannte. Ich glaubte mich wirklich in ein braſilianiſches Landhaus verſetzt; durch große, hellpolirte Spiegelſcheiben fiel das Licht von oben herein, mit demſelben auch einige neugierige Sonnenſtrahlen, aber ein grünſeidener Vorhang verwehrte ihnen alsbald den Eintritt und verbreitete in dem reizenden Gemach ein wunderbares Halbdunkel. Unſer Wirth trat herein, von ſeinem neuen Freunde gefolgt. „Sie bleiben doch bei uns zu Tiſche?“ ſagte er verbindlich, „Sie müſſen wiſſen, daß wir noch nicht lange auf der See ſind, und alſo noch mit Allem dem verſehen, was Sie längſt entbehren. Zugleich werden Sie meiner Nichte Gelegenheit geben, ihre Kochkunſt zu zeigen; ich hoffe, Sie ſchlagen mir's nicht ab.“ Mit Freuden nahmen wir die weitere Einladung an, mein Capitain freilich mit etwas bedenklicher Miene. Wir begaben uns nun auf das Verdeck, um eine größere Beſichtigung des ganzen Schiffes vorzunehmen. Oben fanden wir ein Sonnenzelt aufgeſchlagen, ſo daß wir, ohne von der Hitze beläſtigt zu werden, uns der Ausſicht freuen konnten. Unſer Schiff lag ſehr nahe in gleicher Richtung mit der Louiſe. Von der langen Reiſe ſah es allerdings weniger ſtattlich aus, auch war es bei weitem kleiner, aber deswegen auch in manchen Theilen leichter und zierlicher gebaut. Kein Luftzug, auch nicht der allergeringſte, ging über die ſpiegelglatte Waſſerfläche, kein Wölkchen war zu ſehen, das Blau des Himmels ſchien dunkler und zugleich glänzender, als ſonſt. Ich konnte mich in Gedanken nicht erwehren den jetzigen Zuſtand der See mit demjenigen zu vergleichen, wenn ein gefährlicher Sturm den Schiffern Schrecken und Gefahr bringt. „Sie kennen das Meer noch nicht, lieber Freund,“ ſagte der Arzt, „ich kann davon entſetzliche Geſchichten erzählen.“ — „Aber nicht jetzt,“ fiel ihm Louiſe raſch in's Wort, „wozu uns vor der Zeit ängſtigen; wir werden's noch Alle erfahren,“ ſetzte ſie bedeutend hinzu. Wir begaben uns nach dem Vordertheil des Schiffes. Ueberall die muſterhafteſte Ordnung, die Seile, das Tauwerk und alle Geräthſchaften neu und glänzend von Sauberkeit. Die Segel, wie aus Schnee gewebt, blendeten unſere Augen; die Maſten waren hell polirt, die Maſtkörbe mit ihrem grünen Geländer, die ſchwarzen Strickleitern, die unzähligen, nach allen Richtungen hin ſich kreuzenden Taue, Alles bot uns ein Bild des ſchönſten Ebenmaßes. Wir begaben uns hinunter in den mittlern Raum oder in das ſogenannte Zwiſchendeck. Nach hinten ſahen wir die verſchiedenen kleinen Schlafkabinette für Paſſagiere, die aber diesmal leer ſtanden, ſchon weil die Frequenz von Amerika nach Europa bei weitem nicht ſo bedeutend iſt, als umgekehrt. In dieſem Raum ſtanden auch an den Seiten des Schiffes entlang die Kanonen, zwölf an der Zahl, auch eine ſeltene Erſcheinung für Kauffahrer, die in der Regel nur oben auf dem Verdeck ein paar Mörſer führen zu Signalen. Ich wunderte mich auch nicht wenig darüber; aber der Capitain ſagte mir: „Wir haben auch einen großen Schatz an Bord, der geſichert ſeyn will;“ damit wies er auf ſeine Nichte. Ich konnte dem nur beipflichten; aber das Fräulein, wahrſcheinlich um unſerm Geſpräch ein Ende zu machen, wandte ſich an ihren Oheim und bat um die Erfüllung einer Bitte, die immer bis zur nächſten Windſtille hinausgeſchoben war. „Du haſt Recht, Kind,“ ſagte der Capitain, und gab dem neben ihm ſtehenden Steuermann einige Befehle. Sogleich wurden große Luken vor der einen Kanonenreihe hinuntergelaſſen, und zwar ſo, daß die herabgelaſſenen Planken eine Art Balkon auf das Meer hinaus bildeten. Das Waſſer ſtand dicht darunter, ſo daß man ohne Gefahr vor Schwindel vortreten durfte. Einige herbeigerufene Matroſen luden alsbald eine Kanone, und zwar mit einer tüchtigen Kugel, hierauf ward dieſelbe bis an den Rand des Waſſers hingeſchoben, wir zogen uns etwas zurück; der Capitain richtete die Mündung auf die Meeresfläche, ergriff die Lunte, legte ſie ruhig auf das Zündloch, und mit lautem Knall fuhr die Kugel ziſchend heraus. Wir bemerkten deutlich, obgleich das ganze Schauſpiel wenig Sekunden dauerte, wie dieſelbe dicht vor uns auf das Waſſer ſchlug, wieder abprallte, in einiger Entfernung von neuem die Fläche berührte, wieder weiter geſchnellt wurde, und ſo immer fort, bis ſie ſich in der Ferne des Horizontes verlor. Es war ein höchſt intereſſanter Anblick. Später wurden zwei Kanonen geladen und ſchnell hintereinander abgeſchoſſen, ſo daß wir das Schauſpiel doppelt genoſſen. Dann ließ der Capitain den Zugang zu dem untern eigentlichen Raum öffnen, ein Mann ſtieg mit einer Laterne hinunter, wir ſahen ihm nach, wie er über die großen Kiſten wegkletterte und ſich immer weiter und weiter entfernte. Das Licht in der Laterne ſchimmerte endlich nur noch wie ein klei-

Digitized by Google

ner Stern; wir mußten geſtehen, ich zumal, nie ein größeres Schiff geſehen zu haben.

Ueber dieſe angenehme Beſichtigung und über die Betrachtung und Erklärung ſo mancher anderer Gegenſtände, die unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, war unvermerkt der Vormittag verfloſſen. Auf dem Verdeck angekommen, fanden wir daſelbſt ſchon die Mittagstafel gedeckt. Wir konnten die Fürſorge des Fräuleins nicht genug loben, und als nun vollends im Verlauf der Mahlzeit einige beliebte Hamburger Gerichte kamen, wollte der Frohſinn kein Ende nehmen. Zum Nachtiſch, den vorzüglich die noch ganz friſchen braſiliſchen Früchte verherrlichten, holte unſer liebenswürdiger Wirth einige Flaſchen Champagner, und als unſere Gläſer gefüllt waren, ließ er die „Aurora" leben und ſeine lieben Gäſte. Unſer Capitain erwiederte den Toaſt auf das freundlichſte, und als die Reihe der Geſundheiten an mich kam, ließ ich es mir nicht nehmen, nochmals das Wohl der „herrlichen Louiſe, der Pathin, wie des Täuflings" auszubringen. Nach beendigter Tafel bat ich im Namen unſeres Schiffes den Gaſtgeber um die Ehre, den Nachmittagskaffee bei uns einzunehmen. Dies wurde bereitwillig zugeſagt; ich fuhr deshalb mit unſerm Arzt hinüber, während die übrige Geſellſchaft ſich in die Kajüte zurückzog, theils einen kurzen Mittagsſchlummer zu halten, oder auch bei der Cigarre ein Stündchen zu plaudern. Auf unſerm Schiffe angekommen, that ich mit meinem Freunde das Möglichſte, um unſere Wirthe würdig zu empfangen. Unſere Leute hatten ſchon Vormittags, wie es immer bei Windſtille zu geſchehen pflegt, das Verdeck auf das ämſigſte geſcheuert, und der Unterſteuermann hatte, weil er, wie er mir ſagte, den Beſuch voraus geſehen, bereits alles Umherliegende bei Seite ſchaffen laſſen, ſo daß unſere „Aurora", trotz ihrer langen Reiſe, ganz manierlich ausſah. Ich begab mich in die Kajüte und ſuchte da mit dem Doktor alle möglichen Flaggen hervor, von denen auf größeren Schiffen für Feſte und Feierlichkeiten aller Art ſtets eine bedeutende Anzahl vorräthig iſt, namentlich die in neuerer Zeit ſo beliebten langen Wimpel, deren Ende in's Waſſer taucht, wenn ſie von der höchſten Maſtſpitze herabwehen; und nachdem wir Alles wohl geordnet und unſere ganze Mannſchaft wohl inſtruirt hatten, löſ'te ich einen Böller; wie vorauszuſehen war, kam auf unſerm Nachbar Alles eiligſt auf's Verdeck, und in demſelben Augenblick gingen unter dem einhalligen, weithinſchallenden Ruf: „Louiſe hoch!" alle Flaggen, Fahnen und Wimpel in die Luft. Der Anblick muß ſchön geweſen ſeyn, denn ſie klatſchten drüben in die Hände und riefen ein Mal über das andere: Bravo! Bravo! Leider fehlte der Wind, um nun mit den bunten Tüchern ſein flatterndes Spiel zu treiben, allein die Menge und die Vorſorge unſerer Matroſen, die auch die querlaufenden Taue damit geſchmückt hatten, erſetzte dies ſo ziemlich. Nach kurzer Zeit kamen unſere Freunde an Bord. „Sie ſind ein Tauſendkünſtler," rief mir der Onkel ſchon vom Boot aus zu, „wir ſitzen ganz ruhig unten bei einem Glas Madeira, auf ein Mal hören wir einen Schuß, wir fahren zuſammen, eilen hinauf und gewahren nun die ſchöne Ueberraſchung." Als wir uns auf das Niederdeck begaben, ſagte mein Capitain in ſpaßhaftem Zorn: „Nun, Sie machen da gute Sachen, aber ich muß mir heut' ſchon Alles gefallen laſſen, auch fragen Sie mich ja nicht einmal vorher." — „Sie kommen noch viel zu früh mit Ihrer Predigt," erwiderte ich, denn ich habe noch etwas ganz Anderes in petto." „Nun meinetwegen," antwortete er, „wenn wir nur morgen wieder Wind bekommen, denn ſo lieb mir unſere neue Bekanntſchaft iſt, ſo können wir doch unmöglich dieſelbe hier auf dem atlantiſchen Ocean unter der Linie fortſetzen. Sie freilich," dabei lachte er vor ſich hin, „möchten am Ende gern hier Hütten bauen, nicht wahr, ich hab's errathen?" — „Wie Sie doch reden mögen," entgegnete ich verlegen, und mußte mir doch im Innern geſtehen, daß ich an nichts weniger, als an einen baldigen Abſchied gedacht.

(Schluß folgt.)

Schlechte Zeiten!

„Schlechte Zeiten!" Das iſt das Schlagwort der Zeit. Wohin man kommt, wo man geht und ſteht, ſchallt und wiederhallt dieſe Loſung. Bleiche Geſichter, auf denen geſchrieben ſteht: „Keine Arbeit und kein Brod", blicken mich an; — es iſt eine furchtbare Frage, die aus tauſend hohlen Augen ſtarrt, eine Frage, die uns Allen einſt noch eine Antwort abzwingen kann, wie wir ſie jetzt nicht ahnen. Aber ſtehen dieſe blaſſen Geſichter vor uns und ſtarren ſie uns an, — was thun wir? Achſelzuckend ſprechen wir die zwei Worte: „Schlechte Zeiten!" und gehen vorüber, und dünken uns dabei wohl noch die beſten Chriſten von der Welt zu ſeyn. Mich däucht aber, ich ſähe Chriſtum ſelbſt, den heiligen Meiſter, wie er, ein bleiches, von Hunger abgezehrtes Kind an der Hand führend, an unſeren Pforten pocht, wie er Einlaß begehrt, und wie wir ihm mit den kahlen, kalten Worten: „Schlechte Zeiten!" den Einlaß verweigern; er verhüllt ſein Antlitz; er weint und geht weiter, es ſind göttliche Thränen, die der Menſchenſohn weint, und eure Augen bleiben trocken, und eure Herzen bleiben Eis, und eure Lippen finden noch immer kein anderes Wort als das von den „ſchlechten Zeiten?" O ſähet ihr, wie ſo mild und doch ſo ſcharfdurchdringend in all der göttlichen Milde der Meiſter euch bis ins Herz hineinblickt! mir graut bei dieſer eurer Ausflucht: „ſchlechte Zeiten!"

Was nennt ihr „ſchlechte Zeiten?" Ihr jammert über die erhöhten Preiſe aller Lebensbedürfniſſe, bei derſelben Einnahme wie ſie früher war, ja bei mitunter bedeutend verminderter Einnahme! Der Segen Gottes lacht uns entgegen. Unredliche Künſte, durch welche Wenige ſich bereichern, um Viele entbehren zu lernen, — ja, ſie werden getrieben, wer kann es läugnen, die Regierungen ſuchen zu ſteuern, ſoweit ſie können, ohne die geſetzliche Freiheit des Einzelnen zu beſchränken, die Communen beginnen, aus ihrer Lethargie aufgeſchreckt, zu handeln. Das Alles iſt wahr. Und doch — wenn wir um uns blicken, wo ſind die „ſchlechten Zeiten?" Sie müſſen ſich doch kundgeben im bitterſten Entbehren der nothwendigſten Bedürfniſſe? in einer Herrſchaft des Ernſtes, der Sorge, der Trauer, wo ſonſt laute Lebensfreudigkeit gewaltet, im öden Schweigen Derer, die ſonſt gejauchzt? Im Verzichtenmüſſen auf Genuß, Mode, Luxus? —

Nun, laßt uns darnach ſuchen!

Der Eiſenbahnpfiff gellt. Wie wogt und drängt die Menge nach dem Bahnhof! Wohin eilt ſie? Haben all die Menſchen Geſchäfte auswärts zu beſorgen? Der Herbſttag iſt ſchön; die Bergſtraße lockt. Mann, Weib und Kind ſteigt in den Wagen, der Zug ſauſt dahin, — — mich dünkt's wie ein Menſchenleben, das ſich verſauſt und verbrauſt, das luſtig verdampft gleich der Rauchſäule aus dem wandernden Schlot. Wer früher nie daran gedacht, fährt jetzt luſtig dahin, ſich ſelbſt betrügend, als koſte das Alles nichts; er rechnet nach Groſchen, und die Summe überraſcht ihn in Gulden. Man kehrt ein und kehrt heim, man hat ſich vergnügt; was hat man gethan? Man iſt geflogen, man hat gegeſſen und getrunken, und iſt zurückgeflogen, und fortgeflogen iſt auch der Gedanke an Noth, und dennoch, kommt ſie am andern Tage wieder vor euch, ſo ſagt ihr, euch entſchuldigend und achſelzuckend: „Schlechte Zeiten!"

Ihr verwünſcht die Kornwucherer! Aber freilich: Man iſt vor acht Tagen bei der Familie „ſo und ſo" zum Kaffe geladen worden, und man muß ſie alſo wieder zum Kaffee laden. Zum Kaffee gehört Kuchen, gehört Torte, gehört ſüßer Wein. Brod, davon der Laib 23 Kreuzer koſtet, gehört nicht dazu, auch das blaſſe Geſicht draußen vorm Fenſter nicht! Ein Kaffee, ein Thee könnte eine Familie eine Woche lang ernähren. Doch... „es ſind ſchlechte Zeiten!"

Freilich: man hat eine Frau, und vier heirathsfähige Töchter,

Digitized by Google

und einen Sohn, der ſtudirt oder ſtudirt hat. Die Beſoldung beträgt 800 Gulden, wenns hoch kommt tauſend. Die Töchter können doch nicht in Kattunkleidern einhergehen, ſie müſſen doch dem Stand des Vaters Ehre machen. Sie müſſen Pariſer Shawls, ſie müſſen Sammetmantillen haben und der Sohn muß doch auch ſeine Jugend genießen. Er würde ſich ja auslachen laſſen müſſen, wenn er nichts mitmachte! Was würde man von den Eltern denken, wenn er nicht weiße Glacehandſchuhe trüge, wenn er ſich bei einer Reitparthie ausſchlöſſe, wenn er dieſem Conzert, dieſem Ball, dieſem Feſteſſen nicht beiwohnte? Es geht nicht anders; man muß ſeinem „Stand“ ſchon ein kleines Opfer bringen, und wären's auch Schulden. Die Handwerksleute mit den Meßrechnungen können warten; denn.... es ſind ſchlechte Zeiten!

Man hat die ſchlechten Zeiten vor ein paar Tagen in einer großen Stadt Mitteldeutſchlands geſucht, ſo ließ ich mir erzählen, und man will ſie in einem Kommentar der Brodtore gefunden haben. Es war — der Theaterzettel! Die armen Menſchen, die unglücklichen, die für fünf Gulden nicht einen Logenplatz haben können! Schlechte Zeiten!

Das ſind freilich „ſchlechte Zeiten!“ Ja es iſt eine ſchlechte Zeit, die Zeit, in der man alle Schuld auf die Zeit ſchiebt, und nichts thut, um die Zeit beſſer zu machen. Die Zeiten ſind nie ſchlecht, die Menſchen ſind's, wenn ſie dem Schein, dem elenden Schein das ganze Sein opfern.

Werdet ſelbſt beſſer, und die Zeiten werden auch beſſer werden. Werdet vernünftiger und ihr werdet beſſer! Emancipirt euch von den eingebildeten Bedürfniſſen und ihr werdet genug haben, um die wirklichen zu ſtillen! Wenn Scham über euren Leichtſinn, über eure Thorheit eure Wangen röthet, dann wird Freude die blaſſen Wangen eurer Brüder wieder röthen, die jetzt mit Kummer dem Winter entgegenſehen. (Vaterland.)

Mannichfaltigkeiten.

Nordmann ſagt in ſeinem unlängſt erſchienenen Taſchenbuch: „Der Deutſche ſchreibe vor Allem deutſch — ſeine Proſa ſey ſtark wie die Eiche, die dem Sturm trotzt; ſchlank und hochgewipfelt wie die Tanne, die himmelanſtrebt; — wir brauchen keine Treibhauspflanzen — natürliche und nicht künſtliche Wärme muß Knospen und Zweige hervortreiben — Sonnenſchein, Regen und Froſt der Heimath muß ſie heimſuchen — die Strahlen der Heimath müſſen durch ihr Laub brechen, und der Schnee der Heimath muß auf ihren Aeſten laſten. Man trägt dem fremden Verdienſt ſklaviſch die Schleppe nach — und das heimiſche Verdienſt nagt am Hungertuch; — daher mag es kommen, daß der deutſche Schriftſteller unſicher und ſchwankend auf eignem Boden ſteht; — er ſieht, wie mit verſchwenderiſchem Lob ein auswärtig Geiſtesproduкt bewillkommt wird, während er, wenn er ſelbſt mit vollen Händen kommt, von der Laune eines überreizten Publikums abhängig iſt, das an jedem Gedanken mäkelt, ob er auch ſo rein klinge wie franzöſiſches Kleingedankengeld, ob er auch die pikante Rundſchrift trage wie die engliſche Münze. — Dem deutſchen Schriftſteller ſtehen nur drei Wege offen: wahnſinnig zu werden — zu verhungern — oder, wenn er eine ſtarke, kräftige Natur mitbringt, zornig der großen Maſſe des Publikums den Rücken zu kehren und für Wenige zu ſchaffen, die gutgeſinnt mit ganzem Herzen an Deutſchland hängen.“

(Lommatzſch, 23. October.) Zur Warnung für alle Schießluſtige, welche etwa ebenfalls Verſuche mit der neu erfundenen Schießwolle anſtellen möchten, berichten wir kürzlich folgenden Vorfall. Ein hieſiger, mit dem Schießgewehr wohlvertrauter Bürger hatte aus der Apotheke zu Meißen derartige Baumwolle zu ſechs Schuß ſich kommen laſſen, welche er auch ſchon in ſechs Portionen abgetheilt erhielt. Man ladete eine Doppel- (Jagd) Flinte, und die beiden erſten Schüſſe, welche die Schrotkörner allerdings weiter forttrugen, als dies mit demſelben Gewehr früher beim Schießpulver gewöhnlich war, gingen glücklich von ſtatten. Beim dritten Schuß jedoch, wozu die Ladung von derſelben Perſon mit der möglichſten Sorgfalt und Kraft aufgeſetzt worden war, zerſprang das Doppelgewehr in mehrere Stücke mit der größten Gewalt, ſo daß man mehrere Theile deſſelben, namentlich ein Schloß, trotz des eifrigſten Suchens nicht wieder fand, die übrigen aber in bedeutender Entfernung. Der Schütze verdankte ſeine Rettung nur dem Umſtand, daß er das Gewehr auffallend kurz hielt.

In Mainz wird Ludwig Kaliſch's Luſtſpiel: „Die Wage der Gerechtigkeit“ zur Aufführung vorbereitet. Wir haben dieſe dramatiſche Novität zwar noch nicht geleſen, kennen aber den geiſtreichen und mit friſchem Humor reichlich begabten Verfaſſer aus ſeinen früheren Schriften von einer ſo vortheilhaften Seite, daß wir dazu berechtigt ſind, auch von ſeinem erſten dramatiſchen Verſuche Gehaltvolles und Gediegenes zu erwarten.

(Breslau, 18. Oct.) Vor kurzem kam zu einem unſerer Mitbürger, dem früheren Kämmerer, Stadtrath Heller, welcher bereits ſein 50jähriges Bürgerjubiläum gefeiert hat, ein Herr und fragte ihn, ob er ſich wohl noch eines Studenten erinnere, dem er in den Kriegsjahren von 1813 aus großer Bedrängniß geholfen, indem er ihm 14 Tage lang freie Wohnung und Koſt gewährt, ohne in weiter zu kennen? Der Greis erinnerte ſich nur noch dunkel des Vorfalls. Der unbekannte Herr entgegnete hierauf, daß er jener Student und jetzt Miniſter des Innern ſey. Dem Ueberraſchten ſagte Hr. von Bodelſchwingh mit dem Ausdruck inniger Dankbarkeit, daß er jetzt allerdings in einer Lage ſey, in welcher er keiner Unterſtützung bedürfe: ſollte er jedoch einmal des Miniſters Hülfe bedürfen, ſo möge er ſich nur getroſt an ihn wenden, er ſtehe ihm mit allen Kräften zu Dienſten.

M. G. Saphir hält in ſeiner jüngſten humoriſtiſchen Vorleſung folgenden „Ausverkauf von Witzen:“ In der Ehe beweiſ't der Mann Alles und behauptet nichts, die Frau beweiſ't nichts und behauptet Alles. — Was für ein Kartenſpiel liebt eine Wittwe, die ſchon drei Männer hatte? Das Whiſtſpiel, ſie ſucht einen vierten Mann. — Inwieferne ſind ſich unſere jetzigen Jünglinge und ein Degen ähnlich? Beide glänzen dadurch, daß ſie ſtets ungezogen bleiben. — Warum trinken die Männer blos außer dem Hauſe, und haben nie einen Rauſch zu Hauſe? Weil ſie ſich fürchten, ihre Frau doppelt zu ſehen. — Warum ſagt man, wenn Jemand ſtolpert: „Hier liegt ein Muſikant begraben?“ Weil die Muſikanten jetzt dadurch begraben ſind, daß man keinen Schritt mehr gehen kann, ohne über einen Muſikanten zu ſtolpern.

Der Obermedicinalrath Froriep in Weimar hat ein neues Mittel entdeckt, die Gefangenen ohne Anwendung des ſo koſtſpieligen Zellenſyſtems von einander zu trennen, nämlich durch die Iſolirung der Sinne. Er läßt jedem Sträfling eine lederne Kappe aufſetzen, wodurch ihm bald der Gehörſinn, bald der Geſichtsſinn, bald ſogar die Sprache entzogen werden kann, derart, daß es in der ganzen Anſtalt nichts als temporäre Taube, Blinde und Stumme gibt. Die Entwickelung ſeines Syſtems iſt manchmal ſo höchſt komiſch, daß man ſich trotz allen Ernſtes eines Lächelns nicht erwehren kann. So z. B. ſchlägt er, für den Fall, daß Schweigſamkeit angeordnet wäre, ganz ernſthaft vor, den Gefangenen mittelſt Heftpflaſter oder ſogenannter engliſcher Pflaſter den Mund zu verkleben!! — Grauſam in jeder Beziehung iſt die Anlegung des Apparates, wodurch der Gefangene eines oder des andern Sinnes beraubt wird! Man ſieht, wie ge-

Digitized by Google

rade die Philantropen vielleicht mit den beſten Abſichten oft die gräßlichſten Foltern in Vorſchlag bringen!

Was die Induſtrie leiſten kann, hat dieſer Tage eine Stickerin in Brüſſel bewieſen. Die Königin der Belgier wollte ihrer künftigen Schwägerin, der Infantin Luiſe von Spanien und deren Schweſter, Königin Iſabella, ein Hochzeitsgeſchenk aus belgiſchen Landeserzeugniſſen machen. Zu dieſem Zwecke beſtellte ſie bei der Putzmacherin Pieron 80 Dutzend Taſchentücher. Alle ſollten nach einem gegebenen Muſter das ſpaniſche Wappen, umgeben von dem Orden des goldenen Vließes und darüber die Königkrone mit noch verſchiedenen anderen Verzierungen von Blumen und Arabesken in Brüſſeler Kanten tragen. Nach zwölf Tagen ſchon lieferte Mlle. Pieron ihre 80 Dutzend Tücher ab, und man hat in Brabanter Spitzen, Brüſſeler Kanten und Batiſtſtickerei nie etwas Vollkommeneres geſehen, ſo daß die Arbeiten in Brüſſel öffentlich ausgeſtellt wurden und allgemeine Bewunderung erregten.

(Wien, 22. Oct.) Unſerem ganzen Mahlmühlen-Syſteme droht eine wünſchenswerthe Veränderung. Bekanntlich ſind unſere Müller die Monopoliſten der Bäcker und Letztere ganz in ihren Händen. Nun iſt aus Newyork ein Erfinder einer Maſchine, Namens Leo Wolf, eingetroffen, welcher um das Privilegium einer Maſchinenmühle anſucht, die in jeder Hinſicht den kühnſten Anforderungen entſprechen und die bewunderungswürdigſten Reſultate zur Folge haben ſoll. Er hat die Verſuche zuerſt im Kleinen beim Fürſten Metternich und vorgeſtern im Großen in dem k. Münzgebäude in Gegenwart einer Commiſſion von Sachkundigen und der Hofräthe der Hofkammer gemacht und das Erſtaunen aller Anweſenden erregt. Gußeiſen, Granitſteine und alle Metallgattungen wurden in Minuten zum feinſten Staub zermalmt und die ganze Verſammlung war mehr als überraſcht.

Vor Kurzem wurde erzählt, wie am Rhein Eltern, die nach Amerika auswanderten, ihre Kinder zurückließen. Ein ähnlicher Fall von Unbarmherzigkeit hat ſich jüngſt in Bremen ereignet, wo die Eltern, weil ihnen 25 Gulden an dem Ueberfahrtsgelde fehlten, ihren 11- bis 12jährigen Sohn zurückließen und demſelben empfahlen, in die Heimath zurückzukehren, bis ſie ihm das Reiſegeld ſchicken würden! Der weinende Knabe, Johannes Wagner aus Steinberg in Kurheſſen, konnte durch keine Thränen ſein Geſchick ändern und mußte mit 5 Gulden in der Taſche die 100 Stunden lange Reiſe antreten. Ohne daß ſich die Lohnfuhrleute ſeiner angenommen hätten, würde er ſchwerlich durchgekommen ſeyn. Eben ſo erging es einem drei Jahr älteren Burſchen einer anderen Familie, und der kleine Johannes erzählt, daß Eltern ein Kind abſichtlich in der Nacht todtgelegen hätten, um für einen Kopf das Ueberfahrgeld zu erſparen.

(Kunſtnotiz.) Den Freunden gediegener Muſik wird es angenehm ſeyn, zu erfahren, daß in dem Freitag den 30. d. M. ſtattfindenden Konzerte des 13jährigen Pianiſten Alfred Jaell das ſchöne Trio für Pianoforte, Violin und Cello (D moll) von Mendelsſohn-Bartholdy durch die Herren Wolff, Elsner und A. Jaell zur Aufführung gelangen wird. Weiter bringt das Programm mehrere brillante Konzertſtücke von Thalberg, L. von Meyer u. A., geſpielt von dem jungen Virtuoſen. Auch die Herren André und Aguilar und Mad. Riehl werden mitwirken. Durch gute Auswahl und Abwechslung der Stücke ſteht den Freunden der Tonkunſt ein anziehender Abend in Ausſicht.

Korreſpondenz.

Berleburg, im Oct.

Allen den bekannten und unbekannten, nahen und fernen Wohlthätern, welche unſere evangeliſche Gemeinde auf Veranlaſſung des von dem Unterzeichneten herausgegebenen Schriftchens: „Aus dem Leben Caſimirs, weil. reg. Grafen von Sayn-Wittgenſtein-Berleburg“ ſo wohlwollend und freigebig zum Neubau einer Kirche unterſtützt haben, würde ich ſchon längſt unſern Dank öffentlich ausgeſprochen haben, wenn ich nicht immer gehofft hätte, damit die Nachricht von dem endlichen Anfang dieſes Kirchenbaues verbinden zu können. Allein noch immer, nachdem die circa 3000 Seelen zählende Gemeinde bereits 18 Jahre lang ihren Gottesdienſt in einer nur 400 Perſonen faſſenden Begräbnißkapelle hält, iſt es uns nicht bekannt, wann wir das Ziel unſerer Wünſche erreichen werden, ja wir müſſen gefaßt ſeyn, noch Jahre lang warten zu müſſen, wenn nur die Ausſparung von Zinſen uns dieſem Ziele näher bringen ſoll. Indeß iſt ſchon mancher unſerer Wohlthäter geſtorben, die fliehende Zeit mahnt, das Wort des Dankes auszuſprechen, auch wenn noch nicht die Abſicht der Geber erreicht werden konnte, und — wie jeder Dank zugleich eine Veranlaſſung neuer Hülfe, wo ſie Noth thut, iſt — ſo knüpft ſich hieran auch die Hoffnung, die Bitte: in einer Zeit wo jene helfende Liebe, die nimmer ermüdet, ſo geſchäftig geworden iſt, den Genoſſen des Glaubens, die in der Zerſtreuung und in der Ferne leben, Kirchen zu bauen und Gottesdienſte zu geben, da werden auch wir, Arme und Einſame dieſer Gebirgsgegend, nicht überſehen werden. Von der 1600 Exemplare ſtarken Auflage des Schriftchens, durch deſſen Anſchaffung Allen, die uns helfen wollen, eine Gelegenheit dargeboten iſt, iſt bis jetzt kaum der dritte Theil verkauft. Nachdem durch deſſen Erlös die Druckkoſten gedeckt ſind, ſo wird nunmehr der Verkauf der andern zwei Drittel der Auflage erſt einen reinen Gewinn abwerfen. Für die bis jetzt verkauften Exemplare iſt ein Betrag von 941 Rthlr. 22 Sgr. ct. ſubſcribirt, wovon jedoch 372 Rthlr. 15 Sgr. erſt bei Beginn des Baues zahlbar ſind. Von der wirklichen Einnahme ad 572 Rthlr. 7 Sgr. ſind bezahlt:

1) Auf die Druck-, Buchbinder- und Verſendungs-Koſten zu 218 Rthlr. 1 Sgr. 2 pf.	186 Rthlr.	19 Sgr.	1 pf.
2) Zu dem Titelkupfer, Porto und Auslagen	38 „	7 „	0 „
3) Baar an die Kirchenkaſſe . .	351 „	7 „	0 „
	571 Rthlr.	27 Sgr.	1 pf.

Auch der Inhalt des Büchleins hat bei recht Vielen eine freundliche Aufnahme gefunden. Das Rheinwald'ſche Repertorium für theol. Literatur (Bd. XLV., Heft 2, S. 114 ꝛc.), Tholuck's liter. Anzeiger (1844, Nr. 40), Barth's Chriſtenbote (1842, Nro. 44), die Monatsſchrift für die ev. Kirche ꝛc. von Dr. Nitzſch und Dr. Sack (Jahrg. 1844, Bd. I., S. 260 ꝛc.) und andere Zeitſchriften haben demſelben eine beifällige Aufmerkſamkeit geſchenkt. So hegt der Verf. daher die Hoffnung, durch dieſes kleine Bild aus der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt den Bedürfniſſen derſelben noch manchen wohlwollenden Helfer zu erwecken. Außer der Kirche entbehrt ſie nicht blos ein zweites Pfarrhaus, ſondern auch ein Hoſpital und Waiſenhaus, welche Gebäude im Brand von 1825 eingeäſchert und nicht wieder erbaut worden ſind. — Unmittelbar an den Verfaſſer gerichtete Beſtellungen ſind portofrei unter Kreuzband und verſehen mit der Aufſchrift: „Pfarrer Winckel's Schrift zum Beſten des Neubau's der Kirche zu Berleburg. laut Ordre vom 2. Nov. 1842 frei.“ Der Ladenpreis von 15 Sgr. fällt dann, unverkürzt durch den den Buchhandlungen gebührenden Rabatt, auf welchen die Herren Buchhändler Kogler in Siegen und Bädeker in Elberfeld, durch welche das 12 Bogen ſtarke Schriftchen ebenfalls bezogen werden kann, gütigen Verzicht leiſten wollen, unſerem Baufonds ganz zu. Auch durch die Verlagshandlung des Hrn. H. L. Brönner zu Frankfurt a. M. kann das Buch auf dieſem Platz bezogen werden.

Fr. W. Winckel, zw. Pfarrer.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 29. Oct. Der Weltumſegler wider Willen, abenteuerliche Poſſe mit Tanz und Geſang in 4 Bildern, frei bearbeitet nach dem Franzöſiſchen von G. Räder, Muſik von Cantal.

Samſtag, 31. Oct. Die Montechi und Capuleti, große Oper in 4 Abth., Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Romeo: Fräul. Emilie Walter, k. k. öſterreich. Hofopern- und k. würtemb. Kammer-Sängerin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 300. Samſtag den 31. October 1846.

Ein Tag auf der See.

Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.

(Schluß.)

Unſere Gäſte, die der Doktor mittlerweile auf dem Schiffe herumgeführt, traten wieder zu uns, und ein allgemeines Geſpräch war bald begonnen. Der Kaffee ward auf dem Verdeck genoſſen, und der Capitain der Louiſe bemerkte ſcherzend, daß derſelbe doch auf der Aurora nicht ſo gar ſchlecht wäre, wie er heute morgen geglaubt. „Jetzt iſt das auch etwas Anders,“ erwiederte ich, „es kommt Alles auf die Geſellſchaft an.“ Hierauf wandte ſich der Arzt gegen unſere Gäſte, mit der Anfrage, ob ſie unſerer Schiffsmannſchaft wohl geſtatteten, eins ihrer Lieder zur Bewillkommnung zu ſingen. Man war ſehr erfreut darüber; unſere Leute näherten ſich auf einen Wink des Oberſteuermanns und bildeten um uns einen Halbkreis. Sie hatten ihre ketheerte Schiffskleidung abgelegt und ſich in Putz geworfen; ſie ſahen gut aus in ihren rothen und blauen Hemden und weißen Beinkleidern; ihre Strohhüte hielten ſie in den Händen. Sie begannen hierauf ein wechſelſtimmiges recht hübſches Lied. Der Inhalt iſt mir nicht mehr gegenwärtig, es war eins von den vielen Liedern, die man auf der See täglich hört, aber auch dort hören muß, um ihren wunderbaren Eindruck zu empfinden. So auf dem Feſtlande nachgeſungen oder gar nachgeſchrieben, verlieren ſie allen Reiz. Als ſie zu Ende waren, begann plötzlich, wie ein nachklingendes Echo, auf der Louiſe ein antwortender Geſang, auch unſern Leuten war jenes Lied bekannt, und ſo bildete ſich ein doppelter Sängerchor, der uns geraume Zeit ungemein ergötzte „Aber mit trockener Kehle ſingt es ſich ſchlecht,“ bemerkte unſer Gaſt, und wand ſich an unſern Capitain mit den Worten: „Sie werden Ihren Leuten doch erlauben, mein Beſter, meinen Wein zu verſuchen?“ und befahl ſeinen Matroſen, die unten im Boote ſich befanden, ein halb Dutzend Flaſchen herüberzuholen. „Nicht anders, als wenn Ihre Mannſchaft den meinigen probiren darf,“ war die Antwort. So wurde dann die gegenſeitige Beſchenkung ausgeführt. Auch kamen, wie wir bemerkten, hie und da ein paar Matroſen der Louiſe zu den unſerigen zum Beſuch und umgekehrt; und ſo wurde die Fröhlichkeit allgemein.

Die Sonne war ſchon längſt über unſere Häupter weggezogen, es ging ſtark gegen Abend, denn bekanntlich iſt faſt immer Tag- und Nachtgleiche zwiſchen den Wendekreiſen. Unſer Capitain hatte es ſich nicht nehmen laſſen, nach beſten Kräften, wie er ſagte, für ſeine Gäſte ein Abendeſſen zu bereiten, und von dieſen erhielten wir friſche Zitronen, Orangen und Pomeranzen zu Punſch und Limonade. Fiſche, erſt dieſen Morgen gefangen, ſo delikat, wie man ſie nur auf dem Meere findet, waren unſtreitig das Beſte auf unſerer ſonſt ſo einfachen Tafel; denn, wie ſchon erwähnt, gegen Ende einer großen Reiſe ſind gewöhnlich die Speiſen ſehr auf den eigentlichen Schiffsproviant reduzirt. Die freundlichſte, gemüthlichſte und zugleich allſeitigſte Unterhaltung war übrigens die beſte Würze der Abendmahlzeit. Nach derſelben, als ſchon die Sonne ſich ſtark ihrem Untergange zuneigte, that Fräulein Louiſe den Vorſchlag, eine kleine Strecke in das Meer hineinzufahren, um beide Schiffe auch in einiger Entfernung und zwar zugleich liegen zu ſehen. Da noch immer nicht der geringſte Luftzug zu bemerken und deshalb auch keine Gefahr vorhanden war, wurde der Vorſchlag bereitwillig aufgenommen, von mir nun vollends mit tauſend Freuden, denn für den Plan, den ich bereits ſeit dieſen Nachmittag mit mir umhertrug, war mir dies ſehr willkommen. Mein Freund, der Arzt, erbot ſich, mir hülfreiche Hand zu leiſten, und blieb zu dem Ende an Bord zurück. Wir Uebrigen ſtiegen alsbald in das geräumige Boot. Die Mannſchaft beſtand zur Hälfte aus Matroſen der Louiſe und aus den unſrigen; ſie ruderten uns langſam in öſtlicher Richtung in die offene See hinein. Ungefähr in Schußweite von den Schiffen machten wir Halt. Wir ſahen nun vor uns die beiden ſtattlichen Fahrzeuge, mit ihrem Bugſpriet einander zugeneigt, hinter ihnen den untergehenden Sonnenball in röthlicher Gluth. Wir konnten aber durch die faſt zauberhafte Beleuchtung unterſtützt, die Schiffe in allen ihren Umriſſen auf das Genaueſte erkennen, in den Maſtkörben beider war die luſtige Mannſchaft vertheilt, in einzelnen Tönen wehte ihr Singen zu uns herüber. Sonſt um uns her ein tiefes, heiliges Schweigen, erhebend und groß! Wir ſprachen wenig oder nichts. Immer prächtiger färbte ſich der Abendhimmel, der Spiegel unter uns ſtrahlte den Glanz zurück, wir ſelbſt waren mit magiſchem Schimmer übergoſſen. Ich werde den Abend nie vergeſſen; ein ſeliges Lächeln ſchwebte auf allen Geſichtern. „Wie ſchön, wie göttlich ſchön,“ flüſterte Louiſe, und drückte ihrem Bruder innig die Hand; der faßte die meinige, und ſo ſaßen wir da wie fromme Geſchwiſter, andächtig und doch ſo froh und vergnügt. Die Sonne ſank tiefer, die feurige Kugel berührte den Spiegel des Meers, aus dem Waſſer glühte eine zweite Sonne herauf, über die weißen Segel der Schiffe zog ein röthliches Licht. „Kinder,“ ſagte der Capitain der Louiſe, „es mahnt von drüben faſt wie ein Gebet;“ er nahm den Hut ab, wir Alle folgten ſeinem Beiſpiel; ein heiliger Schauer flog durch unſere Seele: die Sonne war verſunken. — Noch zitterte das Abendroth über die Fluth und flammte am Himmel, aber nur auf wenige Minuten, denn die Nacht ſank in ihrem ſterngeſtickten Mantel, wie immer in den Tropenregionen, ohne Dämmerung auf das Meer herab. Unſere Ruderer wollten ſich ſchon zum Heimweg anſchicken, noch einen letzten Blick warfen wir auf die befreundeten Schiffe, da plötzlich ſchien es, als ſey das Abendroth nochmals wieder aufgelebt, denn beide Fahrzeuge erhellte ein dunkelrother Schein, erſt matt, dann ſtärker und immer ſtärker, ſo daß die Gluth in's Waſſer hinab und am Himmel hinaufglänzte. Während die Andern, ſtumm vor Erſtaunen, dem eben ſo unerwarteten, wie ſchönen Schauſpiele zuſahen, bemerkte ich, wie ein

Digitized by Google

Boot von unſerm Schiffe abſtieß und ſich zwiſchen der Aurora und Louiſe poſtirte. In demſelben Augenblicke rauſchten auch ſchon die Raketen in die Luft. „Um Gotteswillen, was iſt das,“ rief der Onkel, und an mich gewendet, fragte er: „Sind Sie am Ende auch hier wieder der Tauſendkünſtler?“ — „Ich bin überraſcht wie Sie,“ entgegnete ich, aber mein Capitain ſtieß mich in die Seite und raunte mir zu: „Sie machen da gute Streiche, ich glaube, Sie ſprengen noch unſer ganzes Schiff in die Luft blos der Louiſe zu Ehren.“ — „Welcher Louiſe?“ fragte ich leiſe mit unterdrücktem Lachen. „Ach, gehn Sie,“ erwiederte er; „aber geſtehen muß man, es nimmt ſich prächtig aus.“ Und er hatte vollkommen Recht; mein Doktor that ſeine Schuldigkeit. Das Feuerwerk war ſehr gut vertheilt. An den beiden Spiegeln der Schiffe, die uns zugekehrt waren, ſprühten Feuerräder ihre Strahlengarben weit hinein in das Dunkel der Nacht. Leuchtkugeln ſtiegen aus dem Boote in die Höhe und zerplatzten oben geräuſchlos in tauſend ſilberblitzende Sterne, die ihre ewigen Brüder am Himmel durch ihren Glanz beſchämten, ſie ſanken ſanft nieder, und erloſchen im Sinken. Einige Raketen fuhren über die ruhige Waſſerfläche und verſanken dicht vor unſerm Boote, wieder andere ziſchten durch die Fluth und ſtiegen dann empor, um nochmals zu fallen und zu erlöſchen. Und dies Alles in doppelter Pracht, denn klar warf das Meer die nächtliche Scene ſpiegelnd zurück. Noch ein Mal ſammelte die unſichtbar ordnende Hand die verſchiedenen Flammen, Lichter und Strahlen mit verſtärkter Kraft in eine ſprühende Feuermaſſe, die rieſengroß und hell aufloderte; dann ſank Alles, wie auf einen Zauberſchlag, hinein in die dunkle, ſchweigende Stille. „Mir kommt das Ganze vor wie ein Mährchen aus tauſend und einer Nacht,“ ſagte Louiſe, „nie erinnere ich mich, etwas Aehnliches geſehen zu haben.“ — „Der heutige Tag hat mich ganz jung gemacht,“ fuhr ihr Oheim fort, „und ich,“ ſagte der Neffe, „laſſe für den 9. September ein eigenes Heft frei in meinem Journal. Langſam ruderten uns die Matroſen an die Schiffe zurück, unſere Freunde begleiteten uns zuerſt an das unſere. „Wir brauchen keinen Abſchied zu nehmen,“ ſagte der Capitain der Louiſe, „denn der morgende Tag wird uns wieder vereinen.“ — „Ich wage dies zu unſerm größten Bedauern zu bezweifeln;“ erwiderte hierauf der hinzugetretene Doktor, „ein leiſer Luftzug ſpielt bereits mit unſern Flaggen und die Sonne ging Wind verheißend unter.“ — „Potz Blitz, Sie haben Recht,“ rief unſer Capitain, nachdem er ſich umgeſehen. Das Fräulein ſtand bei Seite und lehnte über den Bord des Schiffes; ich näherte mich ihr und ſagte: „Vernehmen Sie ſo eben die traurige Botſchaft? Was ſonſt dem Schiffer in der Windſtille als Erlöſungswort klingt, das weckt jetzt in mir Trauer und Wehmuth.“ Sie antwortete nicht. „Werden Sie mir meine Heimath grüßen?“ fuhr ich fort. „O gewiß, auf das herzlichſte,“ ſagte ſie raſch, „und nehmen Sie auch meinen Dank für Ihre Güte und Sorgfalt.“ — „Gedenken Sie manchmal des heutigen Tages,“ begann ich von neuem, „auch in unſerm lauten, lärmenden Hamburg.“ „Wie könnt' ich vergeſſen,“ entgegnete ſie, bei dieſen Worten trat ihr Oheim mit ſeinem Neffen zu uns. Wir boten uns das herzlichſte Lebewohl; „aber nun iſt's auch Zeit,“ ſagte er, „der Wind iſt nahe.“ Wirklich ſpürte man ſchon ein kühles Wehen. Sie fuhren davon. Ich ſah ihre Schattengeſtalten am andern Schiffe emporſchweben, dann verſchwanden ſie. Unſere Flaggen wurden eingezogen, die Segel gerichtet, man ſpürte deutlich die Annäherung des Windes, und bereits eine leiſe ſchwankende Bewegung unſeres Schiffes. „Es war wirklich die höchſte Zeit,“ begann der Capitain, da tönte es zu uns von der Louiſe herüber: „Lebt wohl! Glückliche Reiſe! Gott behüte Euch! Lebt tauſendmal wohl!“ Ich meinte ihre Stimme zu unterſcheiden; wir riefen ein Gleiches zurück. Schon durch die Dunkelheit ſchienen wir weiter von einander entfernt. Der Wind ward mit jeder Viertelſtunde ſtärker, er ſchwellte unſere Segel und entführte uns langſam von unſern Freunden. Wieder erſchien an dem Maſt der Louiſe die rothblinkende Laterne, auch wir zogen die unſrige auf; ich lehnte mich wie vor 24 Stunden an den Maſt, aber nicht nach Oſten, ſondern nach Weſten blickend, und mit wie verſchiedenen Empfindungen, denn geſtern. Wir entfernten uns zuſehends immer mehr. Noch ſah ich die duftigen Umriſſe der Louiſe, mir war, als ſähe ich auf dem Hinterdeck ein weißes Tuch wehen, vielleicht war ſie im Nachtgewande hinausgetreten, um noch ein Mal einen Blick zu uns hinüber zu werfen; auch dieſe Erſcheinung, ob Traum, ob Wirklichkeit, verſchwand, der Wind blies friſch und lebendig in unſere Segel, das Schiff rauſchte ſanft durch die ſchweigende Nacht, die Sterne blitzten freundlich, wie immer, herunter, und in meiner Seele glänzte eine ſchöne Erinnerung und ein noch ſchöneres Hoffen.

Rheiniſches Taſchenbuch,

herausgegeben von Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer.

Ein neuer Jahrgang dieſes beliebten Taſchenbuches (1847) liegt vor uns und ſeine geſchmackvolle Ausſtattung empfiehlt ihn zur Feſtgabe. Das rheiniſche Taſchenbuch entſpricht ſeinem Namen, da es rheiniſche Kunſt, Poeſie und Literatur beſonders berückſichtigt, ſo wie auch das Leben und Treiben in den Rheinlanden zu ſchildern ſucht. Zuvörderſt begegnen wir der Fortſetzung des bekannten, werthvollen Miniatur-Salons, auf welchen auch diesmal wieder die größte Sorgfalt verwendet worden iſt. Nach einem ſchönen Portrait von Eduard Steinle folgen ſehr gelungene Stahlſtiche nach Bildern von H. Ruſtige, K. Begas, J. J. Eeckhout, A. Riedel, L. Pilliet, M. Oppenheim und E. Michold. Wenn wir die freundlichen Bilder dieſes Miniatur-Salons und deren künſtleriſche Ausführung mit Vergnügen betrachten, ſo erfreut uns nicht minder der ihnen zur Erklärung beigegebene Text. Dieſer iſt eben ſo belehrend als lebendig, ſchildert theils in kurzen Umriſſen die Entwickelung der Künſtler und charakteriſirt theils deren Strebungen; hier iſt keine lange, unnöthige Wortmacherei und Geſpreiztheit nach der Mode des Tages, ſondern in wenig Worten viel Sinn und in einfacher Rede viel Bedeutung. So unſcheinbar dieſer kleiner Kommentar Manchem vorkommen möchte, ſo könnte er doch vielen unſerer hochfahrenden und ſchwülſtigen Kunſtkritiker zum Vorbilde, wie ſie es beſſer machen ſollen, dienen. — Wenden wir uns nun zum rheiniſchen Dichter-Salon! Dieſer liefert abermals den Beweis, wie ſelten wahrhaft ſchöne und bedeutungsvolle Dichtungen ſind. Es mag übertrieben ſcheinen und iſt doch wahr, daß unter tauſend Gedichten, welche durch den Preßbengel zu Tage gefördert werden, ſich kaum zwei oder drei ächte Edelſteine befinden; die andern alle ſind, wenn auch mehr oder minder gut geſchliffen, dennoch falſch. F. Freiligrath's vortreffliches „Requiescat“ iſt hier der ächte Stein, den man nach fünfzig Jahren noch eben ſo glänzend ſehen wird wie heute. — E. A. Arndt beweiſ't in zwei Gedichten, daß er alt geworden. Hier könnte Prof. Delbrück ſeinen Scharfſinn paſſender üben, als er es unlängſt gethan hat. — Eine Stadtgeſchichte von Helmine von Chezy gehört zu den unerquicklichen Dichtungen, die man nur ein Mal und nicht wieder lieſ't. Eine Kindesmörderin, edel, aber verführt, hält am Hochgerichte einen rührenden Sermon und wird dann nach dem Jenſeits durch die Hand des Nachrichters befördert.

Sie ſchwieg und ging zum Tode ein,
Jed' Angeſicht war bleich,
Zum Himmel flog die Seele rein,
In's ew'ge Freudenreich.
Manch' heiß Gebet auf ihrer Gruft
Bracht' ſpäte Reu' ihr dar —
Dort ſchwebt ihr Geiſt im Nebelduft,
Warnt einſam Liebespaar.

Digitized by Google

Eine ſchöne Moral und zugleich auch die Löſung des Räthſels, wie man im Himmel und auf der Erde zu gleicher Zeit ſeyn kann. Das war nicht ſchön geſtrickt von unſerer Dichterin. Ueberhaupt ſteht es Frauen nicht gut, wenn ſie derartige Stoffe von Verführung und Kindesmord beſingen. Gibt es doch der für das Gemüth wohlthuenderen ſo viele andere! — Louiſe v. G. bringt einen Lebensabſchnitt, zu weinerlich, um viel intereſſiren zu können. — Der ausgewanderte Schmied von N. Ganzhorn iſt eine geſunde und kräftige Natur, deren Manneswort Einem wohl thut, — und auch die Stoffe von K. Geib darf mit Anerkennung genannt werden. — Die Meermaid von Louiſe von Plönnies, — ſolche mondſcheinduftige Meermaidspoeſieen können ihre Leſer zählen. Dieſe Gattung hat ſich längſt überlebt und paßt nicht mehr in das Zeitalter der Dampfmaſchinen unter kräftigerer Geiſtesregung. Das Gedicht beginnt:

> Ich ſtand am Rand der Inſelwand
> Und ſchaute hinab in die Fluth,
> Die blau und klar umſchimmert war
> Von der Sonne ſinkender Gluth.

Dieſe Reime wären klaſſiſch, wenn die Dichterin ſtatt blau auch noch baar oder ſo etwas der Art geſagt hätte. Iſt man einmal im Reimen, ſo reime man auch gründlich! — Maria, von W. Smets und Tetzel's Tod von K. Simrock bilden durch eine Laune des Zufalls oder vielmehr der alphabetiſchen Ordnung, die ſie neben einander geſtellt hat, einen faſt bizarren Kontraſt. — Die noch übrigen Dichtungen tragen gute Namen, ſind aber von geringer Bedeutung.

Wenden wir uns nun von den Reimen zur Novelle. Hier glauben wir den Preis dem gemüthlichen W. O. von Horn zuerkennen zu müſſen. Seine rheiniſche Dorfgeſchichte „Aus der Schmiede" iſt eine wahre Herzensgeſchichte und ein reines Idyll. Wie naturfriſch, wie voll Leben und Wahrheit iſt hier Alles! So etwas wird nicht hinter dem Ofen ausgeheckt, noch von unſeren blaſirten Toilettenſchriftſtellern erſonnen, ſondern man muß es erlebt und empfunden haben, da draußen im kühlen Waldesſchatten oder auf mitſchauender Bergeshöhe, unter dem ländlichen Hüttendach und den ſtillen Leiden und Freuden ſeiner Bewohner, unter dem Hollunderſtrauch, der an der Kirchhofmauer ſteht oder unter dem fröhlichen Jubel der Tanzenden beim Kirchweihfeſte. Solche Geſchichten werden mit dem Herzen und für die Herzen geſchrieben und bedürfen keiner löſchpapiernen Lobreden. Sie erweitern bei der trauten Lampe den engen Raum der Stube, laſſen Frühlingsſonnenſchein und Maiengrün hinein blinken, füllen das Auge mit Thränen der Freude und des Schmerzes, begleiten uns Tage lang mit harmoniſchem Nachklang durch das lärmende Gewoge der nüchternen Alltäglichkeit und laſſen uns die heilige Blüthe der Liebe und Treue auch da finden und verehren, wo man ſie gewöhnlich nicht ſucht. W. O. von Horn hat jenen Dank gewonnen, der zu tief empfunden wird, um viel Worte machen zu können. Seine Novelle oder vielmehr einfache Dorfgeſchichte würde allein hinreichen, um dieſem Taſchenbuche freundliche Aufnahme zu verſchaffen. Doch bringen auch Andere gut Geſchriebenes, beſonders H. Zſchokke, der trefflich zu erzählen weiß. Andere wieder wie J. Rank und Wilh. Müller, ſind in der Wahl des Stoffes minder glücklich geweſen, wenn ſie auch Darſtellungstalent beſitzen. Jene Erzählungen, in welchen eine ſchwüle, drückende Luft weht und die uns die Nacht- und Kehrſeite des menſchlichen Lebens und des zerriſſenen Herzens vorführen, mögen ihre Verdienſte haben aber ſie erquicken nicht, und wenn man ſie zu Ende geleſen hat, ſo iſt man verſtimmt und verdrießlich. Beſſer iſt's, wenn der Dichter uns erheitert und erhebt, als wenn er uns belaſtet und zu Boden drückt! Möge dies Taſchenbuch freundliche Aufnahme finden!

W.

Mannichfaltigkeiten.

Dem Lenker eines Fiakers paſſirte das merkwürdige Schickſal, daß ſein der Tage Laſt und Hitze müdes Pferd durchging. Ohne den Zügel anzuziehen, ſaß er erſtaunt da. Die Dame aber, welche ſich in dem Fiaker befand, wurde ängſtlich und rief: „Um Gotteswillen, laſſen Sie mich heraus!" — „Bleiben Sie ruhig ſitzen!" erwiederte der phlegmatiſche Kutſcher, „ick kenne mein Pferd beſſer, det is niſcht als Verſtellung."

(Aus Weſtphalen.) Einzelne unſerer Fabrikherren beabſichtigen mit der Zahlung der Wochenlöhne an ihre Fabrikarbeiter eine Aenderung vorzunehmen. Ueberall zahlte man dieſelben bisher am Sonnabend aus, woher es denn kam, daß ſehr Viele am Sonntag das am Sonnabend empfangene Geld verjubelten, ſo daß für die arme Familie für die übrigen Wochentage nichts übrig blieb, die ſich genöthigt ſah, Schulden zu machen, wodurch bei dem geringſten Anlaß, die eine ungewöhnliche Ausgabe erforderte, die größte Armuth eintrat. Um dem Uebel in etwas vorzubeugen, wollen nun einzelne Fabrikbeſitzer verſuchsweiſe nach einem Vorſchlage des Journals des öſterr. Lloyd die Löhne am Montage auszahlen. Für die Familien, die nicht Haus zuhalten wiſſen, halten wir es für einen großen Vortheil; auch wird dieſe Maßregel ein ſehr probates Mittel gegen das unmäßige Branntweintrinken ſeyn, da nur der Sonntag der Tag iſt, wo ihnen gemächlich Zeit und Muße dazu bleibt, welche ſie denn auch gehörig benutzen.

Benedict's neueſte Oper: „Die Kreuzfahrer", oder: „Der Alte vom Berge", iſt in London während der letzten Saiſon nicht weniger als ſechzig Mal binnen drei Monaten auf dem Durylanetheater gegeben worden. Bis zur Drehorgel iſt das Werk gekommen, und ſeit Weber's „Freiſchütz" hat keine im Volke ſolche Eroberungen gemacht. Schilling in Stuttgart hat eine deutſche Ueberſetzung gefertigt, ſo daß den deutſchen Bühnen Gelegenheit gegeben iſt, dies Werk eines deutſchen Künſtlers auch in Deutſchland heimiſch zu machen.

In Norwich iſt ein Schulknabe, welcher ſein eigener Großvater iſt. Die Sache verhält ſich alſo: Eine Wittwe wohnte mit ihrer Stieftochter, und ein Mann mit ſeinem Sohne bei einander. Die Wittwe heirathete den Sohn und die Tochter den alten Mann. Die Wittwe wurde demnach die Mutter des Vaters ihres Mannes und folglich auch die Großmutter ihres eigenen Mannes. Aus dieſer Ehe entſprang ein Sohn, deſſen Mutter alſo auch ſeine Urgroßmutter war. Da nun der Sohn einer Urgroßmutter entweder Großvater oder Großoheim ſeyn muß, ſo war dieſer Knabe ſein eigener Großvater. (Als Räthſelſpiel zu benutzen.)

(Ein coloſſaler Druckfehler.) Als Beethoven's Adelaide zuerſt mit Text gedruckt erſchien, las man darüber ſtatt „Sanft mit Nachdruck" — Sauft mit Nachdruck.

Der Allg. Preuß. Ztg. wird aus Madrid geſchrieben, daß die Infantin Marie Luiſe faſt gar nicht franzöſiſch, der Herzog von Montpenſier, ihr Gemahl, faſt gar nicht ſpaniſch ſpreche und daher Beide eines Dollmetſchers bedürften, um ſich zu unterhalten.

Korreſpondenz.

Kaſſel, 24 Oct.

Wie man weiß, haben mit dem 13. Oct. in der Nähe hieſiger Stadt die Erdarbeiten zu der Eiſenbahn von hier nach Frankfurt ih-

Digitized by Google

ren Anfang genommen; auf welche Stelle aber der Bahnhof kommen wird, iſt dagegen noch unbekannt, vielleicht auch unentſchieden, welches jedoch kein Hinderniß am Fortbau und der Richtung der Bahn, vielmehr ſehr heilſam für die ſo wichtige Sache iſt, weil bis dahin die Gründe für oder wider die beſtehenden, ſehr verſchiedenartigen Anſichten ſich eher aufklären und ſodann richtiger zu beurtheilen ſeyn werden. So z. B. wünſchen und glauben Betheiligte, daß für die Kaſſeler-Frankfurter Bahn und für die Friedrich-Wilhelms-Nordbahn nur ein einziger Bahnhof dahier nöthig ſey und die Verwaltung unter eine einzige Oberſtaats-Generaldirektion geſtellt werde, während Andere dieſe Vereinigung ſehr mißlich und unräthlich halten, weil alsdann die des Tages ſo vielmal ab- und zugehenden Züge zweier Bahnen, welche an ein und derſelben Anfahrtsſtelle anhalten ſollen, die Sicherheit des Publikums — wie die Erfahrung lehre — ſehr gefährden würden. Und wenn die zweifelsohne ſehr frequentirt werdende hannöverſche Bahn etwa auch noch in dieſen Geſammtbahnhof einlaufen ſolle, ſo iſt es klar, daß dann abſonderlich viel Unglück entſtehen kann. Man ſpricht viel von der am 3. k. M. hier abzuhaltenden Generalverſammlung der Actionäre der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn. Bei dem Bau dieſer Bahn befinden ſich viele Ausländer als Officianten, bei der Staatseiſenbahn dagegen dergleichen nur unter den im Staatsdienſtgeſetz vorgemerkten Einſchränkungen. Die Erdarbeiten für beide Bahnen ſind bislang meiſtens in den Händen ausländiſcher Unternehmer, wovon wieder einige die übernommene Bauſtrecke mit bedeutendem Gewinn für ſich an dritte Perſonen abgetreten haben. Die Koſtenanſchläge ſollen übrigens weit über den Offerten geblieben ſeyn. Seit einiger Zeit ſind Commiſſare eines bekannten Banquierhauſes hier, welche Contracte wegen Lieferung von engliſchem Eiſenbahnmaterial für die Kaſſeler-Frankfurter Bahn abſchließen wollen. Es iſt jedoch eine offizielle Einladung von der Staatseiſenbahndirektion an das Publikum, Lieferungsgebote einzureichen, bis jetzt noch nirgends erfolgt.

Wiesbaden, 26. Oct.

Wie der Unbefangene nicht verkennen wird, daß die Wohlfahrt unſeres Landes überhaupt in der neueren Zeit in hohem Grade zugenommen, eben ſo gewiß iſt es auch, daß dieſe Wahrnehmung vorzugsweiſe in unſerer Stadt ihre Beſtätigung findet. Eine Reihe von Verbeſſerungen des materiellen, wie des geiſtigen Wohls, Anſtalten zur Förderung der Künſte und Wiſſenſchaften, zur Hebung der Landwirthſchaft und des Gewerbweſens, ſo wie zur Realiſirung ſonſtiger Humanitätszwecke ſind in neuerer Zeit entſtanden. Solcherlei Einrichtungen verdanken wir zum großen Theile dem erleuchteten Sinne unſerer fortwährend für das Wohl des Landes beſorgten Staatsregierung und der in ihrem Geiſte handelnden Behörden. Aber auch den edlen Geſinnungen und Bemühungen mehrerer Privaten, unterſtützt durch Gemeinſinn und einträchtiges Zuſammenwirken der Uebrigen, ſind wir in vielen Beziehungen zum Danke verpflichtet. Ein ſolches nützliches Inſtitut beabſichtigt eben das hieſige Theaterorcheſter in's Leben zu rufen und zwar durch Begründung eines Orcheſter-Unterſtützungsfonds für die Wittwen und Waiſen ſeiner Mitglieder. Es kann denſelben nur zur Ehre gereichen, wenn wir ſehen, wie ihr Sinn nicht blos darauf gerichtet iſt, den Augenblick zu genießen, ihren Erwerb und mit der Zeit Alles, was ſie beſitzen, ſelbſt zu verzehren, wie ſie vielmehr, auch der Zukunft gedenkend, in löblicher Sorge für Frau und Kinder, es ſich zur Angelegenheit machen, daß nach ihrem Tode ihren Familien alsdann ein kleines Sümmchen zu Theil werde, beſtimmt als Beiſteuer zu unvermeidlichen größeren Ausgaben, zur Aushülfe in Verlegenheits- oder wirklichen Nothfällen und dergleichen zu dienen. In Anerkennung des edlen, gemeinnützigen Zwecks einer ſolchen Anſtalt hat ſich dieſelbe bereits der Unterſtützung unſeres allverehrten erhabenen Landesherrn, ſo wie der höheren Beamten unſerer Stadt zu erfreuen gehabt und wir zweifeln nicht, daß auch die übrigen Mitglieder des Beamtenſtandes, ſo wie das gebildete Publikum überhaupt dem gegebenen Beiſpiele gerne folgen wird. Eine günſtige Gelegenheit dazu wird ſich dadurch darbieten, daß zum Beſten des neuen Inſtituts im Laufe des Winters auf Subſcription zwei große Vocal- und Inſtrumental-Konzerte ſtatt finden ſollen, welchen, an ſich ſchon anziehend genug, aber ihrer ſchönen Beſtimmung wegen eine möglichſt allgemeine Theilnahme recht ſehr zu wünſchen iſt.

Gladbach (bergiſch), 25. Oct.

Die belgiſchen Geſangfeſte werden hier am Rheine mit jedem Tage populärer, leider aber auch ſchon allenthalben von Induſtrierittern ausgebeutet. So trat hier ein Tuchfabrikant, welcher weder ſingt, noch muſizirt, noch ſonſt ein Kunſtfreund iſt, einige Tage vor dem Dezember in den hieſigen, ziemlich renommirten Geſangverein, um dadurch mit ſeiner Muſterkarte frei nach Brüſſel reiſen zu dürfen und ſeine Waaren gehörig anbringen zu können. Es wäre zu wünſchen, daß alle rheiniſchen Geſangvereine Sorge trügen, daß ſolche Unterſchleife nicht ſtattfinden könnten und daß nach der vielbeſprochenen Kölner Gaſtfreundſchaftsmanifeſtation die belgiſche nicht ſo ſchnöde mißbraucht würde.

Uſingen, im Oct.

Wenn ich früher die Ueberzeugung wiederholt ausgeſprochen habe, daß nicht allein die Stadt, ſondern auch das Amt Uſingen in Hinſicht der Intelligenz, des Unternehmungsgeiſtes und des Gemeinſinnes um ein halbes Jahrhundert gegen andere deutſche Gegenden zurückgeblieben ſey, und anſtatt dieſer Tugenden ein bedauerlicher Schlendrian und Starrkrampf den Fortſchritt hemme, ſo glaube ich jetzt mit eben ſo gutem Gewiſſen das Gegentheil behaupten zu dürfen. Es iſt in der That eben ſo überraſchend, als erfreulich, mit welchem an Begeiſterung gränzenden Eifer dieſe Gegend jetzt den geiſtigen und materiellen Verbeſſerungen zugethan iſt und welches lebhafte Intereſſe ſie den Beſtrebungen des naſſauiſchen Gewerbvereins widmet. Es ſcheint faſt, als ſey Wiesbaden erſt durch dieſen lebenskräftigen Bund tauſend intelligenter Landesbewohner recht eigentlich die Hauptſtadt unſeres Landes geworden. Wenn wir dieſe aufblühende Stadt früher nur als den Sitz unſerer Regierung betrachteten, ſo belebt uns jetzt die Hoffnung, ſie zum Emporium unſerer Gewerbe, zum Stapelplatze der mannigfaltigen Erzeugniſſe unſeres Gewerbfleißes emporſtreben zu ſehen. Die großartige Beſtimmung der einer bedeutenden Raumerweiterung bedürfenden Induſtriehalle zu Wiesbaden wird außer dem gewerbfleißigen Amt Weilburg im ganzen Lande vielleicht niegends beſſer erkannt, als von den Künſtlern, Handwerkern und Fabrikanten unſeres Amtes. Durch den raſchen Waarenabſatz der Induſtriehalle angefeuert, ſind wir auch nicht ſaumſelig, beſtändig Waaren dahin zu liefern und gleichſam andern Aemtern mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Abgeſehen von eleganten Tiſchlerarbeiten und Pianos, ſind daſelbſt folgende Artikel aus unſerem Amte in großen Quantitäten und in allen Sorten anzutreffen: 1) Wollwaaren, z. B. Strümpfe, wollene Wämſer, Unterhoſen, Gamaſchen rc.; 2) Filzſchuhe von jeder Größe; 3) Filzreitdecken; 4) Stroharbeiten mannigfaltigſter Art als: Strohmatten, Strohſohlen, Strohhüte für Herren und Frauenzimmer; 5) Putzmacherarbeiten. Es kann nicht ausbleiben, daß bei uns bald noch andere Induſtriezweige aufleben, da die Noth jene Mutter der Erfindung, uns antreibt, auf neue Erwerbsmittel zu ſinnen. Der erſte Schritt iſt geſchehen und wir blicken mit den beſten Hoffnungen in die Zukunft!

Guntersblum in Rheinheſſen, 26. Oct.

Unſere letzte Traube iſt eingeherbſtet. Auch hier, wie anderorts, ſah in dieſem Jahr der Producent, bezüglich der Quantität, ſeine kühnſten Erwartungen übertroffen, denn der Weinſtock zeigte ſich für die vielen Koſten, Mühen und Arbeiten, welche man in den letzten Mißjahren an ihn verſchwendete, wieder dankbar und gab in reichlichem Maß zurück für Das, was man ihm zugewendet. Bezüglich der Qualität darf der Producent auf ein edles und feuriges Product hoffen, indem die Rießlingtraube hier immer noch die vorherrſchende iſt und, wie allbekannt, dieſelbe in guten Jahrgängen das feinſte Product liefert. In den letzten zehn Jahren näherte man ſich beim Anlegen von Weinbergen mehr den fremden Traubenſorten, wie: Oeſterreicher, Ruländer und Traminer, von welcher letzterer Sorte einige Weinbergbeſitzer in den vorzüglichſten Lagen, wo die ſogenannte Roſt eine beſondere Erwähnung verdient, ſchöne Anlagen beſitzen und durch ein längeres Hängenlaſſen der Trauben gewiß ein edles Product gewinnen werden.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 31. Oct. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abth., Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Romeo: Fräul. Emilie Walter, k. k. öſterreich. Hofopern- und k. würtemb. Kammer-Sängerin.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 301. Sonntag, den 1. November 1846.

Im Keller.

Hier in dem tiefſten Kellergrund
Lehn' ernſt ich an der Mauer,
Die Lagerfäſſer liegen rund
In Finſterniß, in grauer,
Indeß aus ihrem off'nen Spund
Viel ſelt'ne Töne brauſen;
Das Sprudeln, Ziſchen, Brauſen
Die tiefe Seele übermannt,
Mich feſt an dieſe Stelle bannt.

Was dunkel vor dem Blicke lag,
Wird ſchon der Seele helle,
Lebendig wie durch Zauberſchlag
Gleicht's einer Wunderquelle;
Das Nachtgemurmel ſteigt an Tag,
Es ſingen lauter, dreiſter,
Im Faß verſchloſſ'ne Geiſter,
Beſprechen ſich im heil'gen Reih'n,
Wahrſagen kühn aus ihrem Wein!

Sie ſingen von erhöhter Gluth,
So alle Welt durchdrungen,
Die raſcher treibt das Menſchenblut,
Die ſprüht in Feuerzungen;
Des Volkes Führern höhern Muth
Verleiht, zu kühnem Handeln,
Daß ſie erleuchtend wandeln
Des Rechtes und der Wahrheit Bahn,
Bekämpfend rings verjährten Wahn!

Sie künden: wie des Ernſtes Geiſt
Will tief im Volke gähren,
Wie er es hin zu Thaten reißt,
Sich handelnd zu bewähren;
Ihr Ton den neuen Tag verheißt,
Der vor dem trägen Brüten
Uns Alle will behüten,
In Fürſt und Volk ſchon flammt und glüht,
Zu Einem Ziel verbunden zieht.

Sie ſingen: wie lebend'ge Lieb'
Will in den Herzen walten,
Die in dem lebensfriſchen Trieb,
Wie im vergang'nen Alten,
Manch' ewig Wunder niederſchrieb;
Die, reich an Sitt' und Züchten,
So wie an edeln Früchten,
Dem Hauſe manch' ein edles Pfand
Und Helden gibt dem Vaterland.

Sie ſingen, wie die alte Nacht
Muß vor dem Lichte weichen,
Nicht in des Tages Morgenpracht
Kann ſchnöd' herüberreichen,
Wie all' ihr Trug zuſammenkracht,
Wie ſie die ſchaurig-engen
Verließe alle ſprengen,
Die lang gefeſſelt unſern Sinn,
Wie Freiheit unſer Hochgewinn.

Ja, ſingt, ihr Geiſter, frei und wahr,
Und ſtürzet alle Lüge,
Durchwallt der Völker volle Schaar,
Daß rings nur Himmelflüge,
Durch euch geboten, wunderbar!
Spornt uns zu kühnem Lodern,
Gewähren oder Fodern!
Auf, aus dem Keller, Zauberbann,
Auf, durch das Volk zum Himmel an!

Wilh. von Waldbrühl.

Lit. D. *)

Novelle, mitgetheilt von A. Stätter.

Als die Revolutionstribunale im Jahre 1793 errichtet wurden, war Herr Duportail einer der erſten, welche auf die Liſten der zu ergreifenden und zu richtenden Verdächtigen geſetzt wurden. Es lag mehr als ein Grund zur Proſcription gegen ihn vor: er war bei den Pächtereien angeſtellt, reich, geiſtvoll, unvorſichtig und ſo übermüthig, wie es gar leicht ein Glückskind iſt. Es war ihm bisher Alles nach Wunſch gegangen: ſeit drei Jahren mit einer Spanierin verheirathet, die er aus den weſtindiſchen Colonien nach Frankreich mitgebracht hatte, mit einer reichen, ſchönen, liebenden und reſoluten Frau, die ihm zwei holde Kinder gab, lebte er, wie man zu ſagen pflegt, wie Gott in Frankreich, als die Revolution ausbrach und ihn überraſchte, wie ſo manchen argloſen Freund des Beſtehenden.

Noch zu rechter Zeit von Männern gewarnt, die beſſer unterrichtet waren, und ihn für einen unvorſichtigen, doch keineswegs

*) Aus der Wiener Allg. Theater-Zeitung.

Digitized by Google

blinden Royaliſten hielten, verließ Duportail ſeine Wohnung noch glücklich vor der Ankunft der Revolutionsagenten, und fand bei ſeinem frühern Bedienten in einer der Vorſtädte ein Verſteck.

An demſelben Abend noch beſuchte ihn ſeine Frau, die er in Folge des Beſuchs von den Pikenmännern als Bild des Schreckens wiederzuſehen fürchtete, doch die ruhig und gefaßt auftrat, und nach der erſten herzlichen Begrüßung entſchloſſen erklärte:

„Wir müſſen fort. Hier in der Nähe hält morgen der Wagen. Wir gehen zu unſern Eltern nach Bordeaux, von wo wir leicht nach Weſtindien entkommen.“

Die muthige Frau hatte im Verlaufe des Tages das Geld und die Koſtbarkeiten des Hauſes zuſammengerafft, die dringendſten Angelegenheiten geordnet, und Alles zur ſchleunigen Flucht vorbereitet.

Duportail küßte ſein heroiſches Weib, und konnte ſich doch nicht entſchließen, Paris ſo ſchnell zu verlaſſen. Deshalb meinte er, ſeine Frau ſey zu beſorgt, man könne ihm ja nichts vorwerfen, der Sturm werde ſchon vorübergehen, und was die meiſten damaligen Royaliſten zu denken und zu ſagen pflegten. Aber ſeine Frau ſah weiter, und ſetzte ihm ſo lange zu, bis er verſprach, morgen mit ihr und den Kindern abreiſen zu wollen.

Indeß kaum war ſeine Frau wieder fort, als die Leute, in deren Wohnung er ſich verbarg, erzählten, an den Barrieren würden alle Wagen, welche die Hauptſtadt verließen, genau unterſucht, und es ſey auf dieſe Weiſe ſchon eine Menge Adeliger, die auswandern wollten, verhaftet worden. Seine Frau hatte ihm zwei Päſſe mitgebracht; dennoch war ſeine Angſt nicht gehoben. Die ganze Nacht träumte er von der Gefahr an der Barriere; ſchrecklicher als Alles aber ſchien es ihm, wenn er vor den Augen ſeiner Frau oder dieſe ſeinetwegen mit ihm verhaftet würde. Ohnehin konnte ſich ja dieſe Wagendurchſuchung in allen Städten wiederholen; welche Höllenqual!

Am andern Morgen eilte er zur verabredeten Stunde zu dem Wagen, ſetzte ſeiner Frau in Haſt ſeine Gründe auseinander und bat ſie, mit den Kindern ruhig die Reiſe fortzuſetzen; zu Fuß komme er leichter durch die Barriere, und werde dann Poſtpferde oder ein Reitpferd nehmen, um ſie unterwegs einzuholen, oder in Bordeaux wieder mit ihr zuſammen zu treffen.

Frau Duportail brach in Thränen aus, beſchwor ihren Mann, ihr zu folgen, bat ihn dann, auf der Hut zu ſeyn, und fuhr troſtlos allein mit ihren Kindern ab.

An der Barriere wurde der Wagen in der That angehalten und der Schlag auf beiden Seiten geöffnet. Grauſe Köpfe mit rothen Freiheitsmützen kamen zum Vorſchein.

„Ein Frauenzimmer!“ brummte der eine Reviſor.

„Wer biſt Du?“ fragte der Andere.

Frau Duportail zeigte ihren Paß.

„Paſſirt!“

Die Pferde wurden angetrieben, und den Reiſenden wurde das Herz leichter.

Dieſes erſte Glück ſchien eine gute Vorbedeutung zu ſeyn; ohnehin hielt die Frau ihren Mann für muthiger und gewandter, als er war, denn in ſolchen Momenten verlieren nicht ſelten die in geordneten Verhältniſſen routinirteſten Leute den Kopf. Jeden Augenblick glaubte ſie hinter ihrem Wagen, der zum Glück im Rücken ein kleines Glasfenſter hatte, einen Reiter galoppiren zu hören, doch ſtets war ihre Ausſicht vergebens. An dieſem Fenſter die Straße beobachten, ihre beiden Kinder ſchaukeln und Plane für die Zukunft machen, das war ihre ganze Reiſebeſchäftigung.

In Tours hoffte ſie ſicher Nachricht von ihrem Manne zu erhalten; ſie that zu dem Zwecke ſogar auf der Poſt einen gefährlichen Schritt — Alles umſonſt!

„Er muß mich bereits überholt haben!“ dachte ſie, und reiſ'te weiter.

In Poitiers erkundigte ſie ſich in dem Gaſthofe, in dem ihr Mann ſchon öfter eingekehrt war. Ein Reiter, ſo hörte ſie vom Kellner, ſey vorbeigeſprengt und habe ganz wie Herr Duportail ausgeſehen, doch laſſe ſich dies nicht mit Gewißheit ſagen. Die arme Frau ſtieg ſofort wieder in den Wagen, und dachte: Nach Bordeaux, Dort harrt er meiner gewiß ſchon längſt.

In Bordeaux fuhr ſie ſogleich zu ihres Mannes Vater, und hörte, daß ſich derſelbe gleichfalls verborgen halte; dennoch gelangte ſie endlich zu ihm.

„Mein Mann? Mein Mann?“ rief ſie ihrem Schwiegervater entgegen.

„Sie wiſſen noch nicht? . . . Er iſt verhaftet!“

„Wo?“

„In Paris; am 9. Oktober.“

Am 9. Oktober war ſie Morgens gerade von Paris abgereiſ't. Sie erblaßte, drehte ſich aber auf der Stelle um und rief:

„Aber er iſt doch noch am Leben?“

„So Gott will! Doch jeder Tag bringt neue Hinrichtungen.“

„So laſſen Sie die Pferde vor dem Wagen, oder beſorgen Sie mir raſch andere. Ich weiß meine Kinder hier in Sicherheit; ich muß meinen Mann retten!“

Trotz aller Gegenvorſtellungen von Seiten ihrer Verwandten, blieb die entſchloſſene Frau bei ihrem Vorſatze, und ließ ſich nur ſo lange in Bordeaux aufhalten, bis ihr Schwiegervater ihr einen Brief an ein einflußreiches Conventsmitglied, einen Freund des damaligen Juſtizminiſters Danton, verſchafft hatte.

Ihre Kinder unter ihrer Schwiegereltern Obhut zurücklaſſend, kehrte Frau Duportail nach Paris zurück.

Acht Tage waren bereits ſeit ihres Mannes Verhaftung vergangen: was konnte damals in Zeit einer Woche vorgehen! In Paris angelangt, bot die geängſtigte Frau zunächſt Alles auf, um ſich über ihres Gatten Schickſal Gewißheit zu verſchaffen. Der Name Duportail war auf den Todesliſten, welche täglich in den Straßen der Hauptſtadt ausgerufen wurden, noch nicht vorgekommen, eben ſo wenig in den Prozeſſen vor den Revolutionstribunalen; ihr Mann war demnach noch am Leben. Aber die Proceduren folgten einander Schlag auf Schlag, und die Guillotine arbeitete jeden Morgen.

Frau Duportail eilte deshalb zu dem Deputirten der Gironde mit dem Briefe, der das Conventsmitglied beſchwor, ſich bei Danton zur Rettung des genannten Verhafteten zu verwenden.

Der Girondiſt war nicht zu Hauſe, wenigſtens behauptete dies eine alte Hexe, welche als Höllenhund die Thüre bewachte.

„So werde ich ihn erwarten,“ antwortete Frau Duportail.

„Das ſteht Dir frei; doch wo?“

„Hier,“ entgegnete die arme Bittſtellerin, welche ſich durch die hämiſche Art der Alten verletzt fühlte.

„Unter freiem Himmel? Du mußt eine wüthende Ariſtokratin ſeyn; dies Geſchmeiß iſt zu Allem fähig. Unſere Deputirten hätten viel zu thun, wenn ſie alle Nachteulen ſolchen Gelichters vorlaſſen wollten!“

Frau Duportail fühlte, was dies „unter freiem Himmel“ ſagen ſollte, um ſo mehr, weil der Hof, auf dem ſie ſtand, mit Koth bedeckt war. Denn es regnete bereits ſeit Tagesanbruch unaufhörlich. Ihre Schuhe und Strümpfe waren durchnäßt; der Reiſeanzug, den ſie noch trug, war beſchmutzt und in Unordnung; ihr Herz zerriſſen.

Während Frau Duportail überlegte, ob ſie warten oder wiederkommen ſollte, trat aus dem Hinterhauſe ein Mann, der eine Rolle Papier gegen den Regen zu verbergen ſuchte, und ausgehen zu wollen ſchien.

„He!“ rief jetzt die Alte, „ich war im Irrthume, Ariſtokratin!“

Frau Duportail erkannte auf den erſten Blick den Girondiſten, den ſie ſuchte, trat ihm auf der Schwelle entgegen und

Digitized by Google

überreichte ihm den Brief. Der Deputirte ſah in den Brief, dann der Bittſtellerin in's Geſicht, brummte etwas von Mangel an Zeit, wurde jedoch, als er das Schreiben zu Ende geleſen, höflicher, und bat die Bürgerin, ihm zu folgen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Schießbaumwolle, eine Humoreske.

(Von Dr. Heinrich Bihr.)

So wäre es alſo doch wahr, was ich vernommen habe — noch bebt mir von der grauſen Kunde das Gebein, noch zittert vor Schrecken mir das Herz im Buſen — es wär' alſo wahr, was aus Fama's Poſaune im ganzen Land erſchallt, auch du, ſanftmüthige Tochter des Südens, weichherzige Baumwolle, unter friedſeligen Pflanzengeſchwiſtern im indiſchen Vaterlande herangewachſen, auch du haſt dich vom revolutionären Zeitgeiſt verführen laſſen, ein Werkzeug des Krieges und des Mordes zu werden? Iſt's nicht an dem Unheil genug, was in graulichem Bunde die wilden Brüder, der Schwefel und der Salpeter, in Verbindung mit deiner rußigen Schweſter, der entarteten Kohle, ſtiften; mußt auch du dich verleiten laſſen, Schrecken und Verwirrung in einer Welt zu verbreiten, die ohnehin ſchon zerrüttet genug iſt? Auf wen wird man ſich jetzt noch verlaſſen können, wenn man dir nicht mehr trauen darf? Denn wer bürgt uns dafür, daß nicht auch die dumme Schafswolle und das prieſterheilige Linnen gleichfalls rebelliſch werden, und in aufbrauſendem Zorne uns den anſchmiegenden Gehorſam kündigen? Kaum wird es noch erlaubt ſeyn, Zahnſchmerzen zu haben, oder an der Roſe zu leiden, wenn ſelbſt die hülfsbefliſſene Baumwolle Tod und Verrath im Buſen hegt! —

Gewiß, man hat dich nicht zu einem ſolchen Zwecke in deiner Jugend gepflegt und erzogen! Wahrlich, es ſtünde dir weit beſſer, du webteſt Strümpfe für die Armen und Kleider für die Nackten. Und wenn deine plötzliche Erregbarkeit dich zu hitzigen Uebereilungen treibt, ſo kühle dein feuriges Blut durch Reiſen ins Ausland, und geh' als Miſſionärin der Menſchlichkeit etwa nach der ruſſiſchen Gränze oder nach Irland.

Wer hätte ſich ſo etwas vor kurzem auch nur träumen laſſen, ſo natürlich und nothwendig die Erfindung auch dermalen ſcheint. Auch wird ſich nicht leicht Jemand darüber freuen, als Diejenigen allenfalls, welche das Schießpulver nicht erfunden haben, denn von ihnen iſt nunmehr die Schande abgewälzt und auf jene übertragen, welche ſo ungeſchickt waren, die Schießbaumwolle nicht erfinden zu können, was ja kinderleicht iſt.

Was die Folgen dieſer Erfindung betrifft, ſo liegen ſie vollends auf flacher Hand. Man bedarf von jetzt an keines ſchwerfälligen Geſchützes mehr: jede Baumwollenſtaude iſt eine Kanone, jeder Webſtuhl ein Vierundzwanzigpfündner und jede Spinnmaſchine eine Höllenmaſchine! Künftig wird man nur mit Baumwolle auf die Jagd gehen, und nur baumwollene Kriege führen. O glückliche Zukunft, wo das eiſerne Zeitalter endlich in ſich geht, und ſich zur weichen Baumwolle mildert! Dann wird auch das altergraue Schießpulver ſich zur Ruhe begeben, und die junge Baumwolle das Kriegsportefeuille annehmen.

Ihr aber, ihr Haſen und Rehe, ihr Kaninchen und Hirſche, und wie die ſcheuen Feld- und Waldvertreter alle heißen, die ihr zur gemeinſamen Beſprechung eurer Angelegenheiten Verſammlungen hieltet und Adreſſen entwarfet, ihr könnt ganz ruhig nur wieder nach Hauſe gehen: was geht auch euch der Wechſel der Gewalten an? Auf euch wird nun einmal gezielt, ſey es mit Schießpulver, ſey es mit Baumwolle. Da ihr, gleich dem grünlich-goldnen Frühlingswürmchen, keine Seele habt, ſo iſt euer Tod, wenn die Himmliſchen ihn beſchloſſen haben, im einen Falle ſo wenig wie im anderen. Wenn aber das friedliche Volk der Wälder ſich bloß verbluten ſoll, ſo iſt die geſchmeidige Baumwolle weder mehr noch minder gefährlich als das ungeſtüme Schießpulver.

Fürwahr, es verdient die aufmerkſamſte Beachtung und die tiefſte Beherzigung, zu ſehen, wie das wilde Zerſtörungsprincip vom fühlloſen Steinreich ſich bis zur friedlichen Pflanzenwelt verbreitet. Wie lange wird es noch dauern, bis auch das Thierreich als ſchuldloſes Opfer fällt, und ſich die Schöpfung zum Untergange neigt! Deuten denn nicht die offenbarſten Anzeichen darauf hin, daß im Umſchwunge der Jahre die müde Erde zu ihrem Urſprunge zurückkehrt? Prophezeit die Exploſion der Baumwolle es denn nicht deutlich genug, daß wir dem Ende der Welt nahe ſind? Denn wie die Erde, nach der Meinung der Geologen, aus dem luftförmigen Zuſtande ſich allmählig verdichtete und feſt wurde, ſo wird ſie nach und nach durch die Dampf- und Exploſionsmittel wieder in den gasförmigen Zuſtand zurückkehren.

Wenn aber nun die Dampfkugel der Erde ſich zu einer lichten Feuerkugel entzündet, wenn der Genius unſeres Planeten als flammender Gasadler emporlodert, dann wird der erhabene Herr der Heerſchaaren eine glänzende Läuterung vornehmen, und der Verrath und der Krieg, das Schießgewehr und die Hungersnoth, in ſpurloſe Vergeſſenheit ſinken. Der Aſche entſteigt mit ſiegendem Fittig ein neuer Phönix, und der Kreislauf der Dinge fängt wieder von vorne an.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 26. Okt.) Unſer Herbſt ſcheint reich an meteoriſchen und anderen Lufterſcheinungen werden zu wollen. Kaum haben die Zeitungen den Flug und das Zerplatzen eines hellleuchtenden Aerolithen, der gleichzeitig an weit von einander entlegenen Orten geſehen worden, der alſo in ſehr bedeutender Höhe ſeinen Weg verfolgen mußte, gemeldet, als ſchon wieder ein anderes ähnliches Meteor geſtern Abend um 5¾ Uhr, mithin noch vor dem eigentlichen Anbruche der Nacht, in und bei Mainz geſehen wurde. Es kam von Nordoſt und zog gegen Südweſt. Jenſeits der Stadt, unfern des Dorfes Zahlbach, zerſprang es mit einem Knalle, dem eines Kanonenſchuſſes nicht unähnlich, und ſank unmittelbar darauf in mehreren großen feurigen Brocken, umgeben von einem Feuerregen, zu Boden. Wo es dieſen berührt haben mag, iſt bis jetzt noch nicht ermittelt. Die Zeit des bekannten ſtarken Sternſchnuppenſchießen iſt nahe. Entweder ſind nun die in den letzten Nächten bemerkten Meteore Vorläufer des ebengedachten Phänomens, oder der Termin deſſelben tritt in dieſem Jahre beſchleunigter ein, als gewöhnlich. Es läßt ſich vorausſehen, daß Erſcheinungen dieſer Art, welche ſich immer häufiger wiederholen, oder die jetzt mehr als früher aufgezeichnet und zur Oeffentlichkeit gebracht werden, bald einen neuen Zweig der Wiſſenſchaft, den man den poſitiv-ärolitiſchen nennt, heranbilden werden.

(Vom Mittelrhein, 26. Oct.) Der neue Wein hat bereits mehrere Opfer hinweggenommen. In Mainz iſt ein junges Mädchen, aus einer angeſehenen Familie, in weniger als zehn Stunden nach dem Genuß einer gewiſſen Menge ſüßen Moſtes, die nicht eine Maß überſtiegen haben ſoll, geſtorben. Daß dieſer plötzliche Todesfall keiner anderen Urſache, als der eben angedeuteten, zuzuſchreiben ſey, wird durch das Visum repertum der Aerzte beſcheinigt. Ein ähnlicher Fall hat ſich in dem Dorfe Büdesheim, bei Bingen, ereignet, jedoch nicht durch Moſt, ſondern durch ſogenannten federweißen Wein. Zur Erinnerung an dieſes Ereigniß, wird der Scharlachberger 1846ger, nach dem Verſtorbenen, Heinrich genannt werden. In Bingen nennt man ihn Michel, obgleich Derjenige, deſſen Namen der Wein trägt, den

Digitized by Google

Ruhm ſeiner Verewigung nicht mit dem Leben bezahlt hat, ſondern mit einigen Paroxismen davongekommen iſt.

(Der rothe Strich.) Ein Fremder fragte in Wien: „Was bedeutet denn der dicke, rothe Strich über dem fünften Stock jenes Hauſes?" — Wiener: „Das iſt das Zeichen, wie weit im Jahre 1830 bei der großen Ueberſchwemmung der Donau das Waſſer geſtiegen iſt." — Fremder: „So hoch kann das Waſſer unmöglich geſtiegen ſeyn, ſonſt wäre ja ganz Wien untergegangen." — Wiener: „Schauens, der Strich war eigentlich nur hier an der Parterre-Wohnung, die Gaſſenjungen haben ihn aber alle Augenblicke fortgewiſcht, und da hat denn der neue Hauswirth, den Buben zum Poſſen, daß ſie ihren Muthwillen nicht mehr ausüben können, den Strich über dem fünften Stock anbringen laſſen."

Wir haben bereits mehrmals das rieſenhafte Teleſcop des Lord Roſſe erwähnt und müſſen nun nachtragen, daß in den letzten drei Monaten zahlreiche Beobachtungen damit angeſtellt worden ſind. Namentlich wendete man die Aufmerkſamkeit dem uns zunächſt ſtehenden Himmelskörper, dem Monde, zu. „Er ſah", berichtet Dr. Scoresby, „wie eine Kugel von geſchmolzenem Silber aus und jeder Gegenſtand darauf, der eine Größe von hundert Ellen hatte, war vollkommen deutlich zu erkennen. Gebäude alſo von der Größe des Münſters in York würden deutlich erkannt worden ſeyn, wenn ſich dergleichen im Monde befänden. Aber es zeigte ſich durchaus nichts der Art, eben ſo wenig konnte man Waſſer oder eine Atmoſphäre entdecken. Dagegen ſah man ſehr viele erloſchene Vulkane mehrere (engliſche) Meilen breit; durch einen derſelben führte eine ununterbrochene 150 Meilen lange Linie ſo gerade wie eine Eiſenbahn. Im Allgemeinen gewährte der Mond den Anblick eines ungeheuren Trümmerhaufens und weit und breit um die Vulkane her lagen Felſenſtücke, die von den feuerſpeienden Bergen wohl umhergeſtreut worden waren. — Man hofft bald den Mond ſo daguerreotypiren zu können, wie er ſich durch dieſes Teleſcop zeigt; bisher war dies nicht möglich, weil er bekanntlich nicht ſtill ſteht. Jetzt aber hat man eine Vorrichtung erfunden, welche dem Teleſcop eine jener des Mondes entſprechende Bewegung gibt.

(Nürnberg, im Okt.) Der Holzhandel hat durch den Ludwigskanal einen großen Umſchwung erhalten, und erſtreckt ſich jetzt auf Gegenden, deren Wälder aus Mangel an Abſatz und wegen der Höhe der Transportkoſten nicht ausgebeutet werden konnten. Der Holzreichthum im bayeriſchen Walde iſt ſo groß, daß die vielen dort ſeit langer Zeit beſtehenden Glasfabriken ihren Bedarf mit dem abgeſtandenen Holze und den ſogenannten Windfällen decken können.

(München, 27. Okt.) Jenny Lind wird nächſten Sonnabend im großen Saale des königl. Odeons ein Konzert geben, in welchem ſie die allerwärts mit ſo großem Beifall aufgenommenen ſchwediſchen Nationallieder vortragen wird. Von hier geht die Gefeierte nach Wien, wo ſie gegen ein Honorar von 45,000 fl. Münz zu einem 3monatlichen Gaſtſpiel engagirt iſt.

Korreſpondenz.

Stuttgart, 28. Oct.

Das intereſſante Schauſpiel, auf welches man ſchon ſo lange geſpannt war und welches den Schlußſtein der aus Anlaß der Vermählung unſeres Kronprinzen veranſtalteten Feſtlichkeiten bilden ſollte — das Carouſſel im königl. Reithauſe — iſt nun vorüber, und ich muß geſtehen, es hat meine Erwartungen nicht nur vollkommen befriedigt, ſondern noch bei weitem übertroffen, wiewohl mir das voriges Jahr gelegentlich der Vermählung der Prinzeſſin Catharina mit dem Prinzen Friedrich abgehaltene Carrouſſel noch lebhaft im Gedächtniß ſtand. Mit Austheilung der Eintrittskarten wurde ziemlich liberal verfahren, wenn gleich, wie natürlich, nicht alle Anſuchen befriedigt werden konnten. Die Zahl der Zuſchauer mag immerhin 14 — 1500 betragen haben. Unter denſelben bemerkte man außer dem König und denjenigen Mitgliedern der königl. Familie, die nicht ſelbſt bei der Aufführung thätig waren, den Herzog von Leuchtenberg, den Kronprinzen von Schweden und ſeinen Bruder Guſtav, ſo wie den Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar. Man ſah hinter einer lieblichen Damenreihe bunte Uniformen der verſchiedenſten Art, ſelbſt ruſſiſche, öſterreichiſche, bayeriſche und badiſche. Das ſehr ſchöne und zweckmäßig in Form eines Oblongums gebaute Reithaus war geſchmackvoll decorirt und die Beleuchtung wirklich feenartig; an 1500 Flammen brannten in dem Innern deſſelben. Für die Rennbahn war in den letzten Tagen in der Eile noch die Gasbeleuchtung eingerichtet und erſtmals in Anwendung gebracht worden. Das Sujet war daſſelbe wie voriges Jahr, wozu Dingelſtedt ſein Gedicht: „Abendland und Morgenland" machte, nur war der Ausführung eine breitere Baſis gegeben und Alles, wo möglich, noch glänzender und prachtvoller eingerichtet. Wieder war es alſo ein Graf von Würtemberg, der auf einem Kreuzzug im Morgenland die frohe Kunde von der Vermählung eines Vetters erhält und zur frohen Feier derſelben dem Fürſt der Wüſte Waffenſtillſtand anbieten und ihn zu friedlichem Turnier- und Feſtſpiel einladen läßt. Der Geladene nimmt dies an und ſo ziehen beide Theile in die aufgeſchlagenen Lager am Fuße des Libanon. Die erlauchteſten Namen glänzen unter den handelnden Perſonen. Das chriſtliche Lager bietet unter andern adeligen Geſchlechtern: den Kronprinzen von Würtemberg (als Turnierherr, Graf von Würtemberg), den Grafen Wilhelm von Würtemberg (als Ritter von Lichtenſtein), den Prinzen Felix von Hohenlohe, die Grafen von Scheeler, von Salm, von Degenfeld und Henkel von Donnersmark; die Freiherren v. Taubenheim (Oberſtſtallmeiſter und bekannt als trefflicher Reiter, ſo wie durch ſeine Reiſe in den Orient), v. Berlichingen, v. Hügel, v. Maucler, v. Seckendorff, v. Reiſchach, v. Ellrichshauſen, v. Maſſenbach, v. Valois u. ſ. w. Auf Seiten der Sarazenen bemerkten wir: den Herzog Paul von Würtemberg (bekannt durch ſeine Reiſen nach Aſien, Afrika und Amerika) als Fürſt der Wüſte, Prinz Friedrich von Würtemberg, Neffe und Schwiegerſohn des Königs, die Prinzen H. von Sachſen-Weimar, Hugo und Friedrich von Hohenlohe-Oehringen, die Grafen v. Neipperg (Schwiegerſohn des Königs), v. Beroldingen und v. Geronsfeld; die tüchtigen Reiter Stallmeiſter v. Hamel und Obriſtlieutenant v. Silberhorn. Auch Hofrath Hackländer, der mit Baron Taubenheim die Reiſe in den Orient machte und jetzt Privatſecretär des Kronprinzen iſt, war im muſelmänniſchen Lager und gilt in Beziehung auf's Sceniſche als intellectueller Leiter des Ganzen. Im chriſtlichen Lager waren diesmal auch Damen zu ſchauen, welche zu Pferd erſchienen an der Seite ihrer Ritter; darunter bemerkten wir: die Gräfin Wilhelm von Würtemberg (geborne Prinzeſſin von Leuchtenberg), Freifrau v. Taubenheim (geb. Gräfin v. Würtemberg), die Gräfinnen Scheeler, Joner und Dillen. — Die Ausführung der verſchiedenen Touren zu Pferd, Kampfſpiele, Kopfſtechen, des Turnirens, Carracolirens des einzelnen und des Vorrückens und Kämpfens in Maſſe, der Quadrillen und anderen Tänze und Touren zu Pferd geſchah mit einer Präciſion, Sicherheit und Gewandtheit, welche eben ſo ſehr die große Geſchicklichkeit der Reiter und Reiterinnen, als die vortreffliche Dreſſur der Pferde (meiſt von ſchönſter und edelſter Race) bekundeten. Morgen wird das Schauſpiel zum Beſten der hieſigen Stadtarmen bei hohen Eintrittspreiſen von 3 und 2 fl. wiederholt.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 31. Oct. Die Montecchi und Capuletti, große Oper in 4 Abth., nach dem Italieniſchen von Fr. Ellmenreich. (Gaſtrolle) Romeo: Fräul. Emilie Walter, k. k. öſterreich. Hofopern- und k. würtemb. Kammerſängerin.

Sonntag, 1. Nov. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberöſterreich, Poſſe mit Geſang in 2 Abth., von F. Kaiſer, Muſik von A. Müller. Hierauf (zum Letztenmale): Optiſche Lichtbilder, von Joh. Boſch aus Wien.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 302. Montag, den 2. November 1846.

Lit. D.

Novelle, mitgetheilt von A. Stätter.

(Fortſetzung.)

Im Zimmer des Girondiſten herrſchte die Unordnung eines genialen, vielbeſchäftigten und lebensluſtigen Junggeſellen, doch war die Einrichtung elegant und noch ganz in der Mode der Vorrevolutionszeit. Ueber den Gemälderahmen prangten noch Wappenſchilder; eins dieſer Bilder ſtellte einen kirchlichen Gegenſtand dar; andere waren Schlachtſtücke, auf denen noch Könige und Prinzen figurirten. Nur vom Schreibtiſche und den Stühlen hatte die Neuzeit bereits in Zeitungen und Broſchüren aller Art, in Reden, Akten u. ſ. w. Beſitz genommen.

Der Deputirte warf von dem einen Seſſel die Papiere zu Boden, und bat die Bürgerin, Platz zu nehmen.

„Der Bürger Danton,“ bemerkte er, ſich an den Schreibtiſch ſetzend, „iſt, wenn ich nicht irre, zur Zeit auf dem Lande. Ich gebe ihm einen Brief, den ſie ihm jedoch ſelber übergeben müſſen, wenn er Erfolg haben ſoll.“

„Aber wann iſt er zurück?“

„In einigen Tagen.“

„Aber jeder Verzug . . .“

Sie wollte hinzuſetzen: jeder Verzug iſt gefährlich, denn die Guillotine ruht nicht; doch der Girondiſt zuckte die Achſeln und fing an zu ſchreiben.

„Vielleicht iſt Bürger Danton auch ſchon morgen zurück,“ unterbrach ſich der Deputirte, als er ſah, daß der Frau die Thränen über die Wangen rollten.

Mit bangem Muthe folgte die unglückliche Frau der raſchen Feder des Girondiſten, welcher während des Schreibens ein faſt unheimliches Geſicht machte.

„Hier, Bürgerin!“ begann der Deputirte, den Brief zuſiegelnd. „Mein Freund wird mit mir zufrieden ſeyn. Wenigſtens thue ich mein Möglichſtes, und dies von Herzen gern.“

So redend, reichte er Frau Duportail den Brief an Danton, nahm ſeinen Hut und ſetzte hinzu:

„Entſchuldigen Sie meine Eile, ich muß in die Sitzung.“

Die arme Bittſtellerin erhob ſich und fragte mit dumpfer Stimme:

„Aber glauben Sie denn, daß ſich Bürger Danton erweichen und Gnade ergehen laſſen wird?“

„Ich zweifle nicht daran. Danton hat ein gutes Herz und iſt Frauen gern gefällig. Aber deshalb noch ein Mal, überreichen ſie den Brief eigenhändig.“

So gingen ſie die Treppe hinab. Auf dem Hofe zog das Conventsmitglied noch ein Mal den Hut und eilte mit raſchen Schritten fort. Kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, ſchwankte die arme Frau auf die Straße hinaus, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſolle. Sie mochte eine Weile faſt bewußtlos dem Strome der Menſchen gefolgt ſeyn, als ſie durch den Ruf eines zerlumpten Mannes aufgeſchreckt wurde:

. . . . Sind durch die Nationaljuſtiz verurtheilt worden die nachbenannten ſchändlichen Verſchwörer, welche noch heutigen Tages . . . .

Frau Duportail kannte dieſen Ruf, ſchaudernd drängte ſie ſich an den Ausrufer, der ihr für ein Geldſtück eine gedruckte Liſte einhändigte und weiter ging. An der Stelle wie feſtgebannt, las die Gequälte den ſchmutzigen Fetzen, auf welchem in großen Buchſtaben Namen, Stand und Alter der Verurtheilten verzeichnet waren; der Name Duportail befand ſich nicht auf der erſten Seite der Liſte. Mit zitternder Hand drehte ſie das Papier um: auch hier war der Name nicht zu finden. Ihr Mann lebte alſo noch, heute wenigſtens; doch wer konnte für den nächſten Morgen ſtehen?

Wie die Unglückliche den Reſt des Tages zubrachte, bedarf keiner Schilderung. Sie ſuchte ſich über den Gang der Proceduren zu unterrichten, über das Gefängniß, in welchem ihr Mann ſitze, und über die Möglichkeit, ihn zu ſehen, Näheres zu erfahren; doch das ganze Ergebniß ihrer Schritte beſtand in der Gewißheit, daß ihr Mann im Gefängniß des Oratoriums ſitze, und daß ſie nicht zu ihm gelaſſen werden dürfe.

Am andern Morgen machte ſie ſich zu Danton auf den Weg. Sie kam zu früh, der Bürger Juſtizminiſter ſchlief noch. Die Thürſteher wieſen die arme Frau mit jener Derbheit ab, die damals für ächten Patriotismus galt. Als ſie ſpäter wieder anfragte, lautete die Antwort, der Bürger Juſtizminiſter ſey ausgefahren.

„Wohin?“

„Nach Auteuil.“

Sie erkundigte ſich, ob ſie ihn wohl dort ſprechen könne? Schallendes Gelächter und die höhniſche Vertröſtung, morgen ſey auch ein Tag.

Was war zu thun? Der Tag verging ihr unter Todesqualen, und doch mußte ſie ſich gedulden. Sie las die Zeitungen; es war ihr, als müſſe ihr hier ein Wink über ihres Mannes Schickſal oder zu deſſen Rettung werden. Vergebliches Bemühen. Sie verſuchte noch ein Mal, zu ihrem Manne zu gelangen, gleichfalls ohne Erfolg.

Am andern Morgen kleidete ſich Frau Duportail nach einer unter Todesſchauern durchwachten Nacht ſo um, daß ſie von den Thürſtehern nicht wieder erkannt werde. Die nämliche Grobheit von Seiten des dienenden Perſonals; dieſelbe Erfolgloſigkeit. Der Bürger Juſtizminiſter, hieß es, arbeite in ſeinem Bureaux und dürfe durchaus nicht geſtört werden.

Frau Duportail wartete hierauf vier endlos lange Stunden in einer benachbarten Weinſchenke, in welcher die Wirthin bald merkte, daß es der ſchönen blaſſen Frau nur um ein Ruhe-

Digitized by Google

plätzchen zu thun ſey, und ſie deshalb mitleidig in ihr Stübchen führte.

Der Tag neigte ſich, die Unglückliche war ſo erſchöpft, daß ſie nur mit Mühe aufſtehen konnte. Endlich raffte ſie ſich auf, ſagte der gutherzigen Wirthsfrau ihren Dank, und kehrte mit dem verzweifelten Entſchluſſe zum Hotel des Juſtizminiſters zurück, Danton zu ſprechen, es gehe wie es wolle.

Die Dienerſchaft wies ſie auch diesmal wieder ab, doch ſie zog ihren Brief hervor, und erklärte entſchloſſen:

„Der Brief iſt vom Bürger R**, dem Conventsmitgliede, und muß ſofort eigenhändig von mir übergeben werden."

Man ließ ſie endlich in den Hof, wo ſie auf gut Glück die große ſteinerne Treppe hinaufging. Die entſcheidende Stunde gab ihr Kraft.

Im Vorſaal ging es bunt durcheinander. Die Bedienten eilten hin und her, und hatten ſo vollauf zu ſchaffen, daß Frau Duportail ungehindert in ein Vorzimmer und aus dieſem in ein anderes gelangte, in welchem wieder mehrere Bediente mit Meſſern und Gabeln, Tellern und Schüſſeln und dergleichen Tafelgeſchirr beſchäftigt waren.

„Wer ſind Sie? . . . Wohin wollen Sie?" hörte Frau Duportail von mehreren Seiten fragen. Ohne Rede zu ſtehen, folgte ſie dem einen Bedienten durch die halb offene Thüre, die in den Speiſeſaal führte.

Der Glanz der Kronleuchter, die Menge der Gäſte und die Nähe des entſcheidenden Augenblicks machten die entſchloſſene Frau plötzlich betroffen. Zugleich rief ihr ein Bedienter zu:

„Zurück! Iſt das erlaubt? Warum läßt man ſich nicht erſt melden?"

Die arme Frau wurde von dem Bedienten bei'm Arm ergriffen, und, als ſie ſich ſträubte, von mehreren dienſtbaren Geiſtern in die Mitte genommen und hinaus gezerrt. Doch in demſelben Momente erſchien ein großer breitſchulteriger Mann mit ſtraff emporſtehenden Haaren und einer Serviette im Knopfloche.

„He, was geht da vor?" donnerte er.

„Bürger Miniſter, es iſt eine Frau, die . . ."

„Nun gut, wenn's eine Frau iſt, ſo ſeyd artig und laßt ſie herein."

Trotz ſeiner derben Stimme und plumpen Außenſeite, machte der Bürger Juſtizminiſter den artigen Hausherrn und angenehmen Wirth, ſo daß die unglückliche Eindringlingin ein Herz faßte und ihm mit niedergeſchlagenen Augen den Brief überreichte. Danton öffnete das Schreiben, ſah hinein und ſagte:

„Ah! Frau Duportail! . . . Mein Kollege hat mir ſchon davon erzählt. Wir wollen daran denken."

„Sie wiſſen, wie dringlich die Sache iſt," ſtammelte die Bittſtellerin.

„Ja, ich weiß . . ."

Bei dieſen Worten ſah Danton die Frau mit ſeinen halb geſchloſſenen durchdringenden kleinen Augen, die in dem unförmlichen Geſichte faſt ganz verloren gingen, an.

„Ein Wort von Ihrer Hand . . ."

„Schon gut, wir wollen ſehen. Doch bleiben wir hier nicht in der Thüre ſtehen. Treten Sie näher. Ich habe nur einige vertraute Freunde zu Tiſche; eine liebenswürdige Frau iſt nirgends zu viel."

So redend, nahm er die Zitternde bei der Hand und führte ſie zu der Tafel, wo ein Dutzend Männer die Augen auf ſie richteten.

(Fortſetzung folgt.)

Glockentöne.*)

(Aus den Papieren eines alten Lehrers.)

Die äußeren Umgebungen üben einen größeren Einfluß auf unſer Inneres aus, als man oft glaubt und als auch oft Der, welcher ihn empfangen hat, in der ſpäteren Richtung ſeines Charakters, in ſeinen Neigungen und Beſtrebungen nachzuweiſen vermag. Nun iſt es freilich nicht wohl möglich, Alles fern zu halten, was bei der Bildung der Jugend nachtheilig einwirken kann, und man könnte wohl behaupten, es ſollte auch nicht ſeyn, damit dem Menſchen nicht mancher Kampf, welcher zum Siege führt, erſpart werde. So vermeide man wenigſtens, was man kann. Es kömmt auch auf den Ort der Erziehung Vieles an. Darum ſey die Schule hell, freundlich, geräumig, beſonders auch reinlich, und der Lehrer auch in ſeinem Aeußern ein Vorbild deſſen, wovon man mit Recht vorausſetzen darf, daß er das Ideal davon in ſeinem Innern trage. Das kindliche Herz wendet ſich gern dem Guten und Schönen zu, wenn es würdige Vorbilder hat. Das Gegentheil bildet doch nur die Ausnahmen von der Regel.

— Es iſt ein Irrthum, welcher vormals ſehr gangbar, und es auch jetzt hier und da noch iſt, die Kinder darum früh in die Schule zu ſchicken, damit ſie ſtille ſitzen lernen. Huldigt der Lehrer dieſem Irrthum mit, ſo verſündigt er ſich an den Kindern, ſey es aus Bequemlichkeit, oder weil er keine beſſere Meinung von der Kinderwelt hat. Gymnaſtik des Körpers wie des Geiſtes gedeihen bei dieſem Prinzipe nicht.

— Eine von vielen Eltern unerkannte Sünde gegen die Lehrerwelt iſt die, wenn ſie in Gegenwart der Kinder nachtheilig von den Lehrern ſprechen. Dadurch wird nicht nur die Achtung gegen die Perſon vermindert und das Gefühl der Dankbarkeit ſehr lau gemacht, ſondern auch die ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Amte des Lehrers herabgeſetzt. Der alte Schulmeiſter, welcher Friedrich dem Großen in das Angeſicht erklärte, ſeine Schulbuben dürften ſchlechterdings nicht wiſſen, daß es außer ihm noch einen Höheren gebe, der ihnen in der Schule etwas zu befehlen habe, hatte wohl recht, wenn er damit die Lehrerauctorität aufrecht erhalten wollte. Wer dieſe herabſetzt, ſchadet ſeinen Kindern mehr, als wenn ſie das Eine und das Andere nicht lernen.

— So lange die Erziehung in vielen Häuſern nicht beſſer wird, iſt es vergeblich, von der Schule glänzende Reſultate zu erwarten. Der häusliche Herd iſt es vor Allem, wo reine ſchöne Menſchlichkeit genährt und gepflegt wird. Humanität iſt jetzt ein ſehr gangbares Wort; aber man verwechſelt mit ihr oft das eben ſo ausländiſche „Civiliſation", die allerdings in ſteigender Progreſſion zunimmt.

— Man verlangt von dem Lehrer zuviel, wenn man von ihm fordert, daß er für alle und jede Verirrung ſeiner Zöglinge verantwortlich ſeyn ſoll. Aber das wird mit Recht von ihm gefordert, daß er ſich in ſeinem häuslichen wie in ſeinem öffentlichen Leben nichts zu Schulden kommen laſſe, was ſeine Worte Lügen ſtraft, oder einen Zweifel in die Ehrlichkeit ſeiner Geſinnung ſetzen läßt. Präceptoren können Alle ſeyn; aber die Uebung in der Gottſeligkeit kann vorzüglich dem Lehrerſtande nicht erlaſſen werden.

— Ohne das vorlaute Weſen der unreifen Jugend zu billigen, ſoll man ihr doch nicht alles und jedes Mitſprechen in der Geſellſchaft verbieten, ſie vielmehr auch zur Mittheilung ihrer Meinung über eine Sache, die nicht geradezu über ihrer Sphäre hinausliegt, auffordern. Mich dünkt, daß mitunter allzu ſtrenge Verfahren unſerer Eltern, nach den Grundſätzen der alten Pädagogik, ſey mit Schuld daran, daß ſo viele ſonſt Tüchtige und Begabte

*) Aus dem „Allg. Anz. d. D."

Digitized by Google

da eine ſtumme Rolle ſpielen, wo man wohl gern ihr Urtheil vernähme.

— Es iſt wohl wahr, was einmal unſer Jean Paul bemerkt hat, daß in der Dorfſchule manches Talent aus Mangel an Unterſtützung verkümmere, deſſen Ausbildung der Welt ein reiche Zinſen tragendes Capital geworden wäre. Aber man bedenke doch, daß die große achtbare Maſſe unſerer Landbewohner auch tüchtiger Köpfe bedarf, um in ihrer Sphäre Gutes und Schönes zu bilden. Die göttliche Vorſehung ſtellt doch zuletzt Jeden an den Platz, wo er das Seine zum allgemeinen Wohle beitragen ſoll. Aber dankbar ſollten es die höheren Stände anerkennen, daß die unteren und mittleren Volksklaſſen viele Talente geliefert haben, welche den verſchiedenſten Lebenskreiſen Heil und Segen brachten.

— Es wird gewiß noch dahin kommen, ſollten deßhalb auch erſt noch bittere Erfahrungen gemacht werden, daß die Lehrer in Hinſicht des täglichen Brodes ſo geſtellt werden, daß ſie nicht genöthigt ſind, auf anderem Wege, als auf dem des Amtes, nach Brod zu gehen, oder gar zu darben. So ſollten aber wenigſtens Die, welche vom Staate oder von der Kirche mit einem ausreichenden Einkommen bedacht ſind, ihre Zeit und Kräfte nicht einem Berufe entziehen, welcher den ganzen Mann in Anſpruch nimmt. Es wird dann wenigſtens nicht überall das Nothwendige verſäumt, und das bringt denn doch hier und da ſeine volle Frucht.

— Der Lehrer darf ſein Wiſſen nie als ein vollendetes und abgeſchloſſenes betrachten, ſonſt geräth er in Gefahr, ſich zu erſchöpfen, und die Schüler kommen zu einem ausgetrockneten Brunnen. Dabei aber hüte er ſich auch vor oberflächlicher Vielwiſſerei; ſie verdirbt in Köpfen, die nicht ausgezeichnete Anlagen haben, die nothwendige Gründlichkeit und jene wohl zu empfehlende Stetigkeit, welche ſich an das alte Bewährte hält, ohne das Neuere abzuweiſen, wenn es das Beſſere iſt.

— Wenn es wahr iſt, daß die früheſten guten Eindrücke die beſten ſind, ſo iſt auch leicht zu beurtheilen, was von der Meinung Derer zu halten iſt, welche die Bildung zur Religion bis dahin verſchoben haben wollen, wenn der Verſtand zur Reife gekommen iſt. Wohl ſoll das Prüfen in ſeinen heiligſten Angelegenheiten dem Menſchen nicht genommen werden, aber die Religion iſt auch Sache des Gefühles, und dieſes entfaltet ſeine Knoſpen früher zur Blüthe, als der Verſtand. Ein Fingerzeig der Natur, den man nicht ungeſtraft verachtet. Fr. Weingart.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Aus öffentlichen Blättern iſt bereits bekannt, daß dem verdienſtvollen und mit Recht geſchätzten Bildhauer, Hrn. Prof. Zwerger, von Seiten des Freiburger Comité's ſchon vor längerer Zeit der ehrenvolle Auftrag geworden, die Büſte des gefeierten Rotteck's anzufertigen. Das Gypsmodell zu dieſer Koloſſalbüſte, deren Größe auf den hohen Standpunkt, welchen ſie einnehmen wird, berechnet iſt, iſt nun vollendet und ſoll dieſer Tage nach München in die Gießerei des ausgezeichneten Müller, des Nachfolgers von Stiglmaier, abgehen. Um vielſeitigen Wünſchen zu entſprechen, hat Herr Prof. Zwerger eine Expoſition ſeines Modells veranſtaltet, welche vom 2. — 5. d. M. in deſſen Attelier im Städel'ſchen Kunſtinſtitute ſtattfinden wird, und zwar von 10 — 1 Uhr Vormittags. Indem wir die gewiß zahlreichen Verehrer des leider zu früh verſtorbenen freiſinnigen Volksvertreters, hochherzigen Patrioten und geiſtreichen Schriftſtellers, ſowie auch die Freunde der plaſtiſchen Kunſt auf dieſe Ausſtellung verweiſen, bemerken wir zugleich, daß es nach dem Urtheile von Sachkennern und von Solchen, welche den verſtorbenen Rotteck perſönlich gekannt haben, Hrn. Prof. Zwerger gelungen iſt, Aehnlichkeit mit künſtleriſcher Auffaſſung und Ausführung auf eine ſehr befriedigende Weiſe zu vereinigen.

(Vom heſſiſchen Rhein, im October.) Vor einigen Tagen war ich Zeuge einer herzzerreißenden Scene. Einer Familie, die nach Nordamerika auswandern wollte, wurde am Landungsplatze ihre ſämmtliche Habſeligkeit mit Beſchlag belegt. Der Mann, in Verzweiflung, ſeine Exiſtenz nicht friſten zu können in der alten Heimath, reiſte weiter, die Frau, die nichts mehr hatte, als was ſie am Leibe trug, verlor ihren Contrakt, und muß nun getrennt von ihrem Manne dieſen Winter ihr Leben im Elend friſten. Dies Alles geſchah einer Forderung von 54 fl. wegen; wegen dieſer Forderung wurden 150 fl. baares Geld und ſämmtliches Mobiliar mit Beſchlag belegt. Es iſt bereits ein Prozeß von Seiten der Agentur angeregt, die behauptet, daß der Vollzieher der Beſchlagnahme gar nicht berechtigt geweſen, ſolche vorzunehmen, und daß dieſelbe ohne die geſetzlichen Formen zu wahren, angenommen worden; und wir hoffen, da der Fall bereits zur gerichtlichen Kenntniß gekommen, daß wenn die Behauptung der Agentur wahr iſt, die Behörden die Rechte der unglücklichen Auswanderer künftig ſchützen werden, um unſäglichem Elend in ſolchen Fällen vorzubeugen.

Der neue Generalpoſtmeiſter Schaper hat mittelſt Zirkulars, d. d. Berlin 19. Okt., ſämmtlichen Poſtanſtalten angezeigt, daß er die Geſchäfte ſeines neuen Amtes übernommen hat. In dieſem Rundſchreiben befindet ſich unter Andern folgende bemerkenswerthe Stelle: „Ganz beſonders muß ich die Herren Poſtbeamten erſuchen, ſich ſtets gegenwärtig zu halten, daß die Poſtanſtalten vorzugsweiſe dem Dienſte des Publikums, der Hebung und Förderung des Verkehrs gewidmet ſind, und daß, ſo wie auf der einen Seite Treue, Umſicht und Pünklichkeit unter den weſentlichen Eigenſchaften eines guten Poſtbeamten nicht fehlen dürfen, eben ſo auf der andern eine aufmerkſame, zuvorkommende und gefällige Behandlung des Publikums zu ſeinen unerläßlichen Pflichten gehört."

Man hat berechnet, daß wenn die Sterblichkeit auf der ganzen Erde ſo groß wäre, wie unter der engliſchen Beſatzung in Jamaika, Bermuda, Hong-Kong, Madras, Bengalen und Ceylon, das geſammte Menſchengeſchlecht in einer Zeit von 11 Jahren ausgeſtorben ſeyn würde.

Um die nöthige Einheit des Orts in ſeinem Schauſpiele Proſerpine nicht zu verletzen, ließ Claveret das Theater in drei Stockwerke eintheilen. Unten war die Hölle, mitten Sizilien, oben der Olymp zu ſehen.

Die Karlsr. Ztg. berichtet, der Zimmermeiſter John zu Ueberlingen habe ein ziemlich wohlfeiles Surrogat des Brodes in der als Unkraut allgemein bekannten Gras- oder Queckenwurzel (radix graminis v. triticum repens) gefunden. Dieſelbe wird kleingeſchnitten, gedörrt und gemahlen und das daraus gebackene Brod ſoll beſonders durch Beimiſchung von einem Drittel Körnermehl wohlſchmeckend werden.

Korreſpondenz.

Jena, im Oct.

Ihrem Wunſche gemäß benutze ich einen freien Augenblick, der mir bei einem kurzen Aufenthalt in der Univerſitätsſtadt Thüringens

Digitized by Google

bleibt, einige Notizen über die neueſten Veränderungen an dieſer altberühmten Hochſchule niederzuſchreiben. Wenn ſchon die kleine Stadt in den letztverfloſſenen zehn Jahren ſehr erfreuliche Umgeſtaltungen und Verbeſſerungen erfahren hat, ſo ſcheint ein Gleiches der Akademie zu Theil geworden zu ſeyn. Nichts mehr von den früheren Nonchalancen, Schlafröcken u. ſ. w.! Ueberall Zeichen lebhaften Fortſchrittes. Die theologiſche Facultät erfreut ſich an Rückert, der bei den Studirenden vielen Beifall hat, eines regen und gewiſſenhaften Erſatzmannes, deſſen Charakterfeſtigkeit allgemeine Anerkennung findet. Die Lücke, welche die juriſtiſche Facultät durch Franke's Berufung nach Göttingen erlitt, wird, wie ich höre, durch Fein gut ausgefüllt. Am ausgedehnteſten aber iſt die Reform der mediciniſchen Facultät, in welcher ſeit Stark's Tode Fortſchritte jeder Art ſtattgefunden haben. Denn nicht allein die von Stark ſelbſt vertretenen Fächer ſind auf eine glückliche, den Anforderungen der Zeit entſprechende Weiſe vertheilt, ſondern auch die vorbereitenden Wiſſenſchaften tüchtigen Repräſentanten des gegenwärtigen Standes derſelben übertragen. Zunächſt hat das von den Profeſſoren Schleiden und Schmid begründete phyſiologiſche Inſtitut einem weſentlichen Bedürfniſſe entſprochen, und wird, wie man meinte, den Medicin-Studirenden noch erſprießlicher werden, wenn Schleiden, dem allgemeinen Wunſch nachgebend, neben der Botanik auch die Phyſiologie zum Gegenſtand ſeiner Vorträge machen wird. Schleiden habe ich leider nicht geſehen; er war in Kiel zur Verſammlung der Naturforſcher. Schmid, der auch über organiſche Chemie und Phyſik lieſ't, ſoll ein weſentliches Complement für den vorgenannten bilden. Die Zoologie bleibt durch Voigt, die Anatomie und Phyſiologie durch Huſchke, wie bisher, vertreten. Für die Medicin im engeren Sinne des Wortes iſt neben Häſer und Domrich, ein paar rüſtigen jungen Männern, welche auch bei der Leitung des phyſiologiſchen Inſtituts ſich betheiligt haben, an Profeſſor Siebert ohne Zweifel eine glänzende Acquiſition gemacht worden, wie mir namentlich von mehreren ſeiner Zuhörer, aber auch von vielen ſeiner Collegen verſichert wurde, denn ihn perſönlich kennen zu lernen war mir leider nicht geſtattet, da er auf einer größeren Ferienreiſe abweſend war. Sein lebhafter Vortrag und ſeine geniale Darſtellung wurde eben ſo wie ſein Eifer und ſeine Energie bei Einrichtung und Direktion der mediciniſchen Klinik gerühmt. Ruhiger und ſtiller ſoll Profeſſor Ried auftreten, aber deſto gewinnender durch Tiefe und Gründlichkeit ſeiner Vorträge, wie durch Gewandtheit und Sicherheit in den chirurgiſchen Operationen. Die durch Munifizenz des Großherzogs von Weimar völlig neu eingerichteten, neben einander beſtehenden mediciniſchen und chirurgiſchen Kliniken befinden ſich bis jetzt in einem zwar erſt vor 26 Jahren erbauten, ſehr wohlgelegenen, aber für das Bedürfniß zu kleinen Krankenhauſe, doch ſoll Hoffnung vorhanden ſeyn, daß von dem nahe bevorſtehenden Landtage ein neues, für den kliniſchen Unterricht paſſender gebautes Krankenhaus bewilligt werde. — Die freundſchaftlichen Beziehungen, welche zwiſchen Ried und Siebert obwalten, ſollen auch bereits zu dem Profeſſor Martin, dem Direktor der, wie ich ſah, ſehr blühenden Gebäranſtalt, eingetreten ſeyn, ſo daß dieſer auch während der Ferienreiſe der vorgenannten die beiden Kliniken derſelben leitete. In innigem Zuſammenhang mit der Klinik im Entbindungshauſe ſteht die von Martin gegründete geburtshülfliche Poliklinik, welche ich als eine wichtige Ergänzung des in dieſem Fache ungenügenden Hoſpitalunterrichtes bezeichnen muß. Neben den vorigen ſteht Profeſſor Schömann, deſſen Thätigkeit durch ſeine gleichzeitige Beſchäftigung als Stadt- und Landphyſikus ſich vorzugsweiſe der gerichtlichen Medicin und mediciniſchen Polizei zuzuwenden ſcheint. Geheime Hofrath Kieſer, welcher ebenfalls zur Zeit meiner Anweſenheit in Jena eine größere Reiſe gemacht hatte, ſteht jetzt der Irrenanſtalt vor und ſoll eine Klinik für Pſychiatrie zu halten beabſichtigen, ein Unternehmen, welches recht verdienſtlich werden kann und von der ungeſchwächten Strebſamkeit des Mannes zeugt. Meinen alten Lehrer, den geheimen Hofrath Succow, endlich, fand ich wenig verändert, in einer ſorgenfreien Muße von den Laſten der früher verwalteten Aemter ausruhen. So hat ſich die alma mater Jenensis, in der wir einſt ſelbſt den Anfang unſerer Studien mit ſo viel Luſt und Eifer machten, verjüngt und erneut, dem Zeitgeiſt zwar folgend, aber immer jenen kritiſch-rationellen Standpunkt bewahrend, der ſie von ihrer Stiftung an fort und fort ausgezeichnet hat.

B.

Nürnberg, Ende Oct.

In meinem letzten Berichte habe ich Sie mit den Kräften unſerer Bühne bekannt gemacht. Das etwas vorſchnelle Urtheil, welches ich mir über deren Leiſtungen erlaubt habe, war auf langjährige Bühnenkenntniß baſirt und ich fand, daß es größtentheils ein richtiges war. Das wahre Talent kann ſich auch in einer untergeordneten Rolle nicht verbergen und die Mittelmäßigkeit in der glänzendſten Partie höchſtens einmal beſtechen. Das wackere Streben unſeres Direktors, immer das Beſte und Neueſte in möglichſter Vollendung zur Aufführung zu bringen, findet endlich auch — und ich geſtehe gegen meine Erwartung — bei unſerm hartnäckigen Publikum Anklang, wenigſtens bethätigt es dieſen durch zahlreicheren Beſuch. Neue Stücke der letzten Zeit waren: „Mein Mann geht aus", nach dem Franzöſiſchen von Börnſtein, das für die Lachmuskeln hinreichende Gelegenheit bietet und, nach franzöſiſcher Manier, reich an pikanten Situationen iſt. Es gefiel. Hr. Bürger (Duroſel), Hr. Wiſatzky (Bertholin), Frau Wiſatzky (Amelie) und Fräul. Diemar (Frau Bertholin) fanden gebührenden Beifall. Dann: „Michel Bremond", ebenfalls von Börnſtein, wie eben Börnſteins Name bei franzöſiſchen Ueberſetzungen ſtereotyp geworden iſt. Die erſten Acte dieſes Stückes haben bedeutende Längen, doch iſt der dritte intereſſant genug, um nicht unbefriedigt zu laſſen. Beſonderen Succes hatte die neu in Scene geſetzte Oper „Stradella", die bereits in voriger Saiſon 8 — 10mal bei immer geſteigerter Theilnahme gegeben wurde, und jetzt dieſelbe Aufnahme wieder fand. Direktor Röder hatte Alles aufgeboten zur würdigen Ausſtattung der beliebten Oper; die Ballets und Arrangements waren durchaus neu und fanden ſo ungetheilten Beifall, daß die Direktion mit dem würdigen Repräſentanten des Stradella, Hrn. Titel, am Schluſſe gerufen wurde. Vorbereitet werden die „Musquetiere der Königin" von Halevy und „Waffenſchmied" von Lortzing; im Schauſpiel: „der Vetter" von Benedix und die „Tochter des Regenten." Die Vorſtellungen an den vier vereinigten Theatern nehmen einen ſo regelmäßigen Fortgang, als ſey die Sache ſchon ſeit Jahren im Gange und als beſondere Seltenheit verdient bemerkt zu werden, daß bis jetzt noch nicht eine Repertoirveränderung ſtattfand, was bei der uns jetzt ſo benachbarten Hofbühne zu Coburg ſich wöchentlich dreimal, folglich an jedem Spieltage, ereignet.

Offenbach, 28. Oct.

Es gehört zu den erfreulichen Erſcheinungen des Tages, den Sinn für Edles und Schönes in allen Ständen geweckt zu ſehen. Beſonders iſt es die Geſangskunſt, der in neuerer Zeit faſt Alles huldigt und die man in allen deutſchen Gauen, ja ſelbſt in entlegenen Orten, ſorgſam pflegt. Wir hatten geſtern das Vergnügen, in dem Schloſſer'ſchen Etabliſſement dahier einen Geſangverein aus Frankfurt, „Liederzweig" genannt, unter der Direktion des Hrn. Rau, Lehrer in Bornheim, zu hören. Genannter Verein, an 60 Mann ſtark, leiſtet Vorzügliches; ſelbſt die ſchwierigſten Compoſitionen wurden mit einer Gewandtheit und Präciſion executirt, die die Zuhörer in Staunen verſetzte. Von den Kraftchören wurden am beſten geſungen: „Der deutſche Männergeſang" von Speier, „Was iſt ſo hehr wie ꝛc." und von den getragenen Sachen der Abendchor aus dem Nachtlager: „Schon die Abendglocken" ꝛc. — Mit der größten Bereitwilligkeit kamen auch die Sänger einer Einladung nach und brachten Hrn. Pfarrer Kerbler, der gerade hier anweſend war, einen Nachtgeſang. Herzliche Worte des Dankes ſprach Hr. Kerbler und das dreifache Lebehoch, das ihm nach ſeiner Rede gebracht wurde, möge ihm als Beweis dienen, wie ſehr man noch für ihn und die gute Sache eingenommen iſt.

Geſchichtliche Vorleſung.

Dritte Vorleſung; Montag, 2. Nov., Abends 7 Uhr:

Friedrich's des Großen Jugendjahre.

Eintrittskarten erhält man in der Hermann'ſchen, Jäger'ſchen, Sauerländer'ſchen und Schmerber'ſchen Buchhandlung. Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 1. Nov. Jacob und ſeine Söhne in Egypten, muſikaliſches Drama in 3 Abth., nach Alexander Duval, Muſik von Méhul. Hierauf (zum Letztenmale): Optiſche Lichtbilder, von Joh. Boſch aus Wien.

Montag, 2. Nov. Zopf und Schwert, hiſtoriſches Luſtſpiel in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 303. Dienſtag, den 3. November 1846.

Lit. D.

Novelle, mitgetheilt von A. Stätter.

(Fortſetzung.)

„Ich ſtelle Ihnen lauter liebe Freunde vor, die ſich freuen, Sie hier zu ſehen!“ begann Danton mit einer gewiſſen Galanterie, die mit ſeinen derben Manieren und der koloſſalen Figur im ſeltſamen Widerſpruch ſtand. Zugleich ſetzte er ihr einen Stuhl hin, den ſie ſcheu an's Täfelwerk zurückſchob.

„Werden Sie uns das Vergnügen machen, unſer Gaſt zu ſeyn, wenn ich Sie darum bitte,“ fuhr der Juſtizminiſter fort.

Die junge Frau lehnte die Einladung mit einer Handbewegung ab. Mehrere Tiſchgenoſſen ſchienen durch die Erſcheinung einer Dame beläſtigt zu ſeyn, und warfen ihr deshalb mürriſche Seitenblicke zu; Andere ſahen bald ſie, bald den galanten Hauswirth ſpöttiſch an und ſuchten alsdann das durch dies Intermezzo in Stocken gerathene Geſpräch wieder in Schwung zu bringen. Es drehte ſich um die Politik des Tages, und wurde bald mit jeder Minute ernſter und ſtürmiſcher: man verhandelte bei Tafel wie im Convent. Nur Danton wandte ſich von Zeit zu Zeit wieder an die Dame, die auf glühenden Kohlen ſaß, mit der Entſchuldigung:

„Es thut mir leid . . . ich hoffte, Sie würden mit uns geſpeiſ't haben . . . nehmen Sie doch!“

Dabei griff er jedes Mal mit der gewaltigen Hand rückwärts, und nahm dem Bedienten eine Flaſche nach der andern ab, aus der er den Nachbarn einſchenkte, denen er mit einem ſchwer nachzuahmenden Beiſpiele voranging: ſelten ſtand ſein Glas leer, und ſtets trank er es in einem Zuge bis zur Nagelprobe aus. Hatte er ſich ſo geſtärkt, dann miſchte er ſich mit ſeiner Donnerſtimme in die ſtürmiſche Debatte, ſo lange Alles überſchreiend und beherrſchend, bis er wieder zur Flaſche griff. Sein Hauptopponent in der Disputation ſpielte dagegen den Ruhigen, Gemeſſenen, ja mitunter ſogar Pathetiſchen. Wein und Disput erhitzten jedoch in Kurzem alle Köpfe; der Lärm ſtieg; die Ausdrücke wurden derber. Da rief endlich einer der Gäſte, nach dem er ſich durch wiederholtes Schlagen des Glaſes an die Flaſche Luft gemacht hatte:

„Wie dem auch ſey, ſo iſt die Hauptſache doch, daß wir uns vertragen als wahre Freunde und ächte Bürger des Vaterlandes, da wir ja Alle das Gute wollen. Darauf laßt uns anſtoßen!“

„Daran erkenn' ich den eingefleiſchten Vermittler,“ rief Danton lachend. „Du gemahnſt mich an den Tropf von Lamourette und würdeſt, wie Molière ſagt, den Großtürken mit der Republik Venedig zuſammenkuppeln. Aber ſtoßen wir dennoch an, da Dein Toaſt wenigſtens ein Mittel zum Trinken iſt!“

Alle erhoben ſich.

„Danton hoch!“ rief jetzt mit bitterſüßer Stimme der frühere ingrimmige Opponent, ein katzenfreundliches, geſchniegeltes und gebügeltes Männchen, im Vergleich zu dem koloſſalen Juſtizminiſter.

„Danton hoch!“ ſtimmten die andern Gäſte ein.

„Friſch mit der Sprache heraus, und das Ding mit dem rechten Namen genannt!“ fuhr ein Mann vom Ende der Tafel aus dazwiſchen: „Stoßt an auf die Republik!“

„Du haſt recht, Levaſſeur!“ entgegnete Danton. „Auf die Republik!“

Die Gläſer läuteten; die Augen ſprühten; nur der kleine Leiſetreter zuckte höhniſch mit den Lippen. Da fiel Dantons Blick auf die Fremde, welche kaum zu athmen wagte, und in heller Weinlaune ſich zu ihr wendend, rief er:

„Ah! ſchöne Frau, diesmal thun Sie uns Beſcheid! Nippen Sie wenigſtens; es iſt ein ganz unſchuldiger ſpaniſcher Wein ...“

„Hm, hm,“ brummte jetzt einer der Zecher, als die Aufgeforderte wie eine Marmorſtatue ſitzen blieb, „die Bürgerin fürchtet weniger den Wein, als die ausgebrachte Geſundheit. Ich wette, ſie trinkt nicht auf's Wohl der Nation mit uns.“

Dieſe gefährliche Bemerkung gab der Unglücklichen ihre volle Geiſtesgegenwart wieder.

„Strafen Sie den Spötter Lügen,“ ermahnte Danton, „zeigen Sie, daß ſie eine gute Patriotin und würdig ſind, mit den angeſehenſten Convensmitgliedern anzuſtoßen!“

Frau Duportail erhob ſich mit jener weiblichen Würde, die ſelbſt dem ausgelaſſenſten Zecher Achtung gebietet, nahm das Glas, das der Hausherr ihr mit ſchwankender Hand reichte, und trank auf's Wohl der Nation.

Stürmiſcher Jubel erfüllte den Saal.

„Ei was,“ begann jetzt der jüngſte der Gäſte mit dem ſichtbaren Beſtreben, dem politiſchen Gezänk ein Ende zu machen, „glaubt Ihr wirklich, man habe der Politik noch nicht Genüge geleiſtet, wenn man Morgens einige Dutzend Zeitungen geleſen, in der Conventsſitzung war, die Clubſitzungen mitgemacht, und, wie ich, einige zwanzig Seiten über die Tagesereigniſſe geſchrieben hat? Dürfen Leute, wie wir, nicht mit Archelaus ſagen: Auf morgen die ernſten Arbeiten! In dieſem Treiben geht das Leben im Fluge dahin, und die Jugendzeit iſt entflohen, ehe man's ahnt. Und wer weiß, ob wir Zeit zu verlieren haben? Wir ſind, ich wette, alle über die Kunſt einig, mit der die Maillard geſtern in der Oper ſang. Haſt Du ſie gehört, Danton?“

„Ob ich ſie gehört habe!? Die Haare ſtiegen mir wie Borſten in die Höhe. Es iſt merkwürdig, wie mich die Muſik packt. Aber, ich habe mich auch in jungen Jahren im Geſang verſucht, und wäre gewiß kein übler Sänger geworden, doch: „Die Kraft, mit der ich ſang, erſchütterte die Wände!“ —

Während die Geſellſchaft bei dieſem auf Dantons Stimme trefflich paſſenden Verſe in ſchallendes Gelächter ausbrach, wandte ſich der Juſtizminiſter mit der Frage an Frau Duportail:

„Nicht wahr, ſchöne Frau, man ſieht es meiner derben Leib-

Digitized by Google

haſtigkeit nicht an, daß ſie ſo reizbare Nerven birgt und . . . ein ſo weiches Herz. Sind Sie muſikaliſch?“

„Ein wenig; doch . . .“

„Ah, Sie ſingen? Sie ſingen! Bei einem ſo himmliſchen Geſichte müſſen Sie eine Stimme wie eine Göttin haben. Laſſen Sie hören! . . . Uebrigens,“ fuhr Danton, ſich zu den Gäſten wendend, fort, „ſchützt uns dies vor Levaſſeurs tödtlichen Couplets, die uns ſonſt unfehlbar den Nachtiſch verderben. Alſo eine Harfe herbei!“

Levaſſeur lachte laut auf, während Frau Duportail ſich vergebens gegen das Anſinnen ſträubte. Sie konnte kaum einen Ton hervorbringen, ſo betäubt war ſie von dem Geſchrei der Zecher und der Donnerſtimme des Hausherrn. Aber es galt ihres Mannes Leben!

Die Harfe wurde gebracht, und Danton wiederholte ſein Anliegen.

„Bitte, verſchonen Sie mich!“ wiederholte die arme Frau, welcher der Angſtſchweiß auf der Stirn ſtand.

„Sie wollen nicht?“

„Ich kann nicht.“

„Ei, Sie ſchlagen mir die erſte Bitte ab, mir?“ fragte Danton gebieteriſch.

Frau Duportail nahm die Harfe, und ließ die zitternden Finger über die Saiten gleiten; dann begann ſie mit bebender, doch trefflich ausgebildeter wohltönender Stimme eine Romanze, die damals gerade Mode war. Die meiſten Gäſte blieben ziemlich kalt bei dem Geſange, und mochten an ganz andere Dinge denken; Danton dagegen ſtimmte bei mehreren Stellen brummend ein, wiegte ſich behaglich auf dem Stuhle, und gerieth trinkend und zuhörend in immer lautere Ekſtaſe.

Als die Romanze zu Ende war, klatſchte Danton wie raſend Beifall; auch einige Andere ſtimmten ein, während einer der Gäſte eine witzige Zweideutigkeit ſagte, die von der Sängerin zum Glück nicht verſtanden wurde, aber eine Art der Unterhaltung herbeiführte, die immer ſchrankenloſer wurde.

(Schluß folgt.)

Der Auswanderer. *)

Die Orgel ſchweigt, die Kirch' iſt aus,
Ade, du altes Gotteshaus!
Heut' ſegnet mich zum letztenmal
Mit frommer Stimme dein Choral.
Ja, ſende mir nur deinen Segen
Noch zum Geleit auf meinen Wegen,
Ich brauch' ihn wohl — weit iſt es ja
Von hier bis nach Amerika.

Kommt, Kinder, morgen geht es fort,
Nehmt Abſchied noch vom Heimathort;
Andächtig geht von Haus zu Haus
Und dann in Gottes Feld hinaus.
Hier haben wir uns oft gemühet,
Seht, wie nun Alles grünt und blühet;
Den Segen heimſ't ein And'rer ein —
Das möcht' uns ſchier nichts Neues ſeyn.

So leb' denn wohl, du gutes Land,
Das ich gebaut mit meiner Hand!
So leb' denn wohl, du treues Feld,
Das ich ſo lange Jahr' beſtellt!
Mögſt du auch, wenn wir ferne wandern,
Gedeih'n und Früchte tragen Andern!
Leb' wohl, du Himmel treu und blau,
Schenk' meinen Feldern guten Thau!

Jetzt kommen wir zur Kirchhofsthür,
Da ſchaut ein ſchwarzes Kreuzlein für;
Da liegt ſie freundlich eingehegt,
Die euch geboren und gepflegt,
Da liegt ſie nun in deutſcher Erden —
Ob wir ſo ſanft wohl ruhen werden
Im fremden Land? — Doch Gott iſt ja
Bei uns auch in Amerika.

Wohl hätt' ich nimmermehr geglaubt,
Ich trüg' ſo weit dies alte Haupt,
Wohl hofft' ich einſt, an ihrer Seit'
Zu ruh'n von aller Müdigkeit —
So laßt uns denn zum Hügel treten
Und noch ein Vaterunſer beten.
Schlaf' wohl, mein Weib, im Grabe dein,
In Frieden ruhe dein Gebein!

Ach Gott! Es iſt kein kleiner Schmerz
Für ſo ein thöricht altes Herz,
Zu laſſen Heimath, Feld und Haus,
Und in die weite Welt hinaus —
Still, Herz! faſt wärſt du überfloſſen,
Und hätt'ſt in Klagen dich ergoſſen —
Biſt ja geſtählt in Kampf und Noth,
Drum muthig fort in's Abendroth!

Ja, fort nach Abend, Kinder, kommt!
Wo unſ're Müh' und Arbeit frommt;
Wo nicht, wenn unſern Schweiß wir ſä'n,
Wir Noth und Kummer ernten geh'n;
Wo für die Faulen nicht die Garben,
Und für die Fleißigen das Darben —
Kommt! für die Fleiß'gen gibt es ja
Genug Brod in Amerika.

Dort ſchaut hinein in's Abendroth,
D'rin iſt verſunken unſ're Noth;
Dort glänzt im Morgenlicht ein Strand,
Da blüht ein neues Vaterland,
Da thaut auf's Land der Freiheit Segen,
Daß alle Kräfte froh ſich regen —
Wo wir auch ſeyen, Gott iſt da,
Auf, Kinder, nach Amerika!

L. Pfau.

*) Aus dem Stuttgarter „Beobachter.“

Eine fürchterliche Nacht.

In der Umgegend von Barraken, welche den europäiſchen Soldaten in Oſtindien angewieſen werden, gibt es gewöhnlich eine Anzahl kleiner abgeſonderter Zellen, worin auf Befehl des kommandirenden Offiziers diejenigen Soldaten, welche ſich Ungebührlichkeiten haben zu Schulden kommen laſſen, auf längere oder kürzere Zeit eingeſperrt werden. In eine dieſer Zellen zu Madras wurde bei einer gewiſſen Gelegenheit der arme Jock Hall, ein aus Edinburg oder Leith gebürtiger Schottländer, geſperrt.

Digitized by Google

Jock hatte ſich betrunken und da er in dieſem Zuſtande gefunden wurde, als die Stunde des Exercierens ſchlug, verurtheilte man ihn zu 8tägiger einſamer Einſperrung. Die Soldaten in Oſtindien erhalten ihre Betten theilweiſe von der oſtindiſchen Kompagnie geliefert und ſchaffen ſich den Reſt ſelbſt an. Um dieſen Theil ſeiner Hausausſtattung kümmerte ſich Hall jedoch ſehr wenig, da er eines jener abgehärteten leichtſinnigen Geſchöpfe war, auf die Entbehrungen und Drangſale keinen Eindruck zu machen ſcheinen. Ein harter Fußboden diente unſerm Jock eben ſo gut wie ein weiches Daunenbett, und da er nie zögerte, das zu verkaufen, was er beſaß, ſo kann man ſich leicht einbilden, daß ſein Schlafgeräth nicht beſonders reichlich oder ausgewählt war. Er hatte ausgebreitet, ſo viel er davon beſaß, und lag in einer der Nächte während ſeiner Strafzeit ausgeſtreckt darauf, als er plötzlich in ſeinen Gedanken über das Ungebührliche des allzuhäufigen Trinkens durch ein ſtarkes Raſſeln ganz in der Nähe und innerhalb der Zelle aufgeſcheucht wurde. In dieſem Augenblick erinnerte er ſich, daß er nicht, wie es hätte geſchehen ſollen, vor dem Schlafengehen ein Luftloch verſtopfte, das auf gleicher Erde in der Zelle und auswärts an einem Felſen, worauf das Gebäude ſtand, angebracht war. Starker Verdacht über Das, was ſich zugetragen, oder was ſich noch zutragen werde, regte ſich in Hall's Gemüth; aber er dachte auch, daß es nunmehr wahrſcheinlich zu ſpät ſey, noch irgend etwas Paſſendes zu thun, ſelbſt wenn er in der Finſterniß das Loch finden und verſtopfen könnte. Er blieb deßhalb ſtill und ruhig liegen und hörte in ein oder zwei Minuten ganz dicht bei ſich wieder ein Raſſeln, dem die kalte ſchlüpfrige Berührung ſeines nackten Fußes durch eine Schlange folgte! Wer würde in einer ſolchen Lage nicht erſchrocken ſeyn und um Hülfe gerufen haben? Jock nicht; er lag ſtill wie ein Stein und ſchwieg, da er wußte, daß ſein Geſchrei von der fernen Wache nicht gehört werden würde. Hätte er mehr Bettzeug gehabt, ſo hätte er den Verſuch machen können, ſich durch dichte Einhüllung in daſſelbe zu ſchützen, aber dies verbot ſich von ſelbſt. Er wußte, daß irgend eine Bewegung oder Berührung die Schlangen zum Biſſe reizt, daß ſie jedoch ohne dieſe Aufreizung nicht leicht verwunden. Jock lag fortwährend ſtill und regungslos da, wie ein Baumſtamm. Unterdeß kroch ſein ſchrecklicher Schlafgefährte, der, wie er fühlte, von beſonderer Größe ſeyn mußte, über ſeine Füße, Beine und obern Körpertheile, zuletzt ſogar über ſein Geſicht. Nichts als die erſtaunenswertheſte Nervenſtärke und das Bewußtſeyn, daß das geringſte Zucken einer Muskel ſein Todesurtheil unterſchrieben haben würde, konnte den armen Kerl in den Stand ſetzen, dieſe furchtbare Probe zu beſtehen. Eine ganze Stunde lang kroch das Thier über Jock's Körper und Geſicht hin und her, gleichſam als wollte es ſich überzeugen, daß es ſeinerſeits von dem daliegenden Gegenſtande nichts zu fürchten habe. Endlich wählte es ſich einen Platz in der Nähe ſeines Kopfes und legte ſich im Gefühl der Sicherheit zur Ruhe. Aber dieſe Prüfung des armen Soldaten war noch nicht überſtanden. Bis das Tageslicht anbrach, blieb er regungslos in ſeiner Lage auf dem Rücken ausgeſtreckt, ohne es zu wagen, auch nur ein Glied zu rühren, um ſeinen gefährlichen Nachbar nicht zu ſtören. Nie vielleicht wurde von einem ſterblichen Menſchen der Anbruch des Tages ängſtlicher herbeigeſehnt, als von Jock. Als es endlich Licht wurde, blickte er ſich vorſichtig um, erhob ſich geräuſchlos und bewegte ſich nach einem Winkel ſeiner Zelle, wo ein ziemlich großer Stein lag. Er bemächtigte ſich deſſelben und ſah ſich nun nach dem Eindringlinge um. Da er die Schlange nicht erblicken konnte, ſo hielt er ſich überzeugt, daß ſie unter ſein Kopfkiſſen gekrochen ſey. Einen Zipfel deſſelben hob er gerade hoch genug auf, um des Geſchöpfes Hals erblicken zu können. Jock drückte nun ſeine Kniee feſt auf das Kiſſen, erlaubte jedoch der Schlange, ihren Kopf hervorzuwinden, den er mit ſeinem Steine zerſchmetterte. Nach dieſem Siege wagte der muthige Soldat zum erſten Male wieder frei zu athmen. Als die Frühſtücksſtunde kam, öffnete Jock, der jetzt, da Alles vorbei war, wenig mehr an die Sache dachte, die Thür, um die Schlange hinaus zu werfen. Der Offizier, welchem an dieſem Tage die Pflicht oblag, die Zellen zu beſuchen, machte die Runde und ſah um die Zellthür Jock's einen Menſchenhaufen ſtehen, welcher die Schlange beſichtigte. Die Eingeborenen erklärten ſie für eine der giftigen, deren Biß ſtets und augenblicklich tödtend iſt. Als man dem Offizier erzählte, daß ſie von einem Soldaten in der anſtoßenden Zelle getödtet worden ſey, ging er hinein und befragte das Nähere. „Wann fandeſt du aus, daß ſich bei dir in der Zelle eine Schlange befand?“ — „Gegen neun Uhr geſtern Abend“, entgegnete Jock. — „Warum riefſt du die Wache nicht?“ — „Ich dachte, die Wache würde mich nicht hören, und ich fürchtete, darauf zu treten, weshalb ich mich ſtille hielt.“ — „Aber du hätteſt gebiſſen werden können; wußteſt du, daß du augenblicklich geſtorben wäreſt?“ — „Ich wußte es gut genug; aber die Leute ſagen, daß ſich Schlangen nicht mit Einem einlaſſen, wenn man ſich mit ihnen nicht einläßt; deshalb ließ ich ſie gehen, wie es ihr beliebte.“ — „Gut, mein Junge, ich glaube du thatſt, was dabei das Beſte war; aber unter Tauſenden wird es kaum Einer zu thun im Stande ſeyn.“ — Die Geſchichte verbreitete ſich und kam auch zu den Ohren des Oberbefehlshabers, der wie der Offizier dachte, und Jock erhielt wegen ſeiner außerordentlichen Nervenſtärke und Geiſtesgegenwart die Strafe erlaſſen. Später nahm er ſich ſtets ſorgfältig in Acht, wieder in ſolche Schlafgeſellſchaft zu gerathen.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris.) Clariſſe Harlowe iſt und bleibt noch immer der Magnet der Theaterfreunde; ſie hat bereits die fünfzigſte Vorſtellung erreicht, und die Einnahme ſinkt nie unter 3000 Fres. Eine Parodie und zwei Nachahmungen dieſes Stückes werden bereits auf andern Theatern gegeben.

(Hamburg, 26. Oct.) Geſtern feierten Handwerker ein Feſt in unſeren Mauern, das ſo recht zur Schande der guten Geſellſchaft und zum Hohn der Sitten und ſelbſt der Geſetze geduldet wird. Schon an dem Namen erkennt man, weß Schlages die Leute ſeyn müſſen, die zu dieſem Feſte beiſteuern; es heißt der Ochſenball. Derſelbe wird alle Jahr auf der Tiſchlerherberge abgehalten. Der Herbergsvater ſammelt lange Zeit vorher dazu in allen Tiſchlerwerkſtätten, kauft einen großen, fetten Ochſen und verſpielt denſelben am Ballabend in drei Theilen: der Hälfte und zwei Vierteln. Wer den halben Ochſen gewinnt, iſt der Ochſenkönig und muß die Geſellſchaft tractiren. Die Letztere überläßt ſich an dieſem Abend der zügelloſeſten Wildheit und allen Ausſchweifungen, zu denen ihr Mittel und Wege zu Gebote ſtehen. Am „vingt un-Tiſch“, zu dem ſich die Arbeiter mit Flüchen und Rippenſtößen einen Weg bahnen, wird förmlich Bank gehalten, und Mancher verſpielt hier Hab und Gut. Auf der Hausflur hängt der geſchlachtete Ochſe, mit Blumen ausgeſchmückt. Man irrt, wenn man meint, er würde hier verſpeiſ't werden; das Fleiſch dient nur dazu, den Leuten den Mund wäſſern zu machen. Die Gewinner verkaufen es an den Herbergsvater, und dieſer treibt am andern Tage zum zweiten- und dritten Mal Wucher damit. Am ärgſten geht es auf dem Ochſenballe, im eigentlichen Tanzſaal her. Hier tanzen Männer mit Männern. Erſt um Mitternacht wagt es die weibliche Proſtitution, ſich unter dieſe berauſchte wahnſinnige Maſſe zu miſchen, und nun erreicht das Feſt den Höhepunkt ſeiner ſchamloſen Tobſucht. Die ganze Nacht wird ſaufend, tanzend, ſpielend durchjubelt, aber die Nachwehen ſind in Jahr und Tag noch nicht verſchmerzt. Und trotz der Stimmen,

Digitized by Google

welche ſogar aus dem Volke ſelbſt warnend laut geworden ſind, hat die ſonſt ſo ſcharfſichtige, ſonſt ſo moraliſche Polizei kein Auge für ſolchen Scandal. Wer in der Nachbarſchaft der Tiſchlerherberge dem geſtrigen Ochſenballe zugeſehen hat, der kann nicht glauben, daß es der Hamburger Polizei Ernſt iſt mit Wahrung und Schutz der guten Sitten.

Je dickblütiger und ſchauerlicher eine Erzählung iſt, deſto mehr macht ſie auf das gewöhnliche Publikum Eindruck. Wer ſollte glauben, daß es möglich wäre, im Jahre 1846 noch folgende Schauer-Romane auszubieten, wie es gegenwärtig die Köſſling'ſche Buchhandlung in Leipzig thut. Man höre einmal die Titel: „Bronikowski, W., Leo der blutende Koſak, oder: Conſtanze und Cäſara, die Liebenden auf der Todtenbahre. Novelle aus dem letzten polniſchen Aufſtande von 1831. — Wolf der Verruchte, oder: der Teufel im Ritterpanzer. Ritter-, Räuber- und Geiſtergeſchichte. — Cinthio, oder: Die gebeſſerten Ueberreſte aus dem furchtbaren Bunde der verſchworenen Brüder. Eine romantiſche Räuber- und Familien-Geſchichte. — Maria von Blettenburg und und Friedrich von Schrekenſtein, oder: Das Wiederſehen nach dem Tode verbindet zwei liebende Herzen und tilgt den Haß zweier mächtigen Familien. Eine furchtbare Ritter-, Räuber- und Geiſter-Geſchichte. — Hans Schweinchen von Schweinhaus, oder: Die Verlobung unter der Erde zu Bolkenhain. Eine intereſſante Rittergeſchichte." — Das ſind Bücher-Titel!.

A. Bock bemerkt gelegentlich einer kritiſchen Anzeige von Karl Becks „Liedern vom armen Manne": „Keineswegs wünſchen wir, daß ſich die ſchöne Literatur in Proletarierpoeſie auflöſe. Allein auch dieſe Seite des menſchlichen Ringens iſt zur künſtleriſchen Vertretung berechtigt, und die Dichtung wird ein Beträchtliches beitragen können, jene Zuſtände erträglicher und menſchlicher zu machen. Die Bettelbuben Murillos, die zahlreichen, oft ſehr zerlumpten Bauern Wuwermanns und anderer Niederländer, das Geſindel Shakſpeare's ſind hoch über das Klägliche hinaus. Suchen wir dieſen Humor im Leben auf und ſuchen ihn hineinzupflanzen. Der Schuſter, der ſeine Melodie pfeift, der Matroſe, der ſein Lied ſingt, ſind beneidenswerthe Leute. Es iſt nur kopfhängeriſche Sentimentalität, die da beklagt, daß die Hände dieſer Menſchen rauh ſind, und daß ſie keine Glacéhandſchuhe tragen. Alles ſtrebt in der menſchlichen Geſellſchaft, ſeine Lage zu verbeſſern, und dieſes Streben muß genährt werden und darf kein hoffnungsloſes bleiben. Im Uebrigen läßt ſich nur Stufe nach Stufe erringen, und der einfache Menſchenverſtand verlangt nicht nach Sprüngen. Außerdem aber wird ſich das Glück niemals ſein Spiel in den menſchlichen Dingen nehmen laſſen.

Turenne, 12 Jahre alt, forderte einen Offizier zum Zweikampfe, weil er die Geſchichte Alexanders des Großen, nach Quintus Curtius, für einen Roman erklärt hatte.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 28. Oct.

Das für unſere Bühne neue Luſtſpiel von L. Feldmann: „Ein Mädchen vom Theater" wurde geſtern aufgeführt. Dieſes Stück, welches die übertriebene Kunſtſchätzung perſifflirt und ſehr kenntliche Züge aus dem Leben einer bekannten reiſenden Sängerin zu entlehnen ſcheint, iſt ganz darauf berechnet, den phantaſtiſchen Kunſtenthuſiasmus von ſeiner lächerlichen Seite zu zeigen und die Thorheiten, zu denen er hinreißt, in das rechte Licht zu ſetzen. Für Manche war es zugleich ein Spiegel zur Selbſtbeſchauung bei dem Rückblick auf die lärmenden Theaterabende, die wir letzthin bei der Anweſenheit eines fremden Gaſtes verlebt hatten. Die Aufnahme, welche das neue Stück fand, war eine überaus günſtige, da der Lachluſt durch die Eigenthümlichkeit der Charaktere und durch die Art ihrer Auffaſſung von Seiten der Schauſpieler viel Vorſchub gethan wurde. Die Heldin des Luſtſpiels, die Sängerin Mathilde, wurde von Fräul. Eppert mit all der Gewandtheit, Zierlichkeit und Anmuth gegeben, welche man an ihr ſeit ihrem erſten hieſigen Auftreten gewöhnt iſt. Hr. Kronfeld, als Herr von Toll, war ſehr originell, wie auch Hr. Birnſtill als Kapellmeiſter. Hr. Steck (Dotterweiß) und Mad. Fiſcher (Balbine) bewegten ſich mit der größten Natürlichkeit in ihren Rollen; Hr. Peters (Leichtmuth) zeigte uns mit viel Wahrheit und ohne Uebertreibung den mit dem Schickſale zerfallenen Praktikanten, der, dem Staatsdienſte den Rücken kehrend, ſein Heil auf der Bühne verſucht. Dieſe rhapſodiſchen Andeutungen mögen vorerſt genügen. — Vor dem Beginn und am Schluſſe des Stücks betrat Hr. A. Lavigne die Bühne und ließ ſich auf der Oboe hören, und zwar mit ſolch einem glänzenden Erfolge, daß ihm zum öfteren auf das lebhafteſte applaudirt wurde. Beſonders war der „Kuhreigen", mit Orcheſterbegleitung, von herrlicher Wirkung. Hr. Lavigne iſt ein ausgezeichneter Meiſter auf ſeinem Inſtrument, und es freut uns, hinzufügen zu können, daß er hier als ſolcher die volleſte Anerkennung gefunden hat.

Wiesbaden, 28. Oct.

Seit langer Zeit habe ich nicht das hieſige Theater mit größerer Befriedigung verlaſſen, als am geſtrigen Abend, wo uns das Vergnügen zu Theil ward, Heinrich Laube's: „Gottſched und Gellert", Charakter-Luſtſpiel in 5 Acten, zu ſehen. Nicht allein die Freunde der deutſchen Literatur, nicht allein die Kenner der Geſchichte unſeres Vaterlandes, auch die Zeitungsleſer und Theilnehmer an den Ereigniſſen der Gegenwart finden hier Anregung für Geiſt und Herz durch die überaus glücklich eingeflochtenen Beziehungen auf die Tagesgeſchichte. Der Dichter iſt hier ganz, was er ſeyn ſoll, das Herz und die Sprache ſeines Volkes. Wenn auch über dem Ganzen der Geiſt des wahren Luſtſpiels ſchwebt, ſo wechſeln doch die ergötzlichſten Situationen und Scherze mit der tiefſinnigſten, zuweilen zu Thränen rührenden Feierlichkeit und dem hohen Ernſt, gleichwie in den Luſtſpielen eines Leſſing, die uns zugleich bilden und ergötzen. Welche ſchöne Charaktere weiß der Dichter den Poſſenreißern entgegen zu ſetzen, wie glücklich iſt in Prinz Heinrich von Preußen wahre Fürſten- und Feldherrngröße, in Calo der Geiſt patriotiſch fühlender, emporſtrebender Jugend repräſentirt und, indem der gelehrte Hochmuth und die unpractiſche Anmaßung herzloſer Gelehrſamkeit in Gottſched gegeißelt wird, wie meiſterhaft tritt uns in dem unſterblichen Gellert das Bild deutſcher Rechtſchaffenheit und Biederkeit entgegen und wie entzückt es uns, dieſen Mann von gränzenloſer Popularität und untadeliger Reinheit das ausſprechen zu hören, was in unſeren Tagen die Anſicht des edelſten Theils unſeres Volkes iſt. Die Theilnahme und wir hoffen auch der Dank des Publikums hätten nicht ſeyn können, wie ſie waren, wenn die Rollen nicht vortrefflich ausgetheilt geweſen wären und ſicherlich iſt es der ſchönſte Lohn für den glücklichen Dichter und unſere ehrenwerthe Theaterdirektion, wenn wir um Wiederholung bitten und dem Gedichte die verdienten Triumphe auf allen deutſchen Bühnen wünſchen.

Röhnſal, 26. Oct.

Ein hieſiger Pulverfabrikant, welcher zugleich Chemiker iſt, deſſen Urtheil man wohl Vertrauen ſchenken darf, hat ſich jetzt gegen die Schießbaumwolle erklärt, und zwar weil dieſe an Kraft dem Bechener Höllenpulver nicht gleich kommt und gerade wie daſſelbe ſich durch Schlag und Reibung entzündet, alſo zu jeder Verſendung untauglich wird, wenn es auch durch ſeine ſonſtigen Eigenſchaften zu empfehlen ſeyn würde. Wenn alſo keine neue Erfindungen zu den bereits gemachten hinzukommen dürften, würde das Anpreiſen der neuen Schießkraft blos in einen blinden Lärm auslaufen.

Theater-Anzeige.

Montag, 2. Nov. Zopf und Schwert, hiſtoriſches Luſtſpiel in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 304. Mittwoch, den 4. November 1846.

Lit. D.

Novelle, mitgetheilt von A. Stätter.

(Schluß)

Frau Duportail erhob ſich, um Luft zu ſchöpfen, wie ſie ſagte.

„Gut, gut," brummte Danton, der den Wein gewaltig ſpürte, „ſie ſoll im Nebenzimmer auf mich warten."

Ein Bedienter führte die arme Frau in ein geräumiges Zimmer, an deſſen Wänden mehrere eichene Repoſitorien mit Büchern, Aktenballen und numerirten Pappſchachteln ſtanden. Das Zimmer war augenſcheinlich das Arbeitskabinet des Bürgers Juſtizminiſter, denn in der Mitte deſſelben ſtand ein mächtiger Schreibtiſch, der mit Papieren überladen war, und auf dem unter Andern ein Sacktuch und eine große Schnupftabakdoſe lag.

Nachdem Frau Duportail ihrem gequälten Herzen durch Thränen Luft gemacht und wieder Faſſung errungen hatte, drängte ſich ihr der Gedanke auf, wie oft von dieſem Schreibtiſche ſchon Leben oder Tod ausgegangen ſey, und wie viele Todesurtheile in jenen Aktenſtößen und mit Buchſtaben gezeichneten Pappeſchachteln wohl noch verborgen ſeyen. Auch ihres geliebten Mannes Schickſal war in dieſen Pandorabüchſen gewiß enthalten. Plötzlich fuhr ſie ſchaudernd zuſammen; denn in das chaotiſche Gewühl in dem Speiſeſaale, in das Gläſerklingen, Singen, Lachen, Schreien und Raſen donnerte des Hausherrn Stimme hinein, gleich dem Brüllen des Löwen, der Blut geſchmeckt hat. Die Gefolterte faltete die Hände, fiel auf die Knie und betete zu den Witzen, Flüchen und Trinkſprüchen, die zu ihr herüberhallten.

Faſt zwei Stunden lang mochte Frau Duportail bereits in dem Zimmer geweſen ſeyn; die einzige Wachskerze, die ihr zurückgelaſſen worden, war bereits tief herabgebrannt, als die Thüre aufging und der Bediente mit zwei Armleuchtern hereintrat.

„Der Herr Miniſter?" fragte Frau Duportail, ſich erhebend.

„Er wird ſogleich erſcheinen," antwortete der Gefragte, ſtellte die Leuchter auf den Tiſch und verſchwand.

In demſelben Momente wurde die entgegengeſetzte Thüre haſtig aufgeriſſen, und es erſchien ein dunkler Körper auf der Schwelle, der mit den Händen um ſich griff, weil ihm die Kniee ſchwankten und der Kopf zu ſchwer war. Mit Entſetzen erkannte die unglückliche Bittſtellerin den Bürger Juſtizminiſter in dem Ungethüm, das jetzt fehltrat, und nur mit genauer Noth noch den geräumigen Seſſel am Arbeitstiſche erreichte. In dieſen hineinſinkend und mit Armen und Beinen zappelnd wie ein Fiſch auf dem Trocknen, röchelte der Betrunkene, als ob er jeden Augenblick erſticken müſſe.

Danton hatte bei'm Eſſen ſchon die Cravatte abgelegt, und jetzt das Hemd aufgeriſſen, ſo daß ſeine gewaltige Bruſt, welche wie eine Eſſe ſchnob, bloß war. Das Hemd war von Wein beſudelt, eben ſo der Rock; das Haar ſah aus wie die Borſten eines Stachelſchweines. Als der Berauſchte ſo eine Weile mit geſchloſſenen Augen und auf die Bruſt geſenktem Kopfe geſeſſen hatte, fuhr er plötzlich auf und brummte:

„Ah, Du da, Bürgerin?"

Bei dieſer Anrede wurde Frau Duportail eiskalt vor Grauen und Ekel. Das Räthſel, das der Girondiſt ihr ſo angelegentlich empfohlen, den Brief in Perſon zu überreichen, wurde ihr jetzt mit Schrecken klar.

Nach einer Pauſe fing der Juſtizminiſter von neuem an zu ſtöhnen.

„Ha, mich trifft noch der Schlag . . . wenn mir Zeit gelaſſen wird! . . . Dies ewige Freſſen und Saufen taugt nicht für meine Körperkonſtitution . . . Den Tag über arbeiten wie ein Vieh und . . ."

Er iſt ſo betrunken, daß er nicht einmal ſeinen Namen mehr ſchreiben kann, dachte Frau Duportail jetzt, und dieſer Gedanke gab ihren Ideen ſofort eine andere Richtung. Ihren Ekel niederkämpfend, trat ſie Danton näher und ſagte:

„Bürger Miniſter, Sie haben doch die Zuſage, die Sie mir gaben, nicht vergeſſen?"

Der Angeredete breitete die Arme aus, erhob ſich, ſank aber ſofort wieder in den krachenden Lehnſtuhl zurück, und fragte:

„Hm, was willſt Du?"

„Den Brief, den Sie ſchreiben wollten, das Begnadigungsſchreiben, das Sie mir auf Empfehlung des Bürger R** verſprochen haben; das Leben meines Mannes!"

„Schreiben? . . . Dummes Zeug! . . . Da braucht ſein Name nur auf der Liſte geſtrichen oder vielmehr aus dem Kaſten genommen zu werden."

„Aus welchem Kaſten?" fragte Frau Duportail in Todesängſten.

„Ich erſticke! . . . Luft!"

Frau Duportail riß das Fenſter auf, wagte jedoch nicht, dem Betrunkenen näher zu treten.

„Der Robespierre iſt ein perfider Hund! . . ." ſtöhnte Danton. „Er trinkt nicht . . . ſäuft nur Blut! . . . Baptiſt, zieh' mir die Schuhe aus!"

„Den Kaſten, ſagen Sie mir den Kaſten! . . ." rief Frau Duportail mit gefalteten Händen.

„Ei Dummkopf, hol' Dir ihn ſelbſt herunter! Dort ſteht er." Den Arm ausſtreckend, wies er auf das Repoſitorium hin, das unten voll Akten u. ſ. w. lag, und in den oberſten Fächern eine Reihe von Pappeſchachteln enthielt, welche mit Buchſtaben gezeichnet waren.

Vor dem Repoſitorium ſtand eine Leiter, welche Frau Duportail jetzt auf den Wink leiſe beſtieg, und dann fragte:

„Lit. A.?"

„Nimm mir die tolle Weinlaune nicht übel, ſchönes Kind. Der Robespierre iſt des Teufels mit ſein.m Disputiren! . . .

Digitized by Google

Gut, daß Bürger R** Dich zu mir ſchickte; der iſt noch ein ächter Girondiſt. Du ſingſt wie eine Göttin, und biſt ſchön wie ein Engel, ſage ich Dir."

Frau Duportail ſtand athemlos, bis der Betrunkene wieder ruhiger wurde. Dann fragte ſie:

„Lit. B?"

„Wie heißt er denn?"

„Duportail!"

„Duportail? Lit. A nichts, Lit. B auch nichts! Such' doch unter Lit. D! . . . Wie dumm Du biſt! Geh mit Deiner Lit. A! Du machſt mich lachen, Kind!"

Er brach in ein ſchallendes Gelächter aus, bei welchem der Seſſel krachte.

Endlich hatte Frau Duportail die Lit. D. herunter genommen, und ſie trat mit demſelben an's Licht. Das Repoſitorium enthielt die Angeklagten der politiſchen Verhafteten. Die Aktenſtücke waren in die Pappekaſten nach den Buchſtaben geordnet, und wurden dem öffentlichen Ankläger nach der Reihenfolge übergeben, wie es den Comité's oder dem Juſtizminiſter gerade gefiel.

Der zweite Anklageakt, der im Kaſten obenauf lag, und ihr deshalb in's Auge fiel, trug den Namen: Duportail.

Morgen alſo ſchon oder ſpäteſtens übermorgen ſollte ihr Mann auf's Blutgerüſt wandern. Raſch nahm ſie das Aktenſtück heraus, zerknitterte es und ſteckte es zu ſich.

Aufathmend ſah ſie jetzt nach dem Juſtizminiſter, der im Seſſel unbeweglich geworden war. Sie wollte ihm danken, bemerkte jedoch, daß er die Augen geſchloſſen hatte und eingeſchlafen war.

Noch warf ſie einen ſcheuen Blick auf das ſelbſt im Rauſche und Schlafe furchtbare Parteihaupt; dann ſchlüpfte ſie leiſe aus dem Kabinet durch den Speiſeſaal, in welchem Grabesſtille herrſchte. Im Vorzimmer fand ſie einen Bedienten, der gleichfalls ſeinen Rauſch ausſchlief, jedoch einen leiſern Schlaf als ſein Herr hatte, und erwachte.

„Baptiſt!" donnerte jetzt des Juſtizminiſters Stimme. Während Frau Duportail wie ein geſcheuchtes Reh das Weite ſuchte, eilte der Bediente zu ſeinem Herrn, der ihm zurief:

„He, wo iſt die Bürgerin?"

„So eben verläßt ſie das Vorzimmer."

„So? Glückliche Reiſe! . . . Zieh' mich aus, und bringe mich zu Bette."

Baptiſt nahm den Juſtizminiſter bei'm Arm, lavirte ihn, gleich einem ſchwer beladenen Schiffe, in's Schlafzimmer, und brachte ihn in's Bett, aus welchem der Mann, der Frankreichs und Europa's Geſchick damals in Händen hatte, mit Tagesanbruch ſich erhob, um bis zur Tafelzeit wie ein Rieſe zu arbeiten, und dann wieder eben ſo koloſſal zu ſchlemmen.

Frau Duportail hatte am folgenden Tag leichtes Spiel mit der Befreiung ihres Mannes. Bald befanden ſich die Gatten auf der Reiſe nach Bordeaux, von welcher Stadt ſie glücklich nach ihren weſtindiſchen Beſitzungen entkamen. Erſt während der Reſtauration kehrten ſie nach Frankreich zurück.

Frau Duportail iſt als dreiundſiebenzigjährige Matrone noch jetzt in Blois am Leben.

Die heſſiſchen Auswanderer aus Großzimmern.

Unſere Unparteilichkeit erfordert es, daß wir der nachſtehenden Erklärung aus der „Großherzoglich heſſiſchen Zeitung" auch eine Stelle in unſerem Blatte anweiſen. Wir freuen uns, daraus erſehen zu können, daß der Bericht der „New-Yorker Schnellpoſt", wenn auch vorerſt noch nicht vollſtändig, ſeine Widerlegung findet, und erwarten von der Ehrenhaftigkeit unſerer deutſchen Nachbarn, daß ihr Verfahren, den unglücklichen Auswanderern gegenüber, vollſtändig zu Gunſten der Beamten und der Gemeinde in Großzimmern ſich herausſtellen werde:

„Umſtadt, 28. Oct. Die aus der deutſchen „Schnellpoſt" in die „Kölner Zeitung" und von da in die „Didaskalia" übergegangene Mittheilung über das angebliche traurige Schickſal Großzimmerer Auswanderer nach Nordamerika enthält einigen Beamten meines Amtsbezirks gegenüber ſchwere Beſchuldigungen, die ohne Zweifel offizielle Widerlegung finden werden. Ich hatte Gelegenheit, dem Gang dieſer Auswanderungsoperation von ihrem Beginnen an bis zur Ausführung genau folgen zu können, und fühle mich aufgefordert, lediglich im Intereſſe der Wahrheit und Gerechtigkeit von meinem unabhängigen und unbetheiligten Standpunkt aus mich darüber öffentlich auszuſprechen. — Voraus glaube ich die Verſicherung ſchicken zu müſſen, daß die Perſönlichkeiten der beiden mir amtlich bekannten Auswanderer Brücher und Obmann, auf deren angebliche Depoſitionen hin man keinen Anſtand genommen hat, ſo ſchwere Verdächtigungen gegen Beamte, namentlich den als rechtlich und wohlmeinend in ſeinem Verwaltungsbezirk allgemein anerkannten und geſchätzten Kreisrath Kritzler zu Dieburg, öffentlich auszuſprechen, nichts weniger als zuverläſſig ſind.*) — Was das Project zu einer Auswanderung Großzimmerer Einwohner in Maſſe auf Gemeindekoſten betrifft, ſo iſt dies meines Wiſſens ſchon alt und urſprünglich der Gedanke eines jetzt noch lebenden ſehr würdigen Geiſtlichen geweſen. Seit etwa ſechs Jahren tauchte es neuerdings von Zeit zu Zeit wieder auf, und die geſteigerte Armuth der betreffenden Einwohnerklaſſe, verbunden mit dem Einfluß einiger Mißjahre, brachte es zur Reife und Ausführung. Allein wer dieſe Operation mit der deutſchen Schnellpoſt als Austreibung der Proletarier ſchildert, macht ſich einer großen Täuſchung des Publikums ſchuldig; eine ſolche im ſtrengen Wortſinn konnte es geſetzlich nicht ſeyn, es war aber auch keine ſolche in bildlichem Sinn. Die Initiative wurde nämlich von den Auswanderungsluſtigen lediglich ſelbſt ergriffen. Angeregt von zweien aus ihrer Mitte, eben dem Brücher, welcher ſich nun ſo wenig dankbar zeigt, und einem nachher nicht ausgewanderten Held, ging man den Ortsvorſtand um die Wiederaufnahme und Ausführung des alten Plans dringend an und erlangte ſeine Zuſtimmung nicht ohne Schwierigkeiten und anfänglichen Widerſpruch. Es iſt daher eine reine Erdichtung, wenn Bürgermeiſter und Kreisrath der Vorwurf gemacht wird, durch falſche Vorſpiegelungen zu dieſem Schritt verlockt zu haben. Ich verſichere, daß die Auswanderer wußten, einer zweifelhaften Zukunft gegenüber zu ſtehen, daß ſie namentlich die Ueberzeugung mitnahmen, einem ſchweren Anfang entgegen zu gehen. Während ich mit der Ordnung ihrer Vermögens-Angelegenheiten beſchäftigt war, fand ich nirgends ſanguiniſche Ausſichten und Erwartungen, wohl aber die Hoffnung begründet, daß man ſich in Amerika mit rüſtiger Kraft und ausdauernder Thätigkeit nach und nach eine beſſere Exiſtenz bereiten könne. Und in der That, dieſe Leute hatten nichts zu verlieren, ſondern nur zu gewinnen, ſie hinterließen größtentheils ihren Gläubigern das leere Nachſehen, ſie ſahen, beſonders bei der jetzigen Theuerung, in ihrem Vaterland dem größten Elende entgegen, viele einer Lage, die ſie mit

*) Auch wir hatten Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der großh. Kreisrath zu Dieburg, Hr. Kritzler, ſich mit ganz beſonderer Liebe, Wärme und Theilnahme der Sache der Auswanderer annahm und ihr dieſe fortwährend widmete. Es ſind, wie wir vernehmen, demnächſt offiecielle Erläuterungen über dieſen in dem genannten Artikel jedenfalls ſehr entſtellten Gegenſtand zu erwarten. Aber auch dieſer vorläufigen Entgegnung einer competenten Stimme werden gewiß die Blätter, welche zur Verbreitung jener Entſtellungen beitrugen, im Intereſſe der Wahrheit und Unparteilichkeit die Aufnahme nicht verſagen. (Red. d. großh. h. Ztg.)

Digitized by Google

dem Geſetz in Conflict bringen, ihnen die Ausſicht auf Unterſuchungen und Gefängniß eröffnen mußte und ein großer Theil, welcher ſich bisher vorzugsweiſe vom Waldfrevel ſchon ernährt hatte, war bereits der unabwendbaren, geſetzlichen Strafe verfallen. Daß ſie Theil an großen Gemeingütern und die Befugniß, auf deren Theilung zu dringen, gehabt hätten, davon iſt mir nichts bekannt. Die Gemeinde Großzimmern hat ein anſehnliches, aber untheilbares Vermögen, und bekannt iſt, daß das Gemeinde-Vermögen nicht Vermögen der Einzelnen iſt. Dagegen hat dieſe Gemeinde ein Kapital von 50—60,000 fl. für dieſe Auswanderer geopfert und ein ſolches Opfer muß Jahrzehnte den Zurückgebliebenen ſehr fühlbar ſeyn, da die jährlichen Zinſen entweder auf dem Wege der Umlage erhoben werden oder an den Nutzungen des Gemeindevermögens abgehen. — Die häufigen Schwierigkeiten, welche ſich bei Regelung der Debitverhältniſſe der Auswanderer ergaben, beſtimmten keinen von ihnen zum Rücktritt, vielmehr befeſtigten ſie den Vorſatz, nicht im Vaterlande zu bleiben. Wo unüberwindliche Hinderniſſe vorzuliegen ſchienen, war ich mit Geſuchen um deren Beſeitigung wahrhaft beſtürmt, und noch ſehr genau erinnerlich iſt mir, daß mir namentlich einſt jener Brücher, welcher bedeutend überſchuldet und nur ſchwer von einer ihm angedrohten Confination zu retten war, mit der größten Beſtimmtheit erklärte: „Herr Landrichter, wenn Sie mich nicht fortlaſſen, ſo gehe ich bei Nacht und Nebel fort und laſſe Frau und Kinder der Gemeinde auf dem Hals!" — So und nicht anders ſind Brücher und ſeine Gefährten aus ihrem Vaterlande vertrieben worden! — Ueber ihre Schickſale vom Tage ihrer Abreiſe kann ich aus eigner Wahrnehmung nicht berichten, allein das fühle ich mich noch aufgefordert, hinzuzufügen, daß Hr. Kreisrath Kritzler fortwährend den wärmſten innigſten Antheil an ihnen genommen hat. Mit dieſer Theilnahme läßt ſich aber die Beſchuldigung, daß er nicht mit allen ihm zu Gebot geſtandenen Mitteln ſich der Auswanderer angenommen haben ſoll, gewiß ſchwer in Einklang bringen. Endlich muß ich noch bemerken, daß nach dem glaubhaften Reſultate von mir eingezogener Erkundigungen die Aufnahme, welche die Auswanderer in Gernsheim gefunden haben und ihre Verpflegung auf der Reiſe bis an das Meeresufer allen billigen und humanen Anforderungen vollkommen entſprach. — Ob und was an den angeblich erſt ſpäter entſtandenen Beſchwerden Wahres und Begründetes iſt, das wird die Zukunft lehren. Möge in dieſer Beziehung das Publikum ſein Urtheil billiger und gerechter Weiſe ſo lange ſuſpendiren, bis die Wahrheit offiziell ermittelt iſt. Vorläufig kann ich nur noch ſo viel verſichern, daß ein bereits in Großzimmern eingetroffener, von mir eingeſehener Brief einer gewiſſen ausgewanderten Eliſabetha Stumpf von da weit günſtiger lautet, als die Mittheilung der deutſchen Schnellpoſt, ja, nichts zu wünſchen übrig läßt! Reh, Landrichter.

Warnung!

Um Unglücksfällen vorzubeugen, die bei den vielen Verſuchen mit der neuentdeckten Schießbaumwolle leicht ſtattfinden könnten, mache ich darauf aufmerkſam, daß dieſe Baumwolle die böſe Eigenſchaft beſitzt, durch Stoß und Reibung zu explodiren. Beim Laden eines Gewehres wurde dieſelbe mittelſt eines eiſernen Ladſtocks etwas raſch in den Lauf gebracht, wobei durch die geringe Reibung des Ladſtocks an den inneren Seiten des Laufes die Baumwolle explodirte, und der Ladſtock wie eine Kugel weit weggeſchleudert wurde.

Glücklicherweiſe hatte das Gewehr eine ſolche Richtung, daß Niemand dadurch beſchädigt wurde; auch hatte der Ladende den Stock nicht oben gefaßt, ſondern an den Seiten, ſo daß er ihm, ohne die Hand zu verletzen, durch die Finger glitt. Dieſer Vorfall, der glücklicherweiſe nichts als einen Schreck koſtete, hätte ſehr leicht den Verluſt einer Hand oder eines Fingers zur Folge haben können.

Ich rathe daher allen Denen, welche mit dieſer Baumwolle Verſuche anſtellen wollen, ſich eines hölzernen Ladſtocks zu bedienen, indem bei einem ſolchen das Explodiren weniger zu befürchten iſt. Das Verſenden dieſer Baumwolle auf die gewöhnliche Beförderungsweiſe, wie es von Karlsruhe und andern Orten gegenwärtig geſchieht, wäre von den Behörden auf jeden Fall ſtreng zu verbieten.

Dieſe Baumwolle iſt viel gefährlicher zu transportiren als das Schießpulver, indem letzteres blos vor Feuer, erſtere aber noch vor jedem Stoß und jeder Reibung geſchützt werden muß.

Ein anderer Uebelſtand dieſer Schießbaumwolle iſt der, daß ſie beim Verbrennen ſalpetrige Säuren entwickelt. Saugt man nämlich nach einem Schuß ſogleich die in dem Lauf enthaltene Atmoſphäre mit dem Mund aus, ſo ſpürt man einen ſtechend ſauren, die Lunge zum Huſten ſtark afficirenden Dampf, der ein befeuchtetes Lackmuspapier röthete und die Metalle mit der Zeit ſtark angreifen muß.

Die Baumwolle, deren ich mich bediente, war mit Salpeterſäure dargeſtellt worden und von der anhängenden Säure völlig befreit, ſo daß ſie weder auf Lackmus noch auf Georginen-(Dalia-) Papier vergirte. Da dieſelbe wohl nichts anderes iſt als ein ſalpeterſaures Salz mit einer noch unbekannten organiſchen Baſe, ſo iſt es auch ſehr leicht erklärlich, daß ſich neben Waſſer, Stickgas und Kohlenſäure auch Stickoxydgas bildet, welches durch den Sauerſtoff der hinzutretenden Luft ſich zu ſalpetriger Säure höher oxydirt. B.

Mannichfaltigkeiten.

(Reutlingen.) Kaum hörten wir von einer hier vorgefallenen blutigen That, ſo iſt ſie bereits durch eine neue, noch gräßlichere in den Hintergrund gedrängt. Verfloſſenen Dienſtag Abend verließen M. Walz, Bauer, mit ſeinem Weibe, deſſen Schwager aus Jettenberg und die Korbmacher Joſ. Maier von Wannweil und Flammer von Dußlingen unſere Stadt unter heftigem Streit und Wortwechſel, der jedoch eine halbe Viertelſtunde von hier, wo ſich die Erſten von den Letztern getrennt hatten, ſein Ende erreichte. Am Betzinger Rank fielen jedoch unverſehens Mehrere über Walz und ſeinen Schwager her, und Erſterer fiel von einem mehrere Zoll tiefen Stich in den Hals getroffen, mit dem Ausrufe: O Weib, ich muß ſterben! nieder und verſchied in wenigen Minuten. Seinem Schwager wurde die Naſe und Oberlippe geſpalten, und ruht der Verdacht dieſes Mordes und der Verletzung auf obengenannten Beiden, Maier und Flammer, welche noch in der Nacht feſtgenommen und am Morgen vor den Leichnam geführt wurden, um ſie zum Geſtändniß zu bewegen; allein Jeder ſchob die Schuld auf den Andern, und bis jetzt hat Keiner ſich als Thäter bekannt.

Die Nummer 43 des „Wochenblattes für das Transportweſen" enthält einen beachtenswerthen Aufſatz über „Spedition der Zeitungen in Deutſchland." In dem Augenblicke, wo die beſtimmteſten Beſtrebungen zur Erzielung einer Briefportoreform ſich kund geben, iſt es gewiß verdienſtlich, daß die poſtaliſche Zeitſchrift auch zu Gunſten der Journaliſtik ihre Stimme erhebt. Es wäre gewiß auch an der Zeit, daß über Berechnung der Speditionsgebühren von Seite der deutſchen Poſtverwaltungen einheitliche Normen feſtgeſtellt und die zum Theil ſehr hohen Taxen herabgeſetzt würden.

Digitized by Google

L i t e r a t u r.

Baden und der untere Schwarzwald im Großherzogthum Baden mit ſeinen Thälern und Geſundbrunnen. Von K. F. V. Jägerſchmid, großh. badiſchem Oberforſtrathe. Mit einer Karte. Karlsruhe, bei C. Macklot, 1846. 8. 384 S.

Die von dem Hrn. Verfaſſer beſchriebene Gegend bietet in geographiſcher, naturhiſtoriſcher, geſchichtlicher und ſtatiſtiſcher Hinſicht ſo viel Intereſſantes und Merkwürdiges dar, daß es ſich wohl der Mühe verlohnte, die Ergebniſſe ſeiner ſelbſteigenen Wahrnehmungen und Unterſuchungen, welche er auf ſeinen öfteren Dienſtreiſen in den unteren Schwarzwald zu machen Gelegenheit hatte, in ein geordnetes Ganzes zuſammen zu ſtellen und durch den Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben. Nur dadurch iſt es ihm möglich geworden, ſeiner Schrift eine Vollſtändigkeit und Genauigkeit zu geben, welche bei ſtatiſtiſch-geographiſchen Werken, wenn ſie Werth haben ſollen, ein unerläßliches Erforderniß iſt. Da beſonders der Kurort Baden mit ſeiner Umgebung auch in antiquariſcher Beziehung merkwürdig iſt, da bekanntlich die Römer lange Zeit hindurch dort angeſiedelt waren, ſo hat der Hr. Verf. ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die römiſchen Alterthümer, welche ſich dort vorfinden, mit in ſeine Darſtellung zu ziehen und ſohin dem geſchichtlichen Element, das ihm bei Abfaſſung ſeiner Schrift vor Augen ſchwebte, einen höheren Grad von Vollſtändigkeit zu geben. Alle hierher gehörigen Denkmäler mit ihren Inſchriften ſind angegeben und näher beſchrieben. In dem Verfolge ſeiner Beſchreibung die Gegenwart ſtets an die Vergangenheit knüpfend, iſt es dem Verf. gelungen, eine Schrift zu liefern, die als Reiſehandbuch ſehr brauchbar iſt, und die wir allen Denen mit Recht empfehlen können, welche ſich einem unterrichteten Wegweiſer durch Baden und den unteren Schwarzwald anvertrauen wollen. Die beigegebene Karte iſt ſauber lithographirt und gibt einen klaren Ueberblick über die beſchriebene Gegend.

Dr. D.

K o r r e ſ p o n d e n z.

K ö l n, 31. Oct.

Der triftigſte Beweis, wie die Bureaukratie, bei der größten Rechtlichkeit und Energie der Oberbeamten, zuweilen ſich irren kann, geht aus dem Leben des bekannten Schulmannes A. G l a d b a ch hervor, welcher ſich im verwichenen Jannar in den eiſigen, angeſchwollenen Dhünwaldſtorm ſtürzte, um das Leben eines Kindes zu retten, das leider ſchon ertrunken war, als der edle Mann es an's Land brachte. Jetzt hat nun der Arzt, welcher an dem ertrunkenen Kinde Wiederbelebungsverſuche anſtellte, eine Denkmünze erhalten, während Keiner des Mannes, welcher ſein Leben wagte, mit einer Sylbe gedachte. — Der Wahlkampf der Großen ſcheint auch auf die Kleinen übergegangen zu ſeyn; geſtern wenigſtens geriethen die Kinder zweier hieſigen Schulen ſo aneinander, daß die kämpfenden Theile nur mit Mühe getrennt werden konnten und mehrere Knaben Gefahr liefen, lebensgefährlich verwundet zu werden.

M ü h l h e i m am Rheine, 30. Oct.

Die Mißgriffe der Geſangvereine, allerlei reiſeluſtige Nichtſänger auf die belgiſchen Muſikfeſte zu ſenden und ſo die Gaſtfreundſchaft der Belgier zu verhöhnen, hat hier gerichtliche Unterſuchungen nach ſich gezogen, indem ſogar zwei Beamten hieſigen Kreiſes ohne Urlaub als blinde Sänger in's Ausland fuhren und das Publikum in ihren Amtsſtuben während mehrerer Tage zum Beſten hielten.

L a u t e r b a ch, 28. Oct. — (Eingeſ.)

Aufklärung und Humanität wird kein Unbefangener den Mitgliedern des hieſigen neuen Caſino's abreden, der Gelegenheit hatte, den Geiſt zu erkennen, welcher dieſelben beſeelt. Ihr Zweck iſt, ſich in freundſchaftlichem Umgang angenehm zu unterhalten und aufnahmsfähig jeder gebildete, unbeſcholtene Mann, ohne Rückſicht auf ſeine ſonſtige bürgerliche Stellung. So wie aber im gewöhnlichen Leben nicht Jeder mit dem Andern Umgang pflegen mag, ſo kann es auch kommen, daß Mancher den übrigen Mitgliedern des Caſino's nicht angenehm iſt, der vielleicht in einem andern Kreis andere Anſichten von ſeiner Perſönlichkeit zu erwecken vermag. Die Neigungen laſſen ſich nicht in Feſſeln ſchlagen; ein vernünftiger Mann wird daher auch von ſelbſt ſich beſcheiden, daß er da keine Aufnahme ſuchen könne, wo man an ſeiner Geſellſchaft kein Behagen findet. Schon aus dieſen allgemeinen Gründen darf es denn nicht befremden, daß nicht Jeder da offene Aufnahme finde, wo er ſie zu erlangen verſucht. Treten aber nun noch individuelle Motive hinzu, deren Aufzählung, aus Schonung, dem größeren Publikum billig verſchwiegen bleiben muß, dann ſollte man die erhaltene Lehre ruhig benutzen und durch Ausfälle, wie ſich ſolche der Verfaſſer des Inſerats in Nro. 296 der Didaskalia erlaubt, die Aufmerkſamkeit nicht noch mehr auf eine Angelegenheit hinlenken, der weit beſſer: Requiescat in pace zu wünſchen wäre. Die hämiſchen Bemerkungen, die dort vorkommen, vermögen den wohlbekannten Verfaſſer nur noch öffentlich an den Pranger zu ſtellen, nicht die hochachtbaren Frauen und Jungfrauen des gedachten Vereins zu verletzen, die in der öffentlichen Meinung viel zu hoch ſtehen, um von Menſchen dieſes Calibers beleidigt werden zu können. Wer das ſchöne geſellige Verhältniß der Caſinogeſellſchaft kennt, wer weiß, welches Band der Liebe und Freundſchaft alle Theilhaber umſchlingt, und die ungetheilte Achtung ſieht, in der ein Verein, der auch der Armen gedenkt, bei ſeinen Mitbürgern ſteht, mit denen viele ſeiner Mitglieder auch in anderen Beziehungen verbunden ſind, der wird gewiß dergleichen fade Witze, wie ſie der erwähnte Verfaſſer zu machen beliebt, nur mit Indignation geleſen haben. Verdenken wird man es aber der Caſinogeſellſchaft nicht, wenn ſie Leute der Art nicht in ihren Verein wünſcht, die eben nicht geeignet wären, die Erreichung des vorgeſteckten Zieles zu bewirken, leicht aber denſelben in die Kathegorie herabſetzen könnten, welche jener Artikel in der Didaskalia ſchon jetzt für ihn, wiewohl vergeblich, in's Leben rufen möchte.

F r a n k f u r t a. M., 21. Oct.

Die literariſche Anſtalt dahier hat ſoeben ein Buch ausgegeben, welches vor Allem dem Rheinlande eine angenehme Ueberraſchung bieten, aber auch von ganz Deutſchland freudig begrüßt werden wird. Es iſt dies das glänzend ausgeſtattete Gedicht von W o l f g a n g M ü l l e r (in Düſſeldorf): „d i e R h e i n f a h r t, in 30 Geſängen.“ Was unſer ſchönſter Strom Poetiſches und Großes bietet, ergießt ſich hier in der ſchönſten, reichſten Form der Dichtkunſt. Natur und Kunſt, Geſchichte und Sage, Menſchen und Zuſtände — es iſt ein wahrer Genientanz in reizend-harmoniſcher Fülle, ein in den reinſten Formen edel emporſtrebender Bau, deſſen einzelne Theile den Geiſt feſſeln, indeß das Ganze in ruhiger, ſelbſtbewußter Klarheit, dem beſungenen Strome gleich, dahin ſtrömt. Ueber dem ganzen Gedichte ruht der ſchöpferiſch-freie Geiſt des Dichters, der es herrlich verſteht, den ſcheinbar todten Gegenſtand zum vollſten Leben der Gegenwart, zu allen Leiden und Freuden unſerer Zeit zu erwecken. Unſere Literatur iſt durch Müller's Rheinfahrt um ein klaſſiſches Kunſtwerk reicher, und ſie muß dem trefflichen Dichter um ſo mehr danken, als wir grade in d i e ſ e r Dichtungsart hinter andern Nationen, beſonders den Engländern, weit zurück waren. Das ſchöne Buch von Müller wird nicht verfehlen, als eine freundliche Gabe unter Freunden und Freundinnen wahrer Poeſie überall hochwillkommen zu ſeyn!

Wir erſuchen wiederholt alle geehrten Herren Einſender, mit welchen wir nicht in literariſcher Verbindung ſtehen, um deutliche und leſerliche Unterzeichnung ihrer Begleitſchreiben, ſo wie um genaue Angabe ihres Wohnortes und Standes, damit für den Fall von Zurückſendungen oder von brieflichen Mittheilungen Colliſionen und Irrungen vermieden werden können.

D i e R e d.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Dienſtag, 3. Nov. D e r a l t e M a g i ſ t e r, Schauſpiel in 4 Abth., von Roderich Benedix. Hierauf: D i e H e l d e n, Luſtſpiel in einem Act, von Marſano.

Mittwoch, 4. Nov. D i e H u g e n o t t e n, große Oper in 5 Abth., Muſik von Meyerbeer. (Gaſtrollen) Margaretha: Fräul. R u m m e l, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden. Valentine: Fräul. E m i l i e W a l t e r, k. k. öſterreich. Hofopern- und k. würtemb. Kammerſängerin.

Redacteur: J. L. H e l l e r. — Druck und Verlag von H e l l e r und R o h m.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 305. Donnerſtag, den 5. November 1846.

Die Johannisburger Wildniß in Maſuren.

Von M. Roſenheyn.

„Das iſt ja wirklich ein Weg rein zum Verzagen langweilig!" rief ich meinem maſuriſchen Bauern zu, der als Fuhrmann in einem offenen Wägelchen vor mir ſaß und zwei kleine rauhhaarige Pferdchen, trotz des tiefſandigen Weges, zu neuem Galopp antrieb. „Mit Recht heißt dieſe Johannisburger Forſt*), die ich, Gott ſey's geklagt, nun ſchon zwei Tage lang durchziehen muß, eure Wildniß."

„Leider iſt's ſo, geehrter Herr!" entgegnete in einem polniſchen Dialekte der geſprächige Fuhrmann, indem er ſein Geſicht lächelnd zuſammenzog. „Hinter uns, in den Bergen, ſieht unſer Maſurenland anders aus, und wird dem Herrn auch gewiß mehr behagt haben. Dort zwiſchen den grünen Bergen und blauen Seen lebt ſich's beſſer, als hier zwiſchen den dichten Fichtenſtämmen. Aber dieſe Haide hat auch ihr Angenehmes, lieber Herr! Hier ſchleicht Abends der Wolf durch die Landſchaft; hier trabt das rieſige Elen im Tann; hier lauert der kluge Luchs in den Zweigen einer Fichte auf die Beute, während unter ihm der noch ſchlauere Bruder Rothpelz ſeinen Wegen nachgeht, und über den Wäldern hin durch die Wipfel der Bäume ſauſt und ſchwirrt der ſtattliche Auerhahn, der ſtahlblaue Birkhahn und das Schilf- und Haſelhuhn. Nachts aber tönt das traurige Gekrächz des Kranichs, und der Reiher ſegelt hoch in den Lüften."

„Aber von all' dieſem Thierleben, das Du ſo maleriſch zu ſchildern weißt," unterbrach ich ihn, „gewahrt man leider im Vorüberfahren nichts, und wenn man wochenlang hier herumirrt."

„Da habt Ihr Recht, Herr!" fuhr jener redſelig fort, „todtenſtill und ſterbenseinſam iſt ſolch' ein Wald. Mir ging's anfangs auch ſo, wie Ihnen nun; aber mit der Zeit gewöhnt man ſich auch an Wildniſſe." Er ſchwang pfeifend die Peitſche, und begann, nach einer kurzen Unterredung mit ſeinen beiden Katzen von Pferden, eine Art von Maſurek laut zu ſingen.

Eine ganz eigenthümliche Stille herrſcht in ſolch' einem Forſte. Oben durch die Wipfel des Fichten- und Tannenmeeres geht ſelbſt bei ruhigem Wetter ein ewig gleiches, gleich ſtarkes und eintöniges Rauſchen. Dazu wiegen ſich ſtellweiſe die feinen weißen Birkenſtämme; ihre feinen Blätter flüſtern, als erzählten ſie ſich neugierig allerhand Geſchichten. Aber dennoch bleibt der Grundton ein eigenthümlich breites einförmiges Rauſchen, wie wir's in unſern deutſchen, vielfach zerſchnittenen und aus ungleichartigen Bäumen zuſammengewachſenen Waldungen nicht kennen. Und dazwiſchen klingt nur noch das heiſere Gepfeiſe des Wagens, deſſen ſchlecht eingetheerte Räder in dem dürren Steppenſande unheimlich melancholiſch knarren.

Hier und da wird die eintönige Waldöde durch das Rothgrün eines moorigen Haidegrundes oder durch einen kleinen rauſchenden See unterbrochen, deſſen Fiſche faſt den einzigen Nahrungszweig dieſer armen Waldbewohner abgeben. Nur höchſt ſelten taucht einmal ein kleines Haus oder deren ein paar, grau wie die Baumſtämme, mit ganz kleinen Fenſterlucken aus der Waldung hervor. Statt der Fenſterſcheiben gewahrt man nur hölzerne Schieber. Faſt jedes iſt ohne Schornſtein, und man möchte glauben, es wäre die halboffene Thüre nur dem Rauche zum Wege eingehauen. Aus dieſen ungeſchlachten, viehſtallähnlichen Gebäuden kriechen ſchlottrige Menſchen hervor, mit langem fliegendem Haupthaar und zerzauſten Bärten in grobe graue Küttel gehüllt oder auch blos in zerriſſene Hemden gekleidet, und ſtarren, mit furchtſam verſtohlener Miene, Banditen ähnlich, den in dieſes Waldmeer Verirrten befremdend an. Daneben ſtehen ihre Kinder nackt da, wie ſie der liebe Gott geſchaffen; ſelbſt die Weiber tragen von Kleidungsſtücken meiſtens auch weiter nichts als eine Schürze vorn um den Leib gebunden; Waldmenſchen im wahren Sinne des Wortes, leibhaftige Jammerbilde der Noth und des Elends.

Solche Todteneinſamkeit erblickend, begreift man auch, warum die kleinen Pferdchen an den kleinen Wagen dieſer maſuriſchen Waldmenſchen ſo eiligſt vorübertraben, und warum die einzelnen Bauern, wenn ſie durch dieſe Wildniß fahren, ſo laut ſingend vorbeijagen; — ſie alle ſuchen nur eilends der einſamen Waldöde zu entfliehen und wieder unter Menſchen zu kommen. Gott mag wiſſen, was dieſe Maſuren verleitet hat, ſich ſo einzeln und iſolirt in dieſer weiten Waldesfläche anzubauen, als fürchte Einer des Andern Berührung.

Unter den ſo eben geſchilderten traurigen Umſtänden war mir denn die Geſprächigkeit meines maſuriſchen Roſſelenkers mehr als erwünſcht. Er zeigte in Allem, was er ſagte, einen ſeltenen Witz, und verrieth einen gewiſſen Grad von Bildung, wie ich ihn unter den Maſuren ſonſt nie bemerkt hatte; ja, derſelbe fiel mir, je länger wir mit einander plauderten, deſto mehr auf. Ich geſtand ihm dieſe meine Verwunderung über ihn ein, worauf er lachend den Kopf ſchüttelte und mir verſicherte, das habe ſeine guten Gründe: ſein Vater ſey Küſter in einer maſuriſchen Stadt geweſen, ein ſtudirter Küſter, der aber viel Unglück im Leben gehabt habe, weshalb denn auch die Erziehung ſeines Sohnes eine ſehr mangelhafte geblieben. Und nun begann er, zur Bewahrheitung des Geſagten, mir im beſten Hochdeutſch kurz ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen.

„Nun aber erlaubt mir," fing er von neuem an, als er mit ſeiner Biographie, die des Komiſchen genug enthielt, zu Ende gekommen war, „daß ich ein Stückchen aus meiner Jugendzeit Ihnen noch vorerzählen darf, über das Sie recht herzlich lachen ſollen: eine Taubengeſchichte, aus welcher Sie erſehen kön-

*) Die Johannisburger Forſt zieht ſich längſt der polniſch-oſtpreußiſchen Gränze ununterbrochen 16 Meilen weit fort.

Digitized by Google

nen, wie man bei uns vor jenen 40 Jahren noch das heilige Pfingſtfeſt feierte. Dieſe Geſchichte, wie komiſch ſie Ihnen auch klingen wird, war von den traurigſten Folgen für mein Leben, und eben deshalb erzähl' ich ſie Ihnen um ſo lieber."

(Schluß folgt.)

Turnergruß.

Ein Turnergruß iſt Goldes werth,
Und ſüß ein Druck der Hand.
Er knüpfet wie Natur es lehrt,
Der deutſchen Treue Band.

Gut Heil, Freund! ſagt nicht nur der Mund,
Wenn es der Turner ſpricht;
Im Auge thut ſein Herz ſich kund
Und zeichnet ſein Geſicht.

Das off'ne Lächeln ſonder Trug,
Die Stirne, rein und frei,
Verkündet, ſchweigend, laut genug
Des Turners Brudertreu.

Wie Harfenton ſo lieblich klingt
Des Turners: Guten Tag!
Ein Du, das zu dem Herzen dringt,
Wie Nachtigallen Schlag.

Ein Turnergruß iſt Goldeswerth
Und ſüß ein Druck der Hand.
Er knüpfet feſt das Bruderband,
Wie die Natur es lehrt.

P. K.

Eine Pferde-Beſprechung in Litthauen.

Ich befand mich mit einem alten Dragoner-Rittmeiſter zum Beſuche auf einem Gute in Litthauen. Der Gutsherr ließ uns ſeine Roſſe vorführen, Alles Trakehner Raçe. Eins derſelben war dem Anſcheine nach das vortrefflichſte Thier, hatte jedoch einen Fehler und zwar den ſehr widrigen: — Niemand konnte es reiten. Der Gutsherr war deßhalb bereits entſchloſſen, es dem Dorfvulkan zu übergeben, der neben ſeiner Schmiedeproſeſſion die eines Vieharztes betrieb und auch die ſeltene Kunſt verſtand, mittels bloßen Einflüſterns Pferde zu **bannen**; dieſe Fähigkeit iſt in Litthauen vielen Landleuten eigen und erinnert an die Lappländer, die in ähnlicher Weiſe ihre Rennthiere behandeln. — Nachdem der Rittmeiſter wohl eine Stunde lang ſich vergebens abgemüht hatte, die Widerſpenſtigkeit des Thieres zu brechen, gab er es an den Hausherrn und deſſen Reitknecht zurück. „So bleibt denn nichts übrig", ſagte Letzterer, „als es zum **Zauberſchmied** zu führen." — Auf unſern Wunſch, Augenzeuge der **Wunderthat** zu ſeyn, erbot ſich der Gutsherr, uns ins Dorf zu geleiten. Der Stallknecht führte das ſtörrige Thier, wir folgten. Bei unſerer Ankunft im Dorfe mußte der Knecht anhalten. Der Gutsherr beſtieg zu unſerer Verwunderung das ſchnaubende Thier und ſagte: „Nun geben Sie Acht, meine Herren!" Das Pferd erlaubte ihm, ſich bügelfeſt zu machen. So wie er aber anfing, es vorwärts zu treiben, ſchien jede Muskel vor Wuth anzuſchwellen. Das Pferd bäumte, ſchlug hinten aus, bockte und ließ mit einem Wort nichts unverſucht, ſeinen Reiter abzuwerfen. Dieſer, ein ausgezeichneter Reiter, ſaß zwar feſt, fand aber ſeinen Sitz nicht beſonders angenehm und wollte abſteigen. Das erlaubte jedoch das Pferd nicht: es bäumte noch höher als früher und verrieth ſtarke Luſt ſich überzuwerfen. In dieſem Momente trat ein unterſetzter, kräftiger Mann aus der Schmiede, auf die wir zugegangen waren, näherte ſich dreiſt, und blieb, weiter nichts ſagend als: „J, du Beſtie!" dem Schauſpiele ruhig zuſehend, ſtehen. Der Stallknecht, böſe über dieſe Saumſeligkeit, ſchrie endlich: „Nun, Baluns, wie lange wird's? ziſchle ſchnell! er überſchlägt ſich ſonſt, ſag' ich Dir." „Will der Herr es haben?" fragte der Schmied. „Nun freilich!" verſetzte der Andere. Und kaum war's geſagt, ſo ſprang der kleine Vulkan zu und hielt den Hals des widerſpenſtigen Thiers mit beiden Armen umfaßt. Das Pferd, ſolcher Liebkoſung nicht gewohnt, ſtieg auf und hob den kleinen, ſtämmigen Mann in die Höhe. Dieſer ließ ſich nicht ſchrecken, hielt feſt und brachte trotz ſeiner unbequemen Stellung den Mund an die Oeffnung von des Pferdes linkem Ohr. Seine Hände klammerten ſich feſt an des Thieres Halſe, und was ich außerdem zu bemerken vermochte, war, daß er den Mund eben ſo feſt auf's Ohr andrückte. Ohne weiteres wurde das Pferd weniger ſtörrig. Es ſtand ſtill, zitterte ein wenig, als wenn es friere und — ſein eigenſinniger Muth war gebrochen. — Dieſe Thatſache wird Jedem ſeltſam erſcheinen, aber ich verbürge dieſelbe als wahr, ohne jedoch die Erklärung des Wie und Wodurch angeben zu können. Das Pferd wurde durchaus fügſam. Ich habe ſpäter zu wiederholten Malen es reiten geſehen, und wünſche mir kein frommeres Thier, als dieſes geworden war. Mr. Rn.

Mannichfaltigkeiten.

Von der bekannten und beifällig aufgenommenen Sammlung: „Männerlieder, alte und neue, für Freunde des mehrſtimmigen Männergeſanges. Herausgegeben von **Wilhelm Greef** (Eſſen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker)", iſt unlängſt das zweite Heft erſchienen. Es enthält in reichhaltiger Auswahl zweiundzwanzig ältere und neuere Compoſitionen von C. M. v. Weber, G. Reichardt, J. H. Stunz, F. W. Broner, Groos, F. Werner, C. Wilhelm, Wilh. Greef, A. G. Methfeſſel, Mozart u. A. Die volksthümliche Idee und die gute Zuſammenſtellung der hier gebotenen vierſtimmigen Männergeſänge haben ihre Würdigung gefunden und der Sammlung nicht nur Freunde, ſondern auch zahlreiche Abnehmer gewonnen, da der Preis derſelben (das Heft koſtet nur 3 Sgr.) äußerſt billig geſtellt iſt. Die neuen Stücke des zweiten Heftes 11, 13, 18 und 21 verdienen beſondere Erwähnung. Eben ſo iſt zu bemerken, daß Mendelsſohn's ſchönes Volkslied: „Es iſt beſtimmt in Gottes Rath", urſprünglich nur für eine Stimme componirt, hier zum erſten Male in vierſtimmiger Harmonirung von Wilh. Greef erſcheint. Wir machen alle Geſangvereine auf dieſe ihnen gewiß willkommene Sammlung aufmerkſam und empfehlen ſie um ſo mehr, als die Billigkeit der Ausgabe auch wenig bemittelten Vereinen deren Anſchaffung erleichtert.

(**Wie das Spießbürgerthum witzig iſt.**) Darüber theilt das Mannh. Journ. in einem Artikel: „Das Spießbürgerthum" folgende Erfahrungen aus dem Alltagsleben mit: „Während der ächte Bürger allen ſeinen Mitbürgern, wie allen Menſchen liebevoll und freundlich entgegentritt, ſo kennt der Spießbürger kein ſchöneres Vergnügen, als ſich auf Koſten irgend eines ſeiner Mitbürger einen Spaß zu machen; die Verſchiedenheit der Zunft, des Glaubens, der Heimath, der Sprache, kurz jede Abweichung von dem kleinen Ideenkreiſe, worin er ſich ſelbſt bewegt, bietet ihm Stoff zu ſeinen Neckereien. Der Spießbürger macht ſich luſtig über ſeine Mitbürger, weil ſie Schneider, Schuſter oder

Digitized by Google

Bäcker ſind, weil ſie eine andere Religion haben als er, und ſucht ſich bei dieſen Spöttereien natürlich immer Denjenigen aus, welchen er für den Schwächſten hält, der ihm daher nicht gefährlich werden kann. Ein ſolcher Spießbürger glaubt witzig zu ſeyn, wenn er dem Schneider vom Bocke, dem Schuſter vom Peche, dem Bäcker vom Kornwucher ſpricht. Der proteſtantiſche Spießbürger ſpricht dem katholiſchen von Kreuzköpfen, der katholiſche dem proteſtantiſchen vom Ketzer, beide dem Juden vom Schmul. Dieſe erbärmliche Sorte von Menſchen bringt überallhin, wo ſie ſich zeigt, den Keim der Zwietracht und der Spaltung. Denn Niemand kann es leiden, daß ſein Gewerbe, ſein Glaube oder ſeine ſonſtigen Eigenthümlichkeiten verlacht werden. Um keinen Streit anzufangen, verſchluckt man wohl Manches, allein man verläßt das Geſellſchaftslokal mit bitteren Gefühlen, kömmt nicht zurück, oder in unfreundlicher und gereizter Stimmung. Der Spießbürger der Geſellſchaft iſt weſentlich ein Witzmacher, allein edle, ergötzliche Witze ſind nie aus ſeinem Munde gekommen. Was er für Witze ausgeben möchte, ſind Gemeinheiten. Gott behüte jede Geſellſchaft vor ſolchen Spießbürgern! Doch der ächte Bürger wird mit denſelben leicht fertig. Es kömmt nur darauf an, daß dieſer ein- oder zwei Mal dem Spießbürger ruhig und ernſt die Wahrheit ſage, dann verſtummen ſeine Gemeinheiten, und er zieht ſich entweder zurück oder beſſert ſich. Denn oft iſt das Spießbürgerthum nicht die Folge der tiefen innerſten Natur des Menſchen, ſondern nur der ſchlechten Geſellſchaft, in welcher er ſich lange bewegt hat. Pflicht des ächten Bürgers iſt es aber, ſich nicht vor dem Spießbürger zurückzuziehen, ihm nicht das Feld einzuräumen, ſondern ihm die Spitze zu bieten und ihn in die Schranken der Ordnung zurückzuweiſen."

(Warſchau.) In Folge der Umänderung der jüdiſchen Kleidung erblickt man hier gegenwärtig ganz ſonderbare Geſtaltungen. Viele Juden haben, um den Bart zu behalten, die ruſſiſche National-Kleidung angenommen, und andere ſich wenigſtens einen ſtarken Schnurr- und Backenbart zu erhalten geſucht.

Der Papſt Pius IX. hat an der Uhr auf dem Monte-Cavallo die unbequeme italieniſche Stundenberechnung (bekanntlich von 1 bis 24) abſchaffen laſſen, und die genannte Uhr iſt jetzt nach deutſcher Art eingerichtet. Unter Napoleons Herrſchaft hatte man die bei uns übliche Stundenberechnung ebenfalls eingeführt, allein im Jahr 1815 kehrte man zur italieniſchen Methode wieder zurück.

Die Cholera, welche in der Hauptſtadt Perſiens verfloſſenen Sommer ſo ſchreckliche Verheerungen anrichtete, hatte im Anfange Septembers aufgehört. Der Hof des Schah, die diplomatiſchen Miſſionen und die wohlhabenden Einwohner kehrten wieder in die Stadt zurück. Der zehnte Theil der Einwohner von Teheran iſt durch die Seuche dahingerafft worden. Der jüngſte Sohn des Schah befindet ſich unter den Opfern. Die Mutter und die einzige Tochter des Monarchen, welche ebenfalls an der Cholera erkrankt waren, ſind durch einen franzöſiſchen Arzt gerettet worden. Sechs Prinzen und mehrere Prinzeſſinnen aus der Nachkommenſchaft des Fethi-Ali-Schah, dann Mirza Abul Haſſan Khan, der vormals perſiſcher Geſandter in London war, ein anderer Miniſter des Schah, der Vezir des Kronprinzen, ſo wie mehrere angeſehene Staatsbeamte und Generale ſind geſtorben. Von Teheran aus hat ſich die Cholera nach allen Richtungen hin verbreitet, hat aber an Intenſität bedeutend verloren, je weiter ſie ſich von dem Mittelpunkte entfernt hat, und man hofft, daß ſie bei eintretender Kälte an der Gränze von Europa, wo ſie ſich hier und dort gezeigt hat, ganz verſchwinden werde.

(Neue Mahnungs-Methode an abweſende Schuldner.) Im Verlaufe des verfloſſenen Winters hielt ſich in Paris ein junger Amerikaner aus Albany auf, der, ungeachtet des angeſehenen Standes ſeines Elternhauſes, ſich zu vielen unedlen Mitteln verleiten ließ, Credit zu erwerben, und dann mit Hinterlaſſung bedeutender Schulden in ſeine Heimath zurückzukehren. Einige ſeiner Gläubiger hatten die gerichtliche Hülfe gegen ihn angeſucht, wegen der mangelhaften Schuldgeſetze der Union aber nichts erzielt. Unter den ſo Verkürzten befindet ſich auch ein Vaudeville-Dichter, der den gewiſſenloſen Schuldner von der Bühne aus nun mahnen will. Er ſchrieb nämlich ein auf den Geſchmack der Nordamerikaner berechnetes Stück, worin des Flüchtlings Streiche in Paris mit grellen Farben geſchildert ſind, und läßt es im Vaudevilletheater aufführen. Sendet der ſo gemahnte Jüngling vier Monate nach der erſten Aufführung des Stückes, (welche im „Albany Advertiser" bereits mit großen Lettern angezeigt war) den ſchuldigen Betrag nicht ein, ſo wird das Stück nach Amerika expedirt werden, um ſowohl in den Staaten von Orleans und Virginien in franzöſiſcher Sprache als auch in den übrigen Staaten der Union in engliſcher Ueberſetzung unter Bezeichnung des wahren Helden des Stückes aufgeführt zu werden.

In Gräfenberg war — wie man von dort erfährt — eine Art patriarchaliſchen Verhältniſſes eingeriſſen. Die vornehmſten ſchleſiſchen, engliſchen, ruſſiſchen und amerikaniſchen Damen mußten ohne Strümpfe und ungeſchnürt ausgehen, ja ſelbſt die Herren ginge ohne Strümpfe in Geſellſchaft.

In London waren unlängſt 7 bis 8000 Schneidergeſellen ohne Arbeit!

Die „Gazette de Tribunaux" dringt darauf, daß die Polizei und Gens'd'armerie auf Börſen-Speculanten, Kornwucherer und ähnliche Leute, die in betrüglicher Abſicht falſche Gerüchte und Lügen verbreiten, eben ſo fahnde, wie auf Betrüger, Landſtreicher, Taſchendiebe ꝛc. Wir unterſchreiben's!

Am 16. October ſtarb in Wien Frau Anna Maria Löffler, alt Einhundertundſieben Jahre, an Altersſchwäche.

Frankfurter Theater.

Es gehört aller Orten zu den gewöhnlichen Erſcheinungen, daß ein großer Theil des das Theater beſuchenden und auch des es nicht beſuchenden Publikums mit den Leiſtungen deſſelben unzufrieden iſt. Dieſe Unzufriedenen mögen nicht ſelten Urſache zur Klage haben; denn nicht nur wird von Seiten der Theaterdirektionen und der Intendanzen mancher Mißgriff gemacht und manchem Wunſche nicht entſprochen, ſondern auch von Seiten der darſtellenden Künſtler wird nur ſelten ganz Entſprechendes geleiſtet. Schon Leſſing hat geſagt, daß man eine in allen Theilen vollendete Bühnendarſtellung in Utopien ſuchen müſſe. Die großen Künſtler ſind ſelten und ſelbſt die mittelmäßigen nicht häufig und wer ſie mit Strenge beurtheilen will, dem kann es an Stoff zum Tadel nicht fehlen. Eben ſo verhält es ſich mit den Dichtern, welche für die Bühne ſchreiben und unter welchen hervorragende Kräfte nur ſelten erſcheinen. Dazu kommt noch, daß dieſe Dichter, wenn ſie für das practiſche Theaterbedürfniß und für die Unterhaltung der Maſſe arbeiten, den höheren Forderungen der Aeſthetik nicht genügen, und wenn ſie nach der Anerkennung von dieſer ſtreben, alsdann dem größeren Publikum nur wenig zuſagen. Bedenkt man ferner, wie verſchiedenartig der Geſchmack iſt, wie verſchiedenartig die Stimmungen und Verſtimmungen der Zuſchauer, wie die Anforderungen des Publikums ſich von Jahr zu Jahr ſteigern, wie die Illuſion und Anſpruchloſigkeit immer ſeltener und der Geiſt der Verneinung und Kritelei immer häufiger werden, wie endlich auf Bühnen mittleren Ranges in allen Tonarten zu viel durcheinander geſpielt werden muß, um in jeder Vorzügliches leiſten zu können, — ſo wird man

Digitized by Google

die gewöhnlichen Klagen über Theaterzuſtände erklärlich finden. Wie viele Hinderniſſe ſtellen ſich außerdem im laufenden Tagesverkehr der Verwirklichung eines guten und mannichfaltigen Repertoire's entgegen, von denen wir nur auf Eins, auf die häufigen Störungen durch Unpäßlichkeiten oder Krankheiten der Mitglieder hinweiſen wollen. In welche Verlegenheiten werden hierdurch faſt täglich die Direktionen verſetzt und wie oft iſt hier die Abhülfe des Uebels unmöglich. Der Theaterbeſucher kann freilich erwiedern, daß er für ſein gutes Geld gute Vorſtellungen zu verlangen und ſich um das Wenn und Aber der Bühnenverwaltung nicht zu kümmern habe; er kann es ſagen, aber er ſollte auch billig genug ſeyn, eingetretene und unverſchuldete Hinderniſſe zu berückſichtigen. Unſere hieſige Theaterdirektion befindet ſich gegenwärtig in einer derartigen Verlegenheit und wer in jüngſter Zeit die Bulletins unſeres Komödienzettels geleſen hat, dem mußte die Antwort auf manche Frage ganz nahe liegen. Aber man ſorge für anziehende Gäſte und man ſuche die entſtehenden Lücken ſchnell und gut auszufüllen! Allerdings, — aber dies iſt leichter geſagt, als gethan.

Kann ich die Sänger aus der Erde ſtampfen?
Wächſ't mir ein Mime aus der flachen Hand?

Ohne den Lobredner unſerer Theaterdirektion machen zu wollen, glauben wir es ihr doch ſchuldig zu ſeyn, ſie da in Schutz zu nehmen, wo Störungen, wie durch die Erkrankung erſter und unentbehrlicher Mitglieder ihr feindlich und hemmend in den Weg treten und wo bei aller Energie und beim beſten Willen momentane Uebelſtände nicht über Nacht beſeitigt werden können. Nach ſolcher Beſeitigung zu ſtreben, liegt ja offenbar in ihrem Intereſſe, und wäre ſie auch gegen den Beifall oder gegen die Klagen des Publikums gleichgültig, ſo iſt ſie es doch nicht gegen ihren eigenen Vortheil oder mit andern Worten gegen den der Kaſſe. Volle Häuſer ſind Niemanden lieber als ihr, und wenn die Theaterfreunde ſich nicht angezogen fühlen, wem erwächſ't daraus der größte Nachtheil. Wir dürfen daher nicht zweifeln, daß Alles gethan werden wird, um den gegenwärtig etwas geſtörten Zuſtand des Repertoire's ſo viel als möglich wieder zu verbeſſern. Dieſe Aufgabe iſt nicht leicht; denn wenn es, um nur von Sängerinnen zu reden, der vorzüglichen viele gäbe, würde man alsdann einer Jenny Lind tauſend Gulden für den Abend bezahlt haben?

W.

Korreſpondenz.

Weimar, 1. Nov.

In Naumburg ſtarb unlängſt in einem dortigen Hoſpital eine arme Frau, die im Leben viel gebettelt hatte. Nach ihrem Tode wuede die geringe Hinterlaſſenſchaft, beſtehend aus altem Gerölle, zum Beſten des Hoſpitalfonds, auctionsmäßig verkauft. Ein armer Schuſter, der ſammt ſeiner Frau ebenfalls ſeinen Sitz im Hoſpital hatte, erſtand für eine geringe Summe ein kleines Schränkchen. Weil es aber ſeine Frau an einen Ort geſetzt hatte, wo er es nicht leiden mochte, wurde er eines Tages ärgerlich und zerſchlug es, welcher Operation viele alte Frauen als Zuſchauer beiwohnten. Plötzlich entfährt dem Munde des Schuſters ein lauter Schrei; denn nach einem kräftig geführten Schlage flattern eine Menge Kaſſenbillets um ihn herum. Es waren deren über 500 Thaler, welchen Betrag die frühere Eigenthümerin des Schrankes erbettelt und aufgeſpart hatte.

Hamm, 23. Oct.

Nachdem die neu erfundene explodirende Baumwolle jetzt beinahe zum Tagesgeſpräch geworden und ſo viel über deren außerordentliche Stärke und Vorzüge geredet wird, wurden auch heute hier Verſuche damit angeſtellt, die aber noch viel zu wünſchen übrig laſſen. Einer meiner Freunde erhielt nämlich im Monat Juli a. c. von der in Baſel erfundenen Baumwolle, womit in Iſtein bei Baſel Schießverſuche angeſtellt worden waren, und die 4 bis 6mal ſtärker wie Schießpulver ſeyn ſollte. Solche war bisher an einem trockenen Ort aufbewahrt worden, hatte indeß beim Eröffnen von ihrer urſprünglichen gelblichen Farbe verloren, indem ſie faſt ganz weiß geworden. 2½ Gran davon in eine Pulverprobmaſchine eingeladen, die 20 Gran Jagdpulver faßt und damit bis 36 Grade treibt, blieben ohne Wirkung; 5 Gran Baumwolle hoben den Deckel um 4 Grade und 10 Gran um 9 Grade. Ein gleiches ungünſtiges Reſultat ſtellte ſich beim Schießen mit dem Gewehre heraus. 6 Gran Schießbaumwolle brachten auf eine Entfernung von 40 Gängen die Kugel nicht an's Ziel. 14 Gran dagegen trieben die Kugel ſo ſtark an tannene Bretter, daß Vertiefungen von 1½ à 2 Linien zurückblieben, ohne jedoch ſitzen zu bleiben, währenddem 14 Gran gutes Jagdpulver die Kugel auf dieſelbe Entfernung beinah 1 Zoll tief einſchlugen und 24 Gran Pulver zwei tannene Bord durchdrangen. Mangel an explodirender Baumwolle (da die Herren Erfinder noch immer ein Geheimniß daraus machen) verhinderte größere Verſuche; es ſcheint indeß, daß die Baumwolle durch die Länge der Zeit ihre explodirende Kraft verliert und ſomit, ſo wichtig auch die Erfindung an ſich iſt, dennoch im practiſchen Leben nicht gehörig benutzt werden könnte. Wünſchenswerth wäre es übrigens, zu erfahren, wie anderweitige Verſuche mit älterer Baumwolle ausgefallen ſind und zu welchem Preis dieſelbe herzuſtellen iſt, um zu ſehen, ob vielleicht ein ſofortiger Gebrauch mit Nutzen gegen das Schießpulver anzurathen iſt.

Darmſtadt, 27. Oct.

Nachdem das Miasma des ſchwediſchen Lindſchwindels ſich hier allmählig verzogen und nach dem Süden weiter verbreitet hat, ſind die Gemüther auf das Niveau der gewöhnlichen Stimmung wieder zurückgekehrt und ſcheuen ſich nicht, den ungleich nützlicheren Intereſſen des bürgerlichen Lebens die verdiente Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Unter dieſen nimmt die ſchon vielbeſprochene Erfindung der Schießbaumwolle keine unbedeutende Stelle ein, und das mit Recht, weil vorläufig noch gar nicht abzuſehen, welche Reformen ſie in der Art der Kriegführung, ja ſelbſt in Künſten und Gewerben, welche zu ihrem Betriebe große mechaniſche Kräfte bedürfen, veranlaſſen und herbeiführen kann. Ueber die Brauchbarkeit des neuen Schießmaterials auf der Jagd hat man auch hier ſchon Verſuche mit dem beſten Erfolge angeſtellt, da die ſchnellfüßigen Haſen in dem Feuer der Schießbaumwolle eben ſo gut ſtürzen als in dem Pulverdampf, der mit dem ihn begleitenden Knall der letzten Kataſtrophe des gehetzten Wildprets allerdings einen tragiſcheren Anſtrich gibt. Der hieſige Materialiſt Hr. G. Liebig Sohn hat nach einem ganz einfachen Verfahren ſchon eine ziemliche Quantität der neuen Schießbaumwolle bereitet, welche er an Jäger und Schützen verkauft. Bei der heutigen Ausbreitung chemiſch-wiſſenſchaftlicher Bildung iſt es übrigens zu verwundern, daß, nachdem Hr. Profeſſor Schönbein zu Baſel die wichtige Erfindung gemacht hatte, eine geraume Zeit verfloß, ehe Andere, außer Hrn. Böttger, hinter das Geheimniß kamen, indem doch jeder Anfänger der Chemie weiß, daß z. B. zur Erzeugung des fürchterlichen Knallſilbers und des Knallqueckſilbers die Salpeterſäure erforderlich iſt, ſohin auf dieſe Thatſache weitere Schlußfolgerungen gegründet werden konnten. Die Urſache mag vielleicht blos darin liegen, daß viele unſerer geſchickteſten Chemiker in Deutſchland der Sache Anfangs nicht die Aufmerkſamkeit ſchenkten, welche ſie ſpäter in Anſpruch zu nehmen ſchien. Neue Erfindungen werden öfter mit Mißtrauen und Geringſchätzung aufgenommen, vermöge des conſervativen Prinzips, welches den Staat, wie die Wiſſenſchaft beherrſcht, und in dieſem Widerſtreben der menſchlichen Natur gegen das Neue und Beſſere, ſo lange als es als ſolches noch nicht klar erkannt worden, liegt die Urſache, daß Erfindungen öfter nur mit Mühe in's Leben treten und daß die menſchliche Geſellſchaft erſt ſpät davon Nutzen zieht. Der Waſſerdampf, als bewegende Kraft zu Land und zu Waſſer, liefert in dieſer Beziehung eines der auffallendſten Beiſpiele, und wer ſich dafür näher intereſſirt, den bitten wir, Arago's ausführliche und gediegene Abhandlung über die Erfindung der Dampfmaſchine (in der zu Stuttgart erſchienenen Ueberſetzung ſeiner trefflichen naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze enthalten) darüber nachleſen zu wollen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 4. Nov. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Muſik von Meyerbeer. (Gaſtrollen) Margaretha: Fräul. Rummel, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden. Valentine: Fräul. Emilie Walter, k. k. öſterreichiſche Hofopern- und k. würtembergiſche Kammerſängerin.

Donnerſtag, 5. Nov. Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatiſches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebſt einem Vorſpiel: Der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian, deutſch von Dräxler-Manfred. (Gaſtrolle) Marie-Anne: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 306. Freitag, den 6. November 1846.

Die Johannisburger Wildniß in Maſuren.

Von M. Roſenheyn.

(Schluß.)

„Sie wiſſen bereits," fuhr mein Fuhrmann fort, „ich war das einzige Kind meiner Aeltern, und im Kämpfen und Wettrennen mit der lieben Schuljugend war ich ein kräftiger Burſche von 11 Jahren geworden, mit einigen lateiniſchen Wörtern im Kopfe, aber mit viel mehr Aepfeln in der Taſche, die ich mir heimlich aus dem Garten des Pfarrers zu holen wußte. Man denke ſich daher meinen Schreck, als mich dieſer eines Morgens zu ſich beſcheiden ließ. Blaß und zitternd trat ich vor ihn hin, in der furchtbaren Gewißheit, mein Diebſtahl ſey entdeckt. Zu meiner größten Verwunderung trat er jedoch freundlich auf mich zu, klopfte mir die Backen und ſprach: „Du biſt ein verſtändiger Burſche, Johann, und wirſt, wie ich hoffe, mich verſtehen. Sieh, morgen iſt Pfingſten, und da möcht' ich meine liebe Gemeinde gern überraſchen. Zu dem Ende hab' ich mir ein Paar ſchöne Tauben angeſchafft und dieſe ſo abgerichtet, daß ſie, wenn ſie nur mich erblicken, ſich vertraulich auf meine Schultern niederlaſſen. Dieſe Tauben nun will ich Dir geben, und wenn morgen die Gemeinde andächtig in der Kirche verſammelt iſt und auf meine Rede vom heiligen Geiſt lauſcht, da ſchleiche Du mit den Tauben heimlich auf den Kirchthurm bis zur Lucke, die gerade über der Kanzel iſt. Höre mir ja recht aufmerkſam meine Predigt an, doch unbemerkt, mein Jannek*); bei den Worten aber: „die Taube, das Sinnbild des heiligen Geiſtes, kam herab und ſetzte ſich auf die Schulter des frommen Mannes", da öffne ganz leiſe die Klappe der Lucke und gieb die Vögel frei; ſie werden dann ſchon ihr Uebrigs thun. Aber reinen Mund mußt Du mir halten, Hans; — verſtehſt Du? — kein Menſch darf weiter davon was wiſſen, weder jetzt noch ſpäter jemals. Wenn Du ſchweigſt, Junge, ſo verſpreche ich Dir einen großen Korb voll rothbackiger Aepfel; aber wenn Du plauderſt" — (und hier erhob er furchtbar ſeine Stimme) — „dann ſollſt Du mir für all' die geſtohlenen doppelt büßen, und Dein Vater, mein Küſter, auch."

„Ich wurde leichenblaß vor Schreck. — „So wiſſen Sie Alles, Herr Pfarrer?" ſtöhnte ich mühſam hervor. „Um Gotteswillen."

„Er ließ mich nicht ausreden, ſondern ſprach: „Sey nur ruhig, Jannek! — es kommt nun Alles auf Dich an. Wenn Du ſchweigſt, ſo bleiben wir gute Freunde." —

„In meiner Todesangſt verſprach ich Alles, was der Herr Pfarrer verlangte, und dankte meinem Herrgott, als ich das Pfarrhaus hinter mir hatte.

*) Jannek heißt polniſch: Hänschen.

„Der verhängnißvolle Pfingſtmorgen kam. Eine unzählige Menſchenmenge hatte ſich zu dem heiligen Feſte in der Kirche verſammelt und horchte andächtig auf die überſchwängliche Rede unſeres Pfarrers. Leiſe hatte ich mich mit meinen beiden Tauben die enge hölzerne Treppe bis zum Kirchthurme heraufgeſchlichen und ſaß ſchon eine Weile in der größten Erwartung an der Lucke. Der Pfarrer ſprach über Dies und Jenes; es wollte gar kein Ende nehmen; aber die bezeichnete Stelle kam nicht. Drüben, vom Kirchthurme aus, lachten die Wieſen ſo friſch mich an; die Bäume ſchaukelten ſich im kühlen Morgenwinde unter der weißen Blüthenlaſt, und die Lerchen blitzten wie Brandraketen durch die reine blaue Frühlingsluft. Die Predigt, die mir oben der liebe Gott hielt, dünkte mir viel ſchöner, als die da unten vom Paſtor. Da ſtolzirte zu meinem Unglück noch Nachbars Lene über den Hof. Ich vergaß gänzlich, was ich dem heiligen Manne verſprochen, und mit den Lerchen zugleich ſchwirrte meine Seele auf in den blauen Himmel, und wieder herab in Lenchens blaue Augen. In dem Augenblick vernahm ich von unten die Donnerſtimme: „Und die Taube, das Sinnbild des heiligen Geiſtes, kam herab und ſetzte ſich auf die Schulter des frommen Mannes."

„Ich ſtürzte zur Lucke hin. Da ſtand der Paſtor und blickte begeiſtert nach oben, und ſchaute und ſchaute, und die ganze Gemeinde ſchaute mit ihm hinauf. Mir aber verging Hören und Sehen: denn die Tauben — — waren fort. Die Thüre des Käfigs, in welchem ich ſie heraufgebracht hatte, war offen. Die klugen Thiere hatten das Weite geſucht. Mir blieb keine andere Wahl; den Angſtſchweiß auf der Stirne, klammerte ich mich an die offene Luckenthür und rief: „Ach, Herr Jemine, Herr Pfarrer, ſeyn Sie nicht böſe: — die Tauben ſind zum Teufel geflogen."

„Nun denken Sie ſich das Entſetzen und die Verwirrung, lieber Herr, die dieſe Worte in der frommen Gemeinde hervorbrachten. „Das iſt ja Küſters Jannek!" riefen endlich ein paar alte Weiber mir ganz verwundert zu, der ich noch immer blaß und verblüfft auf den bunten Knäuel zu meinen Füßen herabſah. Der Pfarrer aber ſtand da wie vernichtet. Wuth und Scham wechſelten in ſeinem pausbackigen rothen Geſichte. Das heilige Buch war ihm entfallen; krampfhaft packte ſeine Hand den Rand der Kanzel, um vor Wuth nicht umzuſinken.

„Ein ſchrecklicher Lärm brach nun los; ſelbſt die Heiligkeit des Ortes vermochte das wüſte Geſchrei nicht einzuhalten. Der Pfarrer und ich kamen zugleich zur Beſinnung. Leiſe ſchlich er von der Kanzel, leiſe ich von meinem Kirchthurme herab. Im Gange begegneten wir uns. Ein furchtbarer Blick und eine noch furchtbarere Ohrfeige waren die erſten Zeichen ſeines Zornes. Heulend kam ich nach Hauſe. Dort hatten ſchon geſchäftige Zungen den ganzen Vorfall verrathen. Der Vater ſchalt mich nicht; vielmehr zuckte ein Lächeln bei meiner Erzählung um ſeine blaſſen Lippen;

Digitized by Google

aber die Mutter weinte und prophezeihte, dabei werde es nicht bleiben.

„Und wirklich, dabei blieb es nicht. Der Pfarrer legte die ganze Geſchichte von den Tauben meinem Vater zur Laſt, der mich aus Rache zum Ungehorſam gezwungen, mich zum Diebhahl und hundert andern Schlechtigkeiten verleitet haben ſollte. Und das Ende vom Lied war, daß mein guter Vater die Stelle verlor und ſich endlich noch glücklich ſchätzen mußte, daß er ſpäter eine Anſtellung als Dorfſchulmeiſter unweit Johannisburg erhielt. Aber die Kraft ſeines Geiſtes war dadurch gelähmt worden. Noch einige Jahre gingen ſo kümmerlich dahin; dann trug man ihn hinaus auf den ſtillen Friedhof, und meine Mutter folgte ihm bald. So wurde ich in meinem fünfzehnten Jahre als Waiſe in's Leben hinausgeſtoßen. Man brachte mich in das Schullehrer-Seminar nach Königsberg, und wollte vier Jahre ſpäter mir eine Schulmeiſterſtelle im Litthauiſchen geben, aber ich fand's für gerathener, in mein Kirchdorf zurückzugehen und um Lenchens Hand anzuhalten, um derentwillen ja eigentlich das ganze Unglück über mich gekommen war. Und die gute Seele ſchlug ein und ward mein Weib, und brachte mir Haus, Hof und Stall mit ein, ſo daß ich als rechtſchaffener Fuhrmann durch die Welt mich fahren kann, wie Sie ſehen.

„Doch halt! da ſchimmert der Tag durch den Wald. Wir ſind am Ende, ich mit meiner Geſchichte, Sie mit der Johannisburger Wildniß: denn dort liegt die Stadt Willenberg."

Eine Rebellion im Keller.

(Von Joſeph Schmölder.)

Vinum rhenense
Decus et gloria mensae.

Als ich unlängſt beim brillanten Scheine des Gaslichts nachdenkend nach Hauſe ſchlich, hörte ich in der Mainzerſtraße aus einem Kellergewölbe ein lebhaftes Geſpräch, welches mich der Neuheit des Gegenſtandes wegen anzog und zum erſten Male in meinem Leben zum Horcher an der Wand machte. Es war, wie ich vernahm, von unſerm jüngſten Rheinlandsſohne, dem 1846r die Rede; aber wie erſtaunt war ich, als ein Faß Bordeaux wie ein Truthahn das Faß 1846r Hochheimer folgendermaßen apoſtrophirte: „Hören Sie, Herr 46r! Sie ſind erſt vierundzwanzig Stunden im Keller, und fangen einen ſolchen Scandal an, als ob Ihnen, Ihrer hohen Weisheit wegen, das Wort allein gebührte; dabei verbreiten Sie einen Geruch, welcher mir ſo auf die Nerven fällt, daß ich meinen Nachbar, den Herrn Arac aus Batavia bitten muß, mir einige Tropfen ſeiner ſtärkenden Subſtanz unter die Naſe zu halten. Ich weiß auch gar nicht, welches Verdienſt Ihnen das Recht gibt, ſo vorlaut zu ſeyn; denn, ich muß es Ihnen offen geſtehen, ich ſah Sie geſtern in ſolch ſchmutzigem Gewand in unſere reine Geſellſchaft eindringen, daß Sie mir Mitleid einflößten. Sie ſcheinen mir aber bis jetzt nur mit der allergemeinſten Hefe in Verbindung geweſen zu ſeyn. Sehen Sie einmal, in welch' ſtiller Beſcheidenheit alle meine Collegen den Keller entlang liegen. Hören Sie ſolchen Spektakel von meinem Nachbar, dem Ungarwein, der doch im Huſarenlande auf die Welt gekommen iſt, oder vom Capwein, der wie weiland Odyſſeus ein Vielgewanderter iſt, ohne jedoch deſſen Verſchmitztheit zu beſitzen? Wahre Größe iſt immer wahr und gradaus. Sie hören von uns Allen kein ſolch' ennuyantes Kauderwelſch, wie Sie es aus Ihrem engen Spundloch herausſtoßen. Aber man ſieht gleich: Jugend hat keine Tugend und Vorwitz hat keine Achtung vor dem Alter, beſonders in unſern Tagen, wo die grüne Jugend dem grauen Alter Unterricht in der Weisheit zu geben nur allzu bereit iſt." — — Kaum hatte der Bordeaux geendet, da fiel ein hämiſches Stück Aepfelwein über den 46r her: „Ja, Herr, Sie brauchen ſich noch breit zu machen! Wenn ich es, als Hochgeboren noch thäte! Indeß es fällt mir gar nicht ein, trotz meiner großen Verdienſte um die Menſchheit, wegen Verdünnung ihres Bluts, zumal in den jüngſten Zeiten bei dem ſtarken Rückgang der Actien und Staatspapiere." — — Durch welche Conſtellation es nun gekommen ſeyn mag, daß auch ein Faß Märzbier im Keller lag weiß ich nicht; indeß ganz hinten von der Wand her ſtichelte es im bayriſchen Dialekt und ſprach: „Was wollen's, Herr 46r? Sie haben ſich verlauten laſſen, Sie wollten mir dies Jahr den Garaus machen? Das werden's wohl bleiben laſſen. Sagen Sie das ja in München nicht, oder in London, wo die ganze Staatsverfaſſung auf mir ruht, und wo man gleich Revolutionen macht, wenn ich dem Volke theuerer werde, als ich ſchon bin. Fragen's mol einen Tabaksraucher, ob er 11r Wein oder Bier mag? Er wird ſich wohl vor Euch Hoffahrtsnarren hüten; denn was hat er denn an Euch Gecken? Kaum hat er drei Schoppen von Euch im Magen, ſo ſteiget Ihr ihm in's Gehirn und verrücket durch euere Zankſucht und Widerſpruch die ganze Haushaltung." — — Hier übernahm ein Faß Madeira die Fortſetzung der Rede und ſprach: „Ja, Herr 1846r, ich war auch einmal jung und nicht ohne demagogiſche Schwäche, aber ſolchen Gährſcandal, wie Sie, habe ich nicht getrieben. Wohl ließ ich mich in meiner Jugend ruhig auf's Stroh werfen und tüchtig austrocknen; dafür bin ich aber auch bei Hohen und Höchſten gern geſehen, und ſelbſt die Allerhöchſten finden mich genießbra?" — — In dieſem Augenblick war ein Fäßchen Lacrimae Christi aus ſeinem Sättelchen gehüpft, und geſträubt, wie ein kleines Hähnchen, auf das Faß 1846r geſprungen und krähte aus der Fiſtel: „Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra." . . . . . . Aber da hielt es der bisher ſo philoſophiſche 46r nicht aus; er ſchüttelte ſich, die Lacrymae fielen auf den Boden, und wie der große rhetoriſche Athlete O'Connell, mit geballter Fauſt donnerte er ſeine Gegner an: „Was, Ihr Liliputer! ſoll ich Euch en bloc oder, wie Cromwell ſeinem langweiligen Parlament, ſtückweiſe die Meinung ſagen? Was meinen Sie, Wichtigthuer, Herr Bordeaux, ich wäre in einem ſchmutzigen Gewande hier eingezogen? Wo haben Sie denn Ihren rothen Rock her? Haben Sie ihn nicht bei Rips und Raps verdient? Meinen Sie nicht, daß wenn die Bauern Sie ſogleich auf die Kelter geworfen und ausgepreßt hätten, ſie ſo weiß ausſähen wie der Geiſt Banquos? Sie ließen ſich aber vier Wochen auf den Rappen und Hülſen geduldig behandeln, und daher haben Sie Ihren rothen Rock. Im Vorbeigehen geſagt, ſey nur bemerkt, daß wenn der Herr Capwein ſo weit hergereiſ't iſt, ich vielleicht noch weiter hinreiſen werde. Auch wäre ich nicht der erſte Rheinwein, der in Calcutta oder in Macao an's Land geſtiegen iſt. Daß Sie nun gar, Herr Aepfelwein, Ihre zähe Stimme erheben, iſt lächerlich. Von Ihren vielen Verdienſten um's menſchliche Blut will ich kein Wort wiſſen; nur an Ein's will ich Sie erinnern und Sie werden beſchämt und erniedrigt zu Boden ſinken. Haben Sie nicht alles Unglück in die Welt gebracht? Hätte Adam nicht in den Apfel gebiſſen, wir hätten jetzt keine Aerzte und keine Todtengräber, keine jungen Wittwen und keine lachenden Erben und keine hinterlaſſenen Schriften und auch keinen Zoll. Unſere deutſchen Schriftſteller und Künſtler würden nicht in Gefahr ſtehen, Hungers zu ſterben; die Langeweile wäre nicht tödtlich; die Schießbaumwolle wäre ein Kinderſpiel, und über die Einführung der barmherzigen Schweſtern würde man nicht ſo viel Worte verlieren und ſo viel Tinte vergießen. . . . . Mit Ihnen, Herr Bierjunker, mag ich nicht viel Worte machen. Sie ſchmecken nach Pech, Sie riechen nach Pech, und wenn man ſich mit Ihnen einläßt, ſo bleibt man an Ihnen hängen. . . . . Daß aber Sie, Don Madeira, gegen mich auftreten, hat mich tief geſchmerzt. Ehe ich ein Wort von Ihrer und von meiner Jugend ſpreche, ſage ich Ihnen nur ins Ohr, daß die Pariſer Chemiker aus Schiffstheer

Digitized by Google

einen Madeira machen, der Ihnen gar nicht aus dem Wege geht. Meine Gähre aber und mein Bouquet macht kein Chaptal und kein Liebig nach. Wann ich ausgetobt haben werde — in acht Tagen iſt mein Geiſt beruhigt — ſo halte ich noch ſo viel Phantaſie und heitere Laune übrig, daß ich das Herz meiner Trinker erfreue; Sie aber, da Sie einmal in Ihrer Jugend vertrocknet und verdorrt ſind, ſind und bleiben ein Phlegmatiker all Ihr Leben lang, und ich möchte nicht darauf ſchwören, daß Sie nicht die größte Schuld am Spleen der Engländer tragen.“ So ſprach der edle 46r, und das ſtolze Bewußtſeyn ſeines Werthes ſtand ihm gut. Ich vernahm, wie er mächtiger aufbrauſ'te, und ich ſah, wie vor ſeiner imponirenden Rede die Andern alle verſtummten. „Du biſt ein wackrer Junge, mein edler Rheinländer, und wenn Du ſo fortfährſt, an Kraft und Geiſt zu wachſen, ſo wirſt Du gewiß ein herrlicher Jüngling, ein vortrefflicher Mann werden und ſelbſt im hohen Greiſenalter noch Deine kräftige Natur bewahren. Glückauf und Gutheil! mein braver Junge, und über's Jahr wollen wir mehr mit einander reden.“ Ich ſchlich mich leiſe fort und kam nach Hauſe, wo ich auf meinem friedlichen Flaum über Das, was ich gehört hatte, noch lange dachte, bis Morpheus kam, der alle Gedanken beſchwichtigt.

Mannichfaltigkeiten.

(Brüſſel, 8. Oct.) Es ſtehen uns hier, wie es heißt, binnen kurzem neue Experimente hervor, um die Frage der Luftſchifffahrt in das praktiſche Element zu geleiten. Werden dieſe neuen Verſuche gelingen oder werden auch ſie nur einen Fortſchritt nach den bisherigen Entdeckungen bethätigen? Dieſe Fragen im Voraus zu beantworten, fehlt mir die wiſſenſchaftliche Kenntniß oder auch die nöthige gelehrte Anmaßung. Hr. Jobard, einer der hieſigen oft aber in Utopia reiſenden Induſtriegelehrten, verheißt in einem Blatte (dem „Obſervateur“) den neuen Verſuchen ein glänzendes Gelingen. Er nimmt die Sache im Voraus als entſchieden an und fliegt auf dem Pegaſus ſeiner Einbildungskraft bereits als Freihändler durch alle Lüfte und über alle Gränzen. Doch laſſen wir Hrn. Jobard und den Scherz bei Seite und erläutern wir die Sache ſelbſt. Ein hier anſäſſiger Beſitzer einer großen Piano-Fabrik, Hr. Van Hecke, ein Mann von Bildung und erfinderiſcher Kopf, hat nämlich einen Luftwagen erfunden, für welche Erfindung er auch bereits in Paris ein Patent genommen. Die belgiſche Regierung hat zu den Verſuchen ein Terrain in dem großen Eiſenbahnhofe von Mecheln (Malines) angewieſen, und Hr. Dr. Van Hecke behauptet, mit dem Barometer in der Hand und einem durch ihn erfundenen Steuerruderapparat ſeine Maſchine auf und nieder und nach allen Richtungen, ohne Gefahr, von den Strömungen in der Luft fortgeriſſen zu werden, nach einem beſtimmten Punkt hinleiten zu können. Gelingen dieſe Verſuche mit der Van Hecke'ſchen Maſchine auch nur theilweiſe, ſo wäre dieſe Sache eine große Erfindung, ein ungeheurer Fortſchritt für die Handels- und politiſche Welt. Vor vielen Jahren wurde die Möglichkeit der Dampfſchifffahrt auch als ein Hirngeſpinnſt betrachtet, warum ſollte der ſtrebende Menſchengeiſt nicht auch des luftigen Elementes Herr werden? Jobard behauptet im „Obſervateur“, die Maſchine Van Hecke's werde wie ein Fiſch im Meere in den Winden und Lüften einherfahren; wir erwarten mit Spannung, wenn auch nicht mit ähnlicher Vorausſicht, ſo herrliche Luftſchlöſſer, wünſchen jedoch einen guten Erfolg. Die Anzeige des Hrn. Jobard riecht allzuſehr nach Charlatanismus und Uebertreibung. Bei wiſſenſchaftlichen und gediegenen Männern ſind ſolche Lockſpeiſe-Artikel von übler Wirkung, denn oft ſollen ſie nur dazu dienen, um Actionäre für die Unternehmung herbei zu locken. Was uns betrifft, ſo werden wir jeden Fortſchritt, den uns die Entdeckung des Hrn. Van Hecke bringen könnte, mit Freuden begrüßen, und werden deshalb auch in der franzöſiſchen Preſſe gern die Oeffentlichkeit benutzen, um die Aufmerkſamkeit auf den Apparat des Hrn. Van Hecke zu leiten. Warum ſollte, was die Brüder Montgolfier und Robert, Zambecari, Pilatre des Roſiers, Romain, Robertſon, Margat, Green und viele Andere in der Frage der Luftſchiffahrt geleiſtet haben, nicht eine Stufenleiter zur Annäherung an die Löſung des geſuchten Problems ſeyn?

(Rh. u. M. Z.)

(München, 27. Okt.) Den gedruckten Protokollen des Landraths von Oberpfalz und Regensburg über ſeine Verhandlungen vom 1. bis 14. Okt. entnehmen wir folgende Stelle: Bei der Poſition „Schullehrer-Seminarium“ erlaubte ſich der Landrath folgende, die Seminarbildung betreffende, allerehrfurchtvollſte Bemerkungen: ..... „b) Manchem aus dem Seminar tretenden Zögling klebt eine ſtarke Portion linkiſchen, unbehülflichen oder auch rohen Weſens an, ſo daß Kultivirungen auch von dieſer Seite und Anleitungen zur Beobachtung der Wohlanſtändigkeitsregeln nicht überflüſſig erſcheinen. Der Schullehrer will und ſoll dem gebildeten Stande angehören. c) Leider zeugen die Akten von den vielfachen ſittlichen Verirrungen unſers jungen Lehrperſonals, welche nicht ohne ſchädlichen Einfluß auf die Schule bleiben. Der Mann religiöſen Glaubens und innerer Gottesfurcht findet in ſich die Kraft und Mittel, die menſchliche Schwäche und die Gefahren der Welt zu beſiegen. Darum ſoll der Schulkandidat ſchon frühzeitig mit gewiſſenhafter Sorgfalt zum gottſeligen Leben angeleitet und durch vielſeitige religiöſe Uebungen im Geiſte der Kirche zum praktiſchen Chriſtenthume angewöhnt werden. Wem die Prämiſſe der innern Religioſität mangelt, wie kann Der nach dem königl. Willen eine fromme Jugend bilden? Niemand giebt, was er nicht hat. — Der Landrath iſt übrigens weit entfernt, hiemit dem Schullehrer-Seminar Eichſtädt eine Vernachläſſigung des religiöſen Moments in der Erziehung der Seminariſten zum Vorwurfe machen zu wollen, da gar manche dermal ſchwer zu beſeitigende Verhältniſſe ſowohl vor als nach dem Seminarbeſuche auf das religiöſe Leben der Schulkandidaten nachtheilige Einflüſſe äußern.“

Der Korreſpondent der Allg. Z. aus Canton theilt folgenden Speiſezettel eines Eſſens mit, zu welchem er von einem alten, reichen Chineſen, Mandarin vom weißen Knopf, geladen war. Die ganze Anzahl der Gerichte, in Taſſen und Schälchen ſervirt, betrug wohl 60 bis 70. Zuerſt Capaunen, welche man aus Rückſicht auf die anweſenden Europäer auf den Tiſch geſtellt hatte, zugleich auch zu deren Troſte — Brod, welches die Chineſen langſam auf ihre Teller ſchoben, zerſchnitten und nach langem Kopfbrechen zu verzehren wußten. Dann kamen Tellerchen mit Salat, Krebſen, chineſiſcher Wurſt, Fröſchen, kleingeſchnittenen Schinken, Hummer, gebratenem Fleiſch; Alles in kleinen Stückchen, um es mit den Elfenbeinſtäbchen eſſen zu können. Zu unſerer Seite ſtanden Tellerchen mit Mandel- und Kürbiskernen, darauf die Suppen. Die Königin aller Suppen, indiſche Vogelneſter, ein koſtbares Gericht, da jedes Neſt etwa 10 Dollars koſtet; wirklich ſehr ſchmackhaft. Ferner Suppen von Entenfüßen, Taubeneiern, Erbſen, Rüben, Hühnern, jungen Bambusſchößlingen. Darauf Thee, in chineſiſcher Weiſe, ohne Zucker und Milch, und ſehr ſchwach. Wir hofften, daß dies das Ende wäre; aber es war nur erſt die Hälfte! Nun kamen auf Schalen andere koſtbare Speiſen: zuerſt Haifiſchfloſſen, eine große Delikateſſe, welche zuweilen auch auf den Tafeln der Europäer erſcheint; ferner Fiſchkiemen, Neunaugen, geröſteter Fiſch, Stockfiſch, Molusken, Krabben, Backwerk mit Schweinfleiſch, Maccaroni, Fiſchklöschen, Entenragout. Endlich kam Deſſert, abermals aus zwölf verſchiedenen Schüſſelchen beſtehend.“ Daraus erfährt man we-

Digitized by Google

nigſtens, daß wohl ſchwerlich Jemand ungeſättigt von einem chineſiſchen Tiſche aufſteht, wenn man ſich gleich der bei uns gewöhnlichen Meſſer und Gabein nicht, ſondern beſonderer elfenbeinerner Eßſtäbchen zum Speiſen bedient.

Korreſpondenz.

Weimar, 27. Oct.

Zu den feſtlichſten Tagen im Jahre gehörte bei uns ſonſt der 28. Auguſt (Göthe's Geburtstag) und der 3. September (der Geburtstag Carl Auguſt's). Diesmal fiel der 28. Auguſt in die Woche unſeres Vogelſchießens; er ging daher ganz ſtill vorüber. Nur in der beſuchteſten Reſtaurationsloge der Schießhausallee hatte ein hier beſchäftigter ausländiſcher Literat daran gedacht, das Bildniß Göthe's an dieſem Tage zu bekränzen, was die Folge hatte, daß dem Dichterfürſten in jenem geſelligen Raume manche Libation dargebracht wurde. Die hieſige Erholungsgeſellſchaft feiert am 3. Sept. zugleich alljährlich ihren Stiftungstag; im Feſtſaale prangt da ſtets die Büſte des unvergeßlichen Großherzogs Carl Auguſt in einer blumenreichen Niſche, und es wird bei der Tafelfreude immer auch des großen Dahingeſchiedenen in gebührender, obwohl nur ſtiller Verehrung gedacht. Unter den Toaſten kam diesmal ganz unerwartet auch einer vor auf die deutſchen Brüder in Schleswig-Holſtein, der ſtark beklatſcht wurde. Auch der 18. October findet übrigens hier bei Alt und Jung gewöhnlich lebhaften Anklang. Es fehlte auch diesmal nicht an Freudenſchüſſen rings um die Stadt her, noch an munteren Feuern auf den nahen Höhen; auch war der Garten der Erholung Abends ſchön erleuchtet. — In das Adreſſenweſen kann man ſich aber hier durchaus nicht recht finden. Nach der Adreſſe an Zittel, welche zahlreiche Unterſchriften zählte, ſollte neuerlich auch eine nach Schleswig-Holſtein abgehen, blieb aber wegen Cenſurſchwierigkeiten zurück. Dagegen ſchießen von Zeit zu Zeit wie Pilze eine Menge mitunter eckelhaft lobhudelnder Nachrufsadreſſen in den Beilagen der hieſigen Zeitung auf, von der kürzlich die Dorfzeitung meldete, man habe in Heſſen-Kaſſel die kühne Idee gehabt, ſie zu verbieten. Dieſes Adreſſenweſen oder vielmehr Unweſen iſt bei uns zu einem wahren Mißbrauch geworden. Kein Amtmann, kein Pfarrer wird an einen andern Ort verſetzt, ohne eine ſolche Zeitungslobrede; keiner dieſer Herren ſtirbt, ohne eine ſolche Nachrufsberäucherung. In der That ein wahrer Jammer! Wie leicht iſt ein eitler Geck oder ein feiler Schmeichler für dergleichen Inſerate zu gewinnen! Es profitirt dabei Niemand als der gute Zeitungsverleger, der die Einrückungsgebühren für ſolche Salbadereien wohlgefällig einſtreicht.

Frankfurt a. M., im Oct.

Die Direktion der Verkaufshalle auf der Braunfelsgallerie findet ſich veranlaßt, zu erklären, daß ſie an der Autorſchaft des ſonſt wohlgemeinten Artikels in Nro. 298 der Didaskalia keinerlei Antheil hat. Sie thut dies um deswillen, weil jener Aufſatz Ideen ausdrückt, welchen man Abſichten unterſtellen könnte, deren die Direktion ſchon bezüchtigt und durch welche vielfach verſucht wurde, Gewerbtreibende von dem Anſchluß an diesſeitige Anſtalt abzuhalten, indem man vorgab, früher oder ſpäter würden Kaufleute ſich des Unternehmens bemächtigen und die ſelbſtſtändigen Handwerker alsdann zu gemeinen Lohnarbeitern herabſinken. So unſinnig auch dieſe Behauptung iſt, wovon ſich Jeder leicht durch die Statuten und Geſchäftsbücher überzeugen kann, ſo fand ſie doch hie und da Glauben und dieſer Artikel würde, ohne Berichtigung unſererſeits, ſicher dazu gedient haben, dieſen Glauben zu befeſtigen.

Es iſt genugſam bekannt, daß für die einheimiſchen, ſo wie für die fremden und durchreiſenden Virtuoſen und Konzertgeber in unſerer Mainſtadt das goldene Zeitalter längſt vorüber iſt. Sehr wahr bemerkte unlängſt ein Frankfurter Berichterſtatter in der Allg. muſ. Ztg. von J. C. Lobe: „Die uns beſuchenden Virtuoſen und Virtuoſinnen des Auslandes, mit großen Erwartungen kommend, fühlen ſich immer verletzt, wenn man ihnen wohlmeinend räth, von ihrer Konzertgeberluſt abzuſtehen. Die Meiſten achten nicht darauf, verwickeln ſich in Colliſionen, verlieren Zeit und Geld, kommen am Ende nicht einmal dazu, auch nur honoris causa in dem Zwiſchenact eines Töpfer'ſchen Luſtſpieles zu ſpielen, und müſſen dann ärgerlich und beſchämt wieder abreiſen. Das haben tüchtige Männer hier erfahren müſſen und es werden's noch manche erfahren, die nicht Raiſon annehmen und mit Gewalt durch eigenen Schaden klug werden wollen." Der große Saal des Weidenbuſches wird nur ſelten noch zu Konzerten benutzt und auch die Theaterdirektion lehnt in den meiſten Fällen die Anträge fremder Virtuoſen ab, weil ſie ihre Rechnung bei Konzerten nicht findet. Es würden die meiſten Künſtler abreiſen müſſen, ohne gehört worden zu ſeyn, wenn das Haus Mozart nicht wäre, deſſen kunſtſinniger und gefälliger Beſitzer, Hr. Muſikalienhändler C. A. André, mit uneigennütziger Bereitwilligkeit ſeinen ſchönen Muſikſaal öfters herleiht. In dieſen freundlichen und gaſtlichen Räumen finden die Herren Virtuoſen eine Arena für ihre Kunſtleiſtungen, wofür ſie alle Urſache haben, Hrn. André ihren Dank auszudrücken. Dieſer ſeinerſeits ſucht den Muſikfreunden nur ſolche Konzertanten vorzuführen, welche der Beachtung würdig ſind, und ſo hörten wir neuerlich auch den ausgezeichneten 13jährigen Pianiſten Alfred Jäll aus Trieſt. Wenn auch in hieſiger Gegend bis jetzt noch wenig bekannt, hat er doch durch ſeine Kunſtreiſen in Oeſterreich, Italien und Holland bereits Ruf erlangt und dieſen auch hier bewährt. Er trug die ſchwierigſten Stücke von Thalberg, L. v. Meyer, Willmers, ſo wie auch eigene Compoſitionen nicht nur mit einer für ſein Alter erſtaunlichen Kraft und Bravour, ſondern auch, was wir noch höher achten, mit Ausdruck und Geſchmack vor. Man darf ihn ſchon jetzt mit Recht den bedeutenden Pianiſten des Tages zur Seite ſtellen und bei ſeinem entſchiedenen Talente und eifrigem Kunſtſtreben berechtigt er zu noch immer ſchöneren Erwartungen. Es wurde dem jungen Virtuoſen der lebhafteſte Beifall geſpendet. Hr. A. André, neu engagirtes Mitglied unſerer Oper, ſang zwei Lieder und beſonders das erſte derſelben ausgezeichnet ſchön. Eine markige und ausdrucksvolle Baritonſtimme, weich und kräftig zugleich, gute Geſangſtudien und würdige Haltung des Vortrags ſind hier nicht zu verkennen. Etwas mehr Sorgfalt und Deutlichkeit der Pronunciation möchten wir Hrn. A. André empfehlen. Er wird übrigens bei eifrigem Fortſtreben ſeinen Weg zu machen nicht verfehlen.

Programm des Muſeums.

Am 6. November.

Simfonia Eroica von Beethoven.

Reden und Schweigen; zur Wiedereröffnung des Muſeums; von Herrn Dr. med. A. Clemens; vorgetragen von Herrn Breuer.

Ave Maria, Lied von Lindpaintner, geſungen von Fräul. Oswald.

Das Blümchen an der Quelle, Lied von Mühlbauer, componirt von Pentenrieder, geſungen von Fräul. Oswald.

Clavier-Fantaſie über Themas aus Don Juan, vorgetragen von Hrn. Friedrich aus Berlin.

Tonleiter eines Männernamens, Gedicht von Saphir, geſprochen von Fräul. Hausmann.

Cronnan, aus Oſſian, componirt von Schubert, geſungen von Hrn. Caspari.

Große Sonate von Beethoven (A-moll) für volles Orcheſter; bearbeitet von Hrn. Hofkapellmeiſter Rummel.

Der Anfang iſt um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbuſche) wird um halb 6 Uhr geöffnet. — Alle Muſeumskarten ſind perſönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelaſſen; freie Gaſtkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. ſind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Poſt gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 5. Nov. Das Nachtlager in Granada, romantiſche Oper in 2 Abth., Muſik von C. Kreutzer. (Gaſtrolle) Jäger: Hr. Meinhard, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Samſtag, 7. Nov. Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatiſches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebſt einem Vorſpiel: Der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian, deutſch von Dräxler-Manfred. (Gaſtrolle) Marie-Anne: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 307. Samſtag den 7. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

I.

Ludwig XVI. Zeit.

Im Jahre 1760 legte man den erſten Stein zu dem Schloſſe, wo ich zur Welt kam. Ein Diener Ludwig XV., der Baron von Chevert, wollte, der Hofintriguen müde, und nachdem er ſich dreiſſig Jahre lang in Gefälligkeiten gegen ſeinen Herrn, den König, erſchöpft hatte, endlich einmal ſich ſelbſt zu Gefallen leben.

Eines Tages beſchloß er, zwei Dinge ſich anzuſchaffen: ein Haus und eine Frau, und um dieſe Staffel des Glückes zu erreichen, ließ er ſich zwanzig Stunden von Verſailles ein Schloß bauen, verließ den Hof und verheirathete ſich. Ein junges Mädchen von vornehmer Abkunft, Marie von Merſoeur, vertauſchte mit Freuden das beſcheidene Kloſter, in welchem ſie erzogen worden, mit der prachtvollen Beſitzung des Barons.

Marie war fünfzehn Jahre alt, hatte ſchöne blaue Augen, den Wuchs einer Nymphe und einen lebhaften, anziehenden Verſtand, kurz, ſie war reizend, und dieſer Schatz ſollte diesmal nicht dem Könige zu Theil werden! Man denke ſich die überſtrömende Freude eines Menſchen, der nie ein Goldſtück beſeſſen, und plötzlich Herr einer Goldmine wird! In dieſer Lage war der Baron; es darf daher Niemand wundern, daß er vor lauter Glück den Kopf verlor und ſeine junge Frau, die ſchon von Haus aus ein verzogenes Kind war, ſich ſehr bald bewußt ward, daß ſie Alles von ihm verlangen könne. Die eheliche Einſegnung ſollte am 3. Mai 1770 in der Schloßkapelle ſtatt finden. Die ſchöne Braut kam mit ihrem Gefolge gegen Mittag an; ſie ward mit der größten Ceremonie empfangen, alle Vaſallen ſtanden unter den Waffen. . . . . Jakob, der jüngſte Gärtner, hatte acht Tage lang Blumengewinde verfertigt, um damit eine grüne Decke über den Weg zu bilden, den die junge Braut von dem Eingangsthor bis zum Saale zurückzulegen hatte, woſelbſt ſie der um zwanzig Jahre jünger gewordene Baron erwartete.

Man begab ſich zur Kapelle; die Gatten wurden unter dem Rufe: „Es lebe der Herr Baron! Es lebe die Frau Baronin!“ ehelich verbunden. Weiße Schärpen weheten von den Spitzen der vier Schloßthürme; das Wappen des Barons war mit bunten Fahnen verziert und an der Hauptpforte des Schloſſes bewunderte man einen großen Schild, auf welchem mit goldenen Buchſtaben die Worte glänzten: „Schloß des Barons von Chevert, der am 3. Mai 1760 den erſten Stein dazu legte.“

Die erſten Tage dieſer Verbindung glichen allen erſten Tagen nach einer Heirath. Es war ein Austauſch von Artigkeiten und Gefälligkeiten, es waren zahlloſe Zerſtreuungen, Geſchenke, die alle Augenblicke aus Paris anlangten; dann eine Reiſe nach Verſailles, eine unvermeidliche Vorſtellung bei Hofe, auf die übrigens der Baron gern Verzicht geleiſtet hätte, es war endlich ein Monat des Entzückens, der Betäubung, der Extaſe . . . . worauf man ſich endlich in die Einſamkeit zurückzog.

Nun dachte man daran, die Beſitzung in ihren Einzelnheiten zu beſichtigen. Nach außen ſchien Alles prächtig; doch die junge Gebieterin ſchenkte den fruchtbaren Ebenen und herrlichen Waldungen wenig Aufmerkſamkeit, freuete ſich indeß über die Lilien und Roſen, welche die Luft umher mit ihrem Wohlgeruche erfüllten. Dann ging ſie von Saal zu Saal, bewunderte Alles, rühmte den Geſchmack der Verzierungen und die paſſende Eintheilung der Zimmer.

Namentlich hatte der Baumeiſter auf das mit weißem, golddurchwirkten Mouſſelin drappirte Schlafzimmer der Baronin vielen Fleiß und Geſchmack verwendet. Nachdem aber die Baronin dem Architekten große Lobeserhebungen gemacht hatte, wurde ſie plötzlich ſtille und traurig; ſie blickte unruhig nach allen Seiten hin, als ſuchte ſie Etwas. Der Baron wußte ſich dieſe Veränderung nicht zu erklären, und ſuchte in den Augen ſeiner Gemahlin zu leſen, wie er einſt in denen des Königs geleſen hatte. . . . . Der weniger ängſtliche Baumeiſter wagte eine Frage:

„Haben die Frau Baronin etwas einzuwenden?“

„Wie mein Herr! Es fehlt ja meinem Apartement das wichtigſte Zimmer . . . . ohne welches eine Frau meines Standes keine Beſuche empfangen, ſich nicht ſammeln, nicht an Gott und die Welt denken, mit einem Wort, nicht leben kann! . . . . Dieſe Nachläſſigkeit iſt unverzeihlich!“

Die Baronin war ſehr aufgeregt.

„Was giebt's? Was giebt's? Was fehlt hier?“ rief der Baron lebhaft. „Was hat man vergeſſen? . . .“

„Was man vergeſſen hat, Baron? Nichts, gewiß gar nichts, es lohnt ſich nicht der Mühe, davon zu ſprechen! . . . .“

„Herr,“ rief ſie, ſich an den Architekten wendend, „wo iſt mein Boudoir?“

Der Architekt fuhr erſchrocken zurück; der Baron war wie vernichtet. Beide ſahen ſich bedeutungsvoll an, und der Baron wagte als Gatte, die Bemerkung zu machen, daß ein Boudoir gerade nicht unumgänglich nothwendig, ja nicht einmal ohne Nachtheile und Gefahren ſey.

Dieſer unerwartete Widerſtand bringt die Baronin in Zorn, ſie bekommt Nervenanfälle, ſie weint; der Baron bittet um Verzeihung, und macht dem ungeſchickten Architekten, der ſich nicht zu vertheidigen wagt, bittere Vorwürfe.

Die Baronin fährt fort zu jammern und zu ſeufzen; endlich befiehlt der Baron, um jeden Preis ein Boudoir herzuſtellen. . . . Man trennt ſich, Einer mit dem Andern unzufrieden. — Am Abend will Mariens Gatte ihr die Hand küſſen, ſie weiſ't ihn zurück; er flüſtert ihr einige ſüße Worte zu, ſie antwortet nicht;

Digitized by Google

ihre traurige und unglückliche Miene ſpannt den Baron auf die Folter.

„Aha, wahrhaftig, das iſt eines Königs Launenhaftigkeit!“

Am andern Morgen ſpazierte der Baron mit dem Baumeiſter umher, und dieſer beſtrebte ſich vergeblich, ihn auf die reizendſten Ausſichten im Parke, auf die verſchiedenen geſchickt angebrachten Bildſäulen, die entzückende Gruppen bildeten, aufmerkſam zu machen. . . . Alle dieſe Wunderdinge ließen ihn kalt und gleichgültig, und er antwortete mürriſch:

„Aber, Herr, Sie haben das Boudoir vergeſſen!“

Der Künſtler ſenkte den Kopf und vertiefte ſich in neue Berechnungen.

Plötzlich erſchien am Ausgange einer Allee die junge Baronin in vollem Laufe, die ſchönen kaſtanienbraunen Haare dem Winde überlaſſend. Sie ſchien fröhlich und heiter zu ſeyn, und der Baron glaubte aus dieſer Veränderung ſchließen zu dürfen, daß ſie ihre Laune vergeſſen.

„Alles geht gut,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſo war es gerade auch bei'm Könige.“

(Fortſetzung folgt.)

Die heſſiſchen Auswanderer aus Großzimmern.

(Zweite amtliche Erwiderung.)

An die Redaktion des „Frankfurter Journals“ (reſp. „Didaskalia“) iſt nachſtehendes Schreiben nebſt einer beigefügten Darſtellung über die Angelegenheiten der Auswanderer aus dem großh. heſſiſchen Orte Großzimmern mit der Bitte um deren Aufnahme erfolgt, welchem Geſuch wir mit größter Bereitwilligkeit hiermit genügen:

„Sie nahmen in Ihren Nummern 292 und 297 Artikel auf, welche der „New-Yorker Schnellpoſt“ entlehnt ſind, und die Auswanderung aus Großzimmern beſprechen.

In dieſen Artikeln werden der großh. Kreisrath, der Ortsvorſtand, der Unternehmer der Ueberſchiffung u. ſ. w. in verſchiedener Weiſe, jedoch ſehr grav, beſchuldigt. Wir können und wollen hierzu nicht ſchweigen und haben deßhalb eine Darſtellung des Sachverhältniſſes entworfen, welche wir Ihnen in der Anlage zuſenden. Indem wir die Ueberzeugung hegen, daß dieſe Darſtellung vollen Glauben finden wird, können wir nicht umhin, unſer Erſtaunen darüber auszudrücken, daß eine deutſche Zeitung im Stande war, ſolche Artikel, ohne irgend eine Garantie für deren Wahrheit, aufzunehmen. Entweder kann denſelben nur eine hämiſche Abſicht zu Grunde liegen (wie denn der Schlußſatz des, aus dem Mainzer Unterhaltungsblatte entlehnten Artikels in Nro. 292 allerdings einen Brodneid im Hintergrunde vermuthen läßt), oder die deutſchen Zeitungen ſind myſtifizirt worden, ohne es zu bemerken. Daß ſie es nicht bemerkt haben ſollen, iſt unbegreiflich.*) Es iſt unſere Abſicht nicht, Ihnen punktweiſe das Unwahrſcheinliche, das Unglaubliche, ja das wahrhaft Abgeſchmackte des Inhalts dieſer Artikel hier nachzuweiſen; allein Einiges wollen wir doch beſonders hervorheben.

Die Artikel der amerikaniſchen Blätter ſind verfaßt kurz nachdem die Schiffe in Amerika angekommen und die Paſſagiere an das Land geſetzt waren. Dies ergibt ſich aus Nr. 292 Ihres Blattes. Der „New-Yorker Schnellpoſt“ Gewährsmänner ſind Johann Obmann und Heinrich Brücher. Dieſe beſchweren ſich hauptſächlich über die ſchlechte Behandlung auf den Schiffen, und darüber, daß ſich in Amerika Niemand vorfand, der ſich ihrer annahm, und ihnen Obdach, Nahrung u. ſ. w. reichte, und daß man ihnen die in dieſer Beziehung gemachten Zuſicherungen nicht gehalten habe. — Alſo kaum nachdem dieſe auf Gemeindekoſten überſiedelten Leute an das Ufer getreten, beſchweren ſie ſich und verdächtigen Behörden, Gemeinderath ꝛc. ꝛc. des Vaterlandes! Grund genug, um ſolche Klagen, wenigſtens mit Vorſicht aufzunehmen! Um ſo mehr, als Johann Obmann ſelbſt von ſich ſagt, daß er ſeine Mobilien im Vaterlande für 6 fl. an Zahlungsſtatt gegeben habe, dieſer alſo gewiß nichts durch den Wechſel der Heimath verloren hat. Wenn wir nun weiter bemerken, daß dieſer Johann Obmann dahier ein ganz arbeitsſcheuer Menſch war, daß er ſtets vagabundirte, das von ſeiner Familie ſchwer verdiente Geld durchbrachte, oft als Vagabund aufgegriffen und mit Gensd'armen nach Hauſe transportirt wurde, und daß er wegen Mein-Eid's drei Monate im Correctionshauſe geſeſſen, ſo werden ſeine Angaben und der Werth ſeines Erbietens zum Eide ſchon in das gehörige Licht geſtellt ſeyn. Dieſer Obmann beſchwert ſich, daß auf dem Dampfſchiffe in Gernsheim nur Brod und Waſſer zum Frühſtücke gegeben wurde; er war empört (!), weil „am Bord des Dampfſchiffes keine Vorbereitungen zum freundlichen Empfange der Leute, der ihnen den Abſchied von der Heimath hätte erleichtern können“ getroffen waren! — Alſo Triumphbogen erwartete Obmann? Klagen über ſchlechte Behandlung auf den Schiffen und über Gewaltthaten würden am beſten bei den amerikaniſchen Gerichten vorgebracht worden ſeyn. Iſt die Sache, wie Obmann und Brücher angeben, ſo muß ihnen dort Recht werden. Den Schiffsakkord haben ſie in der Hand. Warum ſuchten ſie dort nicht Gerechtigkeit, und warum verdächtigen ſie die Behörden des Vaterlandes? Dieſe waren nicht vermögend, die Auswanderer auf den Schiffen unmittelbar gegen Rechtsverletzungen in Schutz zu nehmen. Iſt wirklich, was wir nicht glauben, einem Mädchen Gewalt angethan worden, ſo iſt es unbegreiflich, daß die große Zahl der „arbeitskräftigen“ Menſchen ſich ihrer nicht ſchon auf dem Schiffe annahm. — Schande über Diejenigen, welche ſolches ruhig geſchehen ließen! Und warum fordert dieſe „New-Yorker Schnellpoſt“ nicht zunächſt die Gerechtigkeit ihres Vaterlandes gegen Kapitän und Matroſen auf? warum verdächtigt ſie die hieſigen Behörden? Wir können uns nur den einzigen Grund denken, daß ihr Streben mehr darauf gerichtet iſt, ihre Spalten mit aufregenden Artikeln zu füllen, als Anderer ſich wirkſam anzunehmen. Wie geſagt, wir glauben nicht, daß ein ſolcher Exceß vorfiel, weil wir Grund haben, zu vermuthen, daß kein Theil es bis zu einer wirklichen Gewalt wird haben kommen laſſen; allein wenn es vorkam, ſo iſt dies ein Ereigniß, dem wenigſtens wir und unſere Behörden (etwa durch eine Clauſel im Schiffsvertrage?) nicht vorbeugen konnten.

*) Der Aufnahme jener Artikel aus der „New-Yorker Schnellpoſt“ lag ebenſowenig „eine hämiſche Abſicht“ von unſerer Seite zu Grunde, als auch davon die Rede ſeyn kann, die deutſchen Zeitungen ſeyen durch jene Artikel „myſtificirt“ worden, da doch genanntes Blatt ihre Gewährsmänner mit Namen nannte. Außer der Kölner Zeitung und unſerem Blatte nahmen noch viele andere deutſchen Zeitungen, beſonders bayeriſche und norddeutſche, jene Darſtellung der „Schnellpoſt“ in ihre Spalten auf, ohne, wie natürlich, Garantie für deren Wahrheit zu beſitzen, aber gewiß alle in dem beſſeren Vertrauen auf die Behörden von Großzimmern, daß aus einer nothwendig werdenden Erwiderung derſelben die Sache ſich wohl anders herausſtellen, die Wahrheit an den Tag kommen und die harten Beſchuldigungen gänzlich entkräftet würden, welche zwei gewiſſenloſe Auswanderer auf amerikaniſchem Boden gegen ſie ſchleuderten. Daß dieſe nun als Lügner daſtehen, darüber drückten wir ſchon in einer frühern Nummer unſeres Blattes unſere Freude aus. Daß jedoch die Wahrheit der Sachlage grade durch die von uns veranlaßte Aufnahme des New-Yorker Artikels an den Tag gekommen, iſt gewiß, während im Unterlaſſungsfalle die öffentliche Erwiderung des Gemeinderaths zu Großzimmern wohl nicht erfolgt und dieſer, wie viele andere Perſonen, in den Augen des größeren auswärtigen Publikums auf lange Zeit durch die lügenhafte Darſtellung der New-Yorker Schnellpoſt compromittirt geblieben wäre.
Die Red. d. Didaskalia.

Digitized by Google

Die amerikaniſche Schnellpoſt ſagt: „Es iſt noch einige Hoffnung vorhanden, daß das Verfahren der Schiffsmannſchaft einer gerichtlichen Unterſuchung unterworfen werden wird.“

Wenn dieſes der Fall, wenn nur „noch einige Hoffnung“ vorhanden iſt, daß ſolche Gewaltthaten, die ſich ſo leicht erweislich machen laſſen, mit Capitalſtrafen belegt werden, dann hatte die Schnellpoſt weit mehr Grund, über Geſetzgeber, Staatsbehörde, Geſetze, Gerichte und Richter Amerika's ihre tiefſte Verachtung auszuſprechen, als ihr Veranlaſſung war, die Behörden Heſſens zu verunglimpfen. Hier würde man Den, welcher eine ſolche „Hoffnung“ äußerte, anſpeien, weil ein ſolcher Mangel an Vertrauen zu der Gerechtigkeit nicht weniger verdient, und weil es uns an Gelegenheit gefehlt hat, für eine ſolche Niederträchtigkeit eine Strafe im Geſetze vorzuſehen. Wir haben übrigens das Vertrauen zu den amerikaniſchen Behörden, daß wenn ein Verbrechen der Art vorgekommen ſeyn ſollte, die Schuldigen der verdienten Strafe nicht entgehen werden.

Es liegen uns Briefe mehrerer unſerer Auswanderer vor, in welchen ſie das heitere Leben auf der Rheinreiſe, die gute Bewirthung in den Gaſthäuſern zu Rotterdam, und die reichliche Verköſtigung auf den Seeſchiffen ſchildern. Einer dieſer Briefe ſchließt mit den Worten: „Ich wollte wünſchen, der Johannes N. N. hätte das Brod, und Butter und Käſe und Fleiſch, was wir nicht haben eſſen können.“

In dieſen hier erwähnten Artikeln der Schnellpoſt können wir überhaupt nichts erblicken, als die Mißlaune von Taugenichtſen, welche weder hier noch dort arbeiten wollen, welche, auf ihre Armuth pochend, ſorgenfreies Leben verlangen und in Amerika ſich ein Eldorado vorſtellten, und ſehr überraſcht waren, als ſie hörten, daß auch in der neuen Welt der Ausſpruch gelte: Im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brod eſſen. Wer empfängt ſonſtige Auswanderer am Ufer und verſchafft ihnen Unterkunft und Nahrung? Und mit welchem Rechte wollen Leute wie Obmann und Brücher ein ſolches verlangen?

Großzimmern, 2. Nov. 1846.

Der Bürgermeiſter: Dreſſel. Der Gemeinderath: Ernſt Pullmann. Balth. Breidenbach. Heinr. Brücher. Juſt Breidenbach. Phil. Dietrich. Ant. Angermeyer. Joh. Dreſſel. Joh. Breidenbach. Joh. Gans. Joh. Hottes. Peter Hottes.

Darſtellung.

Großzimmern hatte unter ſeinen 3500 Einwohnern weit mehr ganz arme und gänzlich nahrungsloſe Leute, als nach Verhältniß irgend ein anderer Ort des Großherzogthums Heſſen.

Die nächſte Veranlaſſung dazu liegt in dem Umſtande, daß Großzimmern früherhin unter drei Landesherrn vertheilt war, was die Aufnahme brodloſer Ortsfremden ſehr erleichterte. Dieſes Mißverhältniß ſteigerte ſich im Laufe der Zeit, und insbeſondere wurde durch die Theuerung der letzten Jahre die Gemeinde ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß eine Fortdauer dieſes Zuſtandes für die Folge unmöglich erſchien. Einwohner aus Großzimmern, welche ſich in Amerika angeſiedelt hatten, ſchilderten in Briefen ihren Verwandten und Bekannten ihren behaglichen Zuſtand in jenem Lande und regten ſchon dadurch bei ſehr Vielen den Wunſch auf, ebenfalls ſich dort nieder zu laſſen. — Die Armen beklagten ihre Armuth, welche ihnen dieſes Mittel, durch eigenen Fleiß ſich Wohlſtand zu erwerben, abſchneide; und beſtürmten endlich den Gemeinderath mit Bitten um Zuſchuß aus der Gemeindekaſſe zur Ueberſchiffung nach Amerika. „Wenn wir nur einmal dort ſind, ſo wollen wir uns durch Fleiß ſchon weiter ſchaffen,“ hörte man bei jeder Gelegenheit ſie äußern. Dadurch, und nur dadurch wurde der erſte Gedanke zur Ueberſiedelung der Armen auf Gemeindekoſten hervorgerufen. Mitleid mit dem Zuſtande armer Mitbürger, welche allerdings auch bei ausdauerndem Fleiße, im Vaterland vorausſichtlich nicht zu ſorgenfreier Exiſtenz gelangen konnten, war die erſte Triebfeder. Auf der andern Seite erwog man allerdings, daß die ſehr beträchtliche Ausgabe, welche der Gemeindekaſſe aufgebürdet würde, durch Erſparung der bedeutenden jährlichen Unterſtützungen allmählig aufgewogen werden könne, und daß der zurückbleibenden Gemeinde auch in anderer Beziehung weſentlich genützt werde, weil die Menge brodloſer und zum Theil arbeitsſcheuer Leute und deren jährliche Vermehrung einen nachtheiligen Einfluß auf die Verhältniſſe, namentlich die Moralität der Uebrigen haben mußte. —

Dies waren im Weſentlichen die Beweggründe, welche den Ortsvorſtand beſtimmten, der mehrfach und dringend an ihn gerichteten Bitte endlich nachzugeben, und die Darſchießung der Mittel zur Ueberſiedelung nach Amerika zu bewilligen. Ein Eigennutz, namentlich der Reicheren, hat nicht influirt, und konnte dieſes um ſo weniger, als im Gemeinderathe die verſchiedenen Gradationen des Beſitzes repräſentirt werden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 25. Okt.) Man hat berechnet, daß für die im Bau begriffenen preußiſchen Eiſenbahnen, deren Ausführung geſichert iſt, bereits an 77½ Mill. Thaler bis Mitte dieſes Monats eingezahlt waren, und daß binnen Jahresfriſt für dieſe Bahnen gegen 21 Millionen einzuzahlen ſind, wovon aber über 6½ Millionen nicht von den Aktionären, ſondern auf dem Wege der Anleihe zuſammengebracht werden, und wozu der Staat 1,150,000 Thaler hergiebt, ſo daß binnen Jahresfriſt von den Aktionären nur gegen 13 Millionen aufzubringen ſeyn werden. Wie günſtig dies auch ſcheint, ſo zweifeln wir doch, daß ſich unſere Geldverhältniſſe ſo bald beſſern werden, wenn der Staat nicht mit einem Geſetz einſchreitet, welches dem Treiben derjenigen Direktionen ein Ziel ſetzt, die mit aller Gewalt auch für Bahnen, die das Vertrauen der Aktionäre oder der Mehrzahl derſelben nicht mehr haben, die ferneren Einzahlungen eintreiben wollen, ein Verfahren, wodurch Hunderte und Tauſende vom Fondsmarkt zurückgeſchreckt werden.

(Verlorne Sachen.) Die „Berliner Zeitung“ bringt unter der Rubrik: „Geſtohlene und verlorne Sachen“, folgende Anfrage: „Emilie, hab' ich Ihr Vertrauen ganz verloren? finden wir uns nicht wieder am —r Teich? e....“

Kürzlich bemerkte Jemand in Betreff eines aus Bornirtheit lächerlich hochmüthigen Menſchen: Der Kerl iſt ſo aufgeblaſen, daß man ihm nur eine Gondel unterſchieben darf und er fliegt als Luftballon in die Höhe.

Im Hoftheater zu Haag wird eine große Oper von dem Componiſten Vogel, betitelt: „Le Siège de Leyde“ mit großer Sorgfalt und bedeutendem Koſtenaufwande in die Scene geſetzt. Ein Dekorationsmaler iſt auf Koſten des Königs nach Leyden gereiſ't, um verſchiedene Anſichten dieſer Stadt aufzunehmen, und die Koſtüme werden genau nach Originalzeichnungen aus früheren Zeiten angefertigt. Das Libretto dieſer Oper iſt von dem bekannten franzöſiſchen Schriftſteller Hippolyte Lucas.

Digitized by Google

(Elberfeld, im Oct.) In dem in unſerer Nähe gelegenen Lamen lebt bekanntlich die Tochter des Bürgermeiſters Tſchech, von welcher die Zeitungen kürzlich berichteten, daß ſie ſich mit einem Mitgliede der franzöſiſchen Deputirtenkammer verlobt hätte, was ſich aber nicht beſtätigte, ſondern widerrufen wurde. Die Honoratioren dieſer kleinen Stadt haben nun mit der Familie des Predigers, bei dem ſie wohnt, den Umgang, ſo weit es irgend thunlich, aufgehoben, dem Mädchen verboten, ſie zu beſuchen und den eigenen Töchtern jede Gemeinſchaft mit ihr unterſagt. Iſt dies nicht eine Philiſterei, die in's Große geht? Das Mädchen konnte aber auch keinen unglücklicheren Gedanken faſſen, als eine kleine Stadt Weſtphalens zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Um ruhig und vergeſſen leben zu können, ziehe man nach einer großen Stadt, hier verharſcht jede Narbe bald, jeder Tag bringt etwas Neues und das geſtern Geſchehene iſt morgen ſchon vergeſſen, aber nicht in unſern kleinen Städten, dort iſt die Tradition ewig, jeder Fehltritt erbt ſich vom Großvater auf den Urenkel fort, wodurch denn Alles unverwiſchbar in dem Munde des Volkes fortlebt.

Korreſpondenz.

Vom mittleren Neckar, Anfang Nov.

Noch iſt es ka m ein Jahr, daß das erſte Fragment würtembergiſcher Eiſenbahn befahren wurde und erſt ſeit ein paar Wochen iſt eine Strecke eröffnet, welche den Betrieb eher der Mühe werth erſcheinen läßt und ſchon hört man von allen Seiten Klagen, daß wegen bodenlos ſchlechter Beſchaffenheit der Locomotiven, welche bereits ihren Dienſt zu verſagen anfangen, ja zum Theil gar nicht mehr brauchbar ſind oder wenigſtens bedeutender Reparaturen bedürfen, der Dienſt nicht mit derjenigen Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit verſehen werde und verſehen werden könne, welche man von einer Eiſenbahn, insbeſondere von einer in Adminiſtration des Staates ſtehenden, zu erwarten und zu verlangen berechtigt iſt. Es wird in der Regel angenommen, daß eine Locomotive in acht Jahren ausgenutzt ſey, daß ſie aber ſo lange dienen müſſe. Die aus Amerika hier angelangten drei Dampfwagen aber ſind ſeit kaum einjährigem, nichts weniger als angeſtrengtem Dienſt bereits unbrauchbar und wären nicht aus d r Keßler'ſchen Fabrik in Karlsruhe beſſere Maſchinen vorhanden, ſo riskirten wir von einem Tage zum andern, ganz auf's Trockene geſetzt zu werden und vielleicht an einem ſchönen Morgen eine Einſtellung der Fahrten eintreten zu ſehen. Die amerikaniſche Induſtrie hat ſich dabei nicht auf's Glänzendſte bewährt, ſo wenig als die amerikaniſche Redlichkeit. Denn der Kaufpreis für dieſe Maſchinen iſt bereits vollſtändig entrichtet, weil es, wie man wiſſen will, ſo begehrt wurde, und die ſchwäbiſche Gutmüthigkeit ging ſo weit, nicht einmal gehörige Garantie für die theuer erkauften Objecte ſich ſtellen zu laſſen, ſo daß der Staat das Nachſehen hat. Allerdings könnten die Stände mit vollem Recht diejenigen Herren, welche dieſe Angelegenheit zu beſorgen hatten, für den dem Staat aus ſolcher Unvorſichtigkeit erwachſenen Schaden verantwortlich machen; allein man weiß ja, wie es zur Zeit noch allenthalben mit der miniſteriellen Verantwortlichkeit in Deutſchland beſtellt iſt, welche, wie ſo vieles Andere, zu den Dingen gehört, welche blos auf dem Papier, nicht aber in der Wirklichkeit beſtehen. Das Widrigſte bei der Geſchichte iſt und bleibt, daß, Dank dieſen amerikaniſchen Dampfwagen, ſchon mehrmals der Fall vorkam, daß ein Zug unterwegs ſtecken blieb und man erſt die Ankunft einer deutſchen Succurs-Locomotive abwarten mußte, wie das erſt am 2. Nov. auf der Ludwigsburger Linie geſchah, wodurch ein Zug, der um halb ſieben Uhr eintreffen ſollte, erſt um halb neun Uhr an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangte. — Was lobenswerthe Erwähnung verdient, iſt, daß man bei uns in Würtemberg den Dampfwagen keine ſo unpaſſenden Namen beilegte, wie das in einigen Ländern, namentlich in Baden, bei Beginn der Eiſenbahnfahrten der Fall war. Die unſrigen haben jetzt entweder die Namen einheimiſcher Flüſſe oder Städte erhalten, als: Neckar, Enz, Fils, Stuttgart, Ludwigsburg, Eßlingen, Cannſtadt. Vom nächſten Januar an werden alle Locomotiven für unſere Bahn im Lande ſelbſt gebaut werden, indem bis dahin die mit bedeutender Staatsunterſtützung und auf Actien errichtete Keßler'ſche Maſchinenfabrik zu Eßlingen, welche theilweiſe jetzt ſchon im Gange iſt, vollſtändig in Thätigkeit kommen wird. — Die ganze nunmehr im Betrieb befindliche Bahnſtrecke, nebſt der Strecke von Eßlingen bis Plochingen, welche dieſen Monat noch in Betrieb kommen wird, hat von Ludwigsburg bis Stuttgart und von da bis Plochingen eine Länge von 10 geographiſchen Stunden und 100 Fuß, die geogr. Stunde zu 13,000 Fuß gerechnet, alſo 130,100 Fuß; nämlich von Stuttgart nach Ludwigsburg mit drei Zwiſchenſtationen 49,000 F. oder 3¾ St. und 250 F., und von Stuttgart nach Plochingen mit fünf Zwiſchenſtationen 81,100 Fuß oder 6 Stunden und 3100 Fuß, zuſammen alſo gerade 5 geogr. Meilen. Es kommen auf dieſer kurzen Strecke bedeutende Steigungen vor; der Stuttgarter Bahnhof liegt z. B. 860½ Fuß über der Meeresfläche; der 3¼ Stunden von da entfernte Ludwigsburger liegt 162 Fuß höher und es beträgt auf dieſer Linie das ſtärkſte Steigungs-Verhältniß 1:125; der Cannſtatter, von Stuttgart nur eine Stunde entfernt, liegt 92½ Fuß tiefer. Auf dieſer Strecke befinden ſich zwei Tunnels, der Prag- und der Roſenſteintunnel, erſterer von 2900 und letzterer von 1270 Fuß Länge, und ein großer Viaduct über den Neckar bei Cannſtatt.

Mainz, 3. Nov.

In Kurzem, wahrſcheinlich in der nächſten Woche, wird ein neues Luſtſpiel: „Die Wage der Gerechtigkeit“ von Lud. Kaliſch auf unſerer Bühne gegeben werden. Was man von dieſer erſten dramatiſchen Arbeit des ſonſt bekannten Schriftſtellers hört, läßt erwarten, daß dieſelbe beifällig werde aufgenommen werden.

Darmſtadt, im Oct.

Die rechnende und beobachtende Aſtronomie haben als treue Bundesgenoſſen ſchon manches Wunder bewirkt und die Sternkunde als Wiſſenſchaft auf die bewunderswürdige Höhe erhoben, auf welcher wir ſie gegenwärtig erblicken. Eben feiern beide wieder einen ihrer ſchönſten Triumphe, indem der als ausgezeichneter Aſtronom bekannte Hr. le Verrier zu Paris aus theoretiſchen Gründen das Daſeyn eines bisher unbekannt geweſenen Planeten jenſeits der Uranusbahn gefolgert, und Hr. D. Galle zu Berlin die Richtigkeit dieſer mathematiſchen Schlußfolgerung durch unmittelbare Beobachtung nachgewieſen hat. Nunmehr ſind die Gränzen der „ungeheuren Weltwüſte“ zwiſchen der äußerſten Planetenbahn und den nächſten Fixſternen wieder etwas näher gerückt und es wäre in der That keine ſehr gewagte Vorausſetzung, wenn man aus analogen Gründen ſich zu der Anſicht bekennen wollte, daß ſelbſt noch jenſeits der Bahn des neueſten Planeten, deſſen Abſtand von der Sonne man einer doppelten Uranusweite gleichſchätzt, Weltkörper derſelben Gattung ihre Kreiſe um die Sonne beſchreiben und mit den ſchon längſt bekannten zu einem und demſelben Syſtem gehören. Es ſey uns erlaubt, in dieſer Beziehung eine ausgezeichnete Autorität, den berühmten Laplace, anzuführen, der gegen den Schluß ſeines bekannten Werkes: Exposition du Système du monde, die Bemerkung macht, daß in unſerem Weltſyſteme noch zahlreiche Entdeckungen zu machen ſeyen, und daß der mit ſeinen Satelliten neulich entdeckte Uranus (1781) die Exiſtenz von einigen bis jetzt noch nicht beobachteten Planeten vermuthen laſſe. Was Laplace vor länger als vierzig Jahren gleichſam prophezeien zu dürfen glaubte, iſt nun durch die Erfahrung in der erfreulichſten Weiſe beſtätigt worden. Erinnern wir uns dabei zugleich, daß die vier kleinen Planeten binnen Jahresfriſt durch Entdeckung eines fünften, der Aſträa, einen neuen Zuwachs erhielten.

Dr. D.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 7. Nov. Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatiſches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebſt einem Vorſpiel: Der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian, deutſch von Drärler-Manfred. (Gaſtrolle) Marie-Anne: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Montag, 9. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Reger und zum Erſtenmale): Ein deutſcher Leinweber, Schauſpiel in 4 Abtheilungen, von Ludwig Stach und Friedrich Adami. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 308. Sonntag, den 8. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

Sobald das ſchöne Kind bei'm Baron angelangt war, ſteckte es den Arm unter den des Gatten, und ſagte mit einem bezaubernden Lächeln: „Baron, ich werde mein Boudoir haben, ich bin deſſen gewiß, denn ich habe es gefunden. Kommt, kommt.“

Und ſie zog ihren Gemahl mit ſich fort, der ſanft und gehorſam, wie ein Höfling ſeinem Herrn, folgte.

Mit der Leichtigkeit einer Gazelle ſprang Marie die Stufen ihres Apartements hinauf, ſtellte ſich in die Mitte ihres Schlafzimmers, wie ein Krieger in die Mitte eines Platzes, wo er geſiegt, und ſprach:

„Rathen Sie, Baron! Wo iſt mein Boudoir?“ Der Baron ſpähete neugierig rings herum, und ſchämte ſich, nicht gleich ſehen zu können, was ſeine Frau wünſchte.

„Nun, ſo will ich es Ihnen zeigen, da Sie doch nicht errathen können.“ Sie hob eine Draperie von Mouſſelin in die Höhe und zeigte vermittelſt eines in der Mauer befindlichen Loches auf ein ſchwarzes Gemach.

„Was iſt das?“ fragte der Baron den Architekten.

„Das iſt der nördliche Thurm,“ erwiederte dieſer, „ein Thurm vom größten Durchmeſſer.“

„Gut,“ ſagte der Baron ſtolz, „ſchaffen Sie ſchnell Arbeiter herbei, und bringen Sie hier das Boudoir an.“

„O, ich bin außer mir vor Freude,“ rief Marie.

„Und ich bin glücklich, Ihnen angenehm ſeyn zu können,“ ſagte der Baron, ihr die Hand küſſend.

Mit Tagesanbruch ſchon erſchütterten die Hämmer meine Mauern. Ich zittere noch, wenn ich an den Schrecken denke, den ich empfand, als ich glaubte, man wolle mich niederreißen, mich, den nördlichen Thurm, deſſen Höhe den Adel meiner den entfernteſten Zeiten angehörenden Abkunft bezeugen mußte. Meiner Furcht indeß folgte bald die Gewißheit, daß man meine Spitze nicht berühren, mich vielmehr verſchonen werde. Mein Stolz erhob ſich bei der Idee, daß ich nicht nur nach außen hin dem Adel als Kennzeichen, ſondern auch im Innern der Schönheit als geheimer Zufluchtsort dienen werde. Groß war meine Freude, als ich ſah, wie man mühevoll Löcher in meine gewaltigen Mauern ſchlug, um mir Licht zu verſchaffen, dann eine Thüre, die zu einer geheimen Treppe, und eine andere, die in der ſchönen Baronin Schlafzimmer führte. Alle dieſe Vorbereitungen verſprachen mir großen Ruhm, meine Hoffnungen dauerten bis zum erſten Beſuche, den meine ſchöne Herrin mir machte.

Damit der Leſer meiner Geſchichte folgen könne, muß ich ihn mit meiner Lage bekannt machen. Ich will ihm demnach ſagen, daß ich an dem nördlichen Ende des Schloſſes mich erhob, und daß zu meinen Füßen ein breiter Graben, der den kleinen Park vom Walde trennte, ſich hinzog. Dieſer Graben erhielt ſein Waſſer von einer benachbarten Quelle, deren trauriges und eintöniges Gemurmel zur Melancholie einlud; das dichte Gehölz und die hohen Eichen, welche mich umgaben, unterhielten eine kalte Feuchtigkeit in meinen Mauern und verhinderten das Tageslicht, bis zu mir zu dringen, ſo daß ich trotz der Fenſter, mit denen man mich begnadigt hatte, von einer entſetzlichen Düſterheit war. Meine ſchöne Herrin hatte befohlen, man ſolle, ſobald ich im Stande ſey ſie zu empfangen, ihr Nachricht davon geben; ſie erwartete den Augenblick, ihr Boudoir zu betreten, mit der Freude eines Kindes, welches, was es gewollt, bekommen ſoll, ohne ſich von dem Grunde, der es wünſchen ließ, Rechenſchaft zu geben. Soeben hatte ſie mit ihrem edlen Gatten das Frühſtück, aus Kaffee mit Rahm beſtehend, eingenommen. Sie ruhete in einem weichen Lehnſtuhle und ſpielte mit ihrer zarten weißen Hand in ihren gelockten Haaren.

„Es iſt bald Mittag,“ ſagte ſie zu ihrem Gemahle, „und noch meldet mir keiner .... Die Leute zeigen gar keinen Eifer mir zu gehorchen.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als ſchon der Baron die Glocke zog und mit herriſcher Stimme den eintretenden Dienern zurief: „Seht ſogleich nach, ob man den Befehlen der Frau Baronin Gehorſam geleiſtet hat.“

„Wie gut ſind Sie, mein theurer Baron, ich habe kaum Zeit, meinen Wunſch auszuſprechen! Wie haben Sie dieſe Gewohnheit, gefällig zu ſeyn, erlangt?“

„Durch den König,“ entgegnete der Baron.

„Durch den König? Wie, hat der König ſie erzogen? Wahrlich, dann haben Sie einen edlen Lehrer gehabt!“

Die Unterhaltung wurde durch die Ankunft des Architekten unterbrochen, der die Frau Baronin einlud, das Boudoir beſichtigen zu wollen.

Sich erheben, den edlen Gemahl verlaſſen, und ſich im vollen Lauf in's Schlafzimmer zu ſtürzen, war Eins.

„Ich werde alſo ein Boudoir haben!“ rief ſie. „Wie glücklich werde ich ſeyn!“

Sie ſah mich ſchon in ihrer Freude ganz Roſa, ganz Gold, ganz Spiegel und Malerei mit einem blauen Himmel, um mich zu beleuchten, und hundert Kerzen, um den Himmel zu erſetzen. Mit einem Sprunge iſt ſie in meiner Thür und fällt faſt über den Balken, der mich vom Schlafzimmer trennte. Die aus meinen Mauern ſtrömende Kälte erfaßt ſie; ſie will Luft ſchöpfen und ſtellt ſich an eins der zu Fenſtern beſtimmten Löcher; aber der am Fuße des Thurmes befindliche Graben erſcheint ihr wie ein Abgrund; entſetzt prallt ſie zurück; ſie läßt ihre betrübten Augen über den Wald hinſchweifen und erhebt ſie noch betrübter gegen den Himmel, den ſie nicht wahrnehmen kann. Von den Außengegenſtänden ermüdet, zieht ſie ſich zurück, um einen Blick

Digitized by Google

auf mein Inneres zu werfen; aber ſcheußliche Inſekten bedeckten meine Mauern, ihr Anblick verurſacht ihr Ekel, daher verläßt ſie mich ſchnell, indem ſie dem Architekten ihr Mißfallen und ihren Abſcheu zu erkennen giebt.

„Wie, Herr! Wollen Sie Ihren Scherz mit mir treiben? Oder bilden Sie ſich ein, ich werde dieſes abſcheuliche Loch zu meinem Boudoir wählen? Warten Sie, ich werde mich bei'm Baron beklagen!“

Sie eilte noch raſcher davon, als ſie gekommen war. Der Künſtler aber folgte ihr achtungsvoll, doch entſchloſſen, dem Baron den Plan mitzutheilen, der, vermittelſt der Kunſt, mich zu dem köſtlichſten, entzückendſten Boudoir des Jahrhunderts umgeſtalten ſollte.

Der Baron durfte nur einen Blick auf ſeine Frau werfen, um ihr Mißvergnügen zu erkennen, und als Marie ihren Verdruß ausgedrückt und erklärte, ihr Boudoir ſey abſcheulich, und ſie werde eher das Schloß verlaſſen, als in dieſem Gefängniſſe wohnen, daß ſie krank, daß ſie unglücklich ſey: da konnte der Baron ſich nicht länger halten und eilte in das geächtete Aſyl. Zum Glück verſtändigte er ſich mit dem Architekten, der ihm bewieß, daß ich ein Wunderwerk werden könnte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Weltmacht.

(Elberf. Kreisbl.)

Das Geld, das Geld —
Das Geld regiert die Welt,
Es iſt der mächtigſte Regent,
Wo's mangelt, da fällt's Regiment.

Das Geld, das Geld —
Gibt Anſeh'n in der Welt;
Geehrt wird ſelbſt ſonſt ſchlechtes Pack,
Wenn es nur Späne hat im Sack.

Das Geld, das Geld —
Macht ſchön in dieſer Welt;
Auch wird der Grützkopf witzig, klug,
Hat er nur Louisd'or genug.

Verſtand, Verſtand —
Galt einſt durch's ganze Land;
Jetzt iſt er außer Cours geſetzt,
Iſt er nicht ſtark mit Gold verſetzt.

Das Geld, das Geld —
Macht Freunde in der Welt;
Doch, wo der Geldſack kehrt und wend't,
Da hat die Freundſchaft bald ein End'.

Das Geld, das Geld —
Bahnt Wege durch die Welt;
Es öffnet ſich das ſchwerſte Thor,
Schlägt man mit güld'nem Hammer vor.

Das Geld, das Geld —
Iſt ein gewalt'ger Held;
Wo dieſe Macht zu Felde zieht,
Traun, daß der Feind da bald entflieht.

Das Geld, das Geld —
Das adelt in der Welt;
Wie Manche wurden ſchon Herr von
Und hier geſtempelt zum Baron.

Das Geld, das Geld —
Beſtimmt in dieſer Welt
Den Werth des Menſchen auf ein Haar,
Kein Maßſtab je hier ſich'rer war.

Das Geld, das Geld —
Macht blind hier auf der Welt;
Der Goldſand iſt ein wahres Gift,
Verdirbt die Augen, die er trifft.

Mit Geld, mit Geld —
Wird's Recht oftmals entſtellt;
Geld rennt voran, Recht ſchleichet nach,
Geld macht das Recht oft krank und ſchwach.

Das Geld, das Geld —
Verbindet in der Welt;
Iſt's Mädchen reich, kommt's bald zum Mann,
Sind ſonſt auch tauſend Makel d'ran.

Mit Geld, mit Geld —
Ward's Aufgebot beſtellt;
Doch da nur Geld das Bräutchen war,
So gab's ein ſchlechtes Ehepaar.

Das Geld, das Geld —
Iſt Seel' der Handelswelt;
Kein Unternehmen kam zu Stand',
Wo dieſe Spannflechſ' man nicht fand.

Viel Geld, viel Geld —
Hätt' gern die ganze Welt;
D'rum weiß ich, daß der Wunſch gefällt:
„Komm' zu uns Allen, König Geld!!“

Die heſſiſchen Auswanderer aus Großzimmern.

(Zweite amtliche Erwiderung.)

(Schluß.)

Wenngleich Großzimmern ein nicht unbedeutendes Gemeinde-Vermögen hat, ſo iſt doch kein Einwohner im Beſitze irgend eines Allmendgrundſtücks. Der ganze Genuß des Ortsbürgerrechts beſchränkt ſich auf den Bezug einer unbedeutenden jährlichen Holznutzung von 6 bis 7 Gulden Werthes. An eine Theilung des Gemeindevermögens iſt, zumal ſolches zum größten Theile in Wald beſteht, nie gedacht worden und kann nie gedacht werden. Erwägt man, daß die Gemeinde die zur Auswanderung verwendeten circa 50,000 fl. verzinſen und rückerſtatten muß, ſo ergibt ſich, daß durch die Zinszahlung der Gemeindekaſſe ſogar ein jährliches nicht unbedeutendes Deficit erwächſt. Kein einziger Einwohner wurde zur Auswanderung überredet. Alles, was der Artikel in Nro. 297 hierüber anführt, iſt gänzlich erdichtet. Im Gegentheile ſuchte man ſolche, für welche ein Fortkommen hier zu hoffen war, von dem Unternehmen zurückzuhalten, indem man ihnen vorſtellte, daß ſie dort wie hier arbeiten müßten

Digitized by Google

und indem einzelne Orts-Angehörige für längere Zeit ſtändige Arbeit zuſicherten. Vielen Andern wurde das Geſuch um koſtenfreie Ueberſiedelung abgeſchlagen. Unter dieſen befand ſich auch der in der „deutſchen Schnellpoſt" als Gewährsmann aufgeführte Heinrich Brücher. Er hatte ſo viele Schulden, daß er nicht entlaſſen werden konnte. Er bat, ja er drohte ſeinen Gläubigern, namentlich dem Johann Hiemenz zu Dieburg mit Feuer und Mord, wenn ſie ſeinem Abzuge ſich länger widerſetzen würden. Und auch hier ſiegten Mitleid und Wohlwollen über alle andere Rückſichten. Die Gläubiger wurden zur Nachgiebigkeit beſtimmt und der Gemeinderath bewilligte auch für ihn die Mittel.

Der Abſchluß des Vertrags zur Ueberſchiffung hatte große Schwierigkeiten, ſowohl durch den bekannten in dieſem Jahre eingetretenen Mangel an Schiffsgelegenheit, als auch die Theuerung der Lebensmittel. Endlich wurde er mit Kaufmann Gandenberger in Darmſtadt abgeſchloſſen, welcher eine Caution von 10,000 fl. wegen deſſen Erfüllung ſtellte.

In dieſem Vertrage war auf alle Lebensbedürfniſſe der Auswanderer auf's reichlichſte Bedacht genommen, ja ſogar Spital- und Armengeld, welches in Amerika zu entrichten iſt, für ſie bezahlt. Zur Bekleidung Vieler ſowie zur Unterſtützung bei ihrer Ankunft in New-York hatte der Gemeinderath noch außerdem circa 6000 fl. bewilligt. So weit nöthig wurden die Leute mit neuen Kleidern und Weißzeug verſehen, und die Geldunterſtützung in Wechſeln auf New-York mitgegeben, eine Vorſicht, die gegen leichtſinniges Vergeuden auf der Reiſe ſchützen ſollte. Nicht blos 79 Cents per Kopf, wie in Nro. 297 behauptet wird, ſondern je nach Bedürfniß 10 bis 25 fl. per Familie betrug dieſe Unterſtützung; gewiß genügend, um die nächſten Bedürfniſſe bei der Ankunft zu beſtreiten, zumal Alle noch mehr oder weniger Mittel aus der Heimath mitnahmen. Für mehr konnte man nicht ſorgen, was auch in Amerika, einem Lande, wo jede Arbeit gut belohnt werden ſoll, nicht erforderlich war, da die Auswanderer geſunde und arbeitsfähige Leute waren. Die beiden Geiſtlichen des Orts unterließen nicht, in entſprechenden zu dieſem Zweck eigens gehaltenen Vorträgen die Auswanderer auf die Wichtigkeit ihres Vorhabens und auf die Wechſelfälle, die ſich möglicherweiſe daran knüpften, aufmerkſam zu machen, und Dank ihrer Fürſorge wurden zugleich viele Familien mit Bibeln verſehen. Die Gemeinde ſtellte Wagen zum Transporte nach Gernsheim. Von hier ging die Reiſe per Dampfſchiff, unter Begleitung eines Mitglieds des Gemeinderaths bis Rotterdam, und von dort über England. Anfangs war ſolche nach Baltimore beabſichtigt, was auf den Wunſch der Auswanderer geändert und New-York beſtimmt wurde. Vor dem Einſteigen in Gernsheim wurden Alle durch die Freigebigkeit der ſie Begleitenden auf's reichlichſte mit Nahrungsmitteln verſehen, und zwar ſo reichlich, daß Obmann von Gernsheim aus das ihm überflüſſige Brod nach Großzimmern ſchickte. Dieſer Ueberfluß veranlaßte, daß bei dem zweiten Transporte vorgezogen wurde, ein warmes Frühſtück für Alle im Voraus zu beſtellen, damit nicht Exceſſe vorfallen konnten.

Vor dem Abgange in Großzimmern las der großh. Kreisrath die von großh. Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erlaſſene Empfehlungsſchreiben an die Conſule zu Rotterdam, London und New-York, worin dieſe aufgefordert wurden, den Auswanderern allen möglichen Vorſchub zu leiſten, öffentlich vor. Die vorher ſchon bekannten Bedingungen des Schiffs-Accords wurden Allen wiederholt eröffnet, damit Jeder wiſſe, wo er im Nothfalle ſich hinwenden ſolle, und was er zu fordern berechtigt ſey. Jene Schreiben wurden dem Konrad Buchsbaum, welchen man für den Zuverläſſigſten der Auswanderer hielt, eingehändigt. Abſchriften des Schiffcontracts erhielten Viele, namentlich auch Johann Obmann und Heinrich Brücher. Eine Lüge iſt, daß der Ortsvorſtand verſprochen, daß ein Bevollmächtigter der Gemeinde dieſe Auswanderer in Amerika erwarten und dort für ihr weiteres Fortkommen ſorgen werde, ſowie, daß der großh. Kreisrath dies beſtätigt habe. Es ſollte nicht mehr geleiſtet werden als koſtenfreie Ueberfahrt. Mehr hatte Keiner verlangt oder auch nur erwartet. Es geſchah dennoch mehr, indem man ihnen noch in New-York die oben erwähnte Unterſtützung auszahlte. Sehr viele Menſchen, welche bisher aus Deutſchland auswanderten und auf ihre Koſten reiſten, hatten nicht mehr, als gerade genügte, um die Ueberſchiffung zu beſtreiten.

Indem wir hiermit unſer Verhalten vorgelegt haben, halten wir es für eine angenehme Pflicht, noch beizufügen, daß alle Behörden, namentlich der großh. Kreisrath ſich möglichſt bemüheten, für das Wohlergehen dieſer Auswanderer zu ſorgen, und daß eben dieſe Fürſorge ſowie überhaupt die ganze Auswanderungs-Angelegenheit ihm und dem Gerichte unſägliche Mühe und Arbeit veranlaßte. (Folgen die Unterſchriften, wie oben).

Die unterzeichneten Ortsgeiſtlichen von Großzimmern, welche der in Rede ſtehenden Auswanderung ſchon nach ihrem Standpunkte beſonderes Intereſſe ſchenken mußten, haben von der obigen Darſtellung Notiz genommen. Ihre Amtspflicht fordert ſie auf, den Inhalt derſelben in allen Theilen zu beſtätigen, aber auch ihr tiefes Bedauern auszudrücken, daß dieſe Angelegenheit, bei welcher Ortsvorſtand und Behörden nichts unterließen, was Menſchlichkeit und Nächſtenliebe gebot, ſo wie ſie überhaupt nur von edlen Motiven geleitet wurde, Gegenſtand von eben ſo unbegründeten als gehäſſigen Angriffen werden konnte.

Happel,
d. Z. Specialvicar der ev. Pfarrgemeinde Großzimmern.
Krebs,
Pfarrer der kath. Gemeinde.

Maleriſches Album.

Wenn heutigen Tages in allen Blättern ſolche Bücher und Werke empfohlen werden, welche den praktiſchen Intereſſen gewidmet ſind, gemeinnützig wirken und belehren, nothwendige Kenntniſſe und Erfahrungen verbreiten, ſo verdienen dagegen auch diejenigen der Anpreiſung, welche das Schöne fördern und dem guten Geſchmack Vorſchub leiſten. Wem ſeine Mittel es erlauben, außer dem Nothwendigen auch das Angenehme, außer dem Nützlichen auch das Schöne zu beſitzen, der wird den Werken der letzteren Art und den feinen Erzeugniſſen des Kunſtfleißes ſeine Beachtung nicht entziehen. Die lithographiſche Anſtalt des Hrn. Dondorf in Frankfurt a. M. hat ſchon manches Schöne zu Tag gefördert und ein neues Unternehmen ſolcher Art liegt wieder vor uns. Es iſt dies das maleriſche Album der vorzüglichſten Städte von Europa mit ihren berühmteſten Denkmälern, Bauten, Kirchen, Paläſten, Brücken, öffentlichen Plätzen und Anſichten, ſowie auch der berühmteſten Badeorte u. ſ. w. Dies mit größter Eleganz ausgeſtatttete und in ſeinen einzelnen Blättern vortrefflich ausgeführte Prachtwerk iſt ganz geeignet, den Salons unſerer Reichen zur Zierde zu dienen und den Freunden des Schönen einen wahren Kunſtgenuß zu bereiten; es iſt würdiger als manches Andere in jenen Prunkgemächern aufgelegt zu werden und wird gewiß jeden Beſchauer erfreuen. Die vor uns liegenden Blätter zeigen uns Anſichten von Amſterdam, Paris, London, Wien, St. Petersburg, ferner von Heidelberg, Kreuznach, Wiesbaden, Baden-Baden, Aachen, Homburg und Frankfurt a. M. Die Anſichten der genannten Städte machen das Hauptbild, welches von den Anſichten der Einzelnheiten in Vignetten umgeben iſt. So ſehen wir auf dem Blatte Frankfurt, außer der Anſicht der Stadt, Bethmann's Ariadne, den Domplatz, das

Digitized by Google

Monument vor dem neuen Thore, den Kirchhof, den Römerberg, die Bibliothek, den Taunus-Bahnhof, das Städel'ſche Kunſtinſtitut, die neue Börſe, die Monumente von Göthe und Gutenberg und den Frankfurter Adler nebſt Kaiſerbildern. Bei der vorzüglich ſchönen Ausführung dieſer Kunſtblätter und bei dem großen Koſtenaufwande, welcher mit dem Unternehmen verbunden war, halten wir es für Pflicht, auf daſſelbe aufmerkſam zu machen. Als Zimmerverzierung, als Bereicherung der Mappe von Kunſtfreunden, als Feſtgabe iſt dies maleriſche Album auf's beſte zu empfehlen, und wir zweifeln nicht, daß es, wie alles Werthvolle, die verdiente Anerkennung finden wird.

Mannichfaltigkeiten.

Der „Ulmer Kronik“ ſchreibt man aus München, 1. Nov. folgende gewichtige Wahrheit: „Jenny Lind iſt unwohl; ein Augenleiden hielt ſie ab, am geſtrigen Abend zu ſingen und tauſend Gulden dafür einzuſtreichen. Das iſt eine koſtſpielige Krankheit, an der ein deutſcher Dichter ſobald nicht leiden wird. Ferdinand Freiligrath wandert, um nicht mit Frau und Kind hungern zu müſſen, in das Comptoir eines Londoner Hauſes, und Jenny Lind erhält für Einen Abend tauſend Gulden. Das iſt die Gerechtigkeit des deutſchen Michel: er hat im ſtillen Kämmerlein, wenn ihn Niemand belauſcht, zwar hundertmal mehr Freude an den melancholiſchen Nachtigallenklängen und ſelbſt an den dröhnenden Freiheits- und Kriegsliedern ſeiner deutſchen Dichter, als an den Trillerſeufzern einer Geſangvirtuoſin; aber die Mode verlangt, die Lind zu hören, und der Michel mit ſeiner Kammerdienerſeele gehorcht Niemanden ſchneller als der Mode. Die Journaliſtik hat aber nicht den Muth, gegen die Mode anzukämpfen, und iſt glücklich, wenn ſie den Riemen um den Leib als Roß oder Eſelein am Triumphwagen des Virtuoſen mitziehen helfen darf.

In der neueſten Nummer der „Fliegenden Blätter“ kann man figürlich ſehen, wie — gleich mir, dem Einſender — zu Aſchaffenburg die HH. Baron Beiſele und ſein Hofmeiſter Doktor Eiſele um den Reiſe-Paß beſtürmt werden. Weder in Würtemberg, noch in Baden, noch in Heſſen, noch in Frankfurt, noch in Bayern wird man um den Paß befragt, nicht einmal wenn man übernachtet. — Aber in Aſchaffenburg, in Aſchaffenburg, wird der Paß ſelbſt auf der bloßen Durchreiſe mit der Poſt abverlangt. Warum hier eine Ausnahme ſtatt findet, hat ſelbſt der Hr. Doktor Eiſele nicht begreifen können. (Augsb. Abdz.)

Korreſpondenz.

Gießen, 4. Nov.

Es dürfte den Leſern Ihres Blattes, welche ſich für die durch Rupp's Ausſchließung entſtandene Bewegung im Guſtav-Adolph-Verein intereſſiren und von den desfallſigen Beſchlüſſen der verſchiedenen Haupt- und Zweigvereine Nachricht erhalten haben, nicht unerwünſcht ſeyn, auch die Gründe kennen zu lernen, auf welchen jene Beſchlüſſe beruhen. Ich theile Ihnen daher Dasjenige mit, was Prof. Dr. Credner Namens der 43 Antragſteller in der am 21. v. M. hier ſtattgehabten Verſammlung des oberheſſiſchen Zweigvereins der G.-A.-Stftg. als Antragsbegründung vortrug: „Als wir vor etwa vier Jahren zur Bildung der Guſtav-Adolph-Stiftung zuſammen traten, war es der Geiſt der Liebe, der uns einete. Eingedenk des apoſtoliſchen Wortes, Galat. 6, 10: „Laſſet uns Gutes thun an Jedermann, allermeiſt aber an des Glaubens Genoſſen“, wollten wir ein Werk der Liebe aufbauen auf dem Grunde des evangeliſchen Proteſtantismus (§. 1 der Statuten). Wir hofften aber, daß uns der Bau gelingen würde, wenn wir, zufrieden mit dem Bekenntniſſe des Haltens am evangeliſchen Proteſtantismus überhaupt, von den verſchiedenen möglichen Auffaſſungsweiſen der Einzelnen abſähen. Maßgebend waren uns dafür die apoſtoliſchen Worte, Röm. 15, 7: „Nehmet euch untereinander auf, gleichwie Chriſtus euch aufgenommen hat“, und 1 Petr. 4, 8: „Habet unter einander eine vorhaltige Liebe, denn die Liebe decket auch der Sünden Menge.“ Damit war aber zugleich der Bildung ſogenannter Secten von unſerer Seite möglichſt vorgebeugt. Secten, ein vager Begriff, entſtehen entweder durch Selbſtausſchluß oder durch Ausgeſchloſſenwerden. Die ſich ſelbſt Ausſchließenden ſtehen außer unſerem Bereiche; dagegen wollen wir von unſerer Seite keinen liebloſen Ausſchluß irgend eines Einzelnen veranlaſſen, der da bekennt und bewährt, daß er fortwährend zum evangeliſch-proteſtantiſchen Principe hält. Der Verein ſelbſt iſt dreifach gegliedert. Er beſteht aus einem Geſammtvereine, der in Hauptvereine und Zweigvereine ſich abtheilt. Der Geſammtverein, nur in den Hauptverſammlungen thätig, entſcheidet nach §. 8 der Statuten über die Anerkennung eines Vereins als Hauptverein. Dem Hauptvereine ſteht, nach §. 9, die Aufnahme und damit Anerkennung von Zweigvereinen zu, die nur im beſonderen Falle mit dem Vorſtande des Centralvereines ſich in Verbindung ſetzen können. Die näheren Beſtimmungen über ſeine innere Einrichtung ſind nach §. 6 jedem einzelnen Vereine überlaſſen, ſobald er die vollſtändige Verpflichtung der allgemeinen Statuten übernimmt. Die Aufnahme oder Nichtaufnahme der Einzelnen als Mitglieder iſt eine ſolche innere Angelegenheit jedes einzelnen Vereins. Die innere Gliederung der Guſtav-Adolph-Stiftung ſchreitet alſo von der Aufnahme der einzelnen Individuen durch den einzelnen Verein zur Anerkennung eines ſolchen Vereines als eines Zweigvereins durch den Hauptverein, und endlich zur Anerkennung des Hauptvereines als ſolchen durch den Geſammtverein fort, oder die einzelnen Vereine haben es mit den Individuen, die Hauptvereine mit den Zweigvereinen, und der Geſammtverein mit den Hauptvereinen zu thun, mit nur einem bereits angegebenen, in §. 9 beſonders bemerkten möglichen Fall der Ausnahme. In der Aufrechterhaltung dieſes Organismus und der Abwehr von Uebergriffen beruht die Friſche und relative Selbſtſtändigkeit der einzelnen Glieder, ſo wie das Leben und die freie Beweglichkeit des Ganzen. Der Vorſtand eines Hauptvereines hat nach §. 10 das Recht, ſich durch einen gehörig legitimirten Abgeordneten in den Hauptverſammlungen vertreten zu laſſen, welcher frei aus allen Mitgliedern des Geſammtvereins erwählt werden kann. Einen ſolchen Abgeordneten zurückzuweiſen, hat die Hauptverſammlung nach §. 25 kein Recht und keine Befugniß. Sie kann nach demſelben nur über Anerkennung oder Nichtanerkennung eines Hauptvereins, nicht über Individuen entſcheiden. Inſofern nun Dr. Rupp aus Königsberg einem anerkannten Vereine als Mitglied angehört und von einem anerkannten Hauptvereine mit erforderlicher Legitimation als Abgeordneter zum Geſammtverein geſandt war, hatte dieſer letztere Verein kein Recht der Ausſchließung Rupp's, welcher Art auch immer ſein dogmatiſcher Standpunkt ſeyn mag, über welchen wir uns hier nicht auszuſprechen haben. Wir ſehen uns daher zu der Erklärung veranlaßt, daß wir in der Ausſchließung des Dr. Rupp in Königsberg durch den Centralvorſtand und in den weiteren Folgerungen eine Ueberſchreitung ſeiner ſtatutenmäßigen Befugniſſe, ſo wie eine unrichtige, zu enge Auslegung des §. 1 der allgemeinen Statuten des Centralvereines der Guſtav-Adolph-Stiftung finden. Wir wünſchen, daß dieſe Erklärung nicht nur dem Vorſtande des Hauptvereins in Darmſtadt mitgetheilt, ſondern auch zur Kenntniß des Centralvorſtandes gebracht werde.“ — Daß dieſer Antrag von der entſchiedenen Mehrheit angenommen wurde, iſt ſchon früher im Frankf. Journal berichtet worden.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 7. Nov. Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatiſches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten, nebſt einem Vorſpiel: Der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian, deutſch von Dräxler-Manfred. (Gaſtrolle) Marie-Anne: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Sonntag, 1. Nov. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberöſterreich, Poſſe mit Geſang in 3 Abth., von F. Kaiſer, Muſik von A. Müller.

Montag, 9. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Reger und zum Erſtenmale): Ein deutſcher Leinweber, Schauſpiel in 4 Abtheilungen, von Ludwig Storch und Friedrich Adami. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

№ 309. Montag, den 9. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

Während des Barons Abweſenheit blätterte Marie, um ſich zu zerſtreuen, in den Zeitungen. Mehrere Nachrichten intereſſirten ſie, und als der Baron wieder in's Zimmer trat, fand er ſeine Gemahlin ſtatt in Thränen oder in ungeſtümer Erwartung, ganz ruhig und heiterer Laune. „Ganz wie bei'm König," ſagte der Baron zu ſich ſelbſt.

„Nun, meine Angebetete, Sie werden das köſtlichſte Boudoir erhalten, ich habe bereits die Befehle dazu ertheilt."

„Aha, deſto beſſer," ſagte das verwöhnte Kind, „denn ich habe aus den Zeitungen erſehen, daß wir prächtige Nachbarn erhalten, den Herzog d'Agenois und ſeinen Sohn, den Grafen Ferdinand; Sie wiſſen, Baron, den jungen Herrn, der bei meiner Präſentation bei Hofe zwei Menuettes mit mir tanzte. Sein Vater, der Herzog, hat die Beſitzung geerbt, deſſen Schloß ſich jenſeits des See's, der unſere Beſitzungen trennt, erhebt, und ich werde entzückt, hier ein ſchönes Boudoir zu beſitzen, um jene Herren, wenn ſie mich beſuchen, empfangen zu können. Das Boudoir der alten Herzogin muß ſchon ein ſehr veraltetes Ausſehen haben."

„Das Ihrige wird ſo friſch wie Ihre Lippe ſeyn," ſagte der Baron entzückt, daß ſeine Frau ihre böſe Laune verloren hatte.

Bald beſchäftigten ſich mehr wie hundert Arbeiter von innen und außen mit mir. Ich wurde weißer und heller. Unſere Eichen, deren Wipfel ſich in die Wolken erhoben, wurden gefällt, damit die Sonne zu mir dringen könne. Eine Perſpektive wurde angebracht, daß der Blick ſich über die Landſchaft ausdehnen konnte, und des Herzogs Schloß einen reizenden Geſichtspunkt gewährte. So trat ich denn aus meiner Dunkelheit heraus, und man konnte auf meine Wiedergeburt rechnen; indeß hatte ich einen erſten ungünſtigen Eindruck gegen mich zu bekämpfen, und ich wagte nicht mehr an meinen zukünftigen Ruhm zu glauben. Namentlich wagte ich nicht zu hoffen, daß ich jemals meiner jungen Herrin jenen ausſchließlichen Geſchmack einflößen werde, den man für einen Gegenſtand, der auf den erſten Blick gefallen hat, faßt; es iſt dies eine Art oft grundloſer Sympathie, die aber immer länger anhält, als ein vernünftiges Gefühl. Was liegt daran, zu wiſſen, warum man liebt, wenn man liebt? Man ſagt ſich ganz einfach: ich liebe das, es iſt nicht gut, nicht ſchön, ich weiß es, aber ich liebe es, und mit dieſem Worte glaubt man ſeinen Gedanken hinlänglich ausgedrückt und noch beſſer ſeine Gründe bewieſen zu haben. Man muß aber in ſolchem Falle auf den erſten Blick verführt worden ſeyn; ich hingegen hatte ſolchen Abſcheu erregt! Wie konnte ich abnehmen, daß meine ſchwarzen Mauern unter den anzubringenden Verzierungen ganz verſchwinden würden; daß ein Herz vor Freude ſchlagen würde, das von Entſetzen erfüllt war! Ich geſtehe, ich war nicht ruhig. Indeß legte man meinen Befürchtungen durch ſo viel Luxus Stillſchweigen auf, daß ich Vertrauen zu faſſen begann.

Während meine ſchöne Herrin ſich damit beſchäftigte, Hirſche im Felde zu jagen oder Vögel in Schlingen zu fangen, die ihre Hand ihnen gelegt, verwandelten geſchickte Künſtler meine ſchwarze Decke in einen blauen Himmel, in welchem die Götter des Olymps ihre Wohnung aufſchlugen. Diejenigen, die dort keinen Platz finden konnten, brachte man, mit Roſenguirlanden vermiſcht, in den Karnießen unter. Die ſechs Seiten, die meinen Umkreis bildeten, wurden mit Spiegeln bedeckt, und darüber prächtige Gemälde angebracht, deren aus der Fabel entlehnte Gegenſtände die Attribute der Venus und der Liebesgötter vervielfachten. Man konnte namentlich nichts Lieblicheres ſehen, als das Bild, wo die junge Baronin im Koſtüm einer Nymphe dargeſtellt war, die aus den Händen der Liebe reichen Schmuck erhielt, der ſie noch ſchöner machen ſollte. Ihr Lächeln war bezaubernd, ihre Augen belebten ſich bei der Berührung eines Zephyrs, der über ihrem Haupte ſchwebte. Endlich vollendeten Draperien mit langen Goldfranſen, vergoldete Seſſel, die reichſte Toilette, der niedlichſte Schreibtiſch, das eleganteſte Betpult meine Vollkommenheit. Um dies Alles zu bewerkſtelligen, waren nicht weniger als 20,000 Livres-Thaler ausgegeben worden.

Die Baronin wußte gar nicht, was ſie Alles erſinnen ſollte, um mir Ehre anzuthun. Der Baron, ein ſinnreicher Improviſator, wollte, daß am Geburtstage der Baronin meine feierliche Einweihung ſtatt finden ſolle. Man beſtimmte demnach den 15. Auguſt 1770, um mich Groß und Klein zu zeigen. Alle Schloßbewohner auf zehn Meilen in der Runde wurden unter dem Vorwande, es ſey der Baronin Geburtstag, eingeladen, während der wirkliche Grund war, des Barons Eitelkeit zu befriedigen. Es mußte doch ſicherlich ſeiner Eigenliebe ſchmeicheln, an einem Tage ſeinen Reichthum, ſeine Freigebigkeit und eine ſchöne Frau zur Schau ſtellen zu können, und da er noch nie eine ſolche Gelegenheit gehabt hatte, ſo wäre es unklug geweſen, ſie unbenutzt vorübergehen zu laſſen. Als der Tag meiner Einweihung gekommen war, wurde mein Thurm von oben bis unten illuminirt, ich nahm durch meinen Glanz an Größe zu, ich ſchien ein Leuchtthurm, der dahingeſetzt worden ſey, um die ganze Umgegend zu beleuchten. Die Bewohner der Weiler knieten bei meinem Anblicke nieder und nannten mich den ſchönen, vornehmen Thurm. Dieſer Beinamen, der von Mund zu Mund ging, erregte mir viele Eiferſüchtige, meinem Herrn viele Neider und der Baronin viele Feinde. Die Weiber haben oft die Schwachheit, jede Frau zu haſſen, die etwas beſitzt, was ſie nicht haben, ſey es ein Band oder eine Krone, ein Boudoir, oder Perſonen, die ſie darin empfangen. Was ſagte man daher nicht Alles von dem Vermögen und dem Rufe des Barons, vom Boudoir, den Diamanten und ſchönen Augen der Baronin! . . . . Wenn man die Aeußerungen

Digitized by Google

der Eingeladenen hörte, ſo hätte man glauben ſollen, daß ſie ſich gekränkt fühlten, dem Feſte beizuwohnen, und doch hätte der Geringſte unter ihnen es als eine Beleidigung betrachtet, wenn ſein Name auf der Liſte gefehlt hätte. Daraus iſt nun zu ſchließen, daß es für einen Hausherrn ſehr ſchwer iſt, alle ſeine Gäſte zufrieden zu ſtellen; in einem ſolchen Falle aber iſt er glücklicherweiſe der Erſtgetäuſchte: ſeine gute Laune läßt ihn rings umher Lächeln und Dank erblicken; ganz Wohlwollen für ſeine Gäſte, glaubt er ſie alle zu erfreuen, die Mühe und das Geld, das er zu ihrer Befriedigung ausgegeben, erlauben ihm nicht, ihren Lobeserhebungen zu mißtrauen, ſo daß, während Jeder ſich über ihn luſtig macht, er ſich als Gegenſtand einer begeiſterten Hochachtung wähnt. — Von allen Vornehmen und Geringen, die dem Feſte beiwohnten, müſſen wir indeß zwei Perſonen ausnehmen, welche nicht zu den Unzufriedenen gehörten: ich ſprach ſchon von einem Schloſſe, deſſen man am jenſeitigen Ufer anſichtig wurde, und das von einem Herzog und ſeinem Sohne bewohnt wurde. Der Vater, ein zu ernſter Hofmann und zu hoch geſtellt, um einen Baron zu beneiden, zu reich, um nach dem Gelde zu fragen, was ein Feſt koſtet, und zu galant, um nicht als eine einfache Sache die einer ſchönen Frau bereitete Ueberraſchung anzuſehen; der Vater, ſage ich, der Herzog d'Agenois, hatte Alles vortrefflich gefunden; der Sohn theilte ſeines Vaters Meinung und drückte ihm namentlich eifrig ſein Entzücken über das köſtliche Boudoir aus! „Bah!“ ſagte der Herzog, „es iſt ein vergoldeter Taubenſchlag.“

„Der Herr Herzog werden aber zugeben, daß ein ſehr ſchönes Täubchen in dem Schlage wohnt?“

„Das mag ſeyn; es iſt aber ein wenig linkiſch; indeß, wenn es der Baron öfters an den Hof führt, wird man es ausbilden.“

Ferdinand wurde ganz roth. Seit vierzehn Tagen war die ſchöne Baronin der Gegenſtand ſeiner Träume und Gedanken. Zwei Wochen vor dem Feſte hatte er dem Baron einen Beſuch abgeſtattet, und dieſer hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Grafen Ferdinand ſeiner Gemahlin vorzuſtellen. Er erkannte alsbald in ihr ſeine ſchöne Tänzerin vom Hofballe. Aber um wie viel hübſcher erſchien ihm jetzt die junge Frau ohne Schminke und Puder. Wie reizend ſah ſie in ihrem Spitzenmantel aus, wie ſchön ihre kaſtanienbraune Haare, wie angenehm war der Roſenduft, der um ſie her verbreitet war, im Vergleich zu dem Moſchusgeruch der großen Damen bei Hofe!

Ihre kindliche Sprache, ihre halb bürgerlichen, halb vornehmen Manieren, ihre anſpruchloſe Artigkeit, alles dieß war Ferdinand ſo neu, daß es auf ſeine Sinne, ſeinen Geiſt, ja auf ſein Herz großen Eindruck machte. Er verließ den Baron, nachdem er vier Stunden bei deſſen Frau zugebracht, ganz entzückt und bezaubert.

An dem Abend des ſo belebten und ſo glänzenden Feſtes ſah der junge Graf nnr Einen ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen Gegenſtand, und weihete ſich ihm vom Anfang bis zu Ende. Marie empfing Ferdinands Huldigungen mit einiger Verlegenheit, aber ihre Rolle als Dame des Hauſes, und die Aufmunterungen des Barons machten es ihr zum Geſetz, erfreut zu ſcheinen, und überdies fand ſie an Niemand die Anmuth, die liebenswürdigen Manieren und die ausgezeichnete Galanterie, die ſie an dem jungen Herrn bemerkte. Gegen Mitternacht dachte Jedermann an die Rückkehr; ſobald die Baronin ſich von den Damen frei ſah, denen ſie beſondere Rückſichten ſchuldig geweſen, begab ſie ſich in ihre Zimmer, um ein wenig auszuruhen, während der Baron einige Herrn in die Treibhäuſer führte, die er mit großen Koſten hatte erleuchten laſſen. Ferdinands Vater, ein Freund der Botanik, war von der Geſellſchaft, ſein Sohn aber war allein zurückgeblieben, um am Fuße eines Thurmes die friſche Nachtluft einzuahmen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch bei E. M. Arndt. *)

„Wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege!“
Uhland.

Von den Abgeſchiedenen zurück zu den Lebendigen! Hat doch das hergebrachter Maßen gültige Motto ſich mir wiederum mit Gewalt aufgenöthigt: „Nur der Lebende hat Recht!“ Iſt mir doch die Gleichgültigkeit der ruhig und geſchäftig ihren Gang der Alltäglichkeit folgenden Jetztwelt an A. W. von Schlegel's Grabe auf's neue ſchroff und unerquicklich entgegengetreten und die Richtigkeit der Gegenwärtigkeitsphiloſophie und ihrer durchſchlagenden Conſequenzen bei dem Andenken an die vergeſſenen großen Todten klar zu Tag gelegt worden. Laßt die Todten ihre Todten begraben! So ruft man mir überall entgegen. Nur der Augenblick hat Recht! D'rum zurück zu euren Lebendigen und zur Gegenwart!

In meinem Hotel fand ich Freunde und beſonders einen berühmt gewordenen jungen Maler vor, eine liebe Erſcheinung, die auf alle Art verſuchte, mich durch Humor und Scherz zur Gegenwart zu bekehren. Endlich blieb mir nichts übrig, als mich zu ergeben und mich wiederum zur Gegenwart zu bekennen.

Ich beſchloß deßhalb gleich, den Reſt meines Tages, der für Excurſionen in die Umgegend ungünſtig erſchien, zu Beſuchen zu verwenden. Es war noch gerade eine Beſuchſtunde, und ich brannte vor Begier, Männern wie Dahlmann, Arndt, Simrock, Kinkel mich vorzuſtellen. A tout seigneur tout honneur! Dem wackern Sänger des „deutſchen Vaterland“ und dem berühmten Hiſtoriographen der „engliſchen“ und „franzöſiſchen Revolution“ gehört gebührlicher Maßen der Vortritt. Mit der Melodie des Arndt'ſchen Liedes, das in der That erſchallt „ſo weit die deutſche Zunge klingt“, ſchritt ich aus meinem am Markt gelegenen Hotel, ging über den Münſterplatz, wo ich Beethovens Monument, das mit den ernſtdurchfurchten, ſtreng-genialiſchen Titanenzügen auf die Epigonenwelt verſöhnt herniederblickt, pflichtſchuldigſt begrüßte, trat durch eine als Thor bezeichnete, etwas merveilleuſe Eingangspforte ins Freie hinaus und ſchritt durch den uniformgemäß und ſteifleinen, wie mit dem Doctorhut unter'm Arm angelegten Univerſitätspark der Koblenzer-Straße zu, an deren Ende E. M. Arndt's Wohnung liegt. Mein Weg führte mich beim Hofrath Dahlmann vorbei, dem meine Aufwartung zu machen, ich bei meiner großen Verehrung für ſeine Perſon und volle Hochachtung für ſeine großen Verdienſte um die vaterländiſche Geſchichtſchreibung mir nicht verſagen konnte. Durch die Dienerſchaft wurde mir jedoch gemeldet, daß der Profeſſor die Germaniſten-Verſammlung in Frankfurt a. M. bezogen habe und ſpäter mit ſeiner Gemahlin einen Landaufenthalt in der bei Koblenz reizend gelegenen Laubach zu nehmen gedenke, um ſeine etwas leidende Geſundheit zu kräftigen. Ich hinterließ meine Karte und ſetzte mit den beſten Wünſchen für des trefflichen Mannes Wohlergehen meinen Weg zu E. M. Arndt fort.

Beinah am Ende der ſogenannten Koblenzer-Straße liegt in einem Garten eine einfache, zweiſtöckige, gemüthlich ausſehende Wohnung, die auf einer Seite villaartig an den Rhein, auf der andern Seite jedoch an einen einfach und ſchlicht hergerichteten Garten gränzt. Du drückſt an die gaſtfrei nur angelehnte Gartenpforte und trittſt in das Bereich des großen Mannes ein; überall umgibt dich Gemüthlichkeit und Einfachheit; wohin du blickſt, wird dein Auge wohlgefällig ruhen, der kleinſte Gegenſtand wirkt wohlthuend auf dich ein, und Alles ſcheint dir das entzückende Geheimniß zuzurufen, daß du dich in der Wohnung eines deutſchen Mannes befindeſt. Gerade ſo hatte ich mir E. M. Arndt's Wohnung gedacht: aus der engdrückenden Atmoſphäre der Stadt-

*) Aus der „Düſſeld. Ztg.“

Digitized by Google

ſtraßen hinausgerückt ins Freie, angelehnt an die Ufer des ſchönen Rheinſtroms, mit der ſchönſten Ausſicht auf die Umgegend und beſonders das nahegelegene Siebengebirge mit ſeiner reichen Staffage umliegender Städtchen und Dörfer. Durch die Gartenpforte eingetreten, ſchritt ich gerade auf das vorliegende Haus; ein junges Mädchen, wie ich ſpäter erfuhr, die einzige Tochter E. M. Arndt's, und eine ältliche Dame, des Profeſſors Frau, waren bei meinem Eintritt im untern Hauſe beſchäftigt und machten in ſehr liebenswürdiger Weiſe die Honneurs deſſelben. Ich ward durch herzueilende Dienerſchaft dem Profeſſor gemeldet und bald in ein großes, helles, gemüthlich hergerichtetes Zimmer eingelaſſen.

Das Zimmer, welches Arndt's Arbeitsſtube zu ſeyn ſchien, lag in einer Ecke des Hauſes, ſo daß es von zwei Fenſterreihen überhelles Licht erhielt und die herrlichſte Ausſicht auf das Siebengebirge verſtattete. Auf den Tiſchen lagen Bücher, Karten, aufgeſchlagene Folianten, Manuſcripte umher, auf den Kommoden ſtanden Büſten, Figuren und Zierrathe aller Art, an den Wänden hingen mehrere in Oel gemalte Portraits, unter denen ich das des Generals Gneiſenau zu erkennen glaubte. Der am äußerſten Zimmerende angebrachte Arbeitstiſch war mit Büchern und Manuſcripten bedeckt, und vor dem Sophaſitz lag eine, wie es ſchien in Arbeit begriffene Abhandlung, die ganz mit Arndt's kräftiger Handſchrift abgefaßt, vielfach corrigirt, durchſtrichen, übergeſchrieben und gefeilt zu ſeyn ſchien. Das Ganze trug das Gepräge einer angeſtrengten, aber ſehr geordneten und wohlthuenden Thätigkeit.

„Seyen Sie mir herzlich willkommen!“ ertönte eine volle, herzige Stimme, und E. M. Arndt ſtand vor mir. Ich machte meine Verbeugung und brachte die Gründe meines Beſuchs vor, worauf mir der treffliche Mann mit der biederſten Freundlichkeit die Hand reichte und mich bat, neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen. Arndt gehört zu den kräftigen Geſtalten, die ſelbſt im Alter ſich noch das Feuer eines Jünglings bewahrt haben. Das Geſicht ſieht noch voll und geſund-geröthet aus, die Haare ſind ehrbar gebleicht, aber noch ſtark und voll, der Kopf iſt nach dem Kinn zu etwas länglich geformt, mit einer Naſe, welche des ehrwürdigen Lavater Entzücken erregt haben würde, ſo gerade, ſtark und feſten, unerſchütterlichen Charakter bekundend, iſt dieſelbe geformt, das Auge ſtrahlt von Freundlichkeit, Redſeligkeit und herziger Gutmüthigkeit; die ganze Erſcheinung zeigt Kraft und Stärke im edelſten Verein von Milde, Herz und Gemüth; alle deutſchen Tugenden ſind in ihr vereinigt: Kraft, Biederkeit, unerſchütterliche Treue, Gemüth und Sinnigkeit, Milde und Gewogenheit, leicht erregbares Gefühl und Fähigkeit, mit Felſentreue zu lieben oder auch unerſchütterlich zu haſſen.

So iſt E. M. Arndt eine Erſcheinung, bei deren erſtem Begegnen man ſich wohl fühlt, alles Gezwungene, Bedrängtſeyn fällt fort, man ſteht als Menſch dem mit den edelſten Gaben ausgeſtatteten Manne gegenüber und möchte ihm Alles ſo gerne vertrauen, Alles was Herz, Sinn, den Geiſt bewegt, man möchte niederknieen vor dieſer Geſtalt und mit hingebender Pietät Treue geloben dem Vaterlande, dem der edle Mann in der erhabenſten Liebe ſein Daſeyn geweiht hat. Was wir geſprochen haben? Wir ſprachen über eine Stunde lang von der Geſchichte der Völker, wobei der Verfaſſer der trefflichen „vergleichenden Völkergeſchichte“ die tiefſten Urtheile fällte, wir ſprachen auch über Natur- und Kunſtſchönheiten und ſchloſſen mit einem Geſpräch über die Jetztzeit und die zunächſt liegenden Verhältniſſe.

Arndt ſpricht ſehr volltönig und in der Regel ſehr laut, ſein Organ iſt umfaſſend und kräftig, wie ſeine Erſcheinung; in der Hitze der Rede kann ſich der würdige Mann mit Jünglingsfeuer in Ton und Gebärde über einem Gegenſtande begeiſtern und mit unerſchütterlicher Feſtigkeit ſeine Behauptung feſthalten. Ich ſah bei einem alten Manne nie eine ſolche unvergängliche Biegſamkeit des Geiſtes, ſolche Elaſticität der Auffaſſung, ſolche Kräftigkeit, von Pathos und Rednerei entfernt liegende Begeiſterung der Mittheilung. Ganz zuletzt ſprach ich noch über ſeine Werke und bemerkte, daß dieſelben in jetzigen ſchwierigen Zeitverhältniſſen als Kräftigung der Deutſchheit, der Nationalität, der Abweiſung aller Ausländerei dem deutſchen Jünglinge zum treueſten Hoffnungsanker geworden ſeyen, und daß dieſelben in ihrer Sammlung „an und für die lieben Deutſchen“ bereits Gemeingut des deutſchen Volkes ſeyen.

Von dem Liede: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ zu reden, vermied ich abſichtlich, weil die Broſchüre des Profeſſors Delbrück, die bekanntlich mit philologiſcher Sonde ſehr dürre und trocken das „Volkslied“ analyſirt hat, mir ins Gedächtniß kam und vielleicht zu einer unangenehmen Stimmung, die ich in dieſem Augenblick um alle Welt nicht hervorrufen wollte, veranlaßt hätte.

Ich erhob mich und ſchied, von dem kräftigſten Händedruck und Scheidewort geleitet, um eine der ſchönſten Erinnerungen meines Lebens bereichert.

Beim Abſchied empfahl mir Arndt eine kleine Schrift von ihm zur gelegentlichen Lectüre. Ich erwiederte: es ſolle das erſte Buch ſeyn, das ich nach meiner Rückkehr zu Hauſe leſen würde. Ich habe Wort gehalten, das Buch liegt vor mir, und jedes Wort ruft mir wiederum die edle, ächt-deutſche Geſtalt ſeines Verfaſſers ins Gedächtniß zurück. L. S—y.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Wochenſchrift für Kinder.) Zur Belohnung für den Fleiß und die Artigkeit der wißbegierigen Kinderwelt kommt in der Buchhandlung von A. Bielefeld in Karlsruhe unter dem Titel: „Die Kinderwelt“ eine Wochenſchrift heraus, welche eine ſchöne Auswahl ſinniger Erzählungen und Mährchen für Kinder darbietet, und, gebunden, für dieſe eins der paſſendſten Weihnachtsgaben bildet. Einer jeden, wöchentlich in einem halben Bogen erſcheinenden Nummer dieſer Kinder-Wochenſchrift iſt ein feines, ſchön illuminirtes, auf den Text der Erzählung ſich beziehendes Bild beigegeben; der Preis eines Vierteljahrs beträgt 1 fl. 21 kr., wofür man Lehrern, Eltern und Vormündern dieſe „Kinderwelt“ recht gut empfehlen kann.

(Berlin.) Ein modernes Kleidungsſtück, ein wahres Meiſterſtück der Schneiderkunſt, wurde bei einem vornehmen Diebe in Berlin vorgefunden. Ein Frack, oder wie man die Zuſammenſetzung nennen will, der ſich mit geringer Mühe, oft durch einen Zug, in einen Ueberrock verwandeln ließ; ſelbſt die Knöpfe daran bildeten Metamorphoſenſtücke, und auch der Kragen konnte mit einem Ruck von Tuch oder Sammt ſeyn. Das merkwürdige Kleidungsſtück, ganz für ein Raritätenkabinet geeignet, war nach der Angabe des Diebes gefertigt, und dazu beſtimmt, im Falle der Verfolgung durch plötzliche Umgeſtaltung irre zu leiten. Eine Menge heimlicher Taſchen verlieh dieſem Induſtrieerzeugniſſe auch noch in anderer Beziehung einen hohen Werth für den Beſitzer.

(Das Wunderkind.) Ein Vater ging mit ſeinem Kinde auf dem Glacis in Wien ſpazieren. „Das iſt ja ein allerliebſtes Büble“, ſagte ein Bekannter zum Vater, indem er dem Knaben die Locken ſtreichelte. „Ja, ſchauen's Ew. Gnaden“, erwiederte der Vater, „dies iſt a Wunderkind“. „Nun, wie ſo denn?“ „Denken's ſich, dies Kind iſt ſchon zwei Jahre alt und ſpielt noch nit Violin.“

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Aus dem Kinzigthale, 2. Nov.

Ein trauriger Vorfall hat ſich am 26. v. M. wieder in unſerem Kinzigthale ereignet, der in Aller Mund iſt und wohl für Manchen die warnende Lehre enthalten dürfte, ſich nicht von übereilter und ganz unüberlegter Handlungsweiſe hinreißen zu laſſen, ſtatt mit Einſicht und Umſicht zu Werke zu gehen. Nur wem die letztere Benehmungsweiſe eigen iſt, wird ſich im Leben daran gewöhnen, überall zwiſchen Wichtigkeit und Nichtwichtigkeit ꝛc. einen Unterſchied zu machen. Einer der Polizei-Sergeanten in dem Städtchen Gelnhauſen gewahrte, daß ein junger fremder Menſch einige Häuſer beſuchte, wovon er ſich wahrſcheinlich nichts Anderes denken mochte, als daß ein Handwerksburſche ſich einige milde Gaben fordere. Als daher derſelbe in ein anderes Haus ging, folgte unbemerkt der Polizei-Sergeant. Zeitig mochte jedoch Jener Dieſen bemerkt haben; denn unvermuthet rannte er dem gerade in das Haus eintretenden Polizei-Sergeanten dergeſtalt entgegen, daß Letzterer zu Boden fiel, und Jener ſuchte ſodann ſeine Entweichung ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Auf den Anruf des Polizei-Sergeanten fanden ſich Einige (und zwar Gelnhäuſer, während Andere unbekümmert vorüberzogen), welche nichts Wichtigeres zu thun glaubten, als den Entfliehenden auf das Aeußerſte verfolgen zu helfen. Der Fremdling wadete dann durch die einen guten Büchſenſchuß weit vorüberfließende Kinzig; aber hiermit nicht genug, auch einer der Verfolgenden lief dem Fliehenden auf das jenſeitige (ſüdliche) Ufer nach, ſo daß derſelbe, als er noch eine weitere Strecke nach unten verfolgt worden, ſich nicht anders retten zu können glaubte, als daß er nochmals die Kinzig, und zwar wieder nach dem andern Ufer hin, durchwade. Doch diesmal fand er ſeinen Tod. Zu ſehr erhitzt, mochte ihn ein Schlagfluß getroffen haben. Alsbald von dem am ärgſten Verfolgenden ſelbſt wieder mit eigener Lebensgefahr (da insbeſondere der Fluß hier ſehr tief war) an's Ufer gebracht, beſchloß er augenblicklich mit einigen Zuckungen ſein Leben. Der Unglückliche war, wie ſich hernach herausſtellte, ein Webergeſelle aus Mitweida im Sächſiſchen, Namens Werner, den nur ſein Ehrgefühl oder die Furcht vor den Folgen des Fechtens, wovon er vielleicht bereits den Vorgeſchmack gehabt hat, zu ſo ſehr gefährlichen Entweichungsverſuchen anſpornte. Lag es auch, die Sache von der günſtigen Seite betrachtet, nicht in der Abſicht der Verfolgenden, eine Parforcejagd auszuüben, ſo iſt doch die That nicht grade eine ſehr lobenswerthe. Da der Unglückliche in der Gemarkung der Gemeinde Roth ſeinen Tod gefunden hatte, ſo lag jener Gemeinde zunächſt die Sorge für deſſen Beerdigung ob, deren ſie ſich in ſehr ehrenvoller Weiſe, wie beſonders bemerkt zu werden verdient, entledigt haben ſoll. Auch an einer kernigen Begräbnißrede des betreffenden Hrn. Geiſtlichen ſoll es nicht gefehlt haben. Nur um Andern ein warnendes Beiſpiel zu geben, glaubte ſich Einſender nicht unnütz zu beſchäftigen wenn er dieſem bedauerlichen Vorfalle eine weitere Verbreitung verſchaffe.

Kaſtel, gegenüber Mainz, im Nov. (Eingeſandt.)

Am 14. Oct. letzthin iſt hier ein junger Mann zu Grabe getragen worden, deſſen hoher ſittlicher Werth, deſſen bürgerliche Tüchtigkeit, deſſen edles Benehmen unter allen Verhältniſſen ihn zu einer Zierde unſeres Städtchens machten. Wie ſehr er von Allen geliebt und geachtet war, davon konnte ſich Jeder am 14. Oct. überzeugen. Die ganze Bevölkerung der Stadt bildete ſeinen Leichenzug; keine Confeſſion ſchloß ſich aus; Katholiken, Proteſtanten, die ganze israelitiſche Gemeinde ſah man der Leiche folgen und viele Leute meinten, eine ſolche Beſtattung hätte man in Kaſtel noch nie erlebt. Wir reden nicht von dem Schmerze ſeiner Verwandten, von welchen ohnehin Einer in der jüngſten Zeit ſonſt noch Unerfreuliches erleben mußte; nein, für die ganze Stadt war es ein Trauertag. Gar Mancher, der dem jungen Manne, oder wenigſtens ſeinen nächſten Verwandten, unfreundlich geſinnt geweſen, gar Mancher, der ſeine Stellung als ein Mittel angeſehen, ſeine Abneigung gegen die Letzteren zu befriedigen, hat jetzt bitter jede Kränkung bereut, die dadurch dem edlen Verblichenen zu Theil geworden. Die Stadt aber bedauert tief den unerſetzlichen Verluſt eines ſo hoffnungsvollen Mannes, der nicht in Worten, ſondern durch Handlungen bewies, welche Mitwirkung ſeine Mitbürger einſt von ihm zum allgemeinen Wohl zu erwarten hatten. Friede ſeiner Aſche — und Reue und Beſſerung Denen, die ihn beneideten!

Frankfurt a. M.

Hartig's rhetoriſche Uebungen.

Seit einem Jahre widmet der als Menſch und Künſtler gleich achtungswürdige Hr. Hartig Zeit und Kräfte, die ihm ſeine Wirkſamkeit an unſerem Theater übrig läßt, dem Unterrichte im Tonleſen, im Recitiren memorirter Stücke unſerer klaſſiſchen Proſaiker und Dichter und im extemporirten freien Vortrag. Der Erfolg ſeiner Bemühungen mit ſeinen nach Vorkenntniſſen und Befähigung geordneten Schülern gibt derſelbe, nach einer Anzahl von Privatſtunden, in öffentlichen Wiederholungen, worin ſowohl Einzelne, als auch Mehrere im Zuſammenwirken, Beweiſe ihrer Fortſchritte ablegen. Mehrere ſolcher Verſammlungen, zu denen ſich ſtets eine große Anzahl gebildeter Zuhörer und Zuhörerinnen, welche dazu die Einladungskarten empfangen, einfinden, haben ſchon die allgemeine Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit eines ſolchen, mehr aus Liebe zur Sache, als in Abſicht auf Geldgewinn begonnenen Unternehmens befeſtigt, welche Hr. Hartig in ſeinen, von Sachkenntniß zeugenden, populären Einleitungsreden, die ſich über das Formale und Materiale, über Methode und Inhalt ſeiner Uebungen auf das Umfaſſendſte verbreiten, hinlänglich beleuchtet hat. — Nicht blos eine Unterhaltung in ernſterer Art, welche Jünglinge und junge Männer von in ſittlicher und ſocialer Beziehung gefährlichen Zerſtreuungen abzieht, gewähren dieſe Unterrichtsſtunden und öffentlichen Uebungen, ſondern, mit den ſchönſten, reinſten und geſinnungsvollſten Erzeugniſſen unſerer vaterländiſchen Schriftſteller älterer und neuerer Zeit ſich beſchäftigend, tragen ſie auch zur Ausbildung des Geiſtes, zur ſittlichen Kräftigung des Charakters, zur Mehrung und Berichtigung der nothwendigſten Kenntniſſe in der deutſchen Literatur und allgemeinen Geſchichte, zur Veredlung des Geſchmackes weſentlich bei. Erheiſcht aber auch nicht unſere Zeit, welche ſo große Forderungen ſtellt an die Bildung Solcher, die ſich dem Geſchäfts- und Gewerbſtand widmen, daß ſie die Fähigkeit ſich aneignen, das klar Erkannte auch verſtändlich Jedem darzuſtellen, in richtiger Gedankenfolge und reinem Ausdruck ſchriftlich und mündlich ihre Anſichten zu entwickeln, nicht blos über Gegenſtände ihres Faches, das an und für ſich ſchon eine feſte wiſſenſchaftliche Begründung, ſondern auch über Fragen allgemeiner Bildung und des öffentlichen Lebens und Intereſſes? Auch dieſe Fertigkeit wird am ſicherſten allein in ſolchen Uebungen gewonnen, wie ſie Hr. Hartig mit ſeinen Schülern anſtellt. Wir empfehlen daher ſein Unternehmen einer recht zahlreichen Theilnahme und weiſen die Intereſſenten an Hrn. Hartig, der ihnen Plan und Subſcriptionsliſte vorlegen und zur Beſprechung wegen Privatſtunden bereit ſeyn wird.

Nächſten Mittwoch den 11. Nov. d. Mts. wird Hr. Eliaſon, Mitglied des Frankfurter Orcheſters, unter Mitwirkung mehrerer ausgezeichneter Künſtler ein großes Vocal- und Inſtrumental-Konzert veranſtalten. Hr. Eliaſon hat bei dieſer Veranlaſſung ſo zahlreiche Subſcribenten gefunden, daß er ſich veranlaßt ſieht, ſein Konzert im Saale des Weidenbuſches zu geben. Um dieſer freundlichen Betheiligung zu entſprechen, hat der Konzertgeber dafür Sorge getragen, daß durch Reichhaltigkeit und gediegene Ausführung der Muſikſtücke den Freunden der Tonkunſt ein genußreicher Abend bereitet werde. Bei der rühmlich bekannten Virtuoſität des Hrn. Eliaſon bedarf es hier keiner weiteren Empfehlung und haben wir nur auf das dieſer Tage erſcheinende Programm zu verweiſen.

Geſchichtliche Vorleſung.

Vierte Vorleſung; Montag, 7. Nov., Abends 7 Uhr:

Die hervorragendſten und intereſſanteſten Perſonen und Charaktere aus der Zeit von 1740 — 1756. Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 8. Nov. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberöſterreich, Poſſe mit Geſang in 2 Abth., von F. Kaiſer, Muſik von A. Müller.

Montag, 9. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Reger und zum Erſtenmale): Ein deutſcher Leinweber, Schauſpiel in 4 Abtheilungen, von Ludwig Storch und Friedrich Adami. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

№ 310. Dienſtag, den 10. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

Die Thüre zur geheimen Treppe war offen, die Treppe ſelbſt ſtrahlte von Licht, und war mit Blumen geſchmückt. Ferdinand ſtieg die Stufen hinauf und befand ſich bald am Eingange des Boudoirs; er ſah ſich allein und konnte nun mit Muße alle Gegenſtände, die in meinem Umfange enthalten waren, durchmuſtern. Das Portraitt Derjenigen, die einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit, es ſtellte, nach der Mode der Zeit, die Baronin als Nymphe halb nackt dar; mit Bedauern weilten Ferdinands Augen auf dieſem Bilde, welches Marie in ihrem größten Reize brandmarkte: in ihrer kindlichen Schamhaftigkeit . . . „Sie achten jetzt nichts mehr, die heutigen Künſtler,“ ſagte er; „gewohnt, entehrte Frauen zu malen, entehren ſie unſchuldige. Gewiß war ſ i e es nicht, die ſich ſo darſtellen laſſen wollte.“

Die Baronin erſchien; ihr ſeidenes Kleid rauſchte, als es an die Thüre ſtreifte, und riß den jungen Grafen aus ſeinen Betrachtungen, um ihn in ein Meer von Entzücken zu ſtürzen; das Modell ſtand vor ihm, er konnte den Ausdruck dieſer himmliſchen Augen, die einfache und beſcheidene Haltung, die elegante und keuſche Toilette des Originals mit jenem Frauenportrait vergleichen, das durch die verdorbenen Sitten des Jahrhunderts entweiht worden war; er hatte ſeine Augen ohne Verwirrung auf die Copie gerichtet, vor dem Modell mußte er ſie ſenken. Die Baronin war ganz erſtaunt, den, der ſie den ganzen Abend überall verfolgt hatte, noch da zu finden.

„Wie haben Sie, Herr Graf, in mein Boudoir gelangen können?“

„Ich fand die Thüre unten am Thurme offen.“

„Noch um dieſe Stunde?“

„Sie ſcheinen mir zu zürnen, gnädige Frau, daß ich ohne Ihre Erlaubniß hier eingedrungen?“

„Nein, Herr Graf, im Gegentheil, ich fühle mich durch den Beſuch, den Sie meinem Boudoir abzuſtatten beliebten, ſehr geehrt, und bitte Sie, ſich auf dieſen Seſſel ein wenig niederzulaſſen. Sie ſind die erſte Perſon, die ſich darauf ſetzt, da ich es dem Baron ſelbſt bisher nicht geſtattet habe.

„Wirklich? Dieſes Boudoir iſt alſo der Ihnen allein geweihte Tempel, Madame?“

„O nein, aber bis heute hat außer mir noch Niemand das Boudoir betreten. Wie finden Sie es, Herr Graf?“ fragte ſie mit dem Lächeln eines Kindes, welches wünſcht, daß man ſein neues Spielzeug bewundere.

„Bezaubernd,“ entgegnete Ferdinand, die Blicke auf das Portrait der Baronin geheftet, „ja, Madame, entzückend, aber bei weitem weniger als Sie!“

„O welche Schmeichelei! Dieſes Portrait iſt weit ſchöner als ich; ich komme mir im Vergleich zu dieſer herrlichen Frau nur wie ein Kind vor.“

„Ja,“ ſagte der Graf, „zwiſchen Ihnen und dieſem Bilde iſt ein Unterſchied wie zwiſchen einem Engel und einer Hofdame?“

„Sehen Sie,“ ſagte die Baronin ſich erhebend, wahrſcheinlich um nicht eine Vergleichung fortſetzen zu laſſen, wobei ihre Beſcheidenheit mehr zu verlieren, als ihre Koketterie zu gewinnen hatte, „ſehen Sie, Herr Graf, von dieſem Fenſter aus kann man herrlich Ihr Schloß wahrnehmen. Wenn Sie dieſen Abend den Thurm noch beleuchtet ſehen könnten, ſo bin ich überzeugt, daß er eine herrliche Wirkung hervorbringen müßte.“

Sie waren beide an's Fenſter getreten.

„Ich zweifle nicht an dem Glücke,“ ſagte Ferdinand, „das ich empfinden werde, wenn ich das Fenſter Ihres Boudoirs erblicken werde. Dieſer Theil Ihres Parkes ſcheint ſehr einſam.“

„Bevor man an mein Boudoir dachte,“ ſagte die Baronin, „war dieſer Thurm unter hundertjährigen Bäumen begraben. Wenn Sie wüßten, Herr Graf, welchen Schauder ich empfand, als ich zum erſtenmal den Ort betrat; ich ſehe noch ſeine feuchten und düſtren Mauern, Entſetzen erfaßt mich noch, wenn ich daran denke; ich muß aber geſtehen, daß er nicht mehr wieder zu erkennen iſt: Feen können keine reizendere Verwandlungen bewirken.“

„Wenn auch die Fee ſelbſt nicht mitgewirkt hat,“ erwiederte der Graf, „ſo wußte ſie doch die Künſtler zu begeiſtern; und um Ihnen zu gefallen, Madame, muß Nichts unmöglich ſeyn.“

„Der Baron hat es bewieſen,“ ſagte ſie, „denn er hat aus meinem Boudoir ein kleines Weltwunder gemacht.“

„Sie ſagten, Frau Baronin,“ begann Ferdinand wieder, ſich ihr mehr nähernd, „man könne von dieſem Fenſter meines Vaters Schloß ſehen?“

„So iſt's, mit einem Augenglaſe könnte man ſich guten Morgen ſagen.“

„Statt des Glaſes hat man Augen.“

„Ich glaube nicht, daß die Augen genügen werden.“

„Dann nimmt man das Herz zu Hülfe, und das Herz erräth.“

„Mit einem Augenglaſe wird man ſich noch weniger täuſchen.“

„Und ich ſchwöre Ihnen, daß ich mit Hülfe meiner Augen und meiner Erinnerungen beſſer ſehen werde. Und wenn Sie mir verſprechen wollen, ſich morgen an's Fenſter zu ſetzen, ſo werde ich Ihnen die Stunde nennen, in der Sie es gethan haben.“

„Gut, ich verſpreche es Ihnen, Herr Graf, aber Sie dürfen kein Augenglas zu Hülfe nehmen.“

„Ich werde mich hüten, es würde Ihre Züge trüben, die rein und himmliſch, wie ich ſie vor mir ſehe, ewig meinem Gedächtniſſe eingeprägt bleiben werden.“

„Kommen Sie, Herr Graf,“ ſagte die Baronin mit einer

Digitized by Google

Stimme, welche das ungeſtüme Klopfen ihres Herzens gegen ihren Willen zittern machte, „wir müſſen in den Saal zurück, die Herren dürften ihre botaniſche Excurſion beendigt haben.“

„Wie, ſchon jetzt dieſen reizenden Aufenthaltsort verlaſſen!“ ſagte Ferdinand.

„Es muß ſeyn. Ich werde bald wieder hieher zurückkehren, denn es iſt auch mein Betzimmer. Sehen Sie einmal den ſchönen Betſtuhl, den der Baron hat hineinſetzen laſſen. Wenn ich des Morgens mein Fenſter öffne, ſcheinen die Vögel ihren Geſang mit meiner ſchwachen Stimme zu vereinigen und mich einzuladen, meinen Geiſt wie ehema's zu ſammeln, wenn ſich meine Seele zu meinem Schöpfer erhob.“

„Ehemals!“ ſagte der Graf erſtaunt; „es giebt für Sie kein Ehemals mehr, Madame.“

„Sie glauben, Herr Graf, daß ich erſt ſeit heute lebe?“

„Ich wage es nicht zu denken, Madame, weil mich dies an ein Glück glauben ließe, welches zu hoffen mir nicht erlaubt iſt.“

„Welches?“

„Ich werde glauben, daß Sie heute zum erſtenmale glücklich geweſen ſeyen, und dies würde zwiſchen mir und Ihnen eine Sympathie vorausſetzen, die ....“

„Kommen Sie, Herr Graf, ich höre die Stimme meines Mannes und fürchte ....“

„Was fürchten Sie?“

„Daß er ſich über meine Abweſenheit wundert.“

In der That wartete alle Welt im Saale auf die Baronin, um Abſchied von ihr zu nehmen; Jeder machte ihr ja nach ſeinem Geſchmacke und Geiſte ein Kompliment. Der Herzog küßte ihr die Hand, ſein Sohn verbeugte ſich tief, die Wagen fuhren ab, und bald war Alles ſtill und finſter, ausgenommen der Thurm, der bis zum halben Tage erleuchtet blieb.

Der Baron ſchlief ein, an ſein Feſt, an die zahlreichen Gäſte, die er dabei empfangen, denkend; die Baronin, an eine einzige Perſon, die ſich ſo eben entfernt hatte. Der Baron ſchlief feſt, Marie ſchlummerte nur; ſie ging mehreremale in der Nacht in ihr Boudoir. Als ſie ſich einen Augenblick an's Fen er geſtellt hatte, bemerkte ſie ein helles Licht, welches einen Punkt im Schloſſe des Herzogs beleuchtete. Sobald der Tag angebrochen war, gedachte ſie ihres Verſprechens und verweilte eine Zeitlang am Fenſter, um ſicher zu ſeyn, daß ſie geſehen werde; dann wollte ſie, ihrer Gewohnheit nach, beten, aber diesmal beſaß nicht Gott allein ihre Gedanken; ihre bisher von aller weltlichen Berührung freie Einbildungskraft hatte endlich den elektriſchen Funken empfangen. Von einer beſcheidenen jungen Frau, die nichts kannte, war ſie zu einer reichen, betitelten übergegangen; ſie begriff nun, daß Vermögen und Titel einer Frau das Privilegium geben, in Schutz zu nehmen und das Recht, Huldigungen zu empfangen. Einen ganzen Tag lang war ſie der Gegenſtand der Sorgfalt eines jungen Herrn geweſen, und ſo glaubte ſie, ihre Beſtimmung ſey, ſich anbeten zu laſſen, und ward, ohne eitel zu ſeyn, von dem Werthe, welchen Vermögen und Zufall ihr verliehen, berauſcht; ohne gerade kokett zu ſeyn, glaubte ſie ſich mit Recht ein Gegenſtand der Bewunderung, und ließ ſich in aller Unſchuld von einem glänzenden Manne den Hof machen, der ſie, ohne daß ſie es merkte, in eine ſchuldvolle Intrigue hineinziehen ſollte.

Was war die Urſache der Umwandlung meiner jungen Herrin? Ich, das Boudoir, das die Urſache zum Feſte, die Urſache eines Tête-à-tête, die Urſache des Ausſichtspunktes geweſen, den man im Park angebracht, um des Herzogs Schloß zu ſehen, die Urſache der erſten Unvorſichtigkeit meiner Herrin, und die Urſache endlich aller Arten von Unglück! .... Ach! der Baron hätte beſſer gethan, mich unter meinen großen Bäumen zu laſſen! Aber die Baronin mußte ein Boudoir haben! Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles iſt eitel!

(Fortſetzung folgt.)

Schuſelka über die deutſchen Juden.

In der bei Hoffmann und Campe in Hamburg in dieſem Jahre erſchienenen „deutſchen Volkspolitik von Schuſelka“ befindet ſich ein Aufſatz über die deutſchen Juden, worin auch Diejenigen, welche ſonſt mit des Verfaſſers politiſchen Anſichten nicht oder nicht ganz einverſtanden ſind, viel Beherzigenswerthes finden werden. Einige Auszüge daraus werden unſere Leſer in den Stand ſetzen, darüber zu urtheilen.

Das wirkſamſte Haupthinderniß der Judenerlöſung, ſagt unſer Verfaſſer, liegt unſtreitig blos in unſern chriſtlichen Vorurtheilen und perſönlichen Antipathien. Es gibt freiſinnige Männer, welche es offen ausſprechen, daß ſie von unſerer Ungerechtigkeit gegen die Juden vollkommen überzeugt ſind, daß ſie aber deſſen ungeachtet durch ein gewiſſes Etwas, durch ein angeerbtes, ja angebornes Vorurtheil, durch eine unbezwingliche Abneigung verhindert ſeyen, für die gänzliche Aufhebung jener Ungerechtigkeit zu ſtimmen. Allein, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß in den jetzigen Volkszuſtänden der Juden noch Mancherlei vorkomme, was eine gewiſſe Abneigung erregen kann, und wenn es ferner nur allzu wahr iſt, daß die mit der Muttermilch eingeſogenen Vorurtheile das ganze Leben beherrſchen, ſo iſt es doch eben für diejenigen Freiſinnigen, die wirklich von einem Vorurtheil, von einer Antipathie gegen das Judenthum und gegen die Juden beſeſſen ſind, um der allgemeinen Freiheit willen die dringendſte Pflicht, für die Judenfreiheit zu wirken. Denn laſſen wir perſönliche, angeerbte Vorurtheile und Neigungen in politiſchen Dingen herrſchen, ſo rechtfertigen wir dadurch die uns allen feindlichen Vorurtheile und Neigungen Derjenigen, die uns Alle beherrſchen.

Es gibt freiſinnige Volksmänner unter uns, die dem Prinzip nach das Recht der Juden auf ſtaatsrechtliche Gleichſtellung und Freiheit anerkennen, aber dennoch gegen die unverſäumte und vollſtändige Durchführung dieſes Prinzips ſtimmen, weil, wie ſie ſagen, die Juden für die Freiheit noch nicht reif ſeyen, ſondern erſt nach und nach durch ſtufenweiſe Conceſſionen herangebildet werden müßten. Buchſtäblich daſſelbe ſetzt eine gewiſſe Partei unſerm eignen Freiheitsſtreben entgegen. Sie iſt zwar auch ſchon ſo weit gebracht, daß ſie die ſtaatsrechtliche Freiheit dem Prinzip nach nicht mehr negiren kann; aber ſie iſt gegen die unverſäumte und vollſtändige Durchführung dieſes Prinzips, weil, wie ſie ſagt, die Völker überhaupt und beſonders die deutſchen Völker für die Freiheit noch nicht reif ſeyen, ſondern erſt durch ſtufenweiſe Conceſſionen herangebildet werden müßten. Wagen wir es nun, über ein Volk, welches ein Theil unſers eigenen Volkes geworden iſt, die Unmündigkeitserklärung auszuſprechen, ſo ermächtigen wir dadurch dieſe Partei, daſſelbe Urtheil über uns ſelbſt zu fällen.

Was der geiſtreiche Verfaſſer ferner als Beweis der innern Nationaliſirung der deutſchen Juden, in Beziehung auf vaterländiſche, literariſche und künſtleriſche Leiſtungen anführt, wie er zeigt, daß gerade ein Jude: Berthold Auerbach „unſer eigentlich deutſches Urvolk in ſeinem innerſten Weſen belauſcht und erkannt hat“, das iſt vielleicht der intereſſanteſte und überzeugendſte Theil ſeines Aufſatzes. Es würde aber die Gränzen dieſes Blattes überſchreiten, daraus weitere Auszüge mitzutheilen, und verdient im Buche ſelbſt nachgeleſen zu werden.

Das Meteor vom 17. October d. J.

iſt nach Zeitungs-Nachrichten an ſehr vielen Orten der Rhein-, Main- und Lahngegenden geſehen worden. Keine dieſer Nachrichten hat aber, ſo viel ich wenigſtens weiß, Beobachtungen mitgetheilt, welche zu einer wiſſenſchaftlichen Beſtimmung der Bahn,

Digitized by Google

namentlich zur Berechnung der Höhe deſſelben, die Mittel gewährten. Ganz vereinzelt ſteht deßhalb bis jetzt eine Beobachtung des Hrn. Dr. Caſſelmann zu Wiesbaden, welcher die ſcheinbare Bewegung als in einem größten Kreiſe erfolgend bezeichnet, der die ſcheinbaren Entfernungen von α Lyrae und ξ Aquilae einerſeits und β Cygni bis α Aquilae andererſeits halbirte, und ſehr nahe an ε Delphini herging. Bei der Unmöglichkeit aber, aus dieſer ſchätzbaren Beobachtung, ſo lange ſie vereinzelt bleibt, nützliche Folgerungen zu ziehen, hat man Hr. Dr. Caſſelmann erlaubt, dieſelbe zu veröffentlichen, mit der Aufforderung an Jeden, der eben im Beſitz ähnlicher beſtimmter Beobachtungs-Umſtände wäre, dieſelben ihm mitzutheilen, um daraus eine Berechnung unternehmen zu können. (Solche wiſſenſchaftliche Angaben, in kurzgefaßten Zuſammenſtellungen, wird die Redaktion der Didaskalia gerne in ihrem Blatte mittheilen.)

Marburg, 4. Nov. 1846. Gerling.

Mannichfaltigkeiten.

(Poſen, 3. Nov.) In der Stadt Konin war vor einiger Zeit ein chriſtliches Mädchen verſchwunden, und es hieß, das Kind ſey von den Juden geſtohlen und gemordet worden, worüber das gemeine Volk furchtbar aufgeregt wurde. Der Bürgermeiſter ließ die Juden ſchnell zuſammenklopfen (in den meiſten polniſchen Städten werden die Juden durch drei Hammerſchläge an die Thüren nach der Synagoge berufen), und befahl ihnen, das Opfer herauszugeben und den Dieb zu ermitteln. Die Straßen füllten ſich mit bewaffnetem Pöbel; überall ſah man Heugabeln und Knittel, und die Juden waren in der übelſten Lage. Gewiß wäre es auch zu unangenehmen Auftritten gekommen, wenn nicht ein Invaliden-Offizier mit 30 Veteranen mit ſcharfgeladenen Gewehren ſich zum Schutz der geängſteten Juden auf dem Ring aufgeſtellt hätte. Dennoch wäre vielleicht der ſchrecklichſte Kampf losgebrochen, wenn nicht ein Bauer unerwartet das Kind gebracht hätte, das er ſchlafend auf einer Wieſe gefunden und deſſen Angehörige er erſt jetzt erfahren hatte. Die Scene hatte damit ein Ende, aber die Juden verlangen nun ſtrenge Unterſuchung; was wird aber dabei anders ermittelt werden, als daß die Leute in der Bildung und Aufklärung noch ſo weit zurück ſind, daß ſie ſolche Thorheiten glauben.

(Neu-Ruppin, 2. Nov.) Ein hieſiger proteſtantiſcher Prediger hat eine auffallend intolerante Geſinnung gegen die deutſch-katholiſche Gemeinde an den Tag gelegt, indem derſelbe in Rückſicht des Umſtandes, daß der hier erſcheinende „gemeinnützige Anzeiger" in ſeinem wöchentlichen Kirchenzettel auch die Taufe eines deutſch-katholiſchen Kindes aufgeführt hat, dieſem Blatte fortan die Liſte der proteſtantiſchen actus min. entzieht, mit der Behauptung, daß die Diſſidenten nicht auf den Kirchenzettel gehören.

In einer Recenſion über die Aufführung des „Hamlet" ſagt die „Allg. Preuß. Ztg." ſehr wahr: „Zu keinem der Shakeſpeare'ſchen Dramen hat der Deutſche ein ſo inniges Verhältniß, als zum „Hamlet"; denn wenn ſonſt bei einer wahr gezeichneten Geſtalt Dieſer und Jener an ſich ſelber denken muß, ſo erleben wir hier, daß eine ganze Nation ſich getroffen fühlt, ihr eignes Temperament, ihre Weltanſchauung wiederfindet und von dem Schickſal des Helden lernt, daß jener Ueberſchuß an Geiſt, dem nicht das gleiche Maß der Thatkraft entſpricht, zum Verderben gereicht."

Nach einem Berichte des Hrn. Klette in Emil Andre's neuer ökonomiſcher Zeitſchrift iſt die Indigopflanze in Dalmatien mit erwünſchtem Erfolge akklimatiſirt worden. Der verſtorbene Gubernialrath und Kreishauptmann Heinrich Reha, der durch das Handlungshaus Juſſuf in Trieſt Indigoſamen aus Aegypten erhalten hatte, war der erſte, welcher ſich für deſſen Anbau thätig intereſſirte. Eine Grundfläche von 1000 Quadratklaftern, mit 24 bis 100 Pfd. Indigoſamen bebaut, gibt 3000 Pflanzen und dieſe im Durchſchnitt 15 bis 16 Pfd. Indigofarbe.

In Wiesbaden hat ſich herausgeſtellt, daß das von der Platte herabgeleitete Quellwaſſer frei von allen chemiſchen Beſtandtheilen iſt. Schweizer Fabrikanten wollen nun in Wiesbaden dieſes Waſſer benutzen, und Gobelins Tapeten, feine Kattune, farbige Seidenſtoffe ꝛc. fabriciren.

Hoffmann von Fallersleben bietet wiederholt ſeine treffliche Bibliothek feil. Gebote unter 2000 Rthlr. werden nicht angenommen. Welche öffentliche Bücherſammlung wird dieſen Schatz erwerben?

(Spaniſche Cenſur.) Der größte Theil der ſpaniſchen Zeitungen beſteht jetzt aus zwei Dritttheil weißem Papier. So erſchien kürzlich der „Expectator" in folgendem Zuſtand. Auf der erſten Seite ſtand: „alle treuen Spanier" und auf der zweiten, ganz unten: „unſer glückliches Vaterland." Auf der dritten ſtanden die Worte: „die Infantin durch ihre Heirath" und am Ende der letzten, vierten „in unſerer nächſten Nummer."

In Elberfeld iſt kürzlich eine „Kreuzigung" von Rubens entdeckt worden, ſehr gut erhalten, mit 17 2—$2\frac{1}{2}$ Fuß hohen Figuren.

(Ansbach, 4. Nov.) Die königl. Regierung von Mittelfranken macht im Intelligenzblatt bekannt: Seine Majeſtät der König haben zu befehlen geruht, daß ſämmtliche k. Regierungen beauftragt werden, in geeigneter Weiſe auf die Bildung von Unterſtützungsvereinen (Vereine zur Herbeiſchaffung von Getreide) hinzuwirken, dieſelben in jeder zuläſſigen Weiſe zu fördern und zu ermuntern, und ihre Einrichtung zu genehmigen.

Das „Neue Muſeum" in Marburg iſt in Gefahr, ebenfalls aufgelöſt zu werden. Das Miniſterium iſt nämlich mit der Conzeſſion, die man ihm unaufgefordert bei der Reorganiſirung des Inſtitutes dadurch machte, daß man feſtſetzte, die ſtudirenden und die nicht-ſtudirenden Mitglieder ſollten, jeder Theil abgeſondert für ſich und aus ſeiner Mitte, die Hälfte des Vorſtandes wählen; damit iſt das Miniſterium noch nicht zufrieden, ſondern es verlangt, daß die Studenten nur außerordentliche, nicht ſtimmfähige Mitglieder ſollen ſeyn dürfen.

(Eßlingen.) Hr. Dr. Mauz hier macht den Vorſchlag, die Kerne der Hagenbutten (der Früchte von Rosa canina) ſorgfältig gereinigt als Thee, oder geröſtet und gemahlen als Kaffee zu verwenden. Sowohl der Thee, insbeſondere aber der Kaffee, ſollen ſehr angenehm zu genießen ſeyn.

(Von der ungariſchen Gränze, 27. Okt.) Zu welch' ſonderbaren Mitteln oft die ungariſche Aemtergier greift, möge folgendes Beiſpiel beweiſen. Ein Hr. v. D., vor langer Zeit einmal Stuhlrichter im Biharer Komitate, wo er ein Schrecken der Bauern war, denen er oft die Baſtonade auf den Bauch geben ließ, dann bekannt wegen ſeines Uebertritts zur katholiſchen Kirche und durch ſeine ſtummberedte Vertretung des rottenborough Pukanecz auf dem letzten Landtage, ſollizitirte vor kurzem bei der königl. ungariſchen Hofkanzlei um eine untergeordnete Stelle. Unter den Gründen, welche er anführte, befand ſich auch der, daß er es jederzeit für Pflicht gehalten habe, mißliebige Perſonen und Demagogen zu denunziren. Dies iſt keine Uebertreibung, ſondern ein getreues Zitat. Es verſteht ſich von ſelbſt, wie die als hochſinnig bekannte Hofkanzlei ein derlei Geſuch aufgenommen.

Digitized by Google

(**Mittel, neuen Wein alt zu machen.**) Man gießt den jungen Wein in eine Flaſche, welche früher alten Wein enthalten hat, läßt aber den Raum eines Trinkglaſes leer. Nachdem die Flaſche ſorgfältig verkorkt worden, taucht man ſie bis an den Hals in heißes Waſſer von 60 Grad Reaumür und läßt ſie eine Stunde lang darin ſtehen. Wenn der Bodenſatz des alten Weines ſich dem jungen Weine mitgetheilt hat, ſchüttet man ihn in eine andere Flaſche über und ſtopft ihn ſorgfältig zu. Es iſt dies das Mittel, welches die italieniſchen Weinhändler anwenden, um dem Jahresgewächſe zehn bis zwölf Jahre Alter zu verleihen. „Das ſogenannte Bouquet des auf dieſe Weiſe zubereiteten Weines iſt derartig, daß die beſten Kenner ſich dadurch täuſchen laſſen“, ſagt das italieniſche Blatt, welchem wir dieſe Thatſache entlehnen.

Korreſpondenz.

Mainz, 2. Nov.

Am Samſtag hörten wir hier zum Erſtenmale die ſo vielbeſprochene Oper Lortzing's: „Der Waffenſchmied von Worms“, müſſen indeſſen geſtehen, daß ſolche, trotz einer guten Aufführung, das Publikum ziemlich kalt ließ. Am meiſten ſprachen an das Lied des Grafen im erſten Acte, das Duett zwiſchen dem Grafen und dem Waffenſchmied im zweiten Acte, das Septett und das Lied des Waffenſchmiedes im dritten Acte; indeſſen ſind die Lieder, wenn auch mit anderem Text, längſt im Munde des Volkes, und wir können ſolche als neu unmöglich anerkennen. In der geſtern ſtattgehabten Aufführung der Zauberflöte gaſtirte Hr. Haas vom Joſephſtädter Theater in Wien als Saraſtro mit günſtigem Erfolge; Hr. Haas beſitzt eine ſehr ſchöne klangvolle Stimme, und fanden wir die Höhe beſonders angenehm, während die Tiefe etwas zu wünſchen übrig läßt. Bewährt ſich dieſer Sänger auch in andern Partien, ſo wäre einem fühlbaren Mangel bei unſerer Oper abgeholfen und wir hätten wieder einen guten erſten Baſſiſten. Für die als Königin der Nacht zum letzten Male aufgetretene Fräul. Löw ſehen wir im Laufe dieſer Woche einer andern erſten Sängerin entgegen, und ſoll es uns freuen, wenn dieſelbe im Stande iſt, die im vorigen Jahre ſo ſehr beliebte Mad. Mittermayr zu erſetzen; gelingt es der Direktion, das Publikum in dieſer Beziehung zufrieden zu ſtellen, ſo iſt allen vernünftigen Anforderungen an die Oper Genüge geleiſtet. Die Vorſtellung der Zauberflöte befriedigte allgemein. Hr. Lehmann, welcher in letzterer Zeit als Maſaniello, Alamir nnd Fra Diavolo ganz beſonders excellirte, ſang den Tamino mit gewohnter Sicherheit; Fräul. Welly war eine reizende Pamina, und es iſt dieſe Dame der entſchiedene Liebling des Publikums, deſſen Gunſt ſie ſich durch eine Reihe vorzüglicher Leiſtungen errungen hat; Hr. Brandes war als Papageno recht brav; derſelde verbindet mit einer ſehr wohlklingenden Stimme ein recht gewandtes Spiel, und können wir der Direktion zu dieſer Acquiſition nur Glück wünſchen. Die Chöre gingen vorzüglich nnd machten ihrem Direktor, Hrn. Schuffenhauer, alle Ehre. Auch das Orcheſter, welches dieſes Jahr bei Beginn der Vorſtellungen gar Manches zu wünſchen übrig ließ, hat ſich in neuerer Zeit weſentlich gebeſſert, und wird es den unermüdlichen Anſtrengungen des Hrn. Kapellmeiſters Müller ſicher gelingen, demſelden die früher genoſſene Gunſt des Publikums neuerdings zuzuführen. — Nächſten Montag wird hier das neue Luſtſpiel von Ludwig Kaliſch: „Die Wage der Gerechtigkeit“ zum Erſtenmale über die Scene gehen, und iſt man im Publikum auf die Aufführung allgemein um ſo mehr geſpannt, als der geniale Verfaſſer in unſerer Mitte lebt und man von deſſen entſchiedenem Talente nur Vorzügliches erwarten kann. Bei dem großen Intereſſe, welches man hier an dem Verfaſſer nimmt und bei der hier möglichen vorzüglichen Beſetzung dieſes Luſtſpiels erwartet man ein außerordentlich volles Haus, und dürfte es daher gerathen ſeyn, ſich bei Zeiten mit Billets vorzuſehen.

Darmſtadt, 3. Nov.

Zu den vielen muſikaliſchen Vereinen, welche wir hier beſitzen, iſt ſeit Kurzem nun auch noch ein „Cäcilien-Verein“ hinzugekommen, welcher die eigenthümliche Einrichtung hat, daß ein Frauenchor ſich die Pflege des Geſanges vorzugsweiſe angelegen ſeyn läßt. Sein zweites Konzert gab der Cäcilienverein am vorigen Samſtag in dem Saale des Gaſthauſes zur Traube. Daſſelbe war ſehr zahlreich beſucht und die aufgeführten Geſänge, beſonders die des Chors, ſchienen allgemein anzuſprechen.

Langen, Ende Oct.

Wir leben in neuerer Zeit hier ſo ganz außer dem Bereich der Geſchichte, daß wir beinahe an deren Stillſtand glauben würden, wenn nicht die auf eine Entfernung von einer kleinen halben Stunde täglich an uns vorüber ziehenden Eiſenbahnzüge uns in unſerem nun ſo ſtill gewordenen Orte an jene Zeit erinnerten, wo wir mit der Außenwelt in einer näheren und engeren Verkehrsverbindung ſtanden. Unſer ländliches Stillleben wurde jedoch zu Anfang dieſes Monats auf eine für uns höchſt erfreuliche Weiſe unterbrochen durch ein zu Ehren des großh. Landrichters Hrn. Schulz und ſeines 25jährigen thätigen Wirkens an der Spitze des hieſigen Landgerichts im Gaſthauſe „zum Darmſtädter Hof“ veranſtaltetes Feſtdiner von 100 Gedecken, an welchem der Gemeinderath von Langen, die Bürgermeiſter des Landgerichtsbezirks und die Geiſtlichen mit den Localbeamten Antheil nahmen. Am Morgen des für Hrn. Schulz ſo ehrenvollen Tages empfing derſelbe zahlreiche Beglückwünſchungen, unter andern auch die unſeres Gemeinderaths, welcher ihm das Diplom als Ehrenbürger, in geſchmackvoller äußerer Ausſtattung, überreichte. — Unſeren gewerblichen Localintereſſen iſt, wie ſchon bemerkt, die Eiſenbahn nicht förderlich geweſen, im Gegentheil haben dieſelben weſentlich darunter gelitten. Dieſem Uebelſtande möglichſt abzuhelfen, oder ihn wenigſtens doch minder fühlbar zu machen, iſt dem Gewerbfleiß die ſchwierige Aufgabe geſtellt, ſich neue Bahnen zu brechen. So hat Hr. Frey, Eigenthümer des vorerwähnten Gaſthauſes, eine neue Bierbrauerei etablirt, welche als ein ſehr zeitgemäßes Etabliſſement betrachtet wird. Wir werden ſohin im künftigen Frühling auf eine hübſche Quantität guten Lagerbieres mehr zählen können, um ſo mehr, als der Unternehmer ſich auf den rationellen Betrieb des Bierbrauens gehörig zu verſtehen ſcheint.

Frankfurt a. M., 8. Nov. (Eingeſ.)

Die hieſige isr. Gemeinde verlor am 5. d. ihren durch Tugend, Frömmigkeit und immenſe rabbiniſche Gelehrſamkeit ausgezeichneten Rabbiner, Hrn. Salomon Trier, nach zweijährigem Leiden, im 90. Jahre ſeines Alters. Mit ihm ging der letzte Sprößling der alten Schule zu Grabe und die ächt-jüdiſche Gelehrſamkeit verlor eine ihrer beſten Stämme. Seiner berühmten thalmudiſchen Kenntniſſe wegen wurden ihm in ſeiner Jugend die bedeutendſten Rabbinatsſtellen angetragen, die er aber aus Anhänglichkeit zu ſeiner Vaterſtadt ausſchlug und ſeinen beſcheidenen Wirkungskreis in derſelben den glänzendſten Anerbietungen bedeutenderer Gemeinden, wie London, Preßburg und Kaſſel (als Konſiſtorial-Rabbiner unter der weſtphäliſchen Regierung) vorzog. Mit kluger Umſicht nnd regem Eifer ſtand er 52 Jahre dem hieſigen Rabbinat vor und ſein eifriges Streben ging dahin, Eintracht und Frieden inmitten der herandrechenden religiöſen Stürme zu erhalten; als er jedoch im Jahre 1844 ſich dieſer Aufgabe nicht mehr gewachſen fühlte, legte er freiwillig nnd unter gänzlicher Verzichtleiſtung auf ſeinen Gehalt ſeine Stelle nieder. Ein dauerndes Monument gründete er ſich durch Heranbildung vieler Rabbiner, die ſich in ſeiner Schule die zu ihrem Berufe nothwendigen rabbiniſchen Kenntniſſe erwarben. Die alte, einfache Sitte ehrend, unterſagte er in ſeiner letztwilligen Verfügung jede Trauerrede und äußeres Gepränge bei ſeinem Leichenbegängniſſe; die zahlreiche Menge, welche dem Leichenzug folgte, beurkundete jedoch genügend die Liebe und Achtung, die er über dem Grabe hinaus ſich in den Herzen ſeiner Gemeinde erworben hat.

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Reger und zum Erſtenmale): Ein deutſcher Leinweber, Schauſpiel in 4 Abtheilungen, von Ludwig Storch und Friedrich Adami. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienſtag, 10. Nov. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Muſik von Beethoven. (Gaſtrolle) Fidelio: Fräul. Emilie Walter, k. k. öſterreichiſche Hofopern- und k. würtembergiſche Kammerſängerin.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

№ 311. Mittwoch, den 11. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

II.

Die Revolutionszeit.

Die geehrten Leſer werden begreifen, daß ein ganzes Liebes-Drama aus jener momentanen Unterhaltung am Geburtstage meiner Herrin und dem Tage meiner Einweihung entſtanden iſt.

Die Jahre folgten einander, und führten für die Exiſtenz der Baronin nur diejenigen Veränderungen herbei, welche durch die An- oder Abweſenheit des Grafen Ferdinand bedingt waren. Ich muß indeß ſagen, daß ich nun nicht mehr die Urſache zu glänzenden Feſten ward. Nachdem ich Zeuge geweſen der kindlichen Freude meiner jungen Herrin, ihres Glückes, ſich in den venetianiſchen Spiegeln zu bewundern, nachdem ich ſie zu Gott hatte beten ſehen, um ihm für die Gnade, mit der er ſie überhäufte, zu danken, ſah ich ſie nun nachdenkend, vernahm ich ihre Seufzer, bemerkte ich, wie ihrer Heiterkeit eine ſanfte Melancholie, dieſer Melancholie Aufregung, und dieſer wieder eine Art Wahnſinn folgte: nämlich der Wahnſinn der Leidenſchaft, mit ſeinen Befürchtungen, Qualen, Thränen und falſchen Freuden.

Dieſe junge, ſanfte, unſchuldige, reine Frau wurde in kurzer Zeit leidenſchaftlich und ſchuldig .... Ich war Zeuge ihrer Kämpfe und ihrer Schwachheit; ſie vertraute mir ihre Gewiſſensbiſſe und ihren Kummer. Wie oft betrachtete ſie mich von allen Seiten, als klagte ſie mich an, an ihrem Falle ſchuld zu ſeyn.

Ich zittere noch vor Aufwallung, als ich eines Morgens einen Lakai meiner Herrin in Reiſekleidern eintreten ſah; er öffnete mein Fenſter und ging auf einen Wink der Baronin wieder fort. Dieſe hob geheimnißvoll eine Tafel des Parkettbodens in die Höhe, nahm die Briefe des Grafen Ferdinand, die da verborgen waren, hervor und entfernte ſich, nachdem ſie mir zum Lebewohl einen langen Seufzer zurückgelaſſen. Die Baronin begleitete damals ihren Gemahl nach Amerika, wo große Beſitzungen des Barons Gegenwart nothwendig machten. Es war eine unheilvolle Reiſe für ihn, denn er verlor dort ſein Leben .... Ich war nun lange Zeit verlaſſen. Meine ſchöne Draperien, meine Verzierungen und Malereien litten durch die geringe Sorgfalt, die mir erwieſen wurde.

Ich lebte in der Vergeſſenheit und Stille, als ich eines Tages rings um mich her Lärm vernahm und eine noch ſchöne, aber durch Schmerz gebeugte Frau in tiefer Trauer eintreten ſah. Sie warf einen ſchnellen Blick auf meine Wände, die ihren Glanz verloren hatten. Sie ſeufzte, öffnete geräuſchlos daſſelbe Fenſter, das ſie ſo oft geöffnet hatte, hob traurig die Augen gen Himmel und befeſtigte einen ſchwarzen Schleier an die Stelle, wo ſo oft eine weiße Schärpe geweht hatte. Sie warf einen Schlüſſel aus dem Fenſter, ſchloß die inneren Läden und verſchwand. Ich blieb einige Augenblicke in der Dunkelheit; bald aber vernahm ich Tritte auf den Stufen der kleinen Treppe.

Die goldne Thüre öffnete ſich, und ein blaſſer Mann mit niedergeſchlagener Miene trat ein; er ſtellte eine Blendlaterne, die er in der Hand hielt, auf einen Tiſch und warf ſich in einen Seſſel. Seiner Bruſt entſtiegen Seufzer, mit denen ſich die Worte miſchten:

„Verloren! Verloren! Und ich will noch leben? Ja, ja, leben, um Dich zu rächen! O, mein Vater! mein Vater! Die Räuber! ſie haben Dich gemordet! Hier,“ ſagte er, den Kopf erhebend und meine Mauern betrachtend, „ich hier, nach zehnjähriger Abweſenheit! O Marie, Marie! Du biſt es, die einem armen Geächteten einen Zufluchtsort anbieteſt; Du willſt mich vor meinen Feinden verbergen, mich retten. Du, die meinetwegen ſo viel geweint! Sie iſt hier, und ich werde ſie nicht ſehen! Dies iſt Dein Wille!“

Seit des Barons Tode war die Baronin nach Frankreich zurückgekehrt, und hatte ſich auf ihren Landſitz begeben, woſelbſt ſie in größter Zurückgezogenheit lebte. Einige Nonnen, die ſie früher im Kloſter gekannt und welche die öffentlichen Wirren beunruhigten, hatten ſich zu ihr geflüchtet, und nun hoffte die Baronin, die es ſich zur Pflicht gemacht, die Armen der Umgegend zu unterſtützen, durch Reue und Buße ihre früheren Irrthümer wieder gut machen zu können. Als ſie aber erfuhr, daß Ferdinands Vater hingerichtet, er ſelbſt geächtet ſey, da öffnete ſich ihr Herz wieder allen vergangenen Schmerzen und tödtlicher Unruhe, ſie beauftragte einen alten Diener, der alle ihre Geheimniſſe kannte, die Spuren Ferdinands aufzuſuchen und ihm den nördlichen Thurm als Zufluchtsort anzubieten. Ich war ſo lange Zeit geſchloſſen geweſen, daß ich keinen Verdacht erregen konnte, und man weiß, daß ich bei jener merkwürdigen Gelegenheit nur auf einige Minuten das Tageslicht erblickte, um ein Signal zu geben. Dieſem Signal war die Ankunft des Grafen gefolgt. Von nun an wurde ich Tag und Nacht durch eine verhüllte Lampe erhellt. Der alte Diener, den ich zehn Jahre früher ſo oft geſehen hatte, wenn er meiner Herrin Liebesbotſchaften brachte, kam mehrmals des Tages, Ferdinands Befehle einzuholen, und bald fand ein lebhafter Briefwechſel zwiſchen dem Grafen und meiner Herrin ſtatt. Ich wünſchte ihnen zu ihrer Beſtändigkeit in der Liebe Glück, als ich mich eines Tages überzeugte, daß weit entfernt, ſich mit Liebesthorheiten abzugeben, ſie ſich einzig und allein mit Staatsangelegenheiten beſchäftigten.

Sie hatten ſich gegen die Feinde des Adels verſchworen. Der alte Diener hatte ſich in einen politiſchen Boten umgewandelt; er trug heimlich Botſchaften des Grafen und der Baronin, empfing die Antworten und überbrachte ſie mit dem Eifer, den man nur bei jenen guten Dienern antraf, die mit den Tugenden ihrer

Digitized by Google

Herrſchaft und mit ihrem Unglück indentificirt, ſo wie ihres Glückes ſich theilhaftig glaubten; dies war eine beſondere Art Menſchen, von denen man heutigen Tages nichts mehr weiß, wo die allgemeine Freiheit Stände und Aemter auf gleichen Fuß geſetzt hat, ohne ſie vermiſchen, ohne die Einen erniedrigen, noch die Andern erheben zu können, vielmehr nur Mißklang und Uneinigkeit über ſie gebracht hat. Einige Zeit verging für mich ohne andere Gäſte als Ferdinand, deſſen Briefe und Boten mich nicht zum Vertranten ihrer Gedanken machten, weil ihre Unterhaltung ſehr lakoniſch war. Der Graf ſagte: „Bring' dieſen Brief der Baronin, dieſen dem Grafen Saint-Albain, dieſen dem Marquis de Latour;“ worauf der Diener durch ein Zeichen oder durch die ſehr wenig erklärenden Worte: „Ja, Herr Graf,“ antwortete; ſo endigte die Unterhaltung. Hie und da jedoch vernahm ich gewiſſe Ausrufungen, die mich auf die Spur deſſen, was Alle wünſchten, brachte, z. B. „Wenn es uns gelänge! Wenn der Adel ſich in Maſſe erhöbe! Wenn der König mehr Charakterfeſtigkeit zeigte!“

Endlich langte eines Tages der gute Diener ganz mit Schweiß bedeckt und in großer Aufregung an.

„Herr Graf,“ rief er, ſo laut, als die Klugheit es erlaubte, „ſie werden Alle kommen, Alle nach Mitternacht, ich werde ſie durch die geheime Thüre einführen.“

„O, wahres Glück!“ rief Ferdinand begeiſtert, „wir werden uns alſo ſehen und verſtändigen!“

(Fortſetzung folgt.)

Des Grafen Kind.

(Eingeſandt an den norddeutſchen Muſikverein von Adolf Ebeling.)

Die Liebe kam auf Schwingen,
Wie Lenzeshauch ſo lind,
Wenn ſie zur Kirche gingen,
Der Graf mit ſeinem Kind. —
Ward zum Gebet geſungen,
Dann hat des Meßners Sohn
Die Glocke froh geſchwungen,
Das hat gar ſchön geklungen
In lautem Freudenton!

Doch plötzlich iſt gekommen
Ein Jüngling hoch zu Roß,
Hat ſie zur Braut genommen
Dort in dem Grafenſchloß. —
Er ſah ſie niemals wieder;
Bei ihrem Hochzeitmahl,
Da klang's wie Sterbelieder
Vom hohen Thurme nieder,
Ein Sturmwind zog durch's Thal!

In dem gebroch'nen Herzen
Ein gränzenloſes Weh,
So warf er ſeine Schmerzen
Wohl in den tiefen See. —
Die Wellen ſah man kreiſen,
Er war mit Gott verſöhnt;
Die Glocke hat in leiſen,
In geiſterhaften Weiſen
Zur Nacht von ſelbſt getönt!

Novitäten und Curioſa im Gebiete der Tonkunſt.

Die italieniſchen Blätter preiſen jetzt einen primo nomo, deſſen hohe Tonlage nicht ſein erſtes Verdienſt ſeyn ſoll. Dieſer neue Opernilluſtrat heißt Carlo Livernani und iſt ein Schüler Piacenti's. In Deutſchland wird er ſich wohl hören laſſen, wenn er die Stimme verloren hat.... Emanuel Geibel hat für Mendelsſohn die „Loreley“ als Operntext gedichtet, und denſelben im Kreiſe ſeiner Freunde (in Lübeck, ſeiner Vaterſtadt) vorgeleſen. Die Zuhörer bezeichneten das Gedicht als ganz vorzüglich. Sicherte aber ein ſolches Lob ſtets einen allgemeinen Succès, wir würden nie ein Opernfalliment erleben.... Von Arndt's Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ iſt eine illuſtrirte Ausgabe erſchienen, wovon der König von Preußen 200 Exemplare an Volksſchulen vertheilen ließ.... Der Municipalrath von Lyon hat einen Preis von 20,000 Frcs. für eine Oper ausgeſchrieben. Das heißt encouragieren. Bei uns ſchreibt man billiger.... In Paris hofft man, Berlioz werde ein Nachfolger Habeneck's werden, d. h. Dirigent der großen Oper. Was Berlioz neueſtes Werk betrifft, dem Fragmente aus Goethe's Fauſt zu Grunde liegen, ſo iſt es bemerkenswerth, daß deſſen (Berlioz) Schöpfergeiſt zuerſt durch deutſche Tonwerke angeregt wurde, und er nun auch meiſtens Stoffe germaniſchen Urſprungs für ſeine Compoſition wählt.... Jenny Lind traf am 1. Nov. in Wien ein und erhält dort, laut öffentlichen Blättern, von Pokorny für vier Monate eine Gage von 100,000 Frcs. Ob wohl Marie von Marra darauf nicht eiferſüchtig wird, die am Petersburger Hoftheater ſingt und für fünf Monate nur 60,000 Frcs. erhält? Wie doch die Künſtlerinnen heutzutage gekränkt werden!... In London ſoll ein neues Opernhaus durch das Zuſammentreten der Griſi, Perſiani und Viardot-Garcia, und der Herren Mario, Tamburini, Ronconi, Salvi und Rovero zu Stande kommen.... Muſard, der Pariſer Strauß, gibt in Kroll's großartigem Saale in Berlin Konzerte und erhält für jeden Abend 1000 Frcs.... Franz Liſzt iſt im Begriff, von Wien aus nach Konſtantinopel zu gehen, um Hrn. von Meyer den dort errungenen Lorbeer ſtreitig zu machen, während dieſer aus billiger Revanche über Wien nach Ungarn geht, um ſich auch einen Säbel zu holen. Im Peſther „Spiegel“ heißt es: Liſzt heirathe eine ſchöne Ungarin. Daß derſelbe bei ſeiner letzten Anweſenheit in Ungarn zum Oedenburger Gerichtsrath ernannt wurde, iſt bekannt. (Einige Blätter ſetzen hinzu: Unſinn du ſiegſt!)

Von neuen Muſikalien ſind folgende Ausgaben beſonders empfehlungswürdig: Die Simrock'ſche Ausgabe der Haydn'ſchen Simphonien zu zwei Händen, welche ſich in jedes Muſikfreundes Bibliothek befinden müßte. Von neuen Geſangcompoſitionen aber ſind bei Schott in Mainz erſchienen: Achtzehn Geſellſchaftslieder in drei Heften mit Pianoforte-Begleitung von W. Speyer. Wer ein Freund der Geſelligkeit iſt und ins Leben greifende Wahrheiten im Gewande eines pikanten Humors liebt, der ſinge dieſe Lieder. Die Gedichte aus den: „Blätter und Trauben von J. N. Vogel“ ſind populär wie die Muſik, welche die Probe ſchon als Manuſcript beſtanden. Die Kreisvignetten auf dem Titel ſind die Kinder bizarrer und drolliger Erfindung, und alle drei Hefte tragen das Motto: „Wer nicht deutlich ſpricht, ſinge dieſe Lieder nicht.“ Goldene Worte, nicht blos für Geſellſchaftslieder paſſend! Von unſerm Meyerbeer ſind erſchienen zwei neue Lieder: „Die unſichtbare Schöne“ und: „Auf dem Altan“, nach dem Franzöſiſchen von Rellſtab. Das erſte jedem Umfang zugänglich, leicht, naiv, abwechſelnd in den Tempi, und etwas ſpitz in den Rythmen nach der Art des Meiſters. Das zweite iſt ein ſangbares Amoroſo für Sopran oder Tenor, gefällig und intereſſant. „Abels Tod“ von dem ehrbaren Onslow iſt eine dramatiſche und leidenſchaftlich gehaltene Scene, ein Konzert- und Effect-Stück für

Digitized by Google

eine Baßſtimme, obgleich der Umfang vom großen A bis zum erſten geſtrichenen F dem Bariton angehört. Auch mit Orcheſter zu haben. Von Louis Liebe ſind für tiefe Baſſiſten zwei kräftig originelle Balladen zu empfehlen, betitelt: „Das Weinhaus zum Stieffel, in Bern 1602" und: „Grenadiers Leichtuch bei Elchingen". Von Liebe haben bis jetzt noch keine Compoſitionen durchgegriffen, aber der Anfang dazu verdient hiermit gemacht zu werden. „Die Loreley", von Emil Steinkühler, eine Romanze mit Piano-, Violoncell- und Clarinett-Begleitung, malt uns alle Situationen des ſchönen Gedichts von Seidler mit lebhafter Phantaſie. Die Form geht weit über die Romanzenform hinaus, und es gehören zu dem korrekten Vortrag dieſes Enſembles tüchtige Proben. Frei und exakt vorgetragen, muß dieſe Compoſition ſchöne Wirkungen hervorbringen. Endlich begrüßen wir nicht weniger als hundert Geſangübungen in zwei Heften von J. Concone für eine Mittelſtimme, leicht in beliebige Lagen zu transponiren. Dieſe Uebungen können ſolfeggirt und vocaliſirt werden und haben den Zweck die Stimme zu entwickeln, feſtzuhalten, und den Geſchmack zu bilden. Der Styl iſt einfach und breit. Wer ſich auf ſchwere und complicirte Uebungen vorbereiten will, oder den deutſchen einfachen Geſang mehr liebt wie Bravour und Verzierungen, wird hier reichen Stoff finden.

An Meteorologen und Lichtbildner.

Die Daguerreotipiſten und Photographen werden die Erfahrung gemacht haben, daß an manchen Tagen bei ganz hellem heiteren Himmel und hohem Sonnenſtand die Darſtellung von Lichtbildern unverhältnißmäßig langſam von ſtatten ging, ohne daß man weder der Behandlungsweiſe der Platten, noch auch den darzuſtellenden Gegenſtänden die Urſache zuſchreiben konnte; man wird dabei unwillkürlich daran erinnert, daß das Licht auf ſeinem Weg von der Sonne zur Erde Hinderniſſe treffen und Veränderungen erleiden könne, die es außer der nächſten Erdatmoſphäre treffen. Zu dieſer Anſicht wurde ich noch beſonders hingewieſen, da ich am 9. und 10. Auguſt d. J. die Wirkſamkeit des Lichtes ſo ſchwach fand, daß ich mehr als die doppelte Zeit zur Aufnahme eines Bildes gebrauchte, als ſie mir wenige Tage vorher zu ganz gut ausgebildeten Bildern bei ſonſt gleicher Helligkeit der Atmoſphäre nöthig war. Da nun bekanntermaßen am 10. Aug. pereotiſch wiederkehrende Sternſchnuppenſchwärme ſeit Jahren beobachtet wurden, ſchien mir eine Einwirkung dieſer Aërolithen nicht unmöglich, namentlich da die am 13. Mai v. J. auf Veranlaſſung des Profeſſor A. Erman auf der Sternwarte in Neapel gemachten Beobachtungen zeigten, daß an dieſem Tage dunkle Körper vor der Sonne vorüberzogen. Da nun in den bevorſtehenden Tagen des 12.— 14. November wiederum eine Periode eintritt, in der ſich gewöhnlich Sternſchnuppen in Menge zeigen, wäre es intereſſant, wenn mehrere Lichtbildner genau beobachteten, ob ſie bei ſonſt gleichen Verhältniſſen keine Schwächung des Lichtes wahrnehmen. Für die Meteorologie wäre die genaueſte Ermittelung der Lichtſtärke, beſonders an den beſagten Tagen, ohne Zweifel von Intereſſe; natürlich können hier nur viele Jahre lang fortgeſetzte genaue Beobachtungen zu Reſultaten führen. Zu wünſchen wäre, daß die Mittel zur Meſſung der Lichtſtärke ſo vervollkommt und vereinfacht würden, daß ihre Anwendung allgemein und ſicher werden könne; daß eine Uebereinſtimmung der Beobachtung möglich wäre und daß, ſo wie man nach Graden den Stand des Barometers und Thermometers für alle Welt verſtändlich bezeichnet, auch die Lichtſtärke in die meteorologiſchen Beobachtungen aufgenommen werden könnte.

Frankfurt a. M. 8. Nov. 1846. F. C. Vogel.

Mannichfaltigkeiten.

(Köln, 5. Nov.) Unſere Aſſiſen haben ſeit vorgeſtern begonnen. Das amtliche Verzeichniß weiſt diesmal 28 Straffälle nach, welche zur Aburtheilung kommen. Leider befinden ſich darunter auch drei Anklagen wegen Mord, das übrige ſind Diebſtähle und andere Kriminalfälle, die in die Kathegorie der gewöhnlichen Verbrechen gehören. Das Vergehen, deſſen der Kammergerichts-Aſſeſſor Oppenheim beſchuldigt wird, iſt unter der Rubrik: „Diebſtahl und Vernichtung von Urkunden" aufgeführt und wird am 24. d. M. vorkommen. Vorausſichtlich dürfte in dieſem Prozeſſe ſo Manches zur Sprache kommen, was als Beitrag zur Sittengeſchichte der höheren Stände zu betrachten ſeyn möchte, und wenn wir dabei auch auf der einen Seite bedauern, daß hier ſo manche Seite angeſchlagen werden dürfte, die das Gefühl und die Herzen der Betheiligten durch das Preisgeben an die Oeffentlichkeit tief und unangenehm berühren muß, ſo macht es doch wieder einen außerordentlich wohlthätigen Eindruck und kann die Achtung vor den Geſetzen nur erhöhen, daß gerade in einem ſolchen Falle zu Gunſten des Reichen und Vornehmen, keine Beſchränkung des öffentlichen Verfahrens geſtattet wird. Dabei will ich auch beiläufig erwähnen, daß wir wahrſcheinlich auch das Vergnügen haben werden, in eine nähere Ideenverbindung mit dem Kaiſer Napoleon zu treten. Eine der Beſchuldigten behauptet nämlich, die Tochter jenes großen Mannes zu ſeyn und gibt an, es ſey ihr ſtreng verboten, den Namen ihrer Mutter zu nennen. Zufällig hat ſich aber dieſe Pſeudo-Napoleonidin, welche als fahrende Prinzeſſin und im Inkognito einer Dienſtmagd ſchon ſo ziemlich die halbe Welt durchſtrichen hat, einer ſehr unfürſtlichen That zu Schulden kommen zu laſſen; ſie hat nämlich irgendwo lange Finger und in Folge deſſen Bekanntſchaft mit unſerer Juſtiz gemacht. Welche Motive ſie veranlaßten, zu ſo einer abenteuerlichen Lüge ihre Zuflucht zu nehmen, werden wir wohl im Laufe der Verhandlungen erfahren.

Thorwaldſen's Muſeum in Kopenhagen geht mit raſchen Schritten ſeiner Vollendung entgegen, und es ſcheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß es im nächſten Sommer geöffnet werden kann. Die Dekorationen im Innern ſind faſt vollendet, und zeigen in ihrer gelungenen Ausführung, daß die Künſtler mit Intereſſe gearbeitet haben. Namentlich ſind mehrere Gemächer, im Pompejaniſchen Styl mit Arabesken und Verzierungen dekorirt, von hinreißender Schönheit. An der dem Schloſſe zugewandten Außenſeite werden jetzt Frescomalereien in Cement ausgeführt, das Hineinbringen von Thorwaldſen's Arbeiten in das Muſeum darſtellend. Die Malereien an der Seite nach dem Kanal werden Thorwaldſen's Ankunft in Kopenhagen und den ihm gebrachten Fackelzug behandeln.

(London, 3. Nov.) Der Artillerieoberſt Chalmers hat ſo eben in Begleitung des Capitain Warner auf der Oſtſeite der Küſte von Eſſex die geeigneten Marſchgründe ausgeſucht, wo, ohne daß Gefahr zu beſorgen iſt, nächſter Tage umfaſſende Probeverſuche, zu deren Koſtendeckung die Regierung 1500 Pf. St. bewilligt hat, mit den vielbeſprochenen Warner'ſchen Geſchoſſen angeſtellt werden ſollen. Der Erfinder und die Regierung haben ſich dahin verſtändigt, daß dem Artillerie-Inſpektor, Oberſt Dundas, die Ausführung der Experimente und die Entſcheidung über den Werth der Erfindung übertragen werden ſoll. Wie es heißt, werden Prinz Albert, der Herzog von Wellington, der Generalfeldzeugmeiſter und eine Menge ſachkundiger Offiziere den Verſuchen beiwohnen, auf deren Ergebniß man höchſt geſpannt iſt.

Schwedens Bevölkerung beſteht nach den neueſten im Drucke erſchienenen Populationstabellen über die Jahre 1841,

Digitized by Google

1842 und 1843 aus 3,237,180 Perſonen, nämlich 1,566,999 männlichen und 1,670,190 weiblichen Geſchlechtes, und hat einen Zuwachs von 98,293 Individuen erhalten.

(Augsburg.) Fräul. Jenny Lind wird in Folge veränderten Arrangements von München direkt nach Stuttgart gehen; nach dort vollendetem Gaſtſpiel aber nach München zurückkehren und dann in Augsburg entweder eine Gaſtdarſtellung im Theater oder ein Konzert geben.

Dem meteorologiſchen Monatsblatte „Zeus“ von Profeſſor Stieffel zufolge, ſoll die Witterung im Monat November im Allgemeinen in der erſten Hälfte abwechſelnd, doch mehr gelind und trüb, in der zweiten kälter als gewöhnlich ſeyn.

Frankfurter Theater.

Stadt und Land. — Lichtbilder von Boſch. — Sängerinnen.

Während auf den Bühnen großer Städte neue Stücke, wenn ſie beifällige Aufnahme finden, Wochen und Monate lang hinter einander gegeben und dadurch bis zur Vollendung eingeübt werden, beklagt man ſich bei uns ſchon nach den paar erſten Wiederholungen und verlangt wiederum Neues. Aber der Billigdenkende wird es der Theaterdirektion nicht verübeln, wenn ſie, welcher aus den Novitäten ſo viele Nieten zufallen, von den Treffern ſo viel als möglich Vortheil zu ziehen und ihre Kaſſenſtücke zu exploitiren ſucht. Ein Theaterinſtitut kann, wie alle andern öffentlichen Anſtalten, der materiellen Baſis nicht entbehren und die practiſchen Lebensfragen nicht außer Acht laſſen. — Die Kaiſer'ſche Poſſe: „Stadt und Land“ iſt in jüngſter Zeit öfters wiederholt und meiſt bei zahlreichem Beſuche gegeben worden. Sie darf als eine erheiternde und im guten Sinne des Wortes populäre Piece gerühmt werden, denn ihre Tendenz iſt eine ſittliche, ihre Charaktere ſind draſtiſch, ihre Handlung ſchreitet raſch und ein friſcher Humor belebt die Einzelheiten. Auch wird das Stück gut gegeben und treten die Darſteller der Hauptrollen, die Herren Meck, Grahn und Haſſel und Fräul. Kratky, ſehr wirkſam hervor. Hr. Haſſel iſt ganz beſonders ergötzlich und in ſeinen zeitgemäßen und pikanten Couplets ſo ergiebig, daß die Dacapo's und Hervorrufungen bei offener Scene gar kein Ende nehmen wollen, wogegen er jedesmal eine neue und treffende Pointe zu bringen weiß. Hr. Haſſel iſt, das muß man ihm laſſen, ein Komiker, welcher ſein Terrain kennt und ſein Publikum zu amüſiren verſteht.

Die optiſchen Lichtbilder des Hrn. Boſch aus Wien haben, wie bereits berichtet worden, ſechs, jedesmal ſtarkbeſuchte Vorſtellungen gehabt und ſind bei der gegenwärtigen Krankheitskriſis erſter Mitglieder ſehr gelegen gekommen. Da Hr. Boſch ſeine Kunſtreiſe von hier aus fortzuſetzen gedenkt, ſo dürfen wir nach beſter Ueberzeugung ſeine ſchönen Darſtellungen weiter empfehlen. Sie gehören gewiß zu dem Vorzüglichſten, was in dieſem Genre geſehen worden iſt und übertreffen die Döbler'ſchen Bilder nicht nur an Reichhaltigkeit, ſondern auch an Klarheit, Farbenfriſche und Effect. Es gewährt einen wirklichen Genuß, dem magiſchen Erſcheinen und Verſchwinden dieſer lieblichen Gebilde zu folgen und, wie vom Zauber des Phantaſus getragen, dieſe maleriſchen und ſonnig-heitern Landſchaften, dieſe friedlichen, mondbeglänzten Schweizerthäler, dieſe hochgewölbten gothiſchen Dome und Säulenhallen, in welchen das architectoniſche Ebenmaß bis in's Detail ausgeführt iſt, zu durchwandern und ſich nach fernen Ländern und Städten als überraſchter Beſchauer verſetzt zu ſehen. Anmuthig iſt dieſe Kunſt, die uns ſo freundliche, aus Licht und Farben gezauberte Effecte vorzuführen und ſo lieblich zu täuſchen vermag. Unſer Publikum iſt nicht leicht zu befriedigen und um ſo ehrenvoller iſt für Hrn. Boſch die Anerkennung, die es ihm reichlich geſpendet hat. Möge der beſcheidene Künſtler auch an andern Orten dieſelbe und gewiß verdiente Würdigung finden!

Durch Unpäßlichkeiten von zwei unſerer Sängerinnen ſind Gaſtſpiele nothwendig geworden. Solche Gaſtſpiele pflegen gewöhnlich mißdeutet und mit übertriebener Oppoſition aufgenommen, mit einſeitiger Strenge beurtheilt zu werden. Dies ſcheint beſonders Fräul. Walter erfahren zu ſollen. Ohne dieſe Sängerin zu überſchätzen, dürfen wir doch ihre Valentine in den Hugenotten als eine mit Sicherheit, Bravour und nicht ohne dramatiſche Lebendigkeit ausgeführte Partie bezeichnen, deren Eindruck jedoch durch das Unſchöne der Mimik und namentlich der Mundbildung mitunter ſehr geſtört wurde, ſo wie auch manches Haſchen nach Effect hätte wegfallen können. Wird Fräul. Walter bei ferneren Rollen dieſe Andeutungen beachten, ſo dürften die Vorzüge ihres Geſanges verdientere Würdigung finden. Auch ſchien die Oppoſition mehr dem, wie man annahm, improviſirten Gaſtſpiele, als der Sängerin ſelber zu gelten.

Fräul. Rummel vom Hoftheater zu Wiesbaden ſang die Margaretha. Dieſe Sängerin hat erſt neuerlich in London und Brüſſel die günſtigſten Erfolge gehabt und iſt als eine vorzügliche Repräſentantin der neueren italieniſchen Schule zu betrachten. Die Stimme iſt zwar nicht großartig, aber von lieblicher Klangfarbe, leicht anſprechend und dadurch gerade für den colorirten Geſang ſehr geeignet. Die Intonation iſt rein, die Paſſagen ſind geläufig und die Verzierungen geſchmackvoll, obwohl theilweiſe etwas überladen, ſo daß wir hier mehr Einfachheit wünſchen möchten. Fräul. Rummel iſt in guter Schule gebildet und verſteht die Vorzüge derſelben auf eine rühmliche Weiſe geltend zu machen, wie dies die genannte Leiſtung genügend bewies. Da fernere Gaſtſpiele vorausſichtlich nothwendig ſeyn werden, ſo möchten wir ein weiteres Auftreten der Fräul. Rummel in ſolchem Falle für wünſchenswerth halten. W.

Korreſpondenz.

Kaſſel, 5. Nov.

Beim hieſigen Hoftheater ſind in jüngſter Zeit bedeutende Veränderungen vorgekommen. Die obere Leitung deſſelben iſt einem General-Intendanten übertragen worden, von deſſen Thätigkeit und Einſicht viel zu erwarten ſteht. Schon ſind mehrere Gäſte von anerkanntem Ruf hier eingetroffen, um die Lücken des Opern- und Schauſpiel-Perſonals auszufüllen. Viele derſelben werden noch erwartet und es iſt nicht zu verkennen, daß eine Verbeſſerung des Perſonals beabſichtigt wird. In dieſem Augenblicke gaſtirt auf der hieſigen Hofbühne Fräul. Shate vom Stadttheater in Elberfeld, und Referent hatte Gelegenheit, ſie in der Rolle der Griſeldis zu ſehen. Fräul. Shate wußte bei Ausführung dieſer Rolle als eine tüchtige Künſtlerin — ohne jede Effecthaſcherei — ihre Aufgabe auf eine genügende Weiſe zu löſen. Ihre nächſte Rolle wird die Marie in „Ein Weib aus dem Volke“ ſeyn. Auch Fräul. Hoffmann vom Stadttheater zu Königsberg iſt eine wackere Künſtlerin, die in ihren bis jetzt gegebenen Rollen beifällig vom Publikum aufgenommen wurde. Der Anfang unſerer neuen Theaterepoche ſcheint ſich günſtig geſtalten zu wollen und wir wollen wünſchen, ſtets nur Gutes davon berichten zu können.

Darmſtadt, 8. Nov.

Der geſtrige Tag vereinigte eine namhafte Anzahl hieſiger Bürger zu einem einfachen Feſtmahle im Gaſthauſe zum Darmſtädter Hofe. Es galt die Feier dem Geburtstage unſeres Mitbürgers, des Hrn. Dr. Duller. Dr. Duller, in dem Kreiſe ſeiner zahlreichen Freunde und Bekannten als Menſch wegen ſeines biedern, ächt-humanen Charakters hochgeachtet und geliebt, iſt als Schriftſteller in dem weitern Kreiſe des deutſchen Vaterlandes eben ſo geſchätzt und anerkannt. In keiner amtlichen oder geſchäftlichen Beziehung ſtehend zu dem hieſigen Bürgerthum, hat er die Achtung und Liebe deſſelben ſich erworben durch ſein raſtloſes, kein Opfer ſcheuendes Wirken für vernünftigen Fortſchritt. Die hieſige deutſch-katholiſche Gemeinde ſieht in ihm den befähigten und ſorgſamen Ordner und Leiter ihrer Angelegenheiten; ſo daß die Gemeinde nicht nur einer äußern Gemeinſchaft, ſondern einem Bunde der Herzen gleicht. Das humane und intelligente Bürgerthum der Gegenwart kennt ſeine Freunde; die geſtrige Feier war nur ein freiwilliger und natürlicher Ausdruck der herrſchenden Geſinnungen; ungezwungene Herzlichkeit und Frohſinn würzten das Mahl.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 10. Nov. Zampa, oder: die Marmorbraut, große romantiſche Oper in 3 Abth., aus dem Franzöſiſchen des Melleville, von Friederike Ellmenreich, Muſik von Herold.

Donnerſtag, 12. Nov. Johannes Guttenberg, Original-Schauſpiel in 3 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 312. Donnerſtag, den 12. November 1846.

Das Dienſtbotenfeſt.

(Gefeiert zu *Frankfurt* a. M. den 8. Nov. 1846. *)

Geſchmückt mit Blumen iſt der heit're Saal,
Und feſtlich leuchten rings die klaren Flammen;
Verſammelt iſt das Volk in großer Zahl
Und Knecht' und Herr'n im ſchönen Raum beiſammen.
Erhöhet ſitzt der Preisvertheiler Schaar,
Der Stadt Erleſ'ne nimmt das Auge wahr.
Merk' auf! Bald füllet Luſt, gemiſcht mit Schmerz,
Dein theilnahmvolles Herz. —

Tritt vor, du treue Seel', du alter Knecht,
Der *Einem* Haus gedienet *vierzig* Jahre!
Dein Jubeltag erſchien, heut' blüht dein Recht,
Und Ehre krönet deine greiſen Haare.
Welch' edle Einfalt ſchmücket dies Geſicht!
Tritt kühn heran, und ſchäm' der Ehr' dich nicht!
Wir freu'n uns dein, und fügen dir mit Luſt
Dies Zeichen an die Bruſt.

Denn drei Geſchlechtern dienteſt du mit Fleiß,
Gingſt ſpät zur Ruh' und warſt früh' auf am Morgen;
Kein treues Weib hat dir verſüßt den Schweiß,
Geglättet von der Stirne dir die Sorgen.
Das Glück, zu ſitzen an dem eig'nen Herd,
Das ſtille Glück, es war dir nicht beſchert,
Doch wurde fremdes Haus zum eig'nen dir,
Die Treu' iſt deine Zier. —

Herbei, du gutes Herz, du treue Magd,
Die *Einer* Herrin diente *dreißig* Jahre,
Daß ſich, die jede Tugend überragt,
Die Treu' in deinem Bild uns offenbare!
Geſchmückt hat ſie ſich heut' im Kämmerlein,
Wohl aufgeſetzt das Häubchen, weiß und fein;
Das iſt ein Feſt! wie tief ſie's freuen mag!
Gott ſegn' ihr dieſen Tag!

Erfahren haſt du Manches in Geduld,
Du weinteſt manchmal, doch du lernteſt ſchweigen;
Die fremden Kindlein zogſt du auf in Huld,
Sie ſind dir gut, als wären ſie dein eigen.
Iſt nie in ſtiller Lieb' dein Herz erglüht? —
Ach, alle Jugendträume ſind verblüht! —
Wie Epheu ſchlangſt die Arme du um's Haus,
In Treue hieltſt du aus.

Komm' her, o Dienerin, die *zwanzig* Jahr'
In Pflicht und Treue wacker ausgehalten;
Dich ruft der Bräutigam nun zum Altar,
Und Gott wird über deine Zukunft walten!
Scheu tritt ſie vor und doch vergnügten Blick's;
Sie macht, ſo gut es geh'n will, ihren Knix;
Manch' Lächeln zeigt ſich, doch auch dort und da
Ich naſſe Augen ſah.

Brav warſt du, freu' dich der Selbſtſtändigkeit
Nachdem du fremdem Wort ſo lang' gehorchet,
Doch Fleiß und Treue wahre jederzeit
Und fürchte Gott, der väterlich dir ſorget.
Nimm hin die kleine Gabe, die wir zoll'n,
Womit ſo Viele hier dich ehren woll'n,
Die ſich, daß Fleiß und Treue werde kund,
Vereint zum ſchönen Bund.

Und du auch, junges Mägdlein, *zehen* Jahr'
Haſt du gedient in Redlichkeit und Treue,
Geſelle dich zu der Geprieſ'nen Schaar,
Doch ſtreb', daß fürder ſich dein Lob erneue!
Nimm dieſes Blatt und eine Ehrengab'
Werf' Zinſen dir in unſerm Schatze ab;
Doch ſchön're Zinſen trägt erfüllte Pflicht:
Gib Acht! verſäum' ſie nicht!

Da ſitzen ſie im Kreis, die Freud' iſt groß!
Sie ſind ſo glücklich! Herren ſind ſie heute;
Und Jedes blickt ſo ſelig in den Schooß
Auf's *Ehrenzeugniß*, dieſes Tages Beute.
Da ſchweben heil'ge Töne durch den Kreis,
Und mir im Herzen regt Gebet ſich leiſ';
Der ſeine Kinder liebet, Gott, iſt da,
Ich fühl's, er iſt uns nah!

*) Seit dem Jahre 1835 beſteht bei uns das ſchöne „Inſtitut zur Beförderung der Sittlichkeit und des Wohlverhaltens unter der hieſigen dienenden Klaſſe", deſſen Wirkſamkeit beſonders die jährlich im November ſtattfindende *Preisvertheilung* an würdige Dienſtboten bildet, die ſich durch Fleiß, Sittlichkeit und langjährige Dienſte bei ein und derſelben Herrſchaft auszeichnen.

Digitized by Google

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

Eine krampfhafte Freude belebte den Grafen; er ſchwur für ſeinen König zu ſiegen oder zu ſterben; ſeine Augen und Arme waren gen Himmel erhoben; in ſeinem erſten Entzücken fing er zu ſchreiben an, ich vernahm ſein Schluchzen, ich ſah ſeine Thränen auf's Papier fließen, auf welchem ſeine Feder dahinflog; er küßte den Brief, als wollte er denſelben mit ſeiner Seele ſiegeln, und übergab ihn dem treuen Diener, indem er mit ſehr bewegter Stimme ſagte:

„Trage das zu Deiner Herrin, mein Freund."

Der Diener nahm die Botſchaft, konnte indeß, trotz ſeines Reſpektes, ſeine Rührung nicht verbergen. Er ſah den Grafen ſchüchtern an, und ſeufzte tief .... Ferdinand reichte ihm gütig die Hand; der Alte bückte ſich zu dieſer Hand nieder, die er für ſeinen König bewaffnet ſah, bedeckte ſie mit Thränen und küßte ſie. Der Greis fühlte ſich überaus glücklich, nie war er ſich ſo groß vorgekommen.

Wirklich ſah ich in der Nacht die kleine Pforte ſich öffnen, und mehrere Männer ſtillſchweigend eintreten. Ferdinand warf ſich in ihre Arme; ſie umarmten ſich mit jenem Wonnegefühl, das Freunden, die ſich für einander verloren glaubten, ſo natürlich iſt. Sie fühlten ſich glücklich, einander wiederzuſehen, um ihre Leben für eine heilige Sache auf's Spiel zu ſetzen. Welch edle Herzen hatten dieſe Edelleute, die ihre Unvorſichtigkeit nicht ſehen wollten, aus Beſorgniß, ſich furchtſam zu zeigen. Wie ſchön waren ſie, als ſie ſchwuren zu kämpfen, bis der Thron wieder aufgerichtet und der König gerettet ſey .... Es waren die Märtyrer der Neuzeit, auch ſie trieb ein religiöſer Gedanke zum Handeln.

Ja, dieſe neuen Fanatiker, die ihre goldenen Säle gegen ein Bivouak oder Gefängniß vertauſchen konnten, die im Elend die Formen des dem Reichthume eigenthümlichen guten Tones zu bewahren und, ſelbſt wenn ſie das Schaffot beſtiegen, durch ihren beſcheidenen Muth Achtung einzuflößen wußten, ſie waren der Liebe und Verehrung würdig. Was mich am meiſten überraſchte, war eine Art Aufgeräumtheit, welche in den Verſammlungen, denen ich beiwohnte, herrſchte.

Auf ihre Siege vertrauend, wie auf ihren Muth, bildeten ſie ſich ein, das Volk ſey durch ihre Bemühungen bereits unterworfen und der König wieder auf dem Throne; dann übernahm Jeder wieder ſeine Rolle bei Hof; man gab Feſte in Verſailles für den Adel und in Paris für das Volk; Nichts war für die Zukunft verändert. Während aber meine Beſucher ſo viel Geiſt und Unvorſichtigkeit bei mir verſchwendeten, lagerten außerhalb des Schloſſes Kundſchafter .... Die Baronin ward für verdächtig erklärt und nebſt ihren Begleiterinnen eingezogen, um nach Paris transportirt zu werden.

Ich vernahm dieſe traurige Nachricht durch den alten Diener, der eines Morgens erſchien und die Worte fallen ließ: „Alles iſt verloren!" Er übergab dem Grafen einen Brief und entfernte ſich auf der Stelle. Nie habe ich ihn wiedergeſehen. —

Ferdinand warf ſchnell einen großen Mantel um und eilte durch die geheime Thüre, die er hinter ſich verſchloß, davon. Die Lampe erloſch von ſelbſt, und ich blieb einige Zeit in tiefer Finſterniß.

Ach, wie theuer kam mich die Helle zu ſtehen, die mir bald wiedergegeben wurde. Die ganze Nacht hatte ich von außen Hammerſchläge vernommen. Einige Momente darauf öffnete ſich die kleine Pforte, ich erwartete den Grafen oder den alten Diener erſcheinen zu ſehen. — Es war ein Bauerlümmel, der zuerſt eintrat; er trug eine graue Jacke, und eine breite Schärpe umgab ſeinen ungeſtalten Leib; ihm folgten einige Wachen, und endlich erſchien eine Frau — es war eine Frau, die ihr altes Boudoir betrat — die Baronin.

Als man ſie arretirte, war ſie ohnmächtig geworden; daher hatte man beſchloſſen, um ſie in gutem Zuſtande nach Paris liefern zu können, ſie einige Zeit in ihrem Schloſſe unter guter Bewachung und feſten Riegeln als Gefangene zu laſſen. Man warf einen Bund Stroh auf den Parketboden und ſtellte einen Wächter an den Fuß des Thurmes. Dieſer Mann hatte auch den Auftrag, ihr die gemeinen Lebensmittel zu überbringen, die zu ihrer Nahrung beſtimmt waren. Vergeblich bat die Baronin, ihr den alten Diener zur Bedienung zu überlaſſen; er war bereits zum Tode verurtheilt, und alle andere Schloßbewohner waren in die Gefängniſſe abgeführt worden.

Außer dem für die edle Gefangene beſtimmten Thurme war Alles den Bewohnern der Umgegend preisgegeben worden; man plünderte, zerſtörte, verbrannte, und es bedurfte nicht dreier Tage, um koſtbare Gegenſtände zu vernichten, die Jahrhunderte alt waren. Tafeluhren, Silberzeug, Schmuck, Möbel, Spiegel und Gemälde wurden geſtohlen, das Wappen des Barons und die Adelstitel überall vernichtet und verbrannt; — bald war das Schloß aller Zierrath beraubt und gleich einem Skelett auf ſein Gerippe zurückgeführt, ſo daß es wie dieſes Ekel und Abſcheu einflößte.

Die Baronin hatte von dieſen Verwüſtungen keine Ahnung. Das Stillſchweigen ihres Wächters ſtand mit der äußern Stille in Uebereinſtimmung. Ganz ihren Hoffnungen ſich hingebend, betete ſie für ihren König, ihre Freunde und ihre Befreiung. Von der Hoffnung ging ſie wieder zur Muthloſigkeit über, da ſie aber im Grunde ihres Herzens auf einen heitern Himmel nach dieſem über Frankreich losgebrochenen Sturme hoffte, ſo waren ihre Träume oft ſüß und ihr Erwachen heiter. Ferdinand beſchäftigte hauptſächlich ihre Gedanken und beunruhigte ſie, ſie wußte nicht warum; ſie zählte auf ihn, wenn er nicht umgekommen; bisweilen dachte ſie wiederum mit Ergebung an ſeinen Tod; denn zu jener Zeit betrachtete man den Tod als das einzige Mittel, den Leiden zu entfliehen. So war in der Regel ihr Seelenzuſtand; jedoch ſah ich ſie auch wieder niedergedrückt und bittere Thränen auf dem elenden Strohlager vergießend. Hatte mich die arme Frau in ihrer Jugend nur darum zu haben gewählt, um ſich einen verſchwiegenen Vertrauten aller ihrer Gemüthsbewegungen zu verſchaffen?

Eine Nacht war das nördliche Fenſter offen geblieben; eine Fledermaus drang in's Gemach; das Geräuſch ihrer Flügel, mit denen ſie an die Wände ſchlug, erweckte die edle Gefangene; erſchrocken ſprang ſie auf, da ſie ſich das Geräuſch nicht ſogleich erklären konnte, und näherte ſich dem Fenſter, als eben die Fledermaus hinausflog.

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften.

Am 8. d. M. fand die jährliche Preisvertheilung an die Sonntag- und Gewerb-Schüler und an treue Dienſtboten in der bekannten und üblichen Weiſe ſtatt. Der Präſident der Geſellſchaft, Hr. Dr. Wöhler, und die Herren Pfarrer Wehner und Schrader hielten Vorträge, in welchen theils Bericht erſtattet wurde über die Reſultate der betreffenden Vereins-Sectionen, theils allgemeine Betrachtungen angeknüpft wurden. Der Act der Preisvertheilung ſelber, welcher in Anweſenheit der wohlregierenden Herren Bürgermeiſter, des Präſidiums der Geſellſchaft und eines äußerſt zahlreichen, aus allen Ständen gemiſchten Publikums geſchieht, hat für den Menſchenfreund eben ſo viel Rührendes als

Erhebendes und verfehlte auch heute dieſen ſchönen Eindruck nicht. Wie Viele mögen bei dieſer Veranlaſſung an ihre eigenen, in der Fremde verweilenden Söhne oder an jene Jugendtage gedacht haben, wo ſie ſelber rüſtig, wißbegierig und wanderluſtig die Welt durchzogen! Wie war es damals und wie iſt es jetzt? Iſt es beſſer geworden oder nicht, heller oder trüber? Ein weites Feld der Betrachtung! Wie werden dagegen die Eltern daheim ſich freuen, wenn ſie von ihren jetzt in unſerer Stadt verweilenden und heute durch einen Preis belohnten Söhnen davon Kunde erhalten, und wie erhebend iſt es, des Segens zu gedenken, welcher aus dieſer der Jugend zu Theil gewordenen Belehrung erwachſen wird! Aehnliche Gedanken reihen ſich an das heilſame Inſtitut zur Verſittlichung der Dienſtboten, welches heutigen Tages um ſo wichtiger wird, als die Klagen über die Entſittlichung der unteren Volksklaſſen immer lauter ertönen. — Nach der Preisvertheilung folgte das übliche, auch diesmal zahlreich beſuchte Feſtmahl, wobei die materiellen Genüſſe durch geiſtige Zuthat von paſſenden Toaſten erhöht und durch Muſik und Geſang das Herz erfreut wurde. Als Hauptmoment der Toaſte muß die durch den Präſidenten abermals angeregte Erweiterung der Lokalitäten der Geſellſchaft hervorgehoben werden. War die Form ſolcher Anregung auch etwas herb und ſtreng, ſo war ſie doch nur gut gemeint und auf die Wahrheit des Bedürfniſſes gegründet. Wir wollen uns mit der Erfahrung beruhigen, daß alles Gute und Schöne eben nur langſam gedeiht und daß man hier nicht nach Jahren, ſondern nur nach Jahrzehnten meſſen darf, wobei aber die beharrlichen Ermahnungen und mitunter auch zürnenden Worte des alten Cato nichts ſchaden können. Unſere Zeit des geſteigerten Wirkens und der freieren Bewegung hat ſo viele Aufgaben zu löſen und iſt ſo vielſeitig der Kraft und dem Gelde nach in Anſpruch genommen, daß Eins dem Andern oft im Wege ſteht und daß auch der beſte Wille nur ſelten raſch zum Ziele führt. Wir theilen hierin die Hoffnung eines andern Redners, daß der gute Sinn und die Eintracht unſerer Bürger und zahlreichen Mitglieder dieſer Geſellſchaft nicht ablaſſen werde, nach dem ſchönen Ziele zu ſtreben. Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte u. ſ. w. gleicht einem Baume, auf fruchtbarem Boden feſtgewurzelt, voll Lebenskraft und kerngeſund, deſſen Zukunft uns nicht bekümmern darf, woſern der Himmel fortfährt, ihm Schutz und Segen zu verleihen. Somit ſchließen wir dieſen Bericht mit den ſchönen Worten eines Liedes von Dr. H. Hoffmann, welches abgeſungen wurde. Sie lauten:

Freie Stadt, du reichbeglückte;
Blühen mög'ſt du immerdar!
Deine Söhne ſollen bleiben
Frei und glücklich, deutſch und wahr!
Deinen Enkeln ſey's gegeben,
Daß ſie einſtens, Hand in Hand,
Jubelnd ſingen mit den Andern:
Heil dem freien Vaterland!

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die ſchön ausgeſtatteten Wandkalender für 1847 ſind bereits wieder ausgegeben und drei derſelben liegen vor uns. Ein größerer und ein kleinerer ſind aus der C. Naumann'ſchen längſt rühmlich bekannten Anſtalt, der Eine in ſchwarz und der Andere in Farben gedruckt, beide aber eben ſo freundlich als geſchmackvoll. Der Dritte, Druck von Karl Knatz in Frankfurt a. M., zeichnet ſich durch höchſt elegante Ausſtattung und Farbenfriſche ganz beſonders aus, und darf den beſten Leiſtungen dieſer Art beigezählt werden. Dieſe Wandkalender ſind wahre Zimmerzierden, und wecken in uns die Reiſeluſt, indem ſie uns die ſchönen Anſichten der benachbarten Städte vorführen, welchen wir durch die erleichterte Verbindung mittelſt den Eiſenbahnen und Dampfſchiffen jetzt ſo nahe gebracht ſind.

Die engliſchen Blätter erzählen ein ſchauderhaftes Seitenſtück zu dem todtgepeitſchten Huſaren. Der Marinelieutenant Sturz ließ einen Matroſen, weil er ſich betrunken, einſperren, und zwar in den Kohlenbehälter des Schiffs. Der Unglückliche hatte weder Raum in dem ſcheußlichen Loche, noch andere Nahrung als die Kohlendünſte. Und darin über einen Tag, von früh 7 bis Abends 8 Uhr, und draußen über 26 Grad Hitze. Als man ihn gegen Abend zum Appell aufrief, antwortete eine hohle Stimme wie aus dem Grabe, und als man ihn eine Stunde ſpäter freilaſſen wollte, war er todt. Der Lieutenant iſt vom Kriegsgericht freigeſprochen. Aber der Schrei der Empörung, der durch alle engliſchen Blätter geht, hat ihn verdammt.

(Verſchiedene Fragen.) Technologiſche Frage. Was iſt der beſte Ausdruck für einen Menſchen, der uns mit Briefen zur Laſt fällt? Briefbeſchwerer. — Mechaniſche Frage. Wie würde man einen guten Weintrinker am paſſendſten tituliren? Flaſchenzug. — Mathematiſche Frage. Neununddreißig Neununddreißigſtel und doch kein Ganzes? Deutſchland. — Wie heißt der Herr, vor dem wir Alle Präſentirt's Gewehr machen, nota bene wenn wir ein Gewehr haben? Der Regen. — Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen einem Dichter und einem Baumeiſter? Der Baumeiſter iſt dumm, wenn ihm etwas, und der Dichter, wenn ihm nichts einfällt. — Was iſt für eine Aehnlichkeit zwiſchen Feldmeſſern und Reiſenden? Sie fahren Beide am Beſten, wenn ſie gut viſirt haben. (Regensb. Ztg.)

Auf dem Gottesacker in Halle iſt jetzt ein Denkſtein aufgerichtet, welcher die Grabſtätte bezeichnet, in welcher der wackere Pfarrer König von Anderbeck ſeit den letzten Märztagen dieſes Jahres von den Kämpfen eines vielbewegten Lebens ausruht. Freunde und Verehrer des Verſtorbenen haben dieſes Denkmal, welches in einem einfachen, mit kurzer Inſchrift verſehenen Steine beſteht, unter Beihülfe der ſtädtiſchen Behörden, von welchen auf die ſonſt üblichen Gebühren gänzlich verzichtet wurde, errichten laſſen. Von Seiten derſelben Behörden iſt der Grabſtätte Königs die Eigenſchaft eines Erbbegräbniſſes beigelegt und ſo auch dadurch der Erinnerung an den Verewigten die achtungsvollſte Theilnahme bewieſen worden.

(Der Reſt von Dr. Weidig's Reliquien.) Man wird ſich nie täuſchen, wenn man zur Linderung des Unglücks an das Herz des deutſchen Volkes appellirt. Auch die Verehrer dieſer werthvollen Reliquien haben ſich nicht über die Theilnahme des Publikums zu beklagen, indem von den 2500 Exemplaren, welche in zwei Auflagen zum Beſten der Wittwe, und da dieſelbe bereits 1839 geſtorben iſt, nunmehr zum Beſten der beiden Waiſenkinder, Wilhelm und Amalie, erſchienen ſind, jetzt nur noch etwa 200—300 Exemplare bei den beiden Vormündern, Landrichter Hofmann zu Friedberg und Revierförſter Weidig zu Homberg an der Ohm vorräthig ſind. Dieſe Reliquien enthalten eine mit vieler Wahrheitsliebe und Mäßigung geſchriebene Lebensgeſchichte, welche aber das tragiſche Ende verſchweigt; ſodann 37 von Gervinus und Levin Schücking nach Verdienſt gewürdigte Gedichte; drei Predigten und ein Nachwort. Der Preis iſt 48 kr. Obgleich nun, wie verlautet, der würtembergiſche Volksſchriftenverein, das Werkchen in einer großen Auflage abdrucken und verbreiten will, ſo wäre doch der ſchnelle Abſatz dieſer 200—300 Exemplare um ſo mehr zu wünſchen, da Wilhelm Weidig in dieſem Herbſte die Univerſität bezogen hat.

Digitized by Google

Der Kriegsrath von Zürich hat Verſuche mit der Schießbaumwolle anſtellen laſſen, welche keine durchaus günſtigen Reſultate geliefert haben. Die Verſuche mit dem Stutzen auf 250 bis 1000 Fuß Entfernung haben bewieſen, daß ſeine Konſtruktion die Anwendung der Baumwolle nicht erlaubt, weil der Schuß bei genau ganz gleicher Ladung nie eine gleiche Kraft und Sicherheit beſitzt. Von mehr als 100 Schüſſen hatten kaum zwei gleiche Stärke, und während mit Pulver auf 1000 Fuß die Scheibe ſicher getroffen wurde, konnte einer der beſten Schützen ſchon bei 250 Fuß mit der Baumwolle nicht mehr ſicher ſchießen. Auch läßt die Ladung keine Verſtärkung zu; nimmt man mehr als 8½ Gran, ſo geht ein Theil der Wolle unverbrannt aus dem Laufe. Etwas günſtiger geſtalteten ſich die Verſuche mit dem Mörſer.

(Zwei Anekdoten aus Galizien.) „Was für ein Landsmann biſt du?“ frug ein Richter einen Angeklagten. „Ich war früher“, ſprach er, „ein Böhme, bin aber in Galizien ein Schwabe geworden.“ — „Und was für ein Landsmann biſt du?“ ſprach der Richter zu einem Juden: „Herr, ich bin ein Schneider.“ Die Juden werden nämlich hier zu keiner Nation gerechnet.

(Aus Weſtphalen, 1. Nov.) „Geld iſt ein mächtiger Hebel zur Anſtrengung des menſchlichen Scharfſinnes.“ In Erwägung dieſes mächtigen Erfahrungsſatzes iſt von mehreren Stadtverordneten der Stadt Dorſten eine Prämie von 100 Louisd'or für Denjenigen ausgeſetzt worden, der den Nachweis liefert, daß die Blutungen und ſonſtigen wunderbaren Erſcheinungen an dem Körper der Clariſſin Maria Thereſe Winter auf Betrug beruhen. Das wird einen ſeltſamen Wettkampf geben, der um ſo größere hiſtoriſche Bedeutſamkeit hat, als er durch die Vertreter der Bürgerſchaft einer ganzen Stadt faſt einſtimmig veranlaßt iſt. Was dieſe dazu bewogen hat, liegt auf der flachen Hand. Die ganze vernünftige, ſogar ein Theil der katholiſchen Preſſe, ſprach mit Unwillen über das Dorſtener Wunderſchauſpiel, als eine Verhöhnung jeder Intelligenz und wahren Religioſität. Wegen ihres auf ſo auffallende Weiſe an den Tag gelegten Intereſſes für den Pater Goßler und die ſtigmatiſche Nonne mußten die Stadtverordneten der Stadt Dorſten ſich dem öffentlichen Tadel preisgeben. Dieſer iſt nun auch hinlänglich über ſie ergangen, und, um den Verdacht intellektueller Theilnahme an einem öffentlichen Religionsbetruge von ſich abzulenken, bieten dieſelben jetzt kühn dem 19. Jahrhundert die Wette an, daß in den Mauern Dorſtens ein Wunder ohne die Zuthat der Menſchen ſtatthabe. Zwar ändert der erſtaunliche Muth dieſer Herren unſere Ueberzeugung von dem Werthe des wunderbaren Ereigniſſes nicht, wohl aber kann dieſer Schritt viel dazu beitragen, den Glauben an eine wunderbare Einwirkung auf die Thereſe Winter bei dem niedern Theil der katholiſchen Bevölkerung zu befeſtigen. Es wäre daher ſehr wünſchenswerth, daß irgend ein Arzt — am beſten auf Requiſition der Regierung — eine ſorgfältige Unterſuchung vornähme und über das Reſultat derſelben der Oeffentlichkeit Bericht erſtattete. Es iſt immerhin möglich, daß kein Betrug vorliegt, daß die Blutungen, Nervenzufälle u. ſ. w. im natürlichen Zuſammenhange mit einer abnormen Organiſation ſtehen. Selbſt bei dieſer für die handelnden Perſonen günſtigen Annahme würde doch deren Gebrauch von den vorliegenden Erſcheinungen nicht im mindeſten gerechtfertigt ſeyn, da es in Bezug auf die ſchädlichen Folgen am Ende auf Eins herauskömmt, ob der Zuſtand der Thereſe Winter künſtlich herbeigeführt, oder der natürliche Zuſtand derſelben dem Volke als ein außernatürliches, heiliges Ereigniß hingeſtellt wird. — Eben ſo erklärlich wie die Ausſtellung einer Prämie Seitens der Stadtverordneten Dorſtens iſt noch ein 2ter Schritt, den dieſes Collegium in der Sitzung vom 30. October berathen und beſchloſſen hat. Darnach wird ſich nämlich die Stadtverordneten-Verſammlung an Se. Excellenz den Miniſter und Oberpräſidenten der Provinz Weſtphalen, Flottwell, wenden, damit dieſer in Gemeinſchaft mit dem Oberpräſidenten der Rheinprovinz die Dorſtener Stadtverordneten gegen derartige Angriffe, wie ſie jüngſt die Voſſiſche und Barmer Zeitung enthielten, ſchütze. Dieſe Provocation auf den Schutz der Cenſur wird natürlich als ungeſetzlich unberückſichtigt bleiben. Die der Dorſtener Stadtverordneten-Verſammlung ärgerlichen Zeitungsartikel enthielten nur derbe Wahrheiten, welche eben deßhalb tief ins Fleiſch ſchneiden und unwiderlegbar ſind. Nur darüber möchten wir uns wundern, daß nämlich der an der Spitze der Stadtverordneten-Verſammlung ſtehende, in der juriſtiſchen Literatur rühmlich bekannte Gerichtsdirektor Evelt den vor ſeinen Augen vorgehenden Taktloſigkeiten nicht beſſer zu ſteuern vermag. (B. Z.)

Kotzebue's, des Bühnendichters, jüngſter Sohn, Paul, iſt Chef des Generalſtabs des Fürſten Woronzow im Kaukaſus.

In dieſem Augenblick befinden ſich in den wiſſenſchaftlichen und Militär-Anſtalten von Berlin und Potsdam elf Bojarenſöhne aus der Moldau und Wallachei, zwei junge Siebenbürger, zwei Mexikaner und ein Aegyptier.

Im berneriſchen Jura iſt ein an Silber und Gold reichhaltiges Sandlager entdeckt worden; es ſollen darüber nähere Unterſuchungen veranſtaltet werden.

Korreſpondenz.

Aus der Provinz Starkenburg, 5. Nov.

Nach Nro. 43 der „Landwirthſchaftlichen Zeitſchrift“ für unſer Großherzogthum iſt die Stelle des Präſidenten für die Provinz Starkenburg durch einen Miniſterialbeamten wieder beſetzt worden. Während die Mitglieder der Vereine von Rhein- und Oberheſſen die Befugniß haben, ihre Präſidenten aus ihrer Mitte zu wählen, iſt den Mitgliedern der Vereine von Starkenburg das Recht genommen. Ich möchte mir die Frage erlauben: warum? und dieſe Frage von Jemand beantwortet wiſſen, der im Stande iſt, hierüber Aufſchluß zu geben. Will man mir entgegnen, daß die Perſon des Präſidenten zugleich die Centralbehörde ſämmtlicher Vereine bildet, wozu der Staatsregierung das Ernennungsrecht zuſteht, ſo kann dies durchaus keinen Grund abgeben, den Mitgliedern dieſer Provinz dadurch ihr Recht zu verkümmern. Wäre Mangel an fähigen Mitgliedern zu dieſer Stelle, ſo würde ſich nichts darüber ſagen laſſen; allein der Verein zählt ſehr viele und tüchtige Mitglieder, wovon ich nur zwei beſonders hervorragende, als die Herren geheime Oberfinanzrath Schenk und geheime Oberforſtrath Zanniner, namhaft machen will, die ſeither für den Verein, erſterer als Vicepräſident und letzterer in manch anderer Beziehung, ſehr wirkſam waren. Hätte Präſidentenwahl ſtattgefunden, ſo würde die Wahl ohne allen Zweifel auf einen dieſer Männer gefallen und der Verein gewiß eben ſo tüchtig repräſentirt worden ſeyn. Es ſoll hiermit durchaus Niemand zu nahe getreten werden; ich habe blos, im wohlverſtandenen Intereſſe der Mitglieder des Vereins, dem ich anzugehören die Ehre habe, dieſen Gegenſtand öffentlich zur Sprache bringen und zugleich das Recht derſelben für künftige Fälle wahren wollen.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 12. Nov. Johannes Guttenberg, Original-Schauſpiel in 5 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 313. Freitag, den 13. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

Die Sterne funkelten am Himmel, des Grafen Schloß trat wie ein weißes Geſpenſt unter dem Himmelsgewölbe hervor. Nichts ſtörte die Ruhe dieſer wunderbaren Nacht. Die Baronin hatte ſich hinter die Eiſenſtangen ihres Boudoirfenſters geſtellt und vergaß in dieſem Momente, daß ihr Boudoir ihr Gefängniß geworden ſey. Die Ruhe der Natur war in ihr Herz hinabgeſtiegen. Sie dachte an vergangene Zeiten, und ihr Herz ſchlug noch laut vermöge der Kraft, die Frauen namentlich beſitzen, den Widerſchein einer Erinnerung lange Zeit, nachdem er verwiſcht ſeyn ſollte, zu empfinden.

Ihre Einbildungskraft verſetzte ſie in die Zeit, wo von derſelben Stelle, die ſie jetzt einnahm, ſie den Moment abpaßte, wo der Graf ſeine Rückkehr durch ein an eine Ecke des Schloſſes angebrachtes Licht anzeigte. Ach, ſeit zehn Jahren war dieſes Licht nicht angezündet worden! Der Graf war genöthigt geweſen, die Provinz zu verlaſſen, ſeinen Vater zum Heere zu folgen, und bei ſeiner Rückkehr ſich gegen erbitterte Feinde zu vertheidigen; dann waren er und ſein Vater in's Gefängniß geworfen worden, welches der Herzog nur verließ, um auf's Schaffot zu ſteigen und Ferdinand, um ſich als Geächteter zu verbergen. Seit zehn Jahren hatte er ſeine Beſitzung nicht betreten. Dies war vielleicht ein Grund, warum auch mich meine Herrin verlaſſen hatte. Aber in dieſem Augenblicke, wo ſie mich zu bewohnen gezwungen war, wo der Schlaf von ihr gewichen, hatte ſie ſich, wie ich ſchon geſagt, in Erinnerungen vertieft, die ſie wie ein wohlthuender Traum erfreuten und in der Furcht die Täuſchung zu zerſtören, die für einen Moment ſie ihre Leiden vergeſſen ließ, wagte ſie nicht, ſich von der Stelle zu rühren, noch die Blicke von dem Punkte abzuwenden, auf den ſie gerichtet waren. Wie durch Zauber an ihren Platz gefeſſelt, glich ſie einem jener todten Körper, die bei der leiſeſten Berührung in Staub zerfallen. Wolken, die in ſchnellem Zuge den Mond verhüllten, verſetzten das Schloß in tiefe Finſterniß oder machten es den Augen ſichtbar.

Eine Zeitlang blieb der Himmel dunkel, die Natur ſchien in Trauer. Die Baronin ſah noch immer hinaus, obwohl ſie nichts unterſcheiden konnte. Aber, o Himmel! welch' ein Wunder zeigt ſich ihr. Ein Licht wird ſichtbar, ſie erkennt die Stelle, ihre Einbildungskraft erhitzt ſich; ſie ergreift mit krampfhafter Bewegung die Fenſterſtangen; der Mond wird frei, ſie kann nicht mehr zweifeln, ſie ſieht deutlich den ſchutzverſprechenden Leuchtthurm. Es iſt daſſelbe Signal, das ſo oft ihr Herz laut ſprechen machte. Da iſt's, da iſt's; es wird noch größer. O Himmel, er iſt da! er iſt da, der Mann, den ſie ſo ſehr geliebt, er iſt gerettet und zeigt es ihr an, es iſt kein Zweifel; dieſes Licht konnte nur ihretwegen angezündet worden ſeyn! Ja, er denkt an ſie, die Gefangene, und bald wird er ſie retten, ſie dem Orte entreißen, der beiden ſo theuer war.

Der Wächter indeß glaubte ein ungewöhnliches Geräuſch im Thurme gehört zu haben; er kommt herauf. Marie wirft ſich ſchnell auf ihr elendes Lager und ſtellt ſich, als ſchliefe ſie; der Wächter betrachtet ſie und will ſich entfernen, da wacht die Baronin beſtürzt auf .... „Sie haben mich erſchreckt," ſagte ſie. „Was wollen Sie um dieſe Zeit? es iſt noch nicht Tag. Geben Sie mir, ich bitte Sie, ein Glas Waſſer, damit ich mich erhole." Und während der Wächter ihr einſchenkt, ſteht Marie auf, hält ſich ihr Schnupftuch vor, ergreift das Glas und läßt es fallen, ſo daß es das Schnupftuch durchnäßt. „Ach," ſagte ſie, „wie ungeſchickt bin ich doch! Sehen Sie, wie naß mein Tuch iſt, und doch habe ich ſo wenige! Seyen Sie doch ſo gut und befeſtigen ſie es an die Fenſterſtäbe, aber ſo hoch wie möglich, damit es die Luft raſcher durchwehe und es trocken werde; aber binden Sie es ja feſt an." Der Mann gehorcht, und das weiße Tuch weht, den Winden ein Spiel, nun, wie ehemals, das beglückende Signal zu beantworten. Dieſer Moment des Glückes machte viele Drangſale wett!

In der That hatte ſich der Graf gerettet, und ſein erſter Gedanke war, Marien zu Hülfe zu kommen. Er wußte, daß die Baronin im Thurme gefangen gehalten wurde; er verſuchte nun, auf einen Zufall rechnend, um ſie von ſeiner Nähe in Kenntniß zu ſetzen, das Mittel, das ihnen in glücklicheren Tagen gedient; aber nichts verkündete ihm, daß er verſtanden worden ſey .... Endlich wehte das weiße Tuch, der Graf ſah es, und die Hoffnung erfriſchte ſein Herz, wie ſie Mariens Seele beruhigt hatte.

„Es muß gelingen," ſagte ein Jedes von ihnen, „da wir uns verſtanden haben;" allerdings war es ſchon viel, zu wiſſen, daß man einander begriff. Aber derartige freundliche Winke, die im Grunde nichts Wichtiges andeuten, ſind in der Regel für bedeutende Dinge erfolglos; ſie können leicht dazu dienen, zwei Liebende in's Unglück zu ſtürzen oder ſie zu beglücken, ſie ſind aber weniger geeignet, zwei Schlachtopfer zu erretten.

Indeß hatte die Baronin ſchon durch das Bewußtſeyn, daß ihr Befreier nahe ſey, friſchen Muth gefaßt. Sie wußte, daß Ferdinand über ſie wache, und trotz der Reue, ihn geliebt zu haben, fühlte ſie doch, daß er allein das Recht habe, ſie zu retten, weil er allein auf ihr Vertrauen zählen konnte. Sie dachte daher an keine andere Mittel zu ihrer Befreiung, und da ſie überzeugt war, daß das Fenſter ihr die Freiheit bringen werde, wenn dies überhaupt möglich ſey, ſo verließ ſie es nicht mehr. Ihre Augen ſchweiften umher, als könnten ſie in dem leeren Raume ihr Schickſal leſen. Namentlich beobachtete ſie die Vögel, die von des Herzogs Schloß hergeflogen kamen. Sie waren für ſie Reiſende, die ihr etwas erzählen ſollten. — So hatte ſie den

Digitized by Google

ganzen Tag bis Sonnenuntergang zugebracht und wollte eben ein wenig entmuthigt ſich entfernen, als ſie auf einem Baumaſte neben ihrem Fenſter ein Täubchen bemerkte; ſie zitterte. Zu einer Zeit, die ſie einſt eine glückliche zu nennen wagte, empfing ſie oft durch ſolche Wandertauben Botſchaften. „Ha, wenn dieſe mir ein Wort von ſeiner Hand brächte!“ ſagte ſie zu ſich. „Aber nein, es iſt unmöglich, es wäre zu unvorſichtig. Doch will ich es verſuchen, das Täubchen herbeizulocken. Sie warf einige Brodkrumen vor's Fenſter, der Vogel näherte ſich aber nicht; da fiel ihr plötzlich ein, daß ſie ein kleines Pfeifchen in ihrem Betſtuhle verborgen habe, deſſen ſie ſich früher bediente, um die niedlichen Thiere zu rufen. Sie eilte zu dem theuren Stuhle, ſie ſucht, ihre Hand zittert erſt vor Angſt, bald aber vor Freude, denn ſie findet den koſtbaren Gegenſtand, den ſie ſchon verloren glaubte; ſie pfeift leiſe, wie ſie ſonſt gethan, und der Vogel verläßt ſeinen Zweig und fliegt durch das Fenſter, deſſen Vorhang die Baronin verbirgt. Schnell ſchließt ſie das Fenſter, ergreift die Taube und ſieht ihr unter den weißen Flügel, ein Papier iſt daran befeſtigt! O, welcher Kraft bedurfte ſie, um nicht durch einen Schrei ihrer Freude Luft zu machen!

Sie öffnet das Papier, erkennt die Züge; ihr Schickſal iſt auf einmal in den Worten enthalten:

„Halten Sie ſich heute um Mitternacht bereit, oder Sie ſind verloren. — Aber ja keine Antwort . . . .“

(Fortſetzung folgt.)

Weitere Aufklärungen über die heſſiſchen Auswanderer aus Großzimmern.

Wir Endesunterzeichnete, als Männer, die hier wohnen und der ganzen Auswanderungs-Angelegenheit mit Aufmerkſamkeit gefolgt ſind, halten es ſelbſt nach der ſpeciellen Auseinanderſetzung des Sachverhaltes in Nro. 307 und 308 der Didaskalia nicht für überflüſſig, auch einige Worte zur Beleuchtung der Wahrheit zu ſprechen, ſelbſt wenn auch unſere Darſtellung über die Entſtehungsweiſe und über das edle Benehmen der Kreis- und Ortsbehörde mit den ſchon erſchienenen Artikeln zuſammenfallen ſollte. Namentlich iſt es der Vorwurf der Eigennützigkeit von Seiten der Ortsbehörde und des Hintergehens durch falſche Vorſpiegelungen von Seiten der Kreisbehörde, welcher uns antreibt im Allgemeinen das Nöthigſte zu deren Vertheidigung zu ſagen. Dieſes Nöthigſte ſcheint uns aber mit einer kurzen Auseinanderſetzung des Herganges von vorne herein — ſich zu identificiren.

Unſere ärmere Klaſſe, gewohnt, theils durch Taglöhnern, theils durch Hauſiren, theils auch Betteln und anhängenden Induſtriezweigen ſich ihren täglichen Unterhalt zu verſchaffen, ſah ſich bei eingetretenem Mangel und zunehmender Theuerung der Lebensmittel, bei zugleich ſtockenden Verdienſten und täglich ſich mehrenden Gefängnißſtrafen in eine Lage verſetzt, aus welcher ſie nur ein kühner Entſchluß retten könnte. Zunächſt war es der kleinere Theil der jetzt Ausgewanderten, welcher bei ausgezeichnetem Beſtande der Land-, Forſt- und Feldgerichte an ſeiner an das elfte Gebot gebundenen Induſtrie verzweifelnd, zuſammentrat und über ſein Wohl und Weh und über das zu Beginnende berieth. Einige günſtige Berichte aus Nordamerika beſtimmten die Richtung und den Ausbruch der Ideen; „Hüte tragen und Fleiſch eſſen“, Worte, die in ſolchen Briefen und bei ſolchen Leuten die Hauptrolle ſpielen, waren zu lockend und zu verfänglich, als daß ſie nicht ſehr gewichtig auf die Wage gefallen wären; — Amerika ſollte ihnen nun Erſatz für ſo viele Entbehrungen und Entſagungen geben. Es wurde daher der Beſchluß gefaßt, ſich an den Ortsvorſtand um Ueberfahrtsgeld zu wenden; man ſammelte Unterſchriften und legte dieſelben mit der dringenden Bitte um Beſchleunigung der Ortsbehörde zu deren nicht geringem Erſtaunen vor. Der Ortsvorſtand, wohl wiſſend, wie ſich die ſchon beſtehende Schuldenlaſt durch eine Ueberfahrt von circa 250 Köpfen (mehr waren es damals noch nicht), noch mehren würde, gab dennoch, obgleich nicht ohne Zögern, in Erwägung des Elendes und Mangels, worin ſich dieſe Leute befanden, ihrem Drängen und ihren Wünſchen nach. Und es war nur der feſte und zuverſichtliche Glaube an eine Lage- und Exiſtenz-Verbeſſerung der Armen, der den Ortsvorſtand bewog, eine bedeutende Summe, die ſich ſpäter auf 50,000 fl. erhöhte, zu dieſem Endzwecke zu bewilligen. Läugnen läßt ſich's jedoch nicht, daß man auf der andern Seite die Wiederherſtellung eines guten Ortsrufes in begründeter und beſtechender Ausſicht geſtellt fand. Nachdem nun auf dieſe Weiſe und nach allen dieſen Antecedentien von dem Ortsvorſtande ein dem Unternehmen geneigter Beſchluß gefaßt und die Kunde davon in die Menge gekommen und noch dazu unterdeſſen ein günſtiger Brief aus Nordamerika eingelaufen war, ſo drängte ſich Alles herzu und wollte dieſer Gutthat theilhaftig werden. So kam es, daß ſich die Summe der Reiſeluſtigen bald über 600 Köpfe belief, welche Summe ſich ſpäter noch auf 672 ſteigerte. Die ſo ſchnell ſich geſammelte Menge der unterdeß Beigetretenen beſtand größtentheils aus kräftigen und tüchtigen Arbeitern, welche dadurch, daß ſie keinen hinlänglichen und zur Vergrößerung ihres Beſitzſtandes fähigen Erwerb vor Augen hatten, mit ihrer Lage unzufrieden geworden waren. Der Ortsvorſtand, in ſeiner edlen Uneigennützigkeit und Nächſtenliebe, ließ auch dieſe, der Gemeinde Vortheil bringende und jetzt noch ſchmerzlich vermißte Klaſſe in ein neues Vaterland zu neuen Glücksverſuchen ziehen. Und dieſe Leute waren von einem dortigen beſſeren Leben ſo überzeugt, daß ſpätere Anerbieten Einzelner, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen wieder hier zu bleiben, von denſelben hartnäckig zurückgewieſen wurden.

Dies war die Entſtehung des Auswanderungsprojektes; dies war die ſucceſſive Entwickelung, bei der kein Eigennutz, kein Zwang, keine Ueberredung von Seiten der Behörden ſtattfand, bei der nur einzig und allein eigner und freier Entſchluß, der aus der Idee einer Exiſtenzverbeſſerung entſprungen war, einwirkte. Der gute Entſchluß der Bedrängten und das edle Benehmen des Ortsvorſtandes wurden nun der kreisräthlichen Behörde vorgelegt; dieſe, das Zweckmäßige und das Gute erkennend, übernahm mit muſterhafter Umſicht und Thätigkeit die Leitung der Geſchäfte, und überwachte mit wahrer väterlicher Sorgfalt und Menſchenliebe die Intereſſen der Einzelnen. Ja, nur das edle Motiv, die ausgezeichnete Idee und das herrliche Projekt, ſeine Untergebenen und Pflegbefohlenen glücklich zu ſehen und zu machen, waren es, die die ſtaatsmänniſchen Anſichten unſeres menſchenfreundlichen Kreisrathes überwandt, die über die vielfachen Bedenklichkeiten, welche er oft gegen uns ſowohl, als gegen die Auswanderer ſelbſt ausſprach, den Sieg davon trugen. Nein, Verheißungen gab er ihnen nicht, ſondern Warnungen. Aber was vermochten denn auch dieſe Bedenklichkeiten über das Schwierige und über das Gefahrvolle einer Seereiſe? Was vermochten dieſe Hindeutungen, daß auch in Amerika die Nothwendigkeit zum Arbeiten und zur Thätigkeit vorliege, gegen eine Maſſe, deren einer Theil nun ein für allemal ſeine Lage durch Arbeit und Thätigkeit verbeſſern, deren anderer Theil einen neuen moraliſchen Lebenswandel in fremdem Lande beginnen wollte!? Was vermochten die Einreden gegen Leute, die von dortigen Freunden und Bekannten wohl unterrichtet waren, wie groß der Arbeitslohn und wie wohlfeil dem gegenüber die Lebensmittel ſeyen!? Was wollten die Warnungen gegen Leute, die belehrt waren, daß das dortige Gebiet zehnmal ſo groß an Flächeninhalt und im Verhältniß dazu zwanzigmal ſo klein an Einwohnerzahl als Deutſchland ſey; die belehrt waren, daß es dort nicht an Lebensmittel, ſondern nur an ſchaffenden und arbeitenden Kräften fehle!? Nichts vermochte ſie zurückzu-

Digitized by Google

halten. — Selbſt einige intereſſirte und jetzt noch im Schaden ſtehende Geſchäftsleute ließen es nicht an warnenden Worten und andererſeits auch nicht an Verſprechungen fehlen. — Auch unſerer Anſicht nach waren die Warnungen, vorſichtig zu ſeyn, der gewohnten Fürſorglichkeit unſerer kreisräthlichen Behörde entſprechend, obgleich dagegen die dortigen ſtatiſtiſchen Verhältniſſe doch in zu günſtigem Lichte erſchienen, als daß die Warnungen den guten Ausſichten nicht hätten weichen ſollen. Und in dieſer letzten Beziehung häufen ſich ſo eben die günſtigen Berichte dermaßen an, daß trotz des famöſen Artikels nicht allein hier, ſondern auch in der Umgegend für nächſtes Frühjahr viele Auswanderungen bevorſtehen, deren Häupter alsdann, wie ſonſt gewöhnlich, nicht verſäumen werden, bei unſerer kreisräthlichen Behörde um Rath und Beiſtand nachzuſuchen. Und am Ende dieſer allgemeinen Darſtellung, welche wir mit Worten der Behörden und ſpeciellen Thatſachen belegen können, fragen wir die ganze Welt, iſt hierin Eigennutz, ſind hierin falſche Vorſpiegelungen enthalten und zu erblicken? Wir erwarten die ſichere Antwort: Nein!

(Schluß folgt.)

Johann Konrad Suſemihl.

(Nekrolog.)

Es iſt eine traurige aber nothwendige Pflicht der Journaliſtik, Männer von Verdienſt, die ihr irdiſches Leben vollendeten, nicht mit Stillſchweigen zu übergehen, ſondern ihrer in Ehren zu gedenken und ihren, durch ruhmvolle Thätigkeit geſchmückten Lebenslauf in Kürze zu berichten. Der Tod fordert täglich ſeine Opfer, ohne Rückſicht auf Stand und Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft; aber die Verheerungen, welche er anrichtet, ſind um ſo ſchmerzlicher, wenn ſie Perſonen betreffen, welche als Familienväter, Gewerbtreibende, Gelehrte oder Künſtler die Früchte ihres vieljährigen Wirkens zur vollen Reife gedeihen ſahen, und welche als Mitglieder eines kleineren oder größeren Gemeinweſens gleich achtbar und verehrungswürdig da ſtanden. Zu den Männern dieſer Gattung — wir ſagen es mit der lebhafteſten Befriedigung — gehörte der am 28. Okt. 1846 zu Darmſtadt verſtorbene großh. Hofkupferſtecher Hr. Johann Konrad Suſemihl, der, obſchon in das achtzigſte Lebensjahr getreten, bis in ſeine letzten Lebenstage in ſeinem künſtleriſchen Berufe unausgeſetzt thätig wirkte, ſo daß er faſt bei ſeinen Arbeiten von der Hand des Todesengels ſanft berührt wurde. Er war geboren zu Reinrod, bei Alsfeld, am 30. September 1767. Von ſeinem Vater für ein bürgerliches Gewerbe beſtimmt, nachdem er den erſten Jugendunterricht bei einem geſchickten Lehrer zu Hopfgarten und ſpäter an der durch die pädagogiſche Wirkſamkeit des Rektors Münch ausgezeichneten Schule zu Alsfeld erhalten hatte, mußte er ſich gehorſam in die väterliche Laune fügen, ſo früh auch der Knabe ſeine Neigung für die Naturkunde und die zeichnenden Künſte zu erkennen gegeben hatte. Bei der Ausübung ſeines mühſeligen gewerblichen Berufs der Kunſt — wie es ſchien — für immer entriſſen, regte ſich gleichwohl in ihm das Bedürfniß zur Befriedigung ſeiner Lieblingsneigungen, welche durch den vorhin erwähnten Rector Münch zu Alsfeld, wie auch durch den großh. Ingenieurlieutenant Mann und den großh. Regierungs-Sekretär Karl Dieffenbach daſelbſt, die freundlichſte Anerkennung und Aufmunterung fanden. Erſt mit ſeinem 18. Jahre ſollte der ſtrebſame Jüngling, beſonders auf des Rektors Münch Fürſprache bei ſeinem Vater, ſeiner gewerblichen Feſſeln entledigt und der von ihm ſo ſehnlichſt gewünſchten künſtleriſchen Laufbahn zugeführt werden. Mit Empfehlungen von Münch nach Kaſſel verſehen, kam er dort bei einem Kupferſtecher in die Lehre, der ihm indeß weniger nützte als der Unterricht an der dortigen Akademie, den er mit ſo gutem Erfolge frequentirte, daß ihm zwei Mal die ſilberne Preismedaille für ſeine Arbeiten zuerkannt wurde. — Während ſeines Aufenthaltes zu Kaſſel durch die Empfehlung des Direktors der Akademie, Johann Heinrich Tiſchbein, dem Aelteren, mit dem als Literator und Kunſtkenner rühmlichſt ausgezeichneten landgräflich heſſendarmſtädtiſchen Kriegsrath Merk bekannt geworden und von dieſem bei ſeiner Anweſenheit zu Kaſſel nach Darmſtadt eingeladen, um ihn in ſeinen unterſchiedlichen artiſtiſchen Unternehmungen zu unterſtützen, folgte er dieſem für ihn ehrenvollen Rufe und ſiedelte im Jahr 1789 nach Darmſtadt über. Hier war er zunächſt in dem ihm von Merk angewieſenen Wirkungskreiſe thätig, ohne jedoch andere Aufgaben der Kunſt, welche Zeit und Gelegenheit darboten, dabei außer Acht zu laſſen. Insbeſondere verdient in dieſer Beziehung bemerkt zu werden, daß er zu dieſer Epoche die Platte „Götz von Berlichingen" nach einer Handzeichnung von Tiſchbein, genannt der Neapolitaner, ausführte. In Folge von Merk's plötzlichem Ableben (1791) löſ'te ſich das bisherige Geſchäftsverhältniß, welches ihn an dieſen merkwürdigen Mann, der mit Goethe, Wieland und Andern in engem literariſchen und Freundſchaftsverkehr ſtand, eine Zeit lang geknüpft hatte. Als eine der erſten Früchte ſeiner nunmehrigen Muße erſchien von ihm das in Preſtel'ſcher Manier ausgeführte Portrait der Landgräfin Louiſe, Gemahlin des nachherigen Großherzogs Ludwig's I., einer durch hohe Geiſtesbildung, durch einnehmende Anmuth und durch beſondere Liebe für die ſchönen Künſte ausgezeichneten fürſtlichen Frau, welche auch für unſeren Suſemihl in ſeinem thatkräftigſten Jünglingsalter eine huldreiche und wohlwollende Beſchützerin wurde. Höchſtdieſelbe ſetzte ihn durch die großmüthigſte Municifcenz in den Stand, daß er zum Behufe ſeiner weiteren künſtleriſchen Ausbildung zwei Jahre zu Weimar und Dresden zubringen konnte. — Im Jahr 1795 nach Darmſtadt zurückgekehrt, ward er mit den Gebrüdern Bekker bekannt, welche bei dem Anblick von mehreren ſeiner bildlichen Darſtellungen von Thieren eine ſo günſtige Meinung von ſeinem Talent faßten, daß ſie auf den Gedanken kamen, unter ſeiner Mitwirkung ein ähnliches Werk wie Levaillant, jedoch nur über die deutſchen Vögel, herauszugeben. Der Gedanke reifte bald zur That und es erſchien das unter dem Namen „Darmſtädter Ornithologie" bekannte Werk, durch welches Suſemihl ſich in der genauen und ſchönen Darſtellung von Vögeln unter ſeinen Mitbewerbern in der Kunſt einen wohlverdienten ehrenvollen Namen erwarb.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau.) Der neue Planet iſt hier noch an jedem heitern Abend auf der Sternwarte beobachtet worden, und wird bald Anhaltspunkte genug zu einer genauen Bahnbeſtimmung geliefert haben. Inzwiſchen hat der Urheber ſeiner Auffindung das ihm zuſtehende Recht, ihm einen Namen beizulegen, an Hrn. Arago zu Paris übertragen, worauf dieſer, kraft des erhaltenen Rechts, den Namen LEVERRIER gewählt und für dieſen neuen Planeten das Zeichen L mit einem verſchlungenen V beſtimmt hat.

v. Boguslawski.

(Stuttgart, 7. Nov.) Ueber die Gasbeleuchtung hört man neuerdings, namentlich von allen Privaten, die lauteſten Klagen. Auch die Straßenbeleuchtung iſt dürftig genug. Viele ſind, wenn das Gas ſich nicht beſſert, entſchloſſen, wieder zu den Lichterziehern zurückzukehren.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Aus der Wetterau, im Nov.

Was der Verfaſſer des vortrefflichen Aufſatzes über den Peſtalozzi-Verein zu Frankfurt in Nro. 277 und 278 dieſer Blätter als einen der Hauptzwecke dieſes Vereins bezeichnet, ſuchen die Unterzeichneten, wiewohl unabhängig von dem Peſtalozzi-Verein, im Großherzogthum Heſſen zu verwirklichen; ſie haben ſich, angeſpornt von ähnlichen Unternehmungen, welche ſchon die herrlichſten Früchte getragen, im Namen Deſſen, der da geſprochen: „Was ihr einem der geringſten meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan“, zu dem Zwecke vereinigt, durch Gründung eines Rettungshauſes für ſittlich-verwahrloſte Kinder ſo manchen der häuslichen Erziehung entbehrender oder geradezu im Laſter aufgezogener Kinder eine Erziehungs- und Beſſerungsſtätte zu bereiten, welche einem dazu beſonders befähigten Volksſchullehrer, der ein eben ſo tüchtiger Lehrer als Hausvater ſeyn muß, übertragen werden ſoll. Zu dieſem Unternehmen haben denn auch bereits Se. königl. Hoh. der Großherzog die erbetene Conceſſion allergnädigſt ertheilt. Die nächſte Bürgſchaft für das baldige Erſtehen einer ſolchen Anſtalt iſt in dem hochherzigen Anerbieten Sr. Erlaucht des Hrn. Grafen zu Solms-Laubach zu erblicken, welche die zur Anſtalt nöthigen Gebäulichkeiten nebſt Gartenland in dem ehemaligen Kloſter Arnsburg in der Wetterau unentgeldlich verwilligt haben. Es hat ſich auch bereits unter Hohen und Niedrigen durch Unterzeichnungen von Beiträgen für dieſes Werk freiwilliger, rettender Liebe die erfreulichſte Theilnahme kundgegeben und es ſoll, ſobald die noch vorzunehmenden baulichen Veränderungen und Einrichtungen in dem Anſtaltsgebäude vollendet ſind, nächſtes Frühjahr die Anſtalt eröffnet werden. Die Unterzeichneten glauben ſich im Vertrauen auf den Wohlthätigkeitsſinn vieler unſerer Zeitgenoſſen nicht zu täuſchen und keine Fehlbitte zu thun, wenn ſie zur hülfreichen Unterſtützung einer Anſtalt auffordern, die an ihrem Theil dazu beitragen will, daß des geiſtlichen und leiblichen Elends auf Erden weniger werde. Es werden nicht nur die kleinſten Gaben in Geld, ſondern auch alte Möbel, Victualien, Kleidungsſtücke, Weißzeug, Küchen- und landwirthſchaftliche Geräthe dankbar angenommen. Außer den unterzeichneten Vorſtandsmitgliedern der Anſtalt finden ſich in Frankfurt a. M. die Herren Pfarrer Bonnet und Dr. jur. Andreä, ſo wie die Zimmer'ſche Buchhandlung zur Annahme von jährlichen Geldbeiträgen und einmaligen Geſchenken bereit. Die leitenden Grundſätze der Anſtalt ſind gedruckt und unentgeltlich zu haben.

Anthes, Lehrer zu Lich; Bachmann, Pfarrer zu Lich; Schäfer, Taubſtummenlehrer zu Friedberg; Schick, Candidat der Theol. zu Laubach; Schwarz, Kaufmann zu Echzell; Uhrig, Pfarrer zu Neuiſenburg.

Darmſtadt, 10. Nov.

Seit dem 17. v. M. hält Dr. Walther im phyſikaliſchen Kabinet des großherzoglichen Reſidenzſchloſſes Vorleſungen über Kunſtgeſchichte des Alterthums vor einem ausgewählten zahlreichen Hörerkreiſe. Das Anziehende ſeiner Vorträge, welche zunächſt Kunſt und Alterthum Aegyptens erörtern, wird noch erhöht durch die Anſchauung von Denkmalen der Kunſt und von Abbildungen derſelben. Auch der neugegründete „literariſche Verein“ hatte vor einigen Wochen ſeine Wirkſamkeit durch die erſte Verſammlung im Bibliotheksſaale des Realſchulgebäudes eröffnet. Nach einer einleitenden Rede des Präſidenten des Vereins, Hrn. geheimen Staatsrathes Dr. Knapp, folgten geiſtvolle und anziehende Vorträge des zweiten Präſidenten, Hrn. Oberſtudienrathes D Dilthey (über die Spuren der Urwelt im Großherzogthum Heſſen), des Hrn. geh. Staatsrathes Dr. Knapp (über ein ungedrucktes altdeutſches Lehrgedicht aus der Hohenſtaufenzeit, den „wälſchen Gaſt“ des Thomaſin von Zerclar, nach einem Erbacher Coder) und des Hrn. Dr H. Künzel über die Stellung der Schriftſteller in Deutſchland, Frankreich und England. — Auch der „geographiſch-ſtatiſtiſche Verein“ wird nun in Kürze ſeine Winter-Vorleſungen eröffnen und das erſte Heft ſeiner Zeitſchrift ausgeben, auf deren intereſſanten Inhalt wir im voraus aufmerkſam machen dürfen. — Neben dieſen jüngeren wiſſenſchaftlichen Vereinen, zu welchen auch der naturhiſtoriſche gehört, wirkt der hiſtoriſche in gewohnter Rüſtigkeit fort. Aus dieſen flüchtigen Notizen läßt ſich entnehmen, welch' ein reges geiſtiges Leben ſich hier in Darmſtadt entfaltet und wie groß die Theilnahme des Publikums für die geiſtigen Intereſſen iſt, welche hier ihre zahlreichen Vertreter und Förderer finden. Rechne man nun dazu noch das hieſige Hoftheater mit ſeiner ausgezeichneten Oper, die herrliche Bibliothek und das hieſige Muſeum mit ſeinen reichhaltigen werthvollen Schätzen an Gemälden, Statuen, Münzen, Handzeichnungen, Glasmalereien, phelloplaſtiſchen, naturhiſtoriſchen und oſteologiſchen Sammlungen u. ſ. w., ſo wird man wohl eingeſtehen müſſen, daß Darmſtadt eine Anziehungskraft für Jeden hat, der Sinn für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt beſitzt.

Aus dem Großherzogthum Heſſen, 9. Nov.

In Nro. 44 der kath. Sonntagsblätter ſprechen mehrere Herren Lehrer katholiſcher Confeſſion über ein von einem Lehrerverein unſeres Landes neu herausgegebenes Leſebuch für Volksſchulen (Verlag von Auguſt Kern in Darmſtadt) und ſuchen insbeſondere einige Stellen des letzten Bogens als beſonders bezeichnend hervorzuheben, wie von Seiten der Lehrer der Jugend „der Saamen der Zwietracht, der Verachtung und des Haſſes einzuimpfen“ geſucht werde. Ich bedauere dieſes Mißverſtändniß. Möge ſie Nachfolgendes beſänftigen und beruhigen! Vor Allem ſind die Verfaſſer Proteſtanten. Sie ahndeten in den mitgetheilten Stellen nicht das geringſte Böſe, weil jedes Geſchichtsbuch und jedes Converſationslexikon dieſe Thatſache als wahr beſtätigt. Ueberdies ſind ſie (die Lehrer) es nicht, ſondern ein evangeliſcher Geiſtlicher (Mitarbeiter), der die betreffenden Leſeſtücke, ſelbſt wieder aus anderen Geſchichtswerken entnommen, zur Aufnahme lieferte. Nur an ihnen hätte es gelegen, von der langen Cenſurſcheere Gebrauch zu machen. Daran aber dachten ſie nicht, weil ſie hofften, die Wahrheit ſtoße nicht an. Nun aber, da ſie ſahen, daß die Wahrheit Aergerniß gibt, ſuchen ſie bei der nächſten Auflage die Urſache zu entfernen, d. h. den ganzen Bogen auszulaſſen, damit die Wirkung ausbleibe. Dies war ſchon beſchloſſen auf den ſo wohlgemeinten Vorſchlag einer Recenſion hin, welche im Julihefte des Schulblattes für das Großherzogthum Heſſen erſchien. — Möchte darum dieſem ſo verſtändigen und wahrhaft bildenden Leſebuch in Lebensbildern, dem ſelbſt die Mainzer Sonntagsblätter ihren „vollen Beifall“ nicht verſagen können, durch die bald erſcheinende zweite Auflage der Weg in alle Schulen jeder Confeſſion gebahnt ſeyn! (Eingeſendet.)

Frankfurt a. M., im Nov.

Gegenwärtig weilt in unſerer Stadt ein tüchtiger Künſtler. Es iſt dies der junge 13jährige Pianiſt Alfred Jaell aus Trieſt, welcher ſich bereits durch ſeine Kunſtreiſen in Italien, Frankreich und Holland in der muſikaliſchen Welt vortheilhaft bekannt gemacht hat. Sein Spiel, ſo wie ſeine Compoſitionen ſind in der That ausgezeichnet. Dem hieſigen kunſtliebenden Publikum war bereits durch ein vom Künſtler im Hauſe Mozart veranſtaltetes Konzert Gelegenheit geboten, ſein Spiel die gerechte Anerkennung finden zu laſſen. Da jedoch der Raum im genannten Lokale etwas beſchränkt iſt, ſo hat ſich der junge Künſtler, auf den Wunſch mehrerer Muſikfreunde dazu verſtanden, künftige Woche noch ein zweites Konzert dahier zu geben, zu deſſen zahlreichem Beſuche es wohl für das kunſtliebende Publikum keiner weitern Anpreiſung bedarf. — Was ſein Spiel noch erhöht, iſt der Umſtand, daß derſelbe ſein eigenes treffliches Inſtrument bei ſich führt.

Berichtigung.

In dem in der geſtrigen Nummer der Didaskalia enthaltenen Bericht über die letzte Preisvertheilung an die hieſigen Sonntags- und Gewerb-Schüler und an treue Dienſtboten iſt irrthümlich Hr. Pfarrer Schrader, ſtatt Hr. Pfr. Steitz, mit unter den Rednern genannt, welche bei dieſer öffentlichen Feier Vorträge hielten; auch Hr. Amtmann Dr. v. Oven ſtattete dabei über die Wöhlerſtiftung einen Bericht ab.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 12. Nov. Johannes Guttenberg, Original-Schauſpiel in 3 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer.

Samſtag, 14. Nov. Zemire und Azor, große Oper in 2 Abth., Muſik von Spohr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 314. Samſtag den 14. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

Kaum hat ſie geleſen, ſo vernimmt ſie Geräuſch; ſie ſchleudert die Taube zum Fenſter hinaus und kniet auf ihren Betſtuhl hin, um ihre Aufregung zu verbergen und Gott zu danken; der Wächter tritt ein; er bleibt an der Thüre ſtehen und ſieht mitleidig auf die im Gebete vertiefte Gefangene.

„Es lohnt ſich auch der Mühe zu beten!" ſagte er. Dieſe Worte machten Marie, nicht nur ihrer Gottloſigkeit willen, ſondern auch wegen des damit verbundenen Sinnes, erbleichen.

„Dieſer Mann hält mich für verloren!" dachte ſie. „Ach, mein Gott! wenn man mich hier ermordete!"

Sie hätte gern in des Mannes Seele, der Alles wiſſen mußte, geleſen, ſeine Blicke flüſterten ihr einen geheimen Schauder ein. Der Wächter wollte ſich wieder entfernen, da kehrte er ſich plötzlich um, maß die Baronin von Kopf bis zu den Füßen und ſagte:

„Du haſt alſo gar nichts Koſtbares mehr?"

Die Baronin fuhr zuſammen; es war das erſtemal, daß man es wagte, unehrerbietig mit ihr zu ſprechen.

„Nicht bei mir, mein Herr," erwiederte ſie würdevoll; „aber ich will Ihnen ſagen, wo mein Schmuckkäſtchen iſt, damit ſie es ohne Mühe an ſich nehmen können."

„Ihr Schmuckkäſtchen," brummte der Elende, „das iſt jetzt weit von hier. Alſo hat ſie nichts, nichts mehr! Das iſt hübſch."

Er entfernte ſich fluchend.

Die Schloßuhr ſchlug ſechs, alſo mußte ſie noch ſechs Stunden warten. Ach, mit welchen Aengſten war der Gedanke an ihre Rettung vermiſcht! Konnte dem ihr zu Hülfe eilenden Grafen nicht ein Unglück zuſtoßen? Wie wollte er den am Thurm ſtehenden Wächter bei Seite ſchaffen? „Erſt ſechs Uhr! Es bedarf aber nur einiger Minuten, um ermordet zu werden! Wie, wenn der Wächter den ſchrecklichen Auftrag erhalten hätte? O, großer Gott! wenn er nach meiner Habe lüſtern wäre! Er wartet vielleicht nur auf die Nacht, um das Verbrechen auszuführen!" Die Stunden verfließen mit tödtlicher Langſamkeit, wenn man etwas erwartet, und das Unglück macht ſie noch qualvoller; es ſcheint, daß die Marter, die man ausſtehen ſoll, durch die Furcht, die ſie einflößt, noch größer wird; es bedarf des Muthes, um einem augenblicklichen Tode Trotz zu bieten, und himmliſcher Ergebung, um ihn mit Ruhe zu erwarten. Was man aber auch in dieſen Momenten der Todesangſt empfinden mag, die unwandelbare Zeit nimmt keine Rückſicht auf die Leiden des Dulders, und hält für die Glücklichen wie Unglücklichen gleichen Schritt; ſie gewährt den Einen die Muße zu genießen, den Andern zu leiden, ohne Genuß oder Leiden abzuwiegen.

Es hatte ſechs Uhr geſchlagen und jede folgende Stunde ſchien der Baronin ein Jahrhundert; endlich lag nur noch eine Stunde zwiſchen dem Ende ihrer Marter und der Befreiung aus dieſem Schreckensorte.

„Dieſen Ort verlaſſen! und vielleicht für immer!" ſagte ſie. „Sollte man es glauben?" Es miſchte ſich ein heimliches Bedauern in dieſen Gedanken.

Die Baronin trennte ſich nicht ohne ſchmerzliche Rührung von ihrem Boudoir. Die Orte, wo man geweint hat, bleiben der Erinnerung heilig; es geſchieht dies wahrſcheinlich deßhalb, weil man Beweiſe von Muth vor ihnen abgelegt hat, während die Orte, die nur unſer Vergnügen, unſern Leichtſinn geſehen haben, aus unſerer Erinnerung wie verwiſcht ſind. Endlich ertönten die vier Hammerſchläge der Uhr und die zwölf Stunden der Nacht folgten einzeln und regelmäßig, wie immer. Jede Stunde, die ſie zählte, war ein elektriſcher Schlag für ihr Herz, während ihr Ohr, der geheimen Thüre zugeneigt, auf das geringſte Geräuſch in der um ſie her herrſchenden Todtenſtille horchte. Kaum war der letzte Schall verklungen, als ſie ein Stöhnen zu vernehmen glaubte; bald wurden Schritte auf der geheimen Treppe hörbar; der Riegel wurde weggezogen, die Thüre öffnete ſich.

„Kommen Sie, kommen Sie," ſagte eine ihr bekannte Stimme.

Sie ergreift im Dunkeln eine Hand, welche in der ihrigen zittert; ſie ſteigt die Treppe hinunter, ein Körper verſperrt ihr den Weg; da erfaßt ſie ein ſtarker Arm, hebt ſie in die Höhe und eilt mit ihr auf einem Pfade dem Ausgange des Parkes zu, den nur Ein Mann kennen konnte. Bei einer kleinen, im Gehölz verborgenen Pforte ſteht ein Wagen; die Baronin wird hineingehoben, die Wagenthüre wird geſchloſſen, ein Mann ſteigt auf den Bock und im ſchnellſten Laufe werden beide fortgeführt. Sie erreichten glücklich die Gränze; ein fremdes Schiff nahm die Baronin auf; ihr Befreier war verſchwunden .... So verließ mich meine Herrin noch einmal. O, welches Unglück für mich! Kaum war der Tag angebrochen, als ich abſcheuliche Verwünſchungen am Fuße des Thurmes von Stimmen vernahm, die mehr dem Brüllen wilder Thiere als menſchlichem Schreie glichen. In demſelben Augenblicke ſah ich durch die innere Pforte einen Haufen blutbedeckter elender Menſchen eindringen, von denen die Einen mit Meſſern, die Andern mit Knütteln, Degen, Lanzen, kurz mit allerhand Mordwaffen verſehen waren. Einer von ihnen hieb dem Portrait meiner ſchönen Herrin, nachdem er die ſchmutzigſten Schimpfworte gegen daſſelbe ausgeſtoßen, den Kopf ab; Andere machten die vergoldeten Rahmen an Spiegeln und Bildern los, und zertrümmerten, was ihnen unter die Hand kam. Mein Parkettboden wurde verſtümmelt, ſo wie der Betſtuhl, und die Rotte krönte ihr Zerſtörungswerk durch die infamſten Worte und gräß-

Digitized by Google

lichſten Flüche. Sie ſchworen Allen den Tod, die mir einſt gehuldigt, und deren Sprache mich an ſo viel Zartgefühl gewöhnt hatte.

Ich ſah mich in einem Augenblicke zu Grunde gerichtet und in einem elenderen Zuſtande als jemals zuvor. Ich war aus einem natürlichen Zuſtande in einen luxuriöſen übergegangen, von dieſem aber in einen beweinenswerthen Ruin. So war ich ein Gegenſtand der Gleichgültigkeit und der Liebe geweſen, nun ward ich ein Gegenſtand des Mitleidens und des Schreckens. Um meine Vernichtung zu vollenden, wollte man mich in Brand ſtecken; das Feuer aber, das die Unmenſchen bei ihrer Entfernung auf mich warfen, verbrannte nur meinen Fußboden und einige Zierraten; meine Mauern blieben ſtehen und ich fühlte mich in meinen Fundamenten eben ſo feſt, wie nur je. Meine Fenſter waren offen geblieben, und ſo wurde ich in kurzer Zeit der Aufenthalt der Nachtvögel, die wahrſcheinlich über das Ereigniß hoch erfreut waren, das ihnen einen Zufluchtsort verſchafft hatte. Eines Tages ſah ich, wie ein Sperling von den Eiſenſtangen des Fenſters das Schnupftuch holte, das ſich noch dort befand, es zerriß und auf einen der ſchönen Bäume, die mich umgaben, trug, um es zum Neſte für ſeine zukünftige Familie zu benutzen.

Da ich mit den Menſchen nichts mehr zu thun hatte, ſo bewunderte ich die Glückſeligkeit der Thiere. Ich muß indeß geſtehen, daß es auch zwiſchen ihnen nicht ohne Händel abging; nur hatten dieſe Streitigkeiten ſtets einen lobenswerthen Zweck, indem ſie ſich nur ſchlugen, um ihre Jungen zu ernähren; übrigens ließen ſie mir in der Nacht Ruhe; Alle flogen, nachdem die Sonne untergegangen, aus, um zu jagen, und kamen mit Tagesanbruch wieder, um ihre Pflichten zu erfüllen. Ich fand ein Vergnügen darin, die Sitten meiner geflügelten Einwohner zu ſtudiren; ich lernte Vieles von ihnen; wenigſtens ſah ich keine Thränen mehr fließen; ich vernahm weder Seufzer noch leidenſchaftliche Ausrufe; ich lebte in einer Monotonie, die mir größeren Werth zu haben ſchien, als fortwährende Aufregung; meine Gäſte plauderten mit einander, und ihre Sprache, die ich nicht verſtand, kam mir wie ein kleines Konzert vor; meine frühere Größe that mir zwar ein wenig leid; ich legte aber auch auf meine Ruhe großen Werth.

Leider ſollte ſie mich nicht lange erfreuen. Eines Abends erſchallte großer Lärm rings um mich her, und alle meine Bewohner flogen davon.

(Fortſetzung folgt.)

Weitere Aufklärungen über die heſſiſchen Auswanderer aus Großzimmern.

(Schluß.)

Nachdem wir dieſe Verhältniſſe und namentlich die Motive kurz beleuchtet haben, ſo kommen wir wieder auf die weitere Entwickelung der Auswanderungs-Angelegenheit zurück und bemerken den Zeitpunkt, der unſere allgemeine Darſtellung der Entſtehungsweiſe und die Würdigung des Verhaltens der dabei beſchäftigt geweſenen Behörden ſchließt, mit der Bezeichnung des Uebertrittes in die Einzelnheiten. Dieſer Uebertritt fängt mit der Ausrufung durch die Schelle, die jetzt erſt ſtattfand, an und bereitet die Präliminarien, Vorkehrungen und Anſtalten zur Abfahrt vor; hierher ſind beſonders zu rechnen: nochmalige Namensunterſchriften, Kleideranſchaffungen, Abſchließungen von Contrakten und Wechſeln ꝛc. Ueber dieſe ſpeciellen Verhältniſſe wollen und können wir uns jedoch nach der hinlänglichen Darſtellung ſeitens hieſigen Ortsvorſtandes nicht verbreiten; nur ſo viel können wir aus vollſter Ueberzeugung ſagen, daß die Auswanderer mehr erhielten, als ſie anfänglich erwartet hatten, und daß ſie, ſo weit der Schutz und die Begleitung unſerer Behörden reichten, mit der größten Humanität und nicht mit Barſchheiten und Uebervortheilungen behandelt worden ſind. Was weiter als dieſes liegt, namentlich was die ſchlechte Behandlung auf den Schiffen anbelangt, das bürdet ſich dem, durch einen vorzüglich gehaltenen, von Hrn. Kommiſſär Kraft abgefaßten Contrakt, gebundenen Agenten Gandenberger auf. Und nur eine weitere Unterſuchung dieſes Theiles wird entweder deſſen Schuld oder Unſchuld erweiſen.

Schließlich verſichern wir mit Tauſenden von andern uns Umgebenden, daß alles Obige nach beſtem Wiſſen und beſter Ueberzeugung der Wahrheit gemäß dargeſtellt iſt und daß wir jede Abweichung davon entweder für eine Entſtellung oder für eine Lüge erklären müſſen. Zugleich bemerken wir, daß obige Explication nicht für unſern Kreis, in welchem man mit dem wahren Sachverhalt vertraut und über die Infamien gegen die Behörden im höchſten Grade indignirt iſt, geſchrieben wurde, ſondern nur für jene auswärtigen Unbefangenen, die nicht gewohnt ſind, ſich durch jene, ſtets gegen die Behörden agirenden Raiſonneurs beſtimmen zu laſſen. Und wenn auch jetzt noch die Behörden ihren Lohn in ihrem Innern und in der ſubjectiven Ueberzeugung, das Gute nicht allein gewollt, ſondern auch zur Ausführung gebracht zu haben, ſuchen müſſen; wenn namentlich unſer allgemein geachteter Kreisrath ſich einſtweilen noch mit der in Gernsheim ihm zu Theil gewordenen Anerkennung und Dankbarkeit, die ihm Zeichen edler Rührung entlockten, begnügen muß, ſo wird doch vorausſichtlich noch ein weit ſchönerer Erfolg die Sache krönen. Spätere Briefe von dem beſſ'ren und gebeſſerten Theile werden die uneigennützigen Bemühungen um das Nächſtenwohl reichlich belohnen und beſſere Nachrichten über das Gelungenſeyn der Auswanderungsangelegenheit und über das Wohlergehn der Einzelnen werden die Behörden für den ſchwarzen Undank und für die ſchändlichen Verläumdungen entſchädigen. — Der Tag des Triumphes über die Schmäher naht jetzt ſchon; und es enthält der in der erſten Beilage von Nro. 307 des Frankfurter Journals abgedruckte Brief aus New-York keine geringe Genugthuung für unſere Behörden, obgleich dieſelben ohne Zweifel berechtigt ſind, ganz andere Satisfaction zu verlangen. Edler Dank von drüben her und von Eingeſtehen, daß von hier aus das Glück der Bedrängtgeweſenen geſchaffen und befördert worden, können einzig und allein die Verdächtigungen und Blasphemien gegen die Behörden, und die Dolchſtiche in die gefühlvollen Herzen der ſo ſchmählig um ein Urtheil angegangenen Damen heilen.

Großzimmern, 7. November 1846.

Dr. Reitz, praktiſcher Arzt.
Krebs, Pfarrer.

Nachſchrift der Redaktion der Didaskalia. Zur Vervollſtändigung der Erzählungen des jedenfalls traurigen Schickſals, welches jenen heſſiſchen Auswanderern zu Theil wurde, theilen wir noch den nachſtehenden Bericht aus Liverpool, welchen die neueſte Nummer der „Köln. Ztg." bringt, mit:

Liverpool, 5. Nov. Der in der „Weſer-Zeitung" unterm 24. v. M. erſchienene Artikel über die von Groß-Zimmern und Guntenhauſen im Großherzogthum Heſſen über hier nach New-York ausgeführten 700 Auswanderer veranlaßt mich zu nachſtehender Mittheilung: Zweiundſiebenzig dieſer Auswanderer wurden auf dem „Orphan", Capitän Burrow, von hier aus nach New-York verſchifft; derſelbe kam nach fünfwöchentlicher Reiſe entmaſtet zurück, und der nagende Hunger und das himmelſchreiendſte Elend zwang dieſe Unglücklichen, ihre Zuflucht im hieſigen preußiſchen Conſulate zu ſuchen, wo ſie ſich bitter über den unzureichenden Mundvorrath beklagten und daß ihnen, mit Ausnahme von einer Kleinigkeit Fleiſch, während der letzten zehn Tage nichts als Schiffsbrod und Waſſer blieb. Hier im Hafen eingetroffen, hörten alle Verbindlichkeiten des hieſigen Contrahenten hinſichtlich der Ernährung auf, und wurde ihnen ſelbſt der

Digitized by Google

Schiffszwieback nicht mehr verabfolgt. Der in London wohnende Unternehmer für den Verſandt über hier, Hr. Temperley, wurde durch den königl. preußiſchen General-Conſul daſelbſt von der Lage dieſer Leute benachrichtiget; er überließ ſie indeß nicht nur ganz ihrem Schickſale, ſondern fand es ſeinem Intereſſe angemeſſen, ſich bei ſeinem Hierſeyn weder am Schiffe Orphan noch im preußiſchen Conſulate zu zeigen. Dieſe Unglücklichen würden verhungert ſeyn, hätte der hieſige Magiſtrat nicht die Verpflegung während des Aufenthaltes übernommen und wären die hier wohnenden Deutſchen nicht zuſammengetreten, um den zur neuen Reiſe nöthigen Betrag zur vollſtändigen Proviantirung durch Subſcription zuſammenzubringen, wodurch allein es den armen Leuten möglich wurde, ihre Reiſe mit dem Schiffe „Sontiac“ fortzuſetzen. Es iſt empörend, die ſchonungsloſe Behandlung dieſer Auswanderer wahrzunehmen, um ſo mehr, als die hieſigen Agenten nicht durch die Uebereinkunft am Feſtlande gebunden ſind und hier kein gerichtlicher Recurs gegen ſie zu erlangen iſt. Bei der Durchreiſe durch London ging Heinrich Held's Frau verloren, und iſt derſelbe genöthiget geweſen, ohne ſie mit ſeinen vier Kindern weiter zu gehen. Eine der Frauen kam in London nieder, und mußte mit dem neugebornen Kinde dieſe Reiſe machen; eine andere Frau erwartete täglich ihre Niederkunft. — Es iſt durchaus nothwendig, in Deutſchland bekannt zu machen, auf welche empörende Weiſe man dieſe Auswanderer, die über Hull oder London hieher befördert werden, behandelt. Die Unternehmer ſolcher Seelenverkäufereien ſind nur darauf bedacht, den letzten Pfennig dabei zu erwortheilen, und ſo werden Menſchen nicht viel beſſer als das Vieh behandelt. — Hier haben ſie durchaus keinen Rechtsanſpruch, denn kein Kontrakt iſt gültig, der nicht hier gemacht wird, und dieſe Leute ſind daher ganz der Willkür von Unter-Agenten überlaſſen.

Johann Konrad Suſemihl.

(Schluß.)

Von Sr. k. Hoheit dem Großherzoge Ludwig I., in huldvoller Anerkennung ſeiner unausgeſetzten thätigen künſtleriſchen Beſtrebungen, im Jahr 1800 zum Hofkupferſtecher ernannt, widmete er fortwährend ſeine Thätigkeit theils der vorerwähnten „Darmſtädter Ornithologie“, theils den Abbildungen zu einer Naturgeſchichte der drei ruſſiſchen Provinzen Kurland, Liefland und Eſthland. In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigte er ſich mit dem Ausſtopfen von auf der Jagd erbeuteten Vögeln, welche er in Gouache malte. Die Mehrzahl der in dieſer Manier gemalten Vögel iſt in dem großh. Muſeum zu ſehen. — Von der Wetterauer Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde wurde Suſemihl, in Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Ornithologie, im Jahr 1808 zu ihrem correſpondirenden Mitgliede ernannt. — Künſte und Wiſſenſchaften können nur unter dem Einfluſſe der Segnungen des Friedens gedeihen. Die napoleoniſchen Kriege und die politiſchen Erſchütterungen, welche ſie im Gefolge hatten, wirkten zu der eben erwähnten Epoche auf künſtleriſche Unternehmungen höchſt nachtheilig zurück, ſo daß auch die beiden oben erwähnten naturhiſtoriſchen Werke in Stocken geriethen. Gedrängt durch die Ungunſt einer eiſernen Zeit, welche wie ein erſtickender Alp auf der deutſchen Kunſt wie auf der deutſchen Freiheit lag, hatte Suſemihl keine andere Wahl, als ſich für Buch- und Kunſthändler einſtweilen mit kleinen Brodarbeiten zu beſchäftigen. Dadurch ſeiner wahren künſtleriſchen Beſtimmung entrückt, ſollte er ihr erſt wiedergegeben werden, als Hr. Oberbaurath Moller die Herausgabe ſeiner „Denkmäler deutſcher Baukunſt“ unternahm. Für dieſes architektoniſche Kunſtwerk lieferte er bis zum Jahr 1830 die größere Anzahl der Platten. Auch ſtach er eine Platte für das von Dr. Boiſſeré über den Kölner Dom herausgegebene Werk. — Als das Emporkommen der Kunſt des Stahlſtichs neue Studien, neue techniſche Uebungen erheiſchte, ſäumte Suſemihl nicht, dieſer neuen Richtung der Kunſt zu folgen und lieferte ſeit 1830 eine Reihe von Stahlſtichen, welche unter dem Namen Suſemihl und Sohn erſchienen und in verſchiedenen Werken zerſtreut ſind. — Den letzten Abſchnitt ſeines Lebens füllte er noch mit einem großen, ſchönen und äußerſt nützlichen Unternehmen aus, und zwar in Verbindung mit ſeinem Sohne Eduard, mit welchem er ſeit 1839 an der Darſtellung der Vögel Europa's unausgeſetzt thätig arbeitete. Das Werk ſollte außer dem künſtleriſchen auch einen wiſſenſchaftlichen Werth haben, und um dieſer letzteren Rückſicht willen ſetzten ſich die Herausgeber mit mehreren der namhafteſten Naturforſcher in Verbindung, um theils ihr Urtheil über ihre Arbeiten zu vernehmen, theils ſie zur Mitwirkung in Betreff der Lieferung eines dem dermaligen Stande der Ornithologie entſprechenden Textes zu gewinnen. Beide Zwecke haben ſie zu ihrer vollſten Befriedigung erreicht. Der durch ſein Manuel des oiseaux d'Europe rühmlichſt bekannte Hr. Temminck zu Leyden, wie auch unſer berühmter Oken, haben ſich über Suſemihl's Vögel von Europa bereits in den beifälligſten Urtheilen ausgeſprochen, und was den erläuternden Text insbeſondere betrifft, ſo iſt derſelbe ſeither von Gelehrten vom Fache, wie von Dr. Schlegel zu Leyden, Profeſſor Küſter zu Erlangen, Cabani zu Berlin und Andern geliefert worden, von Männern, welche ſich durch ihre wiſſenſchaftliche Stellung wie durch ihre Studien ganz in der Lage ſahen, den Text mit den Leiſtungen der Kunſt in ein ſchönes Ebenmaß zu bringen. Beides ſcheint vollkommen gelungen zu ſeyn, und als ehrendes Anerkenntniß der dießfälligen doppelten Beſtrebungen glauben wir die von Sr. königl. Hoheit dem Großherzoge Ludwig II. huldreichſt angenommene Dedication des Werkes betrachten und hier insbeſondere erwähnen zu müſſen. Bis jetzt ſind 32 Lieferungen in groß 8. erſchienen. — Was der Vater rühmlich begonnen, wird der Sohn ehrenvoll fortzuſetzen ſich bemühen, und bei ſeinem anerkannten techniſchen Geſchick und bei ſeinen mit beſonderer Vorliebe gepflegten ornithologiſchen Studien, zweifeln wir nicht, daß es ihm gelingen werde, bei Fortſetzung des Unternehmens den Erwartungen der Kunſtkenner und der eigentlichen Naturforſcher möglichſt Genüge zu leiſten. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Eine neue Kleinkinderſchule in Frankfurt a. M.

Am 4. d. Mts. wurde in unſerer Stadt ein zwar geräuſchloſes, aber in ſeiner Bedeutung gewiß wichtiges und höchſt ergreifendes Feſt gefeiert.

Der Verein von Kinderfreunden, welcher ſeit 14 Jahren dahier beſteht und zum Zweck hat, kleinen, noch nicht ſchulfähigen Kindern, denen im Elternhauſe die nöthige Pflege und Beaufſichtigung unmöglich gemacht oder doch ſehr erſchwert iſt, die ſorgfältigſte Aufſicht zu widmen und durch Entfernung alles böſen Beiſpiels und jeder verderblichen Geſellſchaft dahin zu wirken, daß ſie ſchon im zarteſten Lebensalter zum Guten gewöhnt und an Körper, Geiſt und Gemüth gekräftigt werden, dieſer Verein hatte die Freude, an obigem Tage eine dritte Kleinkinderſchule dahier errichtet und feierlich eröffnet zu ſehen. Ein hochherziger Bürger unſerer Vaterſtadt, der als Beförderer alles Schönen, Wahren und Guten rühmlichſt bekannte Hr. Heinrich Mylius ſen. in Mailand, hat vor einiger Zeit zum Zweck der Errichtung einer dritten Kleinkinderſchule im weſtlichen Theile der Stadt der Verwaltungs-Commiſſion die bedeutende Summe von fl. 20,000 als Geſchenk zuſtellen laſſen. Dieſe Summe, durch weitere Beiträge aus hieſiger Bürgerſchaft vermehrt, ſetzte die Verwaltung in den Stand, ein eigenes Haus an der Weißfrauen-

Digitized by Google

kirche für dieſen Zweck anzukaufen und den menſchenfreundlichen Abſichten des edlen Stifters vollkommen zu entſprechen.

Dieſes Haus wurde nun am 4. d. ſeinem wichtigen Zwecke auf würdevolle Weiſe übergeben. Die hellen, freundlichen Schul-Räume waren mit Laub und Blumen ſinnig geziert und ein Bild, die Stelle der heiligen Schrift, wie Jeſus die Kinder ſegnet, darſtellend, brachte den Anweſenden den Befehl des göttlichen Kinderfreundes vor die Seele, auch die Kindlein ſchon zu ihm hinzuführen. Feſtlich gekleidet und von ihren Lehrern und Lehrerinnen geführt erſchienen Nachmittags 3 Uhr fünfzig Kinder aus den beiden bereits ſchon länger dahier beſtehenden Kleinkinderſchulen an der Peterskirche und in Sachſenhauſen und nahmen neben den für dieſe neue Schule bereits aufgenommenen die für ſie beſtimmten Plätze ein. Die beiden wohlregierenden Herren Bürgermeiſter, mehrere Mitglieder hochwürdiger Kirchen- und Schul-Deputation, ſo wie eine große Anzahl von Kinderfreunden ſchmückten dieſe Feier durch ihre Gegenwart.

Mit einem für dieſen Zweck eigens gedichteten Danklied gegen Gott und den edlen Stifter dieſer Schule eröffneten die Kinder durch Geſang die Feier des Tages und dieſer Dank, welcher voll Gefühl, eindringlich und kräftig aus Kindermund erſchallte, entlockte manchem Auge der Anweſenden Thränen der Rührung. Nachdem dieſer Geſang vollendet war, trat der derzeitige Senior der Verwaltungs-Commiſſion, Hr. Dr. med. Georg Varrentrapp, hervor und ſchilderte in ſchönen Worten den reichen Segen, welchen dieſe Anſtalten ſchon ſeit ihrer Gründung in unſerer Vaterſtadt bereitet, bezeichnete das tiefgefühlte Bedürfniß der Errichtung einer dritten Schule, ſchloß hieran den wärmſten Dank gegen den Mann, der aus weiter Ferne ſeiner Vaterſtadt auch hierbei helfend unter die Arme griff und ſprach die freudige Hoffnung aus, daß der ſchon ſo oft erprobte wohlthätige Sinn unſerer Mitbürger auch dieſe Pflanzſtätte der Sittlichkeit und Tugend unter ſeinen weiteren Schutz und liebende Pflege nehmen werde. Schließlich führte er den neuen Schulpfleger und die an der Schule angeſtellten Lehrerinnen in ihr Amt ein.

Nach dieſem feierlichen Act wies Hr. Pfarrer Deichler in einer ergreifenden Rede auf die Wichtigkeit und den Nutzen der Kleinkinderſchulen hin, legte mit warmen herzlichen Worten dem neuen Pfleger den von ihm freiwillig übernommenen Beruf eindringlich an das Herz, ſtellte den Lehrerinnen ihren ſchönen, aber mühevollen Beruf, das Ausſtrömen jener verborgenen wunderbar kräftigen, heiligen Quelle des kindlichen Gemüthes in den Seelen dieſer Kleinen zu befördern, im Lohne der reichen Saat des Guten, die ſie hier zu ſtreuen vermögen, klar und deutlich vor das Auge und wandte ſich dann an die Kleinen ſelbſt, indem er ſie mit väterlich liebevollen Worten zur Folgſamkeit, Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Lehrerinnen ermahnte. Schließlich erfüllte er unter Gebet den Zweck dieſes ganzen ſchönen Feſtes, indem er den Ort, an welchem man verſammelt war, zu einer dritten Kleinkinderſchule dahier feierlich einweihete.

Nachdem auf dieſe Weiſe die edle Abſicht des hochherzigen Kinderfreundes in der Ferne erfüllt und die Schule ihrem eigentlichen Zwecke übergeben worden war, erſcholl noch aus Kindermund der Dank des Herzens, welchen ſie durch einen Geſang zweier Verſe aus dem für dieſen Zweck paſſend umgearbeiteten Liede: „Nun danket alle Gott" voll Gefühl ausdrückten. Die lieben Kleinen wurden am Schluſſe des Feſtes noch mit Bretzeln und Caffee bewirthet und blieben in kindlicher Luſt und Fröhlichkeit noch einige Zeit beiſammen. Die anweſende Verſammlung aber verließ tief ergriffen dieſen neu errichteten Kindergarten, jeder Einzelne gewiß mit dem herzlichen Wunſche, daß auch dieſe neue Schule blühen und gedeihen und durch die Theilnahme und Unterſtützung edler Menſchenfreunde ein Segen der nachfolgenden Generation werden möge.

Deshalb bedarf es auch gewiß nur weniger Worte, die kräftigſte Unterſtützung dieſes Vereins allen edlen Menſchenfreunden an das Herz zu legen, die in die günſtige Lage verſetzt ſind, der flehenden Menſchheit Herz und Hand öffnen zu können. Gilt es doch hier das Edelſte und Beſte im Leben, armen Kindern Liebe, Pflege und Sorgfalt zu weihen und in ihre Herzen den Keim zu legen, welcher aus ihnen nützliche brauchbare Glieder des Staates, edle fromme Menſchen macht. G.

Mannichfaltigkeiten.

(St. Petersburg, 3. Nov. — Berl. N.) Der mit dem Beginn dieſes Jahres für ganz Rußland neueingeführte Strafcoder ordnet unter Anderem an: Leibesſtrafen an Capital-Verbrecher ſollen zur Warnung für's Volk öffentlich und möglichſt feierlich vollzogen werden; bekanntlich ward nun durch obigen Coder in Folge eines höchſterlaſſenen Ukaſes die Knutſtrafe in Rußland für immer aufgehoben, ſtatt ihrer für die gravirteſten Verbrecher die Plette, die Stempelung und Exil auf Zwangsarbeiten nach Sibirien angeordnet. Erſtere trat mit dem 1. Mai d. J. in allgemeinen Gebrauch bei den dahin bezüglichen Fällen. Die Archangelſche Zeitung gibt uns über ihre erſte Anwendung in dortiger Stadt nachſtehende bemerkenswerthe Meldung: „Hier wurde am 6. Oct. eine öffentliche Hinrichtung, zum erſten Mal nach Vorſchrift des neuen Strafgeſetzbuches, an einem Fuhrmann vollzogen, der einen Handels-Bauern, den er gefahren, auf dem Wege beraubt und gemordet hatte. Er ward condemnirt zu 90 Pletthieben, zur Stempelung und Verſchickung nach Sibirien zu Zwangsarbeiten. Die Bevölkerung unſeres im höchſten Norden iſolirt liegenden Gouvernements darf im großen ruſſiſchen Völkerbunde als eine der moraliſchſten gelten; darum mußte der Anblick eines ihr ſo ungewöhnlichen Schauſpiels einen ungemeinen Effect auf ſie bewirken.*). Vom früheſten Morgen des Executionstages war der Gefängnißthurm von einer zahlreichen Bevölkerung aus allen Ständen umringt. Alles wartete in banger Spannung den Beginn des ſchauerlichen Actes. In der zehnten Mittagsſtunde beſtieg der Verbrecher den Karren, vor der Bruſt ein Täfelchen mit dem eingravirten Worte: Mörder tragend. Von einem Geiſtlichen und der Militärwache escortirt, ward er, begleitet von der ganzen Zuſchauerſchaar, auf deren Phyſiognomien Entſetzen und Abſcheu deutlich zu leſen waren, in größter Stille, abſichtlich aber durch die belebteſten Hauptſtraßen der Stadt, bis zum Richtplatz geführt. Hier ſtand das Schaffot. Als man dieſen erreicht hatte, ward der Mörder vom Geiſtlichen auf daſſelbe gebracht, ihm hier die Sentenz nochmals vorgeleſen, vor dem Beginne der Execution aber ward er auf 10 Minuten der Volksmenge noch zur warnenden Schau ausgeſtellt. Dieſe moraliſche Strafe wirkte beſtimmt auf ihn viel fürchterlicher, als die darauf folgende phyſiſche, deren öffentliche ſolenne Vollziehung ihren tiefſten Eindruck auf die Zuſchauer nicht verfehlte. Sie wird unbezweifelt ihren natürlichen Abſcheu für Verbrechen erhöhen und heilſam auf die Volksgeſittung einwirken."

*) Capitalſtrafen wurden bisher in Rußland nie öffentlich, ſondern in der Regel an iſolirten Plätzen vollzogen, zu denen ſelten das Volk, ihre Vollziehung oft nicht kennend, zur Anſchauung gelangte.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 14. Nov. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Muſik von Beethoven. (Gaſtrolle) Fidelio: Fräul. Emilie Walter, k. k. öſterreichiſche Hofopern- und k. würtembergiſche Kammerſängerin.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

№ 315. Sonntag, den 15. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

III.

Die Republik.

Ich begriff aus der überall herrſchenden Lebendigkeit, daß ich in einen neuen Zuſtand übergehen würde. Ich hatte mich bei meinen Gäſten, den Thieren, ſo wohl befunden, daß ich mich vor den Menſchen fürchtete. Da ich indeß mein Schickſal nicht ändern konnte, ſo erwartete ich mit gewohnter Ruhe, was da kommen ſollte. Wirklich ſollte ich es wieder mit Menſchen zu thun haben. Man begann damit, die Thüre, die in's Schlafzimmer führte, zu zerſchlagen; ſie fiel mit großem Geräuſch auf meinen halb zerſtörten Fußboden, und ihrem Falle folgte das Erſcheinen mehrerer Männer in einer Art Uniform. Eine Frau begleitete ſie; ſie war groß und ſchön; ihre nachläſſige Kleidung erinnerte mich an keines der Frauenkoſtüme, die ich früher geſehen. Ihre Arme waren bis zur Schulter entblößt, ihr leichtes, durch ein Band unter dem Buſen feſtgehaltenes Kleid ließ ihren Formen ihre ganze Rundung und Fülle. Ihre Miene war ein wenig wild; kurz, ſie kam mir ganz wie die Jagdgöttin Diana vor, deren Bildſäule ich im Park ſehen konnte. Sie hielt einen Blumenſtrauß in der Hand, den ihr Jakob, der zum erſten Gärtner avancirt war, bei ihrer Ankunft überreicht hatte.

Dieſe ſchöne Frau ſprang mit Leichtigkeit auf die Trümmer meines Fußbodens und ſtellte ſich in meine Mitte. Nachdem ſie mich aufmerkſam betrachtet hatte, ſagte ſie:

„Dies iſt alſo das berühmte Boudoir, in welchem die arme Baronin von Chevert geſeufzt, und aus welchem ihr Geliebter ſie befreit hat? Wiſſen Sie, General,“ ſagte ſie zu einem kriegeriſch ausſehenden Manne, „daß dieſer Graf Ferdinand ein muthiger Mann war Er hat ſich tapfer geſchlagen, ſagt man. Es iſt ſchön, ſolche Feinde zu haben.“

„Um ſie zu beſiegen,“ entgegnete der Offizier. „So verſtehe ich's wenigſtens.“

„Nun,“ fragte ein anderer Beſucher, „was gedenken die Frau Generalin aus dieſem ſo erinnerungsreichen Orte zu machen?“

„Mein Arbeitszimmer,“ erwiederte ſie; „hier will ich meine Memoiren ſchreiben.“

„Sie werden viele Mühe haben, Madame, dieſen Ort angenehm zu machen,“ ſagte Derjenige, der hier Herr zu ſeyn ſchien.

„O,“ ſagte die ſchöne Cornelia, „wir Frauen von Republikanern verachten den Luxus. Ich verlange nur ein dreifarbiges Papier, um dieſe Ueberreſte von Flittergold, welche Ekel erregen und Mitleiden einflößen, zu verbergen. Ueberdies müſſen wir das Beiſpiel von Sparſamkeit geben.“

„Ja wohl,“ ſagte ein Mann mit tückiſcher Miene, „es iſt klug, nicht zu viel Geld auf die Güter der Ausgewanderten zu verwenden, da man vielleicht nicht Zeit haben dürfte, von ſeinen Auslagen Nutzen zu ziehen . . . .“

Die ſchöne Cornelia hatte ſich an's Fenſter geſtellt und befahl, die Eiſenſtangen fortzuſchaffen. „Dies ſieht zu ſehr nach einem Gefängniſſe aus,“ ſagte ſie.

„Gerade um eins daraus zu machen,“ ſagte der General, „hat man dieſes Gitter angebracht; es geſchah, wie ich mich wohl erinnere, als man beſchloſſen hatte, die Baronin hier einzuſperren; es war dies eine Folge der Wuth des Revolutions-Tribunals.“

„Verlaſſen wir dieſen Ort,“ ſagte Cornelia, „und ſetzen wir uns zu Tiſche.“

„Kommen Sie, Madame,“ ſagte der General, „und machen Sie die Honneurs in . . . . wie ſoll ich ſagen? es giebt keine Schlöſſer mehr . . . .“

„In meinem Hauſe,“ antwortete die Republikanerin, „man muß nicht über Worte ſtreiten.“

„Nein,“ ſagte ein Offizier, „denn man dürfte vielleicht einſt genöthigt ſeyn; über Dinge zu ſtreiten.“

„Was biſt Du doch ſonderbar,“ ſagte ein Anderer, „Du biſt immer unzufrieden, und denkſt ſtets an die alte Regierungsform.“

„Die alte Regierungsform, mein Freund, iſt älter als die neue es je werden wird.

„Laſſen wir das,“ ſchrieen Andere: „Es lebe die Republik!“

„Gut,“ erwiederte Jener: „Es lebe die Republik!“

Ach, wie zitterten meine Mauern bei dem ihnen ſo ungewohnten Rufe. In dieſem Momente bedauerte ich, ich geſtehe es, den Flammen entgangen zu ſeyn . . . . doch wurde es bald lebendig um mich her; Arbeiter aller Art drangen durch meine ſchlecht verſchloſſenen Thüren und gingen an's Werk.

„Hier,“ ſagte, ſeine Mütze lüpfend, ein alter Mann, der den Maurern behülflich war, „hier ſaß die edle Baronin von Chevert gefangen! O wie niederträchtig! eine ſo gute Frau!“

„Geh mir weg, Du alter ariſtokratiſcher Narr!“ entgegnete ein junger Handwerker, „eine Baronin iſt niemals gut.“

„Iſt niemals gut!“ erwiederte der Greis voll Unwillen. „Du haſt ſie nicht geſehen, Du Taugenichts, wie ſie den Kranken Hülfe brachte, den Arzt bezahlte, unſern Frauen und Kindern Suppen reichte, alle Unglücklichen mit Kleidern, Wein und im Winter mit Holz verſah! Und bei dem Geburtsfeſte unſeres gnädigen Herrn erſt!“

„Willſt Du das Maul halten mit Deinem gnädigen Herrn und Bürger ſeyn!“

Der Greis runzelte die Stirn.

„Meiner Treue,“ ſagte ein anderer Maurer, „Du brauchſt die Adeligen nicht gerade zulieben, dagegen habe ich nichts; aber bei Deinen Republikanern iſt auch nicht viel zu gewinnen; dieſe ſogenannten Bürger neh men uns gerade das Trinkgeld.“

Digitized by Google

„Was geht das Dich an, Gelbſchnabel, da wir ja doch Alle gleich ſind," erwiederte Jener.

„Gleich! ja ſchön gleich! Man hätte nur ſehen ſollen, welch treffliches Mittagsmahl er neulich einnahm, während wir kein Geld zu Brod hatten, und ſelbſt mit Geld kein Brod zu bekommen war."

„Nun, was thut's, Du Narrkopf, wenn ich Dir ſage, daß wir Alle gleich ſind."

„Nun, ich laß mir's gefallen. Indeß ſah ich jüngſt den neuen Herrn dieſes Hauſes in einem bequemen und warmen Bette liegen, während ich im Winter nicht einmal eine Decke für meine alte Mutter hatte."

„Du wirſt nie geſcheit werden .... Ich ſage Dir, Alles iſt gut, weil wir einander gleich ſind."

„Ja, ich bin nicht leicht zu befriedigen."

„Ha, Du biſt ein Ariſtokratenkind? Wie? .... Warte, ich ſage Dir, daß die Republik herrlich iſt!"

„Herrlich! Warum?"

„Das iſt ganz einfach; weil man das Glück hat, einander gleich zu ſeyn. Dies iſt's, verlange nicht mehr ...." und er begann die Marſeillaiſe anzuſtimmen.

Alle ſtimmten ſogleich ein, ausgenommen der Greis, der eine fürchterliche Grimaſſe machte; und ich ſelbſt, ich hätte zuſammenbrechen mögen, um die Elenden zu begraben, die mich mit ihren Tönen folterten. Um mich zu reſtauriren, warfen ſie die Reſte meiner alten Verzierungen nach allen Seiten hin, kratzten meine Mauern ab, und riſſen meine vergoldeten Bildhauerarbeiten herunter; ich ſah die Ueberbleibſel meiner Größe in den Staub ſinken.

(Fortſetzung folgt.)

Proteſtantiſche Glaubensfreiheit.

(Berlin, 11. Nov.) Die „Berliniſche Zeitung" bringt heute folgenden beachtungswerthen Artikel: „Als einen erfreulichen Fortſchritt zur Annäherung der entgegengeſetzten Parteien in dem Symbol-Streite dürfen wir den in Nro. 260 erſchienenen Artikel: „Die Erklärung der Nikolaigemeinde in Nordhauſen" begrüßen. Von einer Seite, welche das ſtrenge Feſthalten an ein unveränderliches Glaubens-Bekenntniß der Kirche dem Kirchen-Regimente zur Pflicht machen möchte, hören wir die tröſtenden Worte: „Ein Glaubenszwang findet in der evangeliſchen Kirche nicht ſtatt. — Wer in ihr iſt, wird nach ſeinem Glauben nicht gefragt." Es folgt hieraus, daß jedes Mitglied der Gemeinde im innerſten Heiligthum ſeiner Ueberzeugung von dem beſtehenden Glauben abweichen darf, ohne darum aus der Kirchengemeinſchaft geſtoßen zu werden; — wohlverſtanden, wenn ſolcher Andersgläubige ſich ruhig verhält. Wie iſt es aber, wenn er ſich ausſpricht, auch ohne gefragt zu ſeyn? wenn eine ganze Gemeinde, wie z. B. die Nordhauſer, oder, wie es im Aufſatz heißt, „vielmehr eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern derſelben", nothgedrungen ſich ausſprechen muß, um einen Geiſtlichen zu erlangen, der mit der innerſten Ueberzeugung der Gemeinde nicht in geradem Widerſpruch ſtehe? Da hat ſie kein anderes Auskunftsmittel, als aus der evangeliſchen Kirche auszutreten, d. h. ihr ganzes kirchliches und bürgerliches Daſeyn zu opfern, um eine vom Staate nicht anerkannte, kaum geduldete Gemeinſchaft zu gründen. Und dieſe Alternative, dieſe Wahl zwiſchen dem Gewiſſen und der ganzen bürgerlichen Exiſtenz wäre kein Zwang? Der Zwang iſt auch in dem Artikel deutlich ausgeſprochen. Denn den oben angeführten Worten: „Ein Glaubenszwang findet in der ev. Kirche nicht ſtatt", iſt hinzugefügt: „weil ein Zwang, in der Kirche zu bleiben, in ihr nicht beſteht." Ein ſolcher beſteht auch nicht in der katholiſchen, höchſtens im Muhamedanismus. Soll es daher eine Wahrheit ſeyn, daß kein Zwang in der evangeliſchen Kirche beſtehe, ſo müſſen die Mitglieder derſelben nicht entweder zum Verbleiben in einem Bekenntniſſe, das ſie nicht mehr annehmen, oder zum Verluſte ihrer ganzen bürgerlichen Stellung gezwungen werden. Wir meinen, der Liebesſchooß der evangeliſchen Kirche ſey weit genug, um auch weniger ſtreng Gläubige in ſich faſſen zu können. Die Unfehlbarkeit der Kirche iſt das Grunddogma des Katholicismus. Wann iſt dies aber je in der evangeliſchen Kirche geltend gemacht worden? Sie iſt eben nichts, als ein ſtetes Proteſtiren gegen dieſe unwandelbare Feſtigkeit. Wer alſo wieder dahin gelangen will, wer das Kirchen-Regiment beſchwört, das Alte und Beſtehende für ewige Zeiten in ſeiner ganzen Integrität zu hüten und zu bewahren, der ſtreicht die Geſchichte der Errungenſchaften dreier Jahrhunderte aus den Annalen des deutſchen Geiſtes aus. „Der Geiſt", hat der göttliche Stifter unſerer Religion geſagt, „wird Euch in alle Wahrheit leiten." Wollen wir alſo abſchließen mit dem, was der Geiſt uns bis jetzt gelehrt hat? und läßt ſich unſern heiligen Traditionen kein anderer, freierer Sinn abgewinnen, als der in den vorhandenen Bekenntnißſchriften vorliegt? Die evangeliſche Kirche bleibt auch mit Andersdenkenden in der Gemeinſchaft des Wirkens, damit durch gemeinſchaftliches Forſchen das Licht der Wahrheit ſich unſern Augen immer deutlicher darſtelle. Die letzte General-Synode, der man doch Neuerungsſucht nicht wird vorwerfen wollen, da ſie theils aus den Koryphäen der Kirche, theils aus chriſtlich geſinnten Männern vom Kirchen-Regiment zuſammengerufen wurde, hat dies ſelber anerkannt. Sie hat ſich für das Recht der Gemeinde verwendet, den Prediger auf das Bekenntniß zu verpflichten, welches mit ihrer Ueberzeugung übereinſtimmt. Sie hat die unbefleckte Empfängniß, die Erbſünde und die Höllenfahrt für Punkte im chriſtlichen Bekenntniſſe erklärt, die ihm nicht weſentlich ſeyen. Hoffen wir, daß bei dem beſtimmten Ausſpruche eines hohen Willens, die Kirche ſich durch die Kirche geſtalten zu laſſen, die innerhalb der evangeliſchen Kirche drohenden Kämpfe ſich mit ächt evangeliſcher Bruderliebe und Duldſamkeit ausgleichen werden. Dies wahrhaft chriſtliche Gefühl möge uns davor bewahren. Einen, der ſich ſelbſt einen evangeliſchen Chriſten nennt, wie die Nordhauſer und die freie Königsberger Gemeinde, aus der Gemeinſchaft und den Wohlthaten dieſer Kirche zu verbannen! Dieſen Punkt legen wir beſonders den Mitgliedern des hieſigen Guſtav-Adolph-Vereins bei ſeiner bevorſtehenden General-Verſammlung dringend an's Herz!"

Mannichfaltigkeiten.

Der Planetenentdecker Leverrier ſchickt ſich zu einer Reiſe nach Deutſchland an, die er auf Koſten der Regierung macht, um die Inſtrumente der vorzüglichſten deutſchen Sternwarten zu prüfen und für Vervollkommnung der franzöſiſchen möglichſt zu ſorgen.

Ein Arzt ſagt in ſeinem Buche über die Anwendung des Waſſers als Heilmittel: „Um die Waſſerkur von Prießnitz zu beſtehen, muß man den Muth eines Löwen, die Geduld eines Eſels, den Magen eines Straußes haben."

Der Volksſchriftenvereins-Ausſchuß kündigt in einer öffentlichen Anzeige an, daß Hr. Hugo Steudel in Eßlingen an das königl. Oberamtsgericht in Eßlingen das Anerbieten

gemacht, Volksſchriften zur Beſchäftigung der Gefangenen abzugeben, und daß das königl. Oberamtsgericht das Anerbieten mit Dank angenommen habe. Dieſes ſchöne Beiſpiel verdient die allgemeinſte Nachahmung. Denkt man ſich namentlich die Foltern des Unterſuchungsarreſtes, ſo bedarf es wohl keiner weiteren Ausführung, um zu ermeſſen, welches Labſal für einen armen Gefangenen darin liegt, wenn es ihm ermöglicht wird, die unerträglich lange Zeit durch Beſchäftigung mit einem guten Buche zu verkürzen. (Beob.)

Man meinte bis jetzt, die Zeiten der h. Vehme ſeyen vorbei. Doch in **Irland** iſt eine wahre Volks-Vehme errichtet, die alle vermeintlichen Widerſacher des Volkes blutig trifft, Grundherren, welche das Pachtgeld verlangen, ſowie Pächter, welche es bezahlen, werden von den wilden Horden ermordet, und wenn man an einem Punkte die Ruhe hergeſtellt glaubt, ſo bricht die Flamme am nächſten deſto drohender wieder von neuem aus.

Die Düſſeldorfer Zeitung erwähnt die Art von **Hageſtolzſteuer**, welche die Berliner, ſelbſt unbeſoldete außerordentliche Profeſſoren, an die Wittwenkaſſe zu entrichten verbunden ſind. Indem ſie bemerkt, dieſe Einrichtung ſollte auch an den übrigen preußiſchen Univerſitäten getroffen werden, verbindet ſie damit — ob im Scherz oder Ernſt? iſt nicht klar zu erkennen — den Vorſchlag, eine ſolche Hageſtolzſteuer im Allgemeinen einzuführen. So wie dieſes Blatt in kirchlicher Hinſicht als ultramontan bekannt iſt, ſo iſt es dieſem Vorſchlage nach auch in ſtaatswirthſchaftlicher retrograd. (D. A. Z.)

(**Kopenhagen**, 31. Oct.) Der Redakteur des „Friſindede“, Hr. **Claudius Roſenhoff**, macht in ſeinem Blatte bekannt, daß er wegen Cenſur-Hinderniſſe ſein Blatt eingehen laſſen müſſe, da er die Redaktion ohne den Verluſt des Reſtes ſeiner Geſundheit, ſeiner **Seelenruhe** und ſeines **Lebensmuthes** nicht länger fortführen könne.

Direktor **Weber** in Bremen ſagt in ſeiner „Reiſe von der Naturforſchung zur Philologie“ über das **Unbedecktſeyn der dritten (vierten) Wagenklaſſe auf den Eiſenbahnen**: „Wird nicht, wenn Regen- und Schnee-Wetter eintritt, der arme in den Wagen dritter Klaſſe ſitzende Menſch an die Excluſion und an den Unterſchied der Stände gemahnt? Dergleichen herbe und in unſerer Zeit bedenkliche Beherzigungen ſollte der Staat nicht entſtehen laſſen. Polſtere er in Gottes Namen den Begüterten und Verwöhnten die Stühle: aber decke nicht bei Unwetter die Reichen zu und die Armen gebe er für ihr von ihm nicht verſchmähtes Geld nicht den Unbilden des Himmels Preis. So luſtig jene offnen Wagen ſich beim Sonnenſchein bewohnen laſſen, ſo ſollte man ſie dennoch höchſtens für Freiwillige aller drei Plätze beibehalten, beſonders wenn ſie Tabak rauchen wollen; unter ungünſtigen Witterungsbedingungen ſollte man jedenfalls aber die Vorkehrung haben, daß grade der dritte und wohlfeilſte Platz, der Platz der Geringen und Armen, am erſten gegen die Unbilden der Elemente gewahrt wäre.“ — Es freut uns dieſer wohlbegründeten Rüge anfügen zu können, daß die Stehplätze auf der Main-Neckar-Eiſenbahn bedeckt ſind, ein Umſtand, welcher nicht nur die Armen ſchützt, ſondern auch die Vermögendern von den Stehplätzen Gebrauch zu machen, mit beſtimmt. (Vaterl.)

Das „Münchener Tagblatt“ ſchreibt: Den armen Schleedörfern hätte ihr Vieh, da ſie nicht im Stande geweſen wären, daſſelbe zu überwintern, verſteigert werden müſſen; davon bekam Se. Maj. der König Kunde und befahl, daß dieſes Vieh in einem der nächſten k. Fohlenhöfe untergebracht, gefüttert, und den Eigenthümern im nächſten Frühjahre zur eigenen Dispoſition wieder zugeſtellt werden ſolle.

(**Stuttgart**, 9. Nov.) Die neuangeſchafften Cäpis ſollen ſich bei vielen Soldaten ziemlich nachtheilig für den Kopf inſofern erwieſen haben, als die Transpiration gehemmt war. Vielen Soldaten ſollen die Haare dadurch ausgefallen ſeyn. Es werden daher nachträglich noch die kleinen Luftdurchzüge angebracht werden müſſen, wie dies bei allen neueren Tſchako's der Fall iſt. Uebrigens wird eben eine neue Kopfbedeckung für unſer Militär verſuchsweiſe angefertigt, um Proben damit zu machen; es ſind dies die Helme, ſo ziemlich in der Art, wie ſie bei'm preußiſchen Heere eingeführt ſind. Auch Waffen-Röcke werden ſo eben gemacht, und ſollen verſuchsweiſe getragen werden. Da in dem Zeughauſe noch Tauſende der früher eingeführt geweſenen Kuttka's liegen ſollen, ſo ließen ſich vielleicht dirſe zu den Waffenröcken verwenden.

Nach dem Novemberheft der Berliner Jahrbücher für Erziehung und Unterricht giebt es in Deutſchland jetzt 62,000 **Volksſchulen**, worin 6 Millionen Schüler von 62,250 Lehrern Unterricht erhalten. In den in Deutſchland vorhandenen 500 Gelehrtenſchulen werden 75,000 Schüler von 4250 Lehrern unterrichtet. An den 25 deutſchen Univerſitäten befinden ſich 1400 Lehrer und 18,000 Studenten. Die 123 Lehrſeminarien in Deutſchland enthalten 500 Lehrer und 6000 Zöglinge; ferner beſitzen die 400 deutſchen gewerblichen Anſtalten 2000 Lehrer und 40,000 Schüler. Hiezu kommen noch die Lehrer und Schüler in circa 36 Prediger- und Prieſter-Seminarien, in 20 Lyceen, 70 Taubſtummen- und 21 Blindenanſtalten, ſo wie die Sonntags- und Wiederholungsſchulen für bereits Konfirmirte, wie in Oeſtreich ꝛc., jene mit 50 0, dieſe 3,400,000; immer kommen über 70,000 Lehrer und 6 Millionen Lernende heraus, alſo ein Sechſtel der Bevölkerung Deutſchlands. Es folgt daraus, daß wenig oder gar keine Kinder in Deutſchland der allgemeinen Bildung entbehren. Die Kraft der Intelligenz findet ſich alſo hier in ſolchen Maſſen und in ſo vielfachen Richtungen vor, daß kein älteres oder neueres Volk ſich darin mit Deutſchland meſſen kann. Es folgt aber hieraus noch ferner, daß die große Zahl der Lehrer und der Lernenden eine beſondere Beachtung und Berückſichtigung vom Staate, und zwar zum Beſten der Staaten im Allgemeinen und Beſondern verdienen.

Konzert des Hrn. Eliaſon.

Am 11. d. M. gab Hr. **Eliaſon** ſein Konzert, welches, gleich dem vorjährigen, zu den beſuchteſten gehörte und im großen Saale des Weidenbuſches gehalten wurde. Bei den vielſeitigen perſönlichen, geſelligen und freundſchaftlichen Beziehungen, in denen der hier lebende Konzertgeber und geſchätztes Mitglied unſeres Orcheſters ſteht, bei ſeiner bekannten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit gegen andere Konzertanten und Muſikvereine, ſo wie bei der Gediegenheit ſeiner Kunſtleiſtungen läßt ſich die ihm zugewendete wohlwollende Beachtung erklären. Nur unter ſolchen Verhältniſſen kann der Virtuoſe in unſerer den Konzerten ſonſt wenig zugeneigten Stadt noch einiges materielles Reſultat erzielen. Da wir in die Details des aus elf Nummern beſtehenden Programms nicht eingehen können, ſo ſey nur angedeutet, daß von erſten Mitgliedern unſerer Oper mehrere Geſangſtücke beifällig vorgetragen wurden und daß die Soir e durch ein Octett für Streichinſtrumente von Mendelsſohn-Bartholdy eröffnet ward, eine ausgezeichnete und gehaltvolle Tondichtung, deren Würdigung wir muſikaliſchen Zeitſchriften überlaſſen müſſen. Hr. **Eliaſon** hat das Verdienſt, dies ſchätzbare Werk zur erſten hieſigen öffentlichen Aufführung gebracht zu haben, welche Wahl ſeinem Geſchmack zur Ehre gereicht. Der Konzertgeber ſpielte eine Phantaſie eigener Compoſition, wobei er nicht nur allen Anforderungen an techniſche Virtuoſität und Bravour genügte, ſondern auch einen eben ſo geſchmackvollen, als ausdrucksreichen Vortrag entfaltete. Sein Spiel möchten wir als durch Wärme und Lebendigkeit vorherrſchend charakteriſirt bezeichnen; es gehört dem ſentimentalen und ſubjectiven Elemente an und gibt ſich mehr der Inſpiration des Momentes, als der ängſtlichen Berechnung der Kunſtfertigkeit hin. Dieſe Eigenthümlichkeit macht es anziehend und gewinnt ihm die Mitempfindung des Hörers, wozu kein Inſtrument geeigneter

Digitized by Google

ſeyn dürfte, als die Violine, die bei ſolchem Spiele mit ihrem Meiſter innig vereint und verſchmolzen ſcheint. Das Motiv der vorgetragenen Compoſition iſt ſehr gefällig und anſprechend, die Variationen ſind brillant und effectvoll und beſonders iſt es der Schlnßſatz, welcher ſich durch originelle und geſungene Behandlnng auszeichnet. Der lebhafteſte Beifall lohnte Hrn. Eliaſon, deſſen Virtuoſität und gediegene Kunſtrichtung genugſam bekannt ſind und der uns durch ſeine werthvollen Kunſtleiſtungen ſchon ſo manchen Genuß bereitet hat. — Znm Schluſſe wurde das große Concertante von Czerny für vier Pianoforte's durch die Herren Roſenhain, Lutz, Agnilar und Waldhäuſer executirt, ein wenn auch nicht tiefes, doch auf brillanten Effect berechnetes, auf anſprechenden Melodien beruhendes und vom größeren Publiknm gerne gehörtes Muſikſtück, welches auch für den Kenner Intereſſe gewinnt, wenn es ſo ſorgfältig nnd präcis ausgeführt wird, wie dies heute geſchah. — Durch das genannte Konzert, in welchem auch die höheren Stände der Geſellſchaft repräſentirt waren, wurde einer der jetzt langen Abende angenehm ausgefüllt, wofür wir Hrn. Eliaſon zu danken haben. Für den Sommer Wald und Flur, Berg und Thal, Wanderſtab und Kirchweihfeſte, — für den Winter Couliſſen und gemalte Decorationen, mit Treibhausblumen geſchmückte Säle und Ballmuſik, Maskeraden, Vorleſungen und Konzerte, das iſt ſo der Verlauf der Welt und wird es auch ſo bleiben. Wer uns aber ein paar vergnügte Stunden bereitet hat zur Verſchönerung des mühevollen Alltagslebens, ſey es draußen im Grünen, oder daheim bei den ſtrahlenden Gasflammen, dem wollen wir nns zum freundlichſten Danke verpflichtet halten.

W.

Korreſpondenz.

Mainz, 11. Nov.

Geſtern wurde hier das Luſtſpiel von Ludwig Kaliſch, „die Waage der Gerechtigkeit“, unter großem Beifalle zum Erſtenmale gegeben und der Verfaſſer am Schluſſe des Stückes ſtürmiſch gerufen. Den Inhalt des Stückes, das ſich in jeder bedeutenderen Stadt ſehr leicht zu einem beluſtigenden Localſtücke umwandeln läßt, wollen wir hier nur mit wenigen Worten andeuten. Ein Fürſt, deſſen Vorfahren nichts weniger als gute Regenten waren, der aber ſelbſt von den beſten Abſichten für ſein Volk beſeelt iſt, bereiſ't ſein kleines Land, um deſſen Bedürfniſſe und Wünſche kennen zu lernen, und werden bei dieſer Veranlaſſung in allen Orten des Fürſtenthums Vorbereitungen getroffen, den Fürſten würdig zu empfangen. Der Bürgermeiſter einer kleinen Stadt, wohin der Fürſt auch kommen ſoll, möchte ſich bei dieſer Gelegenheit einen Orden verdienen und bietet daher Alles auf, die Aufmerkſamkeit des Fürſten durch einen beſonders feierlichen Empfang auf ſich zu ziehen. Der Fürſt kommt unerkannt an, lernt in wenigen Stunden die Verhältniſſe des Orts kennen und ernennt bei ſeinem darauf folgenden offiziellen Einzuge den Bürgermeiſter, in Anerkennung ſeiner Verdienſte, zum geheimen Intendantur-Supernummerarius, während er die Bürgerſchaft erſucht, ſich einen andern Mann zum Bürgermeiſter zu wählen. — Die kleinſtädtiſchen Verhältniſſe in den meiſten unſerer Städte ſind mit wahrhaft ſarkaſtiſcher Laune gegeißelt und die Witze nnd Anſpielungen auf Zeitverhältniſſe folgen Schlag auf Schlag, ſo daß das Publikum in beſtändiger Spannung erhalten wird; der Dialog iſt meiſterhaft. — Bei der kommenden Dienſtag ſtattfindenden Wiederholung des Stückes dürfte es übrigens gut ſeyn, die Scene etwas beſſer einzuüben, wo der Dorfpoet die Gevatter Schneider nnd Handſchuhmacher in ihren Rollen als Götter unterrichtet, ſo wie den Einzug des Fürſten am Schluſſe des Stückes etwas pompöſer einzurichten und den Raum auf der Bühne zu vergrößern, was ja bei unſerer großen Bühne gar leicht geſchehen kann. Das Stück wurde im Allgemeinen gut gegeben; Hr. Gnmtau gab den Fürſten mit der gehörigen Würde; Hr. Rennert, Bürgermeiſter, zeichnete uns herrlich dieſen kleinen Gerechtigkeits-Tyrannen, eben ſo Mad. Urſprnch-Schirmer die brave Hausfrau des Bürgermeiſters; höchſt ergötzliche Bilder gaben Hr. Reinhard, Polizeidiener Stelze (das Factotum des Bürgermeiſters) und Hr. Denzin, der Schulmeiſter loci. Den Dorfpoeten verfehlte Hr. A. Mayer gänzlich und zwar beſonders, weil er ſeine Rolle nicht gelernt hatte; überhaupt ſcheint das Memoriren die ſchwache Seite des Hrn. A. Mayer zu ſeyn, was um ſo unverantwortlicher erſcheint, als derſelbe unverkennbares Talent hat.

Dresden, 9. Nov.

Am 7. d. führte Fr. Schneider aus Deſſau, unſer Landsmann, im alten Opernhauſe zum Beſten der Armen im Erzgebirge ſein Weltgericht auf. — Die Brodtheuerung macht Viele beſorgt; aber bei allen Rettungsmitteln, die in Vorſchlag kommen, mag man die Mahlſteuer, welche in wohlfeilen, wie in theuern Zeiten eine läſtige Steuer für die Armen iſt, weil nur dieſe das meiſte Brod eſſen, doch nicht aufheben.

Aus dem Rheingau, 11. Nov.

Nachdem der Herbſt vorüber, der Mehrtheil der 1846r Weine die Gährung vollendet und man nun nach ſo vielen Fehljahren das ſo ſehnlichſt Erwartete prüfen kann, ſo ſtellt ſich heraus, daß die aus den geringen Weinbergslagen geherbſteten Weine den Grad der Weinſüße nicht haben, den man erwartete. Viele glaub n ſich in ihren Erwartungen getäuſcht, während ältere, mehr erfahrne Weinproducenten, dieſerwegen ganz beruhigt ſind, indem ſie recht gut wiſſen, daß die heißen Sonnenſtrahlen während des Sommers und die wohlthätigen Gewitterregen nnr Segen bringen können; warte man ſonach noch ab, bis ſich die von der Hefe in dem Weine noch ſchwimmenden rohen Theile geſenkt haben, dann wird ſich der 46r, auch der geringſte, zur Zufriedenheit herausſtellen; berückſichtige man weiter, daß der rheingauer Traube, der Riesling, in dieſem Jahre gegen alle Traubenarten den Vorzug hatte, auch daß der Rieslingwein vor allen andern Weinen allein den Vorzug hat, noch im Faſſe ſeine höhere Veredlnng zu bekommen, ſo kann man ganz beruhigt ſeyn. Was die Auslaſen, ſo wie im Ganzen die beſſeren Mittelweine anbelangt, ſo iſt kein Zweifel, daß die Auslaſen die 1811r Weine übertreffen, die Mittelweine dem 1811r nicht nachſtehen werden; die Auslaſen werden die 1811r übertreffen, weil man in beſagtem 1811r Jahre von einer Auslas noch nichts wnßte, zu frühe herbſtete, ſo wie bis hierhin die Kultur der Weinberge ſich bedeutend verbeſſerte. Indem ich meine Landsleute mit dem Werthe ihrer Weine bekannt mache, ſehe ich mich zugleich veranlaßt, ſie gegen gewiſſe falſche Weinpropheten und Traubenzucker-Fabrikanten (was aber aus Kartoffelſtärke bereitet wird) zu warnen, damit ſie nicht von ihnen getäuſcht werden. Dieſe Herren geben nämlich an, daß der Trauben- und Kartoffelzucker aus gleichen Beſtandtheilen beſtehe und daher zur Verbeſſerung der Weine diene; will man aber den Verſuch machen, den Kartoffelzucker mit Waſſer auflöſen und nach bekannten Regeln einer Deſtillation ausſetzen, ſo wird das Deſtillat als von ſeinem Erzeuger (den Kartoffeln) abſtammend ſich nicht verläugnen und ein geiſtiges Fuſelgetränke geben, während der Traubenzucker, auf dieſelbe Art behandelt, ein aromatiſch-rein weingeiſtiges Deſtillat liefern wird. Mehr jedoch frage ich: wo bleibt dann der Weinſtein im Kartoffelzucker, der eines der weſentlichſten Beſtandtheile vom Traubenwein iſt und deſſen Inhalt im Wein der Geſundheit ſo wohlthätig bekommt? Bleibet alſo getreu, wie euere Vorfahren! Hütet euch vor jeder geprieſenen Weinverbeſſerung, was man mit Recht Weinverfälſchung nennen kann, da euer vaterländiſcher Traube nur dadurch verunreinigt nnd ſchlecht würde! Schickt dieſe geprieſenen Raritäten nach dem Blocksberg, wie das alte Rheinweinlied ſagt; dort mögen ſie dann nach Belieben Wein und Wind daraus machen.

Lauterbach; 12. Nov. — Eingeſ.

Wenn ein Mann, früher Mitglied der alten Caſinogeſellſchaft, von dem Vorſtande der neuen Caſinogeſellſchaft für caſinofähig erklärt wird, ſo können die in dem Artikel in Nro. 304 dieſes Blattes enthaltenen Verdächtigungen nnd individuellen Motive, deren Aufzählung der unbefugte Verfaſſer, angeblich aus Schonung, jedoch nur um ihnen einen recht ſchwarzen Anſtrich zu geben, zu unterlaſſen beliebt hat, ganz ohne allen Belang ſeyn und da ſich der unbefugte Verfaſſer dieſes Artikels, welcher die Handlungen der hieſigen Caſinogeſellſchaft vertheidigen will, von dieſer aber, wie ſie ausdrücklich erklärt, hierzu keinen Auftrag erhalten hat, nicht nennt, um von ihm Genugthuung zu erlangen, ſo werden die dort angedeuteten Verdächtigungen in ſo lange als eine boshafte Verläumdung erklärt.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 14. Nov. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Muſik von Beethoven. (Gaſtrolle) Fidelio: Fräul. Emilie Walter, k. k. öſterreichiſche Hofopern- und k. würtembergiſche Kammerſängerin.

Sonntag, 15. Nov. (Neu einſtudirt): Romeo und Julie, Trauerſpiel in 5 Abth., von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet. (Gaſtrolle) Julie: Fräul. Heuſer, vom großh. Hoftheater zu Mannheim.

Montag, 16. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky): Don Juan, große romantiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. Don Juan: Hr. Kelchner. (Gaſtrolle) Donna Anna: Fräulein Emilie Walter, k. k. öſterr. Hof- und k. würtemb. Kammerſängerin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 316. Montag, den 16. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

Warum, ſagte ich zu mir, hat man mich nicht niedergeriſſen, ſtatt mich der Schande auszuſetzen, mich ſo entehrt zu ſehen. Aber man hatte an nichts weniger, als mich niederzureißen, gedacht. Man machte mich im Gegentheile wieder jung, mein Plafond wurde weiß und rein; man erſetzte meinen zertrümmerten Parkettboden durch kleine wohl zuſammengefügte und mit Geſchmack zuſammengeſetzte Brettchen. Ich bekam neue Thüren und Fenſter, meine Mauern wurden mit dreifarbigem Papier bedeckt; die weißen mit Bänder eingefaßten Fenſtervorhänge harmonirten mit der Tapete; eine ſeidene Schärpe hielt in der Mitte des Plafonds die Bildſäule der Freiheit. Man brachte eine Bibliothek herbei, welche die Werke J. J. Rouſſeau's und Voltaire's, nebſt einigen Brochüren über Volksrechte und zeitgemäße Journale enthielt. Man bedeckte den aus dem Brande geretteten Tiſch mit einem grünen Teppich; Stühle und Armſeſſel vollendeten mein Meublement. Als Zierrath befanden ſich noch an den Wänden Portraits der ausgezeichnetſten Männer der Epoche in ſchwarzen und goldenen Rahmen. Man hätte nie in mir das Studirzimmer einer eleganten und ſchönen Frau erkannt, aber noch weit weniger das Boudoir der Baronin von Chevert.

Meine neue Beſitzerin ſtattete mir bald ihren Beſuch ab. Sie pflegte gewöhnlich des Morgens zu kommen; ihre Miene war ernſt und ſtolz; ſie durchlief Brochüren, die ein Bedienter auf den Tiſch legte, dann ſchrieb ſie Briefe; derſelbe Diener holte ſie ab und verſchwand durch die geheime Thüre; darauf hörte man das Getrappel eines im Galopp dahinjagenden Pferdes. Dies war lange Zeit hindurch der einzige Gebrauch, den man von mir machte, ſo wie auch ich von keinem andern Vorfalle Zeuge war. Einmal hatte der Bediente die ganze Nacht gewacht; ſeine Herrin erſchien blaß und in großer Aufregung.

„Geh’,“ ſagte ſie in einem Tone, der kein Zaudern geſtattete, „geh’ und komm’ ſchnell wie der Wind zurück, bedenke, daß es ſich um ihr Leben handelt, noch mehr, um ſeine Ehre. Ich will das Gemetzel nicht, es iſt abſcheulich, gottlos; ſage ihm, daß ich den Tod ſeiner Schande vorziehe; ich werde mich lieber ſelber als die Befreierin dieſer unglücklichen Geächteten anklagen, als nach dieſer Schandthat noch leben wollen. Geh’, und ſorge, daß dieſer Brief ihm noch vor Tagesanbruch übergeben ſey; verlaſſe ihn nicht, ohne daß er Dir verſprochen, meinem Willen nachzukommen.“

„Ja, Madame, ja, meine edle Gebieterin,“ ſagte der Diener, deſſen ehrfurchtsvolle Manieren mich an die Leute des Barons, meines Herrn, erinnerten.

„Ah,“ ſagte die ſchöne Republikanerin, ſobald ſie allein war, „ſo möge ſeine Liebe zu mir dazu wenigſtens dienen, ſeine Wuth zu mäßigen . . . . ich will verhindern, daß der zuweilen große und edelmüthige Mann nicht grauſam ſey; ja groß iſt er, denn ein erhabener Gedanke iſt die Triebfeder ſeiner Handlungen; für die Freiheit ſeines Landes kämpft er, wenigſtens glaubt er für dieſe theure Illuſion zu kämpfen, und ſcheut ſich nicht, ihretwegen die Verhaftungen zu befehlen; ich ſah oft ſeine Verzweiflung im entſcheidenden Momente, ſelbſt wenn das Schickſal ſeine Feinde betraf; ich ſah ſeine Thränen, und oft hielten meine Bitten ſeinen zum Schlage bereiten Arm zurück. O, wenn mir doch heute meine Bemühungen gelängen! könnte ich doch endlich der Sache der Menſchlichkeit einen Dienſt leiſten. Möge Gott mich erleuchten, daß ich ſie vertheidige und rette!“

Nachdem ſie ihre Unruhe und ihre Wünſche ausgedrückt, begab ſie ſich wieder in ihre Gemächer; der Mann, den ich jeden Abend durch die geheime Thüre eintreten ſah, erſchien; es war ein großer und ſchöner Mann; er durchſchritt mich eilig, drückte an einem Knopf und verſchwand durch die Thüre, die zu Cornelien führte; die Nacht verſtrich, ohne daß ich beunruhigt wurde; kaum aber war der Tag angebrochen, als ich neben mir Seufzer vernahm, und von neuem Zeuge der Verzweiflung einer Frau wurde, die der Schmerz noch ſchöner machte. Dieſe halbnackte Frau ſchleppte ſich auf den Knieen einem Manne nach, deſſen Züge durch das ſchreckliche Leiden, welches die Furcht vor Gewiſſensbiſſen erzeugt, ganz verzerrt war. Da er ſich wahrſcheinlich dem Einfluſſe dieſer durch den Gedanken an eine gute That beſeelten Frau entziehen wollte, ſo ſuchte er ihr zu entfliehen; ſie aber hielt ihn durch die Gewalt eines erhabenen Willens zurück; ſie ſtand plötzlich aufrecht vor ihm mit gefalteten Händen, die Augen feſt auf die ſeinigen geheftet; ſie ſtand zwiſchen der Thüre und dem Tiſche, auf welchem Papiere lagen.

„Sie werden ſo nicht fortgehen,“ ſagte ſie . . . . . „nein, Sie werden nicht fortgehen, bevor Sie nicht die Begnadigung dieſer unglücklichen Geächteten unterzeichnet haben; im Namen von Allem, was Ihnen theuer iſt, im Namen jener Freiheit ſelbſt, die Ihr Götzenbild iſt, beſchwöre ich Sie, Ihr Leben nicht durch dieſen infamen Mord zu beſudeln; ſeyn Sie groß und edelmüthig, damit nicht die Geſchichte Ihr Andenken ſchmähe. Verzeihen Sie jenen Männern, deren einziges Verbrechen darin beſteht, ihren Herrn zu lieben und ihm treu zu bleiben. Ja, ja, ich ſchwöre es Ihnen,“ fuhr ſie feurig fort, „Sie verderben mich, wenn Sie mir widerſtehen, wenn Sie, ohne mir ihre Begnadigung zu bewilligen, fortgehen wollen, ſo ſollen Sie nur über meinen Leichnam ſchreiten.“

Sie erfaßte einen Dolch, der an dem Gürtel des Mannes, der ganz verſteinert ſchien, hing, und ſagte, ihm eine Feder hinreichend: „Unterzeichnen Sie, unterzeichnen Sie die Begnadigung auf der Stelle, oder ich ſterbe.“

Ganz beſtürzt und durch den Muth dieſer erhabenen Frau be-

Digitized by Google

ſiegt, nimmt der Mann die Feder, betrachtet die, welche ihn beherrſcht, zögert noch, und weicht endlich der Gewalt der Tugend, einer himmliſchen Macht, die über alle menſchlichen Leidenſchaften erhaben iſt. Niemals war ich Zeuge einer ſo energiſchen Scene geweſen; ich hatte Thränen der Liebe und Reue geſehen, ich hatte Ausbrüche der Furcht, des Leidens und ſelbſt der Gewiſſensbiſſe vernommen; aber hier waren es nicht kraftloſe Thränen, nicht das Stöhnen einer furchtſamen Seele; es war wohl auch Liebe, aber durch eine Großthat erhaben; es war der Einfluß der Schönheit auf eine ſtarke und leidenſchaftliche Seele, um ſie von einem unheilvollen Gedanken abzubringen.

Wie ſchön war die Frau, die jene Schlachtopf.r gerettet hatte. Ich dachte nicht mehr an ihre Meinungen und Grundſätze, als ich ſie mit ſolcher Entſchiedenheit, ſolchem Muthe ſprechen hörte; der Widerſchein einer guten Handlung verwiſcht die Schattirungen der Charaktere; ich wußte dieſe Frau Republikanerin, d. h. eine geſchworne Feindin meiner Gebieter und meiner ſelbſt, und doch fühlte ich mich nicht entehrt, ihr anzugehören, denn ich erkannte nur meine Gründer für meine rechtmäßigen Herrn an.

Von dieſem Tage an ſah ich jenen Mann nicht mehr. Cornelia blieb mir immer treu; ſie ſchrieb einen großen Theil des Tages; ſie ſchien, wenn ſie die öffentlichen Blätter las, oft traurig; ſie wurde immer nachdenkender; ich hörte ſie im Tone des tiefſten Schmerzes ausrufen: „ſie gehen zu weit, ſie werden ſich und das Vaterland zu Grunde richten . . . .“ Das Vaterland! ſagte ich zu mir, was ſoll das Wort bedeuten? Ich hatte es nie ausſprechen hören. Aha! es iſt vielleicht etwas, was dem „im Namen des Königs“ entſpricht' was ich oft von meinen Gebietern und dem jungen Grafen vernommen.

Eines Tages endlich kam der Bediente Corneliens, alle Papiere, die in dem Schreibtiſche ſeiner Herrin eingeſchloſſen waren, abzuholen . . . . Er ſchob die Riegel vor, ſchloß die Läden und verſchwand. Wiederum war ich eine Zeit, deren Dauer ich diesmal nicht berechnete, von Stille und Finſterniß umgeben.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Weine.

Die deutſchen Ströme geben
Den edlen Saft der Reben,
Doch nicht von gleicher Kraft.
Nicht Oderſtrom, noch Saale
Kann zu der Götter Mahle
Empfehlen ihren herben Saft.

Von Reben an der Elbe
Gilt zwar nicht ganz daſſelbe,
Doch ſind ſie auch nicht ſüß.
Zwar grünen ſie und wachſen
In Böhmen und in Sachſen,
Doch dort iſt nicht ihr Paradies.

Sogar in Deutſchlands Süden
Woll'n ſie nicht Nektar bieten,
So von der rechten Art.
Die noch in Deutſchlands Gränzen
Der Donau Ufer kränzen,
Gewähren Wein, doch etwas hart.

Schon haben tauſend Zungen
Des Rheinſtroms Lob geſungen.
Der gibt ganz andern Trank,
Verſchieden zwar an Güte;
Doch, edler Rhein, ich biete
Von Herzen dir auch meinen Dank

Die Töchter und die Söhne
Des edlen Rheins, die ſchöne
Moſella, Nahe, Saar,
Und wie ſie alle heißen —,
Die ſoll man dankbar preiſen,
Dich nicht vergeſſen, milde Ahr!

Jedoch von allen Söhnen
Möcht' ich beſonders krönen
Dich, lieber, treuer Main!
Hoch ſollen deine Reben,
Du wack'rer Deutſcher leben,
Hoch leben Stein- und Leiſtenwein.

K. G. Naumann.

Achter Jahresbericht

des

Verwaltungsausſchuſſes der Mozartſtiftung an löblichen Liederkranz dahier über den Beſtand und Fortgang der Mozartſtiftung in dem abgelaufenen Geſchäftsjahr 1845 auf 1846.

Mit Ende des verwichenen Monats October iſt nunmehr das achte Geſchäftsjahr der Mozartſtiftung abgelaufen. Dem Ausſchuß liegt daher die Pflicht ob, den Rechenſchaftsbericht über dieſe achte Jahresdauer ſeiner Verwaltung löblichem Liederkranz ſtatutengemäß hiermit zu erſtatten.

Bei Anfang dieſes Geſchäftsjahres waren zwei Stellen im Verwaltungs-Ausſchuß als erledigt wiederum zu beſetzen. Die Wahl von Seiten des Liederkranzes fiel auf die Herren Dr. jur. Auguſt Giar und Friedrich Schneider, worauf der vervollſtändigte Ausſchuß ſeinerſeits das Amt des Sekretärs wiederum an Hrn. Dr. A. Giar durch Abſtimmung übertrug.

Sind wir bereits in unſerem letzten Berichte nicht im Stande geweſen, eine allgemeinere Theilnahme für die Mozartſtiftung rühmend anzuerkennen, ſo iſt dies in Bezug auf das nunmehr abgelaufene Geſchäftsjahr noch weniger der Fall. Damals hatten wir immer noch einige ruhmwürdige Beiſpiele großmüthiger Geſinnung einzelner Geber hervorzuheben. Was wir für das letzte Rechnungsjahr in dieſer Hinſicht zu erwähnen haben, rührt faſt lediglich aus dem Liederkranz her.

Bei Ablauf des vorletzten Rechnungsjahres war es durch ungünſtige Verhältniſſe dahin gekommen, daß der Liederkranz das ſtatutengemäß von ihm alljährlich zum Beſten der Mozartſtiftung zu gebende Concert ſchuldig bleiben mußte. Dieſes Concert wurde denn nachträglich am 6. Dez. 1845 in Form eines großen Liederkranzes im Saale des Weidenbuſches gegeben und ertrug einſchließlich des Ueberſchuſſes aus einer früheren Abendunterhaltung zu gleichem Zweck fl. 336. 50 kr. Das fernere ſtatutengemäße Concert für das zuletzt abgelaufene Jahr fand ſodann am 24. Juli 1846 auf der Mainluſt ſtatt. Der Liederkranz wurde hierbei wie ſchon bei verſchiedenen anderen Gelegenheiten, wo es galt, gemeinnützige und milde Zwecke zu befördern, von ſämmtlichen hieſigen Männer-Geſang-Vereinen bereitwillig und thätig unterſtützt, wofür wir im Namen der Mozartſtiftung denſelben unſern aufrichtigen Dank hiermit ausſprechen. Der Reinertrag dieſer Aufführung war fl. 333. 20 kr.

An Gottespfennigen, ſowie ferner an Geſchenken, welche von einigen Mitgliedern des Liederkranzes aus Veranlaſſung ihrer Verlobungen der Mozartſtiftung gemacht wurden, gingen zuſammen

Digitized by Google

fl. 15. 30 kr. ein. Wir können hierbei den Wunſch nicht unterdrücken, daß derlei Veranlaſſungen in Zukunft recht häufig ſich einſtellen und in gleicher Weiſe benutzt werden möchten. Wie dieſe obenerwähnten Geſchenke, ſo iſt auch eine weitere Gabe der Herren Theodor Mohr, F. W. Prevot und Peter Finck, welche den Honorar-Betrag für eine von ihnen abgegebene Expertiſe mit fl. 11. 24 kr. der Mozartſtiftung überwieſen, eine in den Büchern unſerer Verwaltung neue Erſcheinung. Und wenn auch dieſe verſchiedenen Gaben dem Betrag nach nicht ſo bedeutend erſcheinen, ſo beweiſen ſie doch auf Seiten der Mitglieder des Liederkranzes und ihrer Freunde einen regen Eifer ja ſelbſt eine gewiſſe Erfindungsgabe in Wahrnehmung von Gelegenheiten zur Förderung des Beſten der Mozartſtiftung. Indem wir daher eine recht fleißige Nachahmung der gegebenen lobenswerthen Beiſpiele hoffen, fühlen wir uns für ſolche zu dem innigſten Danke verpflichtet.

Das Nähere über die Geſammt-Einnahme und Ausgabe der Stiftung ſowie über die ſtatutengemäße Anlage der Kapitalien ergibt die von uns aufgeſtellte Bilanz, welche wir anbei zu überreichen uns beehren. Laut derſelben iſt das Activvermögen, welches zu Ende des vorletzten Rechnungsjahres fl. 17,789. 24 kr. betrug, beim Ablauf des letzten Jahres auf fl. 19,124. 53 kr. angewachſen, was eine Vermehrung von fl. 1335. 29 kr. ergibt.

In Gemäßheit des § 24 der Statuten wäre nunmehr von Seiten des Liederkranzes die Reviſion der Rechnungsbücher anzuordnen, und nach deren Beendigung die Bilanz zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Als weitere nunmehrige Aufgabe des Liederkranzes erſcheint ſodann die Ergänzungswahl für den Verwaltungsausſchuß. Aus dieſem haben nämlich in Gemäßheit § 11 der Statuten nach 3jähriger Amtsführung auszutreten:

Hr. Friedrich Quilling und
„ Dr. Martin.

Wir erſuchen daher löblichen Liederkranz, die desfallſige Ergänzungswahl demnächſt vornehmen und von deren Ergebniß dem Verwaltungsausſchuß alsdann gefällige Mittheilung machen zu wollen.

Was nun die Wiederbegebung des erledigten Stipendiums betrifft, ſo haben wir in dieſer Beziehung dem Liederkranz nur höchſt Erfreuliches zu melden. Der durch die geleſenſten deutſchen Blätter ſeinerſeits erlaſſene Aufruf zur Anmeldung hatte die Folge, daß eine hinreichende Anzahl Bewerber auftrat. Dieſe wurden alsdann, ſoweit ſie nach Vorſchrift der Statuten für zuläſſig erkannt waren, jeder an einen in dem Wohnort des Bewerbers anſäßigen Meiſter der Tonkunſt zur Fertigung der Probearbeiten unter deſſen Aufſicht überwieſen, und wir können nicht umhin, die Bereitwilligkeit aller der Männer, welche wir um Uebernahme dieſer Funktion erſuchten, hier rühmend anzuerkennen. Nachdem hierauf ſämmtliche Arbeiten eingegangen waren, wurden vom Verwaltungsausſchuß drei ausgezeichnete deutſche Muſiker, nämlich:

Hr. Kapellmeiſter Dr. Marſchner in Hannover,
„ Kapellmeiſter Reißiger in Dresden und
„ Xaver Schnyder von Wartenſee in Luzern,

zu Prüfungsrichtern ernannt. Auch dieſe Männer zeigten die rühmlichſte von uns dankbarſt anerkannte Bereitwilligkeit zur Uebernahme des Prüfungsgeſchäftes. Die Arbeiten wurden an dieſelben eingeſendet, und die hierauf abgegebenen Ausſprüche der Prüfungsrichter liegen nunmehr dem Verwaltungsausſchuß vor. Von ſämmtlichen Bewerbern, welche, acht an der Zahl, zu den Probearbeiten für zuläſſig erkannt waren, haben alle drei Prüfungsrichter einen und denſelben als den zur Ueberkommung des Stipendiums Würdigſten bezeichnet. Der Verwaltungsausſchuß hat daher in ſeiner letzten Sitzung dieſem das Stipendium mit dem Betrag von fl. 400 jährlich und zwar vorerſt auf Ein Jahr zuerkannt. Sein Name iſt Caspar Jacob Biſchoff, er iſt von Ansbach gebürtig, 22 Jahre alt und dermalen ſeiner Ausbildung wegen in München wohnhaft. Die Vergebung des zweiten Stipendiums der Mozartſtiftung iſt ſonach entſchieden. Nur über die Art und Weiſe, wie der bewilligte Jahresbetrag zu verwenden ſeyn wird, muß ſich der Verwaltungsausſchuß, bis hierüber vorerſt noch die nöthigen Erkundigungen eingezogen ſeyn werden, weitere Beſchlußnahme annoch vorbehalten. Nach dem Urtheil der Prüfungsrichter zu ſchließen, glauben wir uns zu der Ernennung dieſes Stipendiaten nur Glück wünſchen und die freudige Hoffnung hegen zu dürfen, daß derſelbe unſerer Stiftung dereinſt Ehre machen und zur Erreichung des edlen Zwecks derſelben das Seinige beizutragen nicht verfehlen werde. Auch der Liederkranz dürfte daher alle Urſache haben, unſere frohen Gefühle ob der diesmaligen Vergebung des Stipendiums zu theilen.

In dem bisher von uns Vorgetragenen haben wir alles Dasjenige, was in dem Gang unſerer Verwaltung während des letzten Geſchäftsjahres hervorgehoben zu werden verdient, löblichem Liederkranz darzulegen die Ehre gehabt. Derſelbe wird hieraus entnehmen, daß auch in dieſem abgelaufenen Jahr in dem Fortſchritt und der Wirkſamkeit unſerer Stiftung keineswegs ein Stillſtand eingetreten iſt. Haben wir auch in eben dieſem Jahr ganz beſonders über den Mangel an Theilnahme für unſere Stiftung aus den weiteren Kreiſen des deutſchen Vaterlandes, was finanzielle Unterſtützung betrifft, zu klagen gehabt, — ſind wir auch, in letzterer Beziehung, allein auf unſere Vaterſtadt, insbeſondere auf das thätige Wirken des Liederkranzes, auf die Unterſtützung der übrigen Vereine und auf die Theilnahme des Publikums beſchränkt geblieben, — ſo iſt trotzdem unſer Kapitalvermögen um ein Anſehnliches vermehrt, die Stiftung ihrem großen Ziele näher gerückt worden. Vor vielen andern Städten Deutſchlands hat grade unſere Vaterſtadt ſo zahlreiche Beiſpiele deſſen aufzuweiſen, was vereinte Kräfte der Einzelnen, ſelbſt ohne die anderwärts oft ſo wirkſame höhere Munifizenz, zu ſchaffen und als ewiges Denkmal edler Geſinnung hinzuſtellen vermögen. Auch uns wird es nicht fehlen können, ein ſolches Denkmal zu gründen, das zugleich zum Wohl und Frommen kommender Geſchlechter beſtehen ſoll, wenn wir den höheren Zweck unſerer Stiftung, die Gründung eines Conſervatoriums der Muſik feſt im Auge behalten und nimmer ruhen, bis derſelbe vollſtändig erreicht ſeyn wird. Wir verfolgen kein unwürdiges Ziel. Niemand täuſche ſich über die ausgedehnte Wirkſamkeit der Muſik in unſeren Zeiten, wo Alles dieſer Kunſt huldigt, von den höchſten bis zu den niedrigſten Ständen der Geſellſchaft. Wird in ihrem Cultus das Unlautere, das Unedle auf den Altar geſtellt, Entnervung wird der Erfolg ſeyn! Wird dagegen die ächte Hoheit in ihr verehrt — Lauterkeit, Kraft und Begeiſterung werden in die Herzen ihrer Anhänger einziehen!

Auf die begeiſternde Kraft der Muſik laſſen Sie uns denn auch in einer, wenngleich zunächſt materiellen Hinſicht bauen, wir meinen in Hinſicht auf das ſchnellere finanzielle Gedeihen unſerer Stiftung. Warum ſollten ſich nicht auch begeiſterte Freunde der Tonkunſt finden, welche, mit irdiſchen Glücksgütern reichlich geſegnet, einen Theil derſelben, ſey es lebend oder auf den Todesfall, dem Emporkommen der Mozartſtiftung zu widmen ſich entſchließen würden, beſonders wenn unſer unabläſſiges Bemühen und reines Streben um dieſelbe ihnen Vertrauen eingeflößt haben wird?

Doch was auch die verborgene Zukunft bringen mag, die Mozartſtiftung kann ihr getroſt entgegenſehen, ſie ſteht bereits in ſegensreicher Wirkſamkeit, wie noch die unter ſo günſtigen Auſpicien erfolgte Wahl des neuen Stipendiaten letztlich beweiſt. Auf dieſem Weg wird ſie vorerſt fortfahren, und auch ſo der Anerkennung der Edlen gewiß ſeyn. Möge der Liederkranz, möge unſere Vaterſtadt, möge Deutſchland ſie kräftig unterſtützen, die Vorſehung ihre ſchützende Hand über ſie halten!

Vertrauend, daß die von uns ausgeſprochenen Geſinnungen

Digitized by Google

bei dem Liederkranz und allen Freunden unſerer Stiftung lebhaften Anklang finden werden, ſchließen wir dieſen Bericht mit der Verſicherung Hochachtungsvoller Ergebenheit

der Verwalungsausſchuß der Mozart-Stiftung.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 9. Nov.) Die Feuersbrünſte ſcheinen in unſerer nächſten Umgebung ſich häufen zu wollen. Vorgeſtern Nachts brannte es in der Lindenmühle bei Zahlbach, und geſtern ſpät am Abend in dem Dorfe Koſtheim, an der Mündung des Mains in den Rhein.

(Stuttgart, 12. Nov.) Vom obern Neckar berichtet der hieſige „Beobachter“: „Mit der größten Freude wurde die hohe Verordnung über eine beſchränkte Getreide-Ausfuhr auch bei uns begrüßt, und es iſt nur zu beklagen, daß dieſe ſo wohlgemeinte Maßregel nicht ihren vollen guten Zweck erreichen wird, denn das fluchwürdige Treiben der Kornwucherer und Spekulanten hat ſeither nicht nachgelaſſen, vielmehr iſt man beinahe anzunehmen berechtigt, dieſelben ſeyen hiedurch in ihrem verwerflichen Eifer, Getreide um jeden Preis an ſich zu bringen, nur noch mehr angeſtachelt worden. Man ſieht dieſe Kornhändler (Schäufler) in neueſter Zeit noch weit mehr die Ortſchaften, namentlich im Oberamsbezirk Horb, durchziehen, um die erſt gedroſchenen Früchte zu jedem Preiſe aufzukaufen. Hiedurch iſt dem Gewerbsmann, der rein nur von ſeiner Hände Arbeit leben muß, ganz und gar unmöglich gemacht, vom Bauern ſeinen Bedarf zu kaufen, und es bleibt ihm nichts Anderes übrig, als zu den höchſten Preiſen ſein Mehl entweder bei dem Müller oder bei'm Mehlhändler ſich zu verſchaffen. Wie lange wird er aber dieſes noch können, wenn dieſen Händlern ihr verwerflicher Handel von Seiten der Behörde nicht in Bälde unterſagt wird. Man iſt allgemein der Anſicht, es wäre am beſten, wenn der Bauer ſeine Früchte ſelbſt auf den Markt brächte, damit die Preiſe nicht ferner noch durch allerlei künſtliche Mittel der Wucherer beſtimmt und geſteigert werden.“

Nach den Berichten der Zeitungen erhält Jenny Lind auch in Stuttgart für jeden Abend ihres Auftretens 1000 fl.

Es iſt eine bekannte Sache, wie die Schriftſteller heut zu Tage ihren Ruhm ſich fabiziren; ganz nach Kunſtreiter-Art pflegen ſie ſich jeder ſeinen vorausblaſenden journaliſtiſchen Trompeter, Paukenſchläger und Herolde zu halten. Das Lob aber, ſagt die Allg. Ztg. hiegegen mit Recht, iſt eine Sirene, und man thut wohl daran, wie Ulyſſes gegen ihre verführeriſchen Töne die Ohren mit Wachs zu verſtopfen. Auf dieſer verfänglichen Fuchsprelle iſt in neueſter Zeit ſchon Mancher gen Himmel geſchnellt worden, und hat nur einen um ſo tiefern und beklagenswertheren Fall gethan.

Nach einer Mittheilung der Berl. Allg. Kirch.-Ztg. befanden ſich am Schluſſe des Jahres 1845 nicht weniger als 2518 geprüfte Kandidaten der evangel. Theologie in Preußen! Die Zahl der jährlich zum Pfarramt zu befördernden Kandidaten beläuft ſich dagegen auf etwa 180! Auf dieſe Weiſe kömmt zwiſchen die erſte Prüfung und die wirkliche Anſtellung durchſchnittlich ein Raum von 14 Jahren. Der Rh. Beob. bemerkt hierzu, in der Rheinprovinz ſey das günſtiger, dort hätten die Kandidaten nur 6—8 Jahre auf einen Dienſt zu warten.

Korreſpondenz.

Naſſau, 9. Nov.

Auch die Weinbergsbeſitzer hieſiger Gegend erfreuen ſich dieſen Herbſt einer vorzüglichen Ernte, und der Naſſauer Rothe, den man wohl mit Recht und nach dem Zeugniſſe zweier der erſten Gaſthalter hieſiger Gegend, des Hrn. Poſthalter Minor von Sieghofen und des Hrn. Becker zum „Engliſchen Hof“ in Ems, jedem andern an die Seite ſtellen kann, übertrifft in dieſem Jahre alle Erwartungen, ſowohl an Güte als Maß; auch liegen noch mehrere Stück und Zuläſte zum Verkaufe bereit.

Großgerau, 4. Nov. — (Eingeſ.)

Zur Berichtigung des aus der Mainzer Zeitung entnommenen Artikels in der zweiten Beilage zum Frankf. Journal vom 26. Oct., d. d. Großgerau, 23. Oct., findet man ſich zu nachſtehender Erwiderung veranlaßt: Auf einſtimmiges Verlangen der zu einer Conferenz am 1. Oct. dahier zuſammen getretenen Geiſtlichen des hieſigen Decanats verſammelte ſich auf Einladung des aus hieſigen Geiſtlichen beſtehenden Vorſtandes am 21. Oct. der hieſige Zweigverein der Guſtav-Adolph-Stiftung, um eine von eben dieſem Vorſtande angeregte Proteſtation gegen das verhängnißvolle Berliner Glaubensgericht zu beantragen und zugleich neue Vorſteher für die nächſten 3 Jahre zu wählen. Es war der vielfach ausgeſprochene Wunſch der hieſigen Geiſtlichen, daß für die nächſte Periode ein weltliches Mitglied als Präſident unſeres Zweigvereins fungire. Daß die Wahl für die Geiſtlichen ſo ungünſtig ausfiel, mag aber neben dem erwähnten, von denſelben ausgeſprochenen Wunſche gewiß nicht den Wirkungen jenes Glaubensgerichts zuzuſchreiben ſeyn. Der ſeitherige Vorſtand des hieſigen Zweigvereins kann ſich übrigens um ſo mehr bei dem Reſultat der neuen Wahl beruhigen, da derſelbe ſein ſeitheriges Amt in die Hände ehrenhafter, freiſinniger Männer legen durfte, von deren regem Intereſſe für die Sache unter Mitwirkung der den Localvereinen vorſtehenden Decanatsgeiſtlichen nur erfreuliche Früchte zu erwarten ſind.

An die geehrten Abonnenten und Beſucher meiner geſchichtlichen Vorträge.

Da die Räumlichkeit des von mir benutzten Hörſaals gegen mein Erwarten für die Theilnehmenden nicht auszureichen ſcheint, ein anderes größeres Local aber mir für jetzt nicht zu Gebote ſteht, ſo bin ich entſchloſſen, von dieſer Woche an jeden Vortrag zweimal zu halten; das eine Mal Montags um 7 Uhr, wie bisher; das zweite Mal Dienſtags, ebenfalls um 7 Uhr und in demſelben Hörſaale. Indem ich dies zur öffentlichen Anzeige bringe, bemerke ich nur noch, daß die Wahl des einen oder andern Tages jedem der verehrten Abonnenten in jeder Woche gänzlich überlaſſen bleibt.

Die fünfte Vorleſung wird demnach Montag den 17. Nov., Abends 7 Uhr ſtattfinden.

Gegenſtand: Die hervorragendſten und intereſſanteſten Perſonen und Charaktere aus der Zeit von 1740 — 1756. Fortſetzung und Beſchluß. — Friedrich der Große als Feldherr; die Helden des ſiebenjährigen Krieges.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 15. Nov. Mutterſegen, oder: Die neue Fanchon, Schauſpiel mit Geſang in 5 Abth., nach dem Franzöſiſchen des G. Lemoine von W. Friedrich, Muſik von H. Schäffer. (Gaſtrolle) Chonchon: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Montag, 16. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky): Don Juan, große romantiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. Don Juan: Hr. Kelchner. (Gaſtrolle) Donna Anna: Fräulein Emilie Walter, k. k. öſterr. Hof- und k. würtemb. Kammerſängerin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 317. Dienſtag, den 17. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

IV.

Die Kaiſerzeit.

Ich gewöhnte mich an meine Einſamkeit; meine Erinnerungen waren intereſſant genug, um meine Mußezeit auszufüllen. Einige Inſekten ausgenommen, die um mich her ſummten, lebte ich in der tiefſten Ruhe, und bekümmerte mich nicht um meine Zukunft. Ich hoffte und wünſchte, von aller Welt vergeſſen zu werden; ich hatte kein Intereſſe mehr mich ſehen zu laſſen. Die Zeichen meiner Größe waren zerſtört; ich fand mich auf republikaniſche Weiſe herausſtaffirt, ſo häßlich, daß ich keine Luſt verſpürte, auf dieſe Art auf die Nachwelt überzugehen. Ich hoffte, daß die Ratten, die mich bereits beſuchten, mit der Zeit eine ſolche Verwüſtung bei mir anrichten würden, daß von den drei Farben, die meine Antipathie waren, nichts übrig bleiben werde. Aber während ich mich der Hoffnung überließ, keine Aufregung mehr fürchten zu dürfen, vernahm ich in der Ferne lautes Rufen; Inſtrumente näherten ſich, man ſpielte aber nicht die Marſeillaiſe, ſondern militäriſche Märſche, die meine Mauern zittern machten. Dazwiſchen vernahm ich Ausrufungen von .... ich weiß nicht was .... Es war nicht: „Es lebe die Republik!“ was mich ſo tief gekränkt hatte; aber auch nicht der Ruf: „Es lebe der König!“ der mich bei meinem Entſtehen ſo erfreut hatte; es war etwas Anderes, was ich nicht begreifen konnte, das aber, wie mir ſchien, einen wahren Enthuſiasmus einflößte. Ich fühlte, daß ich wiederum neuen Eigenthümern zur Beute werden würde, und erwartete den Tag mit der Unruhe eines Opfers, das der Laune ſeines Richters ſich zu unterwerfen verurtheilt iſt; denn man beſtimmte mein Schickſal, wenn man nichts Ernſtes mehr zu thun hatte. Ich war ein Spielzeug für Frauen, um von ihnen, je nach ihrem Geſchmacke, Alter, ihren Meinungen und Grundſätzen benutzt zu werden. Endlich trat den folgenden Morgen ein Diener in reicher Livree ein und öffnete ein Fenſter; aus dem Nebenzimmer erſchallte lautes Gelächter. Zwei junge und hübſche Frauen zeigten ſich zuerſt. „Ach Gott,“ ſagte die Eine, „wie abſcheulich! Das iſt ein ſchlechtes Ankleidezimmer. Sie werden dieſe Zelle einreißen laſſen, nicht wahr, Herr Herzog! Ein ſolches Loch neben meinem Schlafzimmer? Das will ich nicht, ich ſag' es Ihnen vorher.“

„Und ich,“ erwiederte der Herzog, der ſtatt der feinen Manieren des alten Herzogs, der mich früher beſucht, eine ernſte Miene, einen hohen Wuchs hatte, und im Befehlshaberton ſprach, „ich behaupte, Frau Herzogin, daß Sie in dieſem Loche wohnen, daraus Ihr Boudoir machen und ſich wohl dabei befinden werden. Der Kaiſer hat mir dieſes Schloß mit dem Herzogstitel verliehen, und Sie wiſſen, daß der Kaiſer mit ſeinen Genärälen nicht ſcherzt. Er giebt ihnen Gold und Schlöſſer für ihre Frauen, und ihnen ſelbſt Ruhm und Wunden; nehmen Sie Ihren Theil, wie ich den meinigen nehme.“

„Ich glaube nicht, Louiſe,“ ſagte die junge Frau, welche die Herzogin begleitete, „daß Du ſehr unglücklich ſeyn wirſt, das Boudoir der Baronin von Chevert zu bewohnen.“ Louiſe erröthete.

„Ah, das iſt das Boudoir der Baronin von Chevert?“ ſagte ſie.

„Aber, liebe Louiſe, weißt Du denn nicht, daß eine ganze Liebesgeſchichte mit dieſem Kabinette, das Du ſo verachteſt, verknüpft iſt? Es iſt der nördliche Thurm reiner Liebe, wo die arme Baronin gefangen ſaß, und aus welchem ſie ihr Geliebter befreiete. Meine Tante, die alte Gräfin von Marrieux, hat mir dieſe Geſchichte tauſendmal erzählt; es war die größte Zerſtreuung, die mir die gute Tante, wenn ich von meiner Penſionsanſtalt ſie beſuchte, verſchaffte. Ich ſehe ſie noch, die gute, alte Tante, mit ihrem Spitzenhäubchen, ihrem ſeidenen Kleide und ihrer Brille, die uns zu lachen geſtattete, ohne daß ſie es bemerkte; ich ſehe und höre ſie noch, wenn ſie zu uns ſagte: Hört, lieben Kinder, die traurige Geſchichte der Baronin von Chevert; es war im Jahre 1770! Ha, ha, ha! ich muß noch lachen .... Du mußt, meine Liebe, bei Strafe, für unwürdig erklärt zu werden, dieſes Schloß zu bewohnen und Reichsherzogin zu ſeyn, dieſen Ort, den ſo viele Erinnerungen ehrwürdig machen, hochachten. Begreifſt Du, meine Liebe, eine hier von ihrem Geliebten gerettete Frau!“

„Einen Moment, Fräulein von Morban,“ ſagte der General mit ſeiner unlieblichen Stimme, „ich will nicht, daß meine Frau im Falle eines Unglücks einen Andern als mich zu Hülfe rufe. Mein Degen, der gewohnt iſt die Feinde zu ſchlagen, würde zuerſt ein Wort mit dem Retter meiner Frau ſprechen.“

„O, General, Sie jagen mir Furcht ein,“ ſagte Fräulein von Morban, die meine neuen Beſitzer niemals Herzog oder Herzogin nannte, was mich an ihrem wahren Adel zweifeln ließ. „Wer ſagt Ihnen denn, daß Louiſe jemals einen Vertheidiger brauchen wird.“

„Dieſes wird auch Niemand in meiner Gegenwart zu behaupten wagen.“

„O, mein Gott, General, ereifern Sie ſich nicht; wir wiſſen, daß Sie der Tapferſte unter den Tapfern ſind.“

Der General lächelte, und unter ſeinem langen Schnurrbarte wurden ſchöne, weiße Zähne ſichtbar. Ich ſah in ſeiner Phyſiognomie, daß ich keinem Adligen von Geburt, ſondern einem edlen Soldaten angehörte.

„Nun gut,“ ſagte die Herzogin, „ich werde aus dieſem Kabinette mein Boudoir machen, doch muß man es repariren.“

„Ich will Dir erzählen, wie das reizende Boudoir von 1770 ausgeſehen hat,“ ſagte Fräulein von Morban, „und rathe Dir, es

Digitized by Google

ſeinem urſprünglichen Ausſehen ähnlich zu machen; denn, ſiehſt Du, meine Liebe, das Einſt hatte Geſchmack.

„Was ſagen Sie, Fräulein," rief der General, „wollen Sie mich in Ungnade bringen?"

„Hektor," fuhr er zu einem Lakai gewendet fort, „Du wirſt den Hoftapezier rufen und ihm ſagen, er ſolle das Boudoir der Frau Herzogin wie das in Malmaiſon ausſchmücken; er ſoll ſich eilen, ich will nächſte Woche zwei Tage hier zubringen. Sind die Pferde bereit?"

„Zu Befehl, Herr Herzog."

„So wollen wir fort, meine Damen."

Louiſe und ihre Freundin ſetzten ihre Strohhüte auf, die ihnen am Arme hingen, und folgten gehorſam dem General. Ich hörte wieder den Ruf: „Es lebe der Kaiſer! es lebe der General! es lebe die Herzogin!"

Ich ſah in der Ferne zwei junge Mädchen, die Körbchen mit Früchten und Blumen trugen, dem ähnlich, welches meiner edlen Gebieterin an ihrem Geburtstage übergeben worden war, und vernahm Flintenſchüſſe. Bald darauf traten der Gärtner und mehrere junge Männer und Mädchen zu mir ein, um noch einmal meine Läden zu ſchließen.

(Fortſetzung folgt.)

Der elektromagnetiſche Telegraph in Amerika.

(Aus dem Mechanic's Magazine.)

Die folgende außerordentliche dramatiſche Scene hat, wie wir zu behaupten wagen, noch nie ihres Gleichen auf Erden gehabt und iſt das einfache Reſultat des elektromagnetiſchen Telegraphen, jener merkwürdigen Erfindung, die in dieſem Augenblicke ſo allgemein und in ſo hohem Grade die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zieht.

Samſtag Abend den 6. Juni 1846 wünſchten Hr. Profeſſor Morſe, der Erfinder und Oberaufſeher des magnetiſchen Telegraphen, und deſſen Gehülfe, Hr. Vail, in ihrem Bureau zu Waſhington die Vollſtändigkeit der telegraphiſchen Linie auf der ganzen Strecke von Waſhington bis New-York (260 engl. Meil.) zu erproben. Zum beſſern Verſtändniß dieſer eigenthümlichen Scene bemerken wir dem Leſer, daß er ſich vier Perſonen denken muß, die erſte in dem Bureau zu Waſhington, die zweite in Baltimore, 40 Meilen weiter, die dritte in Philadelphia, 108 Meilen weiter, und die vierte in New-York oder vielmehr in Jerſey City, gegenüber von New-York, 112 Meilen weiter. Die telegraphiſche Linie geht durch die Inſtrumente eines jeden der verſchiedenen Plätze, und eine Nachricht, die von einem derſelben ausgeht, wird ſogleich auf allen übrigen verſtanden und niedergeſchrieben. Wir bezeichnen nun die Leiter des Telegraphen mit den Namen der betreffenden Stationsplätze.

Waſh.: Baltimore, ſind Sie in Verbindung mit Philadelphia?

Balt.: Ja.

Waſh.: Setzen Sie mich mit Philadelphia in Verbindung.

Balt.: Gut, warten Sie eine Minute. (Nach einer Pauſe): Vorwärts, jetzt können Sie mit Philadelphia ſprechen.

Waſh.: Wie geht's Ihnen, Philadelphia?

Phil.: Ziemlich gut. Sprechen Sie, Waſhington?

Waſh.: Ja wohl. Sind Sie in Verbindung mit New-York?

Phil.: Ja.

Waſh.: Setzen Sie mich in Verbindung mit New-York.

Phil.: Gut, warten Sie eine Minute. (Nach einer Pauſe): Vorwärts, nun geht's.

Waſh.: Wie geht's Ihnen, New-York?

(New-York antwortet nicht.)

Phil.: Heda! New-York, Waſhington ſpricht mit Ihnen. Hören Sie ihn nicht? Warum antworten Sie nicht?

New-Y.: Ich höre nichts von ihm.

Waſh.: Ich habe aber doch das von New-York gehört.

Phil.: Waſhington ſagt, daß er Ihre letzten Worte gehört habe.

Balt.: Wie iſt das möglich, daß Waſhington etwas von New-York hört, und New-York hört nichts von Waſhington?

Phil.: Ich kann es nicht begreifen.

Balt.: Wie kommt es, Waſhington?

Waſh.: Weil New-York ſeinen Magnet nicht ordentlich gerichtet hat.

Phil.: Ich hatte den ganzen Tag tüchtig zu arbeiten. Es liegt mir centnerſchwer in allen Gliedern. Habe noch nicht zu Nacht gegeſſen, hatte dieſen Abend eine harte Arbeit; es gab ſo viele Nachrichten; eine allein trug uns 17 Dollars ein. Ich muß fort.

Waſh.: Warten Sie ein wenig.

Balt.: Machen Sie, daß Sie fortkommen.

Phil.: Wer ſpricht?

Waſh.: Sprechen Sie nicht Alle auf ein Mal.

Balt.: Marie Rogers iſt 'ne Gans, ſo auch Sally Thompſon. General Jakſon iſt ein Roß, ſo auch Oberſt Johnſon.

Phil.: Wer ſagt das? Ich beſtreite es.

Waſh.: Baltimore, ſeyn Sie ruhig. Philadelphia, ſagen Sie New-York, er ſolle ſich mit mir in Verbindung ſetzen und mich auffordern, mit dem Drucktelegraphen zu punktiren.

Phil.: Gut. New-York, ſetzen Sie ſich mit Waſhington in Verbindung und fordern Sie ihn auf, zu punktiren.

New-Y.: Gut. Waſhington, punktiren Sie.

(Waſhington fängt an mit dem Drucktelegraphen zu punktiren.) Sie ſchreiben eben D. K. Nun habe ich Sie verſtanden; vorwärts.

Waſh.: Bekommen Sie nun, was ich Ihnen ſchicke.

New-Y.: Ja.

Waſh.: Haben Sie Profeſſor Morſe's Nachricht für ſeine Tochter bekommen?

New-Y.: Ja, von Philadelphia; aber es war ſchon zu ſpät, um ſie noch heute Nacht über den Fluß zu ſchicken: ich bin ganz allein; die beiden Buben ſind fort.

Waſh.: Gut, es hat nichts zu ſagen.

Balt.: Gute Nacht, ich gehe.

Waſh.: Gute Nacht zuſammen.

Phil.: Gute Nacht.

New-Y.: Gute Nacht.

Und ſo endigt ſich dieſe ſonderbare Unterredung, nicht eine erfundene, ſondern eine wirkliche; und nun bedenke man, daß alle dieſe Fragen und Antworten in einer nur um wenig längeren Zeit gegeben wurden, als zur Erzählung dieſes in ſeiner Art einzigen Drama's nöthig war.

Wirkungen des 1846er Weines.

Bei einem Weinwirthe war kürzlich große Geſellſchaft beim 1846er. Die Gäſte, welche zum größten Theil aus Kaufleuten, Handwerkern und Künſtlern beſtehen, hatten ſämmtlich dem Weine tüchtig zugeſprochen.

Die Glaſer guckten zu tief in's Glas.

Die Spediteure hatten ſchief geladen.

Die Inſtrumentenmacher ſahen den Himmel für eine Baßgeige an.

Die Cravattenhändler hatten zu viel hinter die Halsbinden gegoſſen.

Digitized by Google

Die Schwertfeger erhielten einen Stich.
Die Gewehrfabrikanten erhielten einen Schuß.
Die Müller hatten zu viel auf das Korn genommen.
Die Flaſchner hatten zu viel auf die Lampe gegoſſen.
Bei den Maurermeiſtern war es im Oberſtübchen nicht richtig.
Die Schuhmacher hatten ſich einen gehörigen Stiefel getrunken.
Die Fiſcher hatten einen guten Zug gethan.
Die Friſeurs hatten einen gehörigen Haarbeutel.
Die Brauer hatten einen Spitz.
Die Baumeiſter hatten einen Giebel.

Mannichfaltigkeiten.

(Oſtende, 11. Nov.) Geſtern ſetzte folgender ſonderbare Vorfall unſere Stadt in Bewegung. Ein junger Engländer war mit einer Dame von Charleville nach England gereiſt, wo beide von einem engliſchen Geiſtlichen getraut wurden. Das junge Ehepaar hatte ſeine Verwandten von der beabſichtigten baldigen Ankunft zu Oſtende, die geſtern auch wirklich ſtattfand, in Kenntniß geſetzt. Kaum war aber das junge Ehepaar an's Land geſtiegen, als der Vater der jungen Dame, der von zwei Polizeicommiſſaren und bewaffneter Macht begleitet war, ſich ſeiner Tochter bemächtigen wollte. Dieſe ſträubte ſich, worauf die Polizei ſich in's Mittel legte und ihren Mann in's Gefängniß brachte. Gleich darauf fuhr die Dame mit ihrem Vater nach Frankreich und der junge Ehemann erlangte erſt nach 24ſtündiger Haft ſeine Freiheit wieder.

(Santa Ana's Bein.) Santa Ana verlor vor längerer Zeit ein Bein, welches auf dem Kirchhofe feierlich beigeſetzt wurde. Als der General aus Mexiko fliehen mußte, grub man das Bein aus, der Pöbel ſchleifte es im Triumphe durch die Stadt und grub es unter dem Galgen ein. Doch ſiehe da, Santa Ana kehrt zurück und ſeine erſte Frage, in Mexiko angekommen, iſt nach ſeinem Bein, an welches Niemand gedacht. Keiner will die Frage beantworten. Endlich erfährt der Präſident das Schickſal ſeines Beines und beſiehlt, daß man den Fehler wieder gut mache. Man gräbt daſſelbe abermals aus, Prieſter ſprechen darüber den Segen, man balſamirt es von neuem ein und das Bein wird mit den größten militäriſchen Ehrenbezeugungen an ſeine erſte Ruheſtätte zurückgebracht. So lange Santa Ana das Glück günſtig, wird es dort ruhig liegen können. (Jahrsz.)

(Baſelland.) Ländlich, ſittlich! Wir leſen im „Baſellandſchaftlichen Volksblatt": „Im Landrath entſtand letzten Dienſtag ein heftiger Tumult, verurſacht durch ein aufreizendes, oder wie die Gelehrten ſagen, unparlamentariſches Wort des jungen Aenishänsli von Gelterkinden, Mitglied dieſer Behörde. Er hieß nämlich den Landrath geradezu einen „Eſel." Das war über's Bohnenlied. Die Landräthe glühten vor Zorn, und als Gyſin aufſtand und, vom alten Jenni unterſtützt, ſämmtliche Mitglieder aufforderte, nicht mehr neben dieſem „Buben" zu ſitzen, wäre es faſt geſchehen, daß Letzterer zum Saal hinausgeſchmiſſen worden wäre. Er widerrief aber und da wurde es wieder ruhig."

In dieſem Augenblicke, wo ſich das chemiſche Publikum durch die Erfindung der explodirenden Baumwolle in einer gewiſſen Alteration befindet, dürfte ein ſo eben bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erſchienenes Werk: „Grundzüge der wiſſenſchaftlichen Chemie der unorganiſchen Verbindungen, dargeſtellt von Dr. N. C. Geubel" von höchſtem Intereſſe ſeyn. In dieſer, nicht allein den Gelehrten, ſondern auch den angehenden Chemikern und Pharmaceuten dedicirten Schrift wird die Chemie, indem alle beſtehenden Anſichten über den Haufen geworfen werden, in einer (was bis jetzt noch nicht der Fall war) wiſſenſchaftlichen Weiſe dargeſtellt. Man findet die chemiſchen Prozeſſe in einer eigenthümlichen Darſtellungsweiſe durch Formeln höchſt einfach erklärt; es wird nicht, wie in allen übrigen Lehrbüchern der Chemie blos das Reſultat der Prozeſſe gegeben, ſondern der innere Verlauf, der Anfang und das Ende derſelben durch Formeln ausgedrückt, dabei ſtets auf bekannte Thatſachen reflectirend. Hat der angehende Chemiker erſt einige dieſer Erklärungsformeln erfaßt, dann wird er hiernach alle übrigen Prozeſſe ſich leicht zu erklären wiſſen. Wir können daher dieſe vom Standpunkt der gegenwärtigen Weltanſchauung aus bearbeitete Schrift dem chemiſchen Publikum mit Recht beſtens empfehlen.

Ein Reiſender ſchreibt aus St. Petersburg: Unſere Reiſe von Swinemünde mit dem großen ruſſiſchen Dampfſchiffe „Wladimir" ging bis auf einen großen Unfall, der ſich acht Meilen vor Kronſtadt ereignete, gut von ſtatten. Des Morgens um 3 Uhr wurden wir durch einen ungeheuren Stoß aus dem Schlafe erweckt. Natürlich eilten ſämmtliche Paſſagiere auf das Verdeck. Dort angelangt, hörten wir Geheul und Gejammer, und ſahen Flammen aus dem Schornſtein ſteigen. Die Unruhe und Angſt war natürlich von der Art, daß Alle glaubten, das letzte Stündlein hätte geſchlagen. Es wurden ſchnell mehrere Laternen angeſteckt, und nun ſahen wir erſt, was vorgefallen war. Unſer Schiff hatte ein holländiſches Schiff (einen Zweimaſter) in den Grund gebohrt. Daſſelbe kam uns mit vollen Segeln entgegen und hatte, wie uns ſpäter der Kapitän ſagte, kein Licht auf dem Verdeck, in Folge deſſen es von unſeren Schiffsleuten nicht geſehen werden konnte. Außer einigen zerriſſenen Segeln war von dem ganzen Schiffe nichts mehr zu ſehen; zwei Menſchen haben ſich gerettet, die andern ſind dem Tode als Opfer gefallen. Unſerem Schiffe iſt weiter nichts begegnet, als daß es vorn am Kiele eine kleine Beſchädigung davon getragen hat. Man ließ die Nothkähne herab, um vielleicht Verunglückte zu retten. Alle Verſuche blieben aber erfolglos.

(Neue Definitionen. — Proben aus einem noch ungedruckten philoſophiſchen Wörterbuche.) Die Tinte iſt die dunkle Möglichkeit lichter Ideenwelten, die einer geiſtigen Schöpfung vorangehende Urnacht. — Der Klecks iſt die ſphäriſche Renitenz mißhandelter Tinte gegen das Poſtulat ideeller Entfaltung. — Das Papier — die nach einer Verſöhnung mit erhabenen Ideenwelten ringende Ausbreitung des lumpigen Prinzips im Raume. — Das Tanzen — der geſellige, verunglückte Verſuch der ſelbſtbewußten Narrheit, aus ſich herauszuflüchten. — Der Pelz — die haarige Iſolation der in ſich verſunkenen Menſchheit in der froſtigen Außenwelt. — Die Naſe iſt die verkörperte, über ihren normalen Standpunkt emporgehobene Idee des Schnabels. — Die Brille — die korrektive Beſchämung der, der Idee der Vollkommenheit ſich entfremdenden Sehkraft von dem Standpunkte des Naſenrückens aus.

Zu Anfange dieſes Monats wurde in Dresden ein allgemeiner ſächſiſcher Turntag abgehalten, bei welchem 37 Abgeordnete ſächſiſcher Turngemeinden gegenwärtig waren. Man beſchloß, bis auf Weiteres, jährlich einen Turntag, verbunden mit einem Turnfeſte, an den Pfingſtfeiertagen zu halten, und wählte dazu für's nächſte Jahr Leipzig. Ferner wurde beſchloſſen, daß ſich ſämmtlichen Mitgliedern der Turnvereine Sachſens von nun an des Hut- und Mützeabnehmens als Grußes enthalten möchten. Auch den Wunſch ſprach man aus, daß die ſächſiſchen Turnvereine ſich der deutſchen Sprache befleißigen und alle Fremdwörter baldmöglichſt ausmerzen möchten.

Digitized by Google

(Woher kommt das Wort Tailleur?) Zwei freundliche Mamſells gingen unter den Linden in Berlin. „Ich will hier zu meinem Schneider jehn“, ſagte die Eine. — „Sage doch nich immer Schneider, det is man jemeene, ſage lieberſt Talljöhr!“ — „Mach Dir nich putzig“, erwiederte jene, „weeſt Du denn ooch, woher det Wort Talljör kömmt?“ — „Ne!“ — „Kiekſt Du! Talljör, det heeſt ſo viel als Tallje her! Denn der muß die Tallje herſchaffen und wenn es det Deubels wär.“

Nach der letzten Zählung hat Preußen 15,800,000 Einwohner, darunter 9¼ Millionen Proteſtanten, 5⅘ Millionen Katholiken, 19,600 Juden, 14,500 Mennoniten und 1300 Griechen.

Hamburg hat nach ſeinem Bauenthuſiasmus den Katzenjammer bekommen. Die Bürger meinen, es ſeyen theils zu viele Prachtbauten unternommen, theils ſey in der Art ihrer Ausführung wenig haushälteriſch verfahren worden. Auch klagen Manche, daß die Engländer zu ſehr bevorzugt worden ſeyen. Kurz, es fehlt dort wie überall an Geld.

Wer etwa ja noch Luſt hätte, nach Braſilien auszuwandern, dem rathen wir nochmals, ſich's in den langen deutſchen Winterabenden noch einmal zu überlegen. Wiederholt wird vor der Auswanderung dahin dringend gewarnt. Trotz der geringen Bevölkerung iſt dort mit Mühe nur ein Unterkommen für den Coloniſten zu finden. Selbſt im Beſitz iſt er durch keinen Vertrag geſichert und an rechtlichen Schutz iſt nur in ſeltnen Fällen zu denken, da mehr als irgendwo das Recht dort ein Netz voller Löcher ſeyn ſoll.

An der Thüringer Eiſenbahn weimariſchen Antheils arbeiten noch gegenwärtig, durch die außerordentlich günſtige Witterung unterſtützt, 3000 Arbeiter. Dem Vernehmen nach wird das Stück der Thüringer Eiſenbahn von Weißenfels nach Weimar noch den 1. Dec., jedoch vorerſt nur dem Güterzuge eröffnet werden.

(Ulm, 13. Nov.) Vorgeſtern wurde von einem Hunde die Leiche eines, wie man ſagt, kaum wenige Tage alten Knäbleins aufgeſpürt. Das Kind war auf hieſigem Friedhof unbemerkt in ein Grab verſcharrt worden, und da die Erde es nur locker und nicht hinlänglich bedeckte, hatte es der Hund ausgeſcharrt, und bis man es bemerkte, bereits den Kopf abgeriſſen. Es iſt augenſcheinlich, daß hier ein Verbrechen begangen worden, deren Urheberin man bereits auf der Spur ſeyn ſoll.

Die Nürnberger Silberarbeiter ſagen, daß die Bauern ſeit vielen Jahren nicht ſo viel Silbergegenſtände gekauft hätten, wie ſeit den letzten theuern Jahrgängen. (Das kommt offenbar daher, daß der Landmann gute Zeiten hat.)

Es klingt unglaublich, wird aber in amtlichen Nachrichten verſichert, daß im Jahr 1844 in Weſtphalen 18 Millionen Kannen Branntwein verkauft worden ſind. Dazu mußten 474,561 Scheffel Kartoffeln und 311,548 Scheffeln Getreide verwendet werden.

(Frankfurt, 11. Nov.) In den letzten Tagen iſt zum erſten Male ein beladener Güterwagen, etwa 150 Centner ſchwer, auf einem zu derartigem Transport eigens eingerichteten Waggon mit der Taunus-Eiſenbahn befördert worden. Die Bahnverwaltung hat kürzlich mit einem Spediteur zu Aachen und mit einem Spediteur zu Offenbach Verträge abgeſchloſſen, denen zufolge ſie die alltägliche Beförderung namhafter Beträge von Stückgütern gegen ein Averſum übernimmt, wodurch ſich die Frachtkoſten faſt um die Hälfte niedriger berechnen, als ſolche nach den Anſätzen des Tarifs zu ſtehen kommen würden.

Korreſpondenz.

Berlin, 11. Nov.

Vor einigen Tagen fiel in der Luiſenſtraße ein anſtändig gekleideter ſtarker Mann zur Erde und gab augenblicklich ſeinen Geiſt auf. Da man ihn nicht kannte, wurde er zunächſt in die naheliegende Charité gebracht und in der Morgue zur Recognoscirung ausgeſtellt. Es erſchien auch bald nachher ein Herr mit den Hunden des Verſtorbenen, um den Leichnam in die Wohnung der hinterbliebenen, trauernden Familie transportiren zu laſſen. Die Hunde, welche nur mitgebracht waren, um ihren verſtorbenen Herrn zu erkennen und dadurch eine Legitimation des Requirenten abzugeben, wurden jedoch bei dem Anblick der ſechs verbrannten Leichname, die dort gleichfalls ausgeſtellt waren, von thieriſcher Begierde ſo ſtark ergriffen, daß ſie ſofort über die faſt gebratenen Körper herfielen und nur mit vieler Mühe und durch fortwährendes Prügeln davon getrieben werden konnten. Ein eigenthümlicher Fall, der wohl nicht vorher geſehen war.

Frankfurt a. M.

Fräul. Emilie Walter hat ihre Abreiſe im Intereſſe des Hrn. Chrudimsky noch verſchoben, um in deſſen Benefiz (Don Juan) aufzutreten. Sie wird vor ihrer Abreiſe nur noch in einigen Rollen auftreten, wodurch die Aufführung mehrerer beliebten Opern unterſtützt wird. Das Benefiz des Hrn. Chrudimsky bedarf wohl keiner Anpreiſung, da dieſer geſchätzte Sänger ſeit einer Reihe von Jahren mit anerkannter Auszeichnung und nie unterbrochener Thätigkeit an unſerer Bühne mitwirkt und mit Recht eine Stütze der Oper genannt werden darf.

Cäcilienverein.

Erſtes Abonnements-Konzert.

Donnerſtag, den 19. November 1846 im Vereinslocale, Döngesgaſſe im ehemaligen Meyer'ſchen Hauſe. Anfang ſieben Uhr.

Joſua, großes Oratorium in drei Abtheilungen von G. F. Händel.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. ſind in der André'ſchen Muſikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Berichtigung.

In meiner geſtrigen Anzeige ſind aus Verſehen einige Worte weggelaſſen worden. Es ſollte heißen:

Die fünfte Vorleſung wird demnach Montag den 16. und Dienſtag den 17. Nov., Abends 7 Uhr ſtattfinden. Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky): Don Juan, große romantiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. Don Juan: Hr. Reichner. (Gaſtrolle) Donna Anna: Fräulein Emilie Walter, k. k. öſterr. Hof- und k. würtemb. Kammerſängerin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienſtag, 17. Nov. (Neu einſtudirt): Romeo und Julie, Trauerſpiel in 5 Abth., von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet. (Gaſtrolle) Julie: Fräul. Heuſer, vom großh. Hoftheater zu Mannheim.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 318. Mittwoch, den 18. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

„Nun gut," ſagte Jakob, „dies Alles iſt ſchön; ſind das Reichthümer! . . . . Habt Ihr all' das Geld geſehen, das ſie dem Herrn Maire und dem Herrn Pfarrer gegeben? Es iſt freilich wahr, der Herr Maire hat eine prächtige Anrede gehalten, und der Herr Pfarrer hat eine famöſe Meſſe geleſen; und wie hat die Frau Herzogin mit den jungen Mädchen geſprochen! O, wie werde ich zufrieden ſeyn, wenn ſie einmal hier ſind! — Nun, ich hoffe, man wird dies häßliche Loch da" — er ſah mich an — „wieder ordentlich in Stand ſetzen; es ſcheint, daß des Kaiſers Tapezierer das ganze Schloß in Ordnung bringen wird, und nächſte Woche, ſagt man, werde die gnädige Herrſchaft eintreffen."

Wirklich war ich bald darauf noch einmal eine Beute der Verſchönerungen. Aber diesmal dauerte es nicht lange. Man brachte Tapeten von blauem Grunde, mit goldnen Sternen und Bienen beſäet, herbei, bedeckte damit meine Wände und die Decke, erſetzte die Statue der Freiheit durch einen Adler, belegte meinen Fußboden mit einem Teppich, ſtellte einige analoge Möbel ohne allen Geſchmack an meine Wände, und ſo war ich in wenigen Stunden neu gekleidet. Ich geſtehe indeß, ich kam mir vor, als wäre ich in einem proviſoriſchen Zuſtande, was mich über meine Zukunft nicht beruhigte, denn man durfte nur meine neue Toilette fallen laſſen, und ich befand mich ohne alle Koſten wieder republikaniſch gekleidet.

Einige Wochen ſpäter erſtrahlte plötzlich mit einbrechender Nacht der Park von Lichtern. Jakob war auf eine Leiter geſtiegen und hatte farbige Lampen angezündet, wie am Tage meiner Einweihung. Tauſende von Kerzen erhellten die Zimmer, und eine herrliche Muſik erſchallte aus dem Park. Ich ſah die Landleute in Feſtkleidern, eſſen, trinken, tanzen, ſchreien; nie hatte man in dieſer Gegend etwas Geräuſchvolleres, Fröhlicheres geſehen. Der Geburtstag meiner Gebieterin war ein religiöſes Feſt, im Vergleich zu dieſem geweſen; man ſchien den Kopf verloren zu haben.

„Der Kaiſer wird mit Ihnen zufrieden ſeyn," ſagte ein Mann in geſticktem Kleide zum Herzog. „Ihr Feſt iſt prachtvoll. Der Enthuſiasmus für den Kaiſer gränzt an's Wahnſinnige; das muß Sie viel koſten."

„Der Enthuſiasmus?" fragte der Herzog.

„Nein, das Feſt."

„Sie wiſſen, daß das Geld nichts koſtet, Excellenz, der Kaiſer giebt uns ſo viel!"

„Sie wollen ſagen leicht, denn er giebt es, damit man es ausgebe."

„Es iſt wahr, ich habe meinen Bauern viel Geld gegeben."

„Und viel Wein," ſagte der Mann mit dem geſtickten Kleide; „es iſt das einzige Mittel, dieſe Leute zu gewinnen; das Volk giebt ſich niemals, ſondern l e i h t ſich zu hohen Zinſen aus; ſo lange man ihm die Renten bezahlt, iſt es zufrieden, ſobald es aber keinen Vortheil mehr für ſich ſieht . . . ."

Der Ruf: „es lebe der Kaiſer!" der den Thurm erſchütterte, unterbrach die Unterhaltung. Der Mann im geſtickten Kleide erhob ſich.

„Ja, meine Freunde! meine guten Freunde!" ſagte er, „es lebe der Kaiſer! es lebe Napoleon I.! es lebe Frankreich!"

Und Alle wiederholten: „es lebe der Kaiſer! es lebe Napoleon I."

Das Schreien wuchs und verlor ſich in weiter Ferne, wie das Brauſen des Windes in ſtürmiſchen Tagen.

„Es iſt ermüdend," ſagte die Excellenz, ſich vom Fenſter zurückziehend; „die Freude des Volks gleicht einem Aufruhr; es neigt ſich eben ſo leicht zum Vergnügen wie zum Schrecken hin. Sie werden morgen getödtet werden, General."

„Das fürchte ich nicht, Excellenz, denn ich werde mich morgen auf meinen Poſten begeben, und ich geſtehe Ihnen, daß ich es vorziehe, auf einem Schlachtfelde als bei einem Feſte zu ſterben; auch machen mir die Flintenſchüſſe unſerer Feinde mehr Freude, als die hier nutzlos verloren gehen."

„Sie werden Gelegenheit bekommen, ſich nach Ihrem Geſchmacke zu unterhalten; ſeyn Sie ruhig, der Krieg iſt noch nicht zu Ende."

„Wir hoffen es auch."

„Ja, es iſt das Jahrhundert der Soldaten; aber die Künſte leiden darunter."

„Pah, es wird Geld und Ruhm für ſie Alle geben."

Die Ankunft der Herzogin unterbrach das Zwiegeſpräch.

„Aha, Frau Herzogin," ſagte der Mann im geſtickten Kleide, „ſo verlaſſen Sie denn endlich das Reich der Thorheit, um ſich bei den Weiſen niederzulaſſen?"

„Die Weiſen haben hier nichts Abſchreckendes, Excellenz. Die Frau Herzogin müſſen müde ſeyn," ſagte der General.

„Ein wenig," erwiederte ſie; „ich habe 30 Contretänze getanzt, und morgen muß ich, um mich auszuruhen, um 6 Uhr in der Frühe nach Paris reiſen; kaum angekommen, muß ich zum Lever der Kaiſerin, dem Empfange von zwei oder drei Geſandten, von zwanzig bis dreißig Maire's beiwohnen und alle ihre Reden mit anhören, dann große Toilette zum Diner, eine noch brillantere am Abend machen, um mit demjenigen Prinzen, Herzog oder König den Ball zu eröffnen, den Se. Majeſtät mir anzutragen belieben wird; die ganze Nacht ſo zubringen und den folgenden Tag wieder anfangen . . . . Schon ſeit drei Monaten hat mein Haarkräusler den Befehl, um 6 Uhr früh bei mir zu ſeyn. Wir haben keine Zeit zum Schlafen. Der Kaiſer will,

Digitized by Google

daß man ihm nachahme, und wir rennen den Vergnügungen nach, wie Se. Majeſtät den Gefahren.“

„Das iſt ſehr hübſch geſagt,“ rief die Excellenz, „der Kaiſer ſoll es erfahren.“

„Ach, verrathen Sie mich nicht, Excellenz, ich beſchwöre Sie.“

Ein huldvoller Gruß war der Excellenz Antwort, die der hübſchen Herzogin den Arm anbot, um ſie in den Feſtſaal zurückzuführen.

Ich erfuhr, daß ſie in Paris auf ihrer Toilette einen Schmuck von 20,000 Franken an Werth fand. Sie trug denſelben auf dem Hofballe, und der Kaiſer lächelte ihr zu, als er bei ihr vorüberging.

Ich war mit meiner Lage ziemlich zufrieden; man ſchmückte meine Kreuzſtöcke mit ſchönen Blumen, und hielt mich ſehr ſauber. Ich wurde niemals verſchloſſen; die geheime, von außen und innen verrammelte Thüre war durch einen Spiegel, Pſyche genannt, maskirt. Die Herzogin beſuchte mich nur, wenn ſie ſich in dieſem Spiegel betrachten wollte, wo ſie ihre ganze Figur überſehen konnte und öfters blickte ſie auf meine Tapete und ſagte:

„Das Alles iſt recht abgenutzt.“

Dies war das einzige Kompliment, das ſie mir bei ihren Beſuchen machte; ich ſah ſie immer lachend und rennend, meiſt als Amazone gekleidet, die Reitpeitſche in der Hand, und einen kleinen Männerhut auf dem Kopfe, der ihr ein gewiſſes trotziges Ausſehen gab, wie es gerade Mode war. Bei'm Tone des Jagdhorns, das alle Jäger zum Aufbruch mahnte, ſah ich ſie verſchwinden. Das Schloß war zu einem gewöhnlichen Jagd-Rendez-vous geworden.

Da dies gerade nicht meine urſprüngliche Beſtimmung geweſen war, ſo begreift man leicht, daß ich die Herrſchaft des Kaiſerthums nicht als die meinige betrachtete.

(Fortſetzung folgt.)

Der Mutter Grab.

Von Alwin Reinbold.

Der Mondſchein flackert,
Der Wind weht kalt,
Es zittert der Knabe
Im Stübchen bald;
Im feuchten Kämmerchen ſeufzt er allein —
Was mag dem Armen geſchehen ſeyn?

Der Vater — geworben —
Weit zog er hinab;
Die Mutter — geſtorben —
Im ſchweigenden Grab.
Der weinende Knabe, verlaſſen, allein
Im kalten ſchaurigen Kämmerlein.

Da öffnet die Thür ſich,
Der Wirth tritt ein:
„Wie lang' wirſt zur Plage,
Geſelle, mir ſeyn?
Hier iſt für Geſindel und Bettler kein Ort,
Es zahlt für dich Keiner, d'rum packe dich fort!“

Der Mondſchein flimmert,
Und kalt weht der Wind,
Und draußen wimmert
Das zitternde Kind.
Sein letztes Hoffen iſt ſchon verloren,
Da — ſteht er vor herrlich erleuchteten Thoren!

Muſik ertönet,
Geſang und Tanz,
Das Schneelicht verhöhnet
Der blendende Glanz.
Es raſſeln die Wagen, es ſtampfen die Roſſe,
Umgeben von goldenglänzendem Troſſe.

Und Damen nahen
In ſeidnem Gewand,
Ausſtrecket der Kleine
Die bebende Hand.
Sein flehender Blick könnte Felſen bewegen —
„Ach“, ſpricht die Comteſſe, „du kommſt nicht gelegen!“

Her rollten die Wagen
Und wieder fort —
Der Knabe weint leiſe;
Er ſprach kein Wort.
Doch als nun das letzte Rauſchen verklungen,
Da war dem Armen das Herz zerſprungen!

Der Mondſchein düſter,
Und Schatten zieh'n
Mit Geiſtergeflüſter
Am Friedhof hin.
Am Grabe der Mutter, beim Sternenflimmern
Da hört man's leiſe und leiſer wimmern.

Da ſchlummert der Kleine,
Da träumt er ſo ſüß,
Und träumt ſich im Schlummer
In's Paradies;
Und die Cypreſſen am Friedhofe weh'n
Als ob ſie den Knaben träumen geſeh'n!

Der Mond glänzt heiter,
Die Sterne lachen,
Der träumende Knabe
Will nimmer erwachen.
Er träumt, der irdiſchen Leiden los,
Nun goldene Träume im Mutterſchooß!

Robert Blum.

Unter dieſem Titel iſt in dieſen Tagen in Zeitz (Expedition des Leuchtthurms) eine kurze Biographie des in neuerer Zeit oft erwähnten Mannes erſchienen. Robert Blum, ſchon längſt durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen bekannt, erlangte durch die Gründung der deutſch-katholiſchen Gemeinde in Leipzig, ſo wie dadurch, daß er in den traurigen Auguſttagen des vorigen Jahres mit der ihm eigenen Kraft der Rede die aufgeregten Maſſen des Volks zur Feſthaltung der Geſetzlichkeit ermahnte, eine große Bedeutſamkeit für das öffentliche Leben, beſonders in Sachſen. Die Auguſttage bewieſen — wie ſein Biograph ſagt — was das beredte Wort eines Mannes vermag, ſofern er Achtung und Anſehen bei ſeinen Mitbürgern, im Uebrigen Verſtand und Herz beſitzt. Blum hat ſich durch Talent, Liebe zu den Wiſſenſchaften und Energie eine nicht unbedeutende Stellung in der Geſellſchaft wie in der Literatur im eigentlichen Sinne des Wortes erkämpft. Blum ſtammt aus der unterſten Klaſſe des Proletariats; ſein Vater, ein verdorbener Theologe, hatte das Studium mit dem Handwerk vertauſcht und ernährte ſich und ſeine Familie kümmerlich durch Faßbinden, wobei er $7\frac{1}{2}$ Sgr. für den

Digitized by Google

Tag verdiente. Bis zum 10ten Jahre lebte der Knabe ohne allen Schulunterricht, und ſchon im 12ten Jahre verließ er die Schule und ging zur erſten Communion. Dann wurde er an der Pfarrkirche Groß-Martin in ſeiner Geburtsſtadt Köln Meßdiener und konnte jetzt ſchon durch ſeine kleine Einnahme in dieſem Poſten ſeine Eltern unterſtützen. Wegen eines Zweifels an der Lehre von der Transſubſtantiation, den er gewiſſenhaft ſeinem Beichtvater beichtete, wurde ihm die Buße auferlegt, 14 Tage lang die erſte Meſſe mit ausgeſtreckten Armen zu bedienen, d. h., eine halbe Stunde lang mit ausgeſtreckten Armen auf den Stufen des Hochaltars zu knieen; doch unterzog er ſich dieſer Buße nicht. Später wurde er Goldſchmidt und dann Gürtler, lernte aber wenig von ſeinem Handwerke, da ihn der Meiſter als Handlanger bei einem Baue benutzte. Nachdem er als Geſelle in mehreren rheiniſchen Städten gearbeitet hatte, fand er Beſchäftigung in einer Laternenfabrik; der Chef derſelben gewann ihn lieb und nahm ihn mit nach Berlin; und hier in den ſechzehn Monaten ſeines Aufenthalts ſtudirte er mit einem ſolchen Eifer, daß er beinahe alle Lücken ſeines Wiſſens auszufüllen und die mangelnde Grundbildung des höheren Schulunterrichts zu erſetzen vermochte. Aus dieſer Stellung aber wurde er herausgeriſſen, weil er als Militärpflichtiger ausgehoben wurde; nach ſechs Wochen wegen körperlicher Untauglichkeit in die Kriegsreſerve geſtellt, kehrte er eben ſo arm als früher nach Köln zurück und wurde, um ſich, ſeine Eltern und Geſchwiſter zu ernähren — Theaterdiener bei dem Schauſpieldirektor Ringelhardt. Nach mehreren Jahren nahm ihn dieſer als Sekretär, Bibliothekar und Caſſirer des Theaters mit nach Leipzig. Jetzt bekleidet er zwar noch dieſelbe Stellung, iſt aber nebenbei — Hausbeſitzer, Stadtverordneter, Vorſitzender des Schillervereins und Mitvorſtand des Literatenvereins. — Die Biographie iſt in vieler Beziehung ſehr intereſſant und lehrreich. (Schl. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Nach der alten und ſchönen Sitte, das Andenken berühmter Männer an ihren Geburts- oder Sterbetagen zu erneuern und feſtlich zu bezeichnen, wurde auch diesmal den Manen Schiller's Huldigung gebracht. Am 11. Nov. 1759 ward er, welcher in dem Herzen ſeines Volkes lebt und immer fortleben wird, der ſeligen Jugend Prophet und der begeiſterte Verkünder und Prieſter alles Schönen und Guten, geboren, und neun Decennien ſind ſeitdem bald verfloſſen. Von der Geſellſchaft der „Iris“, des bekannten hieſigen Künſtler- und Gelehrtenvereins, wurde, wegen Verhinderung erſt am 14. Nov., eine feſtliche Soirée veranſtaltet, welcher auch zahlreiche Verehrer Schiller's als Gäſte beiwohnten. Längere Vorträge, Toaſte und muſikaliſche Produktionen wechſelten mit einander. Der Präſident der Geſellſchaft, Hr. Dr. Jäger, würdigte in gehaltvoller Eröffnungsrede die hohen Verdienſte Schiller's und zugleich anknüpfend die Martin Luther's (geb. den 10. Nov.) und Jean Paul's (geſt. den 17. Nov.). Ihm folgte Hr. Dr. Weil, welcher in gleichem Sinne eben ſo geiſtvolle als begeiſternde Worte ſprach. Dann kam ein gedankenreicher Vortrag des Hrn. Dr. Bihr über die Strebungen unſerer Zeit und nach dieſem ein eben ſo friſches, als von pikantem Humor belebtes Gedicht von Hrn. Dr. Schwarzſchild über den alten Zankapfel, wer der größere ſey, ob Schiller oder Goethe? Hr. Julius Weidner trug Schiller's Ideale und deſſen Lied von der Glocke mit ſeiner bekannten Meiſterſchaft klaſſiſcher Rhetorik vor, wofür ihm ſelber ein wohlverdientes Hoch! ausgebracht wurde. Weiter ſprachen noch Hr. Dr. Friedleben jun. in patriotiſchem Sinne, aber etwas ſchneidend über deutſchen Männerbund, und Hr. Dr. Theodor Creizenach über einen ſchönen Transparent, den Hr. Maler Süß der Feier des Abends gewidmet und ſehr geſchmackvoll angepaßt hatte. Th. Creizenach beſitzt ein wahrhaft ſeltenes und überraſchendes Improviſationstalent, welches er beſonders heute im vollen Umfange entfaltete; er ſprach zwar nur in Proſa, hätte aber jene gereimten Improviſatoren, die häufig nur Worte und nur Klingklang bringen, beſchämen und vielleicht anfeuern können, es hinfort beſſer zu machen. — Der Geſangverein „Teutonia“ verſchönerte den Abend durch den gelungenen Vortrag vierſtimmiger Geſänge und durch freundlich anſprechende Solis und Lieder, ſowie auch Hr. W. Lutz durch ſein treffliches Pianofortespiel. So war dieſe Schillerfeier eine würdige und die anweſenden Freunde des Schönen gewiß ſehr erhebende, für deren Veranſtaltung wir uns der Geſellſchaft Iris zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlen.

(Königsberg, 4. Nov.) Gottſchall's „Thomas Münzer“ iſt nunmehr durch die Cenſur des Polizeipräſidenten Lauterbach geſtrichen und ſeine Aufführung auf unſerem Theater verboten. Der Verfaſſer hat ſich zunächſt an die Regierung gewendet und iſt entſchloſſen, alle Inſtanzen durchzugehen.

Wer hat nicht von den Morriſon'ſchen Pillen gehört? Niemand hat aber geglaubt, daß damit ein ſo ganz ungeheures Geſchäft gemacht wird: im Lauf von zehn Jahren hat Morriſon an die Regierung nicht weniger als 800,000 Pfd. St. (9,600,000 fl.) an Stempelgebühren entrichtet.

(Aus der Provinz Preußen, 8. Nov.) Es läßt ſich nicht verkennen, daß die religiöſen Gemeinſchaften, welche ſich in neuerer Zeit von der Staatskirche getrennt haben, auch in ihren minder weſentlichen Einrichtungen manches Gute erzielen, was anderweitig noch zu den unerfüllten Wünſchen gehört (anderweitig aber auch ſchwieriger iſt). So z. B. finden die Stolgebühren bei den deutſch-katholiſchen ſowie bei den freien proteſtantiſchen Gemeinden in keiner Weiſe ſtatt, und es iſt Alles vermieden, was die Diener der Kirche zu habſüchtigen Beſtrebungen führen könnte. Die freie proteſtantiſche Gemeinde zu Königsberg hat ihr Augenmerk auch auf den bei den Begräbniſſen üblichen Aufwand gerichtet und denſelben dahin beſchränkt, daß ſämmtliche bei einer Beerdigung auflaufende Koſten ungefähr 8 Thlr. nicht überſteigen; ferner ſoll die ganze Beſorgung des Leichenbegängniſſes, um den Leidtragenden jedes den Schmerz erhöhende Geſchäft dabei zu erſparen, einem beſondern Leichencommiſſär übergeben werden. Die Ausſchließung alles Prunks, der dem Todten nichts hilft, höchſtens der Eitelkeit der Lebenden ſchmeichelt, für Minderwohlhabende aber ſtets von drückender Laſt iſt, welche durch die herkömmlichen Kirchenabgaben noch bedeutend vermehrt wird, dürfte auch bei den Anhängern der Staatskirche bald Nachahmung finden.

Der König von Preußen hat die Prägung einer Medaille für landwirthſchaftliches Verdienſt befohlen.

In je größeren Verfall das deutſche Drama geräth, deſto mehr ſtellt man Dramaturgen an. Rötſcher in Berlin, Dingelſtedt in Stuttgart, Moſer in Oldenburg, Gutzkow in Dresden: da ſollte man meinen, könne es der deutſchen Bühne nicht mehr fehlen.

Nach einem Bericht des franzöſiſchen Contreadmirals Laplace, der mit ſeinem Geſchwader während des großen Orkans im Hafen von Havana vor Anker lag, war das Barometer dabei bis auf 26 Zoll gefallen. Die franzöſiſchen Schiffe ſind furchtbar beſchädigt worden, indeß kam Niemand auf denſelben zu Schaden.

Eine artige Ollapodrida, die ſich mit den engliſchen Rieſenpuddings dreiſt meſſen kann, wurde zur Feier der ſpaniſchen Doppelhochzeit in Barcelona verfertigt und an die Armen ver-

Digitized by Google

theilt. Sie beſtand aus 1002 Pfd. Hammelfleiſch, 90 Pfd. Schweinepökelfleiſch, 50 Pfd. Schinken, 403 Pfd. Reis, 403 Pfd. Nudeln, 130 Pfd. Erbſen, 40 Stück Geflügel, 140 Pfd. Kartoffeln, 75 Kohlköpfen und 3300 Broten. Das Ganze wurde in einem Keſſel gekocht.

Als Surrogat für die Kartoffeln empfiehlt ein engliſches Blatt beſonders die ſogenannte Jeruſalem-Artiſchoke, die in England mehrfach angebaut wird. Sie erfordert nur leichten Sandboden und liefert einen um die Hälfte größeren Ertrag. Das grüne Kraut iſt zugleich ein gutes Schweinefutter, das trockene gleichfalls als Futter zu gebrauchen und gibt auch reichliches Brennmaterial. Andere Surrogate ſind die lange weiße belgiſche Karotte, die Parsnip und die Runkelrübe, wenn man die in Frankreich kultivirten beſſeren Sorten nimmt.

(Luzern.) Am 9. d. wurde in unſerer Nachbargemeinde Horw das Militärſchießen abgehalten. Froh und heiter fand ſich die Militärmannſchaft dabei ein. Was die Freude noch erhöhte, war eine neue, ſchön gearbeitete Fahne, welche ſich die Mannſchaft eigens auf dieſen Tag hat verfertigen laſſen. Auf der einen Seite trägt dieſelbe das Bild: Maria vom Siege; auf der andern Seite das Portrait des Hrn. Rathsherrn Leu ſel. Gewiß zwei theure Erinnerungen!

In Folge Miniſterialentſchließung vom 23. Okt. werden ſämmtliche Diſtriktspolizei- und Baubehörden in Baiern, ſo wie die Pfarrämter bei Vermeidung ſtrenger Strafeinſchreitung zur genaueſten Befolgung der Verordnungen vom 21. Nov. 1826 und 29. Mai 1827 angewieſen, und insbeſondere beauftragt, darüber ſorgfältig zu wachen, daß alte Statuen und Glasmalereien aus Kirchen und Kapellen ohne vorher erfolgte allerhöchſte Genehmigung nicht entfernt noch veräußert werden.

Zu jeder Zeit haben in den Augen aller Parteien die Renegaten die ekelerregendſte Rolle geſpielt. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß der politiſche Rock-Ummwender, wie ihn die Engländer heißen, für die tiefe Verachtung, womit derſelbe von der öffentlichen Meinung geſtraft wird, durch den unreinſten Geifer, mit welchem er gleich einem biſſigen Hunde alles Hervorragende anfällt, an ſeinen Gegnern ſich zu rächen ſucht. Je reineren Charakters dieſe ſind, und je erhebender und heiliger die Sache, der ſie dienen, deſto grimmiger blöckt er die Zähne, und wenn er ſich auch geſtehen muß, daß ſeine giftigen Pfeile wirkunglos ſeyn und bleiben werden, gleichviel, er drückt ſie ab, weil ihn nun einmal die gemeine Natur eines feilen Scriblers hiezu antreibt, und er in ſeiner innern Zerriſſenheit nur dieſe Excremente zu Tag fördern kann. (Beob.)

In dieſen Tagen war Roßmarkt in Altenburg, bei welcher Gelegenheit Hazardſpiele erlaubt ſind. Ein Markthelfer von Leipzig wollte mit ihm anvertrautem Gelde auch ſein Glück im Spiele verſuchen, verlor aber ſeine ganze Baarſchaft. In ſeiner Verzweiflung darüber legte er ſich auf die Schienen der Eiſenbahn, um ſich von der Lokomotive zermalmen zu laſſen; dieſe ſchob indeſſen den Körper bei Seite, beſchädigte aber den Kopf] dermaßen, daß der Unglückliche ſeinem Ende nahe iſt.

Korreſpondenz.

Neuſtadt a. d. Haardt, 6. Nov.

Die aufmerkſamen Leſer dieſer Blätter erinnern ſich wohl eines Korreſpondenzartikels in Nro. 213 l. J., welcher eine ſtattgefundene durchgreifende Gehaltserhöhung der hieſigen Schullehrer als der Veröffentlichung würdig darſtellte. Dem Lehrerſtande, wie ſeinen Gönnern würde aber gewiß ein ſehr erfreulicher Genuß vorenthalten bleiben, wenn veradſäumt würde, hier nachträglich eine Thatſache zu berichten, welche jenem ſchönen Werke erſt die Krone aufſetzt. Der Lehrer der hieſigen, eben nicht zahlreichen israelitiſchen Gemeinde, welcher bisher einen Gehalt von fl. 300 aus der genannten Cultgemeinde bezieht, ſuchte am 18. Sept. jüngſthin um einen Zuſchuß aus der Stadtkaſſe nach. Der humane Hr. Bürgermeiſter Helfferich nahm das Geſuch wohlwollend auf, brachte ſolches ſchon in der Sitzung des Stadtrathes vom 27. Sept. zur Berathung und ein einhelliger — bereits unterm 13. Oct. von königl. Regierung genehmigter — Beſchluß bewilligte dem Geſuchſteller eine Zulage von fl. 100 pr. Jahr. Gewiß eine Handlung, welche die edle, rühmliche Geſinnungsweiſe des um das hieſige Schulweſen ſehr verdienten Bürgermeiſters und Stadtrathes auf's Evidenteſte bethätigt.

Kunſtnotiz.

Es war in dieſen Blättern ſchon öfter die Rede von Orgelbaumeiſtern und ihren in verſchiedenen Städten des In- und Auslandes aufgeſtellten Orgelwerken, ſo daß es uns wohl vergönnt ſeyn wird, das größere muſikaliſche Publikum auch mit einem Manne näher bekannt zu machen, der namentlich durch ſeine in neuerer Zeit erbauten groſzen Werke zu Frankfurt a. M., St. Petersburg, Reval und Stuttgart eines europäiſchen Rufes und der verdienteſten Anerkennung der Männer von Fach ſich zu erfreuen hat. Wir meinen Hrn. Walcker in Ludwigsburg, den in ſeiner Kunſt ſo bewanderten, raſtlos vorwärts ſtrebenden Meiſter, deſſen Anſpruchsloſigkeit ſeine gründlichen Kenntniſſe wo möglich noch überragt. Wir hatten vor Kurzem Gelegenheit, von der vortrefflichen Einrichtung ſeiner geräumigen Werkſtätten zur Anfertigung der Windladen, Bälge und Kanäle, der Zinntafeln, der Holz- und Metallpfeifen und der verſchiedenen Beſtandtheile der Orgel perſönlich Einſicht zu nehmen und gewannen dadurch die Ueberzeugung, daß aus ſolchen Werkſtätten mit ſo vorzüglichen Materialien und unter einer ſo tüchtigen Leitung nur etwas in jeder Beziehung Vollkommenes hervorgehen könne, wofür denn auch die zahlreichen Beſtellungen auf mehrere Jahre im Voraus wohl am beſten ſprechen. Unter Anderm iſt jetzt die nächſtes Frühjahr in Heilbronn aufzuſtellende Orgel zu 54 Stimmen auf 3 Manualen und Pedal vollendet und es wird deren impoſanter Proſpect im gothiſchen Style der Kirche eben ſo ſehr zur Zierde gereichen, als die verſchiedenen Stimmen dieſer Orgel in ihrer Geſammtheit und im Einzelnen von wunderbarer Wirkung ſeyn müſſen. Sogleich nach deren Aufſtellung wird die große Orgel zu 95 — 100 Stimmen auf 3 Manualen und 2 Pedalen für das Münſter in Ulm in Angriff genommen und in zwei bis drei Jahren wohl vollendet werden. Noch müſſen wir Hrn. Walcker's neuen Erfindungen und weſentlichen Verbeſſerungen im Orgelbaufache hier Erwähnung thun. Es ſind dies die ſogenannten Springladen und Cylinder- oder Kaſtenbälge. Wenn beide früher auch ſchon exiſtirten, ſo war deren Einrichtung doch mit ſo vielen Mängeln behaftet, daß Hrn. Walcker's Anfertigung wohl mit Recht als eine neue Erfindung zu betrachten iſt. Wir ſchließen mit dem aufrichtigſten Wunſche, daß Hr. Walcker der Kunſt und ihren Freunden noch recht lange ſeine nützliche Thätigkeit widmen möge.

Geographiſcher Verein.

Mittwoch, 18. Nov., Abends 7 — 8 Uhr, im Senckenbergiſchen Hörſaale: Hr. Dr. Harald Bagge: Ueber Aegypten und den Orient.

Der Vorſtand des geogr. Vereins.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 17. Nov. (Neu einſtudirt): Romeo und Julie, Trauerſpiel in 5 Abth., von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet. (Gaſtrolle) Julie: Fräul. Heuſer, vom großh. Hoftheater zu Mannheim.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 319. Donnerſtag, den 19. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

V.

Die Reſtauration.

Eines Tages änderten ſich die Gewohnheiten; die Jagdpartien zogen Niemand mehr in's Schloß, ich wurde verlaſſen; die Blumen vor meinen Fenſtern waren verwelkt, kurz, ich bekam mein früheres trauriges Ausſehen wieder. Was wird ſich noch Alles mit mir zutragen? ſagte ich mit der gewöhnlichen Unruhe zu mir. Meine Ungewißheit dauerte indeß nicht lange. Ich ſah meinen treuen Jakob mit einem ſeiner Söhne eintreten; ſie trugen zwei Lilien in Töpfen herbei und ſtießen verächtlich einen Roſenſtock bei Seite; ſie ſtellten die Lilien auf den Tafeltiſch, nahmen den Adler, der eine Alabaſterlampe hielt, vom Plafond, und ſetzten einen Kronleuchter an ſeine Stelle, der mir nicht viel Licht verbreiten zu können ſchien; darauf ſtieg Jakob auf einen großen Baum, ſchnitt den längſten Zweig, den er finden konnte, ab, befeſtigte daran eine weiße Fahne, und ſobald er ſie von ſeiner Leiter herab ſchwang, ertönte von allen Seiten der Ruf: „es lebe der König!“ Ah! welch Erſtaunen für mich! O, warum hatte ich keine Stimme, um ſie zu Ehren des heiligen Andenkens meiner Einweihung erſchallen zu laſſen! Aber ich ſollte alle Freuden an einem Tage erſchöpfen: Muſik näherte ſich, ich zitterte, die Marſeillaiſe zu vernehmen. Aber nein, es ſind Arien aus meiner alten Zeit, welche die entzückte Menge ſingt, und inmitten dieſer heitern Arien vernehme ich den Namen der Baronin von Chevert! Bei dieſem Namen erbebte ich in meinen Grundveſten. Iſt es ein Traum, eine Täuſchung? ſagte ich zu mir; ich konnte an ein ſolches Glück nicht glauben! Welches Wunder hatte ſtatt gefunden? Ein „es lebe der König!“ das mir immer näher kam, beſtätigte meine Hoffnungen, als ich eine Stimme hörte, die ich für die meiner Gebieterin wiedererkannte.

„Gut, ſehr gut, meine Freunde,“ ſagte ſie, „ich erkenne Euch an Eurer Liebe für Eure alten Gebieter wieder. Ihr habt, meine braven Vaſallen, niemals die Gefühle eines elenden Republikaners und der abſcheulichen Bonapartiſten getheilt. O, wie erfüllt mich Euer Ruf: „es lebe der König!“ mit Freude! Ja, meine Freunde, der König, von dem Eifer für ſeine erhabene Perſon unterrichtet, wird ſeine Gnade und ſeine Wohlthaten über Euch ausſchütten!“

Allgemeines Freudengeſchrei beendigte dieſe Anrede. Der Maire und der Pfarrer ſtanden mitten unter dem Haufen, der die frühere Schloßherrin umgab; dies geſchah Alles im Parke an derſelben Stelle, wo die Herzogin das Blumenkörbchen aus den Händen der jungen Mädchen und der Maire und Pfarrer wiederum die Gnadengeſchenke empfangen hatten. Dieſe beiden Würdenträger hatten diesmal die Ehre, mit der Baronin zu ſpeiſen.

Ja, es war die Baronin, meine geliebte und edle Gebieterin! Sie war es, die nach 21jähriger Abweſenheit trumphirend im Gefolge der königlichen Familie, die wiederum ſelbſt von den größten Mächten Europa's begleitet war, zurückgekehrt war. Ach, wie ſehnte ich mich, die theure Baronin in der Nähe zu ſehen; wie ſchmachtete ich nach dem Augenblick, wo ſie ſich ihres alten Boudoirs erinnern würde! Endlich kam dieſer Moment, ich hörte, wie ſie zu Einem, der ſie begleitete, ſagte: „Kommen Sie, Mylord, ſehen Sie mein liebes Boudoir, und auch Sie, Graf . . .“

So viel ich mich erinnerte, waren dieſe beiden Herren keine alten Freunde meiner Gebieterin; da ſie dieſelben aber aufforderte, ihr Boudoir zu ſehen, ſo vermuthete ich, daß ſie viel Achtung vor ihnen habe, und war nur begierig, Fremde zu ſehen und zu hören, da ich deren früher niemals empfangen hatte . . . . Sie trat ein.

Ich geſtehe, ich erkannte meine alte Gebieterin nicht wieder, und ich konnte ihr nicht das Kompliment erwiedern, das ſie an meine Wände richtete, daß ich nämlich hübſcher als je ſey. Arme Baronin! Sie hatte alſo den Tag meiner Einweihung vergeſſen, und ich, ich erinnerte mich auch ihrer hübſchen Figur, ihrer ſchönen braunen Haare, ihrer himmliſchen Augen! Ihre Figur, ihre Haare, ihre Geſichtsfarbe, Alles war an ihr anders. Ohne ihre Stimme, und den Reſpekt, den ihr Alle bewieſen, hätte ich in ihr nicht die Frau vermuthet, der ich einſt angehört. Je länger ich ſie aber ſah, deſto theurer wurde ſie mir wieder.

Indeß beſuchte ſie mich nur ſelten. Eines Tages hörte ich ſie zu einer Perſon, die ich als Fräulein von Morban wiedererkannte, ſagen: „Ja, meine liebe Gräfin, dieſes Kabinet ruft ſo viele ſchmerzliche Erinnerungen in mir wach, daß ich es nur ungern beſuche; hinter dieſer Pſyche iſt eine geheime Thüre, die mir vielen Kummer zugeführt hat! . . . . Indeß verdanke ich ihr meine Befreiung!“ Und ihre erloſchenen Augen füllten ſich mit Thränen. Ach,“ fuhr ſie, ihre Thränen trocknend, fort, „ich werde den Beſuch dieſes Kabinets einſtellen müſſen.“

„Daran werden Sie Recht thun, Frau Baronin,“ erwiederte Fräulein von Morban, die durch Heirath mit einem Vetter Gräfin geworden war. „Meine Tante, die Gräfin von Marrieux, hat mir Ihre Geſchichte erzählt, und ich weiß, was Sie erduldet haben.“

„Ja,“ ſagte die Baronin, „Ihre Tante, Frau Gräfin, erzeigte mir die Ehre, dem Feſte beizuwohnen, das zur Einweihung meines Boudoirs, als eines wahren Weltwunders, veranſtaltet worden war. Die Gräfin von Marrieux ſagte mir damals ſehr viel Schmeichelhaftes; ſie verglich mich mit den ſchönſten Hofdamen, die ſie in ihrer Jugend geſehen . . . . Aber ach, ſeit dieſem Feſte bis heute ſind viele Tage verfloſſen! und der Kummer wirkt ſo nachtheilig! Doch es thut nichts, wenn mir nur Gott

Digitized by Google

die Gnade erweiſt, mich hier ſterben zu laſſen; das iſt Alles, was ich wünſche."

„Kommen Sie, liebe Gräfin, in den Park."

Ich glaube, daß die Baronin einen andern Flügel des Schloſſes bewohnte, denn während mehrerer Jahre ſah ich ſie nur Einmal des Jahres, nämlich an dem Jahrestage ihrer Befreiung. An dieſem Tage wurde die geheime Thüre geöffnet; der Pfarrer kam heimlich, Trauergebete zu leſen, wobei die Baronin allein zugegen war. Dann verſchwanden wieder die Zeichen der Trauer, die Riegel wurden vorgeſchoben und ich blieb einſam. Wie oft ſah ich die Thränen meiner Gebieterin auf das Gebetbuch fließen, während der Prieſter zu ihr ſagte; „Muth, meine Tochter!"

Es giebt alſo Schmerzen, ſagte ich zu mir, die eine Frau nie vergißt! Fünfzehnmal fand dieſe Trauer-Ceremonie ſtatt; ich habe ſie gezählt. An einem heißen Tage aber ſah ich die Trauerverzierungen herbeitragen; ich vernahm, wie die Zimmer ſich mit Leuten füllten und der Pfarrer laut ſagte: „Vereiniget Eure Gebete mit dem meinigen; folget dem Beiſpiele Eurer edlen Herrin . . . . bitten wir Alle, daß Gott den König rette!" Die Gebete begannen; ſie dauerten drei Tage. Am vierten hörten ſie auf; aber die Baronin war krank und ſterbend, und man ſagte ſich im Stillen, ſie würde es nicht überleben. Ach, es ward ein Bett vor meine Thüre geſtellt, eine Frau hauchte darauf ihren letzten Seufzer aus, und ihr letzter Blick war auf mich gerichtet.

(Fortſetzung folgt.)

Rheiniſches Recht.

Heſſens Stände beſchäftigen ſich eben mit der Berathung eines neuen Civilgeſetzes für das ganze Land. Unruhig blicken die Rheinheſſen nach Darmſtadt, fürchtend den Verluſt ihres alten Rechts. Sie hängen mit gleicher Liebe an ihren Inſtitutionen, wie an dem Land, das ſie bebauen. — Aber auch die Oberheſſen und Starkenburger ſind geſpannt auf die Dinge, die da kommen werden. Sie bekommen auf jeden Fall mehr, als ſie bisher gehabt haben. Doch trügen wir uns nicht in den Bewohnern beider Provinzen, ſo würden auch ſie mit Freude und Jubel das rheiniſche Recht in ihren Gauen begrüßen, — ſo würden auch ſie, wären Bitten erlaubt, Hand in Hand mit ihren rheiniſchen Brüdern ſich den Stufen des Thrones, ſich den Sitzen der Stände nahen und ſo vereint um Einführung der rheiniſchen Inſtitutionen für das ganze Land bitten, — der Inſtitutionen, unter welchen ſich ein größerer Theil der europäiſchen Völker glücklich fühlt, — die die Feuerprobe der Erfahrung ſiegend beſtanden haben.

Es wäre nun wohl in einer für Heſſen ſo bedeutenden Zeit nicht unwichtig, Urtheile über das rheiniſche Recht von ſolchen Männern zu hören, die in beiden Theilen des Heſſenlandes als Beamte geſtanden und deren Namen ſowohl bei ihren Fürſten als auch beim Volke einen guten Klang haben. Ein ſolcher Mann tritt uns nun entgegen in Georg Hallwachs, Vizepräſident des Obergerichtshofes in Rheinheſſen, vorher, und zwar in ſeinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre ſchon, Hofgerichtsrath in Darmſtadt. Auf dem Landtage von 1833 ſehen wir ihn neben Jaup, v. Gagern, Glaubrech ꝛc. als Volksvertreter in der heſſiſchen Ständekammer. Er ſtarb am 4. April 1834.

Vergegenwärtigen wir uns nun hier einige bedeutſame Ausſprüche dieſes Mannes in Bezug auf das rheiniſche Recht, welche er in der Kammer vortrug. Er ſagt:

„Wenn man in den, dem Jahre 1815 vorausgegangenen und zunächſt hierauf gefolgten Jahren aus Haß gegen die Franzoſen den Code Napoléon zurückwies, ſo finde ich dies natürlich. Auch ich bin kein Freund Frankreichs, wenn es ein ſchielendes Auge auf unſere Gränzen wirft, und wenn es uns Wohlthaten aufdrängen will, rufe ich: Timeo Danaos et dona ferentes. Allein hier fragt es ſich nur, wollen wir nicht freiwillig in deutſches Leben aufnehmen, was das Staatsleben Frankreichs bereits hervorgerufen hat? Wir halten es unſerer Nationalehre nicht zuwider, die Eroberungen Frankreichs in Wiſſenſchaften und Kunſt und ſo vielen anderen Dingen auf Deutſchland zu übertragen, hier zu benützen. Wie kann es unſerem Nationalgefühle zuwider ſeyn, das Gute, was daſſelbe in dem Gebiete der Geſetzgebung gewonnen hat, von ihm anzunehmen."

„Ich halte es für eine reine Unmöglichkeit, daß wir unſerm Staate eine eigene neue Geſetzgebung geben, welche alle Weisheit und Vorzüge, die wir wirklich in der franzöſiſchen Geſetzgebung finden, in erhöhtem Maße umfaſſen würde. Ich habe zwar alle Achtung vor dem heſſiſchen Volke, und glaube, daß ſich recht ausgezeichnete und gelehrte Männer darin finden, welche ganz geeignet ſind, eine gute Geſetzgebung auszuarbeiten. Aber wahrlich, es würde eine gewiſſe, dem deutſchen Charakter fremde Anmaßung, die man Frankreich überlaſſen ſollte, enthalten, wollten wir vorausſetzen, wir ſeyen reicher an Geiſt und legislatoriſcher Klugheit und Erfahrung, als Frankreich, als es die in Rheinheſſen beſtehende Geſetzgebung bewährt."

„Es erſcheint mir daher am zweckmäßigſten, wenn die ganze rheiniſche Geſetzgebung zur Grundlage der neuen gemeinſchaftlichen gemacht würde. Meine praktiſche Erfahrung beſtätigt meine Ueberzeugung. Zwanzig Jahre funktionirte ich dieſſeits als Aktuar, Inquirent und Richter eines Juſtizhofs. Seit drei Jahren bin ich Mitglied eines rheiniſchen Juſtizhofs. Meine Urtheile über den praktiſchen Werth der rheiniſchen Juſtizverfaſſung, im Verhältniß zur dieſſeitigen, möchte nicht ganz inkompetent ſeyn. In jenen drei Jahren habe ich in Rheinheſſen die Erfahrung geſammelt, daß das jenſeitige Gerichtsverfahren dem dieſſeitigen in allen Beziehungen, trotz vieler Vortrefflichkeit, welche ich letzterem nicht abſprechen kann, vorzuziehen iſt. Ich ſehe keinen Grund ein, warum wir das rheinheſſiſche Gerichtsverfahren nicht annehmen wollen. Soll doch das rheinheſſiſche Civilgeſetzbuch auf die Dieſſeite transferirt werden, warum nicht auch die übrige Geſetzgebung, die ſo viele Sorgen unter den jenſeitigen Bewohnern verbreitet hat? Ich würde zu weit gehen, wollte ich die ſämmtliche rheinheſſiſche Geſetzgebung mit der dieſſeitigen in ihren praktiſchen Folgen nach meinen Erfahrungen vergleichen. Es liegt ein lauter ſprechendes, ſicheres Urtheil, als das meinige, vor. Wenn ganze Völker auf ſolche Weiſe, wie es in Rheinheſſen geſchehen, für die Vorzüge einer Geſetzgebung ſich ausgeſprochen haben, wenn ſie ſo innig an ihr feſthalten, wenn ſie bei jeder Gelegenheit ausſprechen, daß ſie ſich dieſe Geſetzgebung nicht wollen nehmen laſſen, dann iſt dieſes Urtheil ein Gottesurtheil geworden, welches man der menſchlichen Vernunft nicht unterordnen ſoll. Man möge ſich erinnern, daß das praktiſche Leben dem Volke angehört, nnd dieſem am meiſten frommt, wofür es ſich ſo laut ausſpricht. . . ."

Vom Vogelsberg, im Nov. 1846. †

Mannichfaltigkeiten.

Aus Heidelberg, 12. Nov., berichtet das „Mannheimer Morgenblatt", daß der vor zehn Tagen in einem dortigen Handlungshauſe mittelſt Einbruchs verübte bedeutende Diebſtahl an Geld und badiſchen Staatspapieren in Mainz zur Entdeckung gekommen iſt. Bei einem Banker letzteren Ortes ſeyen zwei Individuen erſchienen, welche badiſche 35- und 50 Guldenlooſe zum Kauf angeboten. Der Bankier, dem der Eine dieſer Verkäufer

Digitized by Google

beſonders auffiel, wurde ſtutzig und ſchickte ſogleich nach der Polizei. Inzwiſchen verglich er die Nummern der angebotenen Staatspapiere, und fand, daß es dieſelben waren, die ihm als die dem Heidelberger Handlungshauſe geſtohlenen badiſchen Looſe kurz vorher brieflich angezeigt worden waren. In dem Koffer dieſer Gauner fanden ſich noch 1000 fl. an baarem Gelde und anderes geſtohlenes Gut vor. Der eine dieſer Diebe, in der jüngſten Zeit in Mannheim ſich aufhaltend, ſoll ein ehemaliger Kommis des beſtohlenen Handlungshauſes, und der andere ein Einwohner von Heidelberg ſeyn.

In Mannheim hat ſich ein weiblicher Turnverein gebildet, über den das dortige Journal meldet: „Zwölf der hochachtbarſten Frauen unſerer Stadt werden je zu zweien die Uebungen beaufſichtigen, ſieben Jungfrauen werden in Verbindung mit einem wiſſenſchaftlich gebildeten Manne die Geſchäfte des Vereines leiten. Die Blüthe unſerer weiblichen Jugend wird ſich, wir zweifeln nicht daran, bei dem Vereine betheiligen, welcher jetzt ſchon eine anſehnliche Zahl von Mitgliedern zählt."

(Breslau, 11. Nov.) Geſtern fand im Gaſthofe zur goldenen Gans ein kleines Feſtmahl zu Ehren des als Volksſchriftſteller bekannten und nicht nur in ſeiner ſüddeutſchen Heimath, ſondern auch hier hochgeſchätzten Dr. Auerbach ſtatt. Ernſte und heitere Geſpräche und Reden bezeichneten den Geiſt, welcher in der Verſammlung herrſchte. Es möge bemerkt werden, daß Schiller's und Luther's Geburtstage, deſſen beſondere Feier dießmal ausgefallen iſt, dabei von einem Redner mit beziehungsreichen Worten gedacht worden iſt.

(Gegoſſener Marmor.) Es iſt erſt kurze Zeit her, daß die Zeitungen dieſer Erfindung erwähnten. Jetzt iſt dieſelbe bereits ſo weit gediehen, daß eine Fabrik dafür bei Charlottenburg errichtet worden iſt, aus welcher nunmehr die erſten Proben hervorgegangen ſind. Dieſe ſind über alle Erwartung ausgefallen. Der gegoſſene Marmor kommt dem carrariſchen vollkommen gleich, iſt eben ſo kernig und eben ſo durchſichtig bei der Bearbeitung. Damit wird alſo für die Bildhauerkunſt eine ganz neue Aera beginnen. Die Statuen werden eben ſo in Marmor gegoſſen werden können, wie ſie jetzt in Gyps gegoſſen werden, und damit nicht nur dieſelbe Zartheit erhalten, welche die Gypsabdrücke haben, ſondern auch ſo billig hergeſtellt werden können, daß die Anſchaffung auch weniger Bemittelten möglich werden wird. Der Fuß gegoſſenen Marmors wird nicht über einen Thaler zu ſtehen kommen. Aus eben dieſem Grunde wird man den Marmor auch künftig bei dem Häuſerbau zu Ornamenten u. dergl. benutzen können. Die Art der von den Herren Möſer und Kriegk gemachten Erfindung iſt noch ein Geheimniß, doch haben ſie es kein Hehl, daß ſie das Material zu ihrem Marmor aus Böhmen beziehen. (Köln. Z.)

(Berlin, 10. Nov.) Die Turnanſtalten werden ſich nächſtens einer neuen Gunſt zu erfreuen haben, indem der Miniſter Eichhorn ſich bereit erklärt hat, für eine Schule zur Bildung von Turnlehrern die nöthigen Mittel erwirken zu wollen; auch ſteht es in Ausſicht, auf öffentliche Koſten Gebäude zu errichten, in welchen das Turnen auch zur Winterzeit geübt werden kann. Wollte man dazu die vielen großen Exercierhäuſer des Militärs an gewiſſen Tagen hergeben, ſo könnte man vielleicht jene Gebäude ſparen. — Prof. Maßmann hat ſeine Verbindungen in München jetzt ganz gelöſ't und ſich für immer nach Berlin überſiedelt, wo er als Vorſteher des Turnweſens in Preußen ſeinen Wirkungskreis auszudehnen ſtrebt.

(Nur nicht zu genau!) Die Ausrufung einiger behördlichen Maßregeln in Betreff wüthend gewordener Hunde ging in einem Orte unſeres Landes in folgender Weiſe vor ſich. Nach einem etwas confuſen Trommelwirbel wurde ſehr vernehmlich publicirt: „Der Befehl iſt aufgegangen, daß tolle Hunde da ſind; wer einen hat, muß ihn anbinden. Wer ihn nicht anbindet, wird todtgeſchlagen." Ein ditto confuſer Wirbel krönte das Werk. (Nürnb. K.)

(Hamburg, 8. Nov.) In einem hieſigen Blatte wird die charakteriſtiſche Frage aufgeworfen, warum die neue Nikolaikirche den alten katholiſchen Namen behalten ſolle, da doch der Proteſtantismus keine Heiligenverehrung kennt, man alſo neue proteſtantiſche Kirchen nicht nach Heiligen der römiſchen Kirche benennen ſollte. — Das Peſtalozzi-Jubiläum hat hier eine ſehr wohlthätige Stiftung in's Leben gerufen. Ein Verein von Menſchenfreunden hat in Billwerder ein Grundſtück gekauft, und daſelbſt ſoll eine ganz vortrefflich organiſirte Armenkinderkolonie gegründet werden. Die Zöglinge ſollen Feld und Garten bebauen und ſo viel möglich alle Geräthe und Bedürfniſſe der Anſtalt ſelbſt verfertigen, dabei zweckmäßig für's bürgerliche Leben erzogen und unterrichtet werden. Durch einen kleinen jährlichen Beitrag kann Jedermann Mitglied dieſer Heilanſtalt werden. Möge ſie unter dem Segen des Himmels gedeihen und ſich mit klarem Verſtändniß an's Leben ſchließen.

(Berlin.) Es iſt ganz richtig, wie die Zeitungen melden, ſagt die Monatsſchrift für Erziehung und Unterricht, daß ein höherer engliſcher Beamter und ein franzöſiſcher Inſpektor unſere Schulen kurz hinter einander beſucht haben. Sonderbar muß es aber genannt werden, daß man davon ſo viel ſpricht. Die preußiſche Regierung ſchickt doch auch manchen Gelehrten und Pädagogen nach Paris und London, um die dortigen Schuleinrichtungen kennen zu lernen. Ob die öffentlichen Blätter dort eben ſo verfahren? Ferner iſt es in Berlin etwas Alltägliches, nicht blos Schulmänner anderer deutſcher Staaten, ſondern auch Ausländer aller Zungen ſich einfinden zu ſehen, um unſer Schulweſen kennen zu lernen, ſo daß eben nur die höhere Stellung der beiden Fremden dieſes heroldartige Anmelden erklärlich macht. Endlich aber fragen wir: Iſt das Ganze mehr als Illuſion, wenn Männer, ohne ein Wort Deutſch zu verſtehen, unſere großen Lehranſtalten in einer Stunde durchfliegen? Welches Bild preußiſcher Schulen mögen ſie ihren Landsleuten zutragen?

Korreſpondenz.

Aus Franken, 9. Nov.

Während der heurige Moſt wegen ſeines überwiegenden weingeiſtigen Gehalts raſch in ſeiner Entwickelung vorwärtsſchreitet und die Weintrinker zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt ſind, ertönen von allen Seiten Klagen über das neue Bier, das mehr als je malzarm und hopfenreich iſt. Die Gerſte wird um 15 fl. der Schäffel gekauft, Hopfen gilt etwa 36 fl. der Centner; man fragt nun mit Recht, warum die Maß Bier 6 kr. bei dieſen Preiſen koſtet, während in dem Theuerungsjahr 1817 Gerſte bis 60 fl. der Schäffel bezahlt und die Maß Bier doch um 9 kr. gegeben wurde. Gewiß iſt dies kein Verhältniß! Bier hat allenthalben den Wein verdrängt; die von demſelben erhobene Abgabe bildet eine der Hauptſtaatseinnahmen (vom Schäffel Malz, der 6 Eimer Sommer- und 7 Eimer Winterbier tarifmäßig gibt, müſſen 5 fl. Aufſchlag entrichtet werden); daher ſollte man die Fabrikation dieſes unumgänglichen Bedürfniſſes ſorgfältigſt überwachen. Kein Gewerbe iſt ſo begünſtigt als das der Brauer, und wenn ſie über Verluſte klagen, wer trägt Schuld als ſie ſelbſt? In Nürnberg verloren zwei Brauer in dieſem Jahre allein an 40,000 fl., weil Niemand ihr ſchlechtes Bier trinken mochte und ſie dieſes um die Hälfte des Preiſes auf das Land geben mußten. Wenn man die geringere Haltbarkeit des Bieres der vorjährigen, weniger ergiebigen Gerſte zuſchreiben will, ſo iſt dies nur theilweiſe wahr; gut und ſorgfältig eingeſottenes Gebräu hielt ſich allenthalben. In Städten iſt die Aufſicht der Polizei ſtrenger, weil es das Intereſſe der Commune erfordert; denn die meiſten haben Localaufſchläge (ſo trägt der

Digitized by Google

Localaufſchlags-Pfennig in der Stadt Nürnberg jährlich an 60,000 fl., in München mehr als das Dreifache ein). Aber auf dem Lande iſt ein groſſer Miſsbrauch mit der Nachſicht der Conſumenten im Schwange; namentlich ſchlecht iſt das Bier in den fränkiſchen Dörfern. Das den Landwirthen wohlfeil überlaſſene Bier der erwähnten Nürnberger Brauer muſste um denſelben Preis wie ganz gutes bezahlt werden. Die Arbeiter an der Staatseiſendahn übten an einigen Plätzen nachdrücklich ſelbſt die Polizei aus, als ſie hörten, daſs ſie Bier, das die Nürnberger nicht goutiren mochten, um theures Geld trinken ſollten.

Aus dem Kreiſe Dieburg, 12. Nov.

Der in Nro. 297 der Didaskalia enthaltene, aus der Kölniſchen Zeitung aufgenommene Artikel: „Vom Mittelrhein, 23. Oct.“, der über das traurige Schickſal der von Groſszimmern im Auguſt d. J. nach Nordamerika ausgewanderten 6 — 700 Ortsangehörigen Bericht erſtattet, hat in unſerem Kreiſe einen allgemeinen und tiefen Eindruck hervorgebracht, beſonders bei Denen, welche, in der Heimath mit den Mühſalen des Lebens ringend, mit Sehnſucht nach den Geſtaden des nördlichen freien Amerika's blickten und dort eine Verbeſſerung ihrer Lage, ſey es im häuslichen oder bürgerlichen Leben, zu finden hofften. Die beiden amtlichen Erwiderungen auf beſagten Artikel (die eine in Nro. 304 und die andere in Nro. 307 und 308 der Didaskalia enthalten) haben jenen tief gefühlten Eindruck bei der Bevölkerung unſeres Kreiſes nicht ganz ſchwächen können, ſo ſehr man auch davon überzeugt ſeyn zu dürfen glaubt, daſs ſowohl der groſsh. Kreisrath, als auch der Gemeinderath zu Groſszimmern von den beſten Abſichten geleitet wurden und in dieſer Geſinnung ſchwerlich daran dachten, oder nur einen Augenblick im Ernſte daran denken konnten, die Auswandernden ihrem ferneren Geſchicke auch nur mit Gleichgültigkeit zu überlaſſen. In Amerika angekommen und dort rath- und thatlos an's Ufer geſetzt, haben die Groſszimmerer Ausgewanderten in dem Gefühle ihrer gänzlichen Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit laute Beſchwerde geführt, theils über ſchlechte Behandlung auf der See, theils über den Mangel an aller und jeder Fürſorge bei ihrer Landung zu New-York. Es liegt ſonach auf der Hand, daſs der eben erwähnte eigentliche Beſchwerdepunkt durch die beiden vorhin bemerkten amtlichen Erwiderungen nicht hat hinweggeräumt werden können. Derſelbe gewinnt aber um ſo mehr an Glaubwürdigkeit, wenn man das in der Weſer-Zeitung vom 4. Nov. enthaltene, von der „deutſchen Geſellſchaft“ in New-York wegen dieſer bedauerlichen Auswanderungsangelegenheit an das groſsh. heſſ. Miniſterium des Aeuſsern erlaſſene Schreiben geleſen und daraus erſehen hat, daſs der wahre Thatbeſtand viel zu wünſchen und wenig zu billigen übrig läſst. Die Abänderung der urſprünglichen Reiſeroute (direkt von Rotterdam nach Baltimore) und die Einſchiebung der Zwiſchenſtation Liverpool war jedenfalls ein groſser Fehler, aus welchem ſich der zweite: ſchlechte Behandlung der Auswanderer während der Ueberfahrt, von ſelbſt ergeben zu haben ſcheint. An dergleichen Manöver in den holländiſchen Seehäfen von Seiten der Schiffsrheder iſt man aber durch die Erfahrung ſchon hinlänglich belehrt. Die „deutſche Geſellſchaft“ zu New-York bemerkt aber in dem angezogenen Schreiben ausdrücklich, „daſs der Zuſtand, in welchem die Auswanderer in dem Hafen von New-York gelandet worden, nicht blos Mitleiden, ſondern allgemeine Entrüſtung gegen die Urheber des furchtbaren Elendes erregt habe.“ Der Miſsgriff ſcheint zunächſt darin zu liegen, daſs man unſeren ausgewanderten Landsleuten auf die ganze Dauer der Reiſe bis nach New-York einen ſchützenden Beiſtand für jeden Transport mitzugeben unterlaſſen hatte. War es unter dieſen Umſtänden zu verwundern, daſs die armen, ſich ſelbſt überlaſſenen, keiner anderen als ihrer Mutterſprache kundigen Menſchen vernachläſsigt wurden und in harte Bedrängniſs geriethen, wie ihr bejammernswerther Anblick bei der Landung zu New-York ſattſam offenbarte? Wie wir vernehmen, ſo wird die groſsh. heſſ. Staatsregierung ſich über die bedauerliche Auswanderungsgeſchichte die vollſtändigſte Aufklärung zu verſchaffen ſuchen, um nachher, in Gemäſsheit derſelben, das Weitere zu verfügen.

Mainz, 9. Nov.

Der practiſche Arzt Dr. A. Itzſtein hat heute in unſerer Stadt, in ſeinem in der Langgaſſe gelegenen, mit Lit. D. Nro. 124¹, bezeichneten Hauſe eine Anſtalt zum methodiſchen Gebrauche einer Kaltwaſſerkur eröffnet. Auf den Umſtand ſich ſtützend, daſs ähnliche Anſtalten ſchon in meheeren gröſseren Städten Frankreichs, Englands und Deutſchlands beſtehen und ſelbſt in Hoſpitälern, namentlich in dem hieſigen k. preuſs. Militär-Lazareth eingerichtet worden, hat ſich Hr. Dr. Itzſtein bei ſeinem Unternehmen vorzüglich durch nachſtehende Beweggründe leiten laſſen: 1) Die gröſsern Anſtalten ſind meiſtens nur den Wohlhabenderen zugänglich. 2) Die Kur in denſelben muſs aufgeſchoben werden bis zu der Zeit, zu welcher man von Hauſe abkommen kann; alſo mehr in langwierigen Fällen. 3) Zu dieſer Behandlungsart wird immer eine ſehr lange Zeit und eine allmählige Vorbereitung erfordert. Bei der Koſtſpieligkeit der Anſtalten ſuchen daher die meiſten Kranken ihre Kurzeit durch raſche Uebergänge zu den heftigſten Einwirkungen abzukürzen und verfallen dadurch leicht in die nachtheiligſten Uebertreibungen. 4) Der Hausarzt des Kranken kann die Kur mitbeaufſichtigen. Die glänzendſten Reſultate durch das kalte Waſſer wurden bisher erzielt: 1) Bei Rheumatismus und Gicht, mit ihren verſchiedenartigen Folgekrankheiten. 2) Bei den mannigfachſten nervöſen Leiden: Hyſterie ꝛc. 3) Bei Krankheiten der Unterleibs-Organe: Hypochondrie, Hämoroidalbeſchwerden, hartnäckige Verſtopfungen u. dgl. 4) Bei langwierigen Hautausſchlägen. 5) Bei allgemeinen und örtlichen Schwächezuſtänden ꝛc.

Kunſtnotiz.

Den Freunden klaſſiſcher Muſik und ernſterer Kunſtrichtung bringen wir zur gewiſs willkommenen Kunde, daſs, um vielſeitig geäuſserten Wünſchen zu entſprechen, die Herren Heinr. Wolff, erſter Sologeiger am hieſigen Orcheſter, Poſch, Elsner jun. und Geiſsler vier Soireen für Inſtrumental-Quartette veranſtaltet haben. Näheres über Zeit und Ort derſelben wird demnächſt bekannt gemacht werden. Die hohe Bedeutung des Gedankens und die reiche Formſchönheit, die äſthetiſche Weihe und kunſtreiche muſikaliſche Combination, welche in den herrlichen Quartetten unſerer groſsen Tondichter liegen, die hier die edelſten Blüthen ihres Geiſtes entfaltet und ihre reinſten Ideale verwirklicht haben, ſie bedürfen keiner Anpreiſung. Die genannten Quartett-Soiréen erinnern uns an die vor einer Reihe von Jahren durch den verſtorbenen Riefſtahl veranlaſsten und mit ſo groſsem Beifalle aufgenommenen. Daſs wir nicht minder anziehenden Kunſtgenüſſen entgegen ſehen, dafür bürgen die oben genannten Namen. Möge ein recht günſtiger Erfolg dieſen Soiréen zugewendet werden! Gibt es doch der wirklichen Kunſtkenner hier ſo manche und noch mehr Derjenigen, die den Werth der klaſſiſchen Kunſt bei jeder Veranlaſſung im Munde führen.

Cäcilienverein.

Erſtes Abonnements-Konzert.

Donnerſtag, den 19. November 1846 im Vereinslocale, Döngesgaſſe im ehemaligen Meyer'ſchen Hauſe. Anfang ſieben Uhr.

Joſua, groſses Oratorium in drei Abtheilungen von G. F. Händel.

Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. ſind in der André'ſchen Muſikalienhandlung auf der Zeil zu haben.

Berichtigung.

In dem in der geſtrigen Didaskalia unter der Rubrik „Mannigfaltigkeiten“ enthaltenen Bericht über die Schillerfeier in der Frankfurter Iris iſt der dabei activ geweſene Geſangverein irrthümlich als „Teutonia“, ſtatt „Liedertafel“ bezeichnet worden, welche Namensverwechſelung hiermit nachträglich berichtigt wird.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Nov. (Zum Erſtenmale wiederholt): Ein deutſcher Leinweber, Schauſpiel in 4 Abth., von Ludwig Storch und Friedrich Adami.

Donnerſtag, 19. Nov. Der ewige Jude, dramatiſches Gemälde in 5 Abth., nach dem Franzöſiſchen des E. Sue, für die deutſche Bühne bearbeitet von Carlſchmidt. (Gaſtrolle) Adrienne v. Cardoville: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 320. Freitag, den 20. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

VI.

Die Neuzeit nach der Julirevolution.

Ich war muthlos, mein alter Ruhm war für immer dahin. Die Baronin hinterließ keine Erben. So ſollte denn mein Schickſal ſeyn, niemals einen direkten Nachfolger zu erhalten, obſchon mein Schloß unter der Herrſchaft der geſetzlichen Erbfolge erbaut worden war. Die Regierung bemächtigte ſich meiner Domainen und ließ ſie öffentlich verſteigern. Man hätte nur ſehen ſollen, welchen Käufern ich ausgeſetzt, welchen Unterſuchungen ich unterworfen wurde: — Iſt das Erdreich gut? ſind die Grundmauern ſolid? zahlen die Pächter pünktlich? Dann ſagte wieder Einer: mit dem Zinn läßt ſich Etwas verdienen; ein Anderer: das Eiſen ließe ſich gut anbringen, und ein Dritter bemerkte: es wäre am Ende am geſcheiteſten, Alles niederzureißen. Man hatte wirklich die Abſicht, mich und die ſchönen Bäume des Parks zu vernichten und den Boden urbar zu machen; dies nannte man für's öffentliche Wohl arbeiten. Ich ſollte demnach Alles verlieren; aber ich war der vielen erlebten Revolutionen ſo müde, daß ich meiner bevorſtehenden Zerſtörung ruhig entgegenſah. Bei mir wurden die Verhandlungen geflogen, auf dem kleinen Tiſche, der nach und nach einer hübſchen Frau als Sekretär, einer Republikanerin als Schreibtiſch, dann zu kaiſerlicher Toilette und Bußkapelle gedient, wurden die induſtriellen Berechnungen vorgenommen. Ich geſtehe, daß die Idee, ſolchen Leuten anzugehören, meinen Stolz empörte, daß ich es lieber geſehen, wenn man mich mit Stumpf und Stiel vernichtet hätte. Da hielt eines Tages eine ſchöne Berline, von einer zahlreichen Familie beſetzt, vor dem Schloſſe: Vater, Mutter, ſechs Kinder, Bediente, Poſtillon, Alle betraten mit großem Geräuſch den Hofraum und ſtürzten unter gewaltigem Lärm in den Park und in die Zimmer; Vater, Mutter und Kinder ſprachen alle auf einmal.

„Papa, ſieh nur die ſchöne Wieſe, die hübſchen Schmetterlinge! Sieh', Mama, die herrlichen Roſen! O, die drolligen Fenſter mit den kleinen Scheiben."

„Nini, nimm Dich in Acht, geh' nicht zu nahe an's Waſſer. Franz, willſt Du wohl aufhören mit Steinen zu werfen! . . . . Mein Freund, das ſcheint mir ſehr ſchön!" ſagte der Vater zu Jakob, der ihn, den Hut in der Hand, begleitete, „hat auch der Fluß eine ſtarke Strömung?";

„Er trocknet nie aus, mein Herr," ſagte Jakob, ſich verneigend.

„Was iſt das?" fragte ein junges Mädchen, am Fuße meines Thurms vorübergehend.

„Es iſt einer der Schloßthürme," erwiederte die Mutter.

„Es iſt der nördliche Thurm," ſagte Jakob, ſich wiederum verbeugend, „das ehemalige Boudoir der Baronin von Chevert, unſerer erſten Gebieterin; ich war damals Gärtnerburſche im Schloſſe und pflegte alle Tage die Blumenkörbchen des Boudoirs der Frau Baronin zu ſchmücken; man gelangte durch dieſe Thüre dahin."

„Ah!" ſagte der Herr, der die Domaine beſichtigte, „es iſt hier eine geheime Thüre?"

„Ja, mein Herr," ſagte Jakob, „eine Thüre, durch welche unſere Gebieterin in der Revolution von 93 ſich rettete."

„Arme Frau!" ſagte das junge Mädchen, „ich möchte wohl das Boudoir der Baronin von Chevert ſehen."

„Wenn es dem Fräulein beliebt, ſo können Sie hinaufſteigen, die Thüre iſt offen."

Die ganze fröhliche Bande ſtürzte ſich hinauf, und ich ſah ſechs Figuren durch die geheime Thüre eintreten, wovon eine hübſcher als die andere war. Jakobs Frau erzählte meine Geſchichte; die älteſte Tochter, ein fünfzehnjähriges Mädchen, hörte allein zu; die andern ſpielten mit den Sternen und Bienen, die überall von der Tapete heruntergefallen waren; dann zogen ſich Alle zurück, und ich hörte den Vater ſagen:

„Auf Wiederſehen, meine Freunde; Ihr ſollt Alle Arbeit und eine glückliche Exiſtenz haben, wenn Ihr fleißig ſeyn wollt."

„Ja, ja," riefen Alle auf einmal; „Arbeit und Brod für uns und unſere Kinder; dies iſt Alles, was wir verlangen, guter Herr . . . ."

Ein Wagen fuhr im Galopp davon, das Gitterthor ſchloß ſich, und ich hörte, wie Jakob zu den Andern ſagte:

„Das iſt ein guter Herr, der nur unſer Beſtes will; Ihr werdet Alle einen hübſchen Verdienſt haben! Kommt, ich will mit dem Gelde, das er mir gegeben, ein gutes Mittageſſen für Euch bereiten laſſen, und wir wollen auf unſeres Gönners Geſundheit Eins trinken; denn ohne ihn, Ihr wißt es nicht, meine Freunde, ohne ihn wäre das Schloß niedergeriſſen worden!" — „Der Teufel!" riefen Alle erſchreckt und liefen der Dorfſchenke zu. Stille herrſchte, und Jakob ſchloß meine Fenſter und meine Läden.

„In acht Tagen," ſagte er zu ſeinem Sohne, der ihn begleitete, „mußt Du auf die große Eiche ſteigen und einen großen Aſt abhauen, um das Gitterthor mit einem ſchönen Triumphbogen zu zieren."

„Ja, mein Vater, früher ſind Sie ſelbſt hinaufgeſtiegen."

„Ja wohl, mein Kind, aber jetzt bin ich alt. Doch habe ich meine Geſinnung nicht geändert. Man muß ſtets ſeinen Gebieter gut empfangen."

„Es ſcheint, man wird viele Veränderungen in der Domaine anbringen?"

„Deſto beſſer; da giebt's Arbeit."

„Es iſt jedenfalls beſſer, als ſich herumſchlagen."

Digitized by Google

„Die Zeit iſt vorüber, wo der Krieg ein gutes Handwerk war."

„Glauben Sie, daß man ſich nicht mehr ſchlagen wird? mein Vater."

„Vielleicht, zuweilen noch in Paris, dies heißt aber kein Krieg, das ſind Aufſtände, in denen man nicht zum General avanciren kann; man zerreißt ſich dabei ſeinen Rock, ohne dafür eine Uniform zu gewinnen."

„Dann mag ich auch nicht dabei ſeyn."

„Ich hoffe es, mein Kind, daß Du Dich nicht unter jene Taugenichtſe miſchen wirſt, die auf ihre Landsleute zu Schießen im Stande ſind. — Wir wollen uns ruhig verhalten, während man ſich um Ideen ſchlägt, die wir nicht verſtehen, und wenn Alles vorüber iſt, wollen wir mit Vergnügen annehmen, was man uns reicht. Aber laß uns jetzt die Vorbereitungen zum Empfange unſeres neuen Herrn treffen."

Sie entfernten ſich und ließen mich im Dunkeln. Am andern Morgen ſchon vernahm ich die Hiebe der Aexte, unter denen die Bäume krachend zu Boden ſtürzten; Entſetzen ergriff mich, als ich zwei Männer zu einander ſagen hörte:

„Es iſt Schade, dieſe ſchönen Bäume zu fällen, ſie ſind über hundert Jahre alt."

„Das iſt ein großes Unglück! Es geſchieht ja nur, um daraus die Werkſtatt zu errichten, in der ich und vielleicht noch 200 Menſchen mit mir arbeiten werden."

„Die ganze Lindenallee wird abgehauen werden! Was thut's? Sie diente nur den Vögeln zum Aufenthalte, die unſere Saaten und Früchte verzehrten; ſie können nun anderswo ihre Wohnung ſuchen, der nördliche Thurm wird dadurch ſchöner, und aus ſeinen Fenſtern wird man die Fabrik überſehen können."

(Schluß folgt.)

An Dr. Brugger in Heidelberg.

(Am 8. Nov. 1846.)

Du Kündiger des Lichts, der Lieb' und Wahrheit,
Wie gleicht doch deine Rede einem Strom,
Der ſtets in reiner, ungetrübter Klarheit
Durchſtrömt des Weltenvaters großen Dom.

Bald mächtig brauſend, voller Kraft und Fülle,
Wie ſich die Wogen thürmen fort und fort,
Bald rollend mit dem Donner, der die Stille
Der Nacht durchdröhnt von Ort zu Ort.

Bald liſpelnd wie der Weſt im Eichenlaube,
Das ſchimmert in des Morgenrothes Gold,
Bald ſprichſt Du mit der Sanftmuth einer Taube,
Stets liebreich, lehrend, rathend, treu und hold.

Das iſt die Sprache, die die Herzen bindet,
So zeugt die Wahrheit, die von Gott geſandt;
So ſpricht die Liebe, die uns Der verkündet,
Der vor uns Allen Gott am nächſten ſtand.

Es iſt die Sprache, welche Kranke heilet,
Die Lahmen grad', die Blinden ſehend macht;
Die Berge einiget und Meere theilet,
Durch deren Kraft die Todten einſt erwacht;

Ja Du verſtehſt damit, o möge ſie Dir bleiben,
Wie einſt der Herr, auch Teufel auszutreiben.

G. R.

Antwort.

O möchten werden Deine Worte Wahrheit
Und Segen träufeln aus der Rede Strom,
Daß alle Geiſter freu'n ſich hoher Klarheit,
Die ſpricht zu uns vom ew'gen Sternendom!

Des Vaters Güte ſchenk' uns Kraft und Fülle,
Die ſtrömen aus dem Urborn fort und fort,
Daß jedes Herz in heil'ger Andacht Stille
Sich labe unter ſeinem mächt'gen Hort.

Wann Abends liſpelt Weſt im Eichenlaube,
Wann ſchimmert hehr des Morgenrothes Gold,
Möcht' Troſt ich euch zuflüſtern, wie die Taube,
Die mit dem Oelzweig einſt erſchien, ſo hold.

Möcht' finden ſtets die Sprach', die Herzen bindet,
Der Wahrheit huld'gend, die von Gott geſandt;
Erwecken Liebe, die uns Der verkündet,
Der vor uns Allen Gott am nächſten ſtand.

Könnt' ich der Menſchenherzen Wunden heilen,
Beſäß' ich Kraft, die Blinde ſehend macht,
Dann möcht' ich keines Königs Macht je theilen,
Würd' nie beneiden ſeiner Hoheit Pracht.

Die Kunſt möcht' ich verſteh'n, durch Reden, Schreiben,
Den alten Teufel aus der Welt zu treiben.

Dr. Brugger.

Aus der guten alten Zeit.

Der jetzt nach Stuttgart (in A. Becher's Verlag) übergeſiedelte „Schwaben-Kalender für das deutſche Volk" enthält einen ganz merkwürdigen Beitrag zur Sittengeſchichte aus dem 17ten Jahrhundert. Die adelige Herrſchaft Hardenberg erließ nämlich am 10. März 1665 eine Haus- und Hof-Ordnung für ihre geſammte Dienerſchaft, in deren Eingang ſchon der Dienerſchaft erklärt wird, daß ſie „allzumal grobe, ungehobelte, dumme, unachtſame Kerle" wären, in deren Verlauf aber vollends die Excellenz den Dienern mit Lebens- und Sitten-Regeln ſo „väterlich" an die Hand geht, daß wir nicht umhin können zur Erbauung unſerer Leſer Einiges daraus auszuheben. „Wer nichts aus der Predigt behält", heißt es z. B. in dieſer Haus- und Hof-Ordnung unter Anderem, „der ſoll wie ein Hund liegend auf der Erde ſein Mittagsbrod freſſen. Wer flucht, eine Stunde lang mit bloßen Knieen auf einem ſcharf gehobelten Brette knieen. Wer das heilige Abendmahl, wenn es ihm angeſagt iſt, verſäumt, ſoll mit ſchwerem Gewichte belaſtet auf dem Eſel reiten oder auch die Peitſche erhalten. Wer in Briefe guckt, wenn ſie auch offen daliegen, ſoll drei Tage nach einander die Baſtonade erhalten und fortgejagt werden. Wer die Zeit verſchläft, dem ſoll ſein Kamerad die Hoſen glatt anziehen und ihm Jeder ſechs Hiebe geben. Die Speiſen ſind in guter Ordnung, ohne etwas zu verſchütten, aufzutragen, die Schüſſeln mit Reverenz wieder abzunehmen. Wer aber naſcht, und Naſe, Maul und Finger in allen Schüſſeln hat, ſoll gezwungen werden, zur Vertreibung ſeines Appetits heiße und brennende Speiſen zu freſſen. Jeder iſt ſchuldig, auf erhaltenen Befehl hervorzutreten, und deutlich und laut das Tiſchgebet zu beten. Wer ſtockt, empfängt ſechs ſpaniſche Naſenſtüber. So einer mit ungewaſchenen Händen aufwartet, ſoll ſich gebärden, als wenn er ſich waſche, während Einer ihm Waſſer auf die Hände gießt, ein Anderer aber ſie ihm mit zwei ſcharfen Ruthen ſo lange abtrocknet,

Digitized by Google

bis ſie wohl bluten. Dergleichen wer ungekämmt aufwartet, ſolcher ſolle im Stall mit dem Pferdeſtriegel in harter Auſſetzung des Hofmeiſters tüchtig geſtriegelt werden. Wer ein Glas übervoll einſchenkt, und es dann mit ſeinem eigenen Maul abtrinkt, erhält zwanzig Hiebe nach der Peitſchenordnung. Wer unreine Gläſer präſentirt, kann wählen zwiſchen vier Ohrfeigen oder ſechs italieniſchen Naſenſtübern. Dieweil es ein unleidentliches Werk ſey, wo die Bedienten langſam eſſen, ſo ſoll Denen, die länger als eine Viertelſtunde damit zubringen, das Eſſen vor dem Maul weggenommen werden. Wer die vorgeſetzte Speiſe nicht eſſen will, faſtet die folgenden 24 Stunden ganz und gar. Wer mit ſchmierigen, zerriſſenen Kleidern aufwartet, wird Spißruthen gejagt. Haben ſich Zwei geprügelt, ſo ſollen ſie ihre Sache noch einmal mit dem Stecken ausmachen, in Gegenwart des Hofmeiſters, und wer den Andern ſchont, Prügel erhalten."

Mannichfaltigkeiten.

(Spaichingen, im Königr. Würtemberg, im November.) Die Schießbaumwolle wird nun da und dort zum Verkaufe angezeigt, es wird daher Mancher in ſeiner ſchnell gefaßten Meinung, das Pulver werde durch ſie ganz entbehrlich werden, beſtärkt; allein es ſcheint nicht, als wäre die Neugeborene ſchon ſo kräftig, ihre rieſenhafte alte Schweſter ſo bald völlig verdrängen zu können, da dieſe Eigenſchaften beſitzt, die der Erſteren, wenigſtens bis jetzt, noch mangeln; z. E. das Knallen, das ſo viel zu Feſtlichkeiten beiträgt und in verſchiedenen Fällen als Signal dient. Auch zum Scheibenſchießen iſt ſie bis jetzt noch nicht dem Pulver gleich zu achten, da die gleich große Quantität der Schüſſe ſchwerer, wohl nur mittelſt einer guten Granwage zu finden iſt. Der ſicherſte Schutzherr der Pulverfabrikanten iſt aber zur Zeit der übertriebene Eigennutz, der theilweiſe beim Verkauf der Schießbaumwolle ſtattfindet. Ich ſelbſt habe ein Schreiben des Herrn Apothekers H. zu K. in der Hand, in welchem derſelbe gegen mich vorgibt, daß zu Karlsruhe der Gran zu 6 kr., ſomit das Pfund zu 768 fl. verkauft werde; er hält dieſen Preis ſelbſt zu hoch und ließ ſich, da er ja öffentlich die billigſten Preiſe zuſicherte (ſiehe Schwäbiſchen Merkur Nro. 295) von mir nur 1 fl. 45 kr. für zwei Quentchen, ſomit per Pfund 112 fl. bezahlen. Nach den angeſtellten Verſuchen ſind zu einem Schuſſe auf die gewöhnliche Entfernung der Scheiben zehn Gran erforderlich, es würde ſonach jeder Schuß — 1 fl. reſp. 8¾ kr. koſten, während beim Pulver der Werth des Schuſſes nur 3 hlr. beträgt. Freilich wenn dieſe Anrechnungen die billigſten genannt werden dürften, dann wäre es mit der neuen Erfindung übel beſtellt! (Beob.)

Die „Allg. Ztg." erhielt von dem Erfinder der Schießwolle, Hrn. Prof. Schönbein in Baſel, folgende weitere Erklärung: „Von franzöſiſchen und ſelbſt von deutſchen Chemikern iſt behauptet worden, daß meine und Böttger's Schießwolle nichts anderes als Braconnot's und Pelouze's Xyloidin ſey. Dieſe Behauptungen ſtützen ſich nur auf Vermuthungen, auf keine Thatſachen. Die Angabe eines einzigen einfachen Factums, denke ich, reicht hin, um darzuthun, daß die fragliche Behauptung nicht gegründet iſt. Pelouze ſelbſt gibt an, daß das Xyloidin ſich leicht in Eſſigſäure löſe und damit eine Art von Firniß bilde. Die Schießwolle läßt ſich ſtundenlang mit der erwähnten Säure bei gewöhnlicher Temperatur oder bei der Siedhitze behandeln, ohne daß ſie von ihrem Gewicht oder ihrer Exploſivkraft im mindeſten verlöre. Dieſes Verhalten allein ſchon zeigt, daß das franzöſiſche Xyloidin mit der deutſchen Schießwolle nicht zu verwechſeln iſt. Es könnten noch andere Unterſchiede aufgezählt werden, die zwiſchen beiden Materien beſtehen, hievon wird aber bald an einem andern geeigneteren Orte die Rede ſeyn. Baſel, 13. November 1846. C. F. Schönbein."

(Wanderung eines Bäckergeſellen nach Rußland.) Vor etwa vierzehn Tagen faßte ein Breslauer Bäckergeſell den Entſchluß, nach Rußland auszuwandern. Wohl verſehen mit allem Zubehör, mit Sack und Pack, mit Reiſepaß und allem Nöthigen, nahm er Abſchied von den Seinen, und trat die gefährliche Reiſe an. Seine Freunde aber begleiteten ihn in der herkömmlichen Weiſe, zwar nicht bis Rußland, wohl aber bis in einen Branntweinladen in der Mathiasſtraße. In Rußland iſt's kalt, und der Winter vor der Thüre. Da muß man ſich ſtärken und etwas Wärmendes zu ſich nehmen! Der gute Wanderer aber hatte hierin etwas zu viel gethan. Die matten Glieder verſagten ihm den Dienſt, und ſchon in der entfernten Mathiasſtraße mußte er ſich am Grabenrande niederlegen, nicht um die Beine, ſondern um den Kopf ausruhen zu laſſen. Aber o Schrecken! beim Erwachen war der Reiſeſack mit ſeinen Röcken, Hoſen, Weſten, Schuhen u. ſ. w. verſchwunden, und die Wanderung damit beendet! In Polen iſt nicht viel zu holen, mochte der Bäcker denken, und ſomit kehrte er nach der Reiſe bis an die Hundsfelder Thorexpedition wieder nach ſeiner guten Vaterſtadt Breslau zurück.

Der neueſte Jahrgang des Hormayr'ſchen hiſtoriſchen Taſchenbuches enthält einen Aufſatz eines Generals Wagner, der höchſt denkwürdige neue Aufſchlüſſe über Wallenſtein gewährt; ſie ſind geſchöpft aus einem in der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Tagebuche des Marquis de Feuquières, der 1633 und 1634 ſich als franzöſiſcher Geſandter in Deutſchland aufhielt. Es iſt darnach gar keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Wallenſtein mit Deutſchlands Feinden heimliche Unterhandlungen pflog, daß er die kaiſerliche Armee gegen den Kaiſer führen und ſich zum Könige von Böhmen machen wollte. Die vielbeſprochene Frage der Wallenſteiniſchen Schuld oder Unſchuld wäre alſo definitiv entſchieden und Schiller's Auffaſſung vollſtändig gerechtfertigt.

In Hannover iſt das Verbot fremder Scheidemünze, namentlich der preußiſchen 2½ Silbergroſchenſtücke, neuerdings eingeſchärft worden — bei Strafe der Konfiskation!

Die Balletmeiſterin Weiß hat ſich nun mit ihren jungen Tänzerinnen zum zweitenmal nach New-York eingeſchifft, nachdem ſie das erſtemal auf dem „Great Britain" geſcheitert war.

(Berlin.) Unſere Polizeibehörden ſind in dieſen Tagen einem merkwürdigen Falſchmünzergenie auf die Spur gekommen, welches in einer kleinen Stadt bei Berlin ganz unbemerkt aufgeblüht iſt. Bekanntlich iſt jüngſt der Kaſſe des Frankfurter Eiſenbahnhofes ein falſcher Fünfzigthalerſchein präſentirt, und es iſt der Beſitzer deſſelben, da er ſich verdächtig benahm, feſtgehalten worden. Auch ſchon früher ſind derartige falſche Scheine in Frankfurt zum Vorſchein gekommen. Unſere Polizeibehörden haben jetzt ermittelt, daß ein 16jähriger Schmiedelehrling, welcher niemals Zeichnen-Unterricht genoſſen hat, und ſich in Fürſtenwalde in der Lehre befindet, dieſe falſchen Scheine (neun Stück an der Zahl) aus freier Hand mit einer Stahlfeder gezeichnet hat. Trotz dieſes Umſtandes und obwohl das Material der falſchen Scheine nur aus gewöhnlichem, nachträglich mit Fett getränktem Conceptpapier beſteht, iſt das Fabrikat doch ſo täuſchend, daß es nur bei einer ſorgfältigen Prüfung Verdacht erregt. Der junge Burſche beſitzt eine ſolche Geſchicklichkeit im Zeichnen, daß er in Gegenwart der Beamten einen derartigen Schein aus dem bloßen Gedächtniß in wenigen Minuten in ſeinen Umriſſen aufgezeichnet hat. Es iſt der Polizei geglückt, alle jene falſchen Scheine herbeizuſchaffen, und der Verfertiger ſitzt hinter Schloß und Riegel. Mit

Digitized by Google

ihm ſind ſein Meiſter und deſſen Frau verhaftet, welche den armen Jungen eigentlich zur Falſchmünzerei verleitet, die Produkte deſſelben verbreitet und das gewonnene Geld an ſich genommen haben. — Uebrigens ſteht der vorliegende Fall in den Annalen der Criminaliſtik nicht unerhört da; ſchon vor mehreren Jahren hat ſich hieſelbſt der Fall ereignet; daß ein junger Menſch entdeckt worden iſt, der aus freier Hand falſche Kaſſen-Anweiſungen gezeichnet hat. (Magdeb. Z.)

Von der ſchaudererregenden Behandlung der engliſchen Armen in den Arbeitshäuſern hat die jüngſte Zeit die ergreifendſten Belege geboten. Das Limerik Chronicle erzählt einen Fall, der beweiſ't, welchen gewiſſenloſen Händen die Sorge dieſer Häuſer anvertraut iſt. Zwei Kinder wurden, weil ſie bei Tiſche ſich gezankt, und ſich um eine Kruſte Brod geſtritten, in das Loch eingeſperrt. Der Vorſteher des Hauſes vergaß die armen Kinder, und nach zwei Tagen fand man die Kleinen — todt, ſich umſchlungen haltend; der Aufſeher iſt darauf verhaftet worden.

An des verſtorbenen Prof. Eiſelen Stelle, deſſen irdiſch Ueberreſte nun in Berlin beigeſetzt ſind, iſt Hr. Ballot zum Turnlehrer unter denſelben Bedingungen ernannt worden. Auch während der Wintermonate wird der Turnunterricht ſowohl an königlichen als auch ſtädtiſchen höheren Lehranſtalten fortgeſetzt, und hat bereits am 26. Okt. ſeinen Anfang genommen.

Korreſpondenz.

Dresden, 16. Nov.

Zu Ehren Schiller's ward am 11. Nov. das neue Laube'ſche Stück: „die Karlsſchüler“ im Hoftheater gegeben und hat wegen ſeiner modernen Beziehungen ſo angeſprochen, daß es ſeit der erſten Aufführung bereits zweimal wiederholt wurde. — Dr. Koch wird das hier zur Ausſtellung gebrachte foſſile Meerungeheuer, Hydrarchos genannt, nächſten Mittwoch der Oeffentlichkeit entziehen und, wofern ihm in Deutſchland Niemand den geforderten Preis (25,000 Thaler) zahlt, daſſelbe den Engländern anbieten. Das Berliner Muſeum zaudert mit dem Abſchluſſe nur wegen des hohen Preiſes.

Aus dem Herzogthum Naſſau, 16. Nov.

Die ſtatiſtiſche Aufnahme des diesjährigen Weinertrags in unſerem diesmal ſo geſegneten Rheingau hat noch nicht vollends bewirkt werden können, da ſich die Leſe ſelber auf einigen großen Weingütern, namentlich auf den herzoglichen Domänen, bis in die erſte Woche Novembers hinein verzögert hat. Auf dieſen Gütern nämlich haben die Producenten die Rückſicht auf die Quantität der auf die Qualität des Erzeugniſſes hintangeſetzt und ſind ſomit ſpäter in den Herbſt gegangen, wobei freilich die Frage noch unentſchieden iſt, ob ſie in dem höhern Preiserlös ihrer dadurch veredelten Weine einen hinreichenden Erſatz für das verminderte Quantum erhalten werden. Dieſe Frage zu löſen bleibt der Folgezeit vorbehalten, da bis jetzt allererſt ganz kleine Belange der letzten Crescenz verkauft worden ſind. Zu welchem Betrage nun dieſe Crescenz in's Maß gefallen, läßt ſich, bevor jene Aufnahme durchgehends erfolgte, nur annähernd vermuthen. Einige Wochen vor der Leſe erſtreckte ſich der desfallſige Ueberſchlag auf 20,000 Stückfaß; in den meiſten Lagen aber hat man ein gutes Drittheil mehr eingebracht, als man nach dem früheren Ueberſchlag verhoffte. Welches jedoch auch das höchſtmögliche Ergebniß der mehr beregten Aufnahme ſeyn dürfte, ſo hat man hier als eine das Maß aller Zeitungs-Hyperbeln bei weitem hinter ſich laſſende, ja ſelbſt kaum einem Münchhauſen erlaubte Uebertreibung die Angabe der Berliniſchen (Voſſiſchen) Zeitung belacht, wonach auf Schloß Johannisberg 9000 Stück eingeherbſtet worden ſeyn ſollen. Es kann verſichert werden, daß der Ertrag dieſes ſchönen Weinguts auf nur 62 Stück glaubwürdig angegeben wird. Wird nun noch jener Angabe hinzugefügt, daß ſich der Durchſchnittswerth jenes Ertrags auf 3000 fl. berechne, was dahin gehen mag, ſo erhält man, vermöge einfacher Multiplication, die ungeheure Summe von 27 Millionen Gulden, welche muthmaßlich den Werth des ganzen, ſo herrlichen Weinertrags unſeres Rheingaues in dieſem ſo ſegensreichen Jahre um das Vier- bis Fünfache überſteigt.

Zweites Konzert des jungen Pianiſten Alfred Jäll.

Geſtern gab der jugendliche Virtuoſe A. Jäll ſein zweites und letztes Konzert im „Hotel de Ruſſie“, und wir müſſen geſtehen, ſein Spiel, obſchon in ſeinem erſten Konzerte Bewunderung und Erſtaunen erregend, hat diesmal einen wahren Enthuſiasmus hervorgerufen. (Hr. Jäll ſpielte einen ausgezeichneten Flügel von Hrn. G. N. Küper aus Bockenheim). Die Auffaſſung, künſtleriſche Ruhe und ächte Weihe, mit welcher er im erſten Konzerte das Trio von Mendelsſohn und diesmal das Quintett von Spohr wie aus einem Guſſe, die Begeiſterung und Eleganz, die Vollendung, mit welcher er Thalbergs Fantaſien „Mosé, Don Juan, Muette de Portici, Etude in A moll“, die Kraft und Bravour, mit welcher er Meyer's „Lucrezia“, „Carneval de Venise“, Willmer's „Flieg', Vogel“ und „Pompa di Festa“ vortrug, ſtempeln ihn ſchon jetzt mit 13 Jahren zum Virtuoſen erſten Ranges. Alfred Jäll iſt eine ächte Künſtlernatur, er iſt für Das, was er vorträgt, ganz Feuer und Flamme, nimmt es ganz in ſich auf und gibt es mit der höchſten Vollendung wieder; ſeine edle Haltung am Klavier, ſeine Anſpruchloſigkeit, Beſcheidenheit und liebenswürdige Perſönlichkeit müſſen ihm alle Herzen gewinnen und mit Recht ſtimmen wir mit dem gediegenen Muſikreferenten der Köln. Ztg., Hrn. Joachim Raff, ein, welcher ſchon im vorigen Jahre von ihm ſagte, „der 12jährige Pianiſt Alfred Jäll vereinige das Feuer Liſzt's, die Eleganz Thalberg's und die Kraft Leopold v. Meyer's, habe das Gedächtniß eines Vierzigers, den Willen eines Dreißigers und die Phantaſie eines Zwanzigers.“

Programm des Muſeums.

Am 20. November.

Irdiſches und Göttliches im Menſchenleben. Doppel-Symphonie für zwei Orcheſter von Spohr.
1ter Satz: Kinderwelt;
2ter „ Zeit der Leidenſchaften;
3ter „ Endlicher Sieg des Göttlichen.

Blaubart, Gedicht von Gotter, geſprochen von Hrn. Breuer.

Lied von Tieck, componirt von Chriſtfreund, geſungen von Frau Riehl.

Der Wanderer, Lied von Schubert, geſungen von Hrn. Anſchütz.

Der graue Gaſt, Gedicht von Maltitz; geſprochen von Fräul. Uëtz.

Abſchied von J. N. Vogl, komponirt von Franz Meſſer; geſungen von Frau Riehl.

„Wär' ich ein Stern“, Lied von Gollmick, geſungen von Hrn. Anſchütz.

Der Mohrenkönig, Gedicht von Freiligrath, geſprochen von Hermann Beurmann.

Requiescat, Gedicht von Freiligrath, geſprochen von Hermann Beurmann.

Auf vielfältiges Begehren wiederholt: Große Sonate in A-moll von Beethoven; für das große Orcheſter inſtrumentirt von Rummel.

Der Anfang iſt um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbuſche) wird um halb 6 Uhr geöffnet. — Alle Muſeumskarten ſind perſönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelaſſen; freie Gaſtkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. ſind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Poſt gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 19. Nov. Der ewige Jude, dramatiſches Gemälde in 5 Abth., nach dem Franzöſiſchen des E. Sue, für die deutſche Bühne bearbeitet von Carlſchmidt. (Gaſtrolle) Adrienne v. Cardoville: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 321. Samſtag den 21. November 1846.

Geſchichte eines Boudoirs.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Schluß.)

„Was ſoll denn aus dem armen Thurme werden?“ ſagte einer von den Männern.

„Die Kaſſe, wie unſer Herr ſagte, weil die Arbeiter die kleine Treppe hinaufſteigen könnten, ohne ſeine Frau, die auf der andern Seite des Schloſſes ihre zwei Zimmer haben wird, zu derangiren, und auch um die Schule, die er für kleine Mädchen zu gründen beabſichtigt, ſo wie dem Hoſpitale näher zu ſeyn . . . Das ſind mir einmal gute Herrn! Glaube mir, Peter, in zwei Jahren wird es weder einen Armen noch einen Kranken in unſerm Dorfe geben, und alle Kinder werden leſen und ſchreiben können.“

„Nun, wenn ich das Leſen können ausnehme,“ entgegnete ihm ſein Kamerad, „ſo war man auch zur Zeit der Frau Baronin glücklich, wie mir mein alter Vater geſagt hat, und jene Leute waren Adlige!“

„Die Adligen ſind allerdings brave Leute, aber wer menſchlich iſt, iſt auch adlig. Der wahre Adel iſt die Tugend,“ ſagte neulich unſer Pfarrer; „thut den Unglücklichen Gutes, und der Herr wird Euch ſegnen!“

„Nun, ſo werden auch ſie geſegnet ſeyn. Doch vorwärts an die Arbeit, wir wollen unſern Taglohn ehrlich gewinnen.“

Den ganzen Tag über wurden die ſchönſten Bäume des Parks gefällt; endlich kamen ſie zu mir, öffneten meine Fenſter und das ſchönſte Tageslicht drang von allen Seiten herein.

„Das gefällt mir,“ ſagte der neue Eigenthümer, ſich an ein Fenſter ſtellend; „von hier überblicke ich vollkommen alle Fabrikgebäude; dies ſoll mein Arbeitszimmer werden. Geben Sie Befehl, mein Herr,“ ſagte er zum Architekten, „damit man alle dieſe ſchmutzigen Verzierungen abreiße und an die ſaubergetünchten Mauern zahlreiche Fächer für meine Bücher und Regiſter anbringe. Dieſen kleinen Tiſch will ich zum ſchreiben brauchen; und fünf bis ſechs Stühle werden mir als Meublement genügen. Laſſen Sie den Fußteppich mit den Sternen wegnehmen und den Boden ſauber waſchen; die Geſellſchaft, die ich hier zu empfangen gedenke, iſt an Luxus nicht gewöhnt. Durch dieſe Thüre kann ich leicht zu meiner Frau gelangen, und meine fleißigen Arbeiter werden, um mich zu ſprechen, nicht nöthig haben ſie zu ſtören; dieſe geheime Treppe iſt ein wahrer Schatz! Ich wünſchte, mein Herr, daß Alles baldigſt beendigt werde.“

„In drei Tagen werden Sie Ihr Kabinet bewohnen können,“ ſagte der Baumeiſter.

„In drei Tagen? . . . ſehr wohl; wir haben auch nicht mehr Zeit gebraucht, um unſere Inſtitutionen zu ändern. Ich zähle auf Ihr Verſprechen, denn hier werden Sie wahrſcheinlich auf weniger Schwierigkeiten ſtoßen.“

Der Architekt lächelte, und beide entfernten ſich.

Der ganze Park war bis zum Fluſſe hin gelichtet; an den Ufern deſſelben, der mir breit und ſchön vorkam, erhoben ſich Gebäude; mehrere Räder drehten ſich mit einem bis zu mir dringenden Geräuſche und ſetzten große Maſchinerien in Bewegung, bei welchen, wie man durch die Fenſter wahrnehmen konnte, viele Menſchen beſchäftigt waren. Etwas weiter ſtand ein Gebäude, das mit größerer Solidität erbaut zu ſeyn ſchien, und aus dem ein dichter Rauch aufſtieg; dort war eine Maſchine im Gange, welche unſere Vorfahren ſicherlich als ein Werk des Teufels betrachtet hätten und die heut zu Tage, wie ich ſeit kurzem in Erfahrung gebracht, als die ſchönſte Errungenſchaft, für das, was man Induſtrie nennt, gilt. Dieſe in Mauern eingeſperrte Maſchine arbeitet Tag und Nacht ohne Unterlaß mit zahlreichem Räderwerk, und beſtimmt die Arbeit und den Lohn eines jeden Arbeiters, indem ſie überdieß ſeine Mühen und Beſchwerden verringert. Ich geſtehe, daß ich, trotz meiner Gewohnheiten und meinem Geſchmack für Trägheit und Luxus, die thätige Sorgfalt meines neuen Herrn nicht genug bewundern konnte; doch fühlte ich mich keineswegs geſchmeichelt, von Niemand Anderem mehr als dem Volke der Gemeinde beſucht zu werden.

Bald waren die mir bisher noch gebliebenen Verzierungen verſchwunden. Kaiſerthum und Republik wurden von den Mauern geriſſen und dann in einen alten Teppich aus der Reſtauration gewickelt; und da die Würmer Alles zerfraßen, beſchloß man, es in weiter Entfernung vom Schloſſe dem Feuer zu übergeben, um alle Spur davon zu vertilgen. Nur die dreifarbigen Einfaſſungen waren ſchwer zu verwiſchen; da ſie indeß die Modefarbe waren, gab man nicht ſehr darauf Acht. Aber ach! welch eine Tapete! Handelsbriefe ſtatt allen Schmuckes und darauf unerhörte Aufſchriften als: Kohlen — Steinkohlen — Eiſen — Holz — Marktpreis — Löhnung — Ausgabe — Einnahme. Kein ordentlicher Name rings um mich her. Ich brauchte lange, um mich in meine neue Lage zu ſchicken. Indeß konnte ich meinem Beſitzer, den ich gern meinen Gebieter hätte nennen mögen, ſo edel war er von Gemüth, meine beſondere Hochachtung nicht verſagen. Vor Tagesanbruch trat er bei mir ein, öffnete meine Fenſter, und durch ein Fernrohr hinausſchauend, rief er: „Die braven Leute! Schon an der Arbeit! Wie leicht kann man das Volk glücklich machen!! — Morgen iſt Zahltag,“ ſagte er einſt; „ſie ſollen mit mir zufrieden ſeyn; denn ich bin es auch mit ihnen.“ Und als der Tag kam, fanden ſich Alle ein, um ihren Lohn zu empfangen. Zuerſt kamen die Werkmeiſter, dann die Arbeiter, dann die Frauen und Kinder, und Alle ſchienen glücklich und zufrieden, Alle ſegneten ihren Wohlthäter. Ich ſelbſt ſchloß mich dieſen braven Leuten an, die niemals die Ehre gehabt haben würden, meinen Thurm zu betreten, wenn ich das Boudoir von 1770 geblie-

Digitized by Google

ben wäre. Aber 1830 kamen ſie Alle, und zwar ohne Ceremonie, das heißt beſchmutzt und zu jeder Stunde. Sie ſtiegen ohne alle Heimlichkeit durch die geheime Thüre, die Tag und Nacht offen war, hinauf; ſie kamen, um Rechenſchaft zu geben oder Befehle zu empfangen! O wie ſehr war ich meinen frühern Gewohnheiten entrückt! Doch bald hatte ich mich hineingefunden.

Jetzt bin ich ſchon lange in dieſer Lage; ich mag nachdenken und meine früheren Vortheile bedauern, ſo viel ich will, ſo kann ich doch nicht läugnen, was ich vor mir ſehe. Und ich ſehe die Arbeiter glücklich, die Bevölkerung meiner Vaſallen im Steigen begriffen; ich ſehe einen Herrn, dem das Wohlergehen ſeiner Leute, die er beſchützt, am Herzen liegt; ich ſehe, wie er für ihr Glück eben ſo ſehr, wie für ſein eigenes arbeitet. Ich ſehe, wie Vernunft, Ehre, Wohlthätigkeit der Reihe nach bei mir zu Rathe ſitzen; ich fühle aber auch, daß mein Geſchick ſich zu ſehr geändert hat, als daß ich hoffen dürfte, meiner Geſchichte noch etwas Intereſſantes hinzuſetzen zu können. Nun werde ich in Arbeit und Rechnungſtellen leben, ohne je Geſchäftsgeiſt zu erlangen. Was nützlich iſt, iſt ernſt, das Ernſthafte aber iſt nicht immer unterhaltend. Da nun einmal die Herrſchaft des „Weil es mir beliebt" und die der Revolutionen vorüber iſt, ſo will ich, ohne viel nachzudenken, leben, und wenn es ſeyn kann, meinen Urſprung vergeſſen, bis ein heftiger Windſtoß mich zu Boden wirft, und mein Beſitzer aus meinen Trümmern einen Hochofen macht, wenn dies ſein Wille iſt. Da ich dieſe letzte Kataſtrophe fürchte, ſo habe ich meine Erinnerungen geſammelt, um Euch meine Geſchichte zu erzählen; es fällt mir indem ich ſchließe ein, daß es heute 76 Jahre ſind, ſeit ich exiſtire . . . .

B. Auerbach's „Gevattersmann."

Unter den neueren Schriftſtellern, welche für das Volk geſchrieben haben, ſind mit beſonderer Auszeichnung Berthold Auerbach, Gubitz, W. O. von Horn, Honeck, Nieritz, C. André u. A. zu nennen. Es iſt nicht leicht, den einfachen, klaren, naiven und gemüthlichen Volkston zu treffen und hier die Extreme zu vermeiden, auf der einen Seite den all zu derben und trivialen, auf der andern den gekünſtelten und geſchraubten Ton. Daß übrigens, wie Manche behaupten wollen, der Volksſchriftſteller keiner Partei angehören und die politiſchen und kirchlichen Fragen, die unſere Zeit bewegen, nicht in ſein Bereich ziehen ſolle, dieſe Anſicht theilen wir nicht; denn auch das Volk fängt an, mündig zu werden und ſoll mehr und mehr zum Verſtändniß der Gegenwart und der mit ihr verknüpften Intereſſen gebracht werden. Licht und Aufklärung gehören allen Ständen und nicht ausſchließlich einer bevorzugten Kaſte an. Man kann das Volk aufklären, ohne es aufzureizen, belehren, ohne es ſeiner Sphäre zu entreißen, bilden, ohne es zu überbilden, und die Beſorgniſſe der ängſtlichen Gemüther, die von jedem etwas freieren Worte Unheil und Verderben befürchten, ſind ungegründet und vielleicht nicht einmal ehrlich gemeint. Dieſen beſorgten Leuten gibt Berthold Auerbach in ſeinem Gevattersmann manche Priſe trocknen Tabak zu ſchnupfen, und wenn ſie recht nießen, ſo ſagt er mit ſchalkhaftem Lächeln: „Gotthelf!" Er hat für die Leiden und Freuden des Volkes ein warmes, ſtets offenes Herz, und für die Quellen und Urſachen derſelben, ſowie für die Mittel zur Abhülfe einen klaren Blick und ſtets einen guten Rath. Mit wahrem Vergnügen haben wir ſeinen Eröffnungsgruß für das Jahr 1847 geleſen und ſtimmen ganz ſeinen Worten und Wünſchen bei, wenn er ſagt: „Hellauf! Es taget! möge der Gevattersmann um Mitternacht zu Neujahr ausrufen; iſt's auch noch dunkel ringsum, die Sonne beginnt allbereits ihren neuen Lauf. Die Sonne der wahren Religion ſteigt auf. Die verſchlafenen Eulen krächzen: die Religion ginge zu Grunde! Da iſt aber gerade das Gegentheil davon wahr. Der alte Schlendrian verſchwindet, da man das Heiligſte gedankenlos betrieb oder es gar vergaß; ein friſcher, freier Muth erwacht: die Kraft der Ueberzeugung. Niemand ſoll von ſeinem Glauben abwendig gemacht werden, aber Jeder ſoll ihn mit innerſter Ueberzeugung bekennen, ſonſt iſt er ein fauler Knecht vor Gott und den Menſchen. Mit Gott ſiegt die deutſche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit. Der alte Gott lebt noch, er lebt neu auf in den Herzen und wird ſie kräftigen und ſegnen." Der neue Gevattersmann bringt des Kerngeſunden und Kräftigen wieder recht viel, und wir dürfen ihn nach beſter Ueberzeugung empfehlen; denn er meint es nicht nur treu und ehrlich, ſondern er weiß auch mit ſeinen Gevattersleuten die Sprache zu reden, welche ſie Alle verſtehen und die von Herzen zu Herzen geht. Wir können hier nur Einiges andeuten. So ſind z. B. die goldene Repetiruhr — vor der Kirche — der Herr Lotterer — alte und neue Wirthshausſchilde — vom deutſchen Raucher — ſtarker Tobak u. ſ. w. vortreffliche Stücke, welche den Nachbar und die Nachbarin nicht nur mit Vergnügen, ſondern auch, wenn ſie etwas lernen wollen, mit Belehrung leſen werden. Auch iſt dieſer Kalender ſehr kurzweilig, indem er den Scherz mit dem Ernſte gehörig abwechſeln oder vielmehr beide einander unterſtützen und ergänzen läßt. Mit Einem Worte, der Gevattersmann iſt ein guter Geſellſchafter, der ſich bei Arm und Reich, bei Hoch und Niedrig in der Welt viel umgeſehen hat und darum auch Viel zu erzählen weiß. Wenn der Nachbar daher wieder in die Stadt kommt, ſo möge er nur in den erſten beſten Buchladen gehen und ein paar Groſchen herausrücken. Sie werden ihm Zinſen tragen und er wird ſie beſſer verwendet haben, als wenn er ſie im goldenen Löwen, im ſilbernen Roß oder in ſonſt einem Wirthshauſe, wie es auch heißen möge, hätte ſitzen laſſen. W.

Mannichfaltigkeiten.

Man ſchreibt aus Nürnberg vom 13. Nov.: Seit einigen Tagen macht eine Vergiftungsgeſchichte die Runde durch unſere Stadt und erregt auf der einen Seite eine unglaubliche Erbitterung, auf der andern einen tiefen Abſcheu vor menſchlicher Verworfenheit. Ein hieſiger Wirth eines kleinen Bierhauſes hatte, da ihm ſeine Frau geſtorben war, ſein 1½ Jahr altes Kind in fremde Koſt gegeben, weil ihm daſſelbe in der Wirthſchaft, die er allein verſah, hinderlich war. Vor etwa drei Wochen heirathete der Mann wieder und nahm ſofort ſein von den Koſtleuten auf eine ſchmähliche Weiſe körperlich verwahrloſ'tes Kind zu ſich, welches deßhalb auch in ſtets kränkelndem Zuſtande ſich befand. Vor ein paar Tagen wurde von der Stiefmutter ein Arzt gerufen, der das Kind jedoch bereits todt fand, zugleich aber am Munde nicht undeutliche Spuren der Verbrennung mittels Vitriols entdeckte. Der Arzt machte ſogleich dem Stadtgerichts-Phyſikus von dieſem bedenklichen Falle Anzeige, worauf derſelbe ſich zur Unterſuchung in das bezeichnete Lokal begab, die von dem Arzt feſtgeſtellten Symptome an der Kindesleiche jedoch nicht für erheblich nehmen zu müſſen meinte. Demnach fand alſo die Beerdigung des Kindes ungehindert ſtatt, und mit dem kleinen Sarge wäre der Verdacht auf eine That begraben worden, wenn nicht die laute Stimme des Volkes denſelben in lebendiger Bewegung erhalten hätte. Vorgeſtern verfügte ſich denn auch eine gerichtliche Commiſſion auf den Friedhof, vor welcher die Leiche wiederum ausgegraben und in Augenſchein genommen wurde. Das Reſultat ergab, daß das Kind wirklich Vitriol bekommen hatte, was ohne Zweifel ſeinen Tod herbeiführte.

Digitized by Google

(Was doch der 1846r vermag!) In einem anſehnlichen Städtchen der Pfalz gab's vor etwa vierzehn Tagen Abends um $1/2$ 11 Uhr Feuerlärm. Es dauerte lange, ſehr lange, bis eine Spritze an die Brandſtätte kam. Endlich, nach langem Harren kommt — was glauben meine werthen Leſer? — geführt von einer höchſt begeiſterten Schaar, den Spritzenkommiſſär an der Spitze, bei hellſtem Mondſchein, ein — Leichenwagen angerollt. Das klingt mährchenhaft und doch iſt es wahr. Es verhält ſich ſo: Durch den Feuerlärm aus dem Schlaf, oder wahrſcheinlich aus dem ſüßen Wohlbehagen bei dem Freund 46r aufgeſchreckt, eilte die Spritzenmannſchaft nach dem Spritzenlokal, ergriff im Dienſteifer und in Begeiſterung den neben der Spritze in einer Remiſe ſtehenden Leichenwagen ſtatt jener und eilt damit der Brandſtätte zu. Doch ein wahrſcheinlich Unbegeiſteter klärte noch zeitig den Irrthum auf und verhütete dadurch die Ausführung einer tragi-komiſchen Scene. Daß die Spritzenmannſchaft ordnungsgemäß oben aufgeſeſſen habe, wollen wir, als zu graß, vorläufig in Zweifel ſtellen, bis darüber nähere und beſtimmtere Nachrichten einlaufen. X. Y. Z.

(Stuttgart, 16. Nov.) Das Gaſtſpiel der Jenny Lind beſchäftigt noch immer die Gemüther des hieſigen muſikaliſchen Publikums. Auch geſtern bei der Vorſtellung von Donizeti's mediocrer „Regimentstochter" war das Haus gedrängt voll, da nach dem übereinſtimmenden Zeugniß der Correſpondenten der Allg. Z. in Frankfurt und München gerade dieſe Oper die Stärke unſeres berühmten Gaſtes ſeyn ſollte; Jedermann war daher geſpannt zu ſehen und zu hören, wie es dem Genie der Schwedin gelingen werde, aus einem Nichts Etwas zu machen. Aber ſiehe da, das Unmögliche iſt auch ihr nicht gelungen; wenn ſie als Norma groß, als Nachtwandlerin unübertrefflich war, ſo erhob ſie ſich als Marie kaum über das Niveau des Gewöhnlichen und hat auch nur in einer Scene des zweiten Aktes den Beifall des zahlreich verſammelten gebildeten Publikums erringen können, welches ſie an dieſem Abend dadurch noch mißſtimmte, daß ſie dem vor und während der Vorſtellung zu wiederholten Malen lebhaft geäußerten Wunſche, auch nur Eines ihrer Nationallieder zu ſingen, nicht entſprach, und damit die Hoffnung Vieler, welche eben um dieſer Lieder willen die Oper beſucht hatten, auf das bitterſte täuſchte. (Beob.)

Auf den belgiſchen Eiſenbahnen bewegen ſich bereits 25 Konvois täglich, die mit einer Feldapotheke verſehen ſind, und nicht nur die Hauptſtation zu Mecheln beſitzt ein Depot von Arzneimitteln, chirurgiſchen Inſtrumenten und Bandagen, ſondern es ſollen dergleichen Niederlagen von ärztlichen Hülfsmitteln auf Anordnung der Eiſenbahnverwaltung in jeder bedeutenden Station errichtet werden.

Bei dem kürzlich gemeldeten Brande in den Queckſilberbergwerken von Idria ſind nicht weniger als 17 Menſchen umgekommen. Ungeachtet der augenſcheinlichſten Gefahr begaben ſich in kurzen Zwiſchenräumen 13 Bergleute in die Grube, um die gleich zu Anfang des Brandes in dieſelbe geeilten, und nun inmitten des mephitiſchen Qualms befindlichen vier Beamten zu retten. Leider kamen ſie alle in dem Verſuche dieſer edlen Pflichterfüllung um, und bis gegen Mittag wurden 10 Leichen der zuletzt hineingefahrenen Bergleute zu Tage gefördert; die übrigen drei nebſt den unglücklichen Vermißten mußten ihrem Schickſale überlaſſen werden. Von den 17 Umgekommenen waren elf verheirathet und mehr oder minder mit Kindern geſegnet.

(Frankfurt, 14. Nov.) Ein auch hier gemachter, vollkommen gelungener Verſuch, die Kartoffeln aus dem Samen zu ziehen, verdient Erwähnung. Der Same wurde im Frühjahr auf Gartenland ausgeſtreut und die demſelben entſproſſene Pflanze zu Anfang Juli auf gewöhnliches Ackerland verſetzt. Die davon im Oktober eingeheimſten Kartoffeln waren vollkommen ausgewachſen und genießbar. Sachverſtändige verſichern, daß ein noch befriedigenderer Erfolg erlangt worden wäre, hätte man die Pflanze etwa einen Monat früher ausgeſetzt.

Am 12. Nov. Abends kam auf der Niederſchleſiſch-Märkiſchen Eiſenbahn ein Unfall vor, der zu einem großen Unglück führen konnte. In der Nähe von Köpenick brach die Achſe eines Perſonenwagens, und das Eiſen davon wurde weiter die Urſache, daß auch noch die nächſte Achſe brach und dann ein folgender Wagen, unter welchen ſich die Achſe ſchob, in die Höhe gehoben wurde. In dieſer Geſtalt ging der Zug dennoch vorwärts, ein oder zwei Wagen gingen aus den Schienen, endlich wurde angehalten. Die zahlreichen Reiſenden waren natürlich in entſetzlicher Angſt; in dem Augenblick, wo der Zug hielt, kam noch der, wie ſich ſpäter erwies, ganz ungegründete Feuerruf dazu. Wunderbar iſt es, daß bei dieſem Unfall kein Unglück geſchah und Niemand verletzt wurde. Man trennte den unverſehrt erhaltenen Vordertheil des Zuges von den verletzten Wagen, übergab denſelben die Breslauer Korreſpondenz und ließ ihn abgehen. Der Reſt der Paſſagiere wurde ebenfalls umgeladen, und folgte. Große Anſtrengung erforderte die Beſeitigung der beſchädigten Wagen, um noch für den Abend dem aus Frankfurt kommenden Zuge den Weg zu öffnen, indeß mit Anordnung der nöthigen Kräfte und guter Leitung derſelben, war in zwei Stunden Alles geſchehen; und dieſer Aufenthalt iſt denn auch neben dem Schaden, welchen die Wagen erlitten, das Einzige, was aus dieſem Eiſenbahnunglück hervorging.

(München, 14. Nov.) Das neu errichtete Konſervatorium für Muſik hat an bereits 60 Zöglinge aufgenommen, die nach Außen in ſtrenger Disziplin gehalten und nach abgelegtem Probe-Examen in den erſten Anfängen der Muſiktheorie und Praxis aufſteigend unterrichtet werden. Dieſe zahlreiche Theilnahme ſcheint am beſten für die Nothwendigkeit eines ſo trefflichen Inſtituts zu ſprechen. Durch die Blüthe des hieſigen Konſervatoriums dürfte das von Inländern ſonſt ſo häufig beſuchte in Mailand weſentlich in Nachtheil kommen.

(Elberfeld, 18. Nov.) Geſtern Abend zeigte ſich am nördlichen Himmel ein ſchönes Nordlicht. Gegen halb 7 Uhr war der Lichtſtreif über 90 Grad lang, 8 Grad breit und erhob ſich parallel mit dem Horizont über 15° genau im Norden. Die Lichtwolke ſenkte ſich um 8 Uhr, indem ſie nach Nordweſt zog. Dieſes Nordlicht unterſchied ſich indeſſen von dem gewöhnlichen, daß es ein weißes, durchaus nicht ſtrahlendes noch röthliches Licht hinter dem dunklen Wolkenſtreif hervorleuchten ließ. Der Himmel war übrigens völlig klar und wolkenlos. Sollte es vielleicht nicht eine Vorbedeutung ſeyn! (Auch in Leipzig hat man dies Nordlicht am Abende des 17. d. beobachtet.)

(Berlin.) Die Aufführung des in den Zeitungen ſo viel beſprochenen Theaterſtücks „Marie Magdalene" von Hebbel ſoll wegen des darin vorkommenden Anſtößigen unterſagt ſeyn.

(Anekdote.) Ein Bettler redete einen Hauptmann an: „Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiger Herr — Sie haben mir einſt das Leben gerettet." — „Ich Dir?" — „Ja wohl, ich war Soldat in Ihrer Kompagnie, und als Sie in der Schlacht bei Jena ſich aus dem Staube machten, war ich der Erſte, der Ihrem Beiſpiel folgte; und ſo ward ich gerettet."

Nach einer Mittheilung in der „Oberrheiniſchen Zeitung" hat ſich in Lahr eine Geſellſchaft gebildet, die unter Anderem auch an der Beſtimmung feſthält, keinen Staatsdiener unter ſich aufzunehmen. Das iſt doch gewiß eine liberale Geſellſchaft. (Karlsr. Z.)

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Berlin, 15. Nov.

In den letztvergangenen Tagen fanden hier drei ungewöhnlich große und *feierliche Leichenbegängniſſe* ſtatt, denen auch das entfernter ſtehende Publikum (ob aus bloßer Neugierde, oder aus wirklichem Mitgefühl, iſt ſchwer zu entſcheiden) eine überaus große Theilnahme bewies. Bekanntlich hatte das jüngſte *Brandunglück* nicht unbedeutende Opfer gefordert. Sechs Perſonen waren von dem fürchterlichen Element vernichtet. Wir wollen nicht weiter an dies traurige Ereigniß erinnern; — es iſt dem Herzen wohlthuend, ſo rührende Beweiſe aufrichtiger Theilnahme zu ſehen, wie ſie bei der Beſtattung der traurigen Ueberreſte jener unglücklichen Familie von der *ganzen* Stadt offen an den Tag gelegt wurden. Es iſt ſchon in andern Blättern rühmend anerkannt worden, mit welchem Eifer die Mitglieder des großen Handwerker-Vereins in der Johannisſtraße die nöthigen Anordnungen und die feierliche Ausſtattung des Leichenzuges freiwillig übernommen hatten. Als nun einige Tage nachher ein zweites Leichenbegängniß, deſſen Veranlaſſung gleichfalls jene unglückliche Nacht geweſen, ſtattfand, wurde auch dieſem eine allſeitige, aufrichtige Theilnahme bewieſen. Und hier ſchien ſie uns, wenn wir offen ſeyn ſollen, mehr an ihrer Stelle, als bei dem erſtgenannten Falle. Denn hier gab es noch Hinterbliebene, denen ein Beweis von Theilnahme mindeſtens ein wohlthuendes Gefühl ſeyn mußte, wenn auch dieſelbe eben keinen nachhaltigen Troſt gewähren konnte. Man denke nur an die entſetzlichen Qualen und Schmerzen, welche eine 60jährige Frau mit zerbrochenem Rückgrat mehrere Tage lang zu ertragen hatte. Ihr Mann, der Inſtrumentenſchleifer *Füller*, hatte ſie, wie man weiß, in jener unglücklichen Stunde zum Fenſter heraus in einem Bettlaken liegend zur Erde herunter laſſen wollen; dieſe Procedur war jedoch verunglückt und die Aermſte in der unglücklichſten Lage zur Erde gefallen. — Das dritte Leichenbegängniß bewegte ſich heute früh durch die lange Friedrichsſtraße; ein Arbeiter in der Eiſengießerei von Borſig hatte durch Unvorſichtigkeit einen ſchrecklichen Tod erlitten; er war einem Rade zu nahe gekommen, von dieſem ergriffen und in *einem* Augenblicke *gänzlich zerquetſcht* worden. Seine trauernden Collegen, 1200 an der Zahl, folgten der Leiche; es mag ein ſo trauriger Fall unter ihnen bisher noch nicht vorgekommen ſeyn.

Düſſeldorf, 18. Nov.

Der Entſchluß des Malers *Leſſing*, unſer Weichbild nicht zu verlaſſen, wird jetzt vielfach aus der Rückſicht gedeutet, als wenn die Ausſicht auf die *Direktorſtelle* hieſiger Academie ihm von gewiſſer Seite eröffnet worden wäre. Die hieſige jugendlich anſtrebende Künſtlerwelt würde ſich gewiß über dieſe Veränderung beglückwünſchen und eine neue Aera der Kunſt hier begründen helfen, der Kunſt, welche hier während der letzten Jahre ziemlich flügellahm geworden iſt.

Darmſtadt, 18. Nov.

Das hiſtoriſche Drama von Alex. Dumas: „Die Tochter des Regenten“, wurde geſtern auf unſerem Theater zum Erſtenmale gegeben. Das Stück hat gefallen und war auch in der That geeignet, durch mehrere der hervortretenden Rollen einen günſtigen Eindruck zu machen. Hr. *Becker*, als Orleans, bethätigte jenes ſichere, würdevolle und dem jeweiligen Charakter einer Rolle genau angepaßte Spiel, welches wir an ſeinen Darſtellungen gewöhnt ſind. In der Erkennungsſcene zwiſchen dem Regenten und Helene von Chaverny, ſeiner Tochter, entwickelte Fräul. *Eppert*, in der Rolle der letzteren, ihr ſchönes Darſtellungstalent mit beſonderem Glanze, ſo daß wir dieſe Scene zu den gelungenſten der Vorſtellung zählen zu dürfen glaubten. Den berüchtigten Dubois, den Vertrauten des Regenten, machte Hr. *Steck* in ſeiner beliebten Manier, den Baron Gaſton Hr. *Wisthaler* als entſchloſſener Verſchwörer und ſchwärmender Liebhaber der Helene, Hr. *Peters* den Grafen Montlouis mit ſeiner gewohnten Kraft, Mad. *Fiſcher* die Mad. Desroches mit den ihr zu Gebot ſtehenden Gaben einer leichten und gefälligen Darſtellung. Kurz, das Stück erregte Intereſſe, ſowohl ſeinem Inhalte als ſeiner Darſtellung nach.

Frankfurt a. M.

Hr. Dr. *Friedleben* wird einige Wochen hindurch, wöchentlich einmal, Abends von 7 — 8 Uhr, populäre Vorträge über Himmel, Weltall und die Natur der Firſternenwelt mit Einſchaltungen über kosmiſche Verhältniſſe *zum Beſten des Hülfsvereins für nothleidende Handwerksmeiſter* halten und ſolche noch in dieſem Monat beginnen. Der anerkannt wohlthätige Zweck, den Hr. Dr. Friedleben dabei im Auge hat, verbunden mit dem hohen Intereſſe, welches die abzuhandelnden Gegenſtände für ſich ſelbſt ſchon darbieten, laſſen eine recht lebhafte Theilnahme erwarten, um ſo mehr, da das Honorar dafür nur 1 Gulden beträgt. Indem die unterzeichnete Verwaltung, der die ganze Einnahme zufließt, ſich erlaubt, darauf aufmerkſam zu machen, daß gegenwärtig die zwar an ſich noch geringen Hülfsmittel der Anſtalt doch beſonders in Anſpruch genommen werden, beehrt ſie ſich zugleich, die Bitte auszuſprechen, der Subſcription auf dieſes Unternehmen gefällige Aufnahme und Beförderung gewähren zu wollen. Tag und Local für dieſe Vorträge werden nachträglich durch das Intelligenz-Blatt und das deutſche Journal angezeigt werden.

Die Verwaltung des Hülfsvereins für nothleidende Handwerksmeiſter.

Dank und Bitte.

So ſehr die unterzeichneten Vormünder ſich gedrungen fühlen, für die *aus freiem Antriebe* faſt aus allen Theilen Deutſchlands bewieſene innige und werkthätige Theilnahme an dem Schickſale des Pfarrers Dr. *Weidig* und ſeiner hinterlaſſenen Kinder ihren wärmſten Dank hiermit öffentlich auszuſprechen und ſo wohlthuend insbeſondere dieſe Theilnahme *als ehrendes Anerkenntniß des Verſtorbenen* ihnen geweſen iſt und fortwährend ſeyn wird, ſo ſehen ſich dieſelben gleichwohl durch den in der Didaskalia zu Nro. 312 des Frankfurter Journals vom 12. Nov. d. J. enthaltenen Artikel zu der für Näherſtehende ohne Zweifel ganz überflüſſigen Erklärung veranlaßt, daß derſelbe, eben ſo wie frühere ähnliche Artikel, die leicht mißdeutet werden könnten, weder von ihnen ausgegangen, noch irgendwie hervorgerufen worden und daß ſie wünſchen müſſen, es möchten ferner derartige mit dem Studium ihres Mündels anſcheinend in Bezug geſetzte Veröffentlichungen, ſo wohlgemeint ſolche auch ſeyn mögen, unterbleiben.

Friedberg und Homberg, 17. Nov. 1846.

Die Curatoren der Pfarrer Weidig's Kinder.

Hofmann, Großh. Landrichter. *Weidig*. Großh. Revierförſter.

Homonyme.

Es wünſcht der Hungrige vervielfacht mich,
Doch dem Verbrecher bin ich fürchterlich,
Und vor dem letzten ſcheuet Jeder ſich.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 21. Nov. *Die Montecchi und Capuleti*, große Oper in 5 Abth., Muſik von Bellini. (Letzte Gaſtrolle) Romeo: Fräul. *Emilie Walter*, k. k. öſterreichiſche Hofopern- und k. würtembergiſche Kammerſängerin.

Redacteur: J. L. *Heller*. — Druck und Verlag von *Heller* und *Rohm*.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

№ 323. Montag, den 23. November 1846.

Am Morgen.

(Von Wilh. Wagner.)

Der Tag beginnt. — Von Dankgefühl belebt
Siehſt du des Lichtes milde Strahlen wieder.
Ein Engel Gottes hat auch dich umſchwebt;
In düſt'rer Nacht ſtieg er beſchirmend nieder.
Du fühleſt dich geſtärkt zu neuer That,
Zu neuer Wand'rung auf dem Lebenspfad;
Du biſt bereit, zu wirken und zu wagen
Und Freud' und Leid zu tragen.

Der Tag beginnt. — Es regt ſich überall.
Der Landmann ſpannt die Pferde an den Wagen;
Weithin ertönt des ſchweren Hammers Fall;
Vom harten Meiſel wird der Stein zerſchlagen.
Der Zimmermann ſchwingt ſein gewaltig Beil;
Das Dampfrad dreht ſich in geſchäft'ger Eil'
Und treibt das Uhrwerk mächtiger Maſchinen,
Dem Handelsherrn zu dienen.

Der Nebel ſinkt. — Es kehrt das welke Laub
Der Gärtner in den Wegen dort zuſammen;
Der Richter ſinnt, umwölkt vom Aktenſtaub,
Ob er freiſprechen müſſe, ob verdammen.
Sieh' hier den Lehrer, der zum Vater fleht,
Indeß die Schaar der Kinder um ihn ſteht,
Den Jäger dort, der auf bereiften Wegen
Dem Walde eilt entgegen.

Es regt ſich rings, und Jedem unſern Gruß,
Der froh mit Gott ſein Tagewerk beginnet,
Ob er die Welt durchzieht auf eil'gem Fuß,
Ob er ſein Brod in enger Zell' gewinnet!
Schwer wird's den Meiſten und nur Wen'gen leicht;
Das Ziel wird ſelten ohne Kampf erreicht;
Doch wer mit Luſt ſein Tagewerk begonnen,
Der hat ſchon halb gewonnen.

Bewahre dir den kräft'gen Lebensmuth,
Die Freudigkeit, zu ſchaffen, zu geſtalten,
Und ob dein Werk in engen Räumen ruht,
Ob du es magſt in weitem Kreis entfalten,
Ob du die Feder, ob den Hammer führſt,
Ob du die Flamm' in deiner Werkſtätt' ſchürſt,
Ob dir den Lohn der ſchweren Arbeit zolle
Der Steinbruch, ob die Scholle, —

Wenn du dein Werk mit treuem Fleiß gethan,
Ob klein, ob groß, ſo war es nicht vergebens!
Sandkörner häufen ſich zum Hügel an,
Der Tropfen auch gehört zum Strom des Lebens.
Der Bergmann, wühlend in dem tiefen Schacht,
Der Forſcher, der in langen Nächten wacht,
Sie, die, nach Schätzen ſuchend, niederſteigen,
Sind ſie nicht zu vergleichen?

Der Tag beginnt, — und herrlich iſt die Welt,
Wohin ſich auch dein klares Auge wendet.
Im Oſten glüht das weite Himmelszelt;
Des Morgens Friſche dir Erquickung ſpendet.
Ein heit'res Leben regt ſich überall,
Auf Bergeshöhen, in des Stromes Fall,
Auf breiter Heerſtraß', auf dem Wieſenpfade
Und an dem Seegeſtade.

Der Tag beginnt. — Doch wenn er ſchweres Leid
Und harten Kampf dir brächte? — O dann ſchaue
Empor mit gläubiger Ergebenheit,
Auf daß dein Geiſt dem ew'gen Gott vertraue!
Er ſchirmt den Grashalm an des Baches Rand,
Er hält den Blitz in ſeiner mächt'gen Hand;
Er, der den Welten ihre Bahn gemeſſen,
Wird deiner nicht vergeſſen.

Der Operateur.

Wahre Begebenheit, mitgetheilt von Dr. Rödiger.

(Fortſetzung)

Alle Tiſchgäſte hielten zugleich ihren Einzug in das Speiſezimmer. Der Raubvogel nahm auf der Lehne eines Seſſels Platz; der Hund ſetzte ſich neben den Doktor, und legte ſeinen Kopf auf deſſen Knie. Pſylla ſchwang ſich auf den Tiſch, und rollte ſich, den Kopf einer Schale mit Milch zugewendet, um einen Leuchter; Nick inſtallirte ſich mit der ihm eigenen Unverſchämtheit in einen Seſſel, und bemächtigte ſich eines Tellers. Miſtreß Sarah wollte ſich dieſer Kühnheit widerſetzen, aber der Schlaukopf nahm eine ſo poſſierliche Stellung an, daß die Alte laut lachen mußte. Wer eine alte Haushälterin zum Lachen bringt, hat gewonnenes Spiel; Nick hält es daher für angemeſſen, ſeine Kühnheit noch weiter zu treiben. Er ergriff eine Gabel, ſpießte eine große gebratene Kartoffel darauf und verſpeiſ'te dieſe langſam.

„Werden Miſter dieſen Abend ausgehen?“ fragte Sarah während der Doktor einem ſaftigen Stücke Roaſtbeef tapfer zuſprach.

Digitized by Google

„Ich — dieſen Abend ausgehen! Hört Ihr denn nicht, Miſtreß Sarah, wie der Nordwind den Regen gegen die Fenſterſcheiben peitſcht. Glaubt Ihr etwa, ich hätte heute nicht genug gethan, wenn ich um fünf Uhr früh meine Krankenbeſuche anfing, und erſt um ſechs Uhr Abends heimkehrte."

„Da wäre ich ja im Widerſpruche mit den Bitten, welche ich ſelbſt täglich an meinen ehrenwerthen Herrn richte, ſich nicht ſo ſehr abzumühen und ſeine Geſundheit mehr zu ſchonen."

„Da höre man die Weiber!" ſagte er ärgerlich. „Nicht wahr, um es Euch recht zu machen, ſollte ich unter meinen Patienten jene auswählen, welche am glänzendſten zahlen, und die armen Teufel zurückweiſen?"

„Weit entfernt, Miſter. Ich habe im Gegentheil oft . . ."

„Ah! ich verſtehe! Ihr möchtet, daß ich nur Arbeiter und Bettelvolk behandle!" unterbrach ſie der Doktor. „Das wäre ein gutes Mittel, um die ſchweren Ausgaben meines Hauſes zu beſtreiten; denn es geht hier entſetzlich viel darauf, Miſtreß Sarah; mit Ordnung und Sparſamkeit ließe es ſich auf eine minder koſtſpielige Weiſe thun."

Bei dieſem ungerechten Vorwurfe vermochte die gute Sarah eine über ihre runzeligen Wangen rollende Thräne nicht zu verbergen.

„Da ſeyd Ihr wieder mit Eurer Empfindlichkeit! Ihr ſcheint ein unüberlegtes heftiges Wort für Ernſt zu nehmen, als ob Ihr nicht ſchon längſt daran gewöhnt wäret. Oder ſoll ich Euch zum tauſendſten Male verſichern, daß ich Euch für die verſtändigſte und ehrbarſte Sarah in den drei Königreichen halte? Noch ein Glas kalten Grog, Miſtreß Sarah, und dann Friede!"

Er reichte ihr heiterer Laune ſein Glas hin. Die Alte, ſtatt das Glas zu füllen, nahm die umfangreiche Flaſche vom Tiſche und ſtellte ſie in den Speiſeſchrank.

„Ihr ſolltet mir ein Glas Grog einſchenken," rief Abernethy.

„Euer Gnaden haben ſchon zwei getrunken; ein drittes wäre Ihnen ſchädlich."

„Was! ich ſoll mir von einem alten Weibe diätetiſche Vorſchriften machen laſſen?"

„Euer Gnaden vergleichen ſich ja oft mit einem Wegweiſer, der die rechte Straße anzeigt, aber dieſelbe nie ſelbſt betritt."

„Ich bin alſo nicht mehr Herr in meinem Hauſe? Das war alſo der Mühe werth, ledig zu bleiben, um meine Freiheit nicht zu beeinträchtigen. Jetzt bin ich der Sklave der halsſtärrigſten Evastochter, die ich kenne. Laſſet uns Friede machen, Miſtreß."

Er ſtand auf, um ſich in ſein Arbeitskabinet zurückzubegeben. Der Neufundländer folgte, der Affe hüpfte voran. Die Schlange, welche zu wiederholten Malen von der Milch getrunken hatte, kroch auf dem Teppich fort zum Kamin, deſſen Wärme ſie bald einſchläferte. Die Eule blieb im Speiſezimmer, und eignete ſich einige Ueberbleibſel der Speiſen zu.

2.

Kaum hatte der Doktor ſeinen Platz am Kaminfeuer wieder eingenommen, ſo trat ſein Diener ein und übergab zwei ſehr dringende Briefe.

Abernethy erbrach das Siegel und las:

„Mein Herr, ich bin ſehr krank. Die Aerzte, welche ich bis jetzt conſultirt, wiſſen meine Krankheit nicht zu beurtheilen. Ich nehme daher meine Zuflucht zu Ihnen, und erſuche Sie dringend, mich noch dieſen Abend zu beſuchen. John Elwes."

„Ah! Du glaubſt, ich würde um Deinetwillen mein warmes Stübchen verlaſſen und mich in das Regenwetter hinaus wagen, alter Filz!" rief der Doktor. „Du meinſt, ich wiſſe nicht, wie Du meinen würdigen Meiſter Hunter bezahlt haſt? Ich will Dir das Verlangen nach einem Arzte ſchon vertreiben."

Er ſchrieb unter den Brief:

„Doktor Abernethy kann dem ehrenwerthen Sir John Elwes nur gegen ein Honorar von fünfzig Pfund Sterling einen Beſuch machen."

„Dieſen Brief übergieb dem Bedienten, der ihn gebracht hat," ſagte er zu ſeinem Diener.

„Es iſt kein Bedienter," erwiederte dieſer, „ſondern ein zerlumptes altes Weib."

Abernethy erbrach den zweiten Brief. Der Inhalt machte einen heftigen Eindruck auf ihn.

„Geſchwind angeſpannt!" befahl er. „Ich muß auf der Stelle fort."

In ſeiner Ungeduld warf er Schlafrock und Pantoffeln ab, und kleidete ſich ſchnell an.

„Der Henker hole die Bedienten mit ihrer unerträglichen Langſamkeit!" rief er in ſeiner gewöhnlichen Haſt. „Ich ſollte jetzt ſchon dort ſeyn. Armes Kind!"

Er eilte in den Hof hinab, trieb den Kutſcher zur Eile, und ſaß ſchon im Wagen, als die Pferde noch nicht einmal angeſpannt waren. Endlich rollte der Wagen durch die finſteren Gaſſen der City.

Er hielt vor einem ärmlichen Hauſe an und ſprang aus dem Wagen mit derſelben Ungeduld, wie er eingeſtiegen war. Ein dunkler Gang führte ihn zu einer ſchmalen, ſteilen Treppe, welche er mit jugendlicher Lebendigkeit hinan eilte. Ohne ſich melden zu laſſen, und ſogar ohne anzuklopfen, öffnete er eine kleine Thüre. Ein trauriger Anblick bot ſich ihm dar. Ein junges Mädchen lag leichenblaß und in heftigen Zuckungen auf einem Ruhebette. Eine bejahrte Frau und ein anderes junges Mädchen ſtanden weinend an ihrem Lager und bemühten ſich vergebens, ihr Muth zuzuſprechen. Bei'm Eintritte des Arztes ſchienen ſie wieder Hoffnung zu faſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Eine merkwürdige öffentliche Gerichtsſitzung in Berlin.

(Schluß.)

V. Sind das dieſelben Schriften, welche Sie angefertigt haben? — A. (die Papiere bald nah, bald von weitem vor die Augen haltend): Ich kann es nicht genau erkennen; meine Handſchrift ſcheint es zu ſeyn; ja, ſie iſt es. — V. Sind Sie kurzſichtig oder weitſichtig? — A. Ich bin keins von Beiden; ich bin ſeit drei Jahren auf beiden Augen blind, ich habe den grauen Staar. — V. Der Phyſikus hat allerdings in dieſer Beziehung Sie auch einer Unterſuchung unterzogen, und beſcheinigt: daß Sie mit dem ſogenannten „Katzenſtaar" ſeit längerer Zeit behaftet, auf beiden Augen faſt ganz erblindet ſeyen. Ich werde daher den von Ihnen aus dem Zahlenbriefe herausgezogenen Inhalt Ihres Schreibens vorleſen, der wirklich mit jenem vollkommen übereinſtimmt, wenn man nach Ihrer Vorſchrift ſtatt der Zahlen Buchſtaben ſetzt. Dieſe Ueberſetzung lautet ſo: „Lieber Bruder Herz. Gott zum Gruß! unſer Bund gewinnt täglich mehr Anhang. Die Geſellſchaft der rothen Brüder iſt im Aufblühen. Lord Dudley in London iſt dem Bunde beigetreten; er hat 80,000 Pfd. St. dem Meiſter überliefert. Die hier erfundene Giftmaſchine iſt ein Meiſterwerk der chemiſchen und mechaniſchen Kunſt; die erzeugte Luftſtrömung macht es jetzt möglich, daß in der größten Weite Perſonen durch ſie getödtet werden können. — König Fr. W. IV. und ſeine Brüder, ſo wie die Euch bekannten und letzt ſchon bezeichneten Großen ſind dem Tode geweiht; Frauen und Kinder bleiben verſchont. — Den Bundesgliedern in Wien haben wir durch den Meiſter Nachricht geben laſſen. Vom Rheine werden unſere Brüder in der Verkleidung nach Berlin kommen. Grüßet den

Digitized by Google

Meiſter und bleibet treu dem Bunde; es behüte Euch die Vorſicht. Der Eurige.“ Iſt dies genau der Inhalt und die Bedeutung der Zahlenſchrift geweſen? — A. Ja, ſo habe ich den Inhalt herausgefunden? — B. Haben Sie keinen der drei von Ihnen bezeichneten Herren nachher wiedergeſehen? — A. Ja, den Einen ſah ich einmal flüchtig unter den Linden; erſt als er mir vorüber war, erinnerte ich mich ſeiner beſtimmt; es war der Herr mit den Orden. — B. Es iſt ſeltſam, daß Sie dieſen Verſchwörer nicht feſtgenommen haben. Wie hätten Sie denn wohl auf die Spur der Demagogen leiten wollen, da Ihnen jene Männer ganz unbekannt geweſen und nicht wieder zu Geſicht gekommen ſind? — A. Wenn mir die Mittel gegeben würden, mich anſtändig und ſein zu kleiden, ſo daß ich im Stande wäre, in die Welt einzutreten, die vornehmen Geſellſchaften und Zirkel, Konzerte und Kaffeehäuſer zu beſuchen, ſo wollte ich wohl jene drei Herren vom geheimen Bunde wiederfinden. — B. Warum haben Sie nicht dem hieſigen Polizeipräſidium ſogleich von der gemachten Entdeckung Anzeige gemacht, und dagegen den weitern Weg gewählt, an den König ſich zu wenden, zumal Se. Majeſtät nicht in Berlin war. — A. Ich war der Meinung, daß ein Dritter von einem ſo argen Verbrechen, welches das Leben des Königs bedroht, keine Kenntniß erhalten dürfe; deßhalb bat ich um eine geheime Unterredung. — B. Weßhalb zerriſſen Sie aber den in Zahlen geſchriebenen, von Ihnen angeblich nach den urſchriftlichen Briefſtücken angefertigten Brief? — A. Ich beabſichtigte hierdurch anſchaulich zu machen, auf welche Weiſe das urſprüngliche Dokument zerriſſen geweſen. — B. Weit beſſer, Sie hätten dann die Urſchrift ſelbſt beigefügt oder vorgezeigt. Jedoch es gewinnt den Anſchein, als hätten Sie glauben machen wollen, die angefertigte Abſchrift ſey der Brief ſelbſt geweſen, welchen Sie, wie Sie ſagen, am Ufer des Karpfenteiches aufgefunden haben? — A. Das lag nicht in meiner Abſicht. Hätte ich glauben können, daß auf den eigentlichen Brief ſo viel würde ankommen, ſo würde ich ihn wohl aufbewahrt haben. — B. Merkwürdig, daß in der Ueberſetzung des Briefes einige eigenthümliche Ausdrücke gar nicht annehmen laſſen, daß dieſelben von ſo vornehmen und gebildeten Perſonen, wie Sie die Verſchwörer ſchildern, herrühren. Selbſt in der Schreibart einzelner Worte entdeckt man Fehler und Unrichtigkeiten, ſo iſt z. B. jez ſtatt jetzt, lez ſtatt letzt geſchrieben. — A. Ich habe bei der Ueberſetzung des Zahlenbriefs mich nicht genau an die Urſchrift gehalten, vielmehr Mehreres frei aufgefaßt und niedergeſchrieben. — B. Das wird durch eine Vergleichung des Zahlenbriefs mit Ihrer Ueberſetzung nicht beſtätigt; denn auch in jenem finden ſich dieſelben Fehler vor. — A. Es mag ſeyn, daß eine oder die andere Zahl nicht ſorgfältig von mir entziffert und aus dem urſchriftlichen Briefſtücke in meine Abſchrift übertragen worden iſt. — B. Auch der Umſtand: daß in dem Briefe von einer Giftmaſchine die Rede, die als ein Meiſterwerk der chemiſchen Kunſt geprieſen wird, läßt vermuthen, daß Sie der Verfaſſer des Briefes ſeyn möchten; denn Sie ſind Chemiker; es iſt natürlich, daß Sie von chemiſchen Sachen gern ſprechen. — A. Ich habe mich wegen meines Augenübels ſchon ſeit langer Zeit nicht mit der Chemie beſchäftigt. — B. Sie haben vor mehreren Jahren Geiſtererſcheinungen und andere Phantasmagorien für Geld zur Schau geſtellt? — A. Ja, in Breslau. B. Haben Sie etwa ſonſt wohl Erfindungen von Bedeutung gemacht? — A. Ja, eine für Deutſchland nicht unwichtige in der Pfeifenfabrikation. — B. Sie haben auch vor nicht langer Zeit dem hieſigen Polizeipräſidium die Anzeige gemacht, daß Sie einen Tiſch erfunden, der ſich ſelber decke; Sie machten für die Mittheilung dieſes Geheimniſſes auf eine Belohnung Anſpruch. — A. Ja. — B. Eben ſo machten Sie derſelben Behörde den Vorſchlag, man möge Ihnen die hieſige Armenſpeiſung überlaſſen; Sie hatten eine Erfindung gemacht, die Armen durch Suppen zu ernähren, die in fünfzig Suppenwagen täglich durch die Stadt ausgefahren werden ſollten. Sie hofften dabei auf einen jährlichen Gewinn von 20,000 Thalern. — A. Ich ſelbſt wollte keinen Gewinn davon ziehen; es wäre Alles den Armen zu gut gekommen. — B. Hier iſt Ihre Pauperrechnung, die auf mehrere Millionen hinaus läuft und endlich mit einem Gewinn von 20,000 Thalern für Sie abſchließt. — A. Einen eigenen Vortheil habe ich durch die von mir vorgeſchlagene Einrichtung nie erzielen wollen. — B. Wie dachten Sie dieſe Einrichtung in's Werk zu ſetzen? — A. Ein angeſehener Banquier hierſelbſt war damals bereit, die nöthigen Gelder mir vorzuſtrecken. — B. Haben Sie von der Behörde auf Ihre Vorſchläge eine Antwort erhalten? — A. Man gab mir den Beſcheid, daß man auf meine Anerbietungen nicht eingehen könne. — B. Haben Sie ſelbſt einiges Vermögen? — A. Ich beſitze ein von meinem Vater ererbtes Kapital von 600 Thalern, welches mein Bruder, der Kaufmann in Glatz iſt, in Händen hat, und von deſſen Zinſen ich mich und drei noch unverſorgte Kinder ernähre. — B. Nach den in der Voruntersuchung herbeigeſchafften Polizeiakten über Ihre perſönlichen Verhältniſſe iſt es nicht ſo, wie Sie angeben. Der Zinſengenuß des Kapitals, welches Ihnen Ihr Vater hinterlaſſen, iſt nach deſſen Teſtament Ihren Kindern vermacht worden. — A. Aber auch ich ernähre mich von den Zinſen, die mein Bruder an mich zahlt; außerdem läßt mir derſelbe von Zeit zu Zeit Unterſtützungen zufließen, und von der hieſigen Armendirektion erhalte ich eine ſolche im monatlichen Betrage von zwei Thalern. — B. Wovon ernährten Sie ſich im April d. J., als Sie das Geſuch um eine Unterredung an den König richteten? — A. Ich hatte kein Geſchäft. — B. Der Verdacht liegt nahe, daß Sie deßhalb Ihr Geſuch unmittelbar an den König gerichtet haben, um für die Entdeckung der vermeintlichen Verſchwörung irgend eine Belohnung, vielleicht eine fortlaufende Unterſtützung zu erlangen. — A. Das war keineswegs meine Abſicht. Ich wollte dem Könige und dem Staate durch meine Anzeige einen Dienſt erweiſen. — B. Ferner bringen die Ihnen vorgehaltenen Umſtände die Vermuthung auf, daß Sie ſelbſt der Verfaſſer des von Ihnen eingereichten Zahlenbriefes geweſen, mit Einem Worte, daß Sie deſſen Inhalt und die Erzählung von einem Complotte und von Demagogen erdichtet haben, um eine Unterſtützung oder irgend einen andern Vortheil zu erzielen. — A. Ich kann den Brief nicht erdichtet haben, da ich ihn am Karpfenteiche gefunden, nachdem ihn die Verſchwörer weggeworfen. — B. Sie bleiben alſo dabei, daß Sie einer Verſchwörung auf die Spur gekommen. — A. Allerdings, wenn nicht etwa jene Herren ſich nur einen Scherz gemacht, was ich indeß nach der Ernſtlichkeit ihrer Handlungen und Ausdrücke nicht annehmen kann. — B. Kommt es Ihnen nicht höchſt unwahrſcheinlich vor, daß drei Männer, die mit ſo hochverrätheriſchen Umtrieben ſich beſchäftigen und ſo verbrecheriſche Pläne ſchmieden, eine öffentliche Bank im Thiergarten bei heller Mittagsſtunde zu ihrer lauten Unterhaltung wählen würden, eine Stelle, wo ſie eben ſo leicht von Anderen, wie von Ihnen belauſcht werden konnten. — A. Ich war von den Herren nicht bemerkt worden, weil ich im Gebüſche lag; außerdem war der Thiergarten zu jener Zeit nicht ſehr belebt. — B. Und wie vermochten Sie die Unbekannten ſo genau in das Auge zu faſſen, da Sie faſt erblindet ſind? — A. Wenn die Sonne einen Gegenſtand hell beleuchtet, ſo kann ich wohl ziemlich gut ſehen. — B. Aber Sie wollen nicht allein die äußeren Umriſſe der Geſtalten, Sie wollen auch geringfügige, minder ins Geſicht fallende Gegenſtände bemerkt haben, den Orden des größeren Herrn, die Tonſur des Geiſtlichen, ja Sie haben auf der entfernten Chauſſee Wagen, Pferde und Jäger von Ihrem Standpunkt aus wahrnehmen wollen, und erſt heut ſprachen Sie davon, daß jener Wagen mit Schimmeln beſpannt geweſen; in der Vorunterſuchung haben Sie dieſes Umſtandes nicht gedacht. — A. Die Herren waren Anfangs nur fünf Schritt von mir entfernt, und in dieſer Nähe konnte ich

Digitized by Google

ſie hinlänglich genau betrachten. Als ſie nach der Chauſſee hin aufbrachen, ging ich in geringer Entfernung ihnen nach. — V. Dennoch iſt der ganze Vorfall nach den Ihnen gemachten Vorhaltungen im höchſten Grade unwahrſcheinlich zu nennen, und wenn Sie einen erdichteten Vorfall in der Art, wie Sie gethan, zur Kenntniß des Königs bringen, ſo machen Sie ſich des Verbrechens ſchuldig, die allerhöchſte Perſon täuſchen zu wollen und ſind ſtrafbar. — A. Allerdings wäre es ein großes Vergehen, Se. Maj. den König auf dieſe Weiſe belügen zu wollen; doch dieſe Abſicht lag mir fern. — V. Haben Sie von einem Lord Dudley ſonſt wohl gehört oder geleſen? — A. Ich entſinne mich dunkel, in den Zeitungen von ihm geleſen zu haben; wenn ich nicht irre, war er einer der Lords, von welchen die aus ihrem Vaterlande verbannten Polen mit erheblichen Summen unterſtützt worden ſind. — V. Haben Sie in früheren Jahren an Krankheiten, beſonders an Gemüths- oder Seelenſtörungen gelitten? — A. In den Jahren 1838 und 1839 bin ich wiederholt am Nervenfieber erkrankt geweſen, auch phantaſirte ich ſtark. — V. Durch ſtattgehabte Ermittelungen ſteht es ſogar feſt, daß Sie früher an Irrſinn gelitten. Es fragt ſich: ob Sie auf irgend eine Weiſe noch jetzt wahnſinnige Vorſtellungen haben oder ſich krank fühlen? — A. Außer meinem Augenübel bin ich keiner Krankheit mir bewußt. — V. Die vom Phyſikus mit Ihnen vorgenommene Unterſuchung beſtätigt dies auch: er erklärt Sie für vollkommen geſund. Haben Sie noch zur Widerlegung der gegen Sie erhobenen Anklage Etwas anzuführen? — A. Nein. — V. Haben die Herren Richter oder der Herr Staats-Anwalt noch Fragen an den Angeklagten zu richten? (Einer der beiſitzenden Richter unterredet ſich mit dem Vorſitzenden.) — V. Man macht mich ſo eben noch aufmerkſam, daß nach Ermittelungen in der Vorunterſuchung Sie einmal von einer Verſchwörung geträumt haben ſollen. — A. Ich hatte einmal einen dergleichen Traum, ich glaube während des Nervenfiebers; des Inhalts des Traumes erinnere ich mich indeß nicht mehr genau. — V. Wenn die Herren Richter die Frage für erledigt halten, ſo erſuche ich den Herrn Staats-Anwalt, ſeine Anklage zu unterſtützen und zu rechtfertigen.

Der öffentliche Ankläger erhebt ſich hierauf von ſeinem Sitze und unterſtützt die Anklage durch die bei der mündlichen Verhandlung dem Angeſchuldigten vielfach vorgehaltenen Unwahrſcheinlichkeiten der von ihm allerhöchſten Orts vorgebrachten Mittheilung einer Verſchwörung, und durch den hiernach ſich ergebenden Verdacht der Thäterſchaft der Abfaſſung des zur Mittheilung gebrauchten Zahlenbriefs; es wird hierin das im Allgemeinen Landrecht Theil II. Tit 20. §. 200 verpönte Verbrechen gefunden und auf deſſen Beſtrafung angetragen. — Endlich richtet noch an den Angeklagten der Vorſitzende die Frage: „Haben Sie zu Ihrer Vertheidigung noch Etwas anzuführen?“ Der Angeklagte antwortet: „Ich verharre dabei, daß der von mir dem Könige mitgetheilte Vorfall wahr iſt; ich habe nichts weiter zur Vertheidigung anzuführen.“ — V. Die Richter werden ſich zur Berathung zurückziehen.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde treten die Richter aus der Berathungskammer wieder ein; der Vorſitzende verkündet dem Angeklagten das Urtheil, ungefähr des Inhalts: „Es iſt für Recht erkannt worden, daß: da ſowohl aus Inhalt als Schreibart der Schriftſtücke, welche der Angeklagte Sr. Maj. dem Könige zur Kenntnißnahme überreicht hat, eine hohe Unwahrſcheinlichkeit deſſen, was durch dieſelben nach der Meinung des Angeklagten dargethan werden ſollte, ſich herausſtellt, außerdem die begleitenden Umſtände: das Zerreißen des Hauptſtücks in zwei Theile, die reiche Erfindungsgabe des Angeſchuldigten, ſeine Vermögensloſigkeit, ſein häufiger Verſuch, auf alle erdenkliche Weiſe bei Behörden Unterſtützungen zu erlangen, endlich der Gedanke einer Gift-Maſchine und eines todtbringenden Briefkaſtens, es eben ſo wahrſcheinlich machen, daß der Angeſchuldigte ſelbſt Verfaſſer des angeblich von ihm aufgefundenen hochverrätheriſchen Briefes geweſen, daß jeder Verſuch: die von ihm angegebenen Thatſachen als glaubhaft, darzuſtellen, mißlungen iſt, in der abſichtlichen Mittheilung einer falſchen Nachricht unter dem Vorgeben, daß ſie wahr, die Verletzung der dem Landesherrn ſchuldigen Ehrfurcht zu finden, welches Verbrechen der §. 200 des Strafrechts mit einer Freiheitsſtrafe auf 6 Monat bis zu einem Jahre bedroht, indeß dem Angeklagten, der als zurechnungsfähig anzunehmen, doch es zum Milderungsgrunde anzurechnen: daß die von ihm verfertigte verbrecheriſche Schrift die Verletzung der Ehrfurcht gegen den Landesherrn nicht unmittelbar zum Zweck gehabt, vielmehr nur als ein Mittel zu andern perſönlichen Zwecken gedient hat und in dieſem Sinne gebraucht worden, endlich nach §. 108. des Geſetzes vom 17. Juli d. J. mit der Verurtheilung des Angeklagten zugleich die Verurtheilung deſſelben in alle Koſten des Verfahrens auszuſprechen, aus dieſen Gründen: der Angeklagte Karl Amadeus Hirſchberg des Verbrechens der Verletzung der Ehrfurcht gegen den Landesherrn ſchuldig und mit ſechsmonatlicher Gefängnißſtrafe zu belegen, auch die Koſten des Verfahrens zu tragen verbunden.“ — V. Die Sitzung iſt beendet. — (Sie hatte bis gegen 12½ Uhr gedauert.) —

Mannichfaltigkeiten.

Der Redakteur der Dresdener Abendzeitung, Dr. Schmieder, iſt in Stelle des Dr. Leopold Schweitzer zum Dramaturgen am Breslauer Stadttheater ernannt worden.

In China gibt es ein Buch, das die Beſchreibung und Abbildung von nicht weniger als 414 Pflanzen enthält, welche bei Getreidemangel als Nahrungsmittel gebraucht werden können. Sobald die chineſiſche Regierung eine Hungersnoth beſorgt, läßt ſie dieſelben in vielen Millionen Exemplaren unentgeltlich vertheilen.

Frankfurt a. M., 22. Nov.

Am 18. d. ereignete ſich hier der ſeltene Fall, daß die Frau eines bei der Taunus-Eiſenbahn dahier Angeſtellten mit vier wohlgebildeten Knaben entbunden wurde, die heute das Sakrament der Taufe erhalten werden.

Geſchichtliche Vorleſung.

Sechste Vorleſung; Montag, 23, ſo wie auch Dienſtag, 24. Nov, Abends 7 Uhr:

Blick auf die politiſchen und ſocialen Zuſtände um's J. 1763. — Friedrich der Große als Staatsmann und Herrſcher, als Gelehrter, Freund, Gatte ꝛc. Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Nov. Die Schweizerfamilie, lyriſche Oper in 3 Abth., Muſik von Weigl. Hierauf: Der Vetter, Luſtſpiel in 3 Abth., von R. Benedix.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 324. Dienſtag, den 24. November 1846.

Der Operateur.

Wahre Begebenheit, mitgetheilt von Dr. Rödiger.

(Fortſetzung.)

Abernethy trat, ohne auf die Begrüßung der Andern ein Wort zu erwiedern, auf die Kranke zu und ſah ſie mit einem forſchenden Blicke an. Sein kupferfarbiges Geſicht nahm den Ausdruck ſchmerzlicher Ueberraſchung und Unruhe an. Er ſchrieb in der Eile ein Recept und gab den Umſtehenden einen Wink, das Zimmer zu verlaſſen. Als er mit der Kranken allein war, ergriff er ihre Hand und ſagte, indem er die natürliche Härte ſeiner Stimme möglichſt milderte:

„Miß Lucy, Sie haben ſich mit Opium vergiftet."

Sie bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen und weinte bitterlich, ohne zu antworten.

„Seit wann hat die Tochter des frommen Predigers Griffith die weiſen Lehren ihres Vaters vergeſſen?" fuhr er fort. „Sie haben Ihre unverſchuldete Noth mit chriſtlicher Ergebung ertragen; das Unglück vermochte Sie nicht zu beugen — nur ein an Ihrem Herzen nagender Kummer konnte Sie von dem Wege der Chriſtenpflicht ablocken."

„Iſt denn Schmach nicht ſchlimmer als der Tod?" rief ſie. „Ein junger Mann hatte um meine Hand geworben, meine Mutter hatte mir erlaubt, ihn als meinen Verlobten anzuſehen. Er hatte, wie er ſagte, die Einwilligung ſeiner Familie erhalten. Geſtern kam Georgs Vater, und machte meiner Mutter über ihr lächerliches Vertrauen — wie er es nannte — die bitterſten Vorwürfe. „Nie wird mein Sohn der Gatte Ihrer Tochter!" fügte er hinzu. „Georg iſt zu dieſer Stunde bereits an Bord eines Schiffes, welches noch vor Ende dieſer Woche nach Indien abſegelt." — „Sie ſehen alſo, es blieb mir nichts übrig, als der Tod."

„Es blieb Ihnen übrig, mich aufzuſuchen und mir Ihr Leid anzuvertrauen. Wie heißt der Vater Ihres Verlobten?"

„Sir John Elwes, Mitglied des Parlaments."

„Wie? Sir John!" rief der Doktor freudig überraſcht. „Ah! Sir John! den werde ich ſchon zahm machen. Beruhigen Sie ſich, mein Kind, ehe drei Monate vergehen, ſollen Sie Georgs Frau ſeyn, darauf verlaſſen Sie ſich."

Lucy blickte ihn halb vertrauend, halb zweifelnd an.

„Abernethy hat nie ein Verſprechen gegeben, das er nicht halten könnte," ſetzte der alte Doktor ernſt hinzu. „Verlaſſen Sie ſich auf mich. Ihr Zuſtand iſt, Gott ſey Dank! nicht gefährlich. Das Gegenmittel, welches ich verordnet habe, wird bald alle bedenklichen Symptome beſeitigen. Morgen komme ich wieder."

Er rief Lucy's Mutter und Schweſter wieder herein.

„Morgen wird Alles vorüber ſeyn," ſagte er zu ihnen; „ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich ſo eben eine Stickerei bei ihr beſtellte. Hier ſind zwölf Guineen als Abſchlagzahlung. Gute Nacht."

Er ſtieg wieder in den Wagen, und erreichte bald ſeine Wohnung, in der ihm von ſeiner Menagerie und Miſtreß Sarah wie gewöhnlich der zärtlichſte Empfang zu Theil wurde.

3.

Der Doktor Abernethy pflegte täglich vom frühen Morgen bis zu der Stunde ſeiner Vorleſungen, Conſultationen zu geben. Reiche und Arme wurden ohne Unterſchied zugelaſſen. Den Ankommenden wurden Nummern gegeben, und Jeder mußte warten, bis die Reihe an ihn kam.

Unter den erſten Perſonen, welche nach dem Beſuche bei Lucy Griffith im Vorzimmer des Arztes erſchienen, befand ſich ein ſiebzigjähriger alter Mann, deſſen Aeußeres die tiefſte Armuth andeutete. Obwohl er ſehr leidend war, hatte er doch den Weg zu Fuß, und trotz der rauhen Witterung ohne Mantel gemacht.

Abernethy's Kammerdiener erkannte auf dem Kopfe dieſes Mannes eine von ſeinem Herrn abgelegte alte Perrücke, welche er am Vorabend auf die Straße geworfen hatte. Der Patient hatte ſie vor der Thüre gefunden, und ſogleich aufgeſetzt, obwohl ſie für ſeinen Kopf viel zu weit und zu kurz war. Auf ſeinem ſchmalen, zugeſpitzten Haupte war die Perrücke dem Dache einer chineſiſchen Pagode nicht unähnlich. Die Kleidung dieſes ſonderbaren alten Mannes beſtand in einem abgetragenen und an mehreren Stellen zuſammengeflickten Leibrock von grobem Tuch, einer langen Weſte vom gemeinſten ſchottiſchen Mantelſtoff, einem Beinkleide von braunem Mancheſter, blauen wollenen Strümpfen und plumpen Schuhen.

Er wartete geduldig, bis die Reihe an ihn kam. Als er endlich vorgelaſſen wurde, richtete der Doktor, der mit ſeiner Zeit ſehr kargte, die gewöhnlichen haſtigen Fragen an ihn:

„Was fehlt Ihnen? Seit wann ſind Sie krank?"

„Seit ſieben bis acht Monaten," erwiederte der Alte, „leide ich an unerträglichen Schmerzen im rechten Auge. Es iſt ein fortwährendes Klopfen, welches bis zum Herzen zurückzuwirken ſcheint. Kurz, ich bin in Gefahr, das Geſicht zu verlieren."

Abernethy betrachtete lange und aufmerkſam die Stirn des Kranken.

„Sie ſind ein Mann," ſagte er endlich: „ich werde Ihnen daher die Wahrheit ſagen. Die Krankheit, an welcher Sie leiden, koſtet Ihnen unfehlbar das Leben, wenn Sie nicht in kurzem operirt werden. Ich werde Sie operiren. Gehen Sie ſogleich in das St. Bartholemy-Spital. Ich gebe Ihnen ein paar Zeilen mit, bei deren Vorweiſung man Sie in meine Abtheilung führen wird."

„Ich muß Ihnen geſtehen," ſagte der Patient zögernd, „daß

Digitized by Google

das Spital mir immer den tiefſten Widerwillen eingeflößt hat. Könnten Sie mich nicht in meiner Wohnung operiren?"

„Nein; Sie müſſen mindeſtens vierzehn Tage nach der Operation unter der Aufſicht eines von mir zu wählenden Wundarztes bleiben, und überdies ſind dabei manche Vorkehrungen nothwendig, welche man in der Dachkammer eines armen Mannes, wie Sie ſind, nicht haben kann."

„Ich bin allerdings arm," fügte der Alte mit ſonderbarem Lächeln hinzu; „aber ich kann Sie verſichern, daß Sie bei mir alle Erforderniſſe zur Operation finden werden."

„Stehlen Sie mir meine Zeit nicht," ſagte der Doktor ungeduldig, „wollen Sie ſich kuriren laſſen oder nicht?"

„Allerdings will ich mich kuriren laſſen."

„Nun, ſo gehen Sie auf der Stelle in's St. Bartholemy-Spital; ich nehme die Operation nur dort vor."

„Und ich laſſe mich nur in meiner Wohnung operiren," entgegnete der ſtarrköpfige Alte. „Ich wollte eigentlich nur Ihren Rath über meinen Zuſtand einholen, und das habe ich jetzt gethan, Gott ſey Dank! Alle Aerzte, welche ich konſultirte, Blick, Pott, Marſhall, ſelbſt der kühne Hunter, wollen ſich zu einer Operation nicht entſchließen. Ich werde dieſe Herren zuſammenberufen, und ihnen Ihre Meinung mittheilen."

„Sie wollen die berühmteſten Aerzte der Hauptſtadt zuſammenberufen?" fragte Abernethy, mit einem Blick auf den dürftigen Anzug des alten Mannes.

„Ja," erwiederte dieſer: „ſie ſagen, der Fall ſey ſehr merkwürdig, und von hohem Intereſſe für die Wiſſenſchaft, und aus dieſer Rückſicht wollen ſie mich ſo behandeln, als ob ich reich wäre. Adieu, Doktor."

Er wollte gehen, aber der Doktor rief ihn zurück.

„Da Sie ſich vor dem Spital fürchten, ſo will ich Sie in meiner Wohnung operiren, wenn Sie damit einverſtanden ſind. Es ſoll Ihnen die ſorgfältigſte Pflege zu Theil werden, und nach Ihrer Heilung gebe ich Ihnen zwei Guineen."

„So, meinen Sie das, Doktor?" erwiederte der Alte, ihn mißtrauiſch von der Seite anſchauend. „Sie möchten mit mir eine Operation probiren, welche kein anderer Arzt unternehmen will. Sie werden mir erlauben, die Meinung Ihrer Kollegen zu theilen, ich laſſe mich nie operiren."

Er legte einen Schilling auf das Kamin, machte eine ſpöttiſche Verbeugung, und ging von neuem der Thüre zu.

„Sie ſprachen von einer Zuſammenberufung," ſagte Abernethy kalt; „ich will ſie Ihnen gratis verſchaffen. Heute um zwei Uhr will ich meine geſchickteſten Kollegen zuſammenberufen, und werde Ihnen dieſen faſt beiſpielloſen Fall vortragen."

„Bedenken Sie, daß ich ein armer Teufel bin, und die Koſten einer ſolchen Zuſammentretung nicht zu erſchwingen vermag."

„Ich verſichere Sie noch ein Mal, daß dieſe Conſultation Ihnen keine Koſten verurſachen ſoll."

„Schwören Sie mir dies auf Ihre Ehre?"

„Ich gebe Ihnen als Gentleman mein Ehrenwort darauf."

Der Alte brach in ein lautes Gelächter aus.

„Schönen Dank, Doktor; Sie ſind ſchlau und gewandt, aber doch noch nicht genug, um mich hinters Licht zu führen. Sie verlangten von Sir John Elwes fünfzig Pfund Sterling für Ihr Gutachten über ſeine Krankheit. Er hat dieſe Conſultation nur mit einem Schilling gezahlt, und dieſen Nachmittag berufen Sie auf Ihre Koſten die berühmteſten Aerzte Londons zuſammen. Sie dachten mir einen empfindlichen Stoß zu verſetzen; mich dünkt aber, mein Gegenſtoß giebt dem Ihrigen nichts nach."

„Sie haben Recht," antwortete Abernethy ruhig; „ich bin ein Freund von ſchlauen Kunſtgriffen, und dies iſt einer der beſten, die mir je vorgekommen ſind. Sir John Elwes, ich halte mein Wort. Kommen Sie heute Nachmittag um zwei Uhr zu mir; die verſprochene Zuſammentretung ſoll ſtattfinden."

„Aber doch gratis?"

„Allerdings, gratis," bekräftigte der Doktor, indem er auf dies letztere Wort einen beſonderen Nachdruck legte.

Sir John entfernte ſich in der freudigſten Stimmung. Abernethy ſchaute ihm nach.

„Heute haſt Du mich überliſtet," murmelte er; „aber morgen wird ſich das Blatt wenden."

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen hat in Berlin ein wahnſinniger Menſch die geſammte Polizei auf merkwürdige Weiſe in Bewegung geſetzt. Es traf nämlich hier ein Mann ein, der ſich für einen reichen Grafen ausgab, ſehr vornehm that und bei der Polizei die Denunziation anbrachte, er habe ſeinen Reiſewagen, in dem ſich eine große Summe Geldes befunden hätte, nebſt drei Reitknechten und mehreren ſehr koſtbaren Pferden nach Berlin dirigirt. Hier müſſe der Reiſezug auch angekommen ſeyn, aber derſelbe ſey nirgends aufzufinden, und ſo vermuthe er, daß die Reitknechte ihm mit ſeinem Eigenthum durchgegangen wären. Die Polizei ſetzte alle Kräfte in Bewegung, überall forſchte man der Equipage mit den edlen Pferden und den drei Reitknechten nach, alle Ställe wurden durchſucht, alle Pferde-Autoritäten erforſcht, aber alles vergeblich. Endlich ergab es ſich, daß der angebliche Graf ein Wahnſinniger war, zu deſſen fixen Ideen der Beſitz der bezeichneten Reiſe-Karavane gehörte. Er iſt in einer Irren-Anſtalt untergebracht worden.

(Hamburg.) Es hat ſich hier ein Verein unter Juden gebildet — dem aber auch Chriſten, und zwar ſehr angeſehene Männer, beigetreten ſind — der ſich die Aufgabe ſtellt, die Schranken, welche hier Juden und Chriſten trennen, zu durchbrechen, ein Ziel, das viel Anſtrengung koſten wird, und in dieſem Jahrhundert der Humanität in Hamburg ſchwerlich erreicht wird, denn die Trennung wurzelt hier in den Inſtitutionen und in der Geſellſchaft gleich ſtark.

(Berlin.) Ein merkwürdiges Beiſpiel ſchneller Juſtiz haben wir neulich vermöge des neuen Unterſuchungsverfahrens erlebt. Ein Fremder will auf dem Einwohner-Melde-Amt einen hieſigen Einwohner ermitteln, an den er adreſſirt iſt. Er begiebt ſich alſo nach dem Polizeigebäude auf dem Molkenmarkt, tritt, aus Unkenntniß der hieſigen Geſetze, gemüthlich eine Cigarre rauchend, an einen dort vor der Thüre ſtehenden Gendarmen heran, und bittet dieſen, ihm das Einwohner-Melde-Amt zu zeigen. Der Gendarme nimmt den beſcheidenen Frager wegen der Cigarren-Contravention natürlich ſofort feſt und fragt ihn nach Stand und Namen. Da er erfährt, daß er mit einem Fremden zu thun hat, der ſchon am andern Tage abreiſen will, und er zufällig weiß, daß der Polizeirichter, welcher die Tabak-Kontraventionen verhandelt, gerade Sitzung hat, ſo führte er den Fremden ſofort vor, und wurde derſelbe vom Polizeirichter zu einem Thaler Strafe verurtheilt. Der Fremde zahlte den Thaler und ward dann von dem Gendarmen ſehr höflich nach dem Einwohner-Melde-Amt gewieſen. Das ganze Intermezzo hat kaum eine Viertelſtunde gewährt. (Pol.-Anz.)

In „Ilm-Athen", nämlich in Weimar, wurde am diesjährigen Geburtstage Schiller's, im Hoftheater aufgeführt: — „Der Viehändler aus Oberöſterreich!" Sie konnten doch füglich das Stück „Sonſt und jetzt!" aufführen.

Digitized by Google

Vor kurzem kam in Berlin ein Selbſtmord vor, der wegen der Umſtände, die ihn begleiteten, und wegen des jugendlichen Alters des Selbſtmörders eine beſondere Erwähnung verdient. Ein Sohn in einer reichen Familie, Namens J., hatte in ſeinem 16. Jahre ſo eben mit einem andern Knaben die Elementarſchule verlaſſen. Letzterer iſt der Sohn minder wohlhabender, aber ſehr achtbarer Eltern und ging in ein Geſchäft über, um da die Handlung praktiſch zu erlernen. J. bemerkt, daß ſein Schulfreund größere Ausgaben macht, als ſeine Vermögensverhältniſſe erlauben, und fordert deßhalb brieflich deſſen Lehrherrn auf, demſelben eine größere Sparſamkeit aufzuerlegen und beſonders auf ihn zu ſehen. Der Prinzipal zeigt ſeinem Lehrlinge den Brief, worauf dieſer ſeinen Freund J. hierüber zur Rede ſtellt und ihm das Freundſchaftsverhältniß aufkündigt. Letzterer hierüber untröſtlich, geht in ein einſames Zimmer, wo man ihn erhängt findet. Neben ihm fand man einen Brief, worin er à la Werther klagt, daß das Leben keinen Werth mehr für ihn habe. Der ſo erhängt Gefundene iſt der einzige Sohn ſeiner Eltern.

Hr. E. Heis ſchreibt der Aachener Zeitung: Die ſeit einer Reihe von Jahren beobachtete Novemberperiode der Sternſchnuppen hat ſich auch in dieſem Jahre durch häufiges Erſcheinen derſelben in den Nächten des 12. und 13. Nov. vollkommen beſtätigt. Schon einige Tage vor dem 12. Nov. zeigten ſich Sternſchnuppen in ungewöhnlicher Menge und Größe am heitern Abendhimmel; ſo zeigte ſich am 11. um 5¾ Uhr oberhalb der Andromeda eine feuerkugelähnliche Sternſchnuppe, welche außerordentlichen Glanz verbreitete. Die Nächte des 12. und 13. Novembers, durch Klarheit des Himmels ausgezeichnet und nicht, wie in den letzten Jahren meiſt der Fall war, durch Mondſchein erhellt, waren der Beobachtung höchſt günſtig; nur am dritten zur Beobachtung feſtgeſetzten Tage, am 14., war der Himmel vollkommen bedeckt. Am 12. wurden hierſelbſt auf der als Obſervatorium dienenden neu eingerichteten Terraſſe der höhern Bürgerſchule in den Stunden von 6 bis Mitternacht im Ganzen 108 Sternſchnuppen beobachtet und zwar von 6—7 9, von 7—8 21, von 8—9 15, von 9—10 21, von 10—11 13, von 11—12 29. Die meiſten Sternſchnuppen wurden an dieſem Abende in der Gegend der Leier, des Wallfiſches, Widders und des Waſſermanns geſehen. Am 13. wurden von 6 bis 1 Uhr Nachts im Ganzen 191 Sternſchnuppen aufgezeichnet und zwar von 6—7 22, von 7—8 18, von 8—9 19, von 9—10 30, von 10—11 34, von 11—12 36, von 12—1 32. Die Gegenden zwiſchen dem großen Bären und kleinen Löwen des Wallfiſches, Stieren und Orion, des Pegaſus und beſonders der Leier und des Herkules ſcheinen die Haupttummelplätze geweſen zu ſeyn. Die Sternſchnuppen der zweiten Nacht übertrafen die der erſten nicht allein an Zahl, ſondern auch an Helligkeit; mehrere an beiden Abenden beobachtete hatten Schweife, andere zeichneten ſich durch röthliches oder grünliches Licht aus. Die Bahnen waren meiſt gradlinig; die einiger Sternſchnuppen in einen Bogen gekrümmt, die anderer geſchlängelt.

Unter dem Titel: „Die Zellengefängniſſe vom ſittlichen Standpunkte aus betrachtet", hat Wilh. Sauerwein bei Karl Körner in Frankfurt a. M. ſeine Anſichten in einem ſechzehn Seiten umfaſſenden Heftchen publicirt. Der hier erörterte Gegenſtand iſt in jüngſter Zeit vielſeitig beleuchtet und beſprochen worden, und zwar mit Recht, da die Reform des Gefängnißweſens zu einer der wichtigſten unter allen obſchwebenden Zeitfragen gehört und nicht genug in Erwägung gezogen werden kann. Der Verfaſſer iſt gegen das Zellenſyſtem, deſſen Härte und Inhumanität er mit Gründen nachzuweiſen ſucht, deren Widerlegung den Anhängern deſſelben ſchwer fallen dürfte. Indem wir das Heftchen der verdienten Beachtung empfehlen, haben wir noch beizufügen, daß es, abgeſehen von der Wichtigkeit des Inhaltes, ſich auch durch Gedrungenheit des Gedankens, ſowie durch Wärme und Energie der Darſtellung auszeichnet. Die Piece des Hrn. Sauerwein wurde von ihm nicht geſchrieben, um eben Etwas zu ſchreiben, ſondern weil er ſeiner vollen Ueberzeugung weitere Verbreitung zu verſchaffen ſich gedrungen fühlte.

(Augsburg, 17. Nov.) Die durch den Magiſtrat auf Koſten der Gemeinde errichtete Bäckerei hat ihren Fortgang, und hat ſchon bei 17,000 Laibe reines Roggenbrod geliefert. Dieſes Brod, ausgebacken zu 370 Pfund per Schäffel in Laiben zu 6 kr. und auch 3 kr., iſt ſchmackhaft und nahrhaft, und hat zu dieſem Preiſe daſſelbe Gewicht wie das gewöhnliche Bäckerbrod zu 8 kr. und 4 kr. Es iſt dieſes Brod daher gewiß für die ärmere Bevölkerung und die arbeitende Klaſſe eine ſehr große Erleichterung. (Augsb. Abztg.)

Der vormalige Direktor des Bremer Stadttheaters, Herr Anhold, iſt jetzt — laut einer Meldung der „Königsberger Zeitung" — Koch auf der Inſel Bornholm, nachdem er die Stellung eines Methodiſtenpredigers daſelbſt aufgegeben hatte.

(Danzig.) Am 9. November hatten wir wieder das traurige Beiſpiel einer Prangerausſtellung. Eine alte Frau mußte „wegen betrügeriſcher Wahrſagerei" dieſe Strafe erleiden.

(Eine Frauen-Adreſſe.) Die mehrerwähnte Adreſſe der Hamburger Frauen iſt endlich mit einigen und 60 Unterſchriften verſehen an die bedrängten Schweſtern in den Herzogthümern" abgegangen. Am Schluſſe derſelben heißt es: Es ſcheint uns, Euren fernen und nahen deutſchen Schweſtern, von der größten Wichtigkeit, daß der weibliche Theil der Bevölkerung der deutſchen Herzogthümer in ſeiner deutſchen Geſinnung verharre und die deutſchen Ehrenmänner in ihrem edlen Streben ermuntere und anfeuere. Was uns betrifft, ſo ſind wir mit den Beweiſen der Sympathie, welche ganz Deutſchland Euren und unſern Brüdern gegeben und fortwährend gibt, vollkommen einverſtanden; wir, ſchwache Frauen, können keinen Fehdehandſchuh aufheben, noch Gut und Blut für Eure gerechte Sache verſchreiben, aber wir können unſere Freude über die Geſinnung des ganzen deutſchen Volkes, Euch unſere innigſte Theilnahme zu erkennen und die Verſicherung geben, daß wir Eure Sorgen heute wie in der Zukunft ſchweſterlich theilen wollen. Es ſoll nicht heißen, das deutſche Weib ſey unwürdig der Freiheit und einer ſchöneren Zukunft des Vaterlandes. Laſſet uns mit Euch das Gegentheil beweiſen!

(Frankfurt a. M.) Der literariſche Curſus, welchen Hr. P. Ch. Guépralte, Prof. der königl. franzöſiſchen Univerſität, den 15. Dezember eröffnen wird, hat einen wohlthätigen Zweck zur Grundlage, indem die Hälfte des Ertrages den unglücklichen Nothleidenden der traurigen Ueberſchwemmung in den Loire-Gegenden beſtimmt iſt. Wann auch die hierdurch erwachſende Hülfsleiſtung im Verhältniß zur Noth nur als eine ſehr ſchwache erſcheinen mag, ſo iſt doch jede und auch die kleinſte Unterſtützung in einem ſolchen Falle willkommen und dankenswerth. Wir ſind überzeugt, daß die menſchenfreundliche Abſicht des Hrn. Guépralte ihre verdiente Würdigung finden und ſein Curſus zahlreichen Beſuches ſich zu erfreuen haben werde.

Korreſpondenz.

Aus Oberheſſen, im Nov.

Hat ein Steuererheber im Großherzogthum die Befugniß, die Erhebung in ein eine Viertelſtunde vor der Stadt gelegenes Wirthshaus zu verlegen, wenn er ſelbſt im Orte wohnt? Zwar iſt nicht zu läugnen,

Digitized by Google

daß es ihm groſe Mühe gekoſtet hat, eine Wohnung zu bekommen und nur unter der Bedingung, nicht darin die Erhebung vorzunehmen; allein aus welchen Gründen dieſer Punkt im Miethcontract aufgenommen worden und warum er keine andere Wohnung in der Stadt finden konnte, wollen wir unnnterſucht laſſen, da doch ein jeder hierher verſetzte Beamte augenblicklich ein paſſendes Unterkommen findet. Nach dem vom Steuercommiſſär aufgeſtellten Hebzettel heißt es: „Die Steuer muß in den erſten zehn Tagen des Monats an den Steuererheber im Orte entrichtet werden“; wohnt nun noch dazu der Erheber in demſelben, ſo iſt es doch ſtark, die Bewohner einer Stadt der Willkür eines Erhebers auszuſetzen, der im Wahne ſteht, ein eine Viertelſtunde vor der Stadt gelegenes Wirthshaus gehöre zu derſelben und man könne es ihm nicht verbieten, die Erhebung dorthin zu verlegen, weil er in der Stadt kein Local habe finden können. Die Steuern, welche der Staat fordert, zahlt der Staatsangehörige bereitwillig, glaubt aber nicht, auf ſolche Art der Vexation eines niedern Bedienſteten preisgegeben zu ſeyn. Einſender dieſes hat von mehreren Europamüden die Worte gehört: „Nicht die hohen Steuern des Staats treiben uns fort, ſondern die hohen Communalſteuern und die Arroganz mancher Diener, welche glauben, der Bürger ſey nur ihretwegen da.“ Da nun vor einigen Tagen einem Steuererheber in hieſiger Nähe von einem verlarvten Bewaffneten die erhobenen Gelder abgenommen und letzterer ſchwer verwundet worden iſt, ſo möchte es im Intereſſe des Staats, als des Erhebers, am rathſamſten ſeyn, demſelben den Befehl zugehen zu laſſen, die Steuern in der Stadt zu erheben und zwar in dem Hauſe, in welchem er ſolche während der Krankheit ſeiner Tochter erhoben hat, um ſo mehr, weil der wohlhabende Bürger nicht gern Stunden lang ſein Geſinde entbehrt und der ärmere ſeine Zeit beſſer benutzen kann, als den Launen eines Menſchen zu fröhnen.

Mainz, 17. Nov.

Naturgeſchichtliches über das ehemalige Seebecken von Mainz.

Zu Kurzem ſoll unſer Fiſchthor abgebrochen werden. Leider verengt dies aus merkwürdigen Bruchſtücken älterer Bauwerke aufgeführte Gebäude, welches erwieſenermaßen ſchon im 11. Jahrhunderte ſtand und an dem eine bis jetzt noch nicht erklärte, ſehr lange lateiniſche Steinſchrift eingemauert iſt, zu ſehr die Paſſage zwiſchen der Rheinſtraße und dem Speiſemarkt, um nicht die Nothwendigkeit ſeiner Beſeitigung anerkennen zu müſſen. Dies Thor, deſſen ehemalige Schwelle 7 Fuß unter der heutigen Straße ſich befindet, beweiſ't recht augenſcheinlich, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert das Bett des Rheinſtromes durch die von demſelben niedergeſchlagene Erde ſich erhöht und ſomit auch eine fortſchreitende Erhöhung der am Ufer gelegenen Oertlichkeiten nothwendig gemacht hat. Nach einer von dem Hofmaler Hrn. L. Becker ſowohl über dieſen intereſſanten Gegenſtand, als über den alten Binnenſee, welcher das Becken zwiſchen Straßburg und Bingen füllte, angeſtellten Nachforſchung und ſinnreichen Folgerung (worüber eine beſondere Abhandlung in dem erſten Hefte der Zeitſchrift des geographiſchen Vereins in Darmſtadt veröffentlicht werden wird) betrug, nach dem endlichen Ablaufe des mehr als 100 Fuß tiefen Sees, die Erhöhung des Rheinbettes im Laufe eines Jahrhunderts 22 Centimetre, oder faſt 1 Fuß heſſiſchen Maßes. — Dem eben genannten Forſcher verdankt man auch eine eben ſo intereſſante als merkwürdige Sammlung von Verſteinerungen aus dem vorbezeichneten Seebecken, worin vorzüglich Mainz und ſeine Umgegend, namentlich Weiſſenau, Mombach, Budenheim, mit ihren in tertiärem Gebilde eingeſchloſſenen Thierreſten, ſo wie die im Diluvium vorkommenden Geſchöpfe aus dem Sande von Mosbach, des Rheins ꝛc. eben ſo poſitiv bezeichnend, als höchſt beachtungswerth vertreten ſind. Dieſe werthvolle Privatſammlung, welche in ihrer Art einzige Documente urweltlicher Thierbildungen enthält und für das naturhiſtoriſche Muſeum der Stadt Mainz, welches nun auch einen würdigen Raum in dem ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſe gefunden hat, von hoher Wichtigkeit iſt, wird, dem Vernehmen nach, demnächſt für dieſes Muſeum erworben, eine der bedeutungsvollſten Zierden deſſelben werden. Denn ſowohl in geognoſtiſcher, als in naturgeſchichtlicher Beziehung iſt in jener Privatſammlung nicht allein vieles durchaus Eigenthümliche, was ſich allein nur auf Mainz und ſeine nächſte Umgebung bezieht, ſondern auch vieles ganz Neue enthalten, was bis jetzt noch keine andere Sammlung aufzuweiſen hat.

Butzbach, im Nov.

Hr. Emil Kauer in Kreuznach hat dem hieſigen Leſeverein ein werthvolles Geſchenk gemacht, die aus ſeiner Werkſtätte hervorgegangenen broncirten Gypsſtatuetten Hutten's und Sickingen's. Ein geiſtvoller Gedanke, die Männer, welche auf der nahen Ebernburg nach Hohem geſtrebt hatten, in ihren Bildern aufzuſtellen in den Vereinslocalen der beſcheidenen Anſtalten, welche ächte Volksbildung ſich zum Zweck geſetzt haben! Wir müſſen es daher dem patriotiſch geſinnten Künſtler Dank wiſſen, daß er den Gemeinden, in welchen ein kräftiges, friſches Volksleben erwacht iſt, Veranlaſſung gibt, eine Walhalla anzulegen, von welcher man keinen Mann, in dem ächte deutſche Geſinnung ſich ausprägte, zurückweiſen wird. Die Arbeit ehrt den Künſtler, das Geſchenk den Freund höherer Beſtrebungen.

Uſingen, im Nov.

Man iſt jetzt bei uns geneigter als je zuvor, das Neuerfundene in Sachen des Ackerbaues zu prüfen und nicht von vornherein zu verwerfen. Dadurch iſt es gekommen, daß der böhmiſch-naſſauiſche Pflug, welcher vor zwei Jahren in unſerem ganzen Amte noch nirgends bekannt war, jetzt in Stadt und Land ſo allgemeine Aufnahme findet, daß er in ferneren zwei Jahren den alten Pflug unſerer Gegend größtentheils verdrängt haben wird. Durch dieſe größere geiſtige Regſamkeit, welche in unſeren edlen Bauernſtand gefahren iſt, iſt es ferner gekommen, daß man in dieſem Jahre zuerſt angefangen hat, dem Beiſpiel der Forſtwirthe zu folgen, ſchlechtes oder mittelmäßiges Wieſenland zu ſchälen, ſodann auf einem Haufen zu verbrennen, die Aſche über den wunden Acker auszubreiten und von neuem zu beſaamen. Die Erfahrung lehrt, daß auf dieſe Weiſe der Boden verjüngt und die Ertragsfähigkeit verdoppelt wird. Auch ſind die Lehren, welche Hr. Rentmeiſter Ackermann dem ganzen Amte durch Einführung des ächten Kunſtwieſenbaues gegeben hat und noch gibt, nicht ohne ſehr guten Erfolg geblieben. Die Blinden ſind ſehend geworden und die ſtarrſten Anhänger der alten Mode ſehen ihre frühere Störrigkeit und Thorheit ein. Jedermänniglich lobt jetzt die Unternehmungen dieſes intelligenten und thätigen Mannes und hin und wieder ſieht man die erfreulichſten Beweiſe lobenswerther Nacheiferung. Was aber am meiſten erfreuen muß, iſt die Einführung des Maſchinenweſens in der Landwirthſchaft. Die erſte Gewerbausſtellung für das Herzogthum Naſſau hat uns gezeigt, wie ſehr unſere Hüttenwerke, namentlich die Audenſchmiede bei Weilburg, in Fertigung von Maſchinen zum Gebrauche der Land- und Hauswirthſchaft vorangeſchritten ſind. Dieſe Maſchinen nun, namentlich Kohlrabenſchneider, Kartoffelmühlen, ferner auch Strohſchneidmaſchinen und Schrotmühlen neuer Erfindung finden jetzt Eingang in unſerem Amt, wenn auch zunächſt nur auf den Pachthöfen, denn die aufgehende Sonne beleuchtet zuerſt die Bergſpitzen, ehe ſie die tiefen Thäler erhellt. Wenn auch ſolche Maſchinen für die meiſten Bauern zu theuer ſind, ſo ſind doch in jedem Dorfe einige Landwirthe, welche ſie ankaufen und vielleicht den übrigen Gemeindegliedern gegen eine billige Abgabe den Gebrauch geſtatten könnten. Mächtiger noch als alle dieſe lobenswerthen Fortſchritte würde die Conſolidation ihre Wirkung auf unſern Ackerbau äußern. Durch ſie würden neue Lagerbücher entſtehen, Jeder würde durch Vernichtung des Flurzwangs unbeſchränkter Herr ſeines Eigenthums. Ueber dieſe wichtigen Angelegenheiten unſere heranwachſenden Bürger zu belehren, iſt die Aufgabe unſerer Lehrer in den Abendſchulen.

Vilbel, 15. Nov.

Heute hatten die hieſigen Deutſchkatholiken wieder Gottesdienſt, den erſten ſeit ſechs Wochen. Ihr beliebter Prediger, Pfarrer Keilmann, iſt ſchon längere Zeit unwohl und Pfarrer Schell, der mit edler Hingebung bisher die amtlichen Functionen der verſchiedenen Gemeinden übernommen, konnte erſt heute wieder hieſiger Gemeinde den verſprochenen Dienſt leiſten. Der Inhalt der Rede war eine Parallele zwiſchen dem jüdiſchen und chriſtlichen Phariſäismus, keineswegs aber ein unkirchliches Räſonniren. Dafür mochten die trefflichen Schlußworte des von Liebe beſeelten Geiſtlichen zeugen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 25. Nov. (Zum Benefiz des Hrn. Haſſel zu deſſen 25jährigem Jubiläum als Mitglied hieſiger Bühne, zum Erſtenmale): Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang von G. Räder. Fräul. Quint als Gaſt.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 323. Mittwoch, den 25. November 1846.

Der Operateur.

Wahre Begebenheit, mitgetheilt von Dr. Rödiger.

(Fortſetzung.)

4.

Sir John Elwes war der Sohn eines reichen Londoner Brauers, Namens Meggot. Dieſer hatte ſich in ein junges Mädchen von gemeiner Herkunft verliebt, und gegen den Willen ſeiner Familie mit ihr verheirathet.

Miſtreß Peggy war aus der größten Dürftigkeit auf einmal zu großem Vermögen gelangt, denn Meggot war einer der reichſten Bürger der City. Anſtatt ſich aber die ſo lange entbehrten Freuden und Genüſſe zu verſchaffen, überließ ſie ſich einem beiſpielloſen Geiz. Meggot bemühete ſich vergebens, dieſe unedle Neigung zu bekämpfen. Sie verminderte die Zahl der Dienſtboten in dem ausgedehnten Hausweſen ihres Mannes, und jene, welche ſie durchaus behalten mußte, erhielten ſehr geringen Lohn und magere Koſt. Auch der Herrentiſch war ſo ſchlecht beſtellt, daß Meggot nie einen Freund einzuladen wagte. Er kämpfte nachdrücklich gegen dieſe ſchmähliche Knauſerei, aber vergebens, nichts war im Stande, dieſe ſchmutzige Leidenſchaft zu bewältigen. Die Geburt eines Sohnes war weit entfernt, in den Ideen der Miſtreß Meggot eine Veränderung zu bewirken. Die reiche Bürgersfrau ging in der gemeinſten Kleidung aus, kaufte verdorbene Eßwaaren um einen Spottpreis ein, und zog den Ihrigen dadurch nicht ſelten bedenkliche Unpäßlichkeiten zu.

Meggot erhielt einſt bei einem Beſuche ſeiner großen Brauereien eine bedeutende Brandwunde am Beine. Er befahl ſogleich zu einem Wundarzte zu ſenden; Miſtreß Peggy aber verſicherte, die Wunde ſey unbedeutend, und man brauche für ganz unnütze Arzneien keine Ausgaben zu machen. Die Klagen, Befehle und Drohungen des Mannes, der an's Lager gefeſſelt war, blieben fruchtlos. Der Kranke fiel in ein heftiges Fieber, und ſtarb nach achttägigen furchtbaren Qualen als ein Opfer des Geizes und der Gefühlloſigkeit.

Seit jener Zeit kannte die niedrige Leidenſchaft der Miſtreß Meggot keine Gränzen mehr. Sie ließ ihren Gemahl, den angeſehenen reichen Bürger, wie einen Bettler beerdigen, und die Brauknechte mußten zuſammenlegen, um ihm einen Grabſtein zu ſetzen, den die Wittwe nicht bezahlen wollte. Sie entließ die ganze Dienerſchaft, verkaufte das großartige Etabliſſement, und bezog mit ihrem Kinde eine elende Dachkammer. Ihre Goldgier artete dort in einen wahren Wahnſinn aus. In Folge der Entbehrungen, welche ſie ſich auflegte, wurde ihr Geſundheitszuſtand immer ſchwankender, und gleichwohl behauptete ſie, man könne ſehr gut leben, ohne zu eſſen. Dieſem diätetiſchen Syſtem unterwarf ſie ſich und ihren Sohn mit ſo nachſichtsloſer Strenge und Beharrlichkeit, daß man ſie eines Morgens todt im Bette fand. Ihr Sohn lag erſchöpft und entſetzlich abgemagert neben ihr.

Das Kind erhielt einen Vormund. Dieſer ſchickte den kleinen John in das Weſtminſter-Kollege. An den klaſſiſchen Studien ſchien der zu neuem Leben erwachende Schüler keinen beſondern Geſchmack zu finden; die gymnaſtiſchen Uebungen ſagten ihm beſſer zu, und er wurde nicht nur ein vortrefflicher Reiter, ſondern auch ein gewaltiger Boxer, der in manchem nationalen Fauſtkampfe den Sieg davon trug.

Als John endlich des Schulzwanges entledigt war, ſtürzte er ſich mit einer an Wahnſinn gränzenden Gier in den Strudel der Ausſchweifungen und Zerſtreuungen. Er vergeudete in kurzer Zeit das von ſeinem Vater hinterlaſſene Vermögen, und wurde endlich von einer Rotte hartnäckiger Gläubiger verfolgt. In dieſer bedrängten Lage erinnerte er ſich, daß er zu Stoke, in der Grafſchaft Suffolk, einen Oheim habe. Zu dieſem begab er ſich in ganz gemeiner Kleidung, denn der Oheim, welcher ſich durch Wucher bereichert und den Baronstitel erworben hatte, war ein würdiges Seitenſtück zu ſeiner Schweſter Peggy, der Mutter Johns. Der junge Verſchwender heuchelte eine völlige Uebereinſtimmung mit der niedrigen Leidenſchaft ſeines Oheims; er fügte ſich durch fünf Jahre in das elende Leben des Alten, und Sir Harrey Elwes gewann ſeinen Neffen John Meggot dadurch ſo lieb, daß er ihn unter der Bedingung, Namen und Wappen der Familie Elwes anzunehmen, zum Erben ſeines ganzen Vermögens einſetzte. Seine Erbſchaft betrug mehr als zweimalhunderttauſend Pfund Sterling.

Sir John kehrte nach London zurück, ohne irgend Jemanden von ſeinem Reichthume ein Wort zu ſagen. Um von den ferneren Verfolgungen ſeiner Gläubiger ſicher zu ſeyn, ließ er die in den Händen der letzteren befindlichen Wechſel und Schuldſcheine, um einen geringen Theil der Hauptſumme unter der Hand aufkaufen, und ſo entledigte er ſich ſeiner Schulden, welche ſich etwa auf zwanzigtauſend Pfund beliefen, durch Entrichtung einer unbedeutenden Summe.

Man erwartete nun, er werde ſein früheres tolles Leben wieder anfangen; allein er blieb in ſeinen bettelhaften Kleidern, an welche er ſich bei ſeinem Oheim gewöhnt hatte, und legte ſich, ungeachtet ſeines Reichthums, die größten Entbehrungen auf.

Nur von Zeit zu Zeit kehrte er zu ſeinen früheren Thorheiten zurück. Aber auch dieſe närriſchen Launen dienten ihm als Mittel zur Befriedigung ſeines Spekulationsgeiſtes. So hatte er einige Monate hindurch die ſchönſten Jagdhunde und die famoſeſten Wettrenner in ganz England. Als er dieſe kavaliermäßige Laune hinlänglich befriedigt hatte, verkaufte er die edlen Thiere, mit einem Nutzen von vierhundert Pfund Sterling, an einen reichen Lord. Auf dem Markte von Smithfield verhandelte er in eigener Perſon die von ſeinen Landgütern hergetriebenen Ochſen und Schafe, und ſelbſt das Federvieh ſtand unter ſeiner beſonderen Controle. Wenn

Digitized by Google

er zu Pferde war, und in die Nähe eines Schlagbaums kam, ſo nahm er lieber einen Umweg von mehreren engliſchen Meilen, und er wagte ſein Leben auf den halsbrechendſten Pfaden, um einige Pence zu erſparen.

Auf dieſe Weiſe wurde das Vermögen des Sir John Elwes in kurzer Zeit verdreifacht. Der Ehrgeiz blieb ihm dabei keineswegs fremd; er ließ ſich zum Parlaments-Mitgliede für Berkſhire wählen. Dieſe Wahl ging ohne alle Umtriebe von ſtatten, er verdankte ſie allein dem Einfluſſe, den er durch ſein ungeheures Vermögen erlangt hatte. Er rühmte ſich ſpäter oft, daß die Koſten ſeiner Wahl ſich nur auf drei Pence belaufen hätten.

Dieſer ſonderbare Mann war zwölf Jahre Mitglied des Unterhauſes. Ungeachtet ſeines beiſpielloſen Cynismus, ſtand er unter ſeinen Kollegen im Rufe der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit und Unparteilichkeit. In vielen ſtreitigen Fällen wurde Sir John Elwes als Schiedsrichter aufgeſtellt.

Dies war der Patient, für den der Doktor Abernethy die berühmteſten Aerzte Londons zuſammenzuberufen verſprochen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Deutſchen und die Franzoſen.

Unter dieſem Titel hat Georg Muhl eine Schrift aus dem Franzöſiſchen übertragen (Baden, Druck und Verlag des Bureaus der Badzeitung), welche viel Anziehendes enthält. Der Name des franzöſiſchen Verfaſſers iſt unbekannt, aber dieſer hat ſich mit ſeinem Thema wohl vertraut gemacht und es mit viel Gründlichkeit behandelt. „Er hat die Menſchen“, ſagte ein Artikel der Allgemeinen Zeitung über ihn, „die Zuſtände, die Literatur, das geſellſchaftliche Leben Deutſchlands mit begabtem Auge beobachtet, er ſchildert mit großer Gewandtheit, was er geſehen, und er zieht die Folgerungen aus den Thatſachen mit großem Scharfſinn und mit ſo viel Unparteilichkeit, als ſich bei einem Gegenſtande dieſer Art von einem Fremden, und beſonders von einem Franzoſen, billigerweiſe erwarten läßt. Den eigentlichen Stoff des Buches bilden die zwiſchen Deutſchland und Frankreich obwaltenden Gegenſätze, mit denen der Verfaſſer ſeine Leſer gründlich bekannt machen will, weil nur auf dieſe Weiſe die von ihm dringend gewünſchte Ausgleichung derſelben bewirkt werden könne.“ Einige Auszüge mögen hier folgen und den Leſer mit der Art und Weiſe des Buches bekannter machen, als es durch eine, wenn auch ausführliche Recenſion geſchehen würde. So ſagt der Verfaſſer in dem Kapitel über deutſche Auswanderungen unter Anderm Folgendes:

„Ich maße mir durchaus nicht an, alle die Urſachen genau und richtig zu kennen, welche jene ungeheure und fortgeſetzte Auswanderung herbeigeführt haben. Es mögen immerhin, wie auch anderwärts, religiöſe Unduldſamkeit und Verfolgung eine große Rolle dabei geſpielt haben; es mag die durch guten Schulunterricht allgemein verbreitete Aufklärung Verlangen und Bedürfniſſe geweckt haben, die man im eignen Mutterlande wegen ſocialer Schranken, wodurch Alles beengt und eingepfercht wurde, nicht befriedigen konnte; es mögen die im jugendlicheren Alter ordnungsmäßig geſchloſſenen und folglich fruchtbareren Ehen des Mittelſtandes die Auswanderung fortwährend mit einſichtsvollen Führern verſehen haben; es mögen die Regierungen ihrerſeits dieſen Abfluß eines Saftes nach Außen begünſtigt haben, den ſie nicht nützlich verwenden konnten; es mögen unruhige Geiſter, ehrgeizige Beſtrebungen auf dem engen Schauplatze, der ihnen offen ſtand, keine Befriedigung gefunden haben; an manchen Orten mag die Unfruchtbarkeit des Bodens oder die mangelhafte Cultur deſſelben den Menſchen nicht ſo feſt an die Scholle gebunden haben, die ihn nähren ſollte: alles Dieſes zuſammen hat mehr oder weniger eingewirkt auf den Hang zur Auswanderung, und ſobald man ſich einmal an den Gedanken gewöhnt und zur Erkenntniß ihrer Vortheile gelangt, mußte ſie immer weniger ſchrecklich erſcheinen. Nun darf man auch nicht überſehen, daß ein abgeſchloſſenes Stillleben der Einbildungskraft mehr Zähigkeit und Schwungkraft verleiht als die Unwiſſenheit niederdrückt, und daß zudem Derjenige, welcher mehr in ſich ſelbſt lebt, weniger abhängig von ſeiner Umgebung iſt, wie der Weiſe, der Alles bei ſich trägt. Der Deutſche, der mit ſeiner Bibel, ſeiner Frau und ſeinen Kindern von dannen zog, nahm in gewiſſer Beziehung ſein Deutſchland mit ſich. Wie dem aber auch ſey, dieſer Abfluß, der von Deutſchland ausſtrömt und ſich nach allen Richtungen hin vertheilt, bleibt immer eine merkwürdige Erſcheinung. Man vergißt daher in den ſtatiſtiſchen Handelsnachweiſungen mit Unrecht dieſen beträchtlichen Ausfuhrartikel, bei dem ſich die Waagſchale ſtets ſo außerordentlich zum Vortheile der Deutſchen neigt.

Kein Staat Deutſchlands hat überſeeiſche Beſitzungen, und dennoch fließt in Amerika mehr deutſches Blut in den Adern als franzöſiſches. Polen, Rußland, Ungarn ſind von Deutſchen überſchwemmt, denn dieſe Länder beſitzen, das iſt freilich wahr, keinen wohleingerichteten Mittelſtand, jene wichtige und einflußreiche Klaſſe, welche die Grundlage und der Eckſtein aller Nationalität iſt. So erklärt es ſich denn auch, daß in dem Großherzogthum Poſen, welches doch noch nicht ſo gar lange zu Preußen gehört, die Hauptſtadt ſchon eben ſo ſehr deutſch wie polniſch iſt. Der Adel wohnt faſt immer auf ſeinen Landgütern; die Juden, die ſelbſt in Polen meiſt und gewöhnlich deutſch reden, konnten ſich ohne große Mühe zu Deutſchen ſtempeln, und ſo wurde daher bald der Platz des Mittelſtandes, den dieſe letztern doch nicht ganz ausfüllten, durch zahlreiche, aus dem Innern Deutſchlands kommende Einwanderungen eingenommen. Auf dieſe Weiſe iſt preußiſch Schleſien faſt ganz deutſch geworden, nicht allein dadurch, daß die ſlaviſchen Bewohner ſich germaniſirt haben, ſondern vorzüglich deßhalb, weil ſie ſich unter der Fluth der deutſchen Bevölkerung verſchmelzen und verlieren mußten. Nur der Bauer, nur der Leibeigene allein bleibt auf ſeiner Scholle. Dagegen bemächtigt ſich der Deutſche alles Deſſen, was Thätigkeit, Intelligenz, Ordnungsgeiſt und Ueberlegung erfordert, und Derjenige, welcher an den Beſtrebungen des Lebens Theil nimmt, wird dadurch ein Deutſcher.

Wenden wir jetzt unſere Augen auf die andere Seite. In England, in allen Ländern, aus denen ſo häufige Klagen über Uebervölkerung und über unzureichende Exiſtenzmittel laut werden, leben ganze Colonien deutſcher Arbeiter, und finden auch ihren Unterhalt daſelbſt. In Paris ſind die Werkſtätten aller Art voll von deutſchen Arbeitern, und ſogar ſchon überflügeln deutſche Namen auf den Aushängſchildern gemach die franzöſiſchen Firmen. Woher kommt dies Alles und durch welches Mittel hat ſich der Deutſche allenthalben in fremden Landen feſtſetzen und halten können, und wie gelingen ihm ſeine Unternehmungen beſſer, als uns Anderen? Indem ich alles Geſagte zuſammenfaſſe, antworte ich: das kommt von der Einfachheit und von den ſtrengen bürgerlichen Sitten, welche den Arbeiter, den Handwerksmann, den Kaufmann an ſeinen Stand, an ſein Gewerbe, an ſein Geſchäft als ſolches feſſeln, in denen er eine Stütze in ſchlimmen Zeiten findet, und die ihn abhalten, die guten unbeſonnen zu mißbrauchen. Das kommt von ſeinem zurückgezogenen Familienleben, an das er ſich gewöhnt hat und das er mit Liebe umfaßt, welches ihn vor Verſchwendung und Unhäuslichkeit bewahrt und wodurch er in jedem beliebigen fremden Lande ſich immer abſchließt von dem Einfluß fremder Sitten und Gewohnheiten um ihn herum, mit denen er daher nie in Widerſpruch gerathen kann. Das kommt daher, weil er der Erbe und Zögling jenes ſtarken Bürgerthums der freien Städte, jener Zierde Deutſchlands im Mittelalter, von denen der Nachklang jener großen Handelsbeziehungen noch jetzt

Digitized by Google

nicht vollſtändig verhallt iſt. Das kommt daher, weil in Deutſchland allenthalben eine bei weitem beſſere Schulbildung herrſcht, ſo daß für den Deutſchen die verſchiedenen Sprachen nichts Abſchreckendes haben, und jeder Handwerker aus demſelben Grunde fähig iſt, irgend einer fremden Sprache mächtig zu werden, ſobald es die Umſtände gebieten, und daß er mit dieſer Hoffnung die ganze Welt durchwandert. Zudem iſt dieſer beſſere Schulunterricht nicht wie in Frankreich ausſchließlich nur eine Bevorzugung des Reichen und Vornehmen, und der lediglich nur für die Bedürfniſſe Derer berechnet iſt, die niemals Handarbeit zu thun brauchen; nein, er unterhält und nährt die Geiſtesthätigkeit, die ſich alsdann auf alle Richtungen des praktiſchen Lebens erſtrecken kann, und er verleitet auf dieſe Weiſe nicht ſo ſehr zu lächerlichen Anmaßungen, als er vielmehr zur wahren Tüchtigkeit verhilft. In allen dieſen Punkten unterſcheiden ſich die Franzoſen mehr als jede andere Nation von den Deutſchen. Das mittelalterliche Frankreich hat aus verſchiedenen geſchichtlichen und geographiſchen Urſachen nichts Aehnliches aufzuweiſen, was ſich meſſen könnte mit der großartigen Handelsentwicklung der freien Reichs- und Hanſeeſtädte Deutſchlands. Der Großhandel Frankreichs war ſchon längſt vor der Revolution mit ſeiner Marine verloren gegangen, die Nationalerziehung hatte immer in Frankreich die alten bürgerlichen Ueberlieferungen zu vernichten geſucht, und die Revolution und der mächtige Rauſch der Kaiſerzeit haben vollends die Gewohnheiten und Sitten des Mittelſtandes verwiſcht. Es war das freilich eine ſchlimme Vorbereitung, um die Concurrenz auszuhalten, und es zeigen ſich die Folgen recht gut.

Der alte Arendt ſagt hierüber, und jeder Franzoſe, der die neue franzöſiſche Colonie zu St. Petersburg geſehen hat, wird eingeſtehen müſſen, daß er Recht hat: „Man gehe nach Petersburg, Stockholm oder London, man durchſtreiche die civiliſirte Welt, ſo weit ſich dieſe erſtreckt: was ſieht man? Ueberall findet man die Deutſchen als Herren mitten unter Fremden oder neben ihnen, die Franzoſen allenthalben als Diener. In Petersburg leben 40,000 bis 50,000 Deutſche; in Stockholm und London gibt es deren mehrere hundert Tauſende; desgleichen finden ſich die Franzoſen an denſelben Orten zu Tauſenden: aber der Deutſche iſt Banquier, Großhändler, geſchickter und unabhängiger Handwerker, Arzt, Künſtler, Gelehrter, der ein Wort mitzuſprechen hat und die Herrſchaft theilt: dagegen bewegt ſich der Franzoſe faſt nur ausſchließlich in den kleinen Dienſten und Verrichtungen des Lebens, er befindet ſich in untergeordneten Stellungen und Lagen; er iſt Sprachmeiſter, Tanzmeiſter, Friſeur, Käſekrämer, Wurſtler, er handelt mit Pomade, mit Einem Worte, er iſt der Verkäufer und Händler von tauſenderlei Lebens- und Toilettenbedürfniſſen.

Es iſt immerhin eine traurige Wahrheit: die ganze Induſtrie eines Franzoſen bezieht ſich im Auslande immer nur auf die Bedürfniſſe und Anforderungen des Luxus; alle Geſchäfte und Unternehmungen, welche Ausdauer und angeſtrengte Arbeit erheiſchen, paſſen nicht in den Kram dieſer franzöſiſchen Induſtriellen.

Doch wozu den Blick außerhalb Frankreichs werfen? Sind nicht in Frankreich ſelbſt die größten Banquierhäuſer und die erſten Handelshäuſer in den Händen der Fremden, und ſind nicht die größten Unternehmungen immer mit franzöſiſchem Gelde gemacht worden? Iſt nicht der franzöſiſche Seehandel gedrückter als jeder andere, und geben daher nicht alle jene großen Opfer der franzöſiſchen Kriegsmarine immerhin nur noch eine zweifelhafte Macht. Zur Heilung dieſes letztern Uebels könnte freilich die Regierung wohl Manches thun, aber alle Maßregeln derſelben werden niemals vollſtändig das Uebel mit der Wurzel ausrotten, weil es ſeine Quellen in der Nationalerziehung hat. Bei der in Frankreich herrſchenden Freiheit gibt es hundert Dinge, die man unmittelbar ſelbſt thun könnte, wenn nicht Faulheit und Unwiſſenheit ſo wie ein daraus entſpringender Stillſtand es verhinderten. Uebrigens kann Entmuthigung hier nicht helfen, und wenn man in Frankreich in einem weſentlichen Punkte ſich hat überflügeln laſſen, ſo darf der Anblick anderer Punkte, in denen die Franzoſen glücklicher ſind, ihnen nicht nur als Troſt dienen, ſondern ſie müſſen ſich auch dadurch ermuthigen, einem Uebel mit offenem Viſir entgegen zu treten, gegen welches ſie das Heilmittel in ſich ſelbſt und in ihren Beſtrebungen beſitzen.

Mannichfaltigkeiten.

(Freiburg.) Der Bern. Ztg. wird mancherlei Spaßhaftes von hier berichtet. So z. B. erzählt ihr daheriger Korreſpondent, ein Bürger habe bei einer Landſturmmuſterung ſeinem Hunde einen Dreiſpitzhut aufgeſetzt und ihn mit dem Lazarusordenskreuz und Band geziert; ſo geſchmückt, ſey der Hund bei der Muſterung erſchienen, was jedoch ſeinem Herrn eine Arreſtſtrafe von zwei Mal 24 Stunden zuzog. — Nach dieſer Korreſpondenz hat die Schülerzahl im Jeſuitenkollegium auch dieſes Jahr abgenommen.

Am 2. November ſtarb zu London ein Thüringer von edelſter Geſinnung und trefflichſtem Herzen, der königl. großbritanniſche Harfenmacher Johann Andreas Stumpff, als 78jähriger Greis. Hunderte von Deutſchen, die ihn in London kennen lernten, ſegnen das Andenken dieſes menſchenfreundlichen, wohlthätigen Mannes, den Göthe in einem Briefe an Zelter „eine merkwürdige Erſcheinung" nennt. Geboren in Ruhla, aber ſeit faſt 60 Jahren Bewohner der Weltſtadt, glühete der edle Schwärmer ſtets für deutſche Größe und deutſchen Ruhm, war er durch und durch ein großes deutſches Herz, geliebt und geehrt von Allen, die ihn kannten, und vorzüglich von vielen ausgezeichneten Deutſchen. Es iſt nun an der Zeit, ſeine ſehr merkwürdigen, ja rührenden Beziehungen zu Göthe, Karl Maria von Weber, Ludwig van Beethoven, Hummel, Mozart's Schweſter und Wittwe und andern bedeutenden Perſonen, die ihn alle im wahrſten Sinne des Worts Freund nannten, zu veröffentlichen, um das deutſche Vaterland mit einem ſeiner treueſten Söhne näher bekannt zu machen. Dieſe Veröffentlichung wird nächſtens durch ſeinen Landsmann und Geiſtesverwandten, Ludwig Storch, der mit ihm in enger freundſchaftlicher Verbindung ſtand, ſtattfinden, welcher auch Stumpff's ſehr intereſſante Gedichte, von denen Göthe ſchon mehrere drucken ließ, und in denen ſich ſein liebenswürdiger deutſcher Patriotismus ſo herrlich ausſpricht, herausgeben wird.

Der Senat von Bremen hat bekannt gemacht, er hege für die dortige Gegend keine Beſorgniſſe wegen großer Theuerung in dem bevorſtehenden Winter, da es an Zufuhr nicht fehle. Der Senat finde daher keine außerordentlichen Maßregeln nothwendig, nur hoffe er von dem guten Sinne der Bürger, daß alle dahin wirken werden, daß die gewöhnlichen Lebensmittel, Getreide und Kartoffeln nicht aufgekauft und nach fremden Häfen gebracht werden.

(London, 12. Nov.) Eine iriſche Provinzialzeitung läßt ſich aus London ſchreiben: „Mit Bedauern melde ich Ihnen, daß die Geſundheit des berühmteſten Dichters von Irland in raſcher Abnahme iſt. Seine Lebensſonne neigt ſich dem Niedergange zu, und man fürchtet, daß ſeine Auflöſung nahe bevorſteht." Thomas Moore iſt am 28. Mai 1780 geboren, alſo $66\frac{1}{2}$ Jahre alt. Da die uns vorliegenden Londoner Blätter nichts davon enthalten, ſo wird dieſe betrübende Nachricht hoffentlich ungegründet ſeyn.

Digitized by Google

Der **Getreidehandel** in den Vereinigten Staaten nimmt außerordentlich zu. Blos aus Newyork iſt in dieſem Jahr bis zum 13. Oct. mehr als im vorigen Jahr ausgeführt worden, an Waizen allein 808,000 Scheffel.

Am 27. December feiert **Wegſcheider** in Halle, das bekannte Haupt der Rationaliſten, ſein 50jähriges Doctorjubiläum.

Korreſpondenz.

Aus dem Großherzogthum Heſſen, 22. Nov.

Unſere Verfaſſungsurkunde enthält in Artikel 103 folgende Beſtimmung: „Für das ganze Großherzogthum ſoll ein bürgerliches Geſetzbuch, ein Strafgeſetzbuch und ein Geſetzbuch über das Verfahren in Rechtsſachen eingeführt werden.“ Das Strafgeſetzbuch iſt erlaſſen; die eben bei den Ständen in Berathung ſtehende erſte Abtheilung des bürgerlichen Geſetzbuches veranlaßt den Einſender, Ihnen für Ihre Leſer folgende Bemerkungen mitzutheilen. Die Vollziehung jenes Artikels in der Art, daß jeder Geſetzesartikel für das linke Rheinufer die nämliche Abfaſſung wie für die Landestheile des rechten Rheinufers erhält, gehört zu den unausführbaren Idealen. Das Ideal iſt dem Zweck der Geſetzgebung, ihrer Politik und Durchführbarkeit untergeordnet. Es gibt bekanntlich mancherlei Umſtände, unter welchen grade jener Zweck die Aufnahme provinzieller Modificationen in die betreffenden Geſetzesartikel dringend heiſcht. Der mäßige Umfang des Großherzogthums ſcheint zwar dergleichen Modificationen zu widerſprechen; die Größe des Areals an ſich entſcheidet aber nicht, ſondern die Verſchiedenheit ſeiner Beſtandtheile. Würde z. B. aus einem Theile des Herzogthums Steiermark und einem angränzenden Theile Ungarns Ein Staat von dem Umfang Heſſens gebildet, ſo wäre eine gemeinſchaftliche Geſetzgebung dafür nur dann ausführbar, wie ſie in gewiſſen Artikeln, wo Sitte, Gewohnheit, Ueberlieferung, factiſche Conſtruction der bürgerlichen Geſellſchaft ꝛc. dies erfordern, Modificationen nach Verſchiedenheit jener Beſtandtheile aufnähme und den beſtehenden Thatſachen hiermit gebührend Rechnung trüge. — Die Gleichheit des Geſetzes und vor dem Geſetze beſteht bekanntlich nicht in völliger Nivellirung, ſondern nur darin, daß unter gleichen Umſtänden gleiche Beſtimmungen gelten, daß dieſe Umſtände in dem Geſetze ausdrücklich vorgeſehen und, wenn ſie eintreten, ohne weitere Rückſicht zur Anwendung gebracht werden. Zu dieſen Umſtänden gehört auch die Verſchiedenheit des „Orts“; wird ihre Wahrung in die Geſetzbücher des Großherzogthums an den betreffenden Stellen aufgenommen, ſo geſchieht hiermit dem Artikel 103 Genüge. Werden dieſe Modificationen auf das Minimum der Nothwendigkeit beſchränkt, ſo folgt ſchon aus Gleichheit der Zeit und der Organe der Geſetzgebung die möglichſte Uebereinſtimmung und iſt die Bahn gebrochen, um mit der Zeit auch die im Geſetzbuch belaſſenen Modificationen beſeitigen zu können. Eben ſo wie eine mäßige Reform der Revolution vorzuziehen iſt, eben ſo ſind allzu ſchroffe Uebergänge zu widerrathen. Der practiſche Nutzen der Vollziehung des Artikels 103 beſteht hauptſächlich darin, daß man in denſelben Geſetzbüchern Das zuſammenfindet, was in Folge jenes Artikels für das Großherzogthum mit möglichſter Berückſichtigung ſeiner Einheit als Geſetz gegeben worden iſt. Der Zweck wird durch motivirte Modificationen erwähnter Art nicht nur nicht beeinträchtigt, ſondern weſentlich befördert. Jedenfalls bleibt das gemeinſame Geſetzbuch, auch mit Zulaſſung der provinziellen Modification in einzelnen Artikeln, eine ſo ſehr große Wohlthat für Land und Leute, daß man deren Herbeiführung denn doch wahrlich durch Ausſchließung aller provinzieller Modification nicht gefährden und es hieran ſcheitern laſſen darf. Es gibt nun keinen Artikel im ganzen Geſetz, welcher mehr, als der die Ehe betreffende, dem linken Rheinufer gegenüber, eine provinzielle Modification auf das Dringendſte erheiſcht. Die Gründe für und gegen die Civilehe in der Art, wie ſie ſich auf dem linken Rheinufer unbeſchadet der Religion bewährt hat, ſind bereits bei der landſtändiſchen Berathung auf das Triftigſte dargelegt worden. Was iſt deren Ergebniß? Kein anderes als dieſes: I. Da, wo die Civilehe noch nicht eingeführt iſt und ihrer Einführung ſich ſo bedeutende Hinderniſſe entgegen ſtellen, iſt der im Geſetzesentwurf enthaltene Weg der Vermittelung der angemeſſenere; II. da, wo einmal die Civilehe ſo ſehr eingebürgert iſt, als auf dem linken Rheinufer, widerſpricht es den Motiven einer vernünftigen Geſetzgebung, insbeſondere den Intereſſen des Staats, ſie aufzuheben oder auch nur die Folgerichtigkeit ihrer dortigen Inſtitution durch Verſuche der Vereinbarung mit kirchlichen Rückſichten zu ſtören. Hieraus folgt: zu I. die Aufnahme in das Geſetz mit dem aus II. ſich ergebenden Zuſatze für Rheinheſſen. Hoffen wir, daß auf ſolche Weiſe eine Verſtändigung der entgegengeſetzten, beiderſeits mit guten Gründen ausgerüſteten Anhänger verſchiedener Anſichten herbeigeführt und hiermit der Stein des Anſtoßes, welcher den Fortſchritt in der Geſetzgebung hemmt, beſeitigt werde.

Aus dem Herzogthum Naſſau, im Nov.

Wie überall in Deutſchland, ſo begannen auch bei uns die Adern des ſocialen und wiſſenſchaftlichen Lebens ſtärker zu pulſiren. Es iſt eine Zeit des Gährens und Werdens, und Ihr geſchätztes Blatt brachte uns auch ſchon manchen erfreulichen Bericht von dieſer friſchen Lebensthätigkeit aus unſerem kleinen Lande. Doch es waren mehr die ſocialen Seiten derſelben, die ſeither Ihre Spalten in Anſpruch nahmen; vergönnen Sie daher auch dieſen Zeilen eine Stelle, die unſer Central-Staatsarchiv im Schloſſe zu Idſtein betreffen, aber gewiß nicht ohne Intereſſe ſeyn werden, weil auch das Wiſſenſchaftliche faſt immer thätig in das Leben einzugreifen pflegt und angenommen werden muß, daß der Summe archivaliſcher Kenntniſſe der ehrenvolle Name einer Wiſſenſchaft gebührt, obgleich Hegel denſelben ſogar der Philologie nicht zugeſtanden wiſſen wollte. Die gewöhnliche Meinung denkt ſich unter einem Archive eine düſtere Rumpelkammer alter und beſtaubter Acten, und wer vor einigen Jahren noch unſer Central-Staatsarchiv beſuchte, fand ſich in dieſem Glauben ſchwerlich beirrt. Ungemein angenehm wurde ich daher überraſcht, als ich jener Rüſtkammer des heimathlichen Alterthums in dieſen Tagen einen Beſuch machte. Durch beträchtliche Reparaturen hat das alte Fürſtenſchloß ſelber ein freundlicheres Ausſehen gewonnen. Die Denkmäler alter Baukunſt in demſelben ſind erneut und manche ſogar durch Auffinden aus roher Uebertünchung hervorgezogen worden. Die Räume haben ſich gelichtet, und es iſt, als freuten ſich die alten Acten, in beſſere Ordnung gebracht und in freundliche Umſchläge gehüllt, in ihren Loculamenten dieſer ſchönen Umgeſtaltung. Die Schätze des Archives gingen durch die Gefälligkeit ſeines Direktors, Hrn. Oberſchulraths **Friedemann**, an meinem Blicke vorüber und höchſt befriedigt verließ ich dieſe Hallen alter Urkunden und urkundlicher Alterthümer, die nun auch für den Laien eine Sehenswürdigkeit Idſtein's bilden. Noch weit mehr aber wird den künftigen Beſucher dieſes Inſtitut anſprechen, wenn es erſt einmal ſo vollendet ſeyn wird, wie es in den Plänen ſeines Direktors lebt, der ſich zu dieſen Zwecken von der Staatsbehörde bereits einer Summe von 40,000 fl. zu erfreuen hatte und weiteren Unterſtützungen entgegen ſehen darf. Die Thätigkeit dieſes Mannes verdient daher rühmlicher Erwähnung und dies um ſo mehr, als er durch die Beſorgung einer neuen „Zeitſchrift für die Archive Deutſchlands (Gotha 1846, Verlag von Perthes)“, deren erſtes Heft bereits vor mir liegt, dieſe Fundgruben wiſſenſchaftlicher Schätze auch dem Leben zu erſchließen und näher zu legen ſtrebt.

Offenbach, 22. Nov.

Zur Warnung für andere Leute eignet ſich die Mittheilung einer am vergangenen Freitage hier vorgekommenen Thatſache: Ein Arbeiter oder Handwerksgeſelle ſpielte nur allein in den mir zur ſicheren Kunde gekommenen Fällen **dreimal** in Einem Tage in und bei hieſiger Stadt den **Verhungernden** ſehr natürlich und prellte vermittelſt ſeiner Verſtellung viele mitleidige Leute um unverhältnißmäßige Almoſen. Leider wird man dadurch auch gegen wirklich Hungrige und wahrhaft Bedürftige mißtrauiſch gemacht.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 24. Nov. **Der Wollmarkt**, Luſtſpiel in 4 Abth., von Clauren. Zum Schluß: Fantaisie et Variations pour le Pianoforte sur des motifs de l'opera „la Sonnambula“, de Bellini, composées par Alex. Fesca, vorgetragen von Fräul. Ueß.

Mittwoch, 25. Nov. (Zum Beneſiz des Hrn. **Haſſel** und zu deſſen 25jährigem Jubiläum als Mitglied hieſiger Bühne, zum Erſtenmale): **Der arteſiſche Brunnen**, Zauberpoſſe mit Geſang von G. Räder. (Gaſtrolle) Schalk: Fräul. **Quint**, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Hetter. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

№ 326. Donnerſtag, den 26. November 1846.

Der Operateur.

Wahre Begebenheit, mitgetheilt von Dr. Rödiger.

(Fortſetzung.)

5.

Sir John Elwes war der Erſte, der ſich in der Wohnung Abernethy's einfand.

„Seyn Sie willkommen,“ ſagte der Doktor, ihm entgegen gehend: „meine Kollegen ſind nicht ſehr pünktlich, und ich will dieſe Friſt benützen, um einige Maßregeln mit Ihnen zu treffen. Sie müſſen die bevorſtehende Berathung mit anhören; Sie müſſen alles deutlich und vollſtändig hören, damit Sie die Meinung meiner Kollegen über Ihren Zuſtand kennen lernen. Gehen wir alſo in dieſes Cabinet, welches nur durch eine dünne Bretterwand von meinem Zimmer getrennt iſt. Dort können Sie alles auf's genaueſte hören. Nach beendeter Sitzung werden Sie mir Ihren Entſchluß mittheilen.“

Sir John begab ſich in das Cabinet, und die Aerzte kamen nach einander an. Als ſie alle verſammelt waren, begann Abernethy:

„Meine werthen Kollegen, ich habe Sie um eine Zuſammentretung erſucht, ohne Ihnen die Gründe anzugeben, welche mich bewogen, Ihre Güte in Anſpruch zu nehmen. Es handelt ſich um Sir John Elwes.“

Dieſer Name wurde mit einem Gemurmel der Ueberraſchung und des Mißfallens aufgenommen.

„Ich weiß es wohl,“ fuhr der Doktor Abernethy fort: „Sir John hat ſich ſchweres Unrecht gegen Sie vorzuwerfen; aber er hat mich beauftragt, daſſelbe wieder gut zu machen. Ich habe Jedem von Ihnen in ſeinem Namen fünfundzwanzig Guineen einzuhändigen.“

Bei dieſen Worten übergab der Doktor jedem ſeiner Kollegen eine Banknote von dieſem Betrage.

„Jetzt laſſen Sie uns über den Patienten in Berathung treten. Was halten Sie von der Krankheit, mein verehrter Doktor Blick?“

„Elwes,“ erwiederte der alte, grundgelehrte Arzt, „hat eine Blutgeſchwulſt auf dem Auge. Trotz meiner langjährigen Erfahrung würde ich doch nicht wagen, ihn zu operiren, denn der Kranke würde mir vielleicht unter den Händen ſterben.“

„Und wenn die Operation nicht vorgenommen wird?“

„So muß der Patient in kurzer Zeit unterliegen; denn das Schlagen der kranken Arterie hat den Augenbraunenbogen ſchon bedeutend beſchädigt.“

„Welcher Meinung ſind Sie? mein würdiger Freund Hunter.“

„Ich theile die Anſicht unſeres verehrten Kollegen Blick.“

„Dieſe Anſicht iſt auch die meinige,“ fügte der berühmte Anatom Marſhall hinzu.

„Ich habe in meiner erſten Conſultation bereits ein ähnliches Gutachten abgegeben,“ ſagte Doktor Pott.

„Sie fürchten alſo, daß der Patient ....“

„Eine Operation nicht wird aushalten können. Ein Arzt, der dieſelbe unternimmt, würde ſeinen Ruf leichtſinnig auf's Spiel ſetzen. Selbſt wenn die Operation gelänge, würde man doch nicht umhin können, ein ſolches Unternehmen für unbeſonnen zu halten.“

„Aber der Kranke kann ohne Operation nicht lange mehr leben?“ fuhr Abernethy fort.

„Vielleicht morgen, vielleicht heute noch kann er aufhören zu leben.“

„Hier ſind fünfzig Pfund Sterling für Jeden von Ihnen, meine werthen Kollegen. Sir John Elwes will dieſe zweite Berathung noch glänzender honoriren, als die erſte. Adieu.“

Die Aerzte entfernten ſich, und Abernethy ging zu Sir John Elwes. Er fand ihn in einem Zuſtande der Niedergeſchlagenheit, den der geneigte Leſer leicht erklärlich finden wird.

„Ich zahle Ihnen die geforderten fünfzig Pfund Sterling für jeden Beſuch,“ ſagte der geängſtigte Patient mit einem tiefen Seufzer.

„Das genügt mir nicht mehr;“ erwiederte Abernethy boshaft lächelnd.

Sir John ſtieß einen noch kläglicheren Seufzer aus.

„Ich will Ihnen Alles erſtatten, was Sie in meinem Namen an die übrigen Aerzte gezahlt haben, obwohl dies ohne meine Zuſtimmung geſchehen iſt.“

Abernethy blickte den alten Filz ſcharf an.

„Sie glauben alſo,“ ſagte er, „daß ich für einige hundert Guineen, gegen den Rath meiner berühmteſten Kollegen meinen Ruf und meine Stellung als Operateur auf's Spiel ſetzen werde.“

„Was verlangen Sie denn von mir?“ fragte Sir John auffahrend.

„Das Honorar, welches ein ſo kühnes Wagſtück, wie ich unternehmen will, verdient.“

„Und wie hoch wird ſich dieſes Honorar belaufen?“ fragte Sir John, der vor Erwartung und Schrecken einer Ohnmacht nahe war.

„Selbſt das Gelingen dieſes Wagſtücks,“ fuhr der Doktor fort, „würde mich kaum rechtfertigen. Das Vertrauen, welches man in meine Klugheit und Umſicht ſetzt, wird erſchüttert werden. Man wird mich als einen Marktſchreier bezeichnen, der mit der Kunſt ſeinen Scherz treibt, wie ein leichtſinniger Spieler auf Würfel und Karten eine große Summe ſetzt.“

„Reden Sie, ich beſchwöre Sie!“

„Ich verlange ſechstauſend Pfund für die Operation.“

Sir John wendete ſich ab, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

„Nehmen Sie ſich in Acht,“ ſagte Abernethy kalt: „eine

Digitized by Google

ſolche Aufregung kann die verderblichſten Folgen für Sie haben; die Pulsader, deren Blutumlauf durch die Geſchwulſt gehemmt iſt, könnte leicht ſpringen, wenn Sie ſich nicht mäßigen."

„Nie werde ich eine ſolche Summe zahlen!" rief der Geizhals.

„Ich verlange achttauſend Pfund," erwiederte der Operateur.

„Sie machen von meiner Lage einen ſchändlichen Mißbrauch."

„Ich verlange zehntauſend Pfund."

Sir John ſann einige Augenblicke nach.

(Schluß folgt.)

Eine ruſſiſche Hochzeit.*)

Als wir an dem prächtigen Kadettenhauſe in Petersburg vorbeikamen, wurde unſere Aufmerkſamkeit von den lieblichſten Tönen einer Vokalmuſik gefeſſelt, die von einer theilweiſe erleuchteten Kapelle herüberklangen, an welcher mehrere Wagen hielten. Baron S . . . . ſagte uns, daß hier eine ruſſiſche Hochzeit gefeiert werde. Wir ſtanden im Thorweg. Die Kapelle ſelbſt befand ſich im zweiten Stock und war mit Glasthüren verſehen, die wir öffnen wollten, als auch ſogleich Diener herbeiſtürzten, um uns zurückzuweiſen, was indeſſen nicht ſo ſchnell geſchehen konnte, daß wir nicht einen Blick von einem hübſchen Mädchen erwiſcht hätten, das mit trauriger Miene neben einem Manne von viel verſprechendem Aeußern vor einem Altare ſtand. Dies wäre wohl hinlänglich gewesen, ſelbſt einen Heiligen in Flammen zu ſetzen, wir aber ſannen in der Eile auf ein irdiſches Mittel und bedienten uns jenes unfehlbaren Schlüſſels, welcher in Rußland zu allen Herzen und Thüren paßt, wir gaben ihnen nämlich ein Trinkgeld und augenblicklich flogen die Thüren auf. Wir traten ein und miſchten uns unter die Hochzeitsgäſte und befanden uns, ſtufenweiſe vorwärtsſchreitend, bald in der Nähe der Braut, deren Gedanken ich angenehm zerſtreut zu haben glaube, denn die Ceremonie war lang, und der Bräutigam alt genug, um ihr Großvater zu ſeyn. Das ſchlecht zu einander paſſende Paar ſtand im Mittelpunkt der kleinen Kapelle vor einem Altar, und zwiſchen ihm und dem Altar ein wohlbeleibter Prieſter mit jovialiſcher Miene und ſchönem Bart und Haar. Nachdem der Letztere die gebräuchlichen Gebete verleſen hatte, gab er dem Bräutigam einen g o l d e n e n Ring, — das glänzende Metall ſollte ſinnbildlich darſtellen, daß er hinfort leuchten möge, wie die Sonne in ſeiner Gattin Auge, — und ihr einen von S i l b e r, dem Sinnbilde des Mondes, um ſie daran zu erinnern, daß ſie ihr Licht nur von der Gunſt ihres Gatten borgen ſolle, — eine Ermahnung, welche hier doppelt nothwendig zu ſeyn ſchien. Dieſe Ringe wurden unter einer Unmaſſe von Beugungen und Bekreuzigungen der Chriſten gewechſelt, welche „das Ghospodi Pomilui" oder „Herr erbarme dich unſer" in Tönen, die kaum von dieſer Welt zu ſeyn ſchienen, anſtimmten. Dann wandte ſich der Prieſter in einer extemporirten Rede auf eine ſo fromme und einnehmende Art an das blaſſe Mädchen, daß meine Aufmerkſamkeit, obwohl ich nicht ein Wort davon verſtand, im höchſten Grade gefeſſelt und mein Herz gerührt wurde. Der Bräutigam, welcher, ohne eine Miene zu verziehen, daſtand, wurde nachher auf dieſelbe Art ermahnt, wobei der Prieſter oder Pope, wie er in der ruſſiſchen Kirche heißt, ſeine hohe Mütze, die ihm das Anſehn eines jüdiſchen Hohenprieſters gab, bald aufſetzte, bald abnahm. Nachdem dies beendigt war, wurde das heilige Abendmahl gefeiert, welches neben der heiligen Bedeutung, die es in allen chriſtlichen Kirchen hat, bei dieſer Gelegenheit noch den Kelch der Freuden und Leiden, die von nun ein Ehepaar theilen ſoll, ſinnbildlich darſtellt. An dieſem nimmt Jeder wechſelſeitig drei Mal Theil und küßt dann das Buch auf dem Altar. Hierauf brachten die Diener zwei vergoldete Kronen herbei, welche mit Ehrfurchtsbezeugungen empfangen und von dem Prieſter mit dem Zeichen des Kreuzes verſehen wurden. Zwei Männer in ſchlichten Kleidern traten aus der Geſellſchaft, in welcher wir einen Platz uſurpirt hatten, hervor und nahmen die Kronen, deren eine der Prieſter auf des Bräutigams Kopf ſetzte, und die andere über den der Braut hielt, weil der Kopfputz derſelben eine nähere Berührung nicht geſtattete. Dieſe Letztere glich mit ihrem vom Hintertheil des Kopfes herabhängenden Schleier, ihren langen, weißen Kleidern und ſchwermüthigen Blicken, einer ſchönen Statue unter einem goldenen Baldachin, während der arme Mann, der in der einen Hand ein Licht hielt und mit der andern ſich fortwährend bekreuzigen mußte, unter ſeiner ſchweren Kopfbedeckung einen gar lächerlichen Anblick darbot und oft, wenn er ſich zu bücken verſuchte, nahe daran war, ſeine Krone zu verlieren. Dieſer Prunk dauerte eine Zeit lang fort, während welcher eine Menge Abſchnitte aus der Bibel verleſen, und die Vermählten in eine Wolke von Weihrauch gehüllt wurden. Dabei rief man ihre Heiligen an, ſie zu beſchützen, und richtete zuletzt an den Allmächtigen die Bitte, ſie zu ſegnen, wie Abraham und Sarah, Iſaak und Rebecca, Joſef und Maria, ſie zu beſchützen wie Noah in der Arche, Jonas in des Fiſches Bauch und die Männer im feurigen Ofen und — damit ja nicht die Tradition übergangen werde, — ihnen ſo viel Freuden zu ſchenken, als die Kaiſerin Helena bei Auffindung des Kreuzes empfand. Hierauf nahm ſie der Prieſter bei der Hand und führte ſie in Begleitung der Kronenträger in langſamer Prozeſſion drei Mal um den Altar. Die Kronen wurden jetzt wieder abgenommen und von der Braut und dem Bräutigam drei Mal geküßt; die Choriſten verſtummten, der Prieſter zog ſich zurück, und augenblicklich war Alles ſtill.

Hiermit hielten wir und vielleicht auch das glückliche Paar, welches ganz erſchöpft zu ſeyn ſchien, die Ceremonie für beendigt, aber nun nahmen die Kronenträger die Braut und führten ſie an den Schirm, welcher das Allerheiligſte in einer ruſſiſchen Kirche abſondert. Hier mußte ſie ſich drei Mal ſchnell hinter einander vor dem Bildniſſe zweier Heiligen niederwerfen, und zwar ſo, daß ſie bei jeder Verbeugung hörbar den Fußboden mit ihrer ſchönen Stirn berührte. Der Mann mußte daſſelbe thun und Beide küßten dann das Gemälde die erforderlichen drei Mal.

Endlich ſchritt die hochzeitliche Geſellſchaft zu gratuliren, ein allgemeines Küſſen begann und — wir blieſen zum ſchleunigen Rückzuge.

M. R.

*) Aus Malten's „neueſter Weltkunde."

Tiſſowsky.

Die Zeitungen haben ſich zwar ſchon mannichfaltig mit dieſem Manne, deſſen plötzliches Auftreten in Krakau ein ſo großes Aufſehen erregte, und der jetzt auf dem Königſtein als Staatsgefangener ſitzt, beſchäftigt, aber immer nichts Gewiſſes über deſſen Herkunft und frühere Schickſale berichtet. Jetzt finden wir in einem ſo eben in Grimma erſchienenen Buche: „D a s P o l e n - a t t e n t a t i m J a h r e 1846. Aus dem Tagebuche eines Offiziers der weſt-galiziſchen Armee" eine ganz authentiſche Nachricht über dieſe Punkte, da dieſelbe einer Eingabe Tiſſowsky's ſelbſt an die Lemberger Regierung entnommen iſt. Er erzählt darin, daß ſein Vater geſtorben ſey, als er neun Jahre alt geweſen, und daß er ſeine Jugend äußerſt kümmerlich habe verleben müſſen, da ſeine Mutter nur eine Penſion von zweihundert Gulden gehabt habe. Die Poeſie tröſtete ihn indeſſen über den Mangel, und es war ſeine größte Jugendfreude, zu dichten; da überraſchte ihn, als er 19 Jahre alt war, die „wirkliche Poeſie," die Revolution. Er konnte ihr nicht widerſtehen. Unter dem Vorwande, auf zwei Tage eine Landpartie nach Winiki zu machen, erbat er

Digitized by Google

ſich Urlaub von ſeiner Mutter, begab ſich, mit nur wenigen Gulden in der Taſche, nach Zamosc und trat in das Heer. Er hatte das Glück, nicht verwundet zu werden, kam aber elend und darbend in zerlumpter Soldatenjacke im Mai 1831 zu ſeiner Mutter zurück, um ſeine juridiſchen Studien fortzuſetzen. Die Regierung in Lemberg verkündete ihm indeſſen darauf, daß er hier nicht weiter ſtudiren und ſich drei Jahre hindurch ohne Wiſſen der Polizei nirgends hin entfernen dürfe. Er arbeitete nun bei einem Advokaten und übernahm ſpäter eine Hauslehrerſtelle, die ihm endlich ſo viel abwarf, daß er ſich im September 1841 nach Wien begeben konnte. Hier frequentirte er den vierten Jahrgang der Rechte, erlangte ſpäter den Doktorhut und die Befugniß des juridiſchen Privatunterrichts, und wurde endlich bei der Wiener Hofkammerprocuratur als Praktikant angenommen. Während dieſer Zeit ertheilte er jedoch fortwährend Privatunterricht, zuletzt in dem Hauſe des Grafen von Abensberg und Traun, der ſich ſehr für ihn intereſſirte. Um ſeine Familie zu ernähren, mußte er den Staatsdienſt jedoch wieder verlaſſen und bei einem Advokaten arbeiten. Dann wurde er Sekretär auf dem Schloſſe Gomnisk des Fürſten Sanguszko bei Tarnow, wo er ein reichliches Gehalt bezog, und vertauſchte nach zwei Jahren dieſen Poſten mit der noch vortheilhafteren Stelle eines Güterinſpektors des Grafen Kuczkowski zu Laſſow, einige Meilen von Tarnow. Im Jahre 1841 hatte er eine arme Verwandte, Antonia Leska, geheirathet. In der Eingabe dieſes Jahres beſchwert er ſich darüber bei der Regierung, daß er überwacht werde und eine Kommiſſion plötzlich ſeine Effekten habe durchſuchen dürfen. „Ich bin meiner Familie einzige Stütze," ſchreibt er, „meine alte Mutter und zwei unverſorgte Schweſtern, eine vermögenloſe Frau und in einigen Monaten ein Kind, erwarten Alles von mir, ich habe kein Vermögen, kein Amt, ein auf mir laſtender Verdacht iſt alſo ein wahres Schwert des Damokles, das über meinem Haupte ſchwebt, und mir bei Tag keine Ruhe, bei Nacht keinen Schlaf vergönnt." Die öſterreichiſche Regierung muß ihm alſo ſchon damals nicht getraut haben. Tiſſowsky's Diktatur in Krakau war eine Phantaſterei. Wie es heißt, wird ſich ſein Schickſal jetzt bald erfüllen. Man hofft, daß die ſächſiſche Regierung ihm geſtatten werde nach Amerika auszuwandern.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 21. Nov.) Der hieſige Beobachter meldet nun: „Der Wunſch, den wir neulich ausgeſprochen, von unſerem ſchwediſchen Gaſte ſkandinaviſche Lieder zu hören, iſt uns erfüllt worden. Wir haben geſtern in einem von der Fräul. Lind zu wohlthätigen Zwecken veranſtalteten Konzerte das Vergnügen, wir möchten beinahe ſagen, das Glück gehabt, ein norwegiſches Berglied und ein ſchwediſches Nationallied aus Dalekarlien zu hören, welche alle Erwartungen weit übertrafen; niemals, das war das allgemeine Urtheil, ſind hier ſo ſchöne Lieder ſo ſinnig und ſo ſchön vorgetragen worden. Insbeſondere war es die ſchwediſche Aufforderung zum Tanz, welche mit dem liebenswürdigſten Muthwillen geſungen, zur lauteſten Bewunderung hinriß, und welche, als die nordiſche Nachtigall gütig genug war, dem ſtürmiſchen Verlangen um Wiederholung ihres Nationalliedes zu entſprechen, eine Begeiſterung hervorrief, die nach dem Zeugniß aller Theatergänger in den Annalen der hieſigen Bühne unerhört iſt."

Eine ſonderbare Geſchichte hat ſich in der Stadt Drieſen zugetragen. Hier hat ſich ein junger Philologe durch ein ſelbſtangefertigtes falſches Zeugniß der Regierung zu Magdeburg die erledigte Stelle eines Protektors an der höheren Stadtſchule zu verſchaffen gewußt. Bald aber hat es ſich erwieſen, daß er durchaus untüchtig in dem neuen Wirkungskreiſe war. Die Sache kam zur nähern Unterſuchung. Der Uſurpator des Rectorats floh nach Berlin und muß jetzt als Falſarius eine angemeſſene Strafe aushalten.

Die Barm. Ztg. ſchreibt aus Wermelskirchen vom 19. Nov.: Heute Mittags wurde unſere Stadt durch einen furchtbaren Knall aufgeſchreckt. Die Pulvermühle der Herren Kayſer zu Loſenau iſt in die Luft geflogen. Ein Menſchenleben ſoll Gottlob nicht verloren ſeyn.

Der ſchreckliche Sturm, welcher am 11. Nov. die Havanah verwüſtete, iſt am nämlichen Tage an den Küſten von Florida fühlbar geweſen, wo er die größten Verheerungen angerichtet hat. Die kleine Inſel Key-Weſt iſt gänzlich verwüſtet und alle Häuſer der Stadt ſind, mit Ausnahme von ſechs, zerſtört. Das Dachwerk der Mauth und jenes des Marine-Spitals wurden fortgeriſſen. Der Verluſt des Eigenthums der Regierung wird auf 300,000 Dollars geſchätzt. Viele Perſonen ertranken oder wurden durch den Einſturz der Gebäude getödtet. Der Leuchtthurm und das anſtoßende Haus ſtürzten ein und 14 Perſonen wurden unter deren Trümmern begraben. Ungefähr 20 Schiffe wurden auf die Felſen geworfen und ihre Ladungen werden verloren ſeyn. Die Zahl der umgekommenen Perſonen belief ſich bei dem Abgange der letzten Nachrichten auf 50.

Der Kaufmann Preuß in Danzig hat den von ihm vor zwei Jahren erfundenen Wagen zum Fahren ohne Pferde bedeutend verbeſſert. Jetzt führt ihn eine Perſon mit Leichtigkeit auf dem Steinpflaſter und chauſſirten Wegen, und das Selbſtfahren gewährt nicht nur Vergnügen, ſondern iſt auch zugleich eine ſehr wohlthuende Leibesbewegung für Alle, welche eine ſitzende Lebensweiſe führen und an Unterleibsbeſchwerden leiden. Die im Wagen Sitzenden bewegen denſelben durch ihre eigene Schwere vorwärts, was allein nur durch Druckfedern bewerkſtelligt wird, welche ſich auch an jedem andern Wagen anbringen laſſen. Ein an den Felgen angebrachtes Bleigewicht befördert den Umſchwung der Räder, die Bewegung wird durch eine Kurbel hervorgebracht, was die Arbeit ſehr erleichtert. Mancher reicher Podagriſt läßt ſich im Rollwagen im Garten herumfahren, mancher Hypochondriſt, der zu ſeiner Bewegung Holz ſägen und graben muß, würde es gewiß angenehm finden, die Kurbel des Wagens zu drehen und mit einem Paar hübſcher Mädchen ſpazieren zu fahren.

Die Geldmächte prägen ihr Weſen nun auch in ihren Ausdrücken aus. „Exécuter“ (hinrichten) iſt einer der beliebteſten Ausdrücke der Pariſer Börſe. Leute, welche verkehrt ſpeculirt haben, und am Ende ihre Rechnungsfehler zahlen müſſen, werden an dem „Verfallstage" hingerichtet; es fließt kein Blut aber deſto mehr Geld, vielleicht auch Thränen genug, wenn Frau und Kind, Mütter und Kinder erfahren, daß die Execution (Hinrichtung) vollzogen iſt.

Korreſpondenz.

Aus der bayeriſchen Pfalz (Kanton Neuſtadt), 16. Nov.

Einſender dieſes, ein weltliches Synodalmitglied, wohnte der kirchlichen Verſammlung in Edenkoben am 10. Nov. bei und fühlt ſich gedrungen, den Eindruck, welchen ſie auf ihn machte, auch öffentlich auszuſprechen. Als ich die anſehnliche Verſammlung von Männern aus der ganzen Pfalz und die Wärme ſah, womit ſie alle die Sache der Kirche in ihren Wechſelgeſprächen, ſo wie bei der Verhandlung ſelbſt behandelten, da mußte ich mir unwillkürlich ſagen: nein, den Vorwurf des Indifferentismus verdienen die pfälzer Proteſtanten nicht! Wenn Religion und Kirche ihnen gleichgültig wären, ſo brächten ſie ihnen keine ſolche Opfer. Waren doch Männer da, welche drei Tage nöthig hatten,

Digitized by Google

um beiwohnen zu können. Und kein anderer Beweggrund hatte ſie dahin geführt, als nur das Intereſſe an der Sache ſelbſt. — Das Zweite, was ſich in dieſer Verſammlung deutlich ausſprach, war: was die pfälzer Proteſtanten wollen, und was ſie nicht wollen. Dem Rückſchritte und Pietiſtenweſen zeigten ſich die Anweſenden von Herzen abhold. Die vernunftwidrigen Lehren, das äußerliche Frommthun, das liebloſe Verdammen Andersdenkender, der Glaubensſtolz, ſo wie die Feindſchaft, womit die Anhänger dieſer Richtung in neuerer Zeit gegen die Vereinigung auftraten und die Zerwürfniſſe und Spaltungen, welche ſie hie und da ſchon hervorbrachten, bilden den Grund dazu. Die einzelnen Beiſpiele von Ausfällen der Verdammung und perſönlicher Leidenſchaft, welche ſogar auf der Kanzel vorkamen und durch Anweſende von mehreren Seiten her aus neueſter Zeit erzählt wurden, ſteigerten dieſe Abneigung noch mehr. So feind ſich aber Alle in der Verſammlung dieſer kirchlichen Richtung zeigten, ſo warm ſprachen ſie ſich für ein vernunftmäßiges Chriſtenthum aus. Es zeigte ſich, die Pfälzer wollen Fortſchritt in Religion und Kirche, wünſchen Duldung der einzelnen Glaubensbekenntniſſe, verachten den Schein, wie den Zwang des Glaubens, lieben überhaupt eine Religion der Wahrheit und der Menſchenliebe, welche nicht nöthig hat, den Gebrauch der Vernunft zu verbieten und welche kräftige und achtbare Charaktere bildet. Sie gehen von dem Grundſatze nicht ab, daß ein tüchtiger Bürger der Erde ein würdiger Bürger des Himmelreichs ſey. Die kirchlichen Behörden haben Unrecht, wenn ſie ihnen durch Lehrzwang und andere Mittel Glaubensſätze aufdringen wollen, mit welchen ſich ihr jetziger Bildungsgrad nicht verträgt. Die unausbleiblichen Folgen davon ſind vorerſt: Widerſtreben aller Denkenden (und die Zahl dieſer iſt bei weitem die größere), ſodann, wenn dieſes nichts fruchtet, ein Sichabwenden von der Kirche und die Gefahr von Spaltungen und traurigen Zerwürfniſſen. Eine auffallende Erſcheinung war, daß die weltlichen Kirchenglieder aus ſolchen Gemeinden, worin die Geiſtlichen am heftigſten für das Syſtem des Rückſchritts eifern, in größter Anzahl da waren. Eine fernere Wahrnehmung, die ich in Edenkoben machte, war, daß die Schritte der pfälzer Proteſtanten rein geſetzlich ſind. Sie wollen nichts, als ihre Vereinigungsurkunde nach Wort und Geiſt, und zwar auf geſetzlichem Wege, in Kraft erhalten. Darum bezeugten auch alle Anweſenden die freudigſte Zuſtimmung, als der den Vorſitz führende Hr. Anwalt Willich ſich ohngefähr alſo ausſprach: „Wir wollen nichts rechtlich Beſtehendes entfernt und nichts Neues gegeben haben, ſondern das geſetzlich uns Garantirte erhalten, unſer gutes Recht bewahren. Unſere Schritte ſind rein conſervativ. Wir ſuchen aber auch Das, was uns von Gott und Rechtswegen zukommt, nicht auf ungeſetzlichem Wege zu erlangen, ſondern machen nur Gebrauch von Dem, was die Staatsverfaſſung allen Kirchengenoſſen des Reichs geſtattet. Darauf geſtützt, führen wir Beſchwerde bei dem Schirmherr der Kirche und wünſchen eine Generalſynode.“ — Der letzte freudige Eindruck, welchen dieſe Verſammlung auf mich machte, war, daß ich mich überzeugte, der Geiſt, welcher den Frieden in unſerer Kirche ſchon geſtört hat, iſt kein pfälziſcher, ſondern ein von Außen eingedrungener. Von Glaubensſtolz, Verketzern und Verdammen war hier keine Spur. Seine Anſichten ſprach man frei und offen aus, vergaß aber nie des ſchönen Grundſatzes, da Einerleiheit derſelben niemals unter Menſchen möglich iſt, ſich dabei in Liebe zu vertragen. Man glaubte ſich in die erſte Zeit der Vereinigung, in die Synoden von 1818 bis 1833, verſetzt, von denen man, wie von den erſten Chriſten ſagte: ſie waren ein Herz und eine Seele. Ein heiterer Ton der Freundſchaft, wie er unter Männern von gleichen Geſinnungen nur möglich iſt, herrſchte in der ganzen Verſammlung und geiſtliche wie weltliche Glieder, welche ſich noch nie geſehen hatten, lernten ſich hier ſchätzen. Derſelbe Ton der Heiterkeit zeigte ſich auch beim gemeinſamen Eſſen, und es mußte jeden Anweſenden erfreuen, als er ſah, daß bei der gehobenen Stimmung aller Gemüther der Vorwurf, welchen unſere Erzfeinde, die Römer, uns Deutſchen ſchon vor Jahrtauſenden machten, hier thatſächlich Lügen geſtraft wurde. Alle ſchieden mit frohem Bewußtſeyn und unter den beſten Hoffnungen und Wünſchen am Abende von einander. Der 10. November wird mir in geſegnetem Andenken bleiben.

Wiesbaden, 23. Nov.

Samſtag Nacht den 21. d., zwiſchen 10 und 11 Uhr, wurde unſere Stadt durch Feuerlärm aus dem Schlafe geſchreckt. Es brannte nämlich in der Schwalbacher Straße bei dem Lampenfabrikanten Hrn. Friedr. Benckler. Durch die ſchleunigſt gewährte Hülfe brachte man es ſo weit, daß nur ein zur ebener Erde gelegenes Magazin gänzlich von dem Feuer zerſtört wurde, worin ſich eine außerordentliche Menge fertiger und unfertiger Lampen befanden. Wir müſſen hierbei dem Turnverein unſeren aufrichtigſten Dank zollen; denn die Mitglieder haben das Meiſte dazu beigetragen, daß dem Feuer ſchnelle Gränzen geſetzt wurde. Um wie viel wirkſamer müßte es ſeyn, wenn beſagtem Turnverein eine eigene Spritze ſammt den dazu nöthigen Geräthſchaften zur Verfügung geſtellt würde. Letzteres iſt der aufrichtigſte Wunſch vieler für das allgemeine Wohl bedachter Bürger.

Langen, im Nov.

In Ihrem ſehr geſchätzten Blatte, der Didaskalia vom 30. Sept. d. J., fand ſich ein eben ſo leſens-, wie beachtenswerther Artikel über die materiellen Nachtheile, die dem hieſigen Orte durch die allzu abſeitige Lage der Bahnlinie erwachſen ſeyen. Die Wahrheit des dort Geſagten kann wohl Niemand beſtreiten. Allein die Bahnlinie läßt ſich nun einmal nicht mehr näher rücken; wir müſſen uns für immerdar begnügen mit dem Rauch und Pfiff der vorbeieilenden Wagenzüge. Die materiellen Nachtheile laſſen ſich aber wohl einigermaßen wieder ausgleichen durch anderweitige Vortheile, die man dieſem Orte zuweiſ't. Bekanntlich geht man damit um, während der zeitigen Vakanz der ſehr einträglichen hieſigen Pfarrei eine zweite zu creiren, wozu man die Beſoldung durch eine kleine, unſchädliche Beſchneidung der erſten Pfarrei und aus etwa geneigteſt noch zu ſtipulirenden Mitteln aus dem Gemeindefond beſchaffen will. Gewiß, wer die Verhältniſſe von Langen näher kennt, wird dieſes Project ſehr beachtenswerth finden. Ungemein vortheilhafter aber, in materieller, wie intellectueller Beziehung, dürfte es für den hieſigen Ort in ſpecie, und für die Umgegend überhaupt ſeyn, wenn man Langen eine höhere Lehranſtalt — eine Realſchule etwa mit erweitertem fremdem Sprachunterrichte — in ähnlicher Weiſe gäbe, wie eine ſolche jüngſt durch die Bemühungen des hochachtbaren Hrn. K. N. Heim in Groß-Gerau in's Leben getreten iſt (vergl. Groß. Kreisblatt, Nro. 43 vom 26. Oct. 1846). Der Vortheil wäre für die hieſige Gemeinde und Umgegend, wie geſagt, ein zweifacher — ein materieller und intellectueller. Ein materieller, inſofern den hieſigen Bürgern und Staatsdienern und denen der Umgegend, deren Söhne ſich für einen höheren Lebensberuf tüchtig vorbereiten ſollen und müſſen, wohlfeile Gelegenheit zu einem ſolchen Unterrichte geboten wäre, abgeſehen davon, daß die Anſtalt, wenn ſie eine tüchtige iſt, auch auswärtige Eleven ſicher herbeizieht; ein intellectueller, ſofern durch eine ſolche Anſtalt höhere Intelligenz und Wiſſenſchaft an einem Orte geboten und verbreitet werden, der nach Größe und Lage ſie zu fordern mehr als berechtigt ſeyn dürfte. Die Leitung müßte natürlich einem Literaten übergeben werden, der in der Pädagogik, wie in den fremden Sprachen wohl erfahren wäre, und ihm zur Seite ein tüchtiger Reallehrer. Nebenbei könnte dieſer Literatus auch die Stelle eines Hülfs- oder Mitpredigers verſehen. Der Fond zu dieſen Lehrerſtellen ließe ſich bei richtiger Einſicht und gutem Willen wohl leicht beſchaffen, da man ja eben hier mit dem Plane umgeht, eine zweite Pfarr- und eine ſechſ'te Lehrerſtelle, als nothwendige Inſtitute, in das Leben zu rufen. Möge die Ortsvorſtandsbehörde, der es weder an Intelligenz, noch gutem Willen fehlt, bei Zeiten wohl erwägen, was hier zu des Ortes Frieden dient und zur rechten Zeit die geeigneten Schritte thun.

Ein Freund, aber kein Bewohner Langens.

Bornheim, 25. Nov.

Heute, Mittwoch den 25. d., findet in dem Gaſthaus „zur Lilie“ dahier die von dem Frankfurter Blech-Inſtrumental-Verein zum Beſten der Bornheimer Kleinkinderſchule veranſtaltete Abendunterhaltung ſtatt, die ihres edlen Zweckes halber auch von den Bewohnern Frankfurts ſich einer geneigten Berückſichtigung zu erfreuen haben dürfte. — Eintrittskarten à 15 Kr. ſind bei Hrn. Triebel auf der Altengaſſe, C 111, und Abends an der Kaſſe zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 25. Nov. (Zum Benefiz des Hrn. Haſſel und zu deſſen 25jährigem Jubiläum als Mitglied hieſiger Bühne, zum Erſtenmale): Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang von G. Räder. (Gaſtrolle) Schalk: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Samſtag, 28. Nov. (Neu einſtudirt): Bürgerlich und romantiſch, Luſtſpiel in 4 Abth., von Bauernfeld. (Gaſtrolle) Catharina von Roſen: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 327. Freitag, den 27. November 1846.

Der Operateur.

Wahre Begebenheit, mitgetheilt von Dr. Rödiger.

(Schluß.)

„Wohlan!" ſagte Sir John endlich: „ich nehme Ihre Bedingungen an. Mein Landgut in Devonſhire iſt ſechstauſend Pfund werth; ich gebe es Ihnen."

„Die übrigen viertauſend Pfund werden Sie in Banknoten hinzufügen."

„O nein, nicht mehr als ſechstauſend! bringen Sie mich nicht um, machen Sie nicht, daß ich mein Leben verwünſchen muß."

„Ich verlange elftauſend Pfund," erwiederte der unerbittliche Arzt.

Sir John winkte ihm Stillſchweigen zu, und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß er in dieſe übertriebene Forderung willige.

„Sie geben mir alſo Ihr Ehrenwort als Gentleman, daß Sie mir elftauſend Pfund Sterling bezahlen werden, wenn ich Sie glücklich operirt haben werde?"

„Ich werde ein Document aufſetzen laſſen," ſagte Sir John, welcher eine neue Steigerung der Forderung fürchtete.

„Ihr Wort iſt mir genug, Sir John. Ich weiß, daß Ihre Zuverläſſigkeit ſogar noch größer iſt, als Ihre Goldgier. Gehen Sie jetzt nach Hauſe; in einer Stunde komme ich nach, um die Operation vorzunehmen. Bis dahin," fügte er mit dem Ausdruck wahrer Frömmigkeit hinzu, „wollen wir den Beiſtand des Himmels anrufen, damit das ſchwere Werk gelinge. —"

6.

Eine Stunde nachher begab er ſich zu Sir John Elwes. Zwei ſeiner geſchickteſten Gehülſen begleiteten ihn.

Vor allem traf er in der elenden Wohnung des Geizhalſes zur Einrichtung eines paſſenden Krankenzimmers die nöthigen Vorkehrungen. Er ließ ein weiches, bequemes Bett kommen, und das harte, zerlumpte Ruhebett des alten Mannes fortſchaffen; die zerbrochenen, mit Papier verklebten Fenſterſcheiben wurden durch neue erſetzt, und ein dicker warmer Teppich auf den halbvermoderten Fußboden gebreitet. Als dieſe Vorkehrungen beendet waren, hielt er, ſeiner Gewohnheit gemäß, ein kurzes Gebet, und ging dann muthig an's Werk.

Durch zwanzig Minuten ertrug Sir John Elwes die heftigſten Schmerzen, ohne eine Klage laut werden zu laſſen.

Als die Operation vollendet war, ſagte Abernethy zu ihm:

„Sie ſind gerettet, wenn kein unvorhergeſehener Unfall ſich ereignet. Der Allmächtige nehme Sie in ſeinen Schutz."

Die Heilung ging ohne Hinderniß von ſtatten; zwei Monate ſpäter ſaß John Elwes wieder im Unterhauſe, und ließ ſeine Stentorſtimme ertönen.

Nach einiger Zeit trat ein ärmlich gekleideter Mann, eine große Brieftaſche unter dem Arm tragend, in das Studirzimmer des Doktors Abernethy. Dieſer erkannte Sir John Elwes.

„Ich komme, um Ihnen die elftauſend Pfund zu zahlen," ſagte er ruhig. „Hier iſt ein in geſetzlicher Form aufgeſetzter Vertrag, der Ihnen den Beſitz meines Landgutes in Devonſhire ſichert; das Uebrige iſt, wie ſie es verlangten, in Banknoten."

„Ich will Ihnen einen Empfangſchein ausſtellen . . ."

„Pfui! unter Leuten wie wir ſind, bedarf's ſolcher Vorſichtsmaßregeln nicht," unterbrach ihn der Alte mit einem Adel des Ausdrucks, der den Arzt in Erſtaunen ſetzte. „Adieu, Doktor, ich danke Ihnen. Laſſen Sie uns Freunde bleiben."

„Einen Augenblick," erwiederte Abernethy, „einen Augenblick noch. — Wie viel erhält Ihr Sohn Georg als Mitgift?"

„Nichts, gar nichts," ſagte Sir John; „als Sohn eines Vaters, der zwei Millionen Pfund Sterling beſitzt, kann er leicht eine Frau bekommen."

„Würde Ihnen eine Schwiegertochter mit eben ſo viel Mitgift, als Sie mir ſo eben gezahlt haben, genehm ſeyn?"

„O ja, wenn ſie ſanft und wohlerzogen iſt, und ihren Schwiegervater nicht verachtet."

„So kommen Sie mit mir in meinen Wagen; ich habe eine ſolche Schwiegertochter für Sie gefunden, und ich will ſie Ihnen vorſtellen."

Beide ſetzten ſich in den Wagen des Doktors, und hielten vor einem Hauſe von armſeligem Ausſehen. Abernethy ſtieg aus, und führte ſeinen Begleiter eine ſchmale, ſteile Treppe hinan. Die beiden alten Männer waren faſt athemlos, als ſie den fünften Stock erreichten.

Der Doktor öffnete ein kleines Zimmer, in welchem zwei junge Mädchen nebſt ihrer Mutter an einem mit Putzwaaren bedeckten Tiſche arbeiteten.

„Miſtreß Griffith," ſagte Abernethy, ehrerbietig grüßend: „ich habe die Ehre, Ihnen Sir John Elwes, Mitglied des Parlaments, vorzuſtellen. Sir John hat mich beauftragt, in ſeinem Namen für ſeinen Sohn Georg um die Hand Ihrer älteſten Tochter Lucy zu werben."

Sir John ſah den Doktor zornig an.

„Aber die Mitgift!" rief er; „die Mitgift!"

„Die Mitgift," antwortete Abernethy, „iſt nur eine unweſentliche Nebenſache, wenn der Bräutigam ſo reich und die Braut ſo hübſch iſt. Ueberdies nehme ich die Sache auf mich. Miß Lucy iſt zu ſehr meine Freundin, als daß ſie dieſe Kleinigkeit von mir nicht annehmen ſollte. Finden Sie, Sir John, daß das Honorar, welches Sie mir ſo eben überbracht, als Ausſteuer für Miß Lucy hinreichend ſey?"

„Wohlan!" ſagte Sir John; „ich willige ein. Mein Sohn möge ihr den Verlobungsring an den Finger ſtecken. — Wo ſoll die Hochzeit gefeiert werden?" fügte er mit einem Seitenblick auf das kleine ärmliche Zimmer hinzu; „denn weder Schwiegervater

Digitized by Google

noch Schwiegermutter ſcheinen eine geeignete Wohnung zu dieſer Feier zu haben."

„Auf dem Landgute in Devonſhire, welches das junge Paar nebſt der Miſtreß Griffith und der Schweſter der Braut bewohnen wird. Für Miß Thereſe werden wir ohne Zweifel auch bald einen Mann finden."

„Und Miß Thereſe wollen Sie auch ausſtatten?"

„Vielleicht, Sir John, wenn Sie noch ein Mal operirt werden müſſen." Dr. Rödiger.

Freiwerberinnen in Petersburg.

Nachdem ich meinem Lohndiener das gebührende Trinkgeld gereicht *), ohne welches hier zu Lande nie durchzukommen iſt, ſchlenderte ich an der Graniteinfaſſung des majeſtätiſchen Kanals hinunter, einer eleganten Reſtauration zu, die ich — wie gewöhnlich — faſt unbeſucht fand.

Mein Glas Thee war bald geleert, und eben hatte ich mich hinaus begeben, als ich mich ganz leiſe am Arm berührt fühlte.

Beim Umblicken zeigte ſich mir eine Ruſſin im modernſten Anzuge der Bürgerfrauen, die ſich tief vor mir verneigte und mich mit der gewöhnlichen Entſchuldigung anredete: „Entſchuldigen Sie, gnädigſter Herr!" — und als ich galant erwiederte: „Bitte, bitte, liebes Mütterchen!" — ziſchelte ſie mir zu:

„Würde der Herr wohl die Gnade haben, nur ein wenig bei Seite zu treten und mir erlauben, ein einzig Wörtchen mit ihm zu ſprechen?"

Es war mir völlig neu, mich in St. Petersburg auf ſolche Weiſe angeredet zu ſehen; denn man findet ſich hier der Schamloſigkeit in gewiſſer Hinſicht nicht im Entfernteſten ausgeſetzt, wie dies in andern großen Städten leider nur zu häufig der Fall iſt. Begierig auf den weitern Erfolg, trat ich gemächlich in einen Seitengang, und bald war die Alte an meiner Seite und redete mich folgendermaßen an:

„Ihre Schönheit, gnädiger Herr, iſt von einem ſehr vornehmen, reichen und ſchönen Mädchen bemerkt worden; denn wer könnte den gnädigen Herrn anſehen, ohne für ihn zu entbrennen?"

Nachdem die Alte mich angeblinzelt, um zu erfahren, wie mir ihre Süßigkeiten ſchmeckten, fuhr ſie, durch mein Lächeln ermuthigt, fort:

„Wir Ruſſinnen lieben die Ausländer zum Närriſchwerden, zumal die Deutſchen."

Der Henker! woher wußte dieſe Hexe meine Landsmannſchaft? Doch, ich ſollte noch mehr erſtaunen.

„Der gnädige Herr", ſprach ſie weiter, „wohnt auf dem Neſski-Perſpektive. Sollte dem gnädigen Herrn nicht das große, ſchöne ſteinerne Haus ſchräg über aufgefallen ſeyn? Es gehört dem Vater des einzig ſchönen Mädchens, deſſen Leben oder Tod der gnädige Herr in Händen hat. Wird es mir erlaubt ſeyn, dem kleinen Engel Troſt überbringen zu können?"

„Du ſcherzeſt, Mütterchen", entgegnete ich lachend. „Sieh, ich bin ein Deutſcher, ein Nichtchriſt, wie die Ruſſen uns zu nennen belieben, da wir nicht zur griechiſchen Confeſſion uns bekennen. Welche Verbindung kann einem ächt ruſſiſchen Mädchen mit mir wünſchenswerth ſeyn?"

„'s wird ſich Alles machen, gnädiger Herr, Alles!" erwiederte die Alte ſchmunzelnd. „Man hat viele Fälle, daß Ausländer unſern heiligen Glauben angenommen haben", und dabei ſchlug ſie ihr Kreuz.

„Nie und nimmer, Mütterchen! Daraus wird nichts. Ich lerne nimmermehr das ruſſiſche Kreuz ſchlagen."

*) Der Erzähler iſt ein aus Petersburg zurückgekehrter Deutſcher.

„Thut auch nichts! man hat eben ſo viele Beiſpiele, daß Ausländer bei ihrem Glauben geblieben ſind und dennoch ſchöne, reiche, ruſſiſche Mädchen geheirathet haben."

Aha! ſoll es da hinaus, dachte ich und beſchloß nun noch ein Weilchen den Spaß mit der alten Gelegenheitsmacherin fortzuſetzen. Daher antwortete ich ihr:

„Denkſt Du nicht, Mütterchen, daß es beſſer ſey, wenn Mann und Frau einen Glauben haben?"

„Freilich, freilich! wer ſollte daran noch zweifeln! Aber wenn der gnädige Herr das ſchöne Mädchen nur erſt kennte! Das Uebrige würde von ſelbſt ſich finden, Alles, Alles!"

„Nun, ſo ſage mir doch, wo ich die Schöne finden kann? Aber bedenke, daß es geſchehen muß, ohne daß es eben viel Aufſehen macht."

„Verſtehe, verſtehe! Ihre Geliebte, die hübſche Anna in der großen Million würde eiferſüchtig. Ich kenne den gnädigen Herrn längſt, — in Allem, — auch in ſeinen Gängen."

„Plagt Dich der — —!" wollte ich ſchon herausplatzen; aber die Alte ſchmunzelte ſchelmiſch und ſprach:

„Wenn der gnädige Herr in den großen Sommergarten treten wollte, wird das ſchöne Mädchen mit ihrer Mutter am dritten Baume, vorn am Eingange rechter Hand, Sie erwarten. Ich werde hier in der Nähe warten." — Wir gingen.

Richtig ſtand an der bezeichneten Stelle eine Gruppe elegant gekleideter Ruſſinnen, und unter ihnen ein Mädchen, deſſen Augen die meinigen auffallend ſuchten. Schön war die Schöne nicht, aber grundhäßlich, und ich wußte jetzt auch im Uebrigen genug.

„Du weißt ohne Zweifel viel, Mutter!" rief ich aus, „allein doch nicht genug, um Dich nicht hie und da verrechnen zu können. Sieh, ich bin längſt daheim verheirathet. Gott mit Dir."

Damit beſtieg ich eine harrende Droſchke und mußte noch ſpäter oft genug lachen über das kleine Abenteuer.

Nichts auf Erden kann mit der Beharrlichkeit verglichen werden, die eine ſolche ruſſiſche Freiwerberin an den Tag legt, wo es gilt, ein Geſchäft zu Stande zu bringen, das ihre Taſchen zu füllen verſpricht.

Die größte Heirathsbörſe der Art findet am 14. Mai ſtatt, im Sommergarten von Petersburg, in welchem ſich dann alle heirathsluſtigen Mädchen der Stadt, auf das Stattlichſte ausgeputzt, zur Brautſchau aufſtellen. Könnten die Marmorſtatuen des Gartens reden, es würde manch' ergötzlicher Schwank zu Tage kommen, den die Teufelsfreiwerberinnen hier ausgeheckt und durchgeführt haben. (Neueſte Weltkunde.)

Illuſtrirte Naturgeſchichte des Thierreichs. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Man iſt zu der Ueberzeugung gekommen, daß die allgemeinen Naturkenntniſſe bei keinem Unterrichte und ſelbſt nicht in den Volksſchulen fehlen dürfen, und auch außer den Kreiſen der Gelehrten haben jene Wiſſenſchaften Achtung und Geltung erlangt. Naturkenntniß allein hat dem Menſchen den Beſitz der Tauſende von Hülfsmitteln verſchafft, durch welche er ſich zum Herrn der Erde gemacht und ſeine Exiſtenz auf allen Theilen derſelben feſtgeſtellt hat; Naturkenntniß iſt es ferner, welche den Geiſt und das Gemüth des Menſchen erhebt, indem ſie ihm überall die unverkennbaren Spuren der Güte und Größe des Schöpfers zeigt und ihn die Wunder der Schöpfung ſtaunend betrachten lehrt. Bis zu welchem Grade die Naturwiſſenſchaften eine populäre Behandlung vertragen, ohne Verflachung und unedlen Anſtrich, haben die Leiſtungen Cuvier's, Arago's, Oken's und anderer fremder und deutſcher Schriftſteller gezeigt. Auch das hier zur Anzeige gebrachte Werk der J. J. Weber'ſchen Verlagshandlung iſt in

Digitized by Google

dieſer Weiſe abgefaßt und trifft eine glückliche Vermittelung zwiſchen ſyſtematiſcher Strenge und populärer Faßlichkeit. Ein völlig ſyſtematiſches Werk über Zoologie zu geben, konnte nicht die Abſicht der gegenwärtigen Naturgeſchichte ſeyn, doch durfte auch die wiſſenſchaftliche Eintheilung nicht wegbleiben, da ſie allein eine klare Ueberſicht der großen Anzahl von Geſchöpfen verſchaffen kann. Gehörige Rückſicht iſt darauf genommen worden, daß keine Klaſſe der Thiere auf Koſten einer anderen in ungebührlicher Breite bearbeitet wurde, ſondern jede in dem Verhältniſſe zu ihrer Wichtigkeit für den Menſchen den angemeſſenen Raum erhielt. So wie nun der Text dieſes Werkes ſich durch Reichhaltigkeit des Inhaltes und durch Klarheit und Faßlichkeit der Darſtellung auszeichnet, ſo ſind auch die beigefügten Abbildungen ſehr zu empfehlen. Dieſe Abbildungen vereinigen Sicherheit der Zeichnung und Sorgfalt der Ausführung. Somit entſpricht die J. J. Weber'ſche Zoologie nicht nur den Anforderungen einer gründlichen wiſſenſchaftlichen Belehrung, ſondern ſie erleichtert auch das Studium durch den Reichthum der vorhandenen Abbildungen, und ihre Ausſtattung iſt in jeder Hinſicht eine genügende zu nennen. Die illuſtrirte Naturgeſchichte erſcheint in etwa 25 Lieferungen, welche 2 Bände bilden und auf 4000 in den Text gedruckten Holzſchnitten über 30,000 Gegenſtände bildlich darſtellen werden. Die Lieferung von etwa vier Foliobogen Text nebſt Abbildungen koſtet nur 36 Kreuzer. Titel und Inhaltsverzeichniß werden am Schluſſe eines jeden Bandes nachgeliefert. Indem wir dies treffliche und von Seiten der Verlagshandlung mit einem großen Koſtenaufwande verknüpfte Werk nach Verdienſt empfehlen und ihm eine recht freundliche Aufnahme wünſchen, behalten wir uns vor, über den ferneren Verlauf ſeines Erſcheinens (6 Lieferungen liegen bereits vor uns) zu berichten. W.

Mannichfaltigkeiten.

In München angelangte Briefe aus Athen bringen einen Auszug aus einer Rede, welche der abtretende Univerſitäts-Rektor öffentlich gehalten hatte. Darin iſt ein Abſchnitt auch dem ſchuldigen Dank für viele neue literariſche Gaben gewidmet, die aus allen Theilen der Welt eingegangen waren. Der König von Preußen hatte aus preußiſchen Bibliotheken Dubletten an der Zahl von 2600 Werken überſenden laſſen, desgleichen die aus 50 Bänden beſtehenden Verhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. König Ludwig Philipp hatte verſchiedene Werke in 186 Bänden und außerdem 46 geographiſche Atlaſſe geſchenkt. Außerdem waren von Griechen in Ungarn und Oeſterreich, dann von Griechenfreunden in Deutſchland, Rußland und Amerika ꝛc. ſo viele Geſchenke an literariſchen Werken, Kupferſtichen ꝛc. eingegangen, daß ſich die Nummer dieſer einzelnen Gaben neueſter Zeit, Münzſammlungen gar nicht mitgerechnet, wieder auf über 7000 belaufen, gewiß ein ſchönes und ſicheres Merkmal für die Fortdauer der freundlichen Geſinnungen der civiliſirten Welt für das wiedererſtandene Griechenland. Nur aus England finden wir in dem fraglichen Auszug keine derartigen Gaben aufgeführt.

Die böſe Krankheit großer Städte iſt bis ganz in unſere Nähe vorgedrungen. In Erfurt machte ein Kaufmann mit 80,000 Thalern Bankerott, an dem zwar keine großen Bankhäuſer in London und Berlin, deſto mehr aber viele Wittwen und Waiſen und Handwerker Erfurts ſelber verlieren, die ihm ihr ganzes Erſpartes geliehen hatten. Der Mann ſtand in ſtädtiſchen Aemtern und in allgemeinem Vertrauen. (Dorfz.)

Der ausgezeichnete Schüler Schleiermachers, Prediger Jonas in Berlin, hält wöchentlich in einer Abendſtunde in der Nikolaikirche belehrende Vorträge über die chriſtliche Kirche und die Augsburger Confeſſion. Sie werden zahlreich beſucht.

Faſt in jedem Schweizerſtädtchen ſitzen ſie jetzt und flicken an der Verfaſſung, meiſt aber nur neue Lappen auf abgetragene Kleider. Auch über den Schnitt und die Façon ſtreiten ſie ſich; die Einen wollen den neuen Staatsrock ganz nach der neueſten Mode, die Andern à la Roccoco zuſchneiden. Wenn nur nicht darüber der ganze Rock verſchnitten wird. (Dorfz.)

(München, 29. Nov.) Bekanntlich läßt unſer König in hieſiger Glasmalereianſtalt vier große Kirchenfenſter fertigen, welche als Geſchenk für den Kölner Dom beſtimmt ſind. Das erſte dieſer Fenſter iſt nun vollendet und ſoll, wie zu erwarten war, meiſterhaft gelungen ſeyn. Man darf hoffen, daß auch dieſe großartigen Werke vor dem Abgang an ihren Beſtimmungsort dem hieſigen Publikum zur Schau ausgeſtellt werden.

(Ulm, 19. Nov.) Viel Gerede macht in dieſem Augenblicke die Verurtheilung eines ſehr reichen Fabrikanten zu vier Monaten Feſtungsarreſt, weil er im Laufe dieſes Sommers einen ſeiner Arbeiter auf empörende Weiſe gemißhandelt hatte.

(München, 22. Nov.) Der in jüngſter Zeit mehrmals genannte k. portugieſiſche Feldmarſchall v. Schwalbach war früher Offizier in k. bayeriſchen Dienſten; er ging 1835 mit dem ſeligen Herzog Auguſt von Leuchtenberg, dem erſten Gemahl der Königin Donna Maria, nach Portugal, wo er auch nach dem Tode des Herzogs noch verblieb.

(Unglückfall durch Schießwolle.) Es war zu erwarten, daß durch die Schießwolle Unglücksfälle entſtehen, die theils durch Unvorſichtigkeit, namentlich aber durch Unkenntniß mit der Kraft und Behandlung dieſes neuen Exploſionsmittels hervorgerufen werden. Einige Fälle ſind bereits in öffentlichen Blättern zu leſen, ein weiterer ſehr bedeutender ereignete ſich in neueſter Zeit in Vahingen auf den Fildern. Zwei junge Männer, Steinbrecher, ganz vertraut und bekannt mit dem Felſenſprengen vermittelſt des Schießpulvers, wurden von ihrem Pfläſterer, dem ſie die Steine liefern, aufgefordert, einen Verſuch mit Schießwolle zu machen. Das Loch wurde gebohrt, die gehörige Quantität Schießwolle eingebracht und im Uebrigen behandelt wie mit Schießpulver, d. h. der Vorſicht wegen auf die Schießwolle ein Pfropf von weich gemachter Thonerde und dann erſt auf dieſe klein zerſchlagene Steine. Beim Feſtſtoßen dieſer Steine durch ein Hebeiſen, wie es beim Laden eines Gewehrs durch den Ladſtock geſchieht, entzündete ſich die Schießwolle und trieb die ganze Ladung Steine den beiden Unglücklichen ins Geſicht. Der entferntere Stehende iſt weniger gefährlich verletzt als der, welcher zunächſt vor dem Loche ſaß; beide werden mit dem Leben davon kommen und können ſomit noch von Glück ſagen, daß der Felſen nicht zerſprang, und das Hebeiſen, das im Loche ſteckte, unſchädlich an ihren Köpfen vorbeiflog. Daß Schießwolle ſich durch Stoß oder Schlag von ſelbſt entzündet, iſt noch nicht allgemein bekannt, und es dürfte daher der erzählte Fall wohl zur Warnung dienen und zur Vorſicht auffordern bei weiteren Verſuchen mit der noch nicht genug bekannten Schießwolle. Ein Chemiker, Namens Pelouze, will das Knallqueckſilber entbehrlich machen durch eine Miſchung von Schießwolle mit einigen Körnern Schießpulver; ein weiterer Beleg dafür, daß die Schießwolle ſich durch Reibung, durch Stoß oder Schlag entzünden kann, und daher nicht nur beim Gebrauch als Exploſionsmittel, ſondern auch bei der Bereitung, Verpackung und Verſendung große Gefahr zu befürchten iſt.

Digitized by Google

(Frankfurt a. M.) Den Freunden klaſſiſcher Klavier-Compoſitionen diene zur gewiß angenehmen Nachricht, daß Hr. Ed. Roſenhain drei Soiréen veranſtalten wird, in welchen derartige Werke zur Ausführung gebracht werden ſollen und worüber Näheres bekannt gemacht werden wird. Dieſem rühmlichen Vorhaben iſt nicht nur die verdiente Anerkennung zu zollen, ſondern es haben ſich auch bereits zahlreiche Muſikfreunde durch ihre Unterzeichnung betheiligt.

Die Vierlinge.

Frau Fama treibt, wie früher auch,
So jetzt noch ſtets ihr Spiel;
Sie täuſcht die Welt nach altem Brauch
Und macht aus Wenig Viel.

Ein Krieger, den im Kampf der Feind
Von ſeinem Heer getrennt,
Durch Fama's Zauberkunſt erſcheint
Er uns als Regiment.

Die eil'ge Göttin wandelt um
Das Sandkorn raſch zum Berg;
Sie macht im Nu das Grade krumm,
Zum Rieſen wird der Zwerg.

Frau Fama ſchafft — wir wiſſen's All' —
Aus Dämm'rung lichten Tag;
Sie macht aus dem geringſten Knall
Gleich einen Donnerſchlag.

So iſt es auch in jüngſter Zeit
Geſcheh'n in unſ'rer Stadt,
Wo Fama's Zuverläſſigkeit
Erprobt ſich wieder hat.

Man ſprach von einer Wöchnerin,
Die Knaben **vier** gebar.
Es zog nach ihrem Hauſe hin
Der Wißbegier'gen Schaar.

An Augenzeugen fehlt' es nicht;
Sie waren tief gerührt,
Und dennoch hatt' uns hinter's Licht
Frau Fama All' geführt.

Ja, nichts als Lüge ſprach ihr Mund,
Wie's oftmals ſchon geſcheh'n;
Ein Knäblein nur, das kerngeſund,
Iſt in der Wieg' zu ſeh'n.

Und bringt man euch die Vierling' dar
Gedruckt auch auf Papier:
Es iſt nicht wahr und iſt nicht wahr;
Leſ't immer **Eins** ſtatt **Vier**!

Es hat nur einen Scherz gemacht
Die loſe Göttin: d'rum
Nimm vor Frau Fama dich in Acht,
Verehrtes Publikum!

Frankfurt a. M., 25. Nov. 1846. Ludwig Hub.

Korreſpondenz.

Schweinfurt, 23. Nov.

Eine fröhliche Schiffstaufe.

Der hieſige Liederkranz, welcher vor 13 Jahren, am Tage der heiligen Cäcilie, gegründet wurde, feierte geſtern ſein alljähriges Stiftungsfeſt auf eine für die Geſellſchaft ſehr erfreuliche Weiſe. Ein Mitglied deſſelben, Hr. Magiſtratsrath und Schiffmann Athanaſius Michel hatte nämlich die Geſellſchaft erſucht, bei ſeinem neugebauten Schiffe die Gevatterſtelle zu übernehmen, was natürlich mit groſſer Freude aufgenommen und die Taufe auf den Stiftungstag des Liederkranzes feſtgeſetzt wurde. — Die Sänger begaben ſich Nachmittags 3 Uhr vom Vereinslocale unter Vorausttragung des Vereinspaniers in Begleitung der Comit-s und eingeladenen Gäſte nach dem Hauſe des Hrn. Gevatters und zogen dann in ſeiner Begleitung nach dem Einladeplatz, wo das Schiff, mit Kränzen, Draperien und Wappen verziert, am Ufer lag. Die Geſellſchaft, durch Böllerſchüſſe begrüßt, ordnete ſich in einen Halbkreis gegen das Schiff und ſang das Bundeslied des Liederkranzes, worauf der Eigenthümer des Schiffes in brüderlicher Anrede den Geſellſchaftsdirektor als Organ des Vereins bat, die Taufhandlung zu vollziehen. Nach Erwiderung dieſer Einladung begaben ſich dann Comite's und Sänger auf das Vorderdeck des Schiffes, wo ein bekränzter Anker am Schnabel des Schiffes für die Taufe vorbereitet war. Ein Weihelied, von einem der Sänger gedichtet und vom Geſangdirektor P. Friedr. Schneider componirt, machte die Einleitung zur Handlung. Hierauf fragte der Geſellſchaftsdirektor die vereinigten Sänger, welchen Namen das Schiff erhalten ſolle und bat den Geſangdirektor, den Namen auszuſprechen. „Liederkranz von Schweinfurt“ war die Antwort und im Namen des Männerchors, der Bruderliebe und der heitern Geſelligkeit wurde das Schiff mit einer Flaſche 1846r Weins, die auf erwähntem Anker zerſchlagen wurde, glücklich getauft. Ein dreifaches Hoch auf den Täufling und ſeinen Vater verkündete den zahlreich am Ufer Verſammelten die Beendigung der Ceremonie und ein donnerndes Hoch auf den Landesvater, den Schöpfer des Ludwigs-Kanals, vom Secretair der Geſellſchaft in einer umfaſſenden Rede ausgebracht, begeiſterte alle Anweſenden. Die Pocale kreiſ'ten fröhlich unter den Sängern, und beſonders gebackener Schiffszwieback erinnerte ſtets an die für den Liederkranz neue Kindtaufe. Einige Pathengeſchenke wurden hierauf der Wärterin (Schiffsmannſchaft) übergeben, beſtehend in einer roth und weißen (fränkiſchen) Wimpel mit dem Namen, einer Flagge mit Lyra, Lorbeer und Eichenkranz, nach der Vereinsfahne gemalt, die alsbald munter flatterten, und ein Gevatterbrief. Auch die Hebamme, der Schiffbaumeiſter Jacob Dittmar, wurde nicht vergeſſen und erhielt eine zinnerne, mit Wein gefüllte Flaſche, die mit Inſchriften verſehen war. Toaſte auf die „Verbindung des Handelsſtandes mit dem Schifferſtande“ (Merkur und Neptun), von dem Handelsvorſtande ausgebracht auf den „deutſchen Männergeſang und alle Vereine, die ihn pflegen“, vorzüglich aber auf die „junge Frau Gevatterin“, die im Kreiſe von Damen auf dem Schiffe war, und die abwechſelnden Geſänge würden die Sänger noch lange beiſammen gehalten haben, hätte nicht der fortwährend ſanfte Regen zum Zurückbegeben in's Vereinslocal gemahnt. Dort beſchloß ein ſolenner Ball das Stiftungsfeſt. Der junge Liederkranz aber, das Schiff, wird ſich im Winter vollends zu ſeiner neuen Laufbahn für's nächſte Frühjahr vorbereiten. Er iſt mit einem Sängerpaß verſehen, ſo daß er ſich allen Sängerbrüdern an den Ufern des Ludwigs-Kanals, der Donau, des Rheins und des Mains als ächten deutſchen Sänger legitimiren, folglich einer brüderlichen Aufnahme gewiß ſeyn kann.

Frankfurt, 24. Nov.

Die erſte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geisler, Poſch und Elsner jun. findet am Freitag den 27. Nov., Abends um 7 Uhr, im Saale des „Hotel de Ruſſie“ ſtatt. Die aufzuführenden Quartette ſind: 1) von Haydn aus D dur, 2) von Mozart aus D moll, 3) von Beethoven aus B dur. Billets zum Subſcriptionspreis von 4 Gulden für die 4 Unterhaltungen ſind in der Muſikalienhandlung des Hrn. C. A. André auf der Zeil (Haus Mozart) zu haben. An der Kaſſe koſtet das einzelne Billet 1 fl. 45 kr.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 28. Nov. (Neu einſtudirt): Bürgerlich und romantiſch, Luſtſpiel in 4 Abth., von Bauernfeld. (Gaſtrolle) Catharina von Roſen: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 328. Samſtag den 28. November 1846.

Eine Turnfahrt nach dem Melibocus.

Der 30. Auguſt war der Tag unſeres Ausflugs. Der Himmel ſchien ſchon in aller Frühe gar nicht geneigt zu ſeyn, unſere Tour zu begünſtigen, indem nur Wolken, düſtere Wolken das Himmelsgewölbe bedeckten, während wochenlange, ja noch den Tag zuvor das herrlichſte Blau am Horizonte prangte. Nichtsdeſtoweniger nahm uns Kaiſer Karl, noch ehe die Thurmglocke die ſechſte Morgenſtunde verkündet hatte, wohlwollend in der ihm zugewieſenen Brückenniſche auf, und rüſtig ſchritten wir, wohl unſerer 25, Ravenſtein an der Spitze, dem Bahnhof der Main-Neckarbahn zu. Man löſ't die Karten, ſetzt ſich oder vielmehr ſtellt ſich in den Wagen, und ohne etwas Erwähnungswerthes paſſirten wir Langen, Darmſtadt, Eberſtadt, Zwingenberg, und im Fluge fuhren wir Bensheim zu. Schon auf der Fahrt dahin fühlten wir uns Alle freudig bewegt, unſere Herzen ſchlugen höher, und im frohen Vorgefühl harrten wir bereits des Zuſammentreffens mit den lieben Brüdern aus Mannheim und Heidelberg. — Nach 8 Uhr langten wir in Bensheim an, deſſen herrlicher Bahnhof beſonders unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog, wie denn überhaupt die Bahnplätze auf allen Stationen auf's ſchönſte ausgeſtattet ſind. Nach Verlauf einer guten Viertelſtunde, während welcher wir die Bekannſchaft eines dortigen Turners, — Lehrer am Gymnaſium daſelbſt — gemacht hatten, kam das Dampfroß dahergeſchnaubt, und mit ihm unſere heißerſehnten Badenſer. — Nun ging's an ein Bewillkommnen, ſo herzlich und ſo aufrichtig, daß nur Der, welcher zugegen, einen vollkommenen Begriff davon haben kann; dem ruhigen Beſchauer konnte da nicht entgehen, wie brüderlich und freundſchaftlich ſich die drei Gemeinden entgegenkamen, wie hier neue Bekanntſchaften angeknüpft, dort alte Freundſchaften erneuert und befeſtigt wurden, dieſen Händedruck, ſolche Biederkeit und Freimüthigkeit hättet Ihr ſehen ſollen, — — und herbeigewünſcht hätte ich mir alle Diejenigen, welche im Turner nur einen Gegner des Vaterlandes erblicken können, und die Turnerei ganz und gar als eine Feindin deſſelben auszuſchreien beſtrebt ſind; und verſtummen hätten ſie müſſen und beſchämt werden, wie die, welche da kommen und ſagen: „Die rothe Mütze fehlt Euch noch, — und Ihr ſeyd leibhaftige Jakobiner,“ und gleich denen, die da hingehen und ſich bemühen, ein artiges Trifolium zu bilden aus: Turnerei einer-, Communismus und Revolutionsgeiſt andererſeits. Doch laſſen wir jetzt dieſe politiſch-poetiſchen Betrachtungen, und wenden wir uns ein wenig dem „Ritter“ zu, wo inzwiſchen ganz proſaiſch der Rebenſaft kreiſ'te; während die Einen den nüchternen Magen mit Speiſ' und Trank jeglicher Art labten, verſahen ſich die Andern mit Lebensmitteln für den Mittag. Eine halbe Stunde noch ſaßen wir, — wie ſich leicht denken läßt: fröhlich beiſammen, und hinauszogen wir, — unſer Bensheimer Freund als Führer voran, — der Heerſtraße entlang, der Richtung nach dem Felsmeer zu. Da ward geſcherzt, geſungen, geſprungen, politiſirt, gar parodirt, und wie alle dieſe unpaſſenden nichtdeutſchen Ausdrücke noch heißen mögen, — — bis ein ſchwacher Regen über uns hereinbrach; ſolcher blieb aber kaum beachtet; der größte Theil merkte ihn gar nicht — denn ſchon ſahen wir das großartigſte Schauſpiel vor uns. Steine, nein Felſen waren es, mächtige Felsriffe boten ſich zu Tauſenden unſeren verwunderten Augen dar, von denen man hätte glauben mögen, die einſtmalige Sündfluth habe ſie dahin geſpült. Aber noch bei weitem erhabener ergriff es uns, als wir, der Kuppe nahe, um uns und unter uns nur dieſe ungeheuren Steinmaſſen ſchauten, und blos unten im Thale in reizender Lage hin und wieder ein Dörſchen den Blick traf. Kaum wollten wir unſern Augen trauen, dieſen ſo gefährlichen Fußſteig eben zurückgelegt zu haben; und unſere Verwunderung ging zum wahren Enthuſiasmus über, als unſer May, nachdem wir inmitten der Felſen Stand gefaßt hatten, das kräftig-erhabene Lied: „Schleswig-Holſtein“ zum Himmel hinanſchickte; und als wir Alle dann in die Endſtrophen eines jeden Verſes aus voller Kehle und mit Wehmuth erfülltem Herzen einſtimmten, da ſchien es wahrlich, als wollten wir in Gegenwart der himmliſchen Mächte über uns, und im Beiſeyn der urdeutſchen Felſen zu unſern Füßen gleichſam feierlich geloben, auch unſer Scherflein beizutragen, wenn es gilt, unſere Intereſſen zu wahren, und wenn es ſeyn muß, die zu züchtigen, die ſich da erdreiſten, unſer Vaterland, das leider nu zu oft ſeine Selbſtſtändigkeit durch gierige Nachbaren verwirken ließ, um ein Theilchen, und zwar diesmal um ſeinen Kopftheil kleiner zu machen. — Neugeſtärkt durch dieſen herzerhebenden, ermuthigenden Geſang ſtiegen wir weiter bis zum Gipfel, und bald ſaßen wir gemächlich im „Jägerhaus“, wo uns hinreichende Speiſ' und Trank erquickend labten. Daß dabei das munterſte Leben von der Welt herrſchte und der gemeinſame Frohſinn auch nicht im geringſten getrübt worden, bedarf kaum der Erwähnung. — Doch bemerken muß ich noch, daß die Ausſicht da oben nichts Bemerkenswerthes bot, indem eben nichts zu bemerken, nichts zu ſehen war, als der Himmel dicht über und die Wolken vor uns. — Um 1 Uhr machten wir uns auf den Rückweg oder richtiger geſprochen auf den Hinweg zum Melibocus, denn das war das eigentliche Ziel unſerer Reiſe. Nach einem ziemlich anſtrengenden Gange kamen wir nach ungefähr $1^{1}/_{2}$ Stunden auf des Melibocus Spitze an, konnten aber den Thurm, der darauf befindlich, und nebenbei ſey es geſagt, der Inſchrift

*) Die gegenwärtige Skizze aus dem Tagebuch eines Turners war bei ihrer Abfaſſung nicht zur Veröffentlichung, ſondern nur für einen Kreis von Turnfreunden beſtimmt. Dieſen wurde ſie vorgeleſen, und fand ſo beifällige Aufnahme, daß wir um den Abdruck derſelben erſucht wurden, welchem Wunſche wir andurch nachkommen. Die Veröffentlichung iſt zwar verſpätet; doch kann dies dem Inhalte der Skizze keinen Abbruch thun. Anm. d. Red.

Digitized by Google

zufolge in drei Monaten erbaut worden ſeyn ſoll, — nicht beſteigen; und da es uns mit der Ausſicht nicht beſſer ging als auf dem Felsmeer, kehrten wir auf Ravenſtein's Vorſchlag um, wandten uns links ab, und bald zogen wir in die Auerbacher Burg ein. Hier war es vorzüglich, wo wir hinlänglichen Erſatz hatten an der prachtvollen Fernſicht, die wir von den Höhen der Burg aus genoſſen. Da lagen wir da zuerſt, wir Turner alle, 120 an der Zahl, im Innern der Burgmauern, und pflegten gemüthlich der Ruhe; dann aber trappten wir einzeln die dunkle Treppe der alten Mauer hinan bis zum Gipfel der alt ehrwürdigen Burg, und der ganze Odenwald mit allen ſeinen Schönheiten lag vor uns ausgebreitet. Unmittelbar vor uns waldartige Baumgruppen, weiter drüben üppig beſetzte Felder. Manchmal auch weidete ſich das Auge köſtlich an den hübſch gelegenen Dörfern im Thale unten, und als dann noch unſere Blicke in naher Ferne ein einzeln daſtehendes Kirchlein erſchauten, eben durch ſeine Beſcheidenheit ſo wohlthuend für das durch den Ueberfluß und den Reichthum ringsum verwöhnte Auge, da hatten wir eine Zuſammenſtellung, die in keiner Weiſe dem vor freudiger Erregtheit überſpringenden Herzen und den wahrhaft begeiſterten Blicken irgend etwas zu wünſchen übrig ließ, und nur der Vater Rhein und mit ihm die hohen Thürme von Mainz und Worms, und drüben der leicht hinfließende Neckar mit den Gipfeln Mannheims durften ſich ſehen laſſen, um dem großen Rundgemälde einen würdigen Hintergrund zu leihen. — Noch freudetrunken und wonneberauſcht von dem mächtigen Eindrucke dieſes Naturpanorama's wandten wir Auerbachburg, wenn gleich hochbefriedigt, doch ungerne — den Rücken, und indem wir die prächtigſten Wege, das einfach-anſprechende Fürſtenlager, den allerliebſten Lugwigstempel durchzogen, nahmen wir, nachdem wir noch den Altarberg und die Rieſenſäule — beide Alterthümer der graueſten Vorzeit, — berührt, unſern Rückzug, und ruhig kehrten wir um $4\frac{1}{2}$ Uhr in Bensheims freundliche Mauern ein. Da beſuchten wir dann zuvörderſt den Gymnaſial-Turnplatz, und als nun gar der Magen anfing uns den Kredit aufſagen zu wollen, zogen wir theilweiſe in den „Ritter" ein, der uns nun zum zweitenmale ſchon gaſtlich empfing. Bald folgte der übrige Theil, der indeſſen würdig des Turners Palladium: ſeinen „Turnplatz" inne hatte, nach und bei gehörigem Abendmahle, gewürzt durch kräftig biedere Trinkſprüche und herrliche Lieder, brachten wir hier an zwei Stunden zu. Der gütige Himmel, der uns Turner nun unter Dach und Riegel wußte, öffnete jetzt alle ſeine Waſſerſchleußen, die er, es wollte faſt ſo ſcheinen, uns zu liebe den ganzen Tag über ſo ziemlich verſchloſſen hielt, und in Strömen goß es herab. Nichtsdeſtoweniger begaben wir uns in den Bahnhof, und daß, — beſonders bei dieſem Wetter, — der Abſchied ein recht naſſer geweſen, kann man ſich denken; und eingedenk des ſchön verlebten Tages, der nicht verfehlte, auf einen Jeden einen angenehmen Eindruck hervorzubringen, eilten wir der Heimath zu.

Schließlich ſey es mir noch vergönnt zu erwähnen, daß des Turners Wahlſpruch, der nicht nur ſein Banner zieret, ſondern auch im Herzen einen bleibenden Wohnſitz hat, auch bei dieſer Gelegenheit in Ehren gehalten worden. Denn

Friſch zogen wir am Morgen hinaus in Gottes große Natur,
Fröhlich innerhalb der Schranken des Schicklichen lebten wir zuſammen,
Frei von dem Treiben und den Mühſeligkeiten des Tages, ſprachen wir uns freimüthig aus über alles was Rechtens iſt, und endlich
Fromm waren wir an jenem Sonntag gewiß, ſtanden wir ja zweimal dem Himmelreich näher als das ganze Jahr über.

Frankfurt a. M., 10. Sept. 1846. L. Schleſinger.

Die Deutſchen in Nordamerika.

Schreiber dieſes hat im April d. J. in einem Aufſatze ſeine Anſichten in Betreff der Auswanderung nach Nordamerika in dieſen Blättern niedergelegt, und gedenkt gegenwärtig etwas Aehnliches zu thun, indem er einige Bemerkungen über den moraliſchen und materiellen Zuſtand der Deutſchen in Nordamerika mittheilt. Referent hatte früher ſelbſt die Abſicht, jenſeits des Meeres ein zweites Vaterland zu ſuchen und hat um deßwillen alle Gelegenheiten benutzt, ſich über die Zuſtände in jenem Welttheil zu belehren. Es wohnt ferner ein Bruder von ihm ſchon ſeit einigen Jahren in Burlington am Miſſiſſippi, der ihm von Zeit zu Zeit briefliche Mittheilungen zugehen läßt, welchen der Stoff der nachfolgenden kleinen Abhandlung entnommen iſt. Referent läßt den Briefſchrieber, kleine Aenderungen abgerechnet, meiſtens ſelbſt reden. „Es iſt wahr", ſchreibt er in einem ſeiner Briefe, „Amerika iſt doch ein ganz anderes Land wie Deutſchland, mag es nun Täuſchung oder Wirklichkeit ſeyn, genug, mir kommt Alles grandiöſer vor dieſſeits des Meeres. Die jugendlichen Städte, deren Entſtehung ſich nach Decennien berechnen läßt, und die fruchtbaren Gefilde, welche noch vor kurzer Zeit wüſte und waldbewachſen waren, wie reizend lächelten ſie mir entgegen! Es iſt etwas Erhebendes und Wunderbares die menſchliche Kraft und Ausdauer. Ueber die Gebirge, welche den Weſten vom Oſten ſcheiden und welche vor nicht geraumer Zeit noch von keinem menſchlichen Fuße betreten waren, eilen jetzt dampfende Ungeheuer mit langen Wagenzügen wie im Fluge dahin. Am meiſten aber freute ich mich über unſere Landsleute, die Deutſchen, die man in Menge um St. Louis und in Jowa findet. Amerika ſcheint in der That für den größten Theil unſerer Nation eine umwandelnde Kraft zu beſitzen. Aus ſteifen, tölpiſchen Menſchen, die in ihrem Vaterlande mit einer gewiſſen Gedrücktheit ihren mühevollen Pfad wandelten, werden in kurzer Zeit demokratiſch geſinnte Bürger des freiſten Staates der Welt. Ich wünſchte, Du ſäheſt einmal hier die Deutſchen, mit welchem Fleiße ſie ihre Felder bebauen und wie vortheilhaft ſich ihre Beſitzungen vor denen der native Americans auszeichnen. Der Engländer cultivirt ſein Feld nur oberflächlich und iſt jeden Augenblick bereit, ſein ganzes Beſitzthum bis auf den letzten Stuhl dem erſten beſten Käufer abzutreten, wenn ſie ihm nur die Ausſicht auf einigen Gewinn eröffnet. Der Deutſche aber haftet feſt an ſeinem Lande, wenn er es einmal „clear" gemacht; denn er will es gern auf ſeine Kinder vererben und treibt daher den Ackerbau mit deutſcher Gründlichkeit. Seine Felder tragen deßhalb gewöhnlich mehr ein, als die der Eingeborenen, welche Letztere aus dieſem Grunde mit Neid und Aerger auf die häuslichen ſparſamen Deutſchen blicken. Ausnahmen von der Regel trifft man ſehr häufig in den größeren Städ en und namentlich in den Seeſtädten, in welchen ſich viele Taugenichtſe aller Nationen herumtreiben und durch Betrug und Schwindeleien ihren Lebensunterhalt zu erwerben ſuchen." Iſt dieſe Schilderung auch etwas enthuſiaſtiſcher Natur, ſo iſt doch gewiß die Hauptſache Wahrheit, und wie man aus Hamburg, Berlin und Wien nicht Deutſchland kennen lernen kann, ſo wird man gewiß auch kein richtiges Urtheil über den Zuſtand der Union fällen können, wenn man bloß New-York, Philadelphia und New-Orleans geſehen hat. Will daher Jemand die Deutſchen in Amerika kennen lernen, ſo muß er ſich nach Weſten wenden, und da wird er gewiß das Obengeſagte in jeder Beziehung beſtätigt finden, und er wird da gewahr werden, daß inmitten der verſchiedenartigſten Secten auch religiöſe Duldung ihre friedliche Stätte aufgeſchlagen hat. Für manchen Ort Deutſchlands wäre es daher von Nutzen, wenn man ihn einige Zeit nach Amerika verſetzen könnte.

Was die anderen Nationen anbelangt, ſo bleiben dieſe ihrer Originalität mit allen Fehlern am meiſten getreu. Der Englän-

Digitized by Google

der handelt, der Franzoſe ficht, tanzt und geht auf die Jagd, und der Irländer, erſtaunt über die Wohlfeilheit des Whisky, ergibt ſich dem Trunke. In dieſer Beziehung ſagt ein engliſcher Schriftſteller irgendwo: „Wir dürfen nicht vergeſſen, daß Charakter und Vermögen in der alten wie in der neuen Welt durch die nämlichen Mittel erworben werden müſſen. Und, vergib mir, wenn ich hinzufüge, dieſelben ſchlimmen Gewohnheiten, welche in einem Lande gegen einen Mann ſind, werden es auch im andern ſeyn."

In einem andern Briefe gedenkt mein Gewährsmann der Präſidentenwahl und ſagt bei dieſer Gelegenheit, daß die Deutſchen faſt ohne Ausnahme mit den Demokraten für Polk geſtimmt hätten. Er ſchreibt: „Die Demokraten wollen kein Papiergeld, keine Handelsbeſchränkung und die Aufnahme von Texas in die Union, während ihre Gegner, die Whigs, der entgegengeſetzten Anſicht ſind, und außerdem noch durchzuführen ſuchen, daß jeder Einwanderer erſt einundzwanzig Jahre im Lande ſeyn muß, bevor er Bürger werden kann. Die Demokraten haben geſiegt, wie Du in den Zeitungen geleſen haben wirſt. Wir feierten hier (Burlington) unſern Triumph auf eine glänzende Weiſe. Des Mittags Diner mit deutſcher Harmoniemuſik, des Abends Fackelzug und Stadtbeleuchtung. Du ſchreibſt mir, die Marokkaner ſeyen von den Franzoſen geſchlagen worden ꝛc. ꝛc. Das Alles habe ich aber ſchon in den Zeitungen geleſen. Hierbei muß ich Dir noch bemerken, daß hier jeder Deutſche, wenn er auch in ſeinem Vaterlande nur die Bibel und das Geſangbuch in die Hand bekam, ſein politiſches Blatt lieſ't."

Referent könnte noch Mehreres mittheilen, will ſich aber bloß hierauf beſchränken, weil er das Geſagte für genügend hält, um wenigſtens etwas zur Berichtigung irriger Anſichten beizutragen. Möchte doch nur Jeder die Ueberzeugung gewinnen, daß nicht bloß Geſindel und arbeitsſcheue Leute die neue Welt betraten, ſondern daß auch ſchon mancher deutſche Biedermann und mancher lebensfriſche Jüngling jenſeits des Meeres ein zweites Vaterland fand, wie er es in Polen, Ungarn oder im ſüdlichen Rußland — nicht gefunden haben würde.

Neuiſenburg. G. K.

Geiſtesfreiheit. *)

Der Geiſt iſt frei! Sey auch das Wort gebunden,
Ihr bindet nie des Geiſtes Flügelſchlag:
Er hat zum Licht die freie Bahn gefunden,
Die Nacht beſiegt, die auf der Erde lag.
Der Morgen graut! Ihr wollt dem Tage wehren?
Die Sonne flammt! Ihr ſeht die Schöpfung nicht?
Und frevelt noch, in blinden Wahn zu kehren,
Was auf den Zinnen laut die Wahrheit ſpricht?

Der Geiſt iſt frei! Er ſchafft durch den Gedanken
Sich ſeine Welt und ordnet ihre Bahn;
Zerſchmettert kühn der Vorurtheile Schranken,
Und wogt der Zeit mit dem Panier voran.
Wir fürchten nicht der Elemente Beben,
Des heißen Kampfes Sturmgewölke nicht;
In Kampf und Sturm erſtarkt das junge Leben,
Wenn, morſch genug, die alte Form zerbricht.

Der Geiſt iſt frei! Der Tugend Ideale
Entſproſſen ihm und reifen ſtill zur That.
Sie leuchten hell im jugendlichen Strahle
Der Heldenkraft auf ſteilem Siegespfad.
Wann wird der Friede auf der Erde wohnen,
Wo ſelbſt der Beſte ſeine Marter fand?
Der Heiland ſtarb — und ſchlang um Millionen,
Indem er ſtarb, der Liebe Bruderband.

Der Geiſt iſt frei! Er betet an im Glaube
Den großen Geiſt im unerſchaff'nen Licht!
In Kraft der Liebe ſteht der reine Glaube,
In Kraft der Liebe ſteht die ernſte Pflicht.
Wie auch der Baum des Wiſſens ſich entfalte:
Er treibt die reichen Aeſte himmelan!
Ein Glaube nur und Eine Liebe walte
In jeder Bruſt, die menſchlich fühlen kann!

Der Geiſt iſt frei! Er mißt der Welten Ferne,
Und nimmt in Weltern Gottes Liebe wahr.
Sein Tempel iſt der hehre Dom der Sterne,
Der Erde Alpenfeſte ſein Altar;
Ein reines Herz iſt ſeine ſtille Klauſe,
Ein treuer Freund ſein Prieſter in der Noth;
Die Flammenſchrift im großen Vaterhauſe
Sein Pſalterbuch im Leben und im Tod.

B. L.

*) Aus Zittel's „Sonntagmorgen."

Die Criminal-Procedur gegen den Kammergerichts-Aſſeſſor F. A. Oppenheim.

(Verhandelt vor dem Aſſiſenhof zu Köln am 21. Nov. 1846.)

(Köln, 25. Nov.) Zu den bemerkenswerthen Urtheilsſprüchen, die ſeit einiger Zeit von hier aus zu berichten geweſen, iſt jetzt ein neuer gekommen. Geſtern ſtand der Kammergerichtsaſſeſſor Oppenheim wegen des vielbeſprochenen Chatullendiebſtahls und der Vernichtung von Beweisdokumenten vor den hieſigen Aſſiſen und wurde völlig freigeſprochen. Der Angeklagte geſtand ein, daß er in Verbindung mit Andern und namentlich mit dem flüchtigen Dr. Mendelsſohn unter verſchiedenen falſchen Namen am Rhein umhergereiſ't ſey, um entlaſſene Dienſtboten des Grafen Hatzfeld ꝛc. zu allerlei Ausſagen zu veranlaſſen, daß er der Baronin von Meyendorf von Aachen aus nachgereiſ't und ihr im hieſigen Gaſthofe zum Mainzer-Hof eine Kaſſette, während dieſelbe beim Einpacken einen Augenblick auf der Flur niedergeſetzt war, weggenommen, in einen Koffer des Dr. Mendelsſohn, aus dem Kleider herausgenommen, unter das Bett geworfen und zurückgelaſſen wurden, eingepackt und ſich mit dieſer Beute davon gemacht habe. Er geſtand ferner ein, im Verhörzimmer vier Briefe, die ihm zur Anerkennung vorgelegt werden ſollten, zerriſſen zu haben. Die Anklage ging dahin, daß der Kammergerichtsaſſeſſor Oppenheim an der Kaſſette, worin ungefähr 3000 Franken Geld, Schmuckſachen, Briefſchaften ꝛc. geweſen, einen Diebſtahl begangen und ſich außerdem der Vernichtung von Beweisdokumenten, die in gerichtlichem Gewahrſam geweſen und zu einer Kriminalunterſuchung gehört hätten, ſchuldig gemacht habe. Zwei Vertheidiger traten für den Angeklagten auf. Der Erſte ſuchte darzuthun, daß die Wegnahme der Kaſſette kein Diebſtahl geweſen, weil der Angeklagte bloß die nach ſeiner Vermuthung darin befindlichen Briefſchaften, nicht aber das Geld ꝛc. zu erlangen beabſichtigt habe und weil das Daſeyn grade der von ihm geſuchten Briefſchaften, da dieſelben ſämmtlich ihrer Eigenthümerin bereits zurückgegeben, nicht einmal erwieſen ſey; der Zweite führte den Satz aus, daß die behauptete Vernichtung von Beweisdokumenten nicht ſtattgefunden habe, weil die vier Briefe, da ſie erſt anerkannt ꝛc. werden ſollten, noch nicht in die Unterſuchungsakten aufgenommen waren, weil ſie, da der Inſtruktionsrichter im Augenblick ihrer Zerreißung das Zimmer ver-

Digitized by Google

laſſen hatte und nur der Gerichtsſchreiber in dieſem anweſend war, ſich nicht in gerichtlichem Gewahrſam befunden hätten, und weil, da die Fetzen zurückgeblieben ſeyen und wieder zuſammen zu ſtellen geweſen, keine Vernichtung ſtattgefunden habe. Der Staatsanwalt hob hervor, daß der Zweck, zu deſſen Erreichung ein Diebſtahl begangen werde, den Diebſtahl nicht aufhebe, daß Jemand, der Kartoffeln zu erlangen beabſichtige, dieſe aber in einem Sack ſtehle, auch den Sack geſtohlen habe, daß Derjenige, welcher eine Goldrolle ſtehlen wolle, ſtatt deren aber eine Kupferrolle finde und nehme, wenigſtens dieſes Kupfer ſtehle, und daß demgemäß der Diebſtahl der Kaſſette mit ihrem Inhalte ſich nicht in Zweifel ziehen laſſe. Ferner wies die Staatsanwaltſchaft nach, daß die zerriſſenen Briefe gerichtlich in Beſchlag genommen waren und ſich auf diejenigen Verhältniſſe, um derentwillen der Diebſtahl der Kaſſette unternommen worden, bezogen, daß gerade dem Gerichtsſchreiber vorzugsweiſe die Aufbewahrung ſolcher Beweisdocumente obliege und daß ihre Zerreißung wie die Zerreißung eines Wechſels ihre Beweiskraft vernichtet habe. Der Präſident des Aſſiſenhofes gab ein Reſumé der Verhandlungen, worin den Geſchworenen unter Anderm geſagt wurde, daß die Definition des Diebſtahls im Strafgeſetzbuch mit den Worten, die Wegnahme einer fremden Sache müſſe „auf eine betrügeriſche Weiſe" geſchehen, eine Vermögensbeeinträchtigung und Bereicherung fordere (nicht etwa blos die Art des Verfahrens im Gegenſatz zur gewaltſamen Wegnahme bezeichne) und die Geſchwornen erklärten den Angeklagten ſowohl des Diebſtahls, wie der Vernichtung von Beweisdokumenten nicht ſchuldig. Ueber die Familienverhältniſſe des Grafen von Hatzfeldt, von denen ein zahlreich verſammeltes Publikum allerlei Aergerliches zu hören erwartete, kam außer einigen, eigentlich nur dem bereits Unterrichteten verſtändlichen Anſpielungen wenig vor. Als der Angeklagte am Schluſſe der Verhandlungen gefragt wurde, ob er noch etwas zu ſeiner Vertheidigung anzuführen habe, benutzte er dies nicht für ſich, ſondern nur zu der Verſicherung, daß alle Andeutungen in Bezug auf die Gräfin von Hatzfeldt — unbegründet ſeyen.

Frankfurter Theater.

Benefiz-Vorſtellung zur 25jährigen Dienſtfeier des Hrn. Haſſel bei hieſiger Bühne.

Es wurde einmal — ſo erzählt eine alte Anecdote — bei Hofe geſtritten, ob die Weisheit oder die Thorheit in der Welt mächtiger und einflußreicher ſey, und man konnte ſich über dieſe Frage nicht vereinigen; denn die Einen wußten viel zum Ruhme der Weisheit, die Andern viel zum Lobe der Thorheit vorzubringen. Da nahm endlich der Hofnarr, der nicht auf den Kopf gefallen war, das Wort, hielt eine witzige Rede zu Gunſten der Thorheit und ſchloß mit dem Verſprechen, am nächſten Tage einen Beweis ad hominem für ſeine Sache vor den Augen aller Welt zu führen. Tags darauf erſchien nun der Hofnarr in einem höchſt auffallenden und ſonderbaren Anzug auf dem geräumigen Schloßplatze, ſchritt auf demſelben auf und ab, rührte eine gewaltige Lärmtrommel, die er umgehängt hatte und machte dazu die tollſten Sprünge und Geberden. Es währte nicht lange, ſo war der größte Theil der Stadtbewohner, Jung und Alt, Vornehm und Gering, um ihn verſammelt und Alle hatten ihren Spaß an dem drolligen Luſtigmacher. Nachdem dieſer ſein Publikum eine Stunde lang ergötzt hatte, ſprach er: „Nun laßt einmal einen Weiſen kommen und dieſen Leuten da Weisheit und Tugend predigen! Wir wollen dann ſehen, ob ſie ihm Stich halten oder ob ſie ſich gelangweilt zurückziehen; wir wollen ſehen, weſſen Häuflein das größere ſeyn wird." Keiner der Weiſen wagte den Kampf und der Hofnarr blieb Sieger. So iſt es bis auf den heutigen Tag und ſo wird es bleiben immerdar. Klein iſt das Häuflein Derjenigen, die das Bedürfniß fühlen, ihren Geiſt auszuweiten und ihr Herz zu erheben, die gerne mit hohen Gedanken verkehren und gerne in das friedliche Muſeum der Ideale treten, die nach den Mühen des Tages noch Kraft und Schwung genug haben, um ſich in die Regionen des Edeln und Schönen zu erheben; — groß, ſehr groß dagegen iſt die Schaar Derjenigen, welche ſich da am beſten gefallen, wo es am tollſten und bunteſten hergeht, welche die Poſſen und Purzelbäume eines Narren, die albernen Witze eines Thoren, das eitle Zeitverpraſſen, die gehaltloſeſten Unterhaltungen dem Ernſte vorziehen und ſich am behaglichſten fühlen, wenn ſie ihren Geiſt nicht anzuſtrengen haben. Dieſe Erfahrung auf Kunſt und Künſtler angewendet, finden wir, daß die Männer von ernſter Richtung, von ſittlicher Größe, von ſtrengen Gedanken vereinſamt ſtehen und daß ihre Lebensbahn meiſt eine dornenvolle, an Haß und Verhöhnung reiche, eine arme und nicht ſelten tragiſche iſt, wogegen ihnen der Troſt verbleibt, daß man ihnen nach dem Tode eine ſchöne Trauerrede halten und ihnen vielleicht gar nach fünfzig Jahren ſelbſt ein Monument errichten wird; — dagegen aber werden die Luſtigmacher, die beliebten Spaßvögel, die genialen Tänzerinnen und liebenswürdigen Virtuoſinnen, die Verfaſſer von Luſtſpielen und Poſſen, bei denen alle Welt ſich faſt todt lachen möchte und mit einem Worte Alle, welche die Lärmtrommel jenes Hofnarren zu rühren verſtehen, geprieſen und ſind beliebt bei Jung und Alt, bei Vornehm und Gering. Ueber dieſes Thema ließen ſich noch lange Variationen ſchreiben, aber ſie würden von den meiſten Leſern überſchlagen werden und wir wollen es daher bei dieſen Andeutungen bewenden laſſen.

Aus dem Geſagten wollen wir keinen Vorwurf für unſern Benefizianten, Hrn. Haſſel, herleiten. Er hat die Menſchen ſo vorgefunden, wie ſie nun einmal ſind, und hätte ſie nicht anders machen können. Talent und Befähigung haben ihn auf das dankbare Fach eines Komikers hingewieſen, in welchem er an unſerer Bühne ſeit 25 Jahren wirkt. Wenn die Leute aller Stände am Abend fertig ſind mit Hämmern und Hobeln, Kaufen und Verkaufen, Acten- und Briefſchreiben, Laufen und Sitzen, Schleppen und Schwitzen, Zanken und Zerren, Speculiren und Philoſophiren, wenn ſie, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Joche geſpannt werden, ſo wollen ſie ſich erholen und erheitern, und da iſt ihnen ein Hampelmann, ein Neſtroy und dergleichen die liebſte Koſt. Die Schaar dieſer nach Erholung Durſtigen iſt groß und am Ende haben ſie in ihrer Art recht, nicht minder als jenes kleine, ſtille Häuflein, das andere Wünſche hegt. Was Wunder, wenn Hr. Haſſel ſtets volle Häuſer gemacht und an ſeinen Benefizabenden reiche Ernte gehalten hat! Und ob er ein guter Komiker iſt? Darüber mögen die Advokaten der Kritik ſo viel plaidiren, als ſie wollen; er hat dem Publikum gefallen, gefällt ihm noch immer, weiß es zu amüſiren, wird mit Beifall überſchüttet und hat die Reſultate für ſich: Beati sunt possidentes! Seine 25 Wirkungsjahre waren nicht vergebens, und wenn wir ihm auch den unverwelklichen Lorbeer der geweihten Muſe nicht ſpenden können, ſo hat er doch den des Fleißes und der bürgerlichen Anerkennung verdient und ſein Name muß mit Achtung genannt werden. Abgeſehen von dem Talente, welches wir ihm nicht ſtreitig machen wollen, und von vielen ſeiner Leiſtungen, die das Publikum nach Herzensluſt oft ergötzt haben, hat er in ſeinem Berufe ſtets treu und redlich gewirkt und ſeiner Direktion viel genützt. Außerdem iſt er ein Mann von vielſeitigen und tüchtigen Kenntniſſen, ein ehrenwerther Büeger und guter Frankfurter und ein mit ſeinen Collegen ſtets in beſter Eintracht Verkehrender. Auch die Journaliſtik muß ihn anerkennen, weil er ihr Lob und ihren Tadel vernünftig hinzunehmen verſtanden und ſich nie darin gefallen hat, gleich manchem andern ſeiner Collegen, auf dem Kaffeehauſe oder beim Schoppen über die Recenſenten zu ſchimpfen und ſie als gefährliche Menſchen zu verläſtern. Er iſt ſeinen geraden und ruhigen Weg gegangen und wer hätte ihn darum nicht ungeſtört gehen laſſen ſollen! — Hr. Haſſel wurde an ſeinem Ehrentage bei überfülltem Hauſe mit den Zeichen des lebhafteſten Beifalls belohnt und in reichem Maße beehrt. Wer die Wandelbarkeit der Volksgunſt kennt, der wird wiſſen, daß nicht wenig dazu gehört, ſich 25 Jahre lang oben zu halten. Hr. Haſſel hat es vermocht. Fortuna iſt ihm günſtig geweſen, ſein Humor hat ihn nicht verlaſſen, ſein Stern iſt nicht untergegangen, und ſo wünſchen wir ihm und uns noch ein weiteres Vierteljahrhundert. Die Welt iſt zwae mangelhaft genug, um ſich oft über ſie zu ärgern, oder um ſie beſſer zu wünſchen; aber man lebt doch gern und ſieht gerne, wie unſee penſionirter Theaterſchneider Meldau zu ſagen pflegt, dem Uz des Lebens zu.

W.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 28. Nov. (Neu einſtudirt): Bürgerlich und romantiſch, Luſtſpiel in 4 Abth., von Bauernfeld. (Gaſtrolle) Catharina von Roſen: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redacteur: J. L. Pfeiffer. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 329. Sonntag, den 29. November 1846.

Schillers Mutter.

Vortrag bei'm diesjährigen Schillerfeſte im Leipziger Stadttheater von
Robert Heller.

Der Dichter, den wir heute feiern, läßt den Chor in ſeiner „Braut von Meſſina“ folgende Worte ſprechen, die wir unſerm Vortrage zum Motto geben:

„Selber die Kirche, die göttliche, ſtellt nicht
Schöneres dar auf dem himmliſchen Thron,
Selber die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Hätte die anſpruchsloſe ſchwäbiſche Frau, Eliſabetha Dorothea Kodweiß, vermählte Schiller aus Marbach, kein anderes Verdienſt um das deutſche Volk, als daß ſie deſſen populärſten Dichter, als daß ſie Friedrich Schiller heute vor 87 Jahren das nackte Leben gegeben — es würde hinreichen, ihrem Namen die Unſterblichkeit und ihrer Perſon unſer dankbarſtes Andenken zu ſichern. Aber eine liebende Mutter, die ihr Kind mit ſelbſtvergeſſender Aufopferung pflegt und erzieht, hat bald mehr Antheil an ihm, als nur die leibliche Geburt und körperliche Entwickelung. Dieſelbe treue Bruſt, welche dem Kinde die erſte Nahrung des Leibes geboten, nährt bald auch ſeinen zarten Sinn mit den erſten Gefühlen, führt ſeinem aufdämmernden Geiſte die erſten Gedanken der Liebe und des Lebens entgegen. Wo überhaupt iſt die Gränzlinie im Menſchen, da das Körperliche aufhört und das Geiſtige beginnt, und wer vermag zu ermeſſen, wie viel eine Mutter ihrem Kinde mit der körperlichen Ausſtattung zugleich von ihrem innerſten Seelen- und Gemüthsinhalte für die ganze künftige Laufbahn mitgiebt! Dazu traten in Schiller's Jugendjahren beſondere Verhältniſſe, welche den innigſten Verband zwiſchen Mutter und Sohn bedingten, Verhältniſſe, welche der Mutter den entſchiedenſten Einfluß auf die junge bildſame Seele des Knaben verliehen, und wo es der Zuſammenhang der Thatſachen mehr als wahrſcheinlich darſtellt, daß ſich die unübertroffene Schönheit, Tiefe und Wärme der Schiller'ſchen Empfindung, daß ſich mithin gerade die Eigenſchaften, die ihn ſpäter zum Dichter ſeines Volks und Jahrhunderts erhoben, nach den Eindrücken beſtimmten und der Anleitung entfalteten, die er von ſeiner Mutter empfing.

Zwar zählt Schiller's Mutter nicht unter die Frauen, in deren Weſen ſich die Größe des Sohnes hell erſichtlich vorgezeichnet ausſprach. Kein weltumklammernder Ehrgeiz ſchwellte ihren Buſen, wie die Bruſt jener königlichen Olympia, die den macedoniſchen Alexander gebar. Von ihrer Erſcheinung wird nicht die majeſtätiſche Hoheit gerühmt, mit welcher die Mutter der Gracchen auftrat. Nicht einmal ein witziges Wort, eine Aeußerung tiefſinnigen oder kühnen Gefühls hat uns die emſig ſpürende Literatur von der Frau Hauptmann Schiller aufbewahrt, wie uns dergleichen Aeußerungen in Menge überliefert worden ſind von der originellen Frau Rath, der Mutter Goethe's. Sie war vielmehr eine ſtill wirkende, nach außen ſchüchtern auftretende Hausfrau, die in dürftigen Verhältniſſen beſcheidene Hoffnungen und noch mehr Sorgen hegte, die alle ihre Wünſche und Beſtrebungen auf das Glück ihrer Familie beſchränkte, dieſen engen Lebenskreis aber durch die reinſte Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern weihte und durch die ſtarken Ueberzeugungen einer ächten Religioſität verklärte. Ein ſanftes inniges Gefühl und herzliche Gutmüthigkeit waren ihr eigenthümlich; auf ausgezeichnete geſellige Gaben und auf eine glänzende Ausbildung, welche, wie Schillers ſorgſamſter Lebensbeſchreiber, Hofmeiſter, bei dieſer Gelegenheit ſagt, häufig ein zweideutiges Gut iſt, weiſ't nichts an ihr hin. Von Geſtalt war ſie wohlgebaut, der Hals lang und von feiner Hautfarbe, das Haar bis zum Röthlichen blond, die Augen etwas kränklich. Die breite Stirn kündigte eine verſtändige Frau an, die Züge des etwas ſommerfleckigen Geſichts waren von Milde und Wohlwollen belebt.

Von ſolcher Mutter ward Friedrich Schiller in der kleinen Wohnung ſeiner mütterlichen Großältern zu Marbach geboren und zwar im dritten Jahre des ſiebenjährigen Kriegs, der den Vater noch vier Jahre vom häuslichen Herde entfernt halten ſollte. Dieſe Großältern waren arm, weil durch eine Ueberſchwemmung des Neckars um ihr Vermögen gekommen. Ihre Tochter, im ſiebzehnten Jahre ihres Lebens ſchon an Johann Kaspar Schiller vermählt, hatte daher ihrem Manne nur das unbedeutende Einbringen von nicht ganz 400 Gulden Rheiniſch im Werthe zugeführt*). Nach zehnjähriger Ehe war jetzt Friedrich Schiller das zweite Kind, wie er der einzige männliche Sproß derſelben blieb. Die erſten Jahre des Knaben wurden von ſchweren Kinderkrankheiten heimgeſucht. Die Natur hatte dem großen Geiſte, der in dem Kinde erwachſen ſollte, eine entſprechende hohe Geſtalt verleihen wollen, die weder in dem kurzen unterſetzten Vater, noch in der ſchlanken, aber ebenfalls nicht großen Mutter ihr rechtes Vorbild hatte. Der Knabe war ſchwächlich und litt ſogar wiederholt an krampfhaften Zufällen. Die ausdauernde Pflege und liebende Sorgfalt der Mutter überwand jedoch, unterſtützt von der ſonſt lebenskräftigen Natur des Kindes, nach und nach alle dieſe Gebrechen. Mit welch' einem unermeßlichen Wohlgefühle mag ſie dem aus beendigtem Feldzuge heimkehrenden Vater den geſunden Sohn entgegengeführt haben!

Zwiſchen einem Kinde, welches durch ſeine Kränklichkeit die langwierige mütterliche Sorge in Anſpruch nahm, und einer Mut-

*) Genau 386 Fl. 40 Kr. Vergl. Urkunden über Schiller und ſeine Familie. Stuttgart 1840., wo aus den Marbacher Gemeindeakten die Vermögensverhältniſſe von Schillers Aeltern, wie ſie nach deren Verheirathung am 22. Juli 1749 waren, mit beinahe verletzendem Eingehen in die kleinſten Einzelnheiten auseinander geſetzt ſind.

Digitized by Google

ter, die ihren Sohn wiederholt durch aufopfernde Anſtrengungen gleichſam auf's Neue für's Leben erobern mußte, vervielfachen und verſtärken ſich die Bande der Liebe und Zärtlichkeit unendlich. Außerdem brachte es die Sinnesart und der Beruf des Hauptmann Schiller mit ſich, daß der Sohn fortwährend viel näher an die Mutter, als an den Vater verwieſen blieb. Schillers Vater war ein von der Pike auf gedienter Offizier mit den rauhen Vorzügen und mit den Mängeln eines ſolchen, raſtlos thätig, pflichttreu, ohne höhern Schwung und ideale Neigung und von unparteiiſcher, aber rückſichtsloſer Strenge gegen ſeine Untergebenen. Nur eine erheuchelte Frömmigkeit milderte den harten Charakter. Die Kinder fürchteten ſeinen Zorn eben ſo ſehr, als ſie gern der Milde der Mutter vertrauten. Hatten ſie gefehlt, ſo bekannten ſie der Mutter freiwillig ihr Vergehen und baten um die Strafe dafür, damit nur nicht der Vater die Vergeltung übernähme.

Im Aeußerlichen ward Friedrich Schiller von Jahr zu Jahr immer mehr der Mutter Ebenbild, ihre Geſichtsfarbe, ihre Augen, die Form ihrer Stirn und ihres Halſes verjüngten ſich in dem Sohne. Aber ſie trug auch ihre geiſtigen Elemente in den Knaben hinüber. Die Familie war aus Marbach nach Ludwigsburg gezogen. Wenn dort der Vater im Kreiſe der Seinen das Morgen- und Abendgebet ſprach, oder wenn er aus der Bibel vorlas, hatte er an ſeinem fünfjährigen Sohne den aufmerkſamſten Zuhörer. Der Mutter entgingen nicht die andächtig gefalteten Händchen, die glänzenden und ahnungsvoll emporgerichteten Blicke des kleinen Fritz. Mit Rührung ſah ſie auf das von lichtgelben Haaren umwallte, ſchön bewegte Kindergeſicht, das ihr gewiß wie ein Engelsantlitz, von einem Heiligenſcheine umleuchtet, erſchien. Sie befeſtigte die Worte des Vaters in ſeinem Herzen und führte ihren Sinn ergreiflicher aus. Auch ſie las den Kindern vor, aus dem neuen Teſtamente, dem Geſangbuche, aus ihren Lieblingsdichtern: Uz und Gellert.

(Schluß folgt.)

Veranlaſſung zur Abſchaffung der Folter in Preußen.

Eine kinderloſe Wittwe in Berlin beſaß den ſogenannten Stelzenkrug. Dieſen bewohnte nur ſie und ein armer Kandidat, welcher vom Elementar-Unterrichte ſich kümmerlich ernährte, und vom Morgen bis zum Abend außer dem Hauſe beſchäftigt war. Eines Morgens kam die Wittwe nicht aus ihrer Schlafkammer, man öffnete daher die Thür und fand ſie todt in ihrem Bette. Sie war erdroſſelt und an ihrem Halſe befand ſich noch der Strick. Die Juſtizbehörde ließ ſofort den Kandidaten vorladen, um ihn zu befragen, ob er über dieſen Mord nähere Auskunft geben könne, damit der Thäter ausgemittelt und verhaftet werde. Des Kandidaten Zimmer war aber verſchloſſen und er ſelbſt abweſend. Nach einigen Stunden kam er in ſeine Wohnung zurück, wurde vor den Richter geführt und über die Mordthat vernommen. Seine Ausſage unter kräftigen Betheuerungen war: „Ich kann gar keine Auskunft geben, denn ich bin in der vorigen Nacht gar nicht in meiner Wohnung, ſondern geſtern bei einem Freunde, einem Landprediger, geweſen, habe mich verſpätet, bei eingetretener Dunkelheit mich verirrt, und die Nacht auf dem Felde zubringen müſſen." — Das Letztere konnte er nicht beweiſen, er wurde daher des Mordes verdächtig, wurde verhaftet und begangener Mordthat ganz unbedenklich beſchuldigt. Er leugnete ſtandhaft; man achtete aber nicht darauf, ſondern ließ, um ihn zum Geſtändniß zu bringen, die Tortur an ihm vollziehen, welche noch bei dem Regierungsantritte Friedrich des Großen bei Kriminaluntersuchungen in Anwendung gebracht wurde. Schon bei dem erſten Grade der Tortur bekannte ſich der Kandidat, vom Schmerz überwältigt, als Mörder. Erſtaunen und Schrecken bemächtigte ſich aller Derer, welche ihn, den edlen Mann, ſeit vielen Jahren kannten und für ſeinen ſtillen, frommen Sinn, ſowie die liebreiche Behandlung ſeiner Schüler zeugen konnten. Dafür war nur eine Stimme: er ſey eines ſolchen Frevels durchaus unfähig. Abgeordnete wendeten ſich daher an den damaligen Großkanzler von Cocceji und machten ihn darauf aufmerkſam: blos die Schmerzen der Folter hätten von dem Manne des unbeſcholtenſten Rufes und Wandels ein falſches Geſtändniß erpreßt. Cocceji ließ die Akten ſich vorlegen, fand, die Unterſuchung ſey unvollſtändig, und befahl eine neue Beſichtigung der Leiche, welche man aus einem damals herrſchenden Vorurtheil nicht zu berühren gewagt hatte.

Da wurde der Scharfrichter in Berlin zur Beſichtigung der Leiche und zu einem Gutachten über die Erdroſſelung aufgefordert. Er erklärte, die Ermordete ſey durch einen kunſtgerechten Knoten erwürgt worden. Cocceji fragte ihn, worin das Kunſtgerechte beſtehe? Es iſt, erwiederte er, eine eigne Art, in einen Strick einen Knoten zu ſchürzen, wodurch der gewaltſame Tod bei Denen, die von uns aufgehängt werden ſollen, ſehr erleichtert und beſchleunigt wird; dieſer Kunſtgriff kann nur Demjenigen bekannt ſeyn, der zu unſerm Metier gehört. Dies veranlaßte den Großkanzler, nachforſchen zu laſſen, ob etwa Scharfrichter oder deren Knechte zu dieſer Zeit in Berlin geweſen wären. Da wurde denn ausgemittelt, daß zwei Scharfrichterknechte aus Spandau an dem Abende, wo in der darauf folgenden Nacht der Mord verübt worden, nach Berlin gekommen wären, und dieſe waren die leiblichen Brüder der Ermordeten. Sie wurden verhaftet und bekannten die That; ſie hatten ihre Schweſter erdroſſelt, um, als die nächſten Erben, ſich jetzt ſchon ihres Vermögens zu bemächtigen. Der treffliche Cocceji, hoch erfreut, einen Juſtizmord verhütet zu haben, erſtattete ſogleich Bericht an Friedrich den Großen, und der Tortur wurde ſogleich in den preußiſchen Staaten das Todesurtheil geſprochen. Der König ehrte das Andenken Cocceji's, der um die höhere Juſtiz ſich unſterbliche Verdienſte erworben hat, durch die Errichtung einer Marmorbüſte, welche er auf dem Hofe des Kammergerichts in Berlin aufſtellen ließ. Die königliche Ordre an den Staatsminiſter von Cocceji lautet:

„Seine königl. Majeſtät in Preußen ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr haben aus bewegenden Urſachen reſolvirt, in dero Landen bei den Inquiſitionen die Tortur gänzlich abzuſchaffen, außer bei dem Crimine laesae majestatis und Landesverrätherei, auch denen großen Mordthaten, wo viele Menſchen ums Leben gebracht oder viele Delinquenten, deren Connexion herauszubringen nöthig, impliciret ſind. Hingegen ſollen in allen übrigen Fällen, wenn die Delinquenten die ſtärkſten und ſonnenklare Indicia und Beweiſe durch viele unverdächtige Zeugen und dergleich wider ſich haben, und doch aus hartnäckiger Bosheit nicht geſtehen wollen, dieſelben nach den Geſetzen beſtraft werden. Höchſtgedachte Se. königl. Majeſtät befehlen alſo dero wirklichem Geheimen Staatsminiſter von Cocceji allergnädigſt, das Nöthige dieſerhalb zu beſorgen. Charlottenburg, den 3. Junius 1740. Friedrich."

(Malten's neueſte Weltkunde.)

Mannichfaltigkeiten.

Es iſt auffallend, daß bei den hohen Kornpreiſen die deutſchen Bäcker noch nicht angefangen haben, ein ähnliches Waizen-Brod zu backen, wie es in England gebräuchlich iſt. Das Brod iſt anerkanntermaßen nirgens verhältnißmäßig beſſer und billiger als in England, wo zu demſelben nicht ein mehrfach gebeuteltes und geſiebtes, ſondern nur ein von den gröbſten Stoffen gereinigtes Waizenmehl genommen wird, welches nach dem Urtheile engliſcher Aerzte eine bei weitem leichter verdauliche und

Digitized by Google

dabei kräftigere und geſundere Nahrung abgibt, als das in Deutſchland gebräuchliche Siebmehl. Da nun in Deutſchland das grobe Roggenbrod die gewöhnliche Speiſe für den geringen Mann iſt, ſo ſollte man, zumal der Preis des Waizens im Verhältniß ſeines inneren Gehalts nur um ein Geringes höher ſteht, als der des Roggens, doch nachgerade dafür Sorge tragen, daß von nur geſpitztem und wie Roggen gemahlenem Waizen ein geſundes, kräftiges Waizenhausbrod gebacken würde. (Ulm. Schnellp.)

(Freiligrath.) Die „Deutſche Schnellpoſt" veröffentlicht einen Brief von F. Freiligrath aus London vom 5. Okt. 1846: „Ich bin jetzt (heißt es in demſelben) Correſpondent in dem angeſehenen Hauſe der Herren Fred. Hut u. Comp. und habe, wenn meine Stellung in pekuniärer Hinſicht für London auch eben keine brillante iſt, doch mein anſtändiges ſicheres Auskommen durch ſie, alſo ganz das, was ich ſuche: Unabhängigkeit vom Buchhandel, von dem Almoſen der Literaten und vor allen Dingen der Reaction, welche die Rückkehr eines von ökonomiſchen Difficultäten gehezten reuigen Sünders nur allzugern ſehen würde. — Am 24. September hat mir meine Frau unſer zweites Kind, wieder ein Mädchen, geboren. Das erſte kam in der Schweiz zur Welt: beides kleine Kosmopolitinnen. Aber die Lieder und Laute der verlaſſenen Heimath klingen doch um die kleinen Bettchen. Das Vaterland läßt ſich ſo leicht nicht abſchütteln, auch wenn es einen ausgeſtoßen hat."

(Berlin.) Wie unſer Publikum über das Duell im Allgemeinen urtheilt, davon hatten wir kürzlich an dem Orte, wo ſich daſſelbe noch am erſten öffentlich äußern kann — im Theater — einen Beweis. In dem Stücke: „Eine Familie" von Fr. Birch-Pfeiffer kommt eine Phraſe gegen das Duell und die falſche Ehre vor, die einer jungen Frau in den Mund gelegt iſt — dieſelbe wurde rauſchend zu wiederholten Malen applaudirt.

Dr. Seidenſticker wird ſich in Philadelphia der Advocatur und der Redaktion des „Philadelphia-Democraten" widmen.

(Vom Rhein, 19. Nov.) Der bekannte rüſtige Vorfechter für Schule und Bildung, Dieſterweg, hat ſich jetzt des Lehrerſtandes angenommen und einen Vorſchlag zur Sprache gebracht, der wirklich an das Herz des Volkes gelegt zu werden verdient. Dieſterweg glaubt nämlich, das Inſtitut der Schulpflegerſchaft verjüngen zu müſſen, in dem Lehrerſtande ſelber ausbilden zu dürfen und ſchlägt vor: ſtatt des Schulpflegers, aus dem Lehrerſtande ſelber durch Wahl oder höhere Beſtimmung den verdienteſten und geeignetſten Mann hervorzuheben und dieſen, den Kreislehrer, mit dem Schulpflegeramte zu bekleiden. Der Lehrer würde durch dieſe, wenn noch ſo geringe Ausſicht auf Beförderung gewiß auf die geeignetſte Weiſe angeregt, würde ſich anerkannt ſehen in einer Ausbildung, welche unſere intellectuelle Monarchie ſonſt gerade in jeder Richtung anerkannt und beſtimmt hat.

Vor kurzem ſtarb in Philadelphia ein alter Knabe, Baltis Stone (Balthaſer Stein), deſſen Vater vor ungefähr 120 Jahren aus Heſſen nach Amerika übergeſiedelt war. Unſer Verblichener hatte eben ſein 103. Lebensjahr zurückgelegt. Da er im Unabhängigkeitskriege mitgefochten hatte, ſo wurde er mit militäriſchen Ehren beerdigt. — In derſelben Stadt entleibte ſich kürzlich ein eben eingewanderter Deutſcher, Auguſt Wilhelm Gottfried Winkler; er hinterließ eine beträchtliche Baarſchaft, die, da er hier keine Angehörigen hat, in die Hände der Behörde niedergelegt wurde.

Die ſeit einigen Jahren ſtattfindende Theuerung aller Lebensbedürfniſſe hat gewiß theilweiſe auch ihren Grund in der ſo ſehr überhandgenommenen Güterzerſtückelung. Durch dieſe nämlich vermindert ſich die Anzahl derjenigen Landwirthe, welche ihre Produkte zu Markt bringen, alſo auch die ſo ſehr wohlthätige Conkurrenz. Um ſo mehr ſollte der ſogenannten Hofmetzgerei durch Beſchränkung der ſie nährenden Zieler-Erwerbskaſſen Einhalt gethan werden, was am füglichſten durch Errichtung der ſchon mehrmals erwähnten Oberamtsleihkaſſen ꝛc. geſchehen könnte.

Von der Größe der Eiſenbahnmiſère in Berlin gibt folgende Anekdote, welche die „Zeitungshalle" berichtet, ſprechendes Zeugniß. Ein Bankier hatte 5000 Thlr. Aktien der Stargard-Poſener Bahn zum Geſchenke ausgeboten; nur mit Mühe fand ſich Jemand, der dieſelben unter der Bedingung annehmen wollte, die noch übrigen Verpflichtungen des erſten Zeichners zu übernehmen!

Mit welcher Liebe auch in unſerer Zeit, der ſo oft vielleicht nicht ohne Grund der Vorwurf der Lauheit gemacht worden iſt, viele Gemeinden an ihren Gotteshäuſern hangen, davon hat die Gemeinde Rockhauſen in Schwarzburg-Sondershauſen ein rühmliches Zeugniß gegeben, das der öffentlichen Erwähnung um ſo mehr verdient, da auch in ihr, wie in den meiſten Landgemeinden, jeder Nachbar zur jährlichen Beſoldung des Geiſtlichen und Schullehrers beizutragen hat. Zur Verſchönerung und Verbeſſerung ihres Gotteshauſes haben von den 23 Familien dieſer Gemeinde 38 durch freiwillige Beiträge, von 2 bis 20 Thaler aufſteigend, die Summe von 190 Thalern zuſammengeſteuert, auch alle dabei nöthigen Handleiſtungen und Fuhren unentgeltlich und gern übernommen, ſo daß von der Kirch- und Gemeindekaſſe nur wenig beizuſteuern iſt. Möge der gottesfürchtige Sinn und Wandel ſich in dieſer Gemeinde erhalten und bei jedem Einzelnen ſich immer mehr vervollkommnen!

Das Decemberheft (1846) der „Neuen Jahrbücher der Geſchichte und Politik von Profeſſor F. Bülau" enthält: „Einige Bemerkungen und neue Mittheilungen über den Pfarrer Weidig und ſeinen Prozeß von A. Boden."

Korreſpondenz.

Nürnberg, 23. Nov.

Die verſchiedenartigſten Gerüchte verbreiten ſich über die von Profeſſor Leykauf auf Actien gegründete Türkiſchroth-Färberei, deren Widerlegung von Seiten der beiden Direktoren wünſchenswerth wäre. Die von den Actionären einbezahlte Summe von 100,000 fl. mag wohl der Ankauf und die Einrichtung der Localitäten ganz in Anſpruch genommen haben. Die Transferirung einiger der letzteren auf die entgegengeſetzte, von der Hauptfabrik ziemlich entfernte Seite der Stadt ſtellte ſich deswegen als nothwendig heraus, weil das dort zu Gebote ſtehende Pegnitzwaſſer, vom Fichtelgebirge herabkommend, bei der näheren Unterſuchung ſich als eiſenockerhaltig darſtellte und dieſes dadurch auf das Krapproth nachtheilig einwirkt. Färbereiverſuche in's Große gaben bis jetzt nicht die erwarteten Reſultate; die rothgefärbten Tücher zeigten gelbe Streifen und Flecken. Manche Theilnehmer, denen dieſe mangelhaften Verſuche zu Ohren kamen, und dazu noch ganz entſtellt, ſind nun ängſtlich und ſuchen ihre Actien wieder zu verwerthen, daher dieſe zurückgegangen ſind. Profeſſor Leykauf wird wohl alle entgegenſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen wiſſen und wenn auch das neue Unternehmen nicht gleich alle Erwartungen befriedigt und vielleicht anſehnliche Nachzahlungen nöthig werden, ſo berechtigt dies doch nicht zu einer Entmuthigung, wie ſie ſich ſchon zeigen wollte. Bis man mit der jetzigen Fabrikation des von Leykauf gleichfalls erfundenen künſtlichen Ultramarins im Klaren war, verging auch einige Zeit und jetzt bildet die Herſtellung deſſelben ein Geſchäft, das dem Beſitzer den lucrativſten Gewinn abwirft. Eine demnächſt einzuberufende Generalverſammlung der Actionäre für die Türkiſchroth-Färberei wird ſicherlich jede nöthige Aufklärung und eine offene Darlage des Beſtandes bringen.

Digitized by Google

Darmſtadt, 25. Nov.

Wie man hört, ſo hat ſich die wegen vorſätzlicher grauſamer Ermordung ihres achtjährigen Kindes bereits vor einiger Zeit zum Tode verurtheilte Katharina Boß von Schlitz in dem hieſigen Arreſthauſe, wo ſie in Haft ſitzt, erhängen wollen, iſt aber noch zur rechten Zeit an der Vollendung ihrer verſuchten Selbſtentleibung gehindert worden. — Der begnadigte Raubmörder L. Bock befindet ſich ſchon ſeit länger als acht Tagen in dem Zuchthauſe zu Marienſchloß, wo er ſein Leben bei Arbeit und ſchmaler Koſt wohl wird beſchließen müſſen. (Demnach wäre die Nachricht des Schwäb. Merkurs, Bock ſey dieſer Tage zu Marienſchloß geſtorben, ungegründet.) — Um den Zeitpunkt ſeiner Abführung dahin fiel ein neuer Raubmord vor, und zwar in der Nähe von Weißenau bei Mainz, wo ein israelitiſcher Handelsmann das Opfer eines ſtraßenräuberiſchen Angriffs wurde. — Einem 21jährigen Schuhmachergeſellen aus Bensheim, der auf ſeiner Wanderſchaft bis Braunſchweig gekommen war, hatte die daſige Polizei (man weiß nicht aus welchem Grunde) ſein Wanderbuch nach der Heimath wieder zurückviſirt. Hier angekommen und in der Schuhmacherherberge eingekehrt, fand man ihn am andern Morgen in ſeinem Schlafgemache erhängt. Allem Anſcheine nach ſcheint ihn das auf der Wanderſchaft ihm widerfahrene Mißgeſchick, namentlich die polizeiliche Zurückweiſung aus Braunſchweig, zu dieſem traurigen Schritte beſtimmt zu haben.

Mainz, 25. Nov

In Mad. Flintzer-Haupt hat unſere Oper eine tüchtige, ja noch mehr eine wirklich dramatiſche Sängerin gewonnen, die mit einer reinen, klangvollen Stimme ein edles Spiel verbindet. Mit ihr iſt in die Oper neues Leben gekommen und die Theilnahme des Publikums für das Theater hat ſeit ihrem Auftreten bedeutend zugenommen. So oft ſie bisher ſang, wurde ſie mit ſtürmiſchem Beifalle belohnt und während jeder Vorſtellung zu wiederholten Malen herausgerufen. Daß Mad. Flintzer-Haupt bei ſolchem anerkennenden Acte von Seiten des Publikums in der Regel von unſerem Tenor, Hrn. Lehmann, begleitet wird, iſt aufgefallen. Hr. Lehmann wurde nicht immer mit Mad. Flintzer-Haupt zugleich herausgerufen, und wenn er ſeinerſeits die Begleitung der genannten Dame als eine Sache der Galanterie anſieht, ſo iſt das Publikum doch anderer Meinung und nennt dieſe Galanterie mit einem ganz anderrn Namen.

Hanau, im Nov.

Für die Leſeliebhaber muß es eine erfreuliche Erſcheinung ſeyn, daß nunmehr auch in hieſiger Stadt eine allgemeine Stadtbibliothek eröffnet iſt, die ſchon ſeit ihrem kurzen Beſtehen einen kräftigen Aufſchwung gewonnen hat. Schon lange war aber auch eine ſolche Anſtalt in hieſiger Stadt vermißt worden und das Hervorrufen eines ſo nützlichen Inſtitutes war ein dringendes Bedürfniß. Wir müſſen daher den menſchenfreundlichen Stiftern dieſer nützlichen Anſtalt nur Dank zollen, daß ſie für das Wohl der hieſigen Einwohner ein ſo ſchönes Opfer dargebracht haben, und es ſoll uns dieſe wohlthätige Stiftung ſtets an dieſe loyalen Männer erinnern. Einen feſten Grund hat nun ſchon die Stadtbibliothek gefaßt, indem ſie ſich eines bedeutenden Cataloges erfreut und die Vermehrung deſſelben noch fortwährend in Ausſicht ſteht. Ganz beſonders verdient das anſehnliche Geſchenk der Erben des verſtorbenen Regierungsrathes Ruth erwähnt zu werden, die dieſer Bibliothek die an 2000 Bände (theils hiſtoriſchen und juriſtiſchen Inhalts) ſtarke Bücherſammlung des Verſtorbenen vermachten. Den Leſeliebhabern iſt nun die ſchönſte Gelegenheit dargeboten, ſich mit einer reichen Auswahl von Büchern bekannt zu machen, wenn ſich der Leſer verpflichtet, einen jährlichen Beitrag beizuſteuern, der ſowohl aus Büchern als Geld beſtehen kann. Mögen ſich daher recht viele Freunde der Wiſſenſchaft und Literatur an dieſer nützlichen Anſtalt betheiligen, damit dieſelbe in ſpätern Jahren geſegnete Früchte bringe und an ſchönen Werken reichlich zunehme! Dieſes iſt der Wunſch vieler Leſefreunde. J.

Frankfurt a. M., 25. Nov.

Vor Kurzem ward einigen unſerer Mitbürger eine Auszeichnung zu Theil, die unſerer ganzen Vaterſtadt, und insbeſondere dem thätigen Handels- und Gewerbsſtande, zur Ehre gereicht und daher bekannt zu werden verdient. Den Theilhabern des hieſigen Handlungshauſes J. Vogelſang u. Müller (nämlich den Herren A. und W. Vogelſang und dem Hrn. W. Müller) iſt, in Anerkennung ihrer vielen Verdienſte, namentlich um die arbeitende Klaſſe der freien Municipal-Stadt Hayda in Böhmen und der ganzen dortigen Gegend, von dem Magiſtrate dieſer Stadt durch ein unter den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken abgefaßtes Document das Ehrenbürgerrecht ertheilt worden, in welchem unter Anderm beſonders der Umſtand hervorgehoben wird, daß dieſelben ſeit einer Reihe von 26 Jahren Tauſenden von Menſchen aus der arbeitenden Klaſſe Beſchäftigung und Erwerb in der dortigen Gegend haben zufließen laſſen und dadurch alljährlich bedeutende Summen als Arbeitslohn von dieſem Handlungshaus ausgezahlt werden; ferner, wie der umfangreiche Geſchäftsbetrieb deſſelben weſentlich dazu beigetragen habe, daß die künſtliche Glasfabrikation in Böhmen auf eine ſo hohe Stufe geſtiegen ſey. In dieſer ehrenvollen Anerkennung ſeiner Wirkſamkeit, namentlich ſofern ſolche ſich in der thätigen Unterſtützung der Armuth bewährte, wird das gedachte Handlungshaus ſeinen ſchönſten Lohn finden! Dem Einſender dieſes, welcher ſeinen Mitbürgern dieſe, einigen unter ihnen gewordene ſeltene Auszeichnung mittheilen zu müſſen glaubte, werden die genannten Herren dieſe ohne ihre Erlaubniß geſchehene Veröffentlichung nicht übel deuten, indem ein derartiger Beweis, wie andere deutſche Staaten die Verdienſte unſerer Mitbürger anerkennen, nach Anſicht des Einſenders wohl Anſpruch auf allgemeine Theilnahme hat und daher gewiß der Oeffentlichkeit übergeben werden darf.

Berichtigung.

Zur Beurtheilung der Wahrheit des in Nro. 318 dieſes Blattes vom 18. d. Mts. befindlichen (einer Dresdener Korreſpondenz des „Schwäbiſchen Merkurs“ entnommenen) Artikels: „In dieſen Tagen war Roßmarkt in Altenburg, bei welcher Gelegenheit Hazardſpiele erlaubt ſind. Ein Markthelfer von Leipzig wollte mit ihm anvertrautem Gelde auch ſein Glück im Spiele verſuchen, verlor aber ſeine ganze Baarſchaft. In ſeiner Verzweiflung darüber legte er ſich auf die Schienen der Eiſenbahn, um ſich von der Locomotive zermalmen zu laſſen; dieſe ſchob indeſſen den Körper bei Seite, beſchädigte aber den Kopf dermaßen, daß der Unglückliche ſeinem Ende nahe iſt.“ verſichern wir andurch pflichtgemäß, daß 1) an dem am 6. und 7. d. Mts. hier gehaltenen Roßmarkte Hazardſpiele nicht erlaubt geweſen ſind, daß 2) der junge Mann aus Leipzig, der am 6. d. Mts. einen Selbſtmordverſuch in der Nähe hieſiger Stadt machte, hier, ſo viel hat ermittelt werden können, weder ein erlaubtes, noch ein unerlaubtes Spiel getrieben hat, daß mithin 3) ein Verluſt ſeiner Baarſchaft, den er hier im Spiele erlitten, der Beweggrund zu ſeinem Vorhaben um ſo weniger geweſen iſt, als ein ganz anderer amtlich ermittelt vorliegt, endlich 4) daß der Bedauernswerthe wenige Tage nach dem Vorgang von ſeinem Vater aus dem hieſigen Krankenhauſe als völlig geſund zu Wiedereindringung in ſeine Lehre (er war kein Markthelfer) abgeholt wurde, da die unbedeutenden äußeren Verletzungen, die ihm die Schaufeln an der Locomotive beigebracht hatten, leicht und ſchnell geheilt waren.

Altenburg, am 23. November 1846.

Der Stadtrath.
Ferd. Gempel.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 28. Nov. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberöſterreich, Poſſe mit Geſang in 3 Abth., von F. Kaiſer, Muſik von A. Müller. Vorher: Ouvertüre aus der Oper: „Die diebiſche Elſter“, Muſik von Roſſini.

Sonntag, 29. Nov. Zemire und Azor, große Oper in 3 Abth., Muſik von Spohr.

Montag, 30. Nov. (Zum Erſtenmale wiederholt): Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth., von G. Räder. — Erſte Abtheil.: Das Bergmännchen. Zweite Abtheil.: Abd-el-Kader. Dritte Abtheil.: Die Fremdenlegion. Vierte Abtheil.: Die Verſöhnung am Nordpol. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 330. Montag, den 30. November 1846.

Schillers Mutter.

Vortrag bei'm diesjährigen Schillerfeſte im Leipziger Stadttheater von Robert Heller.

(Schluß.)

Des Sonntags Nachmittags ging die Mutter mit ihren Kindern zu den nahe wohnenden Großältern. Auf ſolchen Wegen weckte ſie in ihnen den Sinn für die Erhabenheit und den Reiz der Natur. Sie erzählte ihnen wohl auch von Sagen und Mährchen, vielleicht mit wenig Kunſt, aber ſicher mit deſto wahrerem Gefühle. Von welcher naiven Kraft die Poeſie geweſen ſeyn muß, die Schillers Mutter tief in ihrer Bruſt verbarg und wie ein Heiligthum nur leiſe und im einſamen Kreiſe ihrer Lieben aufthat, davon liefert ein Beiſpiel das Zeugniß der älteren Schweſter des Dichters. Auf einem der beſchriebenen Spaziergänge erzählte einſt an einem Oſtermontage die Mutter den Kindern ſo rührend von den beiden nach Emmaus wandernden Jüngern, denen ſich Chriſtus zugeſellte, daß die beiden Geſchwiſter in heiße Thränen ausbrachen.

Auch in Ludwigsburg fanden Schillers Aeltern keinen dauernden Aufenthalt. Der Vater ward vom Herzoge als Werbeoffizier ausgeſchickt und nahm ſeine Wohnung im Dorf und Kloſter Lorch. Das Dorf liegt auf grünem, von ernſten Nadelhölzern umringtem Wieſengrunde; oben auf dem Tannengebirge im Kloſter modern die Leiber des deutſchen Rieſenkaiſergeſchlechts, der Hohenſtaufen. Der Pfarrer Moſer ward hier Schillers Lehrer, und der Knabe faßte ſelbſt Neigung zum geiſtlichen Stande. Im improviſirten Pfarrerkoſtüme verſuchte er bereits vor Mutter und Schweſter vom Stuhle herab zu predigen. Die Beſtimmung, die er damals im kindiſchen Spiele ergriff, dann einige Jahre ernſthaft verfolgte, bis ihm der Machtſpruch des Herzogs Karl das Studium der Arzneiwiſſenſchaft vorſchrieb, jene erſte Beſtimmung des Predigens iſt, wie einer ſeiner Biographen bemerkt hat, doch eigentlich die ſeinige geworden, nur daß er, anſtatt von der Kanzel, von der Schaubühne herab wirkte, und in unvergänglichen Gedichten das Evangelium der Freiheit und die Verherrlichung alles menſchlich Schönen predigte.

Der Same, den die Mutter in das junge Gemüth ihres Sohnes gepflanzt hatte, war ſchon zu den Wurzeln gelangt, aus denen einſt dem geſammten Vaterlande die goldnen Früchte reifen ſollten. Ihre Hinweiſungen auf die Schönheiten der Natur hatten einen ſo empfänglichen Sinn gefunden, daß der Knabe die Blitze eines Gewitters im Freien belauſchte, und einſt im grünen Walde betheuerte, lieber Alles, was er hätte, hingeben, als die Freude dieſes Anblicks vermiſſen zu wollen. Derſelbe Mund, der dies ausſprach, und das iſt das Bedeutungsvolle, vermochte dereinſt in „Wilhelm Tell" die niegeſehene Schweiz zu ſchildern, als erſchaffe er ſie zum zweitenmale aus der Allmacht ſeiner Poeſie.

Schlich ein Kind in Lumpen an dem jungen Schiller vorüber, ſo kehrte er voll Mitleiden ſeine Taſchen um, der Armuth zu verſchenken, was er hatte, ſelbſt bis auf die alte ſilberne Schaumünze, das Geburtstagsangebinde des Vaters. So that der Knabe. Als Mann bereicherte er mit den Perlen ſeines Herzens auch die Reichſten unſeres Volks, und mit verſchwenderiſchen Händen warf er die ächten Goldmünzen ſeines geiſtigen Gepräges aus. Der Vater blickte ſtreng darein, als ſich ihm ſeia Sohn einmal mit Schuhen darſtellte, von denen er die Schnallen abgetrennt hatte, ſie einem armen Jungen zum Sonntagsſchmucke zu geben. Die Mutter aber lächelte ſtill nach ihrer Art, und trat dann zwiſchen den Zorn des Mannes und ihren Fritz. Verfuhr er doch nur, wie ſie ſein Gefühl gelehrt hatte, wenn auch etwas jäh und unbeſonnen dabei.

Ob wohl die Mutter die große Deutung jener kleinen Zeichen ahnte? Ob ihr wohl damals ſchon das entfernte Bewußtſeyn aufſtieg, wenn ſie in dem Herzen ihres Friedrich, von ihr eingeſenkt, das regſte Gefühl für Recht und Unrecht, den unerſchrockenſten Zorn gegen die Schlechten und die glühendſte Liebe für alles Gute, Edle und Große entbrennen ſah, welch' einen Propheten und Helden ſie in ihm erziehe? —

Mit dem Austritte Schiller's aus dem Knaben- ins Jünglingsalter mußte natürlich der unmittelbare Einfluß der Mutter auf ihren Sohn immer mehr der Geltung weichen, die männliche Lehrmeiſter über ihn gewannen. Doch beweiſ't ein Vorfall aus jener Epoche, wie groß die Macht der Mutter auch noch über den zum Jüngling reifenden Knaben war. Schiller hatte in Ludwigsburg, wohin die Aeltern zurückgekehrt waren, ſeinen Curſus in der lateiniſchen Schule vollendet. Seine Confirmation ſtand am nächſten Tage bevor. Am Abende ſah ihn die Mutter müßig auf der Straße herumſchlendern und machte ihm Vorwürfe über ſeine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des andern Tags. Betroffen zog ſich Fritz zurück und überreichte nach wenig Stunden der Mutter ſein erſtes deutſches Gedicht. Jedenfalls war es religiöſen Inhalts und die erfreute Mutter wohl im Stande, es zu würdigen. Denn von ihr ſelbſt beſitzen wir ein kleines Gedicht*), mit dem ſie ihren Gemahl zu Neujahr 1757 beglückwünſchte. Es beſteht aus zwei Strophen, deren glatte Form und wohllautende Sprache uns nicht daran zweifeln läßt, daß die Anlage zu anmuthiger poetiſcher Geſtaltung bei Schiller ein Erbſtück der Mutter war.

Allein das Schickſal, welches die einfache und in ſich gekehrte Frau ſo hoch begnadigt hatte, ihr einen der größten Männer und den liebenswürdigſten und geliebteſten Charakter deutſcher Nation zum Sohne zu geben, erſparte ihr auch keinen Schmerz mütterlicher Angſt.

Friedrich Schiller hatte ſich willig dem ſoldatiſchen Zwange

*) Welches Guſtav Schwab in „Schiller's Leben" abgedruckt hat.

Digitized by Google

der Karlsakademie und den Anſtrengungen eines ihm widerwärtigen Studiums gefügt. Er hatte ſich ſodann mit ganzem Ernſte dem aufgedrungenen Berufe als Regimentsarzt gewidmet. Aber er war inzwiſchen auch der Verfaſſer der „Räuber“ geworden, und dies Stück war ſeinem Herzoge ein Gräuel, wie er ſich unverhohlen darüber ausſprach. Schiller hatte ferner ſeine höhere Sendung deutlich erkannt; mit allen qualvollen Wehen niedergehaltener Schaffensluſt trieb es ihn aus dem engen Banne, in dem er lag, hinaus in's Weite, indeß ſich ſein Souverain dazu anſchickte, mit Schillers perſönlicher Freiheit zugleich deſſen ganze geiſtige Bewegung ſeiner ſtrengſten unmittelbaren Aufſicht und drückendſten Beſchränkung zu unterwerfen. Schon hatte er wegen einer unbeurlaubten Reiſe nach Mannheim zur Aufführung der „Räuber“ eine Haft erduldet, ein nächſter, dem Herzoge mißfälliger Schritt bedrohte den Dichter mit dem Schickſale des unglücklichen Schubart, der ſeit langen Jahren gefangen auf dem Hohenasperg ſchmachtete. Die Umſtände waren die peinlichſten in der Welt, und auf das Herz ſeiner Mutter wälzte Schiller alle ſeine Angſt, wie er ihr jede ſeiner Hoffnungen anvertraute. Ihr allein von ſeiner Familie entdeckte er ſeinen Entſchluß zur Flucht, und die Mutter hatte das große Gemüth, den gefährlichen Vorſatz zu billigen, hatte die geiſtige Stärke, das Unternehmen vor einem Gatten zu verbergen, dem ſie in allen Stücken ſo gehorſam und ergeben war. An einem der letzten Abende vor dem 17. September 1784 ging Schiller mit einer Dame aus Mannheim und mit Streicher, der den Entweichenden begleiten ſollte, noch einmal aus Stuttgart auf das Schloß Solitude, wo ſein Vater unlängſt einen behaglichen Ruheposten als Pfleger der herzoglichen Baumſchulen gefunden hatte. Er kam Abſchied zu nehmen, Abſchied vielleicht auf immer.

Bei'm Eintritte in die Wohnung von Schillers Aeltern befand ſich nur die Mutter und die älteſte Schweſter gegenwärtig. Wie freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, ſo war es ihr doch nicht möglich, ſich ſo zu bemeiſtern, daß die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der ſie den Sohn anblickte und oft zu reden verſuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Der Vater trat darauf ein und erzählte von den fürſtlichen Feſtlichkeiten, die ſich auf der Solitude vorbereiteten. Der Sohn entfernte ſich unbeachtet mit der Mutter — und kehrte nach einer Stunde ohne ſie zurück. Wie ſchmerzhaft das Lebewohl geweſen, erſah man aus den zitternden Geſichtszügen Schillers und an ſeinen feuchten, gerötheten Augen.

Er fühlte das Gewicht der Verantwortlichkeit, welches er ſeiner Mutter durch die Mitwiſſenſchaft um ſeine Flucht auferlegt hatte, einer Mutter, die nach Schiller's eigenem brieflichen Ausdrucke an die Schweſter ſich gleichſam von beſtändigen Sorgen nährte und jetzt mit einem Male zugleich vor dem folgenreichen Zorne des Herzogs, vor der grauſamen Beſtürzung ihres Gemahls und vor dem ungewiſſen Looſe ihres Sohnes zu zittern hatte. Als Schiller in der Nacht der Flucht auf der Höhe anlangte, die mit der Solitude in gleicher Linie lag, und im Feuerglanze der entfernten Illumination die Umriſſe des Schloſſes und ſelbſt den Punkt erkannte, wo ſeine Aeltern wohnten, rief er mit ſchmerzlichem Seufzer: „Meine Mutter!“

Die Prüfung, welche die edle, kummervolle Frau zu beſtehen hatte, währte lange. Der Herzog war zwar großmüthig genug, die Aeltern nicht entgelten zu laſſen, was er dem Sohne zur Schuld rechnete, aber er hüllte ſich in ein verſchloſſenes Schweigen, aus welchem jeden Augenblick das Verderben herborbrechen konnte. Indeſſen irrte der Sohn heimathlos in der Fremde umher, ein Spielball der Täuſchungen, die ihm ſein Vertrauen auf Dalberg bereitete, und geraume Zeit weder ſeiner perſönlichen Sicherheit vertrauend, noch mit den Mitteln einer feſten Exiſtenz ausgerüſtet. Wahrhaftig, die Mutter Schillers hat den Ruhm ihres Sohnes ſo theuer erkauft, als irgend ein Preis von einem Mutterherzen zu nehmen!

Aber wie vergalt ihr der Sohn, wie vergalt ihr das Geſchick ihre große Ausſaat in's Herz des Kindes, ihre angſterfüllten Tage und thränenvollen Nächte? — Der Sohn durch eine ihr ganzes Leben durch- und überdauernde unſägliche Liebe, die mehr als Alles darthut, wie viel er der Mutter zu verdanken ſich bewußt war. Das Schickſal vergalt ihr durch den höchſten Glanz, den es von dem Haupte des herrlichen Sohnes auf das ehrwürdige Antlitz ſeiner Mutter zurückzuſtrahlen vermochte. Schillers Sehnſucht nach der Mutter begehrte nach der Flucht unaufhörlich nach einer Zuſammenkunft, für deren Bewerkſtelligung er, der damals noch ſehr arme, zu jedem Geldopfer bereit war.

Zu Bretten, auf außerwürtembergiſchem Gebiete, fand dieſe Zuſammenkunft im Frühjahre 1784 endlich ſtatt. Schiller kam zu Pferde dorthin, den neu errungenen Lorbeer der erſten, mit beiſpielloſer Begeiſterung aufgenommenen Aufführung von „Kabale und Liebe“ auf dem Haupte. Die briefliche Verbindung mit dem väterlichen Hauſe ward ſtets mit größter Lebhaftigkeit unterhalten; keine erfreuliche Wendung ſeines Schickſals, die Schiller nicht zuerſt den Seinigen mitgetheilt hätte, und ſein Geſchick blieb von jetzt an in ſtetem, günſtigem Wachsthume, wie dafür jede gute Nachricht von den Aeltern ſein eigenes Glück erhöhte. Im Herbſte 1793 unternahm Schiller mit ſeiner Frau, Charlotte von Lengefeld, eine Reiſe zunächſt nur bis an die Gränzen Würtembergs, bis Heilbronn, weil ſein Mißverhältniß mit dem Herzoge immer noch nicht ausgeglichen war. Der Rath von Heilbronn ſchickte, auf Schillers Anmeldung ſeines Entſchluſſes, länger dort zu verweilen, eines ſeiner Mitglieder ab, wie es in den Akten der Reichsſtadt verzeichnet heißt: „dem Herrn Hofrathe vergnügten Aufenthalt zu wünſchen.“ Dorthin ſtrömten die Jugendfreunde, den alten Genoſſen wieder zu ſehen, der inzwiſchen der Stolz und das Entzücken Deutſchlands und ein Dichter geworden war, deſſen Worte in Aller Herzen eingeſchrieben ſtanden. Auch die Aeltern kamen nach Heilbronn. Denn erſt, nachdem der Herzog Karl am 24. Oktober geſtorben, begab ſich Schiller nach Würtemberg ſelbſt. Das beſte Geſchenk, welches er der alten Mutter in die Arme legte, war ein Enkel, der erſtgeborne Sohn ſeiner geliebten Frau, mit dem ſie ihm am 14. September die erſten Vaterfreuden gegeben.

Schillers Mutter hatte mithin am Ende ihrer langen Laufbahn an ihrem Sohne das höchſte Glück erfahren, deſſen ein Mutterherz fähig iſt. Sie überlebte ihren Gatten, der, dreiundſiebzig Jahre alt (am 7. September 1796), als Major auf der Solitude ſtarb, um ſechs Jahre, aber ſie überlebte nicht ihren Friedrich Schiller, der, als ſie 1802 im ſchönen Maimonate zu Cleverſulzbach verſchied, in der Fülle ſeines Ruhmes und ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit ſtand. Sie ſtarb in dem Hauſe ihrer an den Pfarrer zu Cleverſulzbach verheiratheten Tochter Luiſe Frank, und liegt auf dem dortigen Kirchhofe begraben.

Eduard Mörike ſagte 1838 in einem Gedicht an dies Grab, deſſen Schmuckloſigkeit er beklagt:

„Eines Unſterblichen Mutter liegt hier beſtattet; es richten
Deutſchlands Männer und Frauen eben den Marmor ihm auf.“

Auf dem Grabhügel der Dichtermutter ſproßt nur eine wilde Roſe, ſo hat er im Eingange erzählt. — Bedarf aber die beſcheidene Frau mächtigere Denkmale, als die ihr der Sohn in ſeiner Wirkſamkeit errichtet hat? — Und wie wir mit Schillers Strophe beginnen, ſo ſchließen wir unſere Darſtellung mit der Fortſetzung des Chors, der das Glück der Fürſtin-Mutter von Meſſina preiſ't:

Freudig ſieht ſie aus ihrem Schoße
Einen blühenden Baum ſich erheben,
Der ſich ewig ſproſſend erneut.

Digitized by Google

Denn ſie hat ein Geſchlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit.

(Leipz. Bild. Mag.)

Conrad I., König der Deutſchen.

Nicht berufen, zu Beiträgen für ein Nationaldenkmal zu Ehren Conrad's I., Königs der Deutſchen, aufzufordern, ſondern ſolches den ehrſamen Bürgern zu Limburg an der Lahn und anderen deutſchgeſinnten Männern übrrlaſſend, nehme ich hier Veranlaſſung, die Anſprüche des edlen Mannes auf die Dankbarkeit ſeines Volkes durch einen Auszug aus dem zweiten Bande von Dr. Wirth's vortrefflicher „Geſchichte der Deutſchen" zu begründen. Möchte dieſelbe den doppelten Erfolg haben, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſes alle Achtung und Unterſtützung verdienende Geſchichtswerk hinzulenken und einen berufenen Künſtler für die fernere Anregung gedachten Unternehmens zu begeiſtern! Ich laſſe den Geſchichtſchreiber ſelbſt reden:

„Kurz nach dem zweiten Feldzug in Bayern, und zwar im Jahr 919, erkrankte nämlich der König ſo gefährlich (zu Limburg an der Lahn), daß er ſelbſt ſein nahes Ende fühlte. Immer gemeinſinnig, dachte er auch in dieſem Augenblick nur an das Wohl des Reichs. Er verſammelte daher ſeinen Bruder und ſeine treuen Freunde um ſich, und in dieſer Verſammlung zeigte er eine Hoheit der Seele, die noch die ſpäteſten Deutſchen mit Stolz und Freude erfüllen wird. Bisher ſahen wir in unſerer Geſchichte mit wenigen Ausnahmen nur das ränkevolle Spiel des Eigennutzes der Dynaſten; um einen Thron zu erlangen, oder die Macht deſſelben zu erweitern, wurden die gräßlichſten Verbrechen verübt und noch im Hauſe der Karolinger kehrte ſich zu ſolchem Zweck der Bruder gegen den Bruder und der Sohn gegen den Vater. Conrad I. hatte keinen Sohn, doch einen geliebten Bruder, den Markgrafen Eberhard, der ihm ſtets mit treuer und hingebender Anhänglichkeit zugethan war. Wohl mochte er daher innig wünſchen, dem Liebling die deutſche Krone zuzuwenden, indeſſen der ſcharfe Blick des Königs erkannte mit klarer Ueberzeugung, daß Eberhard in der damaligen Lage Deutſchlands zur Vertretung der National-Intereſſen nicht befähigt genug war. Sowohl Lothringen als Sachſen hatte in der Widerſpenſtigkeit beharrt, und wenn auch die aufrühreriſchen Herzöge in Bayern und Schwaben überwunden waren, ſo konnte unter einem ſchwächeren König gleichwohl auch von dieſer Seite der Aufſtand erneuert und Deutſchland abermals zerſplittert werden; ja es ſtand im Gegentheil ſogar noch zu hoffen, daß dieſer Frankreich in ſeine Gränzen zurückweiſen, ſohin Lothringen mit Deutſchland wieder vereinigen und zugleich die Ungarn zur Ruhe verweiſen werde. Als Patriot mußte Conrad daher den Herzog in Sachſen zu ſeinem Nachfolger wünſchen; doch Heinrich hatte ihn tief gekränkt, und Eberhard, dem er die Krone entziehen mußte, den Bruder und König ſo treu geliebt. Die Wünſche ſeines Herzens traten darum bei Conrad I. in peinlichen Widerſtreit; doch ſo groß dachte der König, daß er nur der Stimme des Gemeinſinnes folgte, und in der zu ſich berufenen Verſammlung ſeinen Bruder beſchwor, die deutſche Königskrone ihrem beiderſeitigen Feinde Heinrich zu überbringen. Mit einfacher, doch warmer Beredtſamkeit entwickelte der edle Mann die Gründe, welche einen ſolchen Schritt im Intereſſe Deutſchland's zu einer Nothwendigkeit erhoben und er rührte das Herz des Bruders auch ſo ſehr, daß dieſer in Thränen ausbrach. Hierauf verſchied Conrad I., mit beſſerem Fug und Recht der Große genannt als Kaiſer Karl I. Von welcher Seite wir die öffentliche Wirkſamkeit Conrad's auch betrachten mögen, überall ſtellt ſich dieſelbe würdig und ehrenvoll dar. Seine 7jährige Regierung wurde nur dazu verwendet, um die deutſche Reichseinheit zu befeſtigen und die Unverletzlichkeit unſeres Gebiets aufrecht zu erhalten. Nirgends findet ſich ein Anzeichen, daß der patriotiſche Mann Eigenzwecke verfolgt habe; ſtets erſcheint er vielmehr blos als Vertreter der allgemeinen Nationalintereſſen. In der Ausübung ſeiner hohen Pflichten war er zugleich immer zur Güte geneigt, und nur dann tritt Strenge hervor, wenn die Wohlfahrt des Ganzen ſolche zu gebieten ſchien. Doch auch hier beobachtete Conrad den öffentlichen Rechtsgang, ſo daß er nur Urtheile der richtenden Gewalt vollſtrecken ließ. Sein Verfahren gegen Erchanger und Berthold könnte freilich vielleicht den Verdacht rachſüchtiger oder eigennütziger Abſichten erwecken, allein ſeine edle Handlung am Schluſſe ſeines Lebens zeigt unwiderleglich, daß er die Strenge gegen jene Unglücklichen, die unläugbar von verwerflichen Plänen des Ehrgeizes erfüllt waren, zur Rettung des Vaterlandes für nothwendig hielt. Ruhmvoll und glänzend erſcheint darum Conrad I. allenthalben in der Geſchichte der Deutſchen. Gleich Armin zeigt er uns, wo die wahre Größe liege, und ſein edles Beiſpiel beweiſ't, wie gerecht die geſchichtliche Verurtheilung aller herrſchſüchtigen Selbſtlinge ſey, mag der eine oder der andere auch noch ſo große Reiche erobert und noch ſo große Fähigkeiten in der Unterdrückung der Menſchen an den Tag gelegt haben. Mit unendlicher Genugthuung verweilt daher der Geſchichtſchreiber auf dem öffentlichen Leben Conrad's I. Doch auch dem Bruder deſſelben, dem Markgrafen Eberhard, gebührt unſere volle Theilnahme. Ueberzeugt durch die Gründe des ſterbenden Bruders, eilte er, nach dem Hinſcheiden deſſelben, mit großer Selbſtverläugnung zur Vollziehung des letzten Wunſches Conrad's. Er begab ſich daher in Perſon nach Sachſen, überbrachte Heinrich die Krone ſowie die anderen Zeichen der königlichen Würde, und brachte ihm, als deutſchem König, ſeine Huldigung dar. Heinrich, als Reichsoberhaupt der Deutſchen, der Erſte dieſes Namens, war durch den Edelmuth ſeiner Feinde tief gerührt und ſchloß daher mit Eberhard innige Freundſchaft. Letzterer verſammelte daher im Frühjahr 919 zu Fritzlar den fränkiſchen Adel, um deſſen Widerwillen gegen Heinrich zu überwinden. Auch dies gelang und der Herzog der Sachſen wurde auch von den Franken als König anerkannt."

F. C.

Korreſpondenz.

Freiburg, 23. Nov.

Die exorbilanten Folgerungen, welche der Profeſſor und Landtagsdeputirte Buß in ſeinem Buche „über den Unterſchied zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Univerſitäten" daraus zog, daß die hieſige Univerſität den rechtlichen Charakter einer katholiſchen habe, veranlaßten ſeinen Specialcollegen v. Worringen, dieſen Satz ſelbſt in einer wiſſenſchaftlichen Abhandlung zu prüfen und zu widerlegen, worin zugleich aus der auf jeder Seite des Buß'ſchen Buches ſich findenden Klage über den gegenwärtigen Geiſt dieſer Univerſität gezeigt wird, wie ſehr die Mannheimer Deputirten Unrecht hatten, die, das Buch in der Hand, zu behaupten wagten, der in ihm ſich kund gebende Geiſt herrſche jetzt an der Univerſität. Da dieſe Abhandlung der im Namen von Prorector und Senat geſchehenen gewöhnlichen Einladung zu den Wintervorleſungen beigegeben iſt, ſo haben unſere Ultramontanen (die übrigens zum geringſten Theile Profeſſoren ſind) nicht ermangelt, die Wahl dieſes Thema's herb zu tadeln, während ſie ganz zufrieden geweſen wären, wenn das nämliche Thema in ihrem Sinne abgehandelt worden wäre. Der academiſche Senat veröffentlichte daher in der „Freiburger Zeitung" eine Erklärung, welche in einem auswärtigen Blatte „myſteriös" genannt, hier aber wohl verſtanden wird. Der Sinn iſt der: eine ſolche Abhandlung müſſe als eine wiſſenſchaftliche Privatarbeit des Verfaſſers angeſehen werden, und wer etwas dagegen habe, der ſolle ihren Inhalt widerlegen, wenn er könne, nicht aber den Senat und den Verfaſſer aus ſo nichtigen Gründen angreifen, wie dieſes geſchehen iſt. — Die Reibungen unter den Profeſſoren, die im vorigen Jahre durch mehrere Amtshandlungen des damaligen Prorectors, eines der äußerſt wenigen Geſinnungsgenoſſen

Digitized by Google

von Buß, herbeigeführt worden ſind, nehmen immer mehr ab, und es iſt unbegreiflich, wie ein Korreſpondent der Kölner Zeitung das Gegentheil behaupten kann. Eben ſo unwahr iſt es, wenn derſelbe Korreſpondent andeuten will, es habe in der neueſten Zeit ein oder der andere namhafte auswärtige Gelehrte wegen dieſer Zerwürfniſſe einen Ruf an unſere Hochſchule ausgeſchlagen. Wir können aus der beſten Quelle verſichern, daß nach Fallmerayer, welcher bekanntlich durch beſondere Verhältniſſe zu einer hohen Perſon in München feſtgehalten wird, alſo ſeit Jahr und Tag, gar Niemand eine Vocation an die hieſige Univerſität abgelehnt hat; auch nicht Fein in Jena, der bis jetzt noch gar nicht berufen worden iſt. Endlich iſt es ſehr übertrieben, wenn jener Korreſpondent ſagt, die Zierden dieſer Anſtalt ſuchten von hier hinweg zu kommen. Es mag wohl hier wie anderwärts Einzelne geben, welche mit Recht oder mit Unrecht glauben, ihre Verdienſte ſeyen von der Regierung nicht genug anerkannt; es gibt ferner Viele, welche meinen, das Miniſterium des Innern würde beſſer thun, wenn es mehr auf die Vorſchläge der die hieſigen Bedürfniſſe am beſten kennenden academiſchen Behörde einginge, und allgemein iſt der Wunſch, die Staatsregierung möge, im Sinne Sr. k. Hoh. des Großherzogs, die Hochſchule Freiburgs durch eifrige, liebevolle Pflege und beſtmögliche Verwendung der hierzu beſtimmten Mittel noch mehr, als bisher geſchehen, zu heben ſuchen. Aber wir können verſichern, daß die Zahl der eigentlich malcontenten Profeſſoren, wenn es deren überhaupt gibt, äußerſt klein iſt, namentlich in der neueſten Zeit, ſeitdem der Streit der mediciniſchen Facultät mit dem Gemeinderath über die Verwaltung des kliniſchen Hoſpitals durch Vermittlung des Reſpicianten in Univerſitätsſachen, des Hrn. Geh. Referendärs Dr. Chriſt, gütlich beigelegt iſt. — Die Zahl der Studierenden iſt in dieſem Semeſter etwas größer, als ſie im vorigen Sommer war.

Darmſtadt, 25. Nov.

Mehreren Klaſſen unſeres Bühnenperſonals, auch den Mitgliedern der großh. Hofkapelle, ſind Theuerungszulagen bewilligt worden. Dieſelbe Vergünſtigung hoffen auch gewiſſe Klaſſen der Civilſtaatsdiener zu erhalten; wenigſtens ſind mehrere darauf Bezug habende Geſuche bei dem großh. Miniſterium eingereicht worden, worauf bis jetzt eine Entſchließung noch zu erwarten iſt. Man überläßt ſich der begründeten Hoffnung, daß die höchſte Staatsbehörde die für viele Familienväter jetzt ſo drangvolle Zeit in Berückſichtigung nehmen und eine willfährige Entſchließung ertheilen werde. — Geſtern ſahen wir zum Erſtenmale auf unſerer Bühne das Luſtſpiel von Roderich Benedix: „Der Weiberfeind“, welches keine ungünſtige Aufnahme fand. Die Rollen waren beſetzt durch die Herren Wisthaler (Guſtav), Pirſcher (Freiling) und Fräul. Eppert (Betty). Darauf folgte das erſt einmal aufgeführte Luſtſpiel von Scribe: „Mein Mann geht aus.“ Es wurde mit Beifall gegeben. Sehr ergötzlich und wahrhaft originell ſtellte Hr. Becker den Doctor Bertholin dar. Die Leiſtungen der übrigen Mitſpielenden, als der Herren Wisthaler (Duroſel), Peters (Beaugaillard), Pirſcher (Beauchamp) ꝛc. und der Damen Eppert (Amélie) und Marie Fürſt (Mad. Bertholin) erkennen wir im Allgemeinen dankend an, ohne gerade im Beſonderen auf ihre Darſtellungen hier einzugehen.

Aus der großh. Provinz Oberheſſen, 17. Nov. *)

Die Fruchtpreiſe, namentlich die Korn- und Kartoffelpreiſe, wanken und weichen nicht, trotz der in ſo guter Abſicht getroffenen Anordnungen unſerer hohen Regierung. Man hofft aber, die Regierung könne und werde noch helfen. Einſender hält eine Beſſerung nur dann gedenkbar, wenn die Staatsregierung die Frucht nach dem Ertrags- und Zufuhr-Verhältniſſe auf den wahren Werth bringen würde; durch dieſe Preisbeſtimmung würden auch die Kartoffeln ſchon von ſelbſt billiger und der Staat der Nothwendigkeit überhoben werden, ſelbſt Früchte aus dem Auslande anzuſchaffen. Sie, die Regierung, ſetzt ja Brod- und andere Preiſe feſt; warum ſollte ſie nicht auch, beſonders bei der jetzigen ſo bedrängten Zeit, die Rohfrucht einer Taxe unterwerfen dürfen? — Es wurde ſchon viel darüber verhandelt, wie dem Wucher abzuhelfen ſey. Einſender glaubt indeſſen, daß es auch räthlich ſey, der Urſache auf die Spur zu kommen, warum eine gründliche Abhülfe des Wuchers ſich ſo in die Länge zieht, damit die Abhülfe denn doch auch einmal erzielt werde. Er hält z. B. das für die Vorkehrung zu dieſer Maßregel berufene Perſonal nicht geeignet, vielmehr glaubt er, daß das nächſte (unterſte) Verwaltungsperſonal ſelbſt zu großes Intereſſe für die hohen Fruchtpreiſe habe, um auf eine Abſtellung derſelben hinzuwirken. Wenn man bedenkt, daß nur die höchſtbeſteuerten, mithin reichſtbegüterten Leute (gewöhnlich aus der niederen Volksklaſſe) zu Stellen der Local- oder Ortspolizei gelangen, ſo liegt das Hinderniß wohl auf flacher Hand, wie keine rechte Veranlaſſung genommen wird, die Beſeitigung der leidigen Theuerung in angemeſſener Weiſe zur Sprache zu bringen. So erfahren denn die oberen Verwaltungsbeamten nicht den Druck der Unterthanen, und die Regierung bleibt ganz außer Kenntniß, wenn nicht auf außergewöhnlichem Wege, und, wie dies namentlich in der Gegenwart der Fall geweſen, durch den Ausbruch der größten Noth die Sache gleichſam von ſelbſt ruchbar wird. Möchte der jetzige große Nothſtand unſere Regierung nur recht bald veranlaſſen, die angedeutete Fruchtpreisbeſtimmung eintreten zu laſſen!

*) Als Nachtrag zu dem Korreſpondenzartikel von daher vom 14. Auguſt d. J. in der zweiten Beilage zum Frankfurter Journal vom 21. Auguſt ej. a.

Wiesbaden, 26. Nov.

So eben lege ich die im Verlage von H. J. Keßler in Frankfurt a. M. erſchienene Predigt des Hrn. Pfarrer Dr. K. M. Kirchner („Jeſus, ein Muſter im Parteienkampfe ſeiner Zeit“), gehalten am Sonntage den 15. Nov. 1846, deren Ertrag der Guſtav-Adolf-Stiftung gewidmet iſt, aus den Händen, und tief ergriffen von dem ächt-chriſtlichen Geiſte, der die Worte dieſes wahren Dieners des Herrn durchweht, kann ich nicht umhin, der vor einigen Tagen erſchienenen Anzeige derſelben einige Worte beizufügen. In einer Zeit, wo der Kampf religiöſer Anſichten den der politiſchen faſt in den Hintergrund drängt, und wo dieſer Kampf von der einen, wie von der andern Seite keineswegs immer mit den rechten Waffen geführt wird, iſt es höchſt wohlthuend, Stimmen zu vernehmen, die, den übertriebenen Forderungen jeder Partei fernſtehend, hinweiſen auf die Bahn, die leider! zu oft verlaſſen wird und auf der allein wir durch alle Wirren hindurch zu dem einzig wahren Ziele gelangen können, — auf die Bahn der Liebe. — Die Ruhe, Klarheit und Milde, dabei aber auch die Feſtigkeit und Entſchiedenheit des würdigen Verfaſſers jener Predigt, die Menſchenliebe und die ächte Demuth, welche ſeine Worte athmen, beweiſen auf's Neue, daß ihm die Erbauung ſeiner Zuhörer durch Verkündigung der reinen Gottes- und Chriſtuslehre mehr am Herzen liegt, als ſpitzfindige, Unheil ſtiftende dogmatiſche Grübeleien. — Wohl der Gemeinde, die ſolche Führer hat und Heil dem Manne, der ſeiner Gemeinde ſo vorſteht! — Möge der wackere Geiſtliche noch recht oft auch den ferner Wohnenden, mit ihm Gleichgeſinnten, Gelegenheit geben, Nahrung für Geiſt und Herz aus ſeinen erhebenden Predigten zu ſchöpfen! *)

*) Möchte doch Jeder auch die überaus geiſtreiche Predigt unſeres geſchätzten Pfarrers Kirchner: „Der Menſch lebet nicht vom Brod allein, ſondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet, gehalten am Ernte-Dank-Feſte“ leſen und beherzigen!
Die Redaktion.

Geſchichtliche Vorleſung.

Siebente Vorleſung; Montag, 30. Nov., ſo wie auch Dienſtag, 1. Dec., Abends 7 Uhr:

Kaiſer Joſeph II. — Die Dienſtags-Vorleſung wird wegen der bedauerlichen Unterbrechung am 24. d. M. eine halbe Stunde länger dauern.
Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 29. Nov. Zemire und Azor, große Oper in 2 Abth., Muſik von Spohr.

Montag, 30. Nov. (Zum Erſtenmale wiederholt): Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth., von G. Räder. — Erſte Abtheil.: Das Bergmännchen. Zweite Abtheil.: Abd-el-Kader. Dritte Abtheil.: Die Fremdenlegion. Vierte Abtheil.: Die Verſöhnung am Nordpol. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro 331. Dienſtag, den 1. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

I.

Im Jahr 1552 hatten franzöſiſche Soldaten den ganzen Tag den Wald von Talemond in Gienne nach flüchtigen Hugenotten durchſucht; die Jagd war aber nicht ergiebig geweſen, und ſo kehrten ſie denn endlich in einer Köhlerhütte ein, die, in der Nähe eines Kreuzweges gelegen, ſehr geeignet zur Wirthſchaft war, welche die Frau des Köhlers Huguenin denn auch mit Eifer und Aufmerkſamkeit betrieb.

Die Soldaten hatten ſich Tiſche und Bänke vor die Thüre tragen laſſen, und erquickten ſich in der milden Luft eines herandämmernden Sommerabends mit Speiſe und Trank, während ihnen der Köhler eine ſchauerliche Geſchichte von einer der Hütte gegenüber befindlichen, in Ruinen liegenden Kapelle und einem vor derſelben ſtehenden wunderthätigen Muttergottesbilde von Stein erzählte. Als er damit zu Ende war, ließen die Soldaten die Krüge von neuem mit Wein füllen, und der ſie anführende Offizier brachte die Geſundheit des Königs Heinrich II. aus, worauf man nacheinander die Königin Mutter, Katharina von Medizis, den Herzog von Guiſe, die ſchöne Diana von Poitiers, den heiligen Vater und den Connetable von Montmorency hochleben ließ, den Proteſtanten aber ein donnerndes Pereat brachte. Und in dem Maße, als der Wein ſeine Wirkung zu äußern begann, wurde die Soldateska immer übermüthiger, und die Köhler begannen einen Scheiterhaufen zu errichten und einige Strohmänner zu verfertigen, wobei ihnen die Soldaten behülflich waren. Als ſie mit dieſer Arbeit zu Ende waren, wurde der zuerſt herbeigebrachte Strohmann mit lautem Jubel begrüßt, und viele Stimmen erhoben ſich und frugen: „Wie heißt er?“

„Peter Odoard,“ gab ein Köhler zur Antwort.

„Was hat er gethan?“

„Er hat ſich geweigert, den Hut vor dem Bildniß der allerſeligſten Jungfrau abzunehmen.“

„In's Feuer mit ihm!“ riefen alle Stimmen, und der Strohmann wurde jubelnd in die Flammen des angezündeten Scheiterhaufens geworfen.

„Und was hat dieſer da gethan?“ fragte der Offizier, als ein zweiter Strohmann herbeigebracht wurde.

„Das iſt der Michel Libourne,“ verſetzte ein Köhler, „er hat auf einen Freitag Fleiſch gegeſſen.“

„In's Feuer! in's Feuer!“ tönte es von allen Seiten, und während der Strohmann in Flammen aufloderte, tanzten die Köhler ſingend um den Scheiterhaufen herum.

Es war indeſſen völlig Nacht geworden; die Soldaten begannen ſich zum Abzug anzuſchicken; unter dem Rufe: „Tod den Proteſtanten!“ nahmen ſie Abſchied von den Köhlern, welche ſich ebenfalls nach und nach in den Wald verloren, ſo daß nur Huguenin und ſeine Frau, Mariane, zurückblieben, welche letztere eine Laterne vor dem Muttergottesbilde anzündete, welches ſich vor den Trümmern der Kapelle befand.

Der Köhler ging indeſſen, die Hände auf dem Rücken, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, vor der Hütte auf und nieder, wie ein Menſch, dem etwas auf dem Herzen liegt, das er gerne herunter gehabt hätte. Endlich rief er ſeine Frau herbei.

„Frau!“ hob er an, „es iſt mir vorhin ein Abenteuer ... gleichſam ein Glücksfall begegnet ... ich wollte nur warten, bis die Soldaten abgezogen wären, um Dir alles zu erzählen.“

Mariane rümpfte verächtlich die Naſe, wie Jemand, der nicht den geringſten Werth auf das legt, was er zu hören bekommen ſoll.

„Höre mich an,“ fuhr der Köhler fort: „als ich vor etwa einer Stunde, mit einer Laſt Reiſig auf dem Rücken, heimzukehren im Begriffe war, befand ich mich da unten im Hohlweg plötzlich einem verlarvten Manne gegenüber, welcher ſorgfältig in einen Mantel eingehüllt war. Da er mir den Weg verſperrte, ſo rief ich ihm zu, Platz zu machen; da er aber weder wankte noch wich, ſo warf ich meine Laſt zu Boden und ſchickte mich an, ihm eins zu verſetzen ... aber er legte mir die Hand auf die Schulter.“

„Und was haſt Du gethan?“

„Ich nahm die Mütze ab, und fragte, was ihm zu Dienſten ſtehe; denn an der Art und Weiſe, wie er mich gepackt hielt, erkannte ich, daß es am klügſten ſey, fein höflich mit ihm zu verfahren.“

„Haſenherz!“ ſchalt das Weib, indem ein geringſchätzendes Lächeln ihr die Mundwinkel in die Höhe zog.

„Ich hätte Dich einmal an meiner Stelle ſehen mögen,“ entſchuldigte ſich der Köhler. „Ich ſage Dir, ſeine Finger hielten mich gepackt wie Zangen! ... Ich fühlte, wie mir alle Knochen krachten.“

„Mach' ein Ende,“ rief Mariane ungeduldig. „Was hat er Dir geſagt?“

„Was hat er mir geſagt, nichts hat er mir geſagt.“

„Wie ſo, nichts?“

„Weil er ſtumm iſt! ... ich weiß nicht ob von Geburt aus, oder durch Zufall. Aber ſo viel iſt gewiß, er ſpricht kein Wort. Aber ein Papier hat er mir hingereicht, und auf dem Papier ſtand zu leſen: „Der Baron von Rochemore wird heute Abend durch den Wald von Talemond kommen; ſuche ihn in Deiner Hütte zurück zu halten.“ Warum? frage ich, etwa aus politiſchen Gründen? der Fremde nickte, trat aus dem Wege, und ... das iſt die Geſchichte.“

Mariane zuckte wieder verächtlich mit der Achſel, als ob ſie dem Gehörten keinen Glauben ſchenke; als ihr aber Huguenin einen Beutel mit dreißig Thaler hinhielt, mit dem Bemerken,

Digitized by Google

daß er nach vollzogenem Auftrage dieſelbe Summe noch einmal erhalten würde, da ward ſie freundlich wie ein Maitag, zählte das Geld mit ſichtlicher Freude, küßte ihren Mann und fragte, ob er den Baron Rochemore kenne.

„Nein," verſetzte der Köhler.

„Aber wie willſt Du es denn machen?"

„Mein' Seel, das weiß ich nicht," gab Huguenin ganz verdutzt zur Antwort. „Du haſt Recht; ich hätte mir ſeine Perſonalbeſchreibung geben laſſen ſollen, aber die Sache hat zu gut angefangen, um ſchlecht zu endigen; der verlarvte Mann wird wohl in der Nähe ſeyn und mir einen Wink geben."

Während Mariane das Geld in die Hütte trug und verſchloß, während ſie ſodann die Tiſche abräumte und die häusliche Ordnung herzuſtellen begann, ſetzte ſich der Köhler an einen Tiſch, ſtützte den Kopf auf den Arm und begann nachzudenken, was er mit dem vielen Gelde anfangen ſollte. Während er ſo da ſaß, ſchlichen ſich einige Männer, alle dicht in ihre Mäntel eingehüllt, durch den Wald; als ſie an den Kreuzweg gekommen waren, ſprach der Eine von ihnen zu den Andern:

„Hier müſſen wir uns trennen; Ihr könnt mich ohne Gefahr nicht weiter begleiten. So lebt denn wohl, ihr treuen Freunde! möchten wir uns in glücklicheren Zeiten wieder ſehen."

Noch einige herzliche Worte wurden gewechſelt, noch einige Händedrücke ausgetauſcht, dann verſchwanden die Männer wieder in dem Dunkel des Waldes; der Eine aber, der geblieben war, ſah ſich allenthalben um, und als er den Köhler bemerkte, ging er gerade auf ihn zu, ſchlug ihm auf die Achſel und ſagte: „Guter Freund! wollt Ihr mir einen Dienſt erzeigen?"

Bei dieſen Worten hielt er ihm eine Börſe hin, nach welcher Hugenin, der indeſſen aufgeſtanden war, begierig langte; indem er die Mütze abzog, ſagte er ſodann:

„Laßt hören, was Ihr verlangt; doch muß ich Euch vor allen Dingen ſagen, daß ich den Umkreis meiner Hütte nicht verlaſſen kann."

„Das ſollt Ihr auch nicht. Aber es wird ein vornehmer Mann hier vorbeiziehen."

„Sein Name?" fragte der Köhler, welcher bereits ahnte, daß ſich der Auftrag, den er von dem Stummen erhalten hatte, hier wiederholen würde.

Der Fremde nannte auch in der That den Baron von Rochemore, und trug dem Köhler auf, ihn unter irgend einem Vorwand, wenigſtens eine Stunde lang aufzuhalten. — „Ihr ſeyd als ein ehrlicher Mann bekannt," ſetzte er hinzu, „ich weiß, daß man ſich auf Euch verlaſſen kann, darum will ich Euch vertrauen, daß verbannte Calviniſten dieſer Zeit bedürfen, um ihre Perſonen in Sicherheit zu bringen."

Hugenin nickte billigend mit dem Kopfe, aber er lachte doch heimlich in den Bart, als er bedachte, daß er vorhin behülflich geweſen, einige Calviniſten in Effigie zu verbrennen, und jetzt behülflich ſeyn ſollte, andere zu retten. Er reichte dem Fremden die Hand und verſprach zu thun, wie dieſer begehre. — „Ihr könnt Euch auf mich verlaſſen," verſicherte er, „ich will nur das Geld meinem Weibe in die Hütte bringen; ich bin gleich wieder da."

(Fortſetzung folgt.)

Die Criminal-Procedur gegen Kammergerichts-Aſſeſſor J. A. Oppenheim aus Berlin.

(Verhandelt vor dem Aſſiſenhof zu Köln am 24. November.)

Zweite ausführlichere Mittheilung.

Bei dem ungemein großen Intereſſe, welches ſchon ſeit längerer Zeit das Publikum an jener merkwürdigen, intereſſanten Prozedur nahm, wird es demſelben willkommen ſeyn, ein getreues Bild jener Aſſiſen-Sitzung, in welcher des Angeklagten Freiſprechung erfolgte, vor Augen gebracht zu ſehen. Wir entnehmen nachſtehenden Bericht einem rheinpreußiſchen Blatte:

(Köln, 25. Nov.) Sie haben bereits geſtern das Urtheil des Geſchwornengerichts in der berüchtigten Kaſſettengeſchichte erhalten. Ich komme auf den Prozeß ſelbſt noch einmal zurück. An Theilnahme und Neugierde des Publikums fehlte es dabei nicht, doch war von Seiten des Herrn Präſidenten Vorſorge getroffen worden, daß eine Ueberfüllung des Gerichtſaales nicht ſtattfinde, und darum von demſelben auch theilweiſe an die Zuhörer für dieſe Sitzung Karten ausgegeben worden, ein Umſtand, der lebhaften Tadel gefunden hat. Nachdem dem Beſchuldigten, Kammer-Gerichts-Aſſeſſor Oppenheim aus Berlin, einem kleinen, blaſſen, jungen Manne von 27 Jahren, der Anklage-Akt vorgeleſen worden war, welcher dahin lautete, daß demſelben das Verbrechen zur Laſt gelegt werde, am 21. Auguſt d. J. im hieſigen Gaſthofe „zum Mainzer-Hofe", wo er als Gaſt verweilte, aus dem Zimmer der ebenfalls dort wohnenden Baronin v. Meyendorf, eine Kaſſette, welche Geld, Schmuckſachen und Schriftſtücke enthielt, entwendet und ſpäter Briefſchaften, die ſich in Verwahrung des hieſigen Inſtruktions-Amtes befanden, zerriſſen zu haben, fragte derſelben der Präſident, was er hierauf zu erwiedern habe. Oppenheim gab zu, ſich der Chatoulle bemächtigt zu haben, jedoch nicht um ſich in den Beſitz des darin enthaltenen Geldes zu ſetzen, ſondern nur um ſich Kenntniß von einem für die Gräfin v. Hatzfeld wichtigen Dokumente zu verſchaffen, welches deren Gemahl zu Gunſten der Frau von Meyendorf und zum Nachtheil ſeiner Gattin ausgeſtellt habe, und das ſich nun im Beſitz der Erſteren befinden ſolle, welche übrigens wegen Krankheit behindert war, perſönlich zu erſcheinen, dagegen aber ihre gerichtlich zu Paris deponirte Erklärung bezüglich des in Redeſtehenden an ihr verübten Diebſtahls abgegeben hatte, wobei der Inhalt der Chatoulle ſpeziell bis auf die kleinſten Details aufgeführt, und namentlich bemerkt war, daß dieſelbe 3000 Fr. in Gold und viele Schmuckſachen, ſowie mehrere Schriftſtücke enthalten habe. Es wurden nun eine große Anzahl Ueberführungszeugen vernommen, die zur größten Zahl aus dem Dienſtperſonale, in dem Mainzer-Hofe, ſo wie aus dem Kammerdiener und der Kammerfrau der Baronin Meyendorf beſtanden; ſie ſämmtlich ſtimmten darin überein, daß am 20. Auguſt d. J. mit dem letzten Bahnzuge aus Aachen Abends 9 Uhr drei Herren in dem vorbenannten Hotel eingekehrt ſeyen, von denen ſich der eine als Kroneck (Mendelſohn), der andere als Ullmann (Oppenheim) und der dritte (der Sohn des gräflichen Kammerdieners Kurz) als Huberich in das Fremdenbuch eingetragen. Erſterer habe ſich nach der bereits anweſenden Frau von Meyendorf ſowie nach dem Tage, der Stunde und dem Ziele ihrer Weiterreiſe ſehr genau befragt, und als der Kellner bei ihr ſelbſt nähere Erkundigungen hierüber habe einziehen wollen, ſey ihm dies von dem Frageſteller unterſagt worden. Am andern Morgen gegen $6\frac{1}{2}$ Uhr habe die Baronin abreiſen wollen, und ihr Kammerdiener, welcher damit beſchäftigt geweſen, ihr Gepäck ins Erdgeſchoß zu ſchaffen, habe deßhalb die in Rede ſtehende Chatoulle mit anderen Sachen vor ihre Zimmerthür geſetzt, dieſelbe jedoch bei ſeiner Rückkehr aus dem Zimmer der Frau von Meyendorf dort nicht mehr vorgefunden, und das Verſchwinden derſelben ſofort angezeigt. Inzwiſchen hätten aber auch die beiden unter dem Namen Ullmann und Kroneck eingeſchriebenen Fremden ihre Abreiſe beſchleunigt und Kroneck habe ſogar eine ſolche Eile und Verwirrung gezeigt, daß er erſt, als er bereits in dem zur Abfahrt beſtellten Fiaker ſaß, an ſeine noch nicht bezahlte Rechnung dachte und dieſelbe berichtigte. Da nun das Vermiſſen der Chatoulle mit der Abreiſe Beider zuſammenfiel und ihr Benehmen ohnedem ſchon Verdacht erregt hatte, ſo habe man Lärm gemacht und ſich, um auf die Spur derſelben zu kommen, ſofort

Digitized by Google

auf die verſchiedenen Bahnhöfe begeben. Auf der Bonn-Kölner Eiſenbahn habe die Kammerjungfer und der Lohndiener aus dem Mainzer Hofe den ꝛc. Kroneck nun auch getroffen, und da, wie geſagt, ſein ganzes Benehmen ſchon vorher Verdacht erregt, ſo ſey jene ihn mit der Frage angegangen: ob er vielleicht aus Verſehen ihm nicht zugehörende Gegenſtände mitgenommen, worauf dieſer in ſichtbare Verlegenheit gerathen wäre und ihr zur Antwort gegeben habe, daß er keine anderen Effekten als einen Reiſe-Ueberrock bei ſich führe. Hierbei habe ſie ſich indeſſen nicht beruhigen wollen, ſondern mit ihrem Begleiter vielmehr beſchloſſen, bis Bonn mitzureiſen, um wo möglich dort eine polizeiliche Durchſuchung der Sachen des ihr verdächtig ſcheinenden pſeudo Kroneck zu erlangen, weßhalb ſie ſich auch, um ihn beſſer im Auge zu behalten, zu ihm in denſelben Wagen ſetzte; doch ſchon auf der Station Brühl habe er dieſen verlaſſen, und der Zug wäre ohne ihn weiter gefahren. In Bonn ſelbſt ſeyen nun durch den dortigen Polizeikommiſſär ſeine von ihm hinterlaſſenen Reiſe-Effekten durchſucht und die vermißte Kaſſette mit ihrem noch unberührten Inhalte auch wirklich in einem ihm zugehörenden Koffer gefunden worden. Oppenheim, welcher inzwiſchen ſchon in Köln am Jülichsplatze ſich von ihm getrennt und einen andern Weg, nach Düſſeldorf, eingeſchlagen hatte, wo er auch wieder mit Mendelsſohn zuſammentreffen wollte, ſtellte ſich einige Tage nachher beim hieſigen Ober-Prokurator freiwillig, um, wie er ſagte, ſeinen Namen vor jedem Verdachte zu reinigen. Unter der großen Zahl der Zeugen war es nun die Klara Lennartz, die zu jener Zeit im Mainzer Hofe diente, welche den ꝛc. Oppenheim am Morgen des begangenen Diebſtahls von der Baronin von Meyendorf kommend und die beſagte Kaſſette an einem Riemen in der rechten Hand tragend, hatte nach dem von ihm bewohnten Zimmer Nr. 11 zurückeilen ſehen; auch ſie erkannte die Identität ſeiner Perſon mit der des Angeklagten entſchieden an. Die Zeugen, welche ſonſt noch vorgerufen wurden, konſtatirten mehr oder weniger die Zerwürfniſſe, welche ununterbrochen zwiſchen den beiden gräflichen Ehegatten ſtattgefunden, und namentlich waren von dem katholiſchen Paſtor zu Kalkum, dem gewöhnlichen Aufenthalte der gräflichen Familie, mehrere Vermittlungsverſuche gemacht worden, um bei denſelben ein friedliches Verhältniß herbeizuführen, doch ſcheiterten ſie ſtets an der Hartnäckigkeit beider Theile, und während der Graf eine Eheſcheidung zu bewirken ſtrebte, verſuchte die Gräfin gegen denſelben als einen Verſchwender klagbar aufzutreten und zu bewirken, daß er unter Kuratel geſtellt werde. Hierzu ſcheint die Letztere beſonders der Umſtand veranlaßt zu haben, daß ſie in Erfahrung gebracht, ihr Gemahl habe in einem unterm 1. Juli 1846 vor dem Notar Duval zu Paris ſtipulirten Vertrage, der jedoch ſpäter wieder aufgehoben wurde, der Baroneſſe v. M. eine jährliche Leibrente von 25,000 Fr. gegen ein angeblich von dieſer ihm vorgeſchoſſenes Kapital von 250,000 Fr. zugeſichert, und um ſich nun Gewißheit hierüber zu verſchaffen und ſich wo möglich in den Beſitz von Beweisſtücken zu ſetzen, wodurch die Simulation dieſes Aktes zu beweiſen möglich ſey, reiſ'te der mit einer von dem Kammergericht zu Berlin ausgeſtellten Vollmacht der Gräfin verſehene Oppenheim in Begleitung ſeines nahen Verwandten, Dr. Mendelſohn, nach dem Rhein und folgte, wie es ſcheint, unermüdet der Spur der Baronin, bis er ſie endlich in Köln erreichte und dort zur Wegnahme ihrer Kaſſette ſchritt. Daß es ſich hier nur um Beſitz gewiſſer Papiere drehte, ſcheint auch die Ausſage des Kammerdieners des Grafen, Kurz, zu beſtätigen, indem dieſer nämlich angibt, daß ihm der Bediente eines gewiſſen Laſalle, welcher gleichfalls zu den näheren Bekannten der Gräfin zu gehören ſcheint und in ihrem Intereſſe auch nach dem Rheine gekommen war, geſagt habe: „es handle ſich hier allein um den Beſitz eines Dokuments, um ſo eine Eheſcheidungsklage des Grafen rückgängig zu machen."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Von der bekannten Schrift: „Die Eiſenbahnen in Deutſchland, Elſaß und Belgien, Karlsruhe bei C. Macklot" iſt die vierte Auflage erſchienen. Die bedeutenden Veränderungen und Erweiterungen, welche mit jedem Jahre in Betreff der Eiſenbahnen geſchehen, haben die neue Ausgabe der genannten Schrift veranlaßt, damit ſie nicht veralte. Man findet in ihr eine wenn auch gedrängte, doch vollſtändige Relation über die dermalige Ausdehnung und Einrichtung der Eiſenbahnen in den genannten Ländern und entſpricht die Schrift der Aufgabe, welche ſie ſich geſtellt hat.

In einer Extrabeilage der „Poſ. Ztg." macht Dr. Hippolyt Cegielski, ehemaliger ordentlicher Lehrer am königl. Marien-Gymnaſium zu Poſen bekannt, daß er im Bazar zu Poſen eine Eiſen-, Stahl- und Meſſing-Waaren-Handlung eröffnet habe.

(Berlin.) Bei zwei Familien waren vor kurzem Vergiftungsverſuche durch Hineinſchütten ſchädlicher Subſtanzen in den Kaffee gemacht worden. In dem einen Falle ward glücklicher Weiſe der Frevel rechtzeitig entdeckt und blieb man ſo verſchont; in dem andern aber genoß die aus ſechs Perſonen beſtehende Familie den mit ſchädlichen Ingredenzien verſehenen Kaffee und erkrankten alle deren Genoſſen mehr oder minder je nach der zu ſich genommenen Quantität des Getränks. Möchte es doch gelingen, die Verbrecher zu entlarven und ſie der wohlverdienten Strafe zuzuführen.

Der wackere Fröbel ſetzt unermüdlich thätig und mit gutem Erfolg ſein Bemühen für die allgemeine Einführung von Kindergärten oder Kleinkinderſchulen fort. (Auch hier in Frankfurt erfreut ſich der Kindergarten des Hrn. Carl Schneider, nach Fröbel's Methode, einer wachſenden Theilnahme.) Die Pflegerinnen, die er in dieſem Jahr gebildet hat, ſtehen größtentheils in beſtimmten Wirkungskreiſen und man bittet um neue. In dieſem Sommer beſuchte Fröbel das Voigtland, Zwickau u. ſ. w., ſah, ordnete, half und weckte. Jetzt hält er in Keilhau einen neuen Curſus für Mädchen, welche Luſt und Geſchick zur Beſchäftigung mit Kindern haben. Es thut wohl, eine ſo jugendlich friſche Begeiſterung für etwas Rechtes auch in dem Greiſe gedeihlich wirken zu ſehen. Auch die Knaben-Erziehungs-Anſtalt in Keilhau geht unter des kräftigen Barops Leitung und der Mitwirkung tüchtiger Lehrer ihren guten Gang fort. (Dorfz.)

(Stuttgart, 20. Nov.) Große Verwunderung hat die vor einigen Tagen bekannt gewordene Nachricht verurſacht, daß ſich, als eben die Vergantung des Wunderdoktors Fraſch von Gerichts wegen vorgenommen werden ſollte und bereits in den öffentlichen Blättern ausgeſchrieben war, plötzlich ein großmüthiger Bürge ſtellt, welcher für ſämmtliche Schulden des ehemaligen Millionairs gut ſagt. Wie es heißt, hätte die Hüttesheimer Leihkaſſe Garantie geleiſtet; allein die Verhältniſſe dieſer ſind ſelbſt nicht die geordnetſten.

Die neue Tragödie von Oehlenſchläger, „Amleth", ward in Kopenhagen am 14. Nov., am 67jährigen Geburtstage des Dichters, aufgeführt und von Anfang bis zu Ende mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen. Nachdem der Vorhang gefallen war, ward allgemein: „Es lebe Oehlenſchläger!" gerufen.

Nach Berichten vom Niger hat man den Plan aufgeben müſſen, mit dem Dampfſchiffe „Aethiops" wieder den Strom aufwärts zu fahren, indem bei der Fahrt auf dem Gaboon der Dampfkeſſel nochmals ſprang und das Wagniß der Fahrt daher zu gefährlich wurde; das Dampfſchiff lag unthätig zu Fernando

Digitized by Google

po. Dr. King iſt auf der Rückreiſe nach England begriffen und bei ſeiner Ankunft wird es ſich herausſtellen, ob der Plan, den Niger zu befahren, dennoch verfolgt werden ſoll; ſein vorläufiges Scheitern hat die Eröffnung des Handels mit dem Innern von Afrika wieder hinausgeſchoben.

Aus dem ausführlichen Berichte der Jekatherinoßlawſchen Gouvernements-Zeitung über die Errichtung der Statue der Kaiſerin Katharina II. ergibt ſich, daß dieſe Statue nicht in England gegoſſen iſt, ſondern in Berlin und zwar bereits im Jahre 1788 und, wie man ſagt, in Folge einer Beſtellung Potemkin's. Am Fußſtücke ſteht eine lateiniſche Inſchrift, die beſagt, daß die Statue in Berlin durch die Künſtler Meyer, Maukiſch und Meltzer im J. 1788 ausgeführt worden ſey.

Der „Komet“ von C. Herloßſohn wird auch im künftigen Jahre fortgeſetzt und deſſen Inhalt weſentlich erweitert und bereichert. Von dieſer ſeit einer Reihe von Jahren ſchon beſtehenden und geachteten Zeitſchrift erſcheinen wöchentlich mit Inbegriff der Beilagen ſieben Nummern, welche ſich durch Reichhaltigkeit und Intereſſe des Inhaltes auszeichnen. Der Betrag des Abonnements iſt 10 Thlr. für den Jahrgang. Wir verweiſen namentlich Leſevereine und Privatgeſellſchaften auf die genannte werthvolle Zeitſchrift.

(Konſtantinopel, 11. Nov.) Der Rauchfang des zwiſchen Makri Köl und den ſieben Thürmen neuerlich erbauten Eiſenſchmelzwerkes, ſtürzte vor wenigen Tagen ein und erſchlug im Sturze 52 der anweſenden Arbeiter.

(Wien, 21. Nov.) Geſtern wurde im Joſephſtädter-Theater Told's Zauberſchleier zum 300ſten Male, und zwar zum Vortheile des Dichters, Decorateurs und Compoſiteurs bei übervollem Hauſe gegeben. Heute, und wahrſcheinlich auch in mehreren der nächſtfolgenden Tage wird derſelbe wiederholt.

Ein Wiener Blatt erzählt von den ſonſt nur durch ihre ſchnurrigen Einfälle bekannten dortigen Fiakerkutſchern folgenden edlen Zug, der in weiteren Kreiſen bekannt zu werden verdient: Einer ihrer Kameraden war wegen ſeines ſchlechten „Zeugs“, nämlich ſeines zerbrochenen Kaſtens und ſeiner ausgehungerten mageren Rozinanten, die Zielſcheibe des Spottes aller ſeiner Collegen. An einem der letzten Tage ging aber ſeine Qual zu Ende. Seine Kameraden luden ihn in's Gaſthaus zu Schmauß und Trank, und als er wieder auf die Gaſſe trat, fand er zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung und Rührung — einen ganz neuen Wagen und ein prächtiges Paar munterer und feuriger Pferde. Dieſer Zug macht den Betheiligten ſowohl an ſich, als wegen der zartſinnigen Art der Ausführung große Ehre.

Korreſpondenz.

Weimar, 25. Nov.

Geſtern fand auch hier von Seiten der Mitglieder des hieſigen Guſtav-Adolph-Vereins eine außerordentliche Verſammlung ſtatt, welche ſeit dem Beſtehen des Vereins als eine der lebhafteſten und intereſſanteſten zu bezeichnen iſt. Der hauptſächlichſte Gegenſtand der Berathung war die Ausſchließung des Hrn. Dr. Rupp als Abgeordneten von der Generalverſammlung in Berlin. Von Seiten des Vorſitzenden wurde bemerkt, daß in Bezug auf dieſe Angelegenheit auch Weimar nicht zurückbleiben dürfe, ſeine Mißbilligung über jenes unſtatthafte Verfahren zu erkennen zu geben, und daß man die Sache für wichtig genug gehalten habe, eine außerordentliche Verſammlung einzuberufen, um gemeinſchaftlich darüber beſchließen zu können. Es erhob ſich hierauf der Hr. Hofadvocat Stäps, welcher mit Umarbeitung der Statuten und mit der Abfaſſung eines auf die Rupp'ſche Ausſchließung bezüglichen Proteſtes beauftragt worden war, und ſprach: „Die Ausſchließung des Dr. Rupp an dem verhängnißvollen Abend des 7. Sept. zu Berlin iſt zum Feldgeſchrei geworden in allen Lagern der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche. Wo irgend ein Funke evangeliſchen Lebens ſich noch regte, da iſt derſelbe zur hellen Flamme aufgeſchlagen, da haben ſich Alle wie Ein Mann erhoben, um jenen Majoritätsbeſchluß wieder zu vernichten. Auch der Vorſtand des hieſigen Zweigvereins glaubte, hinter dieſer allgemeinen Erhebung nicht zurückbleiben zu dürfen, da auch wir in jenem Beſchluß das Recht, wie das Leben der Guſtav-Adolph-Stiftung als verletzt und gefährdet anſahen, ihn ſelbſt aber weder nach den Worten, noch nach dem Geiſt der Satzungen der G.-A.-St. für gerechtfertigt erkennen können.“ Hierauf ging der Vortragende auf den Proteſt ſelbſt über, welcher eine mit tiefer Sachkenntniß und juriſtiſcher Schärfe ausgearbeitete Denkſchrift iſt, und bewies darin mit unwiderleglichen Gründen, daß ſeiner Ueberzeugung nach ebenſowohl von den Abgeordneten des Centralvorſtandes durch Beanſtandung der Zulaſſung des Dr. Rupp zu der Abgeordneten-Verſammlung die Competenz ihrer Befugniſſe überſchritten worden ſey, als auch von der Hauptverſammlung ſelbſt, und daß der von der Majorität gefaßte Beſchluß vom Standpunkte der allgemeinen Satzungen aus in formeller, wie in materieller Beziehung nicht zu rechtfertigen ſey, indem die Frage, worüber die Hauptverſammlung abgeſtimmt habe: „Kann Dr. Rupp als Abgeordneter des Königsberger Hauptvereins anerkannt und zugelaſſen werden?“ dort weſentlich von der Vorfrage: „Gehört Dr. Rupp nach dem von ihm erklärten Austritt aus der preußiſchen Conſiſtorial-Kirche im Sinne des Statuts der Guſtav-Adolph-Stiftung noch der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche an?“ abhängig geweſen ſey. Hr. Stäps zog dieſe Frage außer allen Zweifel, indem er darthat, daß der Austritt des Dr. Rupp aus der dortigen Landeskirche kein entſcheidendes Criterium für Beantwortung dieſer Frage ſeyn und werden könne, ſo lange nicht zu behaupten ſtand, daß die evangeliſch-proteſtantiſche Kirche überhaupt in der königl. preußiſchen Landeskirche aufgegangen ſey; der leitende Gedanke der Stifter des G.-A.-Vereins ſey geweſen, daß der Verein nicht auf dogmatiſchem Boden, ſondern auf dem Boden chriſtlicher Bruderliebe wurzeln ſolle. Kurz, der Proteſt war ſo gründlich und energiſch abgefaßt, daß einſtimmig von der Verſammlung beſchloſſen wurde, ihn durch Vermittelung des nach Eiſenach verlegten Hauptvereins an den Centralverein in Leipzig abgehen zu laſſen. Nur Hr. Conſiſtorialrath M. Krauſe wünſchte, daß dieſe Schrift eine glimpfliche Faſſung erhalten möge, indem ſeiner Ueberzeugung nach die Abgeordneten der Generalverſammlung in Berlin nach Grund der Statuten nicht anders hätten handeln können. Da aber ſämmtliche Anweſende nicht dieſer Meinung waren, ſo blieb es bei dem gefaßten Beſchluß. Allgemein glaubt man, daß dieſe in ihrer Art merkwürdige Denkſchrift bei der nächſten Generalverſammlung in Darmſtadt maßgebend ſeyn wird.

Darmſtadt, 25. Nov.

Vorgeſtern von einem Ausfluge nach Guntersblum zurückgekehrt, gereicht es mir zum Vergnügen, Ihnen die Nachricht mittheilen zu können, daß der Keltererttrag der dortigen Weinleſe ſich im Faſſe herrlich entwickelt und daß alle Ausſicht vorhanden iſt, nach vollendeter Gährung einen vorzüglichen Wein zu erhalten, der Jung und Alt munden dürfte. Guntersblum hat ſich von jeher durch guten Betrieb des Weinbaues ausgezeichnet und konnte es auch, da dort viele vermögende und landwirthſchaftlich gebildete Gutsbeſitzer ſind, welche ſich in der Lage befinden, ihre Weinberge, trotz der Ungunſt mehrerer Mißjahre, in gehörigem Stand halten zu können.

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Nov. (Zum Erſtenmale wiederholt): Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth., von G. Räder. — Erſte Abtheil.: Das Bergmännchen. Zweite Abtheil.: Abd-el-Kader. Dritte Abtheil.: Die Fremdenlegion. Vierte Abtheil.: Die Verſöhnung am Nordpol. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienſtag, 1. Dec. (Neu einſtudirt): Treue Liebe, Schauſpiel in 5 Abth., von Eduard Devrient. (Gaſtrolle) Marie: Fräul. Heuſer, vom großh. Hoftheater zu Mannheim.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 332. Mittwoch, den 2. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Die damalige Zeit war eine böſe, und die Zukunft drohte noch ärger zu werden. Die Söhne Eines Vaterlandes waren gegen einander bewaffnet; denn die Gegen-Partei glaubte den Namen Gottes durch Proſkriptionen und Hinrichtungen glorifiziren zu müſſen, ohne zu bedenken, daß in den Augen des allmächtigen Vaters jeder Menſch tugendhaft iſt, der in der Betrübniß aus der Tiefe ſeines Herzens ſeine Hände zu ihm erhebt, oder der im Glücke ihm dankbar iſt für ſeinen Segen. — Der Fremde, welcher den Köhler zuletzt angeſprochen hatte, war der Marquis von Savigny, welcher genöthigt war, dem Schloſſe ſeiner Väter in einer Verkleidung zu entfliehen. Mehrere ſeiner Freunde hatten den Entſchluß gefaßt, den Feinden zu widerſtehen, aber er wollte nicht das Blut ſeiner Landsleute vergießen; er wollte fliehen, wollte die Küſte zu erreichen ſuchen, wenn ihm Gott Zeit dazu ließe. — Einer der erbittertſten Feinde der kalviniſtiſchen Partey war der Baron von Rochemore, ein Verwandter des Connetable von Montmorency, welche beide ſeit längerer Zeit in Feindſchaft gelebt hatten, und ſo lange der Familienhaß der beiden Häuſer dauerte, hatten die Kalviniſten im Schutze dieſer Feindſchaft einigermaßen ruhig athmen können; jetzt aber, da ſich der Baron von Rochemore auf Befehl des Königs zu dem Connetable begeben mußte, um ſich mit dieſem auszuſöhnen, war es vorauszuſehen, daß der ihnen auferlegte Friede mit dem Blute der Andersglaubenden beſiegelt werden würde.

Savigny hatte durch einen geheimen Freund in Erfahrung gebracht, daß der Baron dem Connetable eine Liſte derjenigen Kalviniſten zu überbringen beabſichtige, welche unmittelbar darauf feſtgenommen werden ſollten; auch ſein Name ſtand auf dieſer Liſte, und er würde verloren geweſen ſeyn, wenn der Baron den Connetable geſprochen hätte, bevor ſeine Flucht bewerkſtelligt war. Schon auf ſeinem Wege durch den Wald hatte er Soldaten bemerkt, die er nur durch ſeine genaue Kenntniß der geheimſten Pfade vermieden hatte. Da aber auch Hugenins Hütte von dichtem Gebüſch und Geſtrüppe umgeben war, das gar wohl einen Hinterhalt abgeben konnte, ſo hatte er den Degen gezogen, ſobald der Köhler in ſeiner Hütte verſchwunden war, und begann das Buſchwerk zu durchſuchen, in welchem er ſich bald verlor

Nicht lange darauf trat der Köhler, mit ſeiner Frau im heftigen Wortwechſel begriffen, aus der Hütte, denn Frau Mariane behauptete, die Ueberraſchung habe ihres Mannes Augenlicht getrübt, ſo daß er doppelt geſehen habe. Nach ihrer Meinung war der erſte und der zweite Mann eine und dieſelbe Perſon geweſen; aber weder ſie noch der Köhler vermochte die Sache zu begreifen, auch war ſie geneigt, alles für einen Traum zu halten, bis ſie den Baron von Rochemore wirklich vor ſich ſehen würde.

Sie ſollte nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn bald darauf kam ein Mann allein des Weges daher; um ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, ging der Köhler auf ihn zu und ſagte mit einem unterthänigen Kratzfuße: „Ihr ſeyd der edle Herr von Rochemore?“

„So heiße ich in der That,“ verſetzte der Baron befremdet, währebd der Köhler und ſeine Frau ſich einander vielbedeutende Blicke zuwarfen. „Woher kennt Ihr mich? Ihr ſeyd mir gänzlich fremd.“

„Ich bin der Kohlenbrenner Huguenin, und das iſt mein Weib.“ Und Mariane bei der Schürze zupfend, ſetzte er leiſe hinzu: „Mache doch einen Knix vor Sr. Gnaden.“

„Ich wüßte nicht, daß wir uns jemals geſehen hätten,“ ſagte der Baron, „und doch ſcheint mein Anblick ...“

„Verzeiht, gnädiger Herr,“ fiel ihm die Köhlerin in die Rede, „wir armen Leute kennen die vornehmen Herren, die freilich auf unſereins nicht Acht geben.“

Mit dieſer Antwort zufrieden, erkundigte ſich der Baron jetzt nach der Köhlerhütte am Kreuzwege, und war erſtaunt, daß er an Ort und Stelle ſey. Er hatte am Morgen einen Zettel mit der Warnung erhalten, ſein Schloß nicht zu verlaſſen; doch um das Verderben der Proteſtanten zu beſchleunigen, hatte er dieſe Warnung verachtet, und ſich in Begleitung eines einzigen Dieners auf den Weg gemacht. Aber erſt verirrte er ſich unterwegs; dann ward er von der Nacht überfallen, und als er ſein Pferd zur Eile antreiben wollte, weigerte ſich das Thier weiter zu gehen, und es ergab ſich, daß es zwei Hufeiſen verloren hatte. Der Baron ſtieg ab, ließ das Pferd in das nächſte Dorf zurückführen und ſetzte ſeinen Weg zu Fuß fort, dem Diener befehlend, ihn in der wohlbekannten Köhlerhütte am Kreuzwege wieder aufzuſuchen. Da ihn der Diener nun noch nicht eingeholt hatte, ſo ſprach er von ſelbſt das Verlangen aus, auf kurze Zeit in der Hütte zu raſten, dann aber wieder aufzubrechen, weil ihm Alles daran gelegen war, den Connetable noch an dieſem Abend zu ſprechen.

Huguenin war hocherfreut über das Verlangen des Barons, der es ihm ſo leicht machte, ſein Geld zu verdienen. — „Der gnädige Herr thun wohl daran, bei uns zu bleiben,“ ſagte er, indem er die Hände mit innerlichem Wohlbehagen rieb. „Es iſt bereits Nacht und die Wege ſind ſchlecht. Alles, was unſere geringe Hütte vermag, ſteht dem Herrn Baron zu Dienſten. Wenn Euer Diener kommt, ſollt Ihr ſogleich benachrichtigt werden ... Bei uns ſeyd Ihr in Sicherheit, denn ſeit wir unter dem Schutze jenes wunderthätigen Muttergottesbildes ſtehen ...“

Der Baron folgte mit den Blicken der Richtung, in welche die Hand des Köhlers hindeutete, und als er der ſteinernen Bildſäule anſichtig wurde, lüpfte er den Hut vor derſelben.

Digitized by Google

„Ihr ſeyd gute Katholiken, wie ich ſehe," ſagte er mit einem zufriedenen Kopfnicken, und folgte der Köhlerin in die Hütte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Criminal-Procedur gegen Kammergerichts-Aſſeſſor J. A. Oppenheim aus Berlin.

(Verhandelt vor dem Aſſiſenhof zu Köln am 24. November.)

(Schluß.)

Dies iſt der Thatbeſtand, wie er ſich aus den Akten und den Ausſagen der Zeugen ergeben hat. Wir gehen nun zu dem Reſumée der Staatsbehörde über, welche in der Perſon des Staatsprokurators Müller vertreten ward. Zwei Punkte waren es beſonders, auf welche ſich hier bei ſeinem geiſtreichen Vortrage der Redner ſtützte, indem er erſtens an der Behauptung feſthielt und dieſe mit Konſequenz durchzuführen ſtrebte, daß die von Oppenheim verübte That unter allen Umſtänden ein Diebſtahl ſey und daß er, in Folge dieſes Verbrechens ſich bemühte, die Inmoralität des Angeklagten darzuthun. Er faßte darum auch gerade die Stufe der Bildung, auf der er ſteht, und ſeine ſonſtigen günſtigen Lebensverhältniſſe in's Auge; er beleuchtete ſeine Verhältniſſe als Beamter und namentlich ſeine richterliche Stellung; er fragte, ob der vorliegende Fall ein Benehmen aufweiſe, wie es des Staatsbürgers, des Beamten würdig ſey; er fragte, ob man es hingehen laſſen wolle und könne, daß ein Beamter ungeſtraft einer „Dame", die aus dem Auslande komme, um in Preußen eine Nacht Schutz zu ſuchen, ungeſtraft ihre Dokumente, ihr Geſchmeide ꝛc. nehmen dürfe, und wies darauf hin, daß der Arme oft ſchon wegen der Entwendung von einigen Pfund Kartoffeln verurtheilt würde, daß man daher um ſo weniger gegen den Reichen und Gebildeten ſchonende Rückſichten gebrauchen dürfe. Was das zweite Vergehen anbelange, ſo ſey daſſelbe durch Zeugen konſtatirt; er habe den Moment benutzt, wo ſich der Inſtruktionsrichter für einen Augenblick entfernte, um vier ſeiner Briefe, die mit ſeinen Effekten von Seiten des Gerichts bei ſeiner Verhaftung in Beſchlag genommen worden waren, raſch zu ergreifen und dieſelben, bevor dies noch verhindert werden konnte, in Stücke zu zerreißen: er ſey daher in die nach Artikel 255 der Kriminal-Ordnung feſtgeſetzte Strafe, wonach Derjenige, welcher Schriftſtücke, Effekten ꝛc., die zu einer Prozedur gehören, vernichtet, eine Strafe von 5 Jahren Gefängniß verwirkt habe, verfallen. Der Präſident wandte ſich darauf zu dem Angeklagten, welcher erklärte: „Ich bin allerdings Derjenige, welcher die Kaſſette genommen hat, doch ich glaube nicht, einen Diebſtahl begangen zu haben. Ich war zu der Zeit in Düſſeldorf, als die Gräfin Hatzfeldt, deren Rechtskonſulent ich ſeit langer Zeit bin, die Nachricht erhielt, daß der Graf Hatzfeldt der Baronin von Meyendorf eine Leibrente gegen angebliche Zahlung eines Kapitals ausgeſetzt, für den Fall der Nichtzahlung eine bedeutende Konventionalſtrafe ſtipulirt und zugleich zur Sicherheit der Baronin ſein ſämmtliches Allodialvermögen verpfändet habe. Wer mit den Verhältniſſen einigermaßen bekannt war, konnte nicht zweifeln, daß dieſes nur ein Scheingeſchäft ſey, um die Baronin zu beſchenken. Ich führe nur die Vermögensumſtände der Baronin und das Verhältniß, welches notoriſch zwiſchen ihr und dem Grafen beſteht, an. Auch hat der Graf ſelbſt zur Gräfin geſagt, daß dies Leibrentengeſchäft zwar nicht ſimulirt, aber doch ſehr zu Gunſten der von Meyendorf ſey. Durch dieſes Geſchäft war die Zukunft der jüngern Kinder der Gräfin auf's ſchlimmſte gefährdet. Die Gräfin reiſte daher ſogleich nach Aachen, um dem Grafen Gegenvorſtellungen zu machen; der Graf ſchien darauf einzugehen, er verſprach, jenen Vertrag wieder aufzuheben und überhaupt mit der Gräfin ein Arrangement eingehen zu wollen. Nach zwei Tagen ſollte bei einer neuen Konferenz der Vergleich ſchriftlich abgeſchloſſen werden; allein bis dahin hatte der Graf ſeine Geſinnung gänzlich geändert, er wies die Gräfin förmlich ab, gab jedoch an, daß der Leibrentenvertrag wirklich aufgehoben ſey. Dies war ſehr zu bezweifeln, jedenfalls ſehr zu befürchten, daß ein anderer ähnlicher Vertrag an ſeine Stelle getreten ſey; wichtig war es daher, den einen oder den andern Vertrag zu kennen. Fr. v. Meyendorf reiſte damals von Aachen ab. Mendelſohn folgte ihr gleich, ich gegen Abend, wir trafen uns im Mainzer-Hofe, wo ſich auch die Baronin fand; am andern Morgen gehe ich zu Mendelſohn auf's Zimmer, ſehe auf dem Gange ſchon das Reiſegepäck der Baronin zur Weiterreiſe bereit geſtellt; darunter die Caſſette; in ihr vermuthete ich die Papiere, die einzuſehen für mich von Wichtigkeit waren; — ich nehme die Caſſette, trage ſie auf das nahe Zimmer des Mendelſohn. Es bleibt nicht möglich, ſie dort einzuſehen; Mendelſohn bringt ſie in ſeinen Koffer, und wir fahren damit nach dem Rhein. Unterwegs ſteige ich aus dem Wagen, laſſe meinen Reiſeſack in demſelben, und Mendelſohn fährt eiligſt nach der Bonner Eiſenbahn." Der Präſident geht darauf zur zweiten Klage über, bei welcher der Angeklagte bemerkte, er habe nicht geglaubt, durch das Zerreißen der Papiere ein ſo ſchweres Verbrechen begangen zu haben. Nachdem darauf die Zeugen vernommen wurden, und die Vertheidiger definirt hatten, daß von keinem Diebſtahle die Rede ſeyn könne, da derſelbe nicht aus Eigennutz begangen worden, trug der Präſident ein Reſumée der ganzen Verhandlung vor, in welchem er bemerkte, daß der Diebſtahl einen betrügeriſchen Akt, und das Streben nach einer Bereicherung involvire und ſprachen ſich die Geſchwornen nach einiger Berathung für nicht ſchuldig aus. Wie es heißt, waren die Stimmen der Geſchwornen gleich getheilt. Im Ganzen fanden ſich Diejenigen, welche auf gewöhnliche Skandalausbeute gerechnet hatten, getäuſcht, da von Familien-Geſchichten wenig zur Sprache gekommen iſt. Der Angeklagte ſelbſt hatte erklärt, daß alle Andeutungen auf die Gräfin unbegründet ſeyen. (Aachn. Z.)

v. Gagern's Stimme über eine neue Geſetzgebung.

(In der Sitzung der erſten Kammer der heſſiſchen Stände vom 7. Nov.)

(Darmſtadt, 28. Nov. — Mainz. Z.) Am 7. d. M. trat zum Erſtenmale wieder die erſte Kammer des Großherzogthums Heſſen in einer Sitzung zuſammen. Das lebenslängliche Mitglied, Freiherr v. Gagern (der Vater), welcher ſich das Wort erbat, hielt dort eine Rede, aus welcher folgende, den obenbezeichneten Gegenſtand berührende Stellen:

„Wir haben ein großes und ſehr ſchweres Werk vor uns, die Geſetzgebung. Die Kammern ſind eigens diesmal berufen zur Erörterung der erſten Abtheilung des bürgerlichen Geſetzbuches. Die Ausſchüſſe, wie der Bericht zeigt, ſind darüber keineswegs einig geworden. Es äußern ſich darüber Beſorgniſſe, beſonders in Rheinheſſen iſt darüber ſtarke Bewegung, die ich durchaus als allgemein anerkennen, aber abſichtlich nicht näher bezeichnen will. Es iſt wahr, der Artikel 103 der Verfaſſungsurkunde erheiſcht für das ganze Großherzogthum ein bürgerliches Geſetzbuch. Eine Reihe von Kammerverhandlungen in den dreißiger Jahren kommen dem noch zu ſtatten. Die vielfachen Partikularlandrechte dieſſeits Rheins in dem mannichfaltig zuſammengeſetzten Großherzogthume verlangen eine Abhülfe. Ich bekenne wiederholt, daß ich ſeit vielen Jahren vorgezogen hätte, wenn eine Verſammlung der Rechtsgelehrten und der Staatsmänner der verſchiedenen deutſchen Länder ein allgemeines Geſetzbuch in Auftrag entworfen hätte. Da dies aber ausblieb, ja kein Verſuch angedeutet wurde, ſo erſcheint unſere Staatsregierung in aller Weiſe gerechtfertigt, in ihrem Berufe, in ihrer Pflicht, wenn ſie früher oder

Digitized by Google

ſpäter vorwärts ſchreitet. Hätte ſie noch gezaudert, oder ſollte dieſer Verſuch ſcheitern, ſo würde ich mich nicht grämen. Aber in Pflichten meines hieſigen Standpunktes und nach Ueberzeugung ſoll es an mir nicht fehlen, daß ein ehrenvolles Werk zu Stande komme und die ungemeinen Schwierigkeiten auf anſtändige Weiſe überwunden werden. Dieſe Schwierigkeiten reichen bis zur Nationaleiferſucht zwiſchen Deutſchland und Frankreich — bis zum unverdienten Vorwurfe, als ob man jenſeits Rheins weniger deutſchgeſinnt ſey. Käme mir je ein ſolcher Vorwurf in den Sinn, ſo würde ich ihn weit eher dem Adel und der Prieſterſchaft machen, ſo lange ich noch etwas von den Nachwehen des Herrn Droſte v. Viſchering verſpüre, als dem bürgerlichen Stande. Eben ſo unbegründet iſt der Glaube, daß nur die Geſinnungen der Advokaten tranſpiriren. Schon der deutſche Katholizismus dort beweiſ't das Gegentheil. Andere Schwierigkeiten ſind: Antipathien, die Macht der Gewohnheit, der Widerſpruch zwiſchen dem gefühlten Bedürfniſſe des Neuen und doch der hartnäckigen Behauptung des Alten. Alsdann die Erkaltung religiöſer Gefühle, die Erſchütterungen des Chriſtenthums, ferner der falſche Standpunkt oder die Anſicht, als ob wir eben für jetzt Geſetze und Anordnungen träfen, während wir die kommenden Jahrhunderte im Auge behalten ſollen. Und wie iſt der eigentliche Hergang? Das römiſche Recht galt faſt überall principaliter oder in subsidium. Sein hoher Werth aus jenen Jahrhunderten des ſo weitreichenden Römerreichs, überall getüncht mit den Lehren des Pythagoras, des Plato und der Stoa, wird in weiter Zukunft anerkannt werden. Aber zugleich trägt es die Spuren, die Impreſſion des Despotism; jenes kurzen Anſpruchs oder Anerkennens des groſſen Römers: „Dieweilen des Staates Wohl erforderte, von Einem regieret zu werden." Was nun unſere Zeit betrifft, ſo hatte Frankreich, als ſeine Revolution ſich ſchloß, daſſelbige große Bedürfniß, aus dem Chaos und Wirrwarr ſeiner mannichfaltigen Geſetze und Verordnungen herauszutreten; und Napoleon ſäumte nicht, dies zu veranſtalten und, perſönlich mit großen Eigenſchaften verſehen, zu Stande zu bringen. Alſo der Code Napoléon kam in Europa gleichſam zuvor und wurde für viele Länder gültig, oder Stoff der Nachahmung. Man darf nur in die Verhandlungen des Staatsrathes ſchauen, um ſich zu überzeugen, wie viel römiſches Recht darin überging. Nicht nur im Badiſchen, ſondern auch jenſeits des Rheins iſt es nun ſeit dreißig Jahren gültig geblieben; und große Inkonvenienzen hat man dabei nicht verſpürt, in ſeiner Art ſich dabei wohlbefunden. Offenbar hat es das Gepräge unſerer Zeit, des Fortſchritts und der Brauchbarkeit, wenn auch nicht ohne Fehler. Die Staatsregierung hat das nicht mißkannt, ſondern unterſtellt, daß man ſich ihm nähere und überall das Beſſere erkühre.

Die Rheinheſſen haben Recht, darauf Nachdruck zu legen, aber ſie ſind im Irrthume, inſofern ſie deutſche Vorzüge mißkennen. Auch Frankreich war germaniſch oder zum guten Theil fränkiſch, wie ſchon ſein Name beſagt. Alles, was nach wahrer Freiheit zielt, von Parlamenten und Landſtänden bis zur Jury, iſt germaniſchen Urſprungs. Aber noch viel mehr haben Jene Unrecht, wer es auch ſey, die Dingen und Grundſätzen abgeneigt ſind, blos weil ſie römiſch oder franzöſiſch, nicht urſprünglich deutſch waren; die Fortſchritte nicht mögen und verlangen, daß ſich die Anderen nach übleren Zuſtänden richten; die die Sitten, die die Aufgeregtheit der Zeit beobachten und zu ſteuern glauben, wenn natürliche Freiheit, freie Bewegung immer mehr beſchränkt wird. Auf was ich hier anſpiele, wird ſich wohl bald ergeben. Unter Auſpizien beginnen wir alſo das Werk. Man vernimmt Stimmen aus der Nähe und Ferne, die vermeinen, dieſer Staat ſey dazu nicht groß genug, es fehlten ihm wohl auch verhältnißmäßig hinlänglich gediegene Männer, um es umfaſſend zu geſtalten. Ich theile dieſe Meinung nicht, ſelbſt die Verſammlung des Ausſchuſſes hat mich Männer kennen lernen, die abgeſtatteten Berichte zeugen davon, die alle Fähigkeiten und Kenntniſſe dazu beſitzen. So wie wir in unſerem beſchränkten und doch bedeutenden Umfange in anderen wichtigen Fragen des Zollvereins, der zeitgemäßen Amneſtie, der Auswanderung vorangegangen ſind, ſo auch hier."

Mannichfaltigkeiten.

(Literariſches.) Unter dem Titel: „Das Königreich Bayern in ſeinen alterthümlichen, geſchichtlichen, artiſtiſchen und maleriſchen Schönheiten" erſcheint bei Georg Franz in München ein Werk, das dem Beſten in dieſem Genre an die Seite geſtellt zu werden verdient. In einer Reihe von trefflichen Stahlſtichen werden dem Leſer die intereſſanteſten Gegenden, Städte, Kirchen, Klöſter, Burgen, Bäder und ſonſtigen Baudenkmale des ſchönen Bayernlandes vorgeführt und der denſelben beigegebene Text macht ihn mit der Geſchichte, den Sagen und Legenden der abgebildeten Gegenſtände bekannt. Für die Vortrefflichkeit dieſes Textes bürgen die Namen der Verfaſſer, von denen wir hier nur Redenbacher, L. Bechſtein, Prof. Dr. Reuß, Prof. Lochner und Dr. Greſſert nennen wollen. — Die zwei erſten Bände dieſes Werkes (40 Hefte mit 120 Stahlſtichen à 36 kr.) ſind nun vollendet und bieten dieſe ſchon ſo viel des Schönen, ſo dürfen wir mit Recht noch mehr von dem nun erſcheinenden dritten Baade erwarten, da in dieſem hauptſächlich die ſüdbayeriſche Gebirgswelt und der faſt noch ganz unbekannte bayeriſche Wald dargeſtellt werden ſollen, und dürfte damit auch der dem Werke öfters gemachte Vorwurf, daß das monumentale Element gegen das landſchaftliche überwiegend hervortrete, hinwegfallen. Indem wir noch bemerken, daß die äußere Ausſtattung des Buches ſeinem inneren Werthe angemeſſen iſt, empfehlen wir daſſelbe als paſſendes Weihnachtsgeſchenk allen Freunden Bayerns, und namentlich ſeinen eigenen Bewohnern, da die Tendenz deſſelben einzig dahin gerichtet iſt, das edle Gefühl der Vaterlandsliebe zu wecken, zu heben und die vielen Schönheiten Bayerns bekannter zu machen, als ſie es bis jetzt ſind.

Auch Heidelberg hat nun ſeinen Eckenſteher, und dazu noch einen literariſchen. Für ein paar Groſchen führt dieſer den lieben Leſer und die ſchöne Leſerin durch die gefeierte Muſenſtadt und durch deren reizende Umgebungen. Bald wird es kein Winkelchen der Erde mehr geben, das nicht beſchrieben und beſungen wäre, und wenn es doch noch Leute giebt, die da irre gehen, ſo iſt dies wenigſtens doch ihre eigene Schuld.

(Solothurn.) Ueber die Frequenz der katholiſchen höhern Lehranſtalten der Schweiz enthält das „Echo" folgende Statiſtik, nach welcher das Verhältniß der Studirenden in Luzern, Schwyz, Zug und Solothurn ſich ſo herausſtellt: Luzern ohne alle Realſchüler und Hoſpitanten 230, Schwyz ohne Theologie und alles Lateinſchüler 155, Zug ohne Lyzeum, ohne Hoſpitanten, gleichwohl 148, Solothurn ſammt 4 Theologen, ſammt 14 Realſchülern und ſammt 12 Hoſpitanten, doch nur 124. In Freiburg ſtudiren heute wieder gegen 700 Schüler. In Luzern iſt im laufenden November die Anzahl geſtiegen auf mehr als 260, in Schwyz auf 164, in Zug auf 168, in Solothurn zählt man kaum 100 — 120.

In Horſens hat man der dortigen „Avis" zufolge, am 17. Abends, 5 Min. vor 7 Uhr, eine ſeltene und ſchöne Lufterſcheinung wahrgenommen. Am nordweſtlichen Himmel war nämlich ein außerordentlich ſtarkes Nordlicht; plötzlich ſtieg im Weſten, einige Grade ſüdlich, eine Lichtſäule von etwa 5 bis 7 Graden Breite auf. Sie begann zwiſchen den Sternbildern der Leier und des Adlers in der Milchſtraße, mitten über dem Schwan, und

Digitized by Google

reichte bis zur ſüdöſtlichen Seite der Caſſiopeia. Die Lufterſcheinung währte etwa $1^1/_2$ Minuten, worauf ſie theilweiſe verſchwand, während das Nordlicht am nördlichen Himmel fortdauerte.

(Sonderbare Meßanzeige.) In einem Leipziger Lokal-Anzeiger lieſ't man folgende Annonce: Ich Unterzeichneter habe ſtets mit meinem Bruder in ſehr feindſeligen Verhältniſſen geſtanden. Da nun mein Bruder geſtorben, und mir ſein vollſtändig aſſortirtes Lager als Erbe zugefallen iſt, ſo bitte ich ein hochverehrtes Publikum inſtändig, mir ſo bald als möglich Alles um einen Spottpreis abzunehmen, was mich an den Verhaßten erinnern könnte. So wohlfeil wird gewiß nicht mehr gekauft, und gebe ich noch auf zwei von ſeinen Artikeln einen dritten von meinen eigenen umſonſt! G. G. Söhne.

Donizetti, der berühmte Maeſtro, iſt ſeinem Ende nahe. Sein Auge iſt faſt erloſchen, er ſpricht nichts und erkennt Niemanden mehr, und der berühmte Arzt Moreau hat ihm nur noch wenige Tage zugeſprochen.

Odilon-Barrot, welcher zur Zeit, während ſein Vaterland durch die Krakauer Angelegenheit ſo tief bewegt iſt, eine orientaliſche Reiſe macht, hatte auf ſeiner Durchreiſe durch Konſtantinopel eine Audienz bei dem Sultan. Hr. Odilon-Barrot zeigte ſich bei dieſer Audienz als einen äußerſt galanten Mann, indem er den Sultan darüber bekomplimentirte, daß er über zwei ſo verheerende Plagen wie Peſt und Blattern triumphirt habe, und ihn wegen ſeiner der Verbreitung der Kuhpocken bewilligten kaiſerlichen Unterſtützung der Bewunderung Europa's verſicherte.

(Stuttg. Beob.)

Korreſpondenz.

Mainz, im Nov.

Sollen die barmherzigen Schweſtern in das Mainzer Hoſpital aufgenommen werden? Dieſe Frage wird in nächſter Zukunft vor unſeren Gemeinderath gelangen, in welchem durch die letzten Wahlen diejenige Partei, die auf ihre Einführung dringt, eine bedeutende Majorität erhalten hat. Es muß dem Unbefangenen auffallen, daß man zu dieſem Zwecke ſo enorme Anſtrengungen machte, da das Object eigentlich doch als unbedeutend bezeichnet wird, nämlich die Pflege von Kranken, die jetzt ſchon ganz gut gepflegt werden. Wenn die Zwecke der barmherzigen Schweſtern wirklich nur die ſind, welche man dem Publikum als die alleinigen hinſtellt, wenn ſie nicht der Schirm ſind, hinter welchem man geheime Machinationen verbirgt, ſo muß es uns wundern, daß man ſie grade nach Mainz, in das hieſige Hoſpital, bringen will, wo ſie gar nicht nöthig ſind. Andere Städte und Gegenden ſind mit Krankenhäuſern nur ſehr dürftig verſehen; dort hat man wohlfeile Krankenpflege nöthiger. Mögen die barmherzigen Schweſtern dahin ſich wenden, wo die leidende Menſchheit ihrer in viel höherem Grade bedarf. Man täuſcht ſich aber ſehr, wenn man glaubt, die barmherzigen Schweſtern beſchränkten ſich rein auf die Pflege der Kranken; ſie verlangen eine Kleinigkeit mehr, nämlich das vollkommenſte Zutrauen rückſichts ihrer Verwaltung. Das iſt die Grundbedingung eines jeden Contractes, den ſie abſchließen. Sie unterwerfen dieſe Verwaltung nur in ſofern einer Controlle, als ſie per Kopf und Tag ein contractmäßig feſtgeſetztes, gar nicht unbedeutendes Bauſch-Quantum verrechnen. Jede an dieſem Quantum gemachte Erſparniß entgeht der höheren Einſicht und kann beliebig zu erlaubten oder unerlaubten Zwecken verwendet werden. Eine ſolche Controlle muß bei einem Vermögen von faſt einer Million, wie das hieſige Hoſpital es beſitzt, als gänzlich ungenügend erkannt werden. Es läßt ſich nachweiſen, daß die barmherzigen Schweſtern, oder vielmehr Diejenigen, welche ihre Schritte unumſchränkt lenken, vorzüglich ihre Aufnahme in ſolche Anſtalten betreiben, die ein großes Vermögen beſitzen, z. B. die Hoſpizien zu Trier, Koblenz, Köln, Münſter-Weſtphalen und Mainz. Wir können nun nicht umhin, die Lauterkeit der Motive zu bezweifeln, welche bezwecken, dem Orden die faſt nicht controllirte Verwaltung ſo bedeutender Vermögensmaſſen in die Hände zu ſpielen. Eine jede Verwaltung macht entweder Ueberſchuß oder Deficit; nur zufällig werden ſich einmal Einnahme und Ausgabe balanciren. Was machen nun die barmherzigen Schweſtern mit ihrem Ueberſchuß, von dem ſie Niemanden Rechenſchaft ablegen? Die Schweſtern ſind Mitglieder eines ausländiſchen Ordens; vermöge ihrer Regeln ſind ſie zum ſtrengſten Gehorſam verpflichtet gegen Vorgeſetzte, die ganz außerhalb des Einfluſſes oder der Beaufſichtigung unſerer oder irgend einer anderen vaterländiſchen Regierung ſtehen; ſie ſind Fremde, ſind willenloſe Werkzeuge in den Händen eines Ordens, deſſen geheime Inſtitutionen und Tendenzen man eben ſo wenig kennt und zu überſehen im Stande iſt, als die der Jeſuiten. Das Mutterhaus zu Nancy wechſelt die Schweſtern, belohnt und beſtraft ſie ganz nach Gutdünken, ertheilt den Vorſteherinnen geheime Inſtructionen und dieſe, wie alle Schweſtern überhaupt, haben ſich ſtets nur dem Orden allein als verantwortlich zu betrachten. Iſt es klug, einer ſo verhüllten, fremden und durch die Ausbildung einer überaus ſtrengen Disciplin ſo mächtigen Geſellſchaft die faſt uncontrollirte Verwaltung ſo bedeutender Vermögen anzuvertrauen? Iſt es den Pflichten gegen den Staat gemäß, eine ſolche Geſellſchaft herbei zu rufen und ihr im Herzen des Vaterlandes eine geſetzliche Wirkſamkeit zu geben, da ſie doch, ihren Regeln gemäß, nie Mitglieder dieſes Staates werden können, noch wollen? Und das Alles, um Kranke zu pflegen, die auch ohne ſie ſchon gepflegt werden.

(Schluß folgt.)

Darmſtadt, 29. Nov.

In der heutigen Nummer der Didaskalia iſt in einer Korreſpondenznachricht aus Darmſtadt vom 25. d. Mts. gelegentlich der Mittheilung eines Erhängungsverſuchs der hier verhafteten Katharine Boß aus Schlitz zugleich davon die Rede, daß dieſelbe „wegen vorſätzlicher grauſamer Ermordung ihres achtjährigen Kindes vor einiger Zeit zum Tode verurtheilt worden ſey." Als von Amtswegen beſtellter Vertheidiger der Katharine Boß und zugleich aus innerſter Ueberzeugung finde ich mich veranlaßt, nachſtehend einige Bemerkungen zu dieſer Korreſpondenznachricht zu machen. Zunächſt ſcheint mir ein Angeſchuldigter — und inſofern ein Unglücklicher — die Rückſicht von der Welt außerhalb der Gefängnißmauern in Anſpruch nehmen zu dürfen, daß ſie nichts Ungünſtiges über ihn verbreite, ſo lange nicht, als bis in oberſter Inſtanz das Urtheil gefällt und dem Angeſchuldigten bekannt gemacht iſt. Denn bis dahin liegen die Acten, wenn auch nicht mehr den Gerichten, doch der oberſten Staatsbehörde und dem Regenten vor, der das erhabene Recht der Gnadeſpendung zu üben befugt iſt, auf welches ungünſtig einzuwirken die Rückſicht der Menſchlichkeit verbieten ſollte. Wenn aber in jener Korreſpondenznachricht ausdrücklich von einer grauſamen Ermordung ihres achtjährigen Kindes durch die Katharine Boß die Rede iſt, ſo liegt nichts in den Acten vor, was jenes Beiwort zu rechtfertigen im Stande wäre. Offenbar hat vielmehr der Verfaſſer der Korreſpondenznachricht im Gedächtniſſe Dasjenige verwechſelt, was vor und was nach der That geſchehen iſt, welches letztere aber das Beiwort grauſam ebenfalls nicht verdient. Ich beziehe mich zur Unterſtützung dieſer Anſicht auf eine Stelle in der Relation des Hrn. Hofgerichtsreferenten. „Offenbar", ſagte dieſer in derſelben, „verliert die That auch viel von dem Grauſenhaften und Auffallenden, vulgo Unbegreiflichen, wenn man bei ihrer Betrachtung abſieht von Dem, was ex post geſchehen iſt, um ihre Entdeckung zu verhüten, alſo von der Zerſtückelung des Leichnams." Dieſes Letztere aber war in unſerem Criminalgeſetz mit keiner Strafe bedroht und ſonach auch nicht ſtrafbar. Vorſtehendes die rechtliche Anſchauung der Sache; wäre man damit nicht einverſtanden, ſo ſchenke man doch einer Gefangenen bis zu völlig entſchiedener Sache die Aufmerkſamkeit des — Schweigens.

K. Buchner, Hofgerichtsadvocat.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 1. Dec. (Neu einſtudirt): Treue Liebe, Schauſpiel in 5 Abth., von Eduard Devrient. (Gaſtrolle) Marie: Fräul. Heuſer, vom großh. Hoftheater zu Mannheim.

Mittwoch, 2. Dec. (Neu einſtudirt): Bürgerlich und romantiſch, Luſtſpiel in 4 Abth., von Bauernfeld. (Gaſtrolle) Catharina von Roſen: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redacteur: J. L. Heller — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 333. Donnerſtag, den 3. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Als Huguenin ſich anſchickte, ebenfalls in die Hütte zu gehen, nachdem er erſt noch einen ſpähenden Blick auf den Weg geworfen, den des Barons Diener kommen mußte, fühlte er ſich plötzlich am Arm ergriffen, und als er ſich umſah, ſtand der verlarvte Mann an ſeiner Seite und deutete mit dem Finger auf die Hütte.

„Ja, ja,“ ſagte der Köhler, „er iſt drinnen.“

Der Verlarvte gab ihm zu verſtehen, daß er es wiſſe. Als er ſich jetzt aber umdrehte, erblickte er den Marquis von Savigny, welcher von ſeiner Unterſuchung zurück kam, und als er den Köhler bemerkte, auf dieſen zueilend fragte: „Iſt er da?“

„Ja,“ verſetzte dieſer, und begab ſich mit einem kurzen „Behüte Euch Gott!“ in die Hütte.

Erſt als der Köhler fort war, ward Savigny des verlarvten Mannes anſichtig. Er legte die Hand an das Schwert. Entſchloſſen, ſein Leben theuer zu verkaufen, im Falle er einen Feind vor ſich hätte, ging er, die Hand noch immer an dem Schwertknauf, an dem Unbekannten vorüber, der unbeweglich ſtehen blieb, ihm nur mit den Blicken folgend, woraus Savigny ſchloß, daß er, gleich ihm, ein Verfolgter ſeyn möge. Seiner Rettung faſt gewiß, ſchlug er einen Pfad ein, der ihn in Zeit von einer Viertelſtunde an die Küſte bringen mußte, wo eine Barke ſeiner harrte. Als er fort war, entfernte ſich auch der Verlarvte mit langſamen Schritten und verſchwand hinter den Ruinen der Kapelle.

Der Baron hatte indeſſen in der Hütte ausgeruht und ſich erfriſcht, und da ſein Diener noch immer nicht angelangt war, ſo ſchickte er ſich an, ſeinen Weg weiter fortzuſetzen, verlangte jedoch, daß ihn Huguenin gegen eine gute Belohnung als Führer begleiten ſollte. Dieſer weigerte ſich deſſen, um Zeit zu gewinnen, da die Stunde, während welcher er ihn zurückhalten ſollte, noch nicht verlaufen war. Endlich willigte er in ſein Verlangen, erbat ſich jedoch noch ein halbes Viertelſtündchen, um ſein Beil erſt noch ein wenig zu ſchleifen, da er, wie er vorgab, ſich zur Nachtzeit nicht unbewaffnet in den Wald wagen wollte. Der Baron trat indeſſen vor die Hütte, und in den Strahlen des jetzt aufgegangenen Mondes, das Muttergottesbild gewahrend, ward er, der am Morgen erhaltenen Warnung eingedenk, von banger Ahnung ergriffen, die ihn antrieb, ſich vor der heiligen Jungfrau niederzuwerfen. „Wenn mich irgend eine unbekannte Gefahr bedroht,“ betete er, „ſo ſchütze Du mich, ſeligſte Madonna, und führe einen liebenden Vater morgen zu ſeinem Kinde zurück; denn Du weißt, daß es kein treueres Herz giebt, als das meinige, daß kein Arm den Feinden des katholiſchen Glaubens verderblicher iſt, als der meinige, da ich ſtets bereit bin, ſie mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Heilige Jungfrau, beſchütze mich.“

Als er ſich jetzt noch tiefer beugte vor dem Muttergottesbilde, und ſich andächtig auf die Bruſt ſchlug, ſchlich der verlarvte Mann hinter den Kapelltrümmern hervor, ſprang dann in einem raſchen Satz auf den Beter los, ſtieß ihm einen Dolch bis an das Heft in den Rücken und verſchwand ſogleich im Dunkel des Waldes. Der Baron ſprang mit einem undeutlichen Ausruf in die Höhe, doch zum Tode getroffen, ſchwankte er nur wenige Schritte, ſtürzte zu Boden und gab nach einigen röchelnden Athemzügen den Geiſt auf.

Dem Marquis von Savigny war es nicht möglich geworden, die Küſte zu erreichen, da alle Ausgänge auf dieſer Seite des Waldes beſetzt waren. Ihm blieb nichts übrig, als einen günſtigeren Augenblick zu erwarten, weshalb er denn auch umkehrte, um ſich in dem Dickigt des Waldes zu verbergen. In der Nähe von Huguenins Hütte ſtieß ſein Fuß an den lebloſen Körper des Barons; er bückte ſich, und da der Körper des Ermordeten noch warm war, ſo ſchleifte er ihn unter die Lampe des Muttergottesbildes, wo er mit unausſprechlichem Erſtaunen den Baron von Rochemore erkannte.

Bevor er noch überlegen konnte, was hier zu thun ſey, trat der Köhler, zur Begleitung des Barons gerüſtet, aus der Hütte.

„Da bin ich zu Eurem Befehl!“ rief er aus. „Was iſt das? ein ermordeter Menſch!“ ſetzte er hinzu, als er Savigny und den Leichnam des Barons erblickte, und mit Stentorſtimme rief er um Hülfe in den Wald, durch deſſen Blätterdunkel man ſeit einigen Augenblicken auf mehreren Punkten Licht ſchimmern ſah.

„Um Gotteswillen ſchweigt,“ flehte der Marquis. „Ihr ſtürzt mich in's Verderben. Laßt uns die Leiche in Eure Hütte tragen.“

Aber je inniger Savigny um Mitleid bat, je lauter brüllte der Köhler. Schon war Mariane voll Beſtürzung herbei geeilt, und in dem Augenblick, als ſich Savigny zur Flucht erhob, erſchien eine Abtheilung Soldaten, welche auf Befehl ihres Offiziers ſogleich alle Ausgänge beſetzten. Huguenin ſagte aus, daß der Baron von Rochemore ermordet worden, und daß er dieſen Mann allein bei der Leiche gefunden habe. Savigny trat auf den Offizier zu.

„Mein Herr,“ ſagte er, „ich habe dieſen Mord nicht vollbracht. Obgleich ich verfolgt werde, ſtehe ich nicht an, mich zu nennen. Ich bin der Marquis von Savigny.“

„Ein Proteſtant!“ riefen alle Anweſenden und bekreuzten ſich.

„Mein Schwert hat die Scheide nicht verlaſſen,“ fuhr Savigny fort, indem er ſein Schwert zog und es vor ſich nieder warf. „Seht, es iſt keine Spur von Blut auf der Klinge zu finden.“

Indeſſen hatte ein Soldat den Dolch aufgehoben, den der

Digitized by Google

verlarvte Mann hatte fallen laſſen; Savigny läugnete, dieſe Waffe zu kennen. Da aber der Offizier die Papiere, die der Ermordete bei ſich trug, zu ſich nahm, und bei'm Durchſehen derſelben auch einen Verhafsbefehl gegen den Marquis von Savigny fand, ſo war nichts gewiſſer, als daß der Unglückliche den Mord verübt haben mußte. Er ward feſtgenommen und den Gerichten des Connetable von Montmorency überliefert.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Eylert's Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III.

In den kürzlich erſchienenen erſten Abtheilungen des dritten Bandes ſeiner „Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III." kömmt Biſchof Eylert auf den Zuſtand des preußiſchen Heerweſens vor dem Jahre 1806, und bei dieſer Gelegenheit auch auf den General von Wolfersdorff als einen würdigen Repräſentanten deſſelben zu ſprechen. Wolfersdorff war Chef des Hamm'ſchen Regiments. Als ſolchem war es ihm unerträglich, in ſeinen Reihen die kräftigen Geſtalten der Fabrikarbeiter in und um Altena zu vermiſſen, die vom Militärſtande eximirt waren, und er beſchloß, dieſe verkehrte Lage der Dinge zu beſſern. Er ſtattete ihnen einen Beſuch ab, beſchenkte ſie und ſagte dann zu dem Landrath, der ihn begleitete: „Schöne, kräftige Leute! Schade, daß ſie nicht Soldaten ſind." — Der Landrath erwiederte: „Schade? Muß denn Alles Soldat ſeyn? Dieſe Leute hier ſind tüchtige Fabrikarbeiter und nützen als ſolche auch dem Vaterlande." — „Der preußiſche Staat", wandte Herr von Wolfersdorff ein, „iſt mächtig und groß geworden durch den glücklich geführten Krieg des großen Königs; ſeine Stärke und Kraft liegt in ſeiner Armee." — „Dagegen habe ich nichts", entgegnete der Landrath; „als aber die Gefahr da war, ſind auch aus hieſiger Gegend, aus meinem landräthlichen Kreiſe viele Landesſöhne, die nicht dazu verpflichtet waren, aus eigenem Antriebe frei zum Könige gegangen und haben in ſeiner Armee tapfer mitgefochten. Das weiß und ſchätzt der große König; aber gleich ſeinen Ahnherrn hat er bei ſeiner Huldigung feierlich der hieſigen Fabrikgegend die Cantonfreiheit verſprochen und durch ſein königliches Wort beſtätigt." — „Leider!" rief der General, „da trotzen ſie darauf"; und bald nachher rückte er an der Spitze ſeiner Leibcompagnie in das Bergſtädtchen Altena ein, um ſein gutes Werk zu verrichten. Die Bevölkerung erhob ſich, man läutete die Glocken und erwartete die Truppen in dem engen Hohlweg, der zur Stadt führt. Lange glühende Stangen hielten die Jungen entgegen, während die Alten ſie in den Feuereſſen glühten; Kinder trugen ſiedendes Waſſer in irdenen Töpfen herbei, und die Weiber goſſen es von Gärten und Dächern den Soldaten auf die Köpfe. Der General, der zum Glück nicht ſcharf hatte laden laſſen, mußte unverrichteter Sache abziehen, und die Altenaer jubelten und dankten am nächſten Sonntag Gott für den Sieg. Der General aber erhielt vom großen Friedrich folgende Cabinetsordre: „Mein lieber General-Lieutenant von Wolfersdorff. Es iſt offiziel angezeigt worden, welche Diſturbationen Er in dem Städtchen Altena in der Grafſchaft Mark gemacht hat. In Erwägung Eurer ſonſtigen Meriten will ich dieſe mauvaiſe Geſchichte für diesmal pardonniren, werde Euch aber nach Spandau ſchicken, wenn Ihr je eine ähnliche Abnormität Euch ſolltet zu Schulden kommen laſſen. Sansſouci, den 11. Auguſt 1770. Friedrich." Der General war klug genug, die Sache aus einer perſönlichen zu einer Regimentsangelegenheit zu machen, ließ ſein Regiment aufmarſchiren und ſprach, die Cabinetsordre in der Hand: „Federhelden, Fuchsſchwänzer haben uns bei Sr. Majeſtät dem Könige, unſerm allergnädigſten Herrn, angeſchwärzt. Nun, Strafe muß ſeyn, dem Einen ſo, dem Andern anders, und da iſt Keiner ausgenommen. Wir danken für die wohlgemeinte gnädige Strafe und wollen um ſo treuer unſere Schuldigkeit thun. Die Ehre des Regiments ſoll unſer Augapfel ſeyn. Paßt auf, Soldaten: Vivat der König, Hoch!"

Wir fügen noch hinzu, was Eylert von Friedrich Wilhelm's III. Anſichten über den Adel erzählt. Wie der König in dieſer Beziehung dachte, zeigten gleich einige Cabinetsordres, die er bei ſeinem Regierungsantritte erließ. Als der Großkanzler von Goldbeck einen Regierungsdirector zu Magdeburg zum Präſidenten vorſchlug und zugleich ihn zu adeln bat, ſchrieb er unterm 12. Dec. 1797 zurück: „Ich trage kein Bedenken, die Anſtellung des V. zum Präſidenten zu genehmigen, da er, wie ich weiß, ein ſehr tüchtiger, rechtſchaffener und thätiger Mann iſt; ſeine Ernennung aber zum Adel, die Ihr gleichzeitig mir vorſchlagt, hat mit der Stelle gar nichts zu thun." Als ein Bankier ſeines Geldes wegen geadelt zu ſeyn wünſchte, erwiederte er: „Daß, wenn Alle ſo dächten, wie der Bittſteller, bald kein einziger reicher Bürger mehr im Staate ſeyn würde; dagegen ſey ſein Trachten darauf gerichtet, recht viele reiche Bürger zu haben." Als im Mai 1798 Jemand ſeines Reichthumes und ſeiner Verdienſte wegen den Adel erbat, erwiederte der König drei Tage ſpäter: „Ohne darauf Rückſicht nehmen zu wollen, daß Dienſtleiſtungen nicht mehr, als die mit einem Amte nothwendig verknüpfte Pflicht ſeyn kann und ſeyn muß, ſo ſcheint es Mir, als wenn Ihr mit Dem, was man in unſeren Tagen Auszeichnung nennen könnte, nicht ganz richtige Begriffe verbindet. Da Ihr nach Eurer Aeußerung in der Lage ſeyd, Euren Kindern eine gute Erziehung zu geben, auch überdem durch pflichtmäßige Führung Eures Amtes Euch außer Meiner beſondern Zufriedenheit Achtung und wahre Auszeichnung verſchaffen könnt, ſo werdet Ihr wohl ſelbſt einſehen, daß ich unrecht handeln würde, in Euer Geſuch zu willigen, was Euch und dem Staate gar keinen Vortheil bringen würde. Uebrigens bin Ich Euer wohlaffectionirter König." Als der König auf einem Miniſterball bemerkte, daß ein junges bürgerliches Mädchen unbeachtet blieb, redete er es freundlich an und führte es ſelbſt zum Tanz. Als er der Stadt Potsdam ein köſtlich gebautes und prächtig möblirtes Caſino ſchenkte, weihete er es mit den Worten ein: „Ich habe dieſes Geſellſchaftshaus in der Abſicht geſchenkt, damit die Geſelligkeit dadurch gefördert werde. Dieſe aber entſteht durch den friedlichen Austauſch der Gedanken und Gefühle. Um ihn vor langweiliger Monotonie zu bewahren, ihn lehrreich und unterhaltend zu machen, iſt es nöthig, den Kreis der Mitglieder weit zu machen, verſchiedene Stände und jeden unbeſcholtenen gebildeten Mann mit ſeiner Familie aufzunehmen. Vivat die Harmonie des Caſino's!" Und als ihm ein hochſtehender Mann über dieſe Geſinnung Verbindliches ſagte, erwiederte er: „Iſt ja nicht der Rede werth, verſteht ſich in unſern Tagen von ſelbſt."

Die Auswanderungsfrage.

§ (Vom Taunus, im Nov. — Correſp.) Es iſt zweckmäßig, von Zeit zu Zeit zu überſchauen, was in den verſchiedenen Richtungen des Volkslebens geſchehen iſt, denn man erſieht daraus am beſten, was man weiter zu thun hat. In dieſem Sinne wollen wir kurz überblicken, was in der letzten Zeit in der Auswanderungsfrage gefördert oder verſäumt worden. Die ungewöhnlich ſtarke Auswanderung in den letzten Sommern mußte die Aufmerkſamkeit der Regierungen mehr als bisher auf dieſe Angelegenheit lenken. Erfreuliches iſt in Preußen geſchehen. Der König hatte den Wunſch ausgeſprochen: „Daß durch Ueberſiedlung von Coloniſten aus dem ſüdweſtlichen Deutſchland in die weniger cultivirten Provinzen ſeines Reiches edles deutſches Blut und reiche Kraft, welche ſich alljährlich nach Amerika wendet, wenigſtens theilweiſe dem Vaterlande erhalten werde." Der König

Digitized by Google

iſt hier ganz in die Bahn Friedrich des Großen getreten. Seinem wahrhaft deutſchen Wunſche hat man zu entſprechen angefangen. Die „Börſennachrichten der Oſtſee“ ſowie andere Blätter haben die Coloniſation der Oſtſeeprovinzen viel bevorwortet, welche jetzt auch begonnen zu werden ſcheint. Durch Entwäſſerung der vielen Laudſeen und Moore in Preußen und Pommern, die ohnedies das Klima verſchlechtern, werden Erobeeungen im Innern des Landes beabſichtigt. Der Preis der Grundſtücke iſt in dieſen Gegenden unglaublich niedrig und durch gemeinſchaftlichen Ankauf verſchuldeter Rittergüter ſinkt er noch mehr. Die Altenſteiner Kreiskorporation hat durch Ueberſiedlung einer Anzahl bäuerlicher Wirthe und Handwerker aus dem Odenwalde die aus ſechsundſiebenzig Perſonen beſtehende Colonie Rothfließ im Mai 1845 gegründet, welche nach der „Zeitung für Peeußen“ zu den erfreulichſten Hoffnungen berechtigt, indem die Thätigkeit der Einwanderer, beſonders der Feauen, auf's höchſte gerühmt wird. Neben ſolchem tüchtigen Beginnen darf man überſehen, daß die Berliner Auswanderung nach der Moskitoküſte, dem Urtheil der geſammten deutſchen Preſſe zum Trotze, dennoch ins Werk geſetzt wurde, aber auch bald ihr natüeliches Ende fand. — Oeſterreich ſah viele tüchtige Schwaben in ſein Siebenbürgen und ſein Banat einwandern. Briefen von der Temesmündung zu Folge waren ſie beſonders in letzterem Lande willkommen. Die Auswanderung dahin geht im Stillen fort, obgleich magyariſche Journale Preiſe auf die beſte Löſung der Frage geſetzt haben, wie die deutſche Einwanderung am ſicherſten zu hintertreiben ſey, während ihnen die Muſterwirthſchaften der deutſchen Bauern, die Intelligenz und der Fleiß der deutſchen Handwerker willkommen ſeyn ſollte; denn durch dieſe wird eher eine Blüthe Ungarns herbeigeführt werden, als durch die eitlen Declamationen über nationale Induſtrie. Preußen, und noch mehr Oeſterreich ſind durch die letzten Vorgänge in Polen doppelt veranlaßt, deutſche Kräfte nach Poſen und Galizien zu ziehen. Sie ſollten daher die deutſche Einwanderung nicht ſo erſchweren, indem Preußen von einem Ackerbauer 600 Rthlr. und Oeſterreich 800 Guld., Preußen von dem Handwerker 300 Rthlr. gefordert hat. In Nordamerika übt der Einwanderer bald Einfluß auf ſeine Regierung und damit auf die Geſchicke des Erdballs aus. Dies iſt eine Lockung, welcher Oeſterreich und Peeußen weniger Abſchreckendes und mehr Einladendes entgegenſetzen ſollten. Sie ſollten allein ſchon mit dem deutſchen Blute, dem deutſchen Fleiße, der deutſchen Treue zufrieden ſeyn und den Einwanderern alle mögliche Erleichterung und Unterſtützung angedeihen laſſen. Sie ſollten unſere Gränze gegen Oſten ſtärken mit den Kräften, welche nun nach allen Himmelsgegenden vergeudet werden.

Baiern hat auf dem Lechfelde die Gründung von Kolonien begonnen, und wird ſo ſeine Macht erhöhen. Aber ohne Vergleich: die meiſten Auswanderer ſuchen das Weite. Wer könnte die weltgeſchichtliche Miſſion der Vereinigten Staaten verkennen? Wer ſich nicht freuen, daß deutſche Männer unſern natüelichen Bundesgenoſſen, den ſie auch immer mehr für Deutſchland ſtimmen werden, in dieſem Augenblick ſo kräftig unterſtützen in der Ausdehnung des germaniſchen Einfluſſes über die romaniſche Bevölkerung des ſchönen Mexico? Aber an unſern eigenen Gränzen liegen andere Aufgaben uns näher. Mögen die Vereinigten Staaten etwas ſpäter in Japan und China gebieten: — — nähere Rückſichten heißen uns für den Augenblick alle unſere Kräfte zuſammennehmen. Iſt es ferner zweckmäßig für unſere Induſtrie, daß ſo viele Gewerbtreibende aus Sachſen und andern Gegenden nach Amerika ziehen, dort eine ſelbſtſtändige Induſtrie begründen und uns den Markt verderben? Wie Viele werden außerdem ſelbſt unglücklich! In Texas wird hoffentlich durch und nach dem mexicaniſchen Kriege eine beſſere Zeit beginnen, indem dieſe Gegenden nun mehr in das Geſammtleben der Vereinigten Staaten hineingezogen werden. Aus Braſilien und Peru aber dringen herzzerreißende Töne unſerer Landsleute in unſer Ohr. Und wie leiden ſie ſchon auf der Reiſe! Einzelne Gemeinden haben zwar die Fortſchaffung ihrer Armen übernommen. Aber ihre Kräfte reichen nicht dazu aus; auch iſt mancher Betrug und manche Mißhandlung ſchon vorgekommen. Sollten die Regierungen nicht übernehmen, was den einzelnen Staatsgliedern zu ſchwer fällt? Iſt es nicht empfindlich, daß Frankreich unſere Brüder, gegen ihren anfänglichen Plan, nach Algier ſchickt, und Belgien ſie wie Verbrecher uns zurückſendet? Mehrere Staaten haben nach Baierns Beiſpiel eine Ueberwachung der Auswanderung eintreten laſſen; aber iſt damit gründlich geholfen? Thaten, Thaten müſſen wir ſehen in unſerer Bekümmerniß. Zu allen andern Bedrängniſſen kommt noch die Noth der Lebensmittel! Während des Winters muß etwas beſchloſſen werden, damit die Auswanderung, auch der Armen, im Frühjahr ſicher eine zweckmäßige Richtung einſchlagen kann. Noch einmal: ſollen wir in dieſem Augenblick Hunderttauſende von rüſtigen Männern über den Ocean ziehen laſſen, anſtatt unſere Stellung zwiſchen der Mündung des Rheins und der Donau zu befeſtigen? Würde Oſtdeutſchland nicht der Zukunft ruhiger entgegen ſehen können, wenn es ſein germaniſches Element verſtärkte? Hat Deutſchland nicht nach Südoſten eine Beſtimmung zu erfüllen?

Mannichfaltigkeiter.

Zu den in neueſter Zeit am vielſeitigſten und in einer Maſſe von Schriften und Abhandlungen aller Art erörterten und in der That wichtigſten Fragen gehört auch die über die rechtliche Stellung der Deutſchkatholiken. Von großem Intereſſe für ganz Deutſchland waren die deßfalſigen Verhandlungen in der zweiten Kammer der badiſchen Stände auf dem Landtage von 1845 — 1846 und durch die ſämmtlichen Organe der Preſſe ſind ſie zur genügenden Kunde des Publikums gelangt; da aber Tagblätter flüchtiger Natur ſind und bald vorübergeweht werden, ſo hat man es für zweckmäßig erachtet, jene Verhandlungen in einer Druckſchrift zu ſammeln und zu veröffentlichen. Dieſe iſt bei C. Macklot in Karlsruhe erſchienen und enthält, nach einer kurzen Einleitung, Pfarrer Zittel's denkwürdige Motion, ſodann Rindeſchwender's Bericht, und hierauf die vollſtändigen in der genannten zweiten Kammer geführten Diskuſſionen über dieſen wichtigen Gegenſtand. Als Beitrag zur Tagesgeſchichte und beſonders zur Geſchichte des Deutſchkatholizismus verdient dieſe Schrift Beachtung, welcher wir ſie andurch zu empfehlen nicht unterlaſſen wollen.

(Zur Nachahmung.) Man lieſ't im „Schweizerboten“, daß eine wackere Schweizerin auf den Einfall gekommen, die heuer wohlgerathenen und ſehr nahrhaften weißen Rüben auf dem in jeder Küche vorfindlichen Reibbleich zu reiben, ſofort darunter $^{2}/_{3}$ geringſter Sorte Brodmehl zu mengen und nunmehr das Gemengte ganz ſo zu behandeln, wie es geſchieht, um Hausbrod zu backen. Siehe da; das ſo gewonnene Brod ward vortrefflich ſchmackhaft und über alle Erwartung nahrhaft befunden. Einſender dieſes ließ in ſeiner Jugend von alten Leuten ſagen, daß man vor Anpflanzung der Erdäpfel mit den weißen Rüben gehauſet habe. — Möge Obiges, weil bei den jetzigen Nahrungsſorgen vielleicht mehr als jedes andere Mittel entſprechend, zur Beherzigung dienen.

Vor einigen Tagen war in St. Saulge, im Allier-Departement, eine große Eberjagd. Ein Eber, dem in das Auge geſchoſſen worden war und welcher dennoch drei Stunden lebte, lief endlich in das Dorf St Feanchy, und flüchtete ſich dort in die Wohnung des Küſters, in welcher eine Frau mit ihrem Kinde

Digitized by Google

im Arm ſich befand. Die Frau ſtürzte hinaus und warf die Thüre hinter ſich zu. Der unwillkommene Gaſt zerſtörte Alles, was er im Zimmer fand. Zuletzt wollte er zum Fenſter hinaus, indeß hatte faſt das ganze Dorf das Haus umzingelt und verhinderte mit allen möglichen Waffen ſeinen Ausgang. Die Hunde kamen, der Eber flüchtete erſchreckt in das Bett und wurde dort erſchoſſen.

Das engliſche Arbeitshausſyſtem iſt ſo mangelvoll und die Menſchen entehrend, daß es keine Erdichtungen bedürfte, um die Unmenſchlichkeit deſſelben in helles Licht zu ſtellen; der kürzlich mitgetheilte Fall von Einſperrung zweier Kinder, die verhungert ſeyen, wird jetzt als eine pure Erdichtung hingeſtellt. (Aachn. Z.)

E. L. Bulwer erklärte bekanntlich vor einigen Jahren, daß er keinen Roman wieder ſchreiben würde. Er hält indeß zur Freude ſeiner zahlreichen Verehrer nicht Wort, denn in den nächſten Tagen erſcheint ein neuer Roman von ihm.

Literatur.

Ein deutſcher Leinweber, von Ludwig Storch. Leipzig, bei J. J. Weber.

Der bekannte Ludwig Storch gehört zu den fruchtbarſten unter denjenigen deutſchen Novelliſten, die ſeit einer Reihe von Jahren für das Leſebedürfniß des großen Publikums und der Leihbibliotheken geſorgt haben. Er hat eine Maſſe von größeren und kleineren Erzählungen geſchrieben und ſich in verſchiedenen Gattungen mit günſtigem Erfolg bewegt. Man kann ihn nicht zu Denen zählen, welche die Literatur mit Meiſterwerken bereichert haben, doch bleibt ihm das Verdienſt, den leichteren Anforderungen genügt und für Unterhaltung geſorgt zu haben; denn er beſitzt Erfindungsgabe, verſteht ſich auf den Effect und weiß anziehend zu erzählen. Beſonderen Beifall haben ſeine größeren hiſtoriſchen Romane gefunden. Er iſt bei der Wahl ſeiner Stoffe glücklich geweſen und hat immer ein gutes Stück Geſchichte zu verarbeiten gewußt, wenn auch nicht tief aufgegriffen, doch lebendig dargeſtellt und raſch fortſchreitend gehalten. Dies finden wir auch im deutſchen Leinweber, deſſen Mittelpunkt die Geſchichte und Charakteriſtik des berühmten Geſchlechtes der Fugger bildet. Der Stammvater dieſer Familie war Johannes Fugger, ein Weber aus dem Dorfe Göggingen bei Augsburg, deſſen Sohn einen Leinwandhandel in Augsburg anlegte. Dieſer zweite Fugger begründete den ſchnell wachſenden Reichthum der Familie; ſeine Enkel liehen ſchon an den Kaiſer Marimilian bedeutende Summen und wurden von demſelben in den Adelſtand erhoben; noch höher ſtieg das Geſchlecht, als Kaiſer Karl V. bei einem Fugger zu Augsburg während des Reichstages 1530 wohnte und Raimund und Anton Fugger in den Grafen- und Pannerſtand erhob und ihnen bald darauf ſogar fürſtliche Gerechtſame verlieh. So hoch die Fugger aber auch in Würden und Anſehen ſtiegen, ſo gaben ſie doch den Handel nicht auf und ſuchten den Glanz ihres Hauſes vorzüglich darin, daß ſie Künſte und Wiſſenſchaften auf das Freiſinnigſte und Reichlichſte unterſtützten, herrliche Kunſtſammlungen anlegten, prachtvolle Bauten unternahmen und ſich überhaupt durch ſchöne und gemeinnützige Beſtrebungen aller Art auszeichneten. Ihr Reichthum wurde weltberühmt und als Kaiſer Karl einſt zu Paris den königlichen Schatz ſah, ſagte er: „Zu Augsburg iſt ein Leinweber, der kann das Alles mit eigenem Golde bezahlen.“ — Um dieſe Hauptperſonen bewegen ſich in dem genannten Romane eine große Anzahl von andern mehr oder minder hervorragenden Individuen, welche theils hiſtoriſch, theils Fictionen des Dichters ſind, ſo wie auch die wichtigſten Erſcheinungen jener Zeitperiode als Hintergrund des Romanes dienen. Dieſe Reichhaltigkeit des Stoffes und der Charaktere, ſo wie die anziehende und ſpannende Verwickelung der Intrigue haben den deutſchen Leinweber bereits zu einer Lieblingslectüre des großen Publikums gemacht und ihm die Auszeichnung, wenn man es ſo nennen darf, verſchafft, für die Bühne bearbeitet zu werden.

Korreſpondenz.

Mainz, im Nov.

(Schluß.)

Das Mainzer Hoſpital iſt ein Zufluchtsort für alle chriſtliche Confeſſionen. So ſoll es auch ſeyn; ſo iſt es chriſtlich und menſchlich recht. Chriſtus ſagt: „Kommt zu mir, Alle, die ihr krank und hülfsbedürftig ſeyd!“ Er erzählt die ſchöne Parabel vom barmherzigen Samariter zur ewigen Lehre für alle Völker und Zeiten. Die barmherzigen Schweſtern ſind ihrer ganzen Verfaſſung nach ultra-katholiſch; Ultra's von jeder Sorte ſind Proſelytenmacher; dies iſt eine nothwendige Conſequenz. Es iſt daher ſehr gewagt, Ultra-Katholiken die alleinige Pflege in einem Hoſpital anzuvertrauen, das auch für andere Confeſſionen beſtimmt iſt. — — — — Jedes Ultra iſt vom Uebel. Der Ultramontanismus hat die Deutſchkatholiken geſchaffen, er hat die Schweiz in Bürgerkriege geſtürzt und ſchwingt zu Luzern mit fanatiſchem Muth das Morddeil; er hat ganz Europa in eine confeſſionelle Spannung verſetzt, deren Auflöſung durch einen Religionskrieg faſt nicht mehr zu den Paradoxen gehört. Was haben die Katholiken, was der katholiſche Glauben, ja was ſelbſt die katholiſche Kirche dabei gewonnen? — So nahe es liegt, wir behaupten dennoch nicht ein planmäßiges Einverſtändniß der barmherzigen Schweſtern mit den Ultramontanen; aber ſie ſind deſſen verdächtig: durch ihre ſecundären Tendenzen, durch die Schroffheit ihres Glaubensbekenntniſſes, durch die regelmäßige und unmittelbare Folge ihrer Wirkſamkeit und vor Allem durch die geheime, lichtſcheue Organiſation ihres Ordens. Sollen wir dieſen Orden, der einem ſolchen Verdachte ausgeſetzt iſt, in unſere Stadt einführen? Die barmherzigen Schweſtern wollen die Kranken pflegen; ſie entäußern ſich, wie ſie ſagen, nur zu dieſem Zwecke jeder Individualität. Das iſt, wenn auch vielleicht zu ſtrenge, dennoch bewunderungswürdig, aber doch wahrlich kein genügender Grund, ſie hierher zu rufen, wo man ihrer gar nicht bedarf. Ein anderer Grund aber wird eigentlich doch nicht angegeben. Mögen ſie dahin gehen, wo man ſie nöthiger hat, als in Mainz; mögen ſie ihre Thätigkeit ſolchen Inſtituten zuwenden, die arm ſind, daher wohlfeile Krankenpflege brauchen; mögen ſie ſich nur auf die Krankenpflege beſchränken und ſich um die Verwaltung nichts kümmern!

Aus dem Herzogthum Naſſau, 30. Nov.

So ſegensreich auch die diesjährige Weinleſe im Rheingau ausgefallen, ſo ergibt ſich doch jetzt, daß in Betreff ihres Belanges die vorläufigen Abſchätzungen ſehr übertrieben waren. Nur ein Beiſpiel anzuführen: aus der amtlichen Erhebung des in der Gemarkung Rüdesheim eingekelterten Moſtes erhellt, daß deſſen Betrag 660 Stück nicht überſchreitet, indeß ſolcher auf 1500 Stück annähernd angegeben wurde. Dieſe Gemarkung aber liefert nicht nur, mit Ausnahme von Hallgarten, — wozu auch der berühmte Steinberg gehört — und Schloß Johannisberg, das vorzüglichſte Gewächs des Rheingaues, ſondern iſt auch die umfänglichſte. Ihr amtlich ermittelter Ertrag kann daher vorläufig als maßgebend für die Reduction der Angabe angenommen werden, wornach ſich der geſammte Weinertrag des Rheingaues in dieſem Jahre auf 80,000 Stück berechnete. — Für das diesjährige Erzeugniß der großen Weingärten, das zumeiſt ſo ſpät als möglich eingethan wurde und bei deſſen Einkellerung man ſorgfältig die Regentage vermied, läßt ſich noch gar kein Preis beſtimmen, weil noch nichts davon in die zweite Hand überging und die Producenten, mehr oder minder reiche Leute, auch keinen Grund haben, ſich mit dem Verkauf zu beeilen. Von den Erzeugniſſen der kleineren Weingärten, den ſogenannten Bürgerweinen, dagegen werden von den Producenten die geringeren Sorten zu 300 fl. das Stück, die vorzüglicheren zu 600 fl. gehalten. Indeß ging auch davon bis jetzt nur ſehr wenig um, weil ſich noch keine Käufer im Großen eingefunden haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Dec. (Neu einſtudirt): Bürgerlich und romantiſch, Luſtſpiel in 4 Abth., von Bauernfeld. (Gaſtrolle) Catharina von Roſen: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Donnerſtag, 3. Dec. Der Freiſchütz, romantiſche Oper in 4 Abth., Muſik von C. M. v. Weber.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 334. Freitag, den 4. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

II.

Acht Jahre ſpäter, nämlich im Jahre 1560, ſaß in dem Hauſe des Bürgers Landry zu Senlis deſſen Frau Margarethe, und harrte ängſtlich der Rückkehr des geliebten Mannes, die Blicke von der Bibel, in welcher ſie las, oft mit Unruhe auf die vor ihr ſtehende Sanduhr werfend, deren Sand mehr und mehr verrann. Bald ſah ſie auf ihren Knaben Raoul, der, an ihrer Seite ſitzend, in dem Lehnſtuhl des Hausherrn eingeſchlafen war, indem er die Buchſtaben des heiligen Buchs auf den Knieen der Mutter zu buchſtabiren verſucht hatte. Sie beugte ſich jetzt über das Kind, indem ſie es mit Augen voll unausſprechlicher Liebe anſah, denn es war ein wunderſchöner Knabe, der ihrem Gatten ſprechend ähnlich ſah, und ſie glaubte, alle Mütter müßten eiferſüchtig ſeyn auf ihr Glück. Sogleich aber machte ſie ſich dieſen Stolz zum Vorwurf, fürchtend, daß Gott ſie wegen ihres mütterlichen Hochmuths ſtrafen würde. Und doch liebte ſie das Kind am meiſten darum, weil es ſeinem Vater ſo ähnlich ſah, und es iſt ja eine der ſchönſten Tugenden des Weibes, den Mann zu lieben in allen Verhältniſſen des Lebens — ihn auch dann zu lieben, wenn er dieſe Liebe nicht erkennt.

Die Sanduhr verkündete jetzt die neunte Abendſtunde, und noch immer kehrte Landry nicht zu der beſorgten Gattin zurück, da erſt, wenn die Zeit der Ruhe für die Katholiken heran kam, das Leben für die Proteſtanten begann, die den Tag über hinter den Mauern ihrer Häuſer Schutz fanden gegen den Volkshaß, die aber Beſchimpfungen, ja ſelbſt Thätlichkeiten ausgeſetzt waren, ſobald ſie ſich öffentlich zeigten. Begegneten ſich zwei Freunde, ſo mußten ſie fürchten ſich die Hände zu drücken; trafen zwei Unglückliche zuſammen, ſo mußten ſie Anſtand nehmen, ſich zu vereinigen und ſich ihren Kummer mitzutheilen und ſich gegenſeitig zu tröſten. Jedes Murren ward als eine Beleidigung gegen die Herren von Guiſe, gegen Katharina von Medizis und ihre königlichen Söhne angeſehen. Die Hinrichtung Annens du Bourg, die auf dem Platz Maubert den Tod erlitt, ſo wie jene der Anhänger La Renodies, deren Körper auf den Zinnen des Schloſſes Amboiſe den Raubvögeln überlaſſen wurden, und ſo viele andere, begangenen Mordthaten, hingen wie eine ewige Drohung über den Häuptern der Proteſtanten.

Margarethen war es unbekannt, ob die öfteren nächtlichen Abweſenheiten ihres Mannes zum Zwecke hatten, mit den übrigen Proteſtanten ſich auf eine Rache für die ermordeten Brüder vorzubereiten. Als Gattin und Mutter fügte ſie ſich in Geduld in Alles, was geſchah. Aber die Feinde der Proteſtanten mißbrauchten ihren Triumph; ſie wollten das verfolgte Häuflein durch Verzweiflung zur Empörung treiben, daher wurden neue Edikte erlaſſen, durch welche ihnen das gemeinſchaftliche Gebet unterſagt wurde, und der Connetable Anna von Montmorency, ſeit kurzem mit dem Hauſe Lothringen verſöhnt, war von dem Hofe wieder zu Gnaden angenommen und bewohnte ſeit einigen Tagen ſein in der Nähe von Senlis gelegenes Schloß Chantilly. Gott allein wußte, welchen Preiß er für ſeinen wiedererlangten Einfluß zahlen mußte, und die Proteſtanten fürchteten, daß ſeine Anweſenheit das Signal zu erneuerten, heftigeren Verfolgungen ſeyn würde. Dieſes bedenkend, zitterte auch Margarethe, denn das Herz hat Inſtinkte von Furcht, deren es ſich nicht erwehren kann. Als Landry noch immer nicht kam, öffnete die geängſtete Frau endlich unter Herzbeklemmung das Fenſter und ſtarrte in die gewitterſchwangere Nacht hinaus. Der Himmel war ſchwarz überzogen, der Wind ſauſ'te mit Heftigkeit über die menſchenleeren Straßen. Endlich ſchallten Schritte auf dem Platze, und eine Männergeſtalt kam in der Richtung auf das Haus zu; aber es war zu dunkel, um ſeine Züge erkennen zu können. Als der Kommende aber wirklich das Haus betrat, eilte ihm Margarethe mit erleichtertem Herzen bis an die Thürſchwelle entgegen; doch ſie bebte mit einem unterdrückten Schrei zurück, als ſie in dem durch ihre alte Magd hereingeleiteten Mann einen Fremden erkannte. Dieſer nahm den Hut ab, und den Mantel zurückſchlagend, ſagte er: „Erkennt Ihr mich, Madame?"

„Claude Stocq!" rief Margarethe ſtaunend aus.

„Es ſcheint, daß eine ſiebenjährige Trennung meine Züge nicht aus Euerm Gedächtniß verwiſcht hat," ſagte der Fremde mit bitterm Spott. „Freilich der Haß erinnert ſich eben ſo gut, wie die Liebe."

Da ihm Margarethe, die ihn mit ängſtlichen Blicken anſtarrte, die Antwort ſchuldig blieb, ſo ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: „Ich muß Euch ſprechen, Madame! Da aber das, was ich Euch zu ſagen habe, keine Zeugen duldet, ſo wollt Eure Dienerin hinausſchicken."

Faſt beleidigt durch die Art und Weiſe des Mannes, deſſen Gegenwort ihr ſichtlich bedrückend war, ſagte Margarethe: „Mein Mann wird ſogleich nach Hauſe kommen."

„Das wird er nicht," fiel Claude Stocq in die Rede, „denn er befindet ſich bei einer hugenottiſchen Berathung, welche am andern Ende der Stadt abgehalten wird. Doch ſollte er mich auch hier überraſchen und ſich durch meine Gegenwart beleidigt fühlen, ſo wißt Ihr wohl, daß ich der Mann nicht bin, der vor irgend einem Hinderniß zurückbebt. Ich will unter vier Augen mit Euch reden, und ich werde es, gebietet daher dieſem Weibe, ſich zu entfernen, und . . ." ſetzte er hinzu, indem er den ſchlafenden Knaben erblickte, „und dieſes Kind mitzunehmen."

Hierauf trat er vor den Knaben hin, ſtrich ihm das lockigte

Digitized by Google

Haar von der Stirne und ſagte mit einem unterdrückten Seufzer: „Fürwahr ein ſchönes Kind! es ſieht Euch ähnlich."

Raoul erwachte, und einen unbekannten Mann vor ſich ſehend, rief er ängſtlich nach der Mutter, an die er ſich anſchmiegte, indem er dabei Blicke voll Furcht auf Claude Stocq warf. Margarethe küßte das Kind und übergab es der Magd zum Fortbringen, die auch alſobald mit ihm in einer Nebenſtube verſchwand. Als ſie fort war, hieß der Fremde die in ängſtlicher Erwartung harrende Margarethe niederſitzen, rückte für ſich einen Seſſel herbei, auf deſſen Rücken er ſich lehnte, indem er die bebende Frau unverwandt anſah, und hob dann mit feſter Stimme an: „Margarethe, ich liebe Euch noch immer."

„Habt Ihr vergeſſen, daß ich verheirathet bin?" gab ihm dieſe würdevoll zur Antwort und ſtand beleidigt auf.

„Im Gegentheile, ich erinnere mich deſſen nur zu ſehr," ſagte Claude Stocq mit kalter Ruhe. „Und doch wird dieſe erſte Rede, die Euch verletzt, auch die letzte ſeyn, die ich an Euch richte . . . Hört mich an: alles, was ich Euch zu ſagen habe, iſt in dem verhängnißvollen Kreis dieſer Worte eingeſchloſſen; und wie ſonderbar und wahnſinnig ſie Euch im Anfang auch ſcheinen mögen, ſo wartet, um mir Schweigen aufzuerlegen, bis das Gefühl der Schande Eure Stirne gebeugt hat, und ich, um Euch zu erheben, Euch die Hand gereicht habe mit den Worten: Margarethe, ich liebe Euch noch immer."

„Schande," dachte Margarethe: „wie ſollte das Gefühl der Schande und das reine Weib zuſammen kommen?" Da ſie aber ahnte, daß ihr der Unheimliche irgend ein Unglück zu verkünden habe, ſo forderte ſie ihn jetzt ſelbſt zum Sprechen auf. Stocq deutete ihr an, wieder Platz zu nehmen, und nachdem auch er ſich niedergeſetzt hatte, hob er alſo an:

„Heute ſind es gerade ſieben Jahre, daß mein Vater mich dem Eurigen vorſtellte. Ich ſah und liebte Euch . . . Zwei Monate ſpäter waren wir Verlobte. Ich hatte ſeit kurzem den Connetable Anna von Montmorency verlaſſen, dem ich als Geheimſchreiber gedient hatte, und ſo ward denn von unſern beiderſeitigen Familien beſchloſſen, daß in Erwartung unſers Hochzeitstages, der auf ein Jahr hinausgeſchoben war, ich mich nach Paris begeben ſollte, um bei Ambroſius Paré Medizin zu ſtudiren. Auf Euer Wort vertrauend, reiſ'te ich ab; mein Vater ſtarb, und bevor das Jahr noch abgelaufen war, erfuhr ich, daß Ihr dem gegebenen und empfangenen Wort zum Hohne, Hand und Herz an einen Andern verſchenkt hättet."

„Herr, ich war dem Willen meines Vaters Gehorſam pflichtig," entſchuldigte ſich Margarethe nicht ohne ſichtliche Befangenheit. „Ich nahm Euch ohne Murren als Bräutigam an, denn damals kannte ich weder Haß noch Liebe . . . aber ſeitdem . . . vergebt . . ."

(Fortſetzung folgt.)

Sonette. *)

1.

Im Nonnenſchleier liegen Hain und Pfade,
Wie eine Schaar von weißvermummten Frauen
Starrt geiſterhaft der Wald auf Thal und Auen,
Als Silberberg verkappt ſich die Kaskade.

Geharniſcht ſchmiegt der Strom ſich an's Geſtade,
Den Wolkenmädchen möcht' er ſich vertrauen,
Die thränenſchwer zu ihm herniederſchauen —
Kurz, Erd' und Himmel ſpielen Maskerade.

Da ſeh' ich Dich, mich ganz Dir zu verbünden, —
Wie auch zu lieben dieſes Herz verhehle,
Dein ſchöner Blick vermag es zu entzünden.

Du biſt die zauberſtrahlende Juwele,
Die, bunt ſich ſpiegelnd auf den ſtarren Gründen,
Den Frühling ruft in meine trunk'ne Seele.

2.

Die Droſſel ſchlägt und Nachtigallen flöten,
Erwachend rauſcht der Fluß in ſeinem Bette,
Der Frühling ſprengte des Gefangnen Kette
Und den Tyrann, den Winter, ließ er tödten.

Die Blumen, die ſich allgemach erhöhten,
Begehen feierlich die Oſtermette,
Die Wieſenknaben mit dem Sammtbarette,
Die Roſen, die wie Mädchen keuſch erröthen.

Und naht die Nacht mit ihren Sternenſchatten,
So ſteigen Elfen aus den Kelchen nieder
Und ſchweben tanzend auf den grünen Matten.

Sie ſchlüpfen dann zu Menſchen hin und wieder,
Daß Jedem, auch dem Lebensüberſatten,
Ein holder Frühlingsrauſch belebt die Glieder.

3.

Der Flieder klopft mit duftig weißen Trauben
Des niedern Kirchenfenſters blanke Scheiben,
Als wollten ſeine grünen Händchen ſchreiben
In's fromme Glas auch ihren frommen Glauben.

Und an der Thüre flattern weiße Tauben,
Als liebten ſie ein gottesfürchtig Treiben,
Und möchten treu auch beim Gebete bleiben
Den Dorfbewohnern in den Sonntagshauben.

Die Orgel rauſcht in mächtigen Accorden,
Andacht verklärt ſich brünſtig im Geſange,
Des Gottes voll iſt jede Bruſt geworden:

An Dich, Du Holde, denk' ich ſeligbange,
Und betend fluthen in des Herzens Borden
Der Liebe Melodien im hellſten Klange.

*) Aus: „Gedichte von Adolf Böttger. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Klemm. 1846."

Empörende Behandlung eines aus Afrika zurückkehrenden kranken deutſchen Coloniſten.

Der elſäßiſche Kurier ſchreibt: Ein deutſcher Koloniſt, welcher aus Algier in ſeine Heimath zurückkehren wollte, wurde unterwegs von einem anſteckenden Fieber befallen und genöthigt, die Behörden um Unterſtützung zu bitten; dieſe bewilligten ihm einen Karren, auf welchem man den fieberkranken und entſetzlich leidenden Menſchen von einer Station zur andern in Kälte und Nebel fortſchaffte. Nach einer langen, ſchmerzlichen Reiſe gelangte er endlich an die Gränze des Elſaßes, und ſein Zuſtand hatte ſich ſo verſchlimmert, daß es ihm unmöglich war, weiter zu fahren. Die Lokalbehörden erlaubten ihm aber nicht, zu verweilen, und ſchickten ſich denſelben zu, um ſich ſeiner zu entledigen. So kam er durch Belfort, Kolmar und Schlettſtadt. Sein Leib war geſchwollen, ſein Geſicht verſtellt, und es war vorauszuſehen, daß er nur noch einige Stunden zu leben habe, als der Fuhrmann

Digitized by Google

ihn an die Mairie von Schlettſtadt brachte; da wurde ihm ungeachtet ſeines entſetzlichen Zuſtandes der Eintritt in das Spital verweigert, und obgleich dieſer Unglückliche ſchon die Reiſe von Kolmar nach Schlettſtadt gemacht hatte, ſo ſchickte ihn doch der Maire mit einem Polizeidiener nach der Eiſenbahn, um denſelben auf einem offenen Waggon nach Erſtein zu expediren; allein auf die Bemerkung der Perſonen, welche gegenwärtig und über dieſes kalte barbariſche Betragen empört waren, verweigerte der Chef der Station, ihn anzunehmen, aus Beſorgniß, er möchte unterwegs ſterben; da wollte ihn der Polizeidiener auf dem naſſen Boden der Station liegen laſſen, und erſt, nachdem ihm dieſes von dem Aufſeher verboten worden und nach vielen Schwierigkeiten und durch den Unwillen der anweſenden Perſonen bewogen, führte er ihn wieder auf die Polizei zurück. Da wurde er wieder vor der Mairie auf dem Pflaſter hingeſetzt, wo er lange verblieb, bis man ſich endlich mit einbrechender Nacht entſchließen mußte, ihn ins Spital aufzunehmen, und dies noch mit dem Vorbehalte, daß er den andern Morgen nach Erſtein fortgeſchafft werden ſolle. Das Fieber erſparte der Verwaltung den neuen Skandal, indem der Unglückliche einige Stunden nach ſeiner Ankunft im Spital verſchied. Dieſe Mittheilungen franz. Blätter über die empörende Behandlung eines aus Afrika zurückkehrenden kranken *deutſchen* Coloniſten von Seite *franzöſiſcher* Gemeinde und Civilbehörden, welche den Sterbenden bis auf ein paar Stunden vor ſeinem Tode bei Sturm und Regen auf offenem Karren, auf dem Straßenpflaſter und dem ſteinernen Boden der Stationshäuſer der Eiſenbahn herumſchleppten und ſich denſelben gegenſeitig aufbürden wollten, wirft wiederum einen jener entſetzlichen Schlagſchatten auf unſere jetzigen Zuſtände, der mehr ſpricht, als unſere dickſten ethnographiſchen Werke und der auf unſern von dem craſſeſten Formelnweſen ſtarrenden, jedes lebendigen Geiſtes entbehrenden geſellſchaftlichen Organismus ein trauriges Licht wirft. Denn ob dieſſeits oder jenſeits des Rheines, die Geſetze der Menſchlichkeit ſind ſich gleich, ihre Vernachläſſigung aber leider auch. Solche Vorkommniſſe müſſen einem wie die beißendſte Satyre, wie die bitterſte Ironie auf die *Lehre vom chriſtlichen Staat* vorkommen, und es ſcheint, als ob die Bosheit des Zufalls ſolche gerade zu Zeiten auftauchen laſſe, wo die Mildthätigkeit mit den vollſten Backen in die Poſaune ſtößt und ſich gegenſeitig becomplimentirt.

(Oberrh. Ztg.)

H. Rau's „Allgemeine Kirchengeſchichte."

(Im Verlage der literariſchen Anſtalt in Frankfurt am Main.)

Mit Vergnügen ergreifen wir die ſich darbietende Veranlaſſung, um nochmals auf das treffliche Buch unſeres werthen Landsmannes zurückzukommen. Eine der achtbarſten Stimmen Deutſchlands, der würdige badiſche Abgeordnete *Zittel* (in ſeinem „Morgenboten") hat dem, überall mit Freude aufgenommenen Buche die ehrenvollſte Anerkennung zu Theil werden laſſen, und man wird zugeſtehen, daß ein ſolches Urtheil, von einem der edelſten Charaktere und dem gediegenſten Kenner ausgehend, für den Werth des Buches in hohem Grade maßgebend iſt. Wir glauben uns unſere Leſer durch Mittheilung einiger Auszüge aus dieſer Recenſion (in Nro. 87 des genannten Blattes) freundlichſt zu verbinden, und fügen im Intereſſe der guten Sache den Wunſch hinzu, daß die Rau'ſche Kirchengeſchichte eine recht große Verbreitung erlangen möge, da wir wenige Bücher dieſer Art kennen, welche die Geſinnungstüchtigkeit und Thatkraft in ſo hohem Grade zu erwecken und zu ſtärken vermögen. Den Freunden des geiſtigen und religiöſen Fortſchritts wüßten wir zu Weihnachtsgeſchenken nichts Paſſenderes und Nützlicheres zu empfehlen, als das im Verhältniß zu ſeinem großen Umfange äußerſt wohlfeile Buch von H. Rau.

In der oben genannten Recenſion heißt es unter Anderm: „H. Rau hat bei ſeiner Darſtellung der chriſtlichen Kirchengeſchichte eine Aufgabe gewählt, die von unſerer Zeit dringend gefordert iſt, und er hat ſie mit ſeltenem Geſchicke gelöſt. In bildender, klarer, jugendlich friſcher und lebendiger Sprache zeichnet er jede Periode, Perſönlichkeit und Erſcheinung. Es iſt nicht der Gelehrte, der über mühſam Errungenes ſchwer verſtändlich redet, nicht der Hiſtoriker, der theilnahmslos referirt, es iſt der *geiſtvolle Kämpfer*, in deſſen Gemüth die Geſchichte, ohne den Charakter der Wahrheit zu verlieren, ſich lebendig geſpiegelt hat, aus dem ſie hervorgehend den Leſer mit Trauer, Entrüſtung und Begeiſterung ergreift."

— — „Unſtreitig hat Rau in der Entwickelung der Hierarchie auch dem Kundigen auf dieſem Gebiete neue Seiten gezeigt, insbeſondere den Idealiſten in der Betrachtung des Papſtthums deutlich genug gemacht, wie ſehr *menſchlich* in der Entwickelung der „*göttlichen*" Idee des Papſtthums bis auf deren Ueberwindung durch Luther es zuging."

— — „Wir haben dieſe Erinnerungen gern bei einem Buche ausgeſprochen, das uns einen ſo hohen Genuß gewährte; das ein ſo leuchtendes und kräftiges Zeugniß des Geiſtes iſt, der, die Gegenwart durchzuckend, eine große Zukunft verbürgt. Möge das deutſche Volk, dem das Buch gewidmet iſt, Erkenntniß, Kraft und Begeiſterung für die Sache der religiöſen Freiheit aus ihm ſchöpfen; mögen Geiſtliche es empfehlen. Niemand, der es mit Nachdenken lieſt, wird es aus der Hand legen, ohne von der es durchdringenden Begeiſterung für die nach religiöſer Freiheit ſtrebende Menſchheit ergriffen zu werden. Wir empfehlen es darum dringend zur Lektüre, und hoffen, daß Geiſtliche für ſeine Verbreitung thätig ſeyn werden. Die Ausſtattung iſt ſehr ſchön."

Mannichfaltigkeiten.

In der letzten Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft in London wurde angezeigt, daß die Hudſonsbay-Geſellſchaft eine wohl ausgeſtattete *Polar-Expedition* zu dem Zwecke ausgerüſtet habe, den noch nicht durchforſchten Theil der Küſte am nordöſtlichen Winkel des amerikaniſchen Feſtlandes zu unterſuchen. Die Expedition, aus elf Perſonen und zwei Eskimos als Führern beſtehend, trat am 5. Juli in zwei Booten ihre Fahrt unter günſtigen Umſtänden an, indem das Eis ſich von den Ufern der Bay in einer früheren Periode der Jahreszeit, als gewöhnlich, zurückgezogen hatte.

(*Dienſtpflicht.*) Von dem dermaligen General-Prokurator *Eichhorn*, der ein 80jähriger Greis, vor kurzem aus „unbekannten Urſachen" ſeine Entlaſſung gefordert hat, erzählt man folgenden ſchönen Zug: „Zur Zeit des Marſchall Davouſt, tyranniſchen Angedenkens, war Eichhorn Staatsprokurator in Hamburg. Davouſt forderte von ihm, er ſolle auf Todesſtrafe gegen einen Angeklagten antragen; der Prokurator aber lehnte dieſes Anſinnen als rechts- und verfaſſungswidrig ab, und als Davouſt drohte, er werde ihm bei fortgeſetzter Weigerung den Kopf vor die Füße legen laſſen, antwortete er dem Marſchall: „das werde er abwarten."

Jeſuiten ſind in Ulm angekommen! Wer hätte das gedacht, wird man ausrufen — und doch iſt es ſo. In den Ulmer Blättern iſt nämlich deutlich zu leſen: „*Jeſuiten als Lichtlöſcher* ſind wieder angekommen bei G. H. Schröder."

(Augsb. Abendztg.)

Digitized by Google

(Berlin, 26. Nov.) Faſt ſämmtliche Blätter Deutſchlands haben die Entdeckung des Dr. Blaudet in Paris, in Betreff der Wiederherſtellung der Stimme bei menſchlichen Leichen erwähnt. Dieſe Entdeckung iſt nicht neu. Der berühmte Anatom und Phyſiolog, Profeſſor Dr. Müller, aus Koblenz gebürtig, hat ſchon vor Jahren die Entdeckung gemacht, daß der Kehlkopf die Töne hervorbringt, und in Verbindung mit den übrigen Sprachwerkzeugen auch bei einem Todten den Ton der Stimme wieder hervorzubringen vermag.

(Boſtoner gute Leute.) In Boſton iſt unter dem Titel: „Our first men" eine Broſchüre erſchienen, in der eine Statiſtik der reichen Leute in Boſton, deren überwiegende Mehrzahl ihr Vermögen durch Handel und Gewerbe erworben hat, enthalten iſt. Dieſem Werke zufolge giebt es dort einen Mann, welcher 6 Mill. Dollars werth iſt, 3 Perſonen beſitzen 2 Mill., 3 $1^1/_2$ Mill., 9 eine runde Million; 6 werden auf 600,000 Dollars geſchätzt, 14 auf 500,000, 10 auf 400,000, 31 auf 300,000, 65 auf 200,000 und 314 auf 100,000. Die Zehntauſende ſind bei dieſen Angaben übergangen, denen zufolge alſo 456 Perſonen zuſammen einn Kapital von 93,800,000 beſitzen.

Der löbl. Magiſtrat zu Coburg hat die gute Einrichtung getroffen, daß Leute, welche Arbeit ſuchen, aber auch ſolche, welche Arbeit geben wollen, ſich bei dem Polizei-Bureau melden können und Anweiſung erhalten.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 1. Dec.

Vorgeſtern wurde auf unſerer Bühne die nach dem Franzöſiſchen des St. Georges von Grünbaum bearbeitete und von dem unermüdlichen F. Halevy componirte Oper: „die Musketiere der Königin" zum Erſtenmale aufgeführt. Ihre äußerliche Ausſtattung war neu und glänzend, die Leiſtung des Orcheſters ausgezeichnet und die Darſtellung in ihren anziehendſten Momenten ſehr zu loben. Im Allgemeinen hat auch die neue Oper gefallen, jedoch nicht in dem Grade, daß ſie einen ſtürmiſchen Enthuſiasmus wie in Paris hätte erregen können. In Deutſchland enthuſiasmirt man ſich nicht ſo leicht, weder in Kunſt, noch in Wiſſenſchaft; wenn aber einmal die Begeiſterung da iſt, gleichviel ob mit oder ohne Grund, dann wirkt ſie auch um ſo nachhaltiger und kennt keine Gränzen mehr, wie wir erſt neulich bei einer reiſenden Kunſtnotabilität geſehen haben. Unter den Mitſpielenden war auch das neuengagirte Mitglied der Oper, Hr. Kreuzer, der den Olivier mit künſtleriſcher Vollendung ſang und ſpielte und dafür zu wiederholten Malen den aufmunterndſten Beyfall erntete. — Molière's Tartüffe wurde am letzten Freitag gegeben. Die in ihrer dramatiſchen Anlage und Ausführung ſo höchſt charakteriſtiſche Titelrolle wurde von Hrn. Becker mit viel Eigenthümlichkeit und Feinheit dargeſtellt, ſo daß der Erfolg der Vorſtellung ſchon dadurch allein geſichert ſchien, wiewohl auch die übrigen Mitſpielenden, Mad. Grahn, Hr. Sieck, Fräul. M. Fürſt ꝛc. nach Maßgabe ihrer Rollen zu dem Succeß des Stückes mitzuwirken bemüht waren.

Bornheim, 30. Nov.

Am 25. d. Mts. fand dahier im Saale „zur weißen Lilie" die, auf Anregen des Hrn. Lehrers Wolf, von dem Frankfurter Blechinſtrumentalmuſikverein zum Beſten der hieſigen Kleinkinderſchule veranſtaltete Abendunterhaltung ſtatt, bei welcher Gelegenheit ſich der genannte, unter der Leitung des Hrn. W. Triebel ſtehende Verein durch den präciſen Vortrag der Tonſtücke allgemeinen Beifall erwarb. Nicht minder ſprachen die Soli's, ausgeführt von den Herren W. und C. Triebel und Traub, ſo wie das treffliche Pianoforteſpiel des Hrn. Lehrers Wolf an. Ihnen, wie allen Mitwirkenden ſind die Freunde der Kleinkinderſchule zum innigſten Danke verpflichtet, indem für letztere, noch ſehr der Unterſtützung bedürfende Anſtalt bei dieſem Konzert die Summe von 65 fl. 30 kr. eingegangen iſt. Möge es dem ehrenwerthen Blechinſtrumentalmuſikverein gefallen, uns alljährlich einen ſolchen ſchätzenswerthen Kunſtgenuß zu ähnlichem Zwecke zu bereiten! — Kürzlich hat ſich hier ein Verein von Jungfrauen gebildet, welche weibliche Handarbeiten anfertigen, um ſie zum Beſten der Kleinkinderbewahranſtalt zu verlooſen. Es iſt dieſem löblichen Beginnen eine allſeitige Theilnahme zu wünſchen

---

Frankfurt a. M.

Ueber den erblindeten Dichter und Tonkünſtler Conſtantin Möllmann, welcher ſich gegenwärtig hier befindet, um Subſcribenten auf ſeine im Druck erſchienenen Lieder zu ſammeln, ſagt G. Schwab: „Er entbehrt des Augenlichts ſeit 48 Jahren. Aus den Erinnerungen ſeiner Kindheit ſind ihm nur das Roth der Roſen, das Grün des Feldes, die Umriſſe der Menſchen- und Thiergeſtalten und das Flimmern des Sternenhimmels in der Vorſtellung geblieben. Im Uebrigen iſt ſeine Welt die des Gedankens, der Empfindungen und des Glaubens, und ſein Troſt auf Erden Poeſie und Muſik. Er reiſ't mit zufriedenem Gemüthe, einſam, eine Liſte von Unterzeichnern für ſeine Gedichte in der Taſche. Möge er viele Freunde ſeines Geſanges finden!" — Wir unterſtützen mit warmer Theilnahme dieſe Empfehlung und fügen bei, daß C. Möllmann's Gedichte ſich durch Tiefe des Gemüths und durch den Ausdruck eines frommen, gottergebenen Sinnes auszeichnen. Wir wünſchen, daß ſich überall beſtätigen möge, was er in einem ſeiner Lieder ſo herzlich ſagt:

„Zu guten Menſchen, die mich froh begrüßen,
Führt nah' und fern mich Gottes Vaterhand;
Sie ſind es, die mein Glück, mein Leid verſüßen,
Sind Engel mir ſchon hier im Erdenland."

Programm des Muſeums.

Am 4. December.

Meeresſtille, Ouverture von Mendelsſohn.
Konzert für's Klavier von Mendelsſohn (D-moll), vorgetragen von Hrn. Luh.
Ueber Geſellſchaft und Geſelligkeit; von Hrn. Dr. med. A. Clemens; vorgetragen von Hrn. Breuer.
Frühlingsglaube. Gedicht von Uhland, in Muſik geſetzt von L. A. Schmitz, geſungen von Fräul. Oswald.
Violinkonzert von Vieuxtemps, vorgetragen von dem jungen Aloys Baldenecker.
Der Mönch, Ballade, componirt von Meyerbeer, geſungen von Hrn. Conradi.
Apperçu sur la vie et les oeuvres de Béranger, par Mr. Victor Dubourg, Professeur de littérature française.
Lieder von Lindblatt, geſungen von Hrn. Hecht.
Symphonie von Beethoven (C moll).

Der Anfang iſt um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbuſche) wird um halb 6 Uhr geöffnet. — Alle Muſeumskarten ſind perſönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelaſſen; freie Gaſtkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. ſind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Poſt gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 3. Dec. Der Freiſchütz, romantiſche Oper in 4 Abth., Muſik von C. M. v. Weber.

Samſtag, 5. Dec. (Neu einſtudirt): Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abth., Muſik von Gluck.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 335. Samſtag den 5. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

„Sucht Euch nicht zu rechtfertigen,“ fiel ihr Stocq in die Rede, „ich weiß, daß unſere Gefühle nicht immer von uns abhängen, wir lieben, was uns haßt, wir haſſen, was uns liebt. Ich kann in Bezug auf dieſe Geheimniſſe des Herzens nichts Neues mehr hören; auch bin ich nicht gekommen, um mich zu beklagen. Laßt mich vollenden ... Ich weigerte mich im Anfang, dieſer Nachricht Glauben zu ſchenken, und beſchuldigte den der Lüge, der ſie mir überbrachte. Als ich aber nicht mehr zu zweifeln vermochte, ward ich raſend vor Verzweiflung. Ich verließ Paris wie ein Wahnſinniger, wanderte den ganzen Tag fort, und war auf die grauſamſte und blutigſte Rache bedacht. Bald wollte ich einen Zweikampf auf Tod und Leben mit jenem Manne herbeiführen; bald lächelte ich bei dem Gedanken, daß ich Denjenigen verderben könnte, der Euern Geiſt auf Irrwegen geleitet hatte, indem er die unreinen Keime eines falſchen Glaubens zwiſchen Euch und ſich ausſäete, und Euch veranlaßte, aus Liebe zu ihm, von dem Glauben Eurer Väter abzufallen ... Ja, ich hätte ihn verderben können! Ein Wort von mir, und der Kopf eines Proteſtanten war dem Henker verfallen!“

Margarethe bebte bei dieſen Worten ſchaudernd vor dem Manne zurück, der ſie durchdringend anſah und dann alſo fortfuhr:

„Am folgenden Abend ſtand ich vor Euerer Thüre, Margarethe! Aber in dem Augenblick, wo ich im Begriff war, die Schwelle zu überſchreiten und durch meine Gegenwart Eure Hochzeitsfreuden zu ſtören, ſtand ich ſtill, ſey es, daß Euer Bild zwiſchen mich und ihn trat, ſey es, daß eine geheime Stimme mir zu warten zuflüſterte: genug, ich entfernte mich, ohne Euch meine Anweſenheit bemerkbar gemacht zu haben, ohne den Mann geſehen zu haben, der Euer Gemahl geworden war. — Da die Gründe, die mich von dem Connetable getrennt hatten, nicht mehr vorhanden waren, ſo kehrte ich zu ihm zurück; er bedurfte meiner, denn ich kannte alle Geheimniſſe ſeiner Politik. Ich begleitete ihn auf allen ſeinen Feldzügen, lebte bald in dem Geräuſche des Lagers, bald mitten unter den Ränken des Hofes; aber der Ehrgeiz vermochte nicht, mich meine Liebe vergeſſen zu laſſen. In meinem Herzen war eine Leere, die nichts auszufüllen vermochte; in mir ſchlummerte eine nicht erloſchene Rache, welche von Zeit zu Zeit wieder aufflackerte ... und doch war mir Euer Schickſal unbekannt. Ich wußte nicht einmal, an welchem Ort ihr lebtet. Ich erkundigte mich um nichts, als ob der Zufall allein mir zur feſtgeſetzten Stunde den Mann entgegen führen müßte, den ich nie geſehen zu haben geglaubt hatte.“

Frau Landry hing mit Blicken voll ängſtlicher Erwartung an dem Munde des Erzählers, deſſen letzten Worte anzudeuten ſchienen, daß er ihren Gatten kenne. Stocq rückte ſeinen Seſſel näher zu ihr, und hob nach einer kleinen Pauſe wieder an:

„Geſtern durcheilte ich die Straßen von Senlis, als ich nacheinander mit zwei Männern zuſammen traf. Der erſte war mein ehemaliger Lehrer, Ambroſius Paré. Während wir miteinander ſprachen, ging ein anderer Mann an uns vorüber, deſſen Anblick mich vor Erſtaunen ſtumm und unbeweglich machte; ich glaubte ein Geſpenſt zu ſehen und ſah Ambroſius Paré an, welcher beſtürzt war und den Finger auf den Mund legte. Ich ſah mich um, und bemerkte, daß jener Mann ſich entfernte, nachdem er einige Worte mit einem Weib aus dem Volke ausgetauſcht hatte. Ich eilte auf ſie zu. „Wie heißt der Mann, der eben von Euch ging?“ fragte ich ſie. — „Landry.“ — „Wohnt er in Senlis?“ — „Ja; es iſt der Mann der Margarethe Pelvé.“ In dieſem Augenblick ſtieß der Doktor wieder zu mir, und ich ſprach zu ihm: „Meiſter, Ihr ſeyd eben ſo verwirrt als ich; Ihr kennt den Mann, der an uns vorbei ging ... Haben wir eine Viſion gehabt? ... oder wenn es Savigny war, wie vermögen die Todten ihr Grab zu verlaſſen, und wer erſchließt ihnen das Thor des Lebens wieder? ... Es war doch Savigny?“ — „Ja,“ gab er mir zur Antwort: „kommt mit, ich will Euch Alles erzählen.“ „Aber,“ fuhr Stocq plötzlich in einem andern Tone fort, „Ihr ſeyd ſo ruhig, Margarethe! Ihr hört mir ohne alle Furcht zu ... ſo wißt Ihr denn nichts?“

„Nichts,“ verſetzte dieſe mit großer Seelenruhe, „ich kann nicht begreifen, welche Beziehung zwiſchen meinem Manne und dem, den Ihr Savigny nennt, exiſtirt.“

„So wißt Ihr denn nicht, daß vor faſt acht Jahren der Baron von Rochemore in einem Walde der Provinz Guienne ermordet wurde; daß der Mörder ergriffen und zum Galgen verurtheilt wurde ... daß er ſich Marquis von Savigny nannte? ...“

„Nun?“ fragte Margarethe, als er ſtockte, und hob das große klare Auge fragend zu ihm auf.

„Nun, dieſer aus der Zahl der Lebenden ausgeſtrichene Menſch, deſſen Leichnam ich vom Winde bewegt, zwiſchen Himmel und Erde ſchweben ſah, dieſer Menſch ſtand geſtern vor mir, ſage ich Euch. Durch Ambroſius Paré in das Leben zurückgerufen, läßt er ſich jetzt Landry nennen ... und iſt Euer Gemahl.“

Margarethe war mit einem Schreckensſchrei in die Höhe geſprungen, dann aber hielt ſie die Hände wie abwehrend vor ſich hin, und rief: „Landry ein Mörder? nein ... nein ... das kann nicht ſeyn.“

„Schenkt mir noch keinen Glauben, Margarethe!“ ſagte Stocq ſanft, indem auch er ſich von ſeinem Seſſel erhob und dicht vor die erſchrockene Frau hintrat. „Wäre ich, wie Ihr, bis heute in Unwiſſenheit geblieben, ſo würde ſich meine Vernunft zu begreifen weigern ... Wie Ihr, würde ich ſagen: Ihr lügt ... wie Ihr, würde ich Beweiſe verlangen.“

Digitized by Google

Und als Margarethe nun wirklich auf dieſe Beweiſe drang, theilte Stocq mit der größten Ruhe mit, was ihm Ambroſius Paré vertraut hatte. Die Hinrichtung des Verurtheilten hatte während der Nacht bei Fackelſchein ſtatt gefunden. Als die Menge ſich verlaufen hatte, ward der Körper des Gehenkten durch den Scharfrichter vom Galgen abgenommen, und an Ambroſius Paré überliefert, welcher ihn gekauft hatte. Dieſer legte ihn auf ſeinen Secirtiſch und beugte ſich über den Körper, den er für leblos hielt, als plötzlich unter der Hand, welche die Geheimniſſe des Lebens in dem Tode ſuchte, das Blut aus dem erſten gemachten Einſchnitte zu rieſeln begann. Der gelehrte Doktor erſchrak dermaßen, daß das Meſſer ſeinen zitternden Händen entglitt . . . er ſah nur noch ein Opfer, keinen Mörder mehr vor ſich . . . „Gott hat ein Wunder gethan!“ rief er aus. „Er hat mir meine Wiſſenſchaft verliehen, um das Leben zu erhalten, nicht aber um zu tödten. Und nun ſchenkte er dem ſo wunderbar Geretteten ſeine ganze Sorgfalt, wachte bei ihm, und verbarg ihn vor allen Blicken . . . und in der zwanzigſten Nacht verließ der durch ein doppeltes Wunder gerettete Savigny, allein, ohne Führer und Stütze, das Zimmer, in welches man ihn wie in ein Grab geworfen hatte, und floh aus der Stadt, welche Zeuge ſeiner Hinrichtung geweſen war, um unter einem andern Namen an einem andern Orte wieder aufzuleben.“

Margarethe traute ihren Ohren nicht; ſie ſtarrte den Sprecher mit irren Blicken an, der, als ſie ihm jede Antwort ſchuldig blieb, wieder anhob:

„Worte können der Lüge bezüchtigt werden, Margarethe, denn ſie laſſen keine Spur zurück; aber die Wahrheit hat andere Zeugniſſe: die Hand des Anatomikers Ambroſius Paré hat ſie mit unauslöſchlichen Zügen auf den Körper des Mörders eingegraben. Befindet ſich an der linken Halsſeite Eures Mannes nicht die Narbe einer tiefen Wunde?“

„Schweigt! ſchweigt!“ rief Margarethe außer ſich, indem ſie ihm die Hände wie abwehrend entgegen hielt. „Welcher Teufel hat Euch geſendet, um mich auf ſo qualvolle Weiſe zu martern? Nein, nein, mein Gatte, der Vater meines Kindes, kann kein Mörder ſeyn.“

Sie bedeckte ſich das Geſicht verzweifelnd mit den Händen, denn obgleich ſie Stocq gegenüber jeden Glauben an ſeine Worte verläugnete, ſo begann der Verdacht dennoch in ihr Herz einzudringen. Sprach der gräßliche Mann wahr, ſo war ſie mit ſammt ihrem Kinde verloren, entehrt, zur Flucht gezwungen . . . ſo waren ihre Stirnen mit den Malzeichen der Schande bezeichnet, ſo flößte ihr Gatte ihr Entſetzen ein, und die Welt mußte ſie ausſtoßen.

(Fortſetzung folgt.)

Alexander Dumas.

Ein unternehmender Buchhändler in Paris verſpricht dem Publikum jetzt eine Sammlung und Herausgabe ſämmtlicher Werke dieſes vielgeleſenen und vielſchreibenden Autors, und zwar nicht allein die bisher erſchienenen, ſondern noch alle künftigen Produkte deſſelben. Dem Proſpektus iſt eine kleine Abhandlung über Alexander Dumas vorgedruckt, die, obgleich nur eine induſtriöſe Lobrede für ihn, dennoch ſo viel Charakteriſtiſches hinſichtlich der jetzigen Richtung der franzöſiſchen Unterhaltungs-Literatur enthält, daß eine Probe davon hier Platz finden möge.

. . . . „Wie jede Jahreszeit die ihr eigenthümlichen Produkte hervorbringt, ſo ſcheint auch in jeder Epoche die Geiſtesnahrung von ſelbſt zu wachſen, deren der literariſche Geſchmack gerade bedarf. Man ſollte glauben, es werde kein Darſtellungstalent neu hervorgebracht, ſondern es verändere ſich nur nach den herrſchenden Meinungen, in deren Mitte es von der Zeit geſtellt wird. Man muß zugeſtehen, daß nichts ſo veränderlich iſt, als der Geſchmack; um dieß zu beweiſen, iſt es nicht hinreichend, ihn durch verſchiedene Himmelsſtriche und durch Jahrhunderte zu verfolgen, man muß die Stufenleiter dicht zuſammenrücken, um nur die auffallendſten Umgeſtaltungen herzählen zu können. Gegen das Ende der Monarchie verlangte man überall Moſchus und Ambra; in der Revolution vermochten die ſtärkſten Gewürze kaum den überreizten Gaumen zu kitzeln. Zur Zeit des Kaiſerreichs, der Reſtauration erzeugte der neue Geſchmack neue Produkte. Ohne ſich ein Urtheil anzumaßen, kann man wohl behaupten, daß in dieſem Augenblick noch nie dageweſene Bedürfniſſe herrſchen. Wir ſind alle fieberhaft aufgeregt durch den Strudel der Geſchäftsunternehmungen, hingeriſſen von dem allgemein herrſchenden Geſetz der „Schnelligkeit“, das jetzt die Welt durchbrauſ't, und fühlen das Bedürfniß, etwas zu leſen, das uns eine angenehme Zerſtreuung, eine Reihefolge von Gemüthsbewegungen, eine geiſtige Lebendigkeit darbietet, wodurch wir wenigſtens kurze Zeit die Wirklichkeit und die ernſthaften Geſichter unſerer Geſchäftsmänner vergeſſen können. Man lieſ't, wie man ins Theater geht, um für einige Stunden das Leben einer anderen Perſönlichkeit zu durchleben, um ohne Anſtrengung Leidenſchaft zu empfinden und Geiſt zu genießen, den man in der Welt nicht mehr finden kann, ſeitdem die Cigarren von jeder Unterhaltung dispenſiren. Alexander Dumas iſt zur rechten Zeit geboren, ſein Talent beſitzt die wunderbare Proteusnatur, die dem Leſer zu ſagen ſcheint: „Sey eigenſinnig, ſo viel Du willſt, ſey überſättigt oder veränderlich, ich werde Dich doch zu treffen wiſſen, Du wirſt mich überall und unter jeder Geſtalt finden.“ Das Theater, welches bei jedem anderen Autor die ganze Produktionskraft in Anſpruch nehmen würde, war bei Dumas nur ein Vorſpiel.

„Als die Politik nicht mehr ſo aufregend wirkte, d. h. als ſie vollkommen langweilig geworden war, bekam das Publikum, welches die Langweil haßt, große Neigung für Novelletten, kurze Geſchichtchen, die eine Stunde lang aufregten und unterhielten. Die Mitarbeiter der Revuen machten noch Verſuche in dieſer neuen Gattung, als ſchon eine Menge derartiger Lieferungen mit der Namensunterſchrift des dramatiſchen Autors ſchnell hinter einander erſchienen. Wer hat nicht die Geſchichtchen des Droſchenkutſchers, der rothen Roſe und beſonders die Reiſe-Eindrücke geleſen und wieder erzählt? Nun, dies war abermals nur ein Vorſpiel; die große Umwandlung der Unterhaltungspreſſe ſollte ſtattfinden. Die Leſer waren nicht mehr zufrieden mit den kleinen Brocken, dem Mundvoll Lektüre; die Zeit liegt hinter uns, wo ein Redakteur jeden Tag einen neuen Artikel drucken wollte, wo er die Löſung des Knotens höchſtens bis zur letzten Spalte hinausſchieben durfte. In einem einzigen Jahre hat ſich die Conſumtion der franzöſiſchen Leſewelt rieſenmäßig geſteigert. Die Journale verſicherten, daß ſie bisher keine Ahnung von dieſem Bedürfniß gehabt hätten, dem die dünnen Waſſerſtrahlen nicht mehr genügten, ſondern das ganze Ströme zur Stillung bedürfe, und beeilten ſich, demſelben Tonne um Tonne darzubieten. Der franzöſiſche Leſer glaubte den Journalen, glaubte und bildete ſich danach; er lernte es, einen ganzen Tag in der Schwebe zu bleiben; er lernte es, von einer Woche zur anderen den abgeriſſenen Faden in der Hand zu behalten, an den ſich die nächſten Scenen wieder anknüpfen ſollten; er wußte ſeine Neugier beim Zügel zu faſſen bei dem Schickſalswort: Fortſetzung folgt! er wußte das Lächeln halb aufzubewahren für den anderen Tag, welches ein drolliger Zug der letzten Scene ihm abgenöthigt; er verſtand es, die Thräne nicht ganz vertrocknen zu laſſen, die auf die abgebrochene Zeile gefallen war. Als dieſe Fähigkeit ſo weit ausgebildet war, wer war da wieder der Mann, der die beſten Hülfsquellen zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes erfand, der den reichſten Biſſen in den Mund der Leſewelt ſchob, welcher hungernd zwiſchen zwei Journalnummern offen ſtand?

Digitized by Google

Alexander Dumas; er bekannte ſich zu keinem Syſtem, er zeigte keine Art von Abſichtlichkeit, er überfluß ſich ſeiner unerſchöpflichen Produktionskraft, die den Leſer zu ihm hinriß. Er verſtand es, während ganzer Wochen und Monden, Paris und die Provinz in Athem zu halten, ja die ganze Welt, ſo weit man franzöſiſch verſteht. Es läßt ſich ſogar behaupten, daß die drei Musketiere zur Verbreitung unſerer Sprache mitgewirkt haben. Die Neugier der ganzen Welt wurde durch dieſe glänzende, hinreißende, unerſchöpfliche Darſtellungsgabe in Bewegung geſetzt. Die beliebte Namensunterſchrift wirkt wie ein Zauber; die neuen Journale ſtellen ſie wie ein Stern der Verheißung an die Spitze ihrer Verſprechungen und die alten als den ſicherſten Stützpunkt ihres Kredits. Man ſtreitet ſich darum, wie um den Beſitz eines Zaubermittels. Einige Glückliche haben ihn für ſich errungen, und das Publikum, welches ſonſt den privilegirten Blättern abhold iſt, greift zu, wo es iſt. Die Konſervativen maulen mit dem Conſtitutionnel, aber ſie nehmen doch die Dame von Montforeau; die Oppoſition kehrt in Maſſe dem Journal des Debats den Rücken zu, verlangt aber mit Ungeſtüm den Monte-Criſto; doch man beruhige ſich, es gibt jetzt einen Verleger, der nicht vor dem Rieſenwort: Sämmtliche Werke von Alexander Dumas, zurückſchreckt; die unangenehme Lektüre der einzelnen Feuilletons, die erſt von der Haushälterin zuſammengeheftet werden müſſen, ſoll aufhören. In jedem noch ſo einfachen Hauſe wird ſich ein Bücherbrett finden für dieſe Lieblingswerke des Publikums; welche reiche Auswahl läßt ſich darunter ſchon jetzt treffen, und nun erſt noch in der Zukunft, denn Dumas iſt jung, er befindet ſich vortrefflich, und ſein fruchtbarer Geiſt, der immer das Ueberraſchende erzeugt, wird in jedem Jahre vierzig Bände zur Welt bringen, die uns zum Zittern, Weinen, Lachen bewegen werden."

Das Ende klingt geradezu wie ein Puff; die Androhung der alljährlichen vierzig Bände könnte den unermüdlichſten Leſer mit Entſetzen erfüllen, wenn mehr Ausſicht für die Bewahrheitung derſelben vorhanden wäre, aber Dumas läßt ſchon jetzt die Preſſe vergebens auf die Fortſetzung ſeiner Memoiren eines Arztes (Caglioſtro's) warten, er muß vorher noch die ſpaniſche Hochzeit beſchreiben, zu welchem Zweck die Speculation den Dichter an Ort und Stelle geſendet hatte, und dann nimmt ihn der Bau ſeines Theaters doch auch wohl mehr in Anſpruch, als er gedacht hat, eben ſo der zahlreiche Beſuch der Fremden, die ihn bewundern, und der jungen Anfänger, die ihm Manuſcripte unter Fabrikpreiſen anbieten wollen. Uebrigens weiß ich wirklich nicht, ob man die Geduld und den Geſchmack ſeiner Leſer beneiden oder belächeln ſoll. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

*(Das Hageſtolziat. — Eingeſ.) In Nro. 315 der Didaskalia befindet ſich ein aus der D. A. Z. entlehnter Aufſatz, in welchem der Vorſchlag zu einer „Hageſtolzſteuer" als im Sinne des Rückſchritts bezeichnet wird. Einſender Dieſes bemerkt, daß die ihm bekannte erſte Anregung zu einer ſolchen Steuer (in neuerer Zeit) von Vater Jahn ausgegangen iſt, welcher in ſeinem (etwa 1812 herausgekommenen) „deutſchen Volksthum" eine ſolche nicht nur dringend anempfiehlt, ſondern — in ſeiner derben Weiſe — auch noch überdies dabei bemerkt, daß auf das Grab eines Hageſtolzen kein jungfräulicher Kranz, ſondern — ein ausgeſtopfter Kukuk gehöre. Wohl mag man dem armen Tagelöhner es Dank wiſſen, wenn derſelbe, um nicht Kindern das Daſeyn zu geben, welche er nicht zu ernähren vermag und deßhalb dem gemeinen Weſen zur Laſt fallen würden, auf den Genuß häuslicher Freuden verzichtet. Eben ſo mag es nur Billigung verdienen, wenn der Mann von gefahrvollem Berufe unverehelicht bleibt. Wie aber ſteht's um den Reichen und Wohlbegüterten, deſſen Alles — um mit Saphir in deſſen „Hageſtolziat" zu reden — auf ſein „ausgehülſetes Ich" ſich beſchränkt, und der — ſowie er ſelbſt dem Staate keine Bürger heranbilden mag — nur dazu da zu ſeyn ſcheint, nicht ſelten zum öffentlichen Aergerniſſe ſelbſt noch Hader in andern Familien anzurichten? — Sollte es wohl unbillig ſeyn, wenn ein ſolcher zur Erleichterung des Familienvaters, der mit Selbſtverläugnung dem Staate nützliche Bürger erzieht, ein Scherflein beitrüge; und ſollte nicht ſchon im Intereſſe der Sittlichkeit es gewünſcht werden müſſen, daß, ſowie das (leider erzwungene) Cölibat, ſo auch das (freiwillige) Hageſtolziat aufhöre?

* In Nro. 113 des theol.-lit. Blatts, welches als Beilage zur allgemeinen Kirchenzeitung in Darmſtadt herauskommt, befindet ſich eine im Allgemeinen ſehr vortheilhafte Recenſion der im verfloſſenen Jahre bei Bindernagel in Friedberg herausgekommenen „homiletiſchen und liturgiſchen Mittheiluugen" des vorhinigen großh. Pfarrers Flick zu Petterweil, deren Schlußworte alſo lauten: „Indeſſen beurkundet ſich durch dieſe homiletiſchen und liturgiſchen Mittheilungen der Verfaſſer als einen Mann, der zur geſegneten Führung des Pfarramtes mit eben ſo viel Kraft als Eifer ausgerüſtet war, und in ſeinem Berufskreiſe noch lange heilſam hätte wirken können, wenn er nicht (Vorwort Seite XIII.) durch Theilnahme an politiſchen Aufregungen in Heſſen ſeines Amtes verluſtig geworden wäre, und nun in einer ſolch mißlichen ökonomiſchen Lage ſich befindet, daß er zur Erleichterung derſelben die vorliegende Schrift beſtimmt hat. Möge daher dieſelbe, ſowohl wegen ihres Inhaltes als Zweckes, recht viele Abnehmer finden!"

Gutzkow, der noch in Berlin weilt und von dort nach Dresden gehen wird, ſoll in dieſen Tagen, wie die Breslauer Zeitung ſagt, ſein neues Trauerſpiel: Uriel Acoſta, dem Könige vorleſen. Das Stück, vom Dichter nach einer eigenen Novelle gearbeitet, ſchildert den Kampf des freien Gedankens mit dem gläubigen Vorurtheile. Es wird als ein Meiſterſtück der Dialektik und als ein Drama von erſchütternder Wirkung geſchildert.

(Ein Calembourg.) Eine kleine Hamburgerin wollte einen auswärtigen Bekannten des dortigen Schauſpielers von Lehmann benachrichtigen, daß dieſem eine Benefiz-Vorſtellung bewilligt ſey, und daß an dem dazu beſtimmten Abend die dramatiſche Bearbeitung der Mystères de Paris gegeben werden würde. Noch wenig mit der franzöſiſchen Rechtſchreibung bekannt, nannte die kleine Briefträgerin jenes Drama: „Misther de Paris." — Auf weniger abſichtliche Weiſe, und doch treffend, iſt wohl nicht leicht ein Calembourg gemacht worden, als dieſer: „Miſt her von Paris."

Korreſpondenz.

Weimar, 20. Nov.

Der neueſten Nummer des Regierungsblattes zufolge iſt den homöopathiſchen Aerzten des Großherzogthums, auf beſonderes Nachſuchen, die Verabreichung ſelbſtverfertigter Medicamente, welche jedoch den Kranken jederzeit unentgeltlich überlaſſen werden müſſen, bedingungsweiſe geſtattet worden. Jeder Arzt aber, welcher davon Gebrauch zu machen gedenkt, hat ſich vorher einer desfallſigen Prüfung der Medicinalbehörde zu unterziehen. — Die Getreidepreiſe halten ſich noch immer auf einer ungewohnten Höhe und verbreiten Kummer und Sorge in der niedern Volksklaſſe, die dem bevorſtehenden Winter nur mit Bangen entgegen ſieht. Aber nicht nur die notoriſch Armen haben von dieſer anhaltenden Theuerung zu leiden, ſondern mehr noch die unbemittelten Handwerker, welche zum Theil zahlreiche Familien, aber keine hinreichende Arbeit haben. Ueberhaupt mehren ſich die Klagen des Hand-

Digitized by Google

werkerſtandes von Tage zu Tage, und es ſind ſchon mancherlei Mittel, wie ihm unter die Arme zu greifen ſey, in Vorſchlag gebracht worden, leider aber bis jetzt ohne allen Erfolg. Selbſt der „Unterſtützungsverein für unbemittelte Handwerker", von dem man ſich Anfangs gründliche Abhülfe verſprach, genügt nicht. Die Statuten dieſes Vereins ſind aber auch, dem Zwecke angemeſſen, viel zu ſtreng, als daß Jemand Verlangen tragen könnte, von der Kaſſe dieſes Vereins Gebrauch zu machen. Einen beſſeren Erfolg ſcheinen dagegen die von den Herren Doctoren Schöll, Froriep und Sauppe veranſtalteten öffentlichen Vorleſungen zu haben, deren Zahl vorläufig auf 12 feſtgeſetzt iſt und wofür jede Perſon 2 Thaler zu zahlen hat. Dieſe Vorleſungen haben am Abend des 19. d. im großen Saale des Stadthauſes in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerſchaft begonnen. Nach einer leichten, gefälligen Einleitung des Hrn. Hofrathes Schöll, worin dieſe Vorträge durch altweimariſche Sitte und als eine in der Zeit begründete Erſcheinung motivirt wurden, folgte ein längerer Vortrag: Italieniſche Bilder, von dem Hrn. Regierungsrath Burkhardt. Sie waren ſtreng genommen nichts weiter als Reiſebemerkungen eines mit Sinn für Natur und Kunſt begabten Mannes, ohne Anſpruch auf Neuheit und beſondere Eigenthümlichkeit zu machen. Die Ausſprache des Vortragenden war ſehr monoton und dem friſchen Farbenton des Gegenſtandes nur wenig angemeſſen. Der Ertrag dieſer Vorleſungen iſt einestheils für den Bau des Herderdenkmals und anderntheils für unbemittelte Gewerbtreibende beſtimmt. So ſehr dieſer Zweck auch immer anerkannt zu werden verdient, ſo hat ſich doch ein nicht geringes Befremden kund gegeben, daß die Veranſtalter derſelben die Theilnehmer zu klaſſifiziren geſucht und dabei den Adel auffallend bevorzugt haben. Solche Rang- und Standes-Eintheilungen liegen außer unſerer Zeit, und gerade bei Vereinen, die wohlthätiger Zwecke wegen in's Leben gerufen werden, ſollte man ſie am wenigſten erwarten dürfen. Man könnte unſer Jahrhundert füglich das Jahrhundert der Vereine nennen, denn noch zu keiner Zeit ſind ſie zahlreicher aufgetaucht als jetzt. So hat ſich hier nach dem Muſter anderer Städte nun auch ein Verein gebildet, welcher ſich die ſchöne Aufgabe geſtellt hat, Kindern armer Eltern zum bevorſtehenden Chriſtfeſt mittelſt Geſchenken eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Möchte er eine recht zahlreiche Theilnahme finden! — Großes Aufſehen macht ſo eben eine in Leipzig erſchienene Broſchüre, welcher Weimar zur Grundlage dient. Sie heißt: „Actenmäßiger Bericht über die erſte Verſammlung deutſcher Schriftſtellerinnen. Eine Weihnachtsgabe für Freunde der ſchönen Literatur." Dieſes Schriftchen iſt eine Satyre mit ſehr verdünntem Witz, zeugt aber demungeachtet von einem talentvollen Verfaſſer. Viele der bedeutenderen, jetzt lebenden Schriftſtellerinnen ſind darin mit Namen genannt und nach ihrem äußeren und inneren Weſen charakteriſirt. Aber jedenfalls würden dieſe Charakteriſtiken ſchärfer und witziger ausgefallen ſeyn, wenn der Verfaſſer durch die Nennung der Namen ſich nicht die Flügel gebunden hätte. Am meiſten werden die hier lebende Amalie Winter und Amalie Schoppe in Jena mitgenommen. Da wir uns nun einmal in das Labyrinth der Literatur verirrt haben, ſo glauben wir, auch das neu erſchienene „Beethoven-Album" nicht übergehen zu dürfen, ein Buch, das ſeines hohen Preiſes wegen (6 Thaler) nur Wenigen zugänglich werden dürfte. Es enthält zum Theil ſehr gediegene Beiträge verſchiedener, meiſt muſikaliſcher Schriftſteller, unter denen auch einige aus Weimar ſich befinden. So lieferte Hr. Regierungsrath Schmidt ein ſinniges, die Muſik Beethoven's charakteriſirendes Sonett, Hr. Kapellmeiſter Chelard ein in franzöſiſcher Sprache gedichtetes Liedchen, das den Wunſch ausſpricht, es ja nur ganz leiſe zu ſingen, damit es Beethoven nicht höre, und endlich befindet ſich darin ein Gevatterbrief von Matthiſſon Namens ſeiner „Adelaide" an den hieſigen Rath Dr. Sondershauſen. Das Werk iſt übrigens glänzend ausgeſtattet und verdient, den Verehrern des großen Componiſten mit Recht empfohlen zu werden.

Mainz, 2. Dec.

Die von Hrn. Sauer gegründete Bäckerei hat in der kurzen Zeit ihres Beſtehens einen Aufſchwung genommen, der deutlicher als Alles dafür ſpricht, daß dieſes Etabliſſement ein wahres Zeitbedürfniß iſt. Die geachtetſten Häuſer unſerer Stadt beziehen ihren Brodbedarf aus dieſer Bäckerei, die bereits von Mannheim und Köln die vortheilhafteſten Anerbietungen zu großen wöchentlichen Brodlieferungen erhielt, dieſelben aber ablehnte, weil ſie ihre Thätigkeit ausſchließlich dem hieſigen Platze widmen will. Einige der andern Herren Bäcker geben jetzt unter der Hand das Brod zu demſelben Preiſe, wie es die Bäckerei des Hrn. Sauer liefert, nämlich den Laib einen Kreuzer billiger als der von den Bäckern nach dem jedesmaligen Durchſchnittspreiſe auf dem Fruchtmarkte feſtgeſetzte Preis beträgt. So hat alſo das Etabliſſement des Hrn. S. auch noch das Gute geſtiftet, daß es die anderen Bäcker, oder wenigſtens einen Theil von ihnen, zu billigeren Preiſen zwingt, wenn ſie ſich auch nur im Geheimen dazu verſtehen. Welch außerordentliches Intereſſe übrigens das Etabliſſement des Hrn S. auch in unſeren höheren Kreiſen erregt, dafür zeugt der Beſuch, welchen vorgeſtern Se. Exc. der k. preuß. Generallieutenant Hr. v. Hüſer, Vice-Gouverneur der Bundesfeſtung, Se. Exc. der k. k. öſter. Generalmajor Hr. Frhr. v. Jetzer, Feſtungscommandant, der hieſige Kreisrath und Territorial-Commiſſär Hr. Frhr. v. Dalwigk und der Präſident unſerer Handelskammer Hr. Heidelberger in demſelben abſtatteten. Die genannten Herren hielten ſich über eine Stunde bei Hrn. S. auf, prüften und unterſuchten Alles auf das Genaueſte, überzeugten ſich durch ſpecielle Einſicht der Bücher von dem überraſchenden Aufſchwunge des Etabliſſements und gaben dem Gründer deſſelben ſowohl für die muſterhafte Einrichtung, wie auch für ſeine, dem allgemeinen Beſten gewidmete Thätigkeit ihre vollſte Zufriedenheit zu erkennen. Wir freuen uns, daß Hrn. S. dieſe ehrenvolle Anerkennung zu Theil geworden und ſind überzeugt, daß nur Wenige ſie ihm nicht gönnen.

Wiesbaden, im Nov.

Die Thätigkeit, welche unſer Gewerbverein nach allen Seiten hin entfaltet, iſt uns ſichere Bürgſchaft, daß er zu großen Ehren gelangen wird. England hat uns bewieſen, daß alle großartigen Bünde und Vereinigungen nur durch die Oeffentlichkeit und einen ſchnellen, nie ſtockenden Gedankenverkehr gedeihen. Deshalb ſollte auch jede Lebensregung unſeres Gewerbvereins ſo ſchnell und genau als nur immer möglich dem ganzen Lande, Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern bekannt gemacht werden, um ſo mehr, da Das, was geſchieht, nur die Achtung für die Verwaltung erhöhen kann. Als ſehr wichtig glaube ich bezeichnen zu können, daß mehrere unſerer tüchtigſten Profeſſoren an der landwirthſchaftlichen Anſtalt auf dem Geisberg, am Realgymnaſium ꝛc. ſich zu gewerblichen Vorleſungen für das laufende Winterſemeſter vereinigt haben. Dieſelben finden jeden Montag von 8 — 9 Uhr Abends in dem kleinen Saale der Vierjahrszeiten ſtatt. Bis jetzt hatten wir das Vergnügen, drei ſehr belehrenden Vorleſungen des Hrn. Profeſſor Freſenius über Farbenlehre beizuwohnen. Wir dürfen hoffen, daß dieſe Vorleſungen durch den Gewerbverein auch in die übrigen Städte des Landes verpflanzt werden, obgleich ſie bis jetzt nur in Weilburg Eingang gefunden haben und zwar durch die Vorträge des Hrn. Fabrikanten Fr. Wimpf über Phyſik. Ferner iſt die Gründung von Sonntags- und Abendsgewerbſchulen in verſchiedenen Städten des Landes von großer Bedeutung. Dieſelben beſtehen, durch Geldzuſchüſſe von Seiten des Gewerbvereins unterſtützt, zu Weilburg, Montabaur, Diez, Eppſtein ꝛc. und werden hoffentlich bald in Dillenburg, Limburg, Uſingen ꝛc. in's Leben treten. Außer den obenerwähnten Geldzuſchüſſen werden jenen Bildungsanſtalten für Lehrlinge und Geſellen auch die in den reſp. Orten zu erhebenden Mitgliederbeiträge überwieſen. Wie im übrigen Deutſchland bei ähnlichen Veranlaſſungen ſind auch in Folge unſerer unvergeßlichen erſten Gewerbausſtellung Denkmünzen geprägt worden. Dieſelben ſind vortrefflich gelungen; die Vorderſeite ſtellt die auf den Wappenſchild geſtützte und den Ehrenkranz emporhaltende Naſſovia dar mit der Rundſchrift: „Erſte Gewerbausſtellung für das Herzogthum Naſſau", die Rückſeite einen Eichenkranz, der die einfachen Worte: „Dem Gewerbfleiße" einſchließt. Die Münze iſt in Gold für Se. Hoheit den Herzog, in Silber für die Ehrenmitglieder und in Bronze für alle Einſteller geprägt. Wir ſchließen dieſe Mittheilungen mit dem Wunſche, daß die Verwaltung unſerer Induſtriehalle ſich den Ruhm vor andern engherzigen Anſtalten der Art erwerben möge, jedem deutſchen Künſtler oder Fabrikanten, inſofern er im Lande keinen Concurrenten hat, die Ausſtellung ſeiner Waare zu geſtatten. Das wäre ein Zeichen von wahrhaft deutſcher Geſinnung lediglich im Intereſſe der Anſtalt ſelbſt.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 5. Dec. (Neu einſtudirt): Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abth., Muſik von Gluck.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 336. Sonntag, den 6. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

„Margarethe," ſagte Stocq nach einer Pauſe, indem er der leiſe Schluchzenden langſam die Hände von dem thränenfeuchten Geſichte wegzog, die ſie alſobald gegen ihn ausſtreckte, indem ſie angſthaft rief:

„Was habt Ihr mir noch zu verkünden? O, nichts mehr . . . habt Mitleid mit mir und meinem Knaben."

„Margarethe! ich liebe Euch noch immer. Ihr ſeyd für mich immer noch das Mädchen, das ich ſo ſchön und ſo rein gekannt habe . . . Jener Mann hatte mir meinen Schatz geraubt, und ich finde ihn heute wieder."

Margarethe, die gleich bei ſeinen erſten Worten mit einem Schreckensruf vor ihm zurückgebebt war, rief jetzt mit Entrüſtung: „Was wagt Ihr zu denken? Nein, ich glaube Euch nicht; aber ich begreife jetzt, daß Ihr ein Mährchen erfinden mußtet, um ihn in meinen Augen herabzuwürdigen. Ihr habt ihn verläumdet, um ihn aus meinem Herzen zu reißen."

Trotz Stocqs Betheuerungen, daß er die Wahrheit ſpreche, gab ſie ihm kein Gehör mehr, ſondern ſie machte ſich bittere Vorwürfe, daß ſie thörigt genug geweſen ſey, den Ankläger ihres Mannes einen Augenblick angehört zu haben. Und als ſie jetzt im Hausflur den feſten Tritt ihres heimkehrenden Gatten erkannte, rief ſie mit einem Triumphblick auf Stocq: „Landry kommt, jetzt wiederholt Eure Ausſage in ſeiner Gegenwart."

Zu ſo ſpäter Stunde einen fremden Mann in ſeiner Behauſung gewahrend, blieb Landry auf der Thürſchwelle ſtehen, indem er wechſelsweiſe bald ſeine Frau, bald den Fremden anſah. Dann ſchritt er auf Stocq zu, welcher indeſſen ſeinen Mantel wieder umgeworfen und eine kalte ſichere Miene angenommen hatte, und ſagte:

„Wer ſeyd Ihr, Herr? und was führt Euch zu mir?"

„Eure Frau kann Euch davon in Kenntniß ſetzen, wenn ſie es für angemeſſen erachtet," gab der Angeredete zur Antwort. „Ich werde mich indeſſen entfernen."

„Nicht, bevor Ihr mich unterrichtet habt, wer mein Haus mit ſeiner Gegenwart beehrte," ſagte Landry ironiſch. „Sagt mir Euern Namen, der mir unbekannt iſt."

„Das iſt ein Vortheil, den ich vor Euch voraus habe, denn ich kenne den Euern," gab Stocq zur Antwort, indem er an Margarethe vorbei ging, welcher er ein leiſes „Auf Wiederſehen" zuflüſterte. Dann kehrte er ſich zu Landry und ſetzte laut hinzu: „Lebt wohl, Marquis von Savigny."

Wie von einer Schlange geſtochen, bebte Landry bei dieſen Worten zurück. Margarethe, welcher dieſes nicht entgangen war, ſtand da wie verſteinert. Stocq ſah beide einige Sekunden lang an und verließ unaufgehalten das Zimmer.

Als er fort war, mußte ſich Margarethe an eine Truhe lehnen, um nicht umzuſinken. Es herrſchte ein peinliches Schweigen zwiſchen den beiden Ehegatten, das Margarethe, indem ſie die Augen langſam auf Landry erhob, endlich durch die Worte unterbrach:

„Allmächtiger Gott! ſo iſt es denn doch wahr."

„Was willſt Du ſagen, Margarethe? warum macht Dich dieſer Name ſo beſtürzt?" ſagte Landry nicht ohne Verwirrung.

„Warum zitterſt Du?" entgegnete Margarethe, „warum biſt Du ſo blaß geworden?" Und als Landry ſchweigend die Augen niederſchlug, ſetzte ſie aufwallend hinzu: „Warum ließeſt Du jenen Mann hinausgehen, ohne Rechenſchaft von ihm zu verlangen, für die Schmach, die er Dir in's Antlitz warf? denn der Name, den er Dir gab, iſt der eines Mörders."

Als Landry auch jetzt noch ſchwieg, ſtieß ihr empörtes Gefühl Alles heraus, was ſie von Stocq erfahren hatte, und ſchloß mit den Worten: „Aber ſo ſage doch, daß Du unſchuldig biſt! Wie! kein Wort zu Deiner Rechtfertigung! So iſt denn Alles wahr, was er mir geſagt hat."

„Ja, Alles iſt wahr," verſetzte Landry mit leuchtenden Blikken, „ausgenommen das Verbrechen, deſſen man mir Schuld giebt; ein Anderer hat es vollbracht, mir aber ward die Strafe dafür."

Und während Margarethe mit hochwogendem Buſen in einen Seſſel niederſank, verriegelte Landry die Eingangsthüre und theilte ihr dann mit, daß er wirklich der Marquis von Savigny ſey, nebſt allem, was ſich vor acht Jahren auf ſeiner Flucht in dem Wald von Talemond zugetragen hatte; wie man ihn, den Unſchuldigen, für den Mörder ſeines ihn verfolgenden Glaubensfeindes gehalten; wie ſeine Schwüre und ein ganzes Leben voll Ehre und Redlichkeit an der Blindheit ſeiner Richter zerſplitterte, in Nichts verſank vor dem Zeugniß eines Kohlenbrenners, vor dem trügenden Beweis eines bei dem Leichnam gefundenen Dolches, auf welchem durch ein ſonderbares Verhängniß die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens, C. S. in der Klinge eingegraben waren. Da der Baron von Rochemore als ein eifriger Katholik bekannt war, ſo hatte Savigny die öffentliche Meinung gegen ſich; ein unſichtbarer Dämon ſchien die Vernunft ſeiner Richter zu verwirren, ihre Augen dem Lichte unzugänglich zu machen. Seine Güter wurden mit Beſchlag belegt, ſein Urtheil ausgeſprochen und vollzogen, und wie durch ein Wunder erwachte er unter dem Secirmeſſer des berühmten Arztes Ambroſius Paré, der es für Pflicht erachtete, den ſo wunderbar Geretteten auch ferner dem Leben zu erhalten. — Die Sprache iſt zu arm an Worten, um auszudrükken, was Savigny empfand, als er zum erſtenmal wieder den Fuß auf die Erde ſetzte, auf welcher ſeine Spur ausgelöſcht war, wo nur ein ſchmähliches Andenken von ihm übrig blieb. Er hatte

Digitized by Google

dreißig Jahre gelebt, und dieſe dreißig Jahre waren in den Schlund der Ewigkeit gefallen, ohne ihn mit ſich hineinzureißen. Hinter ihm lag ein Abgrund, in welchen er nicht blicken durfte, ohne von Schwindel befallen zu werden, ohne den Tod zu finden; und vor ihm befand ſich eine Wüſte, eine Zukunft ohne Familie, ohne Vaterland . . . Er beſaß nicht einmal das, was auch der Aermſte bei ſeiner Geburt empfängt, einen Namen. So ſaß er einſt traurig an dem Rand des Weges, die Buchſtaben untereinander miſchend, aus welcher die Menſchen ihre Sprache gebildet haben, und überließ es dem Zufall, ihm einen Namen zu geben. Die Buchſtaben, die er zog, bildeten das Wort Landry, und von da an nannte er ſich ſo. Endlich faßte er Muth; es däuchte ihm, daß während der kurzen Zeit, in welcher ſein Herz aufgehört hatte zu ſchlagen, ſein Kopf zu denken, ſeine Seele vor Gott erſchienen ſey, und da dieſer ſie nicht bei ſich behalten habe, ſo müſſe er ſich in die geheimnißvollen Abſichten des Herrn fügen. Er verließ die Provinz Guienne und kam nach Senlis, das weit von dem Schauplatz ſeiner früheren Erlebniſſe entfernt war, ohne noch zu wiſſen, ob er dem Himmel danken ſolle, daß er die Geſetze des Todes für ihn verändert hatte. Da lernte er Margarethen kennen.

Als er in ſeiner Erzählung bis an dieſen Zeitpunkt gekommen war, fiel ihm Margarethe, von der Macht der Wahrheit überwältigt, und von ſeiner Unſchuld vollkommen überzeugt, um den Hals und weinte lange an der Bruſt des geliebten Mannes, der ſo Unausſprechliches gelitten hatte.

Landry (ſo wollen wir ihn ferner nennen) ſank vor ihr nieder und rief entzückt: „So kannſt Du mich dennoch lieben, Margarethe?“

Sie ſah ihn mit einem Blick voll unausſprechlicher Empfindung an, und drückte ſtatt aller Antwort ſeine Hand zu wiederholtenmalen an ihre Lippen.

(Fortſetzung folgt.)

Unter der Linie.

(Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.)

Auf der See iſt es ſchön! —
Ha! Seemannsleben
Im Wogenſchwall;
Von Freuden umgeben
Allüberall!
Auf der See iſt es ſchön!

„Geben Sie ſich nur zufrieden“, ſagte mir eines Morgens der Kapitän, als ich ihm geſtand, daß es mir nachgerade doch ein wenig langweilig würde, dies ewige Tag ein wie aus: Himmel und Waſſer und Waſſer und Himmel; „geben Sie ſich nur zufrieden“, ſagte er, „bald kommt Abwechslung, vielleicht noch dieſe Nacht, morgen früh gewiß, denn wir ſind der Linie nahe. Aber nehmen Sie ſich in Acht“, fügte er ſcherzend hinzu, „Sie haben ſie noch nicht paſſirt, und Sie wiſſen, daß die Ungläubigen, wenn ſie ſich bekehren, auch getauft werden müſſen.“ „Ich füge mich in mein Schickſal!“ rief ich, und mir fiel ein, ſchon früher davon gehört zu haben; ich war daher ſehr begierig auf den kommenden Tag.

Der Wind war günſtig, wenn auch eben nicht ſtark, die See war ruhig, und die Bewegung des Schiffes nur geringe, was mir namentlich immer ſehr willkommen war, weil ich alsdann nichts von der leidigen Seekrankheit zu befürchten hatte. Es iſt auch ſchrecklich, von dieſer Cholera des Oceans heimgeſucht zu werden. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich, als wir bei ziemlich ſtürmiſchem Wetter den Kanal paſſirten und in die ſpaniſche See kamen, an all den Tagen immer in meinem Journal obenan bemerkte: „Krank! krank! Lieber Gott, wie ſoll das enden!“ Es iſt auch wirklich ein miſerabeler Zuſtand, der an Verzweiflung gränzt. Denn eben die Urſache der Krankheit wird nie gehoben, und iſt dies einmal der Fall, nun, ſo iſt's ein Unglück für den Schiffer, denn dann iſt Windſtille. Ich weiß noch, wie wir einſt eine ſolche bekamen, als wir kaum acht Tage auf der See waren. Die Uebrigen waren ſehr unglücklich, aber ich freute mich im Stillen, denn mein Unwohlſeyn war mit dem entſchwundenen Wind, wie weggeweht, und ich konnte zum erſten Mal doch wieder nach Herzensluſt eſſen. Es kommt ſehr auf die Nervendispoſition an, ob Einer ſchlimm erkrankt, oder leichter davon kommt; ich hab' mir erzählen laſſen, daß oft ſogar Kapitäne, die vielleicht ein viertel Jahrhundert und darüber das Meer befahren, noch unwohl werden. Die Schiffsleute lachten immer hinter meinem Rücken, wenn ich bleich und am Leben verzweifelnd auf's Verdeck kam, um den Fluthen meinen Tribut zu zahlen; denn ſie behaupten, daß ſtets Derjenige am ſchlimmſten erkrankt, der recht unartig und bös auf dem Feſtlande geweſen; bei ſolcher Preſumtion werden ſie mich denn wohl allerdings für eine Art von Deportirten angeſehen haben. Genug, ich verwünſchte damals oft genug im Stillen das Meer, mit Allem, was d'rin und d'rauf war, und manchmal kamen mir ſogar Todesgedanken. Dies letztere iſt im Grunde ſehr albern, denn es iſt noch Jedem gut bekommen. Oft tröſtete mich der Kapitän, wenn auch mit innerlichem Lachen, wenn wir Mittags zu Tiſche gingen und ich von vorn herein verzichtete auf Eſſen und Trinken, ſo hungrig ich auch war; ja, der Doktor meinte gar eines Tages, ein Poet wie ich, müſſe Allem eine dichteriſche Seite abzugewinnen wiſſen und beſtellte allen Ernſtes bei mir ein Gedicht auf die Seekrankheit. Aber die Muſen hatten mich verlaſſen; die Lieblichen wenden ſich ab, aus Furcht, ſelbſt zu erkranken; nur eine ſchadenfrohe meergrüne Nixe tauchte einſt hervor aus den abendlichen Wellen, während ich mich gerade auf der Leeſeite, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, über Bord bog, und raunte mir ſpöttiſch ein Lied zu.

In der Nacht hatten die Leute viel fliegende Fiſche gefangen, welche andern Tags den Hauptbeſtandtheil unſerer Mittagsmahlzeit ausmachten. Sie ſind, behutſam gebraten, ſehr delikat und ſchmecken ähnlich wie Hechte, obwohl ſie nur die Größe von Häringen haben, überdem ſind ſie faſt ganz ohne Gräten. Nach Tiſche wurde wie gewöhnlich eine kleine Sieſte gehalten. Ich blieb unten mit dem Doktor, bei einer Cigarre und einem Glaſe des heut' aufgefangenen Regenwaſſers, das ſo überaus gut ſchmeckte, daß man glauben mußte, es ſey ſo eben erſt aus dem kühlſten Brunnen geholt; wir erzählten uns Allerlei aus unſerm ſo verſchiedenartigen Leben. Ein ſogenannter „Windbeutel“ ward in die offnen Kajütenfenſter hineingehängt und wehte uns die lieblichſte Kühlung zu. Wir nahmen eine der umherliegenden Seekarten zur Hand und verfolgten die Wege, die wir bereits auf dem Ocean gemacht; die größte Strecke hatten wir Gottlob ſchon zurückgelegt, aber es blieb doch auch noch manche Meile übrig, bis wir am Ziel angelangt waren. Nach Verlauf von ohngefähr einer Stunde ward es plötzlich ſehr lebendig über uns; man lief hin und her, es mußte etwas vorgefallen ſeyn, und als ich hinaufeilte, um nachzuſehen, kam mir ſchon der muntere Fritz mit der Nachricht entgegen, daß ein Hai ſeit einer Weile das Schiff verfolge und daß bereits Anſtalten zu ſeinem Fange gemacht würden. Wirklich ſah ich auch ſchon den Steuermann mit einem kleinen Anker herankommen, an welchem er grade beſchäftigt war, ein Stück rohes Pöckelfleiſch von einigen Pfunden zu befeſtigen. Hierauf ward die rieſenhafte Angel an einer ſtarken Kette und dann an einem dicken Seil, das oben über zwei Rollen ging, ins Meer hinabgelaſſen. Wir lagerten uns nun Alle, mit dem halben Körper über Bord, auf die nächſten Tonnen und Bänke, um das intereſſante Schauſpiel ſo genau wie nur immer möglich zu beob-

Digitized by Google

achten. Die Fluth war merkwürdig klar, die Bewegung des Waſſers ſo gering, daß man hineinſehen konnte in die unermeßliche Tiefe. Große und kleine Fiſche ſpielten darin, nur Alle viel weiter nach unten, um nicht in die Region des Hai's zu kommen, der wohlgemuth kaum zwanzig Fuß tief dem Schiffe nachſchwamm. Er mochte 6—7 Fuß lang ſeyn, in allen Theilen konnte man ihn deutlich erkennen. Bekanntlich befindet ſich ſein Maul, das faſt die Hälfte des ganzen Körpers einnimmt, nach unten, ſo daß er, wenn er einen Gegenſtand erſchnappen will, der über ihm ſchwimmt, ſich völlig umdrehen muß. Der Kapitän nahm nun das Seil zur Hand und ließ den Braten ziemlich unſanft auf den Rücken des Unthiers fallen. Zur Hälfte drehte ſich der Hai um, beroch das Fleiſch, ſperrte den Rachen auf, — wir ſahen die dreifache Zahnreihe und meinten ſchon, er habe angebiſſen, da wandte er ſich wieder auf die Seite; ſo trieb er's eine Zeit lang, er mußte wahrſcheinlich keinen großen Hunger ſpüren, denn das Gericht war lecker genug. Endlich begann er wieder einmal zu riechen, wieder ſperrte er den Schlund auf und Angel und Lockſpeiſe und einige Fuß von der Kette — Alles war verſchwunden. Unter lautem Hurrah zogen hierauf die Matroſen die Beute an Bord. Freilich, ehe ſie ſich ganz derſelben bemächtigen konnten, gab's noch viel Spektakel und Arbeit. Als der Hai zwiſchen Himmel und Waſſer ſchwebte, zappelte er in fürchterlicher Todesangſt, ſchlug mit dem Schwanze, daß Jeder auf ſeiner Hut ſeyn mußte, nicht getroffen zu werden, und machte überhaupt den Leuten noch viel zu ſchaffen. Ein Matroſe warf ihm geſchickt eine Schlinge um den Leib, und mit Hülfe dieſer riß man das Unthier auf's Verdeck. Der Zimmermann erwartete ruhig, mit blanker Axt, ſeinen Feind; dieſer ſchlug mit dem Schwanze noch immer wie wüthend nach allen Richtungen hin, daß der Boden in Wahrheit erdröhnte; plötzlich aber, ſo geſchwind, daß ich nichts weiter bemerkte, blitzte das Beil durch die Luft und in demſelben Moment lag der Schwanz vom Rumpfe getrennt, und das Ungeheuer verröchelte in wenig Minuten. Wir traten nun näher hinzu, lös'ten mit großer Mühe den Anker ſammt der Kette aus dem Rachen los und beſchauten nun dieſen mit wirklichem Grauen. Einen halben Menſchen konnte er ganz bequem halten, und er hätte auch einen ſolchen durch und durch gebiſſen, denn die Zähne ſind mehrere Zoll lang. Der Koch lös'te geſchickt das Gebiß ab, ſäuberte es von allen Fleiſchtheilen und, weil eigentlich bei ſolchen Gelegenheiten die Mannſchaft immer das Hauptrecht an der Beute hat, ſo kaufte der Doktor den Leuten das Gebiß um ein paar Thaler ab, weil er, wie alle Uebrigen, verſicherte, nie ein ſo ſchönes geſehen zu haben; wie er ſagte, wollte er es nach Rio in das dortige Muſeum ſchicken, wo ich es ſpäter dann auch wirklich wieder angetroffen habe. Dem Hai ward nun der Bauch aufgeſchnitten, und in ſeinem großen Magen fand man ein Chaos der wunderlichſten Dinge; ſo einen alten Schuh, verſchiedene Kleiderfetzen, zerbrochene hölzerne Geräthſchaften, was wir Alles ſämmtlich für das Unſrige erkannten. Das Ungethüm mußte denn doch uns bereits längere Zeit verfolgt haben, und ſo nach und nach dieſe Gegenſtände, wenn ſie bei uns über Bord geworfen wurden, übergeſchluckt haben. Spaßhaft war es auch, wie einer unſerer Leichtmatroſen, der geſtern ſich über den Verluſt ſeiner wollenen Sonntagsmütze beklagt, die ihm nämlich ein Windſtoß entführte, ſein Kleinod ebenfalls im Bauch des Fiſches wiederfand; er war unendlich froh darüber, wuſch ſie aus und trug ſie bereits am andern Tage.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die General-Verſammlung des Frankfurter Hauptvereins der Guſtav-Adolf-Stiftung am 8. Nov. 1846.) Eine vollſtändige Berichterſtattung über dieſe wichtige Verſammlung iſt bereits in zweiter Auflage erſchienen, herausgegeben von Dr. Ludwig Braunfels. Frankfurt a. M. bei Carl Horſtmann. Es ſind darin die ſämmtlichen an jenem Abend gehaltenen Vortäge und Debatten abgedruckt und der genaue Hergang der Berathung erzählt. Bei der Wichtigkeit des Gegenſtandes wird die Brochüre auch in weiteren Kreiſen des Vaterlandes Intereſſe zu erwecken nicht ermangeln.

(Volksſchriften.) Man hat mit Recht wiederholt darüber geklagt, daß der Ton in den meiſten Volksſchriften nicht der rechte, daß er vielfach zu breit, zu predigend, zu ſchulmeiſternd iſt. Dr. Ruppius erzählt in dem „Organe für das geſammte Volksſchriftenweſen,“ der Schulze eines Dorfes, in dem er einkehrte, um ſich über Volksſchriften mit den Bauern zu unterhalten, habe ihm Folgendes darüber geſagt: „Gehen Sie mir doch mit Ihren Büchern! Mit Ihren Hiſtorien holen Sie noch keinen Hund vom Ofenloch weg. Unſer Schulmeiſter hat auch welche, die ſollten wir mit Gewalt hören, und es wurde ein Leben gemacht, als könnte es gar nicht ohne die Geſchichten gehen. Was war's? Wir hörten ſie mit an, weil es der Herr Paſtor haben wollte, die Hälfte von uns ſchlief aber ein, und ich ärgerte mich über das dumme Zeug. Geſchichten, gerade wie für die kleinen Jungen, die mögen Gottesfurcht daraus lernen, und das Andere geht ſie nichts an; wenn ich aber ein ſo heulriger, breipäppiſcher Kerl ſeyn ſollte, wie ſie in den Geſchichten ſtehen, oder wenn ſich Einer vor mich hinſtellte und wollte mir ſo die Leviten leſen, und ich ließ mir's gefallen und wäre wohl noch obendrein fürchterlich gerührt, wie ein altes Weib, dem der Paſtor in's Gewiſſen redet — ich ſtellte mich noch heute vor den Spiegel und ſagte: Schulze pack' ein, mit dir iſt nichts, und gäb' mir ſelber ein paar Tachteln, damit es kein Anderer thue.“

Von Karl Beck's Gedichten iſt ſo eben eine vierte, von ſeinen „Liedern des armen Mannes“ eine dritte Auflage erſchienen.

In einem der letzten Todtenverzeichniſſe der Stadt Wien findet man die Tochter einer „Civil-Gerichts-Einreichungs-Protokolls-Direktons-Adjunctens-Wittwe.“ Lange genug für dieſes Erdenleben! ruft eine Zeitung aus Erſchöpfung über dieſen Titel aus.

In Siebenbürgen hat ein junger Advokat ſeine Geliebte an der Spitze von zwölf bewaffneten Reitern aus ihrem Hauſe entführt.

In Holland iſt man einem Verbrechen auf der Spur, welches lebhaft an Kaspar Hauſer erinnert. In Arnheim iſt ein junges Mädchen in einen Gaſthof gebracht und auf ein nach Deutſchland fahrendes Dampfſchiff befördert worden, welches durch ihre eigenthümlich auffallende Erſcheinung, noch mehr aber durch das geheimnißvolle und verdächtige Benehmen ihres Begleiters, der für ſie eine Dampfſchiffkarte lös'te und ſogleich ſpurlos verſchwand, Aufſehen erregte. Das für eine Kammerjungfer eines reichen Amſterdamer Kommiſſionärs ausgegebene Mädchen geberdete ſich auf dem Dampfſchiffe wie eine Verzweifelte, verlangte, zurückgebracht zu werden und ward vom Kapitän zu Emmerich der Polizei übergeben. Sie iſt dann nach Arnheim zurückgebracht worden, und aus ihren verworrenen Aeußerungen ſcheint ſo viel hervorzugehen, daß ſie von der Mutter ihres Geliebten, welche gegen die Verbindung geweſen, ſchwere Mißhandlungen hat erdulden müſſen, lange Zeit einſam eingeſperrt und gezwungen worden iſt, Arznei einzunehmen. Nähere Erfolge hat die eingeleitete Unterſuchung noch nicht gehabt.

Digitized by Google

Abermals der würtembergiſche Abdel-Kader! Der Schwäb. Merk. enthält folgende Anzeige: „Thamm, Oberamts Ludwigsburg. Am 26. November, Morgens zwiſchen 2 und 3 Uhr, wurden mir 28 Stück Schafe im Pferch durch einen Wolf theils zerriſſen, theils beſchädigt. Möchte doch endlich durch das Jagdperſonal dieſem ſchadenbringenden Thiere mit Eifer auf den Leib gegangen und daſſelbe erlegt werden! Schäfer Stahl."

(Bern.) In der Regierungsſitzung vom 26. v. M. kam ein merkwürdiges anonymes Schreiben von ſechs verheiratheten Staatsbürgerinnen zur Sprache, welche ſich über die liederliche Lebensweiſe ihrer Männer und die daherige Noth ihrer Kinder tief beklagten. Da das Schreiben mehrere Angaben enthielt, die der Polizei von Wichtigkeit ſeyn können, ſo wurde daſſelbe der Polizeidirektion überwieſen.

(Berlin.) Eine Verordnung unſeres neuen Chefs der Poſtverwaltung beſtimmt, daß in dem Schriftwechſel der Poſtanſtalten unter einander die Prädicate „Löblich, Wohllöblich ꝛc." als überflüſſig nicht ferner gebraucht werden ſollen.

Korreſpondenz.

Mainz, 3. Dec.

Bei der geſtern Abend ſtattgehabten General-Verſammlung des Carnevalvereins wurde auf den Vorſchlag des Comité und des kleinen Rathes einſtimmig beſchloſſen, daß, in Erwägung der obwaltenden Verhältniſſe, hier dieſes Jahr kein Carneval ſtattfinden ſolle; daß es dagegen, um unſere Armen durch dieſen Beſchluß nicht zu ſehr zu beeinträchtigen, jedem Mitgliede der Geſellſchaft belaſſen ſeyn möge, ſeinen gewöhnlichen Beitrag, oder mehr oder weniger, zur beſten Verwendung für die Armen dem Comité zu überweiſen, welches die Vertheilung nach ſeinem Ermeſſen, ſelbſtſtändig, ohne Mitwirkung der Central-Armen-Commiſſion, zu bewerkſtelligen habe. Man glaubt allgemein, daß ſich auch unſere Caſino-Geſellſchaft veranlaßt finden dürfte, dem vielfach geäußerten Wunſche zu entſprechen und für dieſen Winter die gewöhnlich ſtattfindenden glänzenden Bälle zu unterlaſſen. — Unſere Oper, welche bei Eröffnung des Theaters durch die im Perſonale eingetretenen Veränderungen nicht recht anſprechen wollte, erfreut ſich nun wieder, Dank den bedeutenden Anſtrengungen der Direktion, der vollen Theilnahme unſeres Publikums, und muß man übrigens, will man anders nicht ungerecht ſeyn, anerkennen, daß mit den hier gebotenen Mitteln alles Mögliche geleiſtet wird. Fräul. Emilie Walther, welche längere Zeit in Frankfurt gaſtirte, hat hier als Romeo ſehr gefallen, und werden wir Veranlaſſung nehmen, da ſie hier noch einige Male auftreten wird, ihre Leiſtungen genauer zu beſprechen. Mad. Flinzer-Haupt, welche auf längere Zeit hier verweilt, brillirt ſowohl durch ihren ſeelenvollen Geſang, als durch ihr tiefdurchdachtes Spiel, während Fräul. Welly, unſere liebliche erſte jugendliche Sängerin, ſich nach wie vor der vollen Gunſt des Publikums erfreut. Unſer erſter Tenor, Hr. Lehmann, hat durchaus nicht nöthig, zu ſogenannten Schauſpieler-Kunſtſtücken ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen, wie neulich auffallender Weiſe in einem Korreſpondenzartikel erwähnt wurde, und ſchien dies auch unſer Publikum zu fühlen, indem es ihn bei der jüngſten Aufführung des „Beliſar", als Alamir, rauſchend applaudirte und in der Scene ſtürmiſch hervorrief. Nächſten Mittwoch hören wir hier zum Erſtenmale, zum Benefiz des Hrn. Lehmann, Lachner's „Catharina Cornaro", welche Oper, nach der neuen Bearbeitung von unſerer Geſellſchaft in Brüſſel aufgeführt, außerordentlich gefallen hat, und glauben wir, Hrn. Lehmann, deſſen Leiſtungen ſich hier des größten Beifalls erfreuen, ein volles Haus verſprechen zu dürfen.

Wiesbaden, 1. Dec.

Zum Beſten ſeines Unterſtützungsfonds gibt das hieſige Theaterorcheſter alljährlich drei Konzerte, deren erſtes geſtern Abend in dem ſchönen großen Saale des Adlerhotels ſtattfand. Unter des Hrn. Kapellmeiſters Rummel Leitung hörten wir Gluck's Ouvertüre zu „Iphigenie in Tauris." Lächle Niemand über den Altvater Gluck; er iſt ein Geiſt, aus dem man heutiges Tages wohl zehn machen könnte, die keinen Mangel an Ideen dürften fühlbar werden laſſen. Die zahlreiche Zuhörerſchaft zollte den Konzertgebern dafür Dank, daß ſie ſolche an einer Muſik erfriſchten, die zur neueren einen ſchroffen, aber ehrenvollen Gegenſatz bildet. — Fräul. Kern, ſeit einigen Monaten als erſte und Bravour-Sängerin der hieſigen Bühne angehörend, erfreute das Publikum mit einer Romanze aus „Euryanthe." Wie der volksthümliche Weber ſein „Glöcklein im Thale" einläutet, braucht man keinen Deutſchen zu lehren; wenn ſich aber ſo edles, reines und gediegenes Metall dazu findet, das ſein Echo nur in den Herzen ſucht, ſo wird es dem Hörer um ſo viel lieber. Fräul. K. kann eine Trägerin unſerer Oper genannt werden, ſowohl wegen der Gediegenheit ihrer Leiſtungen, als der Bereitwilligkeit, womit ſie ihren Berufspflichten genügt. — Ob man von unſerem Theaterorcheſter ein tüchtiges Zuſammenwirken der Violinen erwarten kann oder nicht, darüber konnte Jeder in's Klare kommen, der dem Konzerte beiwohnte. Die Herren Roll, Beyer, Scholle und Hirſch trugen Maurer's Concertant für 4 Violinen mit einer Sicherheit, Eleganz und Solidität vor, die ſich der vollſten Anerkennung zu erfreuen hatten. Da die ſchwierige Compoſition ein beſonderes Zuſammenſpiel erheiſcht, ſo war die treffliche Ausführung doppelt dankenswerth. — Unſer erſter Tenor, Hr. Peez, ſang eine Arie aus Weber's „Oberon", die Vielen erſt darthat, was dieſer Sänger leiſten kann. In ſehr verſtändiger Auffaſſung trug derſelbe ſeine Arie mit Feuer und Begeiſterung vor, wobei ihn ſeine umfangreiche Stimme eben ſo ſehr unterſtützte, als ſeine tüchtige Geſangſchule. Dem Kenner gab er Gelegenheit, ſich ſeiner Studien zu erfreuen, dem Laien konnte er die angenehmſte Befriedigung bieten. Daß Hr. P. in letzterer Zeit ſo wenig auf der Bühne verwendet wurde, wird von vielen Geſangfreunden bedauert. — Den Glanzpunkt des Konzerts bildete die von Hrn. Kapellmeiſter Rummel arrangirte, von dem Orcheſterperſonal trefflich executirte Sonate von Beethoven, op. 47. Ueber Beethoven's muſikaliſche Tiefe noch ein Wort zu verlieren, wäre anmaßender Frevel. Aber beſonderen Dank wird es jeder Muſikfreund Hrn. R. wiſſen, daß er mit ſo viel Geſchick, Umſicht und Tiefe uns dieſes complicirte Kunſtwerk zur näheren Anſchauung brachte. Dreierlei hat Hr. R. durch Aufführung deſſelben bewährt: 1) ein entſchiedenes Talent zum Arrangement und ein tiefes Studium Deſſen, was die einzelnen Inſtrumente leiſten können; 2) ein tüchtiges Eingehen auf den Geiſt der Compoſition des urſprünglichen Schöpfers und auf ſeine Inſtrumentationsweiſe und 3) die Ausübung der nöthigen Gewalt über ſein Orcheſter. In Folge plötzlicher Heiſerkeit der Fräul. Rummel fielen zwei Nummern im Programm aus; die Ausfüllung der Lücken veranlaßte zwei improviſirte Vorträge in oberöſterreichiſcher Mundart, wodurch das Publikum benachrichtigt ward, daß Hr. Peez noch eine Romanze aus „Euryanthe" vortragen und man das Konzert mit Weber's Ouvertüre zu „Oberon" beſchließen werde. Beides geſchah zur vollkommenſten Zufriedenheit aller Anweſenden!

Bad Homburg, 4. Dec.

Aus einer in der Didaskalia Nro. 66 de 1846 enthaltenen Mittheilung über die hierortige dreihundertjährige Gedächtnißfeier des Todes Dr. Martin Luther's war zu entnehmen, welch' rühmlichen Entſchluß damals die hieſige evangeliſch-lutheriſche Gemeinde wegen Wiederherſtellung und zweckentſprechenderen Einrichtung ihres Gotteshauſes faßte, indem ſie die zu 5,000 fl. veranſchlagten Baureparaturkoſten durch freiwillige Beiträge unter ſich aufbringen wollte und wie man zugleich auch auf die Kirchſtände-Eigenthumsrechte bereitwilligſt und ohne Entgeld Verzicht leiſtete. Allein obgleich die erforderlichen Geldmittel vollſtändig gezeichnet und beigebracht worden, ſo iſt dennoch und wenigſtens für jetzt das ganze herrliche Vorhaben dadurch geſcheitert, weil die privilegirten Kirchenſtühle für die landgräfliche Hof- und Civil-Dienerſchaft und deren weibliche Familienglieder unverändert beibehalten bleiben ſollten.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 5. Dec. (Neu einſtudirt): Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abth., Muſik von Gluck.

Sonntag, 6. Dec. Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth., von G. Räder. — Erſte Abtheil.: Das Bergmännchen. Zweite Abtheil.: Abd-el-Kader. Dritte Abtheil.: Die Fremdenlegion. Vierte Abtheil.: Die Verſöhnung am Nordpol. (Gaſtrolle) Schalk: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 337. Montag, den 7. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Nachdem Landry hundert Liebesverſicherungen mit ſeiner Gattin ausgetauſcht hatte, fuhr er mit einem tiefen Seufzer alſo fort:

„Margarethe, daß ich Deine Liebe ſuchte, das iſt die einzige Schuld, die mich drückt. Ich gab der Gewalt, die mich zu Dir hinzog, allzuleicht nach . . . denn unter allen Gütern, welche mir die Vergangenheit gewährt hatte, war mir das ſüßeſte von allen, die Liebe, unbekannt geblieben. Durch ſie begann ich erſt zu leben; ſie war ein neues Gefühl für mich, ohne Beimiſchung von Bitterkeit und Reue, ohne den finſtern Reflex des Grabes, der ſtets alle meine Schritte begleitete. Darum liebte ich Dich, Margarethe! und da ich verbannt und verfolgt unter den Menſchen war, ſo fand ich eine unbeſchreibliche Luſt darin, Dich einen verfolgten Glauben theilen zu laſſen. Unſinniger, der ich war! ich hätte dieſe Hand, welche die Kälte des Todes bereits gefühlt hatte, von Deiner Hand zurück ziehen ſollen; ich hätte vorausſehen ſollen, daß an dem Tage, wo die Larve von meinem Angeſicht fiele, ich Deine Ruhe und Dein Glück mit in meinen Sturz ziehen würde. Margarethe! vergieb mir, und lehre meinen Sohn, mir nicht zu fluchen.“

„O! nie, nie!“ betheuerte Margarethe, „welches auch Dein Schickſal ſey, ich werde mich beglückt fühlen, es zu theilen. Du ſtandeſt allein in Deiner erſten Verbannung; die jetzige werde ich und Dein Kind mit Dir theilen. Wir fliehen zuſammen.“

Mit feurigen Worten ſchilderte ſie ihm die Nothwendigkeit der Flucht; denn die Gefahr war ſo nahe, da ſein Geheimniß von Claude Stocq gekannt war, welches der vertraute Rath des unerbittlichſten Feindes des proteſtantiſchen Glaubens, des Connetables von Montmorency war.

Um ihn noch mehr von der Dringlichkeit der Gefahr zu überzeugen, theilte die geängſtigte Frau ihrem Gatten noch mit, daß Claude Stocq der Mann ſey, welchem ſie früher verlobt worden, und deſſen Liebe ſie verſchmäht hatte, um dem Geliebten ihrer Seele anzugehören. Sie verhehlte ihm auch nicht, daß der Verhaßte ſie noch immer liebe, daß ſie daher Alles von ſeinem Grolle zu fürchten hätten. Es gelang ihr, Landry zu überzeugen, daß die ſchnellſte Flucht nothwendig ſey. Sie, die vorhin, als ſie von dem entſetzlichen Verdacht gequält, ſo ſchwach war, daß ſie zitterte, ſie hatte jetzt ihre ganze Kraft wieder gefunden; ſie fürchtete nichts für ſich, denn Hingebung und Aufopferung wird einem liebenden Herzen ja ſo leicht . . . und dieſe Flucht war vielleicht die letzte Prüfung, welche der Himmel ihrem Gatten zudachte, deſſen Unſchuld vielleicht eines Tags Anerkennung finden würde.

Nachdem ſie Alles wegen ihrer Flucht erwogen und verabredet hatten, beſchloſſen ſie, dieſelbe augenblicklich zu vollführen, daher hieß Landry die Frau ihren Knaben wecken, er ſelbſt aber nahm ein brennendes Licht von dem Tiſch und ſchritt damit auf die Thüre zu.

„Was beginnſt Du?“ rief ihm Margarethe nach.

„Ich will das einzige Gut holen und mitnehmen, das mir noch übrig bleibt,“ gab er zur Antwort: „nämlich den Dolch, welcher als Beweis gegen mich gedient hat. Durch meine Schwüre von meiner Unſchuld überzeugt, wußte Ambroſius Paré mir denſelben zu verſchaffen. In dem Keller dieſes Hauſes habe ich am zweiten Pfeiler rechts einen Stein losgelöſ't und die Waffe darunter verborgen, in der Hoffnung, daß wenn Verdacht oder Zufall mich mit dem wahren Mörder zuſammen führen ſollte, er ſich bei dem Anblick des Mordinſtruments, welches ihm angehört hatte, verrathen würde . . . Wie unſicher dieſer Beweis auch iſt, ſo will ich mich doch nicht von dem Dolche trennen, ſondern ihn dereinſt auf meinen Sohn vererben.“

Hierauf gebot er ihr, den Knaben Raoul zu wecken; in dem Augenblick aber, als ſie ſich anſchickte, ſeinem Gebote Folge zu leiſten und er ſich in den Keller begeben wollte, ward heftig an der Hausthüre geklopft. Margarethe erſchrack zum Tode, vermeinend, daß Stocq's Rache nicht auf ſich warten laſſe; aber an den Einlaß begehrenden Stimmen erkannte ſie bald, daß der Gefürchtete nicht unter ihnen ſey, und ſo ging denn Landry feſten Schrittes hinaus und öffnete die Hausthüre, durch welche ein noch junger hochgeſtalteter Mann eintrat, deſſen Aeußeres den vornehmen Mann verrieth. Mit allen Zeichen der Ehrfurcht ſchritt er einer ſchlanken Dame im ſchwarzen Reiſegewande zur Seite, die, als ſie den Schleier zurück ſchlug, ein Antlitz von wunderbarer Schönheit zeigte. Eine Kammerfrau und ein Page folgten ihnen nach.

Auf Landry's Frage nach ihrem Verlangen, ſagte der Fremde mit ritterlichem Anſtande:

„Wir bitten um Gaſtfreundſchaft, welche Ihr verirrten Reiſenden, die das Gewitter überraſcht hat, gewiß nicht verſagen werdet. Außer dem Diener, der unſere Pferde auf der Straße bewacht, iſt unſer übriges Gefolge unterwegs von uns abgekommen. Euer Haus iſt das letzte in Senlis, und dieſe Dame fürchtet, ſich in dieſer aufgeregten Zeit bei nächtlicher Weile weiter zu wagen.“

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte Landry, indem er den Blick von dem Fremden auf die Dame, und von dieſer auf ihre Begleiter ſchweifen ließ; als jener ihn um die Vergünſtigung erſuchte, ihre Namen verſchweigen zu dürfen, ſetzte er leiſer hinzu: „Seyd Ihr vielleicht Verfolgte um des Glaubens Willen?“

„Das nicht,“ verſetzte der Unbekannte mit einem offenherzigen Lächeln, „doch welches auch die Gründe meiner Verſchwiegenheit ſeyn mögen, dringt nicht weiter in mich. Ich klopfte mit Vertrauen an Eurer Thüre an, nehmt mich dann auch mit Vertrauen auf; mit Tagesanbruch ziehen wir weiter.“

Als jetzt die ſchöne Dame ebenfalls einige bittende Worte ein-

Digitized by Google

fließen ließ, vermochte die hinzugetretene Margarethe nicht länger zu widerſtehen; ſie geleitete ſie in ihre Wohnſtube, während die alte Magd den Auftrag erhielt, den Diener mit den Pferden einzulaſſen und für deſſen Unterkunft, ſo wie für die ermüdeten Thiere Sorge zu tragen.

Als die Dame nun den Reiſemantel ablegte, ſprach ſie mit herzgewinnender Lieblichkeit zu Margarethen: „Habt Dank für Eure Aufnahme, gute Frau, um ſo mehr, da ich unſern Eures Hauſes einige Männer von verdächtigem Ausſehen umherſchleichen ſah."

Margarethe tauſchte einen ſchnellen Blick mit Landry aus; beiden war es gewiß, daß ſie nur Heil in der ſchnellſten Flucht finden konnten. Während die alte Martha den Gäſten einige Erfriſchungen auftrug, zog die zitternde Gattin den geliebten Mann in die Hausflur und beſchwor ihn, augenblicklich zu fliehen, unter dem Verſprechen, am folgenden Tag in der Meierei von Saintac mit ihrem Sohne zu ihm zu ſtoßen. Landry gab ihren Bitten nach. Nachdem er ihr zu wiederholtenmalen empfohlen hatte, ja den im Keller verborgenen Dolch nicht zu vergeſſen, drückte er ſeine Frau noch einmal innig an ſein Herz, worauf er, von ihren heißen Segenswünſchen begleitet, durch ein Seitenpförtchen das Haus verließ, in welchem er bisher in ſtiller Zurückgezogenheit als glücklicher Gatte und Vater gelebt hatte.

Margarethe wieß der fremden Dame ihr eigenes Schlafgemach zum Uebernachten an, die bis zu deſſen Schwelle von dem ritterlichen Manne begleitet ward, der ihr die Hand ehrfurchtsvoll küßte, worauf ſie ihrer mit einem Lichte voranſchreitenden Kammerfrau folgte. Der Page legte ſich auf einen Teppich quer vor ihrer Thüre nieder. Der unbekannte Mann erhielt die anſtoßende Kammer des kleinen Raoul, den Margarethe mit ſich in einen Seitenbau nahm, wo ſie die letzten Stunden in dem Hauſe verleben wollte, in welchem ihr Kind geboren war, und worin ſie zu leben und zu ſterben gedacht hatte. Sie, die heute Gaſtfreundſchaft an Fremden übte, ſie war ungewiß, ob ſie morgen ein Obdach finden würde! Heiße Thränen rannen bei dieſem Gedanken über ihre Wangen. Sie hatte keine andere Hoffnung mehr, als in Gott, an welchen ſie ein heißes Gebet wegen der Rettung ihres Gatten richtete. Endlich warf ſie ſich ganz angekleidet auf ihr Lager.

(Fortſetzung folgt.)

Unter der Linie.

(Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.)

(Fortſetzung.)

Wenn man den Fall wieder erzählt, wie ich es hier thue, ſo klingt es faſt wie Jägerlatein, aber es iſt doch ein wirkliches Faktum. Noch unglaublicher jedoch, ja faſt räthſelhaft erſchien es, als ein Matroſe zwei kleine Stachelfiſche von der Größe einer Billardkugel herauszog, ſie in ein Gefäß mit Waſſer ſetzte und ſo dem Leben wiedergab, denn ſie ſchwammen munter umher. Mir fiel der bibliſche Jonas dabei ein, und ich dachte bei mir, wenn Das die orthodoxen Theologen erfahren, ſo werden ſie ausrufen: „Nun iſt's ausgemacht, er hat lebendig im Bauch des Fiſches geſeſſen, wir haben's ja immer geſagt!" Uns vergnügte dies Alles ſehr; bekanntlich iſt das Fleiſch des Haifiſches ungenießbar; ſie zogen dem Thier aber die Haut ab, die zu Chagrin verarbeitet wird, behielten noch eine der Floſſen zurück, und warfen darauf den ganzen Leichnam in die See, wo ihn möglicherweiſe noch an demſelben Abend einer ſeiner Brüder luſtig verzehrt hat. Das Ereigniß gab Gelegenheit zu mancher darauf Bezug habenden Erzählung.

Unter derartigen Geſprächen war es Abend geworden. Nach dem Thee begaben wir uns nochmals auf's Verdeck, um die kühle Nachtluft zu genießen. Es war gegen 9 Uhr und die untergehende Mondesſichel machte ſich in ihrer röthlichen ſonnenartigen Pracht überaus herrlich. Das Schiff rauſchte ſtill durch die blitzende Fluth und zog eine lange funkelnde Sternreihe hinter ſich her. Dann und wann tauchten Delphine mit ihrem ſilberglänzenden Bauche aus dem Waſſer hervor und begannen mit einander ihr ſcherzendes Spiel. Ich ſah hinaus in die unendliche, traumverhüllte Ferne, und ich wußte nicht, was wie ein Klageton durch meine Seele zog und ſich zu Worten formte und zum Liede ward.

Es fiel am nächſten Morgen ſtarker Thau, der aber ſtets heiteres Wetter verſpricht. Vor 6 Uhr geht die Sonne hier nie auf; es iſt immer Tag- und Nachtgleiche. Die Matroſen waren eifrig beſchäftigt, das Verdeck zu ſcheuern, was bei günſtiger Witterung immer an Sonn- und Feſttagen geſchieht und alſo heute zumal geſchehen mußte, da ja wie erwähnt, der Tag, an welchem die Linie paſſirt wird, im Seemanskalender obenan ſteht. Nach vorn war, wie wir bemerkten, eine Art Zelt aufgeſchlagen, und der Doktor erzählte mir, die Leute pflegten das in der Regel zu thun, um dahinter ungeſehen ihre Vorbereitungen zu der Feſtkomödie zu machen. Nach und nach bleichten die Sterne und der öſtliche Horizont ward licht und immer lichter. Der Sonnenaufgang hat wie der Untergang auf dem Meer einen ganz eigenen Charakter. Ich erinnere mich, wie ich oft auf dem Feſtlande dies Naturſchauſpiel genoſſen, aber wie ganz anders mir zu Muthe ward, als ich daſſelbe zuerſt auf offnem Meere ſah. Dort auf dem Kontinent bietet die ganze Umgebung, Burg und Thal, Wald und Feld, mannichfache Abwechslung dem Beſchauer, aber eben dieſe Abwechslung läßt ihm die Sache ſelbſt geringer erſcheinen. Hier aber auf der See: wie anders! Dort biſt Du allein, auf Deinem ſchwankenden Brette, das zu Nichts wird, wenn Du einen Blick wirfſt auf den ins ewig Endloſe hinaus ragenden Ocean, Du ſiehſt nichts als den Himmel, denn „das Waſſer, das Dich trägt, iſt blos der dunklere Himmel"; Deine Gedanken ſchlafen, wie um Dich die träumenden Fluthen; Du vernimmſt nicht das erwachende Morgenlied der Lerche, aber auch das lärmende Treiben des neuauflebenden Tages bleibt Deinem Ohre fern; wie ein ſtummes, aber dadurch nur deſto lauter an's Herz redendes Gebet, ſinkt es nieder von oben herab auf's Meer und hinein in Deine Seele. Und wie es Licht wird in Dir bei dem Gedanken an dieſen erhabenen Gottesfrieden, der überall Dich umweht, ſo blüht es wie ein heiliges Farbenecho im Oſten herauf: ein Abglanz Deines eigenen geläuterten Sein's. Dann fällt Dir auch vielleicht ein, was der herrliche Claudius bei eben dieſer Gelegenheit einſt geſagt:

„Rührt es Dein Herz, nun ſo kehr' Dich an Niemand, falle hin, mit oder ohne Thränen und ſchäme Dich nicht, denn ſie iſt ein Wunderwerk des Höchſten und ein Bild Desjenigen, vor dem Du nicht tief genug niederfallen kannſt. Biſt Du aber nicht gerührt und Du mußt drücken, daß eine Thräne komme, ſo ſpare Dein Kunſtwaſſer und laß die Sonne ohne Thränen aufgeh'n."

So ungefähr dachte ich, als die glänzende Kugel ſich über die Waſſerfläche erhob und wie ein lächelndes Mädchen ihr Antlitz beſchaute in dem ewigen Spiegel zu ihren Füßen.

Der Doktor ſtörte mich in meinen Betrachtungen durch die Bitte, ihm die Kanonen laden zu helfen, zur feſtlichen Begrüßung des heutigen Tages. So knallten wir denn recht bald einige Male luſtig in die blaue Luft hinein, und in derſelben Zeit ward zu beiden Seiten des Schiffsſpiegels Wappen und Flagge der Aurora aufgepflanzt. Auch vorn am Bugſpriet zogen die Matroſen unter Lachen und Geſang ein drolliges Emblem auf: ein großes weißes Tuch, worauf ein zolldicker ſchwarzer Strich gemalt war. „Nun", rief der Kapitän, indem er ſich an mich wandte, „können Sie die Linie noch nicht ſehen, und lachen Sie mich noch aus, wie heut' Morgen? Uebrigens", fügte er hinzu, „wenn

Digitized by Google

Sie denn doch noch beſtändig den Kopf ſchütteln, ſo nehmen Sie den Tubus zur Hand und ſehen Sie einmal in der Richtung hin über's Meer." Mit dieſen Worten reichte er mir ſein Fernrohr und wirklich gewahrte ich am Rande des Horizontes einen ſchwarzen Strich. Es iſt dies ein Spaß, der auf allen Schiffen gemacht wird, indem man einen Papierſtreifen an der innern Seite des Glaſes befeſtigt, was allerdings eine ſehr täuſchende Wirkung hervorbringt. „Jetzt bin ich völlig überzeugt", ſagte ich, „und meine Ungläubigkeit müſſen Sie entſchuldigen, wenn Sie bedenken, daß wir armen Landratten (ein ſehr beliebter Seemannsausdruck für Feſtlandsbewohner) uns gar oft einbilden, man könne von gewiſſen Dingen, die auf der See vor ſich gehen, recht gut Beſcheid wiſſen, ohne je das Meer befahren zu haben." „Nun", ſagte der Kapitän, „wenn Sie Ihre Unwiſſenheit nur einſehen, ſo hat es weiter nichts zu ſagen. Sie finden ſtets an mir einen nachſichtsvollen Lehrer." Wir wurden unterbrochen durch die Schiffsmannſchaft, die, den Hochbotsmann an der Spitze, ſich uns näherte, um den üblichen Glückwunſch zu überbringen. Es iſt dies nur ein formeller Akt, findet ſich aber faſt auf allen Schiffen. Nachdem derſelbe von uns freundlich erwiedert war, nahm der Sprecher der Leute von neuem das Wort, und zum Kapitän gewendet, begann er ungefähr folgendermaßen: „Ich hab' noch gehorſamſt zu vermelden, daß ich dieſe Nacht durch einen ſeltſamen Beſuch geſtört bin. Sie wiſſen, Herr Kapitän, daß wir der Linie nahe ſind, und die Viſite beſtand in Niemanden anders, als in einem Abgeſandten des alten Neptun, der mir berichtete, ſein Herr hätte ſchon Nachricht erhalten, daß die Aurora ankommen würde, und er ließe daher nachfragen, ob Alles in Richtigkeit ſey, oder ob er ſelbſt in Perſon kommen müſſe, um nachzuſehen. Sie wiſſen, Herr Kapitän", fuhr der Matroſe fort, nachdem er ſich, wie es ſchien, erſt ein wenig auf die wahrſcheinlich auswendig gelernte Rede beſonnen, „daß mit ſo vornehmen Herren nicht zu ſpaſſen iſt; ich geſtand deshalb, daß es ſo ganz richtig nicht wäre, indem wir (damit ſah der Sprecher zu mir herüber) Einige an Bord hätten, die noch nicht getauft ſeyen. Was hätt's geholfen, wenn ich's auch hätte verſchweigen wollen, es wär' ja doch an den Tag gekommen. Somit wollt' ich nun anfragen, ob der Herr Neptun in Perſon kommen dürfe, nachzuſehen." — Der Kapitän, der auf dieſe ſich ihm wohl alljährlich wiederholende Späſſe ſehr gut einzugehen wußte, erwiederte: „Was iſt da viel zu machen? Ich muß es mir ſchon gefallen laſſen, wenn er Inſpektion halten will. Uebrigens wird er dann wohl in Geſellſchaft kommen, und Ihr müßt ihm doch auch etwas Gutes vorzuſetzen haben, deßhalb wird es wohl das Beſte ſeyn, wenn ich heute für Eure Küche ſorge, denn um Alles in der Welt dürfen wir's nicht mit dem Neptun verderben."

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 2. Dec.) Es iſt hinreichend bekannt, einen wie geringen Schutz die Geſetze dem Gläubiger gegen böswillige oder auch wohl betrügliche Schuldner zu gewähren im Stande ſind. Execution, Perſonalarreſt, Lohnarreſt, Manifeſtationseid, Alles iſt nicht ausreichend. Wir haben hier in Berlin Leute, welche Pferde und Wagen, Kutſcher und Bedienten halten, welche täglich 4 und 5 Thaler für ein bloßes Frühſtück ausgeben, welche ſogar Grundſtücke beſitzen, gegen welche aber dennoch alle Executionen fruchtlos ausfallen, welche täglich neue Manifeſtationseide leiſten und welche Niemand zum Perſonalarreſt zu bringen vermag. So hat ſich dieſer Tage wiederum folgende Scene auf dem hieſigen Stadtgericht ereignet: Ein hieſiger Gaſtwirth, der täglich ſeinen Champagner trinkt und ſeine Auſtern ißt, leiſtete in Gegenwart eines ſeiner Gläubiger auf dem Stadtgerichte den Manifeſtationseid, d. h. er ſchwor, daß er nichts beſitze, was für ſeine Gläubiger irgend ein Objekt der Befriedigung abgeben könne. Bei Ableiſtung dieſes Eides trug er auf jedem Finger der zum Schwur erhobenen Hand vier bis fünf der werthvollſten goldenen Ringe, außerdem hingen aus ſeiner Weſtentaſche zwei ſchwere goldene Ketten hervor und in ſeinem Chemiſett glänzte ein ſtarker Brillant. Als er den Eid geleiſtet, trat er an den Gläubiger heran und zog eine koſtbare, mit Perlen beſetzte goldene Repetiruhr hervor mit der Bitte, doch zu geſtatten, daß er dieſe Uhr nach der des Gläubigers ſtellen dürfe. Von einer Beſchlagnahme dieſer Koſtbarkeiten konnte keine Rede ſeyn, da ſie — der Frau des Manifeſtirenden gehörten und von dieſer demſelben nur geliehen waren! (Ztgs-H.)

(Berlin, 1. Dec.) Die Reihe der Erfindungen, die in neueſter Zeit aus deutſchen Köpfen hervorgegangen ſind, hat ſich in dieſen Tagen wieder um eine, und zwar von auf der Hand liegender praktiſcher Wichtigkeit, zugeſellt. Es iſt die Erfindung, Papier, und zwar, den bisherigen Proben nach, ſehr gutes Papier, aus Holz zu machen. Bekanntlich hat der Mangel an Lumpen, der ſich von Tag zu Tage fühlbarer macht, ſchon lange nach Surrogaten ſuchen laſſen; vorzüglich hat Piette in Duisburg auf Unterſuchung der mannichfaltigſten Stoffe in dieſer Hinſicht viel Fleiß verwandt und zuletzt dem Stroh die größeſte, aber zum induſtriellen Betrieb doch noch nicht ausreichende Fähigkeit zuerkannt. Aehnliche hieſigen Orts von Dr. Oſchatz, einem hauptſächlich wegen ſeiner ingeniöſen Anwendungen des Mikroſcops bekannten Gelehrten, angeſtellte Unterſuchungen haben endlich beim Holz ein Reſultat erzielt, das ihn augenblicklich Schritte zur Verbindung mit einem Chemiker und zur betreffenden Patentnahme thun ließ. Es iſt ihm gelungen, das Holz ohne Anwendung von Salpeterſäure, die das Verfahren natürlich zu koſtſpielig machen würde, und ohne Anwendung großer mechaniſcher Kraft in ſeine Elementarfaſern zu zerlegen, der Holzfaſer ferner dabei ihre Sprödigkeit zu benehmen und ſo eine Papiermaſſe herzuſtellen, die ſich ſchon durch einige Hammerſchläge in ein überaus feſtes und vorzüglich überaus glattes Papier verwandeln ließ, das dieſe Asbeſt- oder ſeidenartige Glätte, wie wir uns ſelbſt davon überzeugt haben, ſelbſt bei vielfacher Zerknitterung und Berührung nicht verliert. Die Koſten der Herſtellung laſſen ſich ſchon jetzt wegen der Billigkeit des Stoffes und der geringere Kraftanwendung, als ſolche bei'm Holländer ſtatt findet, auf einem mäßigeren und in der Concurrenz vorausſichtlich ſiegreichen Betrag veranſchlagen, und gehen offenbar mit weiteren Erfahrungs-Reſultaten auch einer weiteren Ermäßigung entgegen, ſo daß wir in Hinſicht der gewichtigen Folgen, welche billigeres Papier für die Ausbreitung des Druck- und Schriftweſens haben muß, auch dieſer Erfindung, ähnlich wie der Schieß-Baumwolle, den Namen einer demokratiſchen beilegen müſſen.

„Zeus" prophezeiht für den December folgende vermuthliche Witterung: Vom 1. bis 3. trübe, rauhe Luft, kaum Regen oder Schneeflocken; vom 4. bis 6. heller und kalt; vom 7. bis 9. trüb mit Regen oder Schnee; dann kälter vom 10. bis 17., mit Neigung zu Schnee am 12. und 13. — Vom 18. bis 21. gelind und Regen, mitunter ſtürmiſch; 23. und 24. kälter; dann naß und trüb, bis Schnee am 28.; Schluß kalt.

(München, 1. Dec.) Die erſten Tage des kommenden Jahres werden uns Saphir und Meyerbeer zum Beſuche bringen.

Digitized by Google

Achte Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1846.

	fl.	kr.
Hypotheken-Conto:		
für ein Inſatz-Capital und einen Inſatz-Capital-Antheil . . .	13,300	—
Obligationen-Conto:		
vorräthige $3^1/_2$% Frankfurter Stadt-Obligationen, zuſammen fl. 5300 zum Nominal-Werth . . .	5,300	—
Intereſſen-Conto:		
bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinſen . .	111	24
Muſikalien-Conto:		
Saldo von einer angekauften Sammlung klaſſiſcher Werke . . .	76	32
Caſſa-Conto:		
baar in Caſſa	336	57
	19,124	53

	fl.	kr.	fl.	kr.
Capital-Conto:				
Capital-Fonds am Schluſſe des ſiebenten Verwaltungsjahres .	17,789	24		
Ertrag der von dem Liederkranz ſtatutengemäß gegebenen Konzerte				
am 24. Juli 1846 auf der Mainluſt	333	20		
am 6. Dec. 1845 im Weidenbuſch in Form eines großen Liederkranzes mit Inbegriff des Ueberſchuſſes einer früheren Abendunterhaltung	336	50		
Geſchenke:				
von einigen Mitgliedern des Liederkranzes bei ihren Verlobungen	12	—		
von den Herren Theod. Mohr, F. W. Prevôt und Peter Finck den Betrag einer Nota über eine Expertiſe	11	24		
zwei Gottespfennige	3	30		
Coursdifferenz auf vorräthige Obligationen	3	45		
Eingegangene und laufende Zinſen	668	17		
	19,158	30		
Hiervon ab:				
Unkoſten-Conto:				
die im Laufe dieſes Verwaltungsjahres ſtattgehabten Unkoſten .	33	37		
			19,124	53
			19,124	53

Frankfurt a. M., 30. September 1846.

Der Verwaltungs-Ausſchuß der Mozartſtiftung.
Dr. Martin. Präſident. Dr. A. Stiar. Secretär. Joh. Fr. Quilling. Caſſier. Peter Finck. Buchführer.
Dr. A. Joſt. Fr. Schneider. J. A. Böhler.

Vorſtehende Bilanz mit den Büchern der Mozart-Stiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die aufgeführten:
a) Einen Inſatz-Capital-Antheil von Neun Tauſend Gulden,
b) Ein Inſatz-Capital von Vier Tauſend Drei Hundert Gulden,
c) Achtzehn Stück hieſige $3^1/_2$% Obligationen im Nominal-Werth von Fünf Tauſend Drei Hundert Gulden,
d) Den Caſſa-Beſtand von Drei Hundert Sechs und Dreißig Gulden und Sieben und Fünfzig Kreuzer
vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit
Frankfurt a. M., 16. November 1846.

Die von der Geſellſchaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zur Reviſion erwählten Mitglieder:
Wm. Backes. Louis Heſſemer. J. Falta.

Frankfurt, Anfangs Dec.

Vor Kurzem laſen wir in mehreren Blättern, daß nur die Geſellſchaft „Iris“ auf einfache, ſinnige Weiſe den Geburtstag unſeres großen Schiller gefeiert habe. Indeſſen wurde auch noch von einem andern Vereine der Manen unſeres Schiller würdig gedacht. Es geſchah dies von dem rhetoriſchen Vereine unter der Leitung des Hrn. Hartig. Dieſer junge Verein feierte auf recht würdige Weiſe das Gedächtniß des Unſterblichen im Saale der Geſellſchaft Socrates. In der Mitte des Saales ſtand Schiller's bekränzte Büſte und vor einem zahlreichen Auditorium wurden von den Gliedern des Vereines mehrere auserwählte Gedichte des unvergeßlichen Meiſters vorgetragen, als Graf von Habsburg, der Taucher, Hero und Leander, an Minna, der Ring des Polykrates, das Mädchen aus der Fremde, welches Räthſel von einem Mitgliede in einem Gedichte recht zart gelöſ't wurde, und mehr noch dieſer Meiſterwerke, was dem Zwecke der Feier dieſes Abends entſprach. Gemeinſchaftlich wurde Schiller's Glocke recitirt, nachdem vorher Hr. Hartig einige Briefe Schiller's an ſeinen Freund Göthe vortrug, worin ausgeſprochen war, wie lange er den Gedanken in ſich trug, bis die Dichtung zur Reife kam, und welche große Mühe und Sorgfalt er darauf verwendete. Den Schluß machte die Hymne an die Freude, ebenfalls gemeinſchaftlich vorgetragen. Auf die öffentliche Aufforderung zur activen rhetoriſchen Theilnahme an dieſem Abend meldeten ſich nur Wenige, was den Beweis liefert, wie zaghaft man bei öffentlichem Auftreten gewöhnlich iſt und wie nur öftere Uebungen dieſe Schüchternheit abſtreifen können; unter den ſich Meldenden war auch eine junge Dame, welche eine Elegie auf den Tod eines Jünglings unter großem Beifall vortrug. Dieſer rhetoriſche Verein beſteht nun ohngefähr ein Jahr, und Einſender dieſes, welcher aufmerkſam dem Fortſchritte der Leiſtungen ſeiner Glieder folgte und bei allen öffentlichen Uebungen zugegen war, muß anerkennen, welche Fortſchritte derſelbe in dieſer kurzen Zeit machte. Aber auch die Bemühungen und Aufopferungen des Hrn. Hartig ſind lobend anzuerkennen. Mehreremale Abends in der Woche verſammeln ſich dieſe jungen Leute bei Hrn. Hartig und üben ſich hier gemeinſchaftlich im richtigen Leſen, im freien Vortrage, im raſchen Wiedererzählen des Gehörten, wovon die monatlichen öffentlichen Uebungen Zeugniß geben. Indem hier alſo dieſe jungen Leute ſich geiſtig ausbilden, iſt es auch zugleich eine weiſe Benutzung ihrer Zeit. Möchten daher recht Viele Antheil nehmen an dieſen Uebungen und auf dieſe Art ihre Zeit würdig ausfüllen!

Geſchichtliche Vorleſung.

Achte Vorleſung: Montag, 7., ſo wie auch Dienſtag, 8. Dec., Abends 7 Uhr:

Fürſt Kaunitz. — Kaiſerin Katharina II. — König Guſtav III.
Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Dec. Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth., von G. Räder. — Erſte Abtheil.: Das Bergmännchen. Zweite Abtheil.: Abd-el-Kader. Dritte Abtheil.: Die Fremdenlegion. Vierte Abtheil.: Die Verſöhnung am Nordpol. (Gaſtrolle) Schalk: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Montag, 7. Dec. Der Vetter, Luſtſpiel in 3 Abth., von R. Benedix. Hierauf: Der Ehrgeiz in der Küche, Poſſe in einem Act, nach Scribe und Mazars von Lembert.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 338. Dienſtag, den 8. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

III.

Landry war auf ſeiner Flucht nicht weit gekommen; unfern ſeines Hauſes ward er von zwei Männern überfallen, die ihn gewaltſam nach ſeiner Wohnung zurück brachten, welche ſie ihn aufzuſchließen zwangen und ihn ſchweigend in ſeine Stube begleiteten, wo er bei dem Scheine der noch brennenden Lampe in denen, welche er bisher für Abgeſchickte Claude Stocqs gehalten hatte, zwei eifrige Anhänger der kalviniſtiſchen Lehre erkannte, die ihn jetzt endlich aus ihren feſtpackenden Fäuſten los ließen, während er ſie voll Erbitterung fragte, was ſie von ihm wollten, warum ſie ihn feſtgenommen und zurückgebracht hätten?

„Es iſt an Dir, Landry, auf unſere Frage zu antworten,“ gab ihm Urban, der Goldſchmied, finſter, doch mit leiſer Stimme, zur Antwort. „Haſt Du nicht Deinen Eid verletzt? Keiner unſerer Brüder ſoll ſeine Wohnung verlaſſen, ohne ſeine Glaubensgefährten zu benachrichtigen; ein Jeder von uns gehört der Sache an, der er ſich geweiht hat; wer ſie verläßt, verräth ſie. Du flohſt während der Nacht, flohſt allein und mit Haſt. Erkläre uns Deine Gründe, und wenn ſie gerecht ſind, werden wir Dich gehen laſſen.“

„Das kann ich nicht,“ betheuerte Landry, indem er die Hand auf das heilige Buch legte, in welchem ſeine Frau früher geleſen hatte; „aber Eberhard, Urban, ich ſchwöre Euch auf die Bibel, daß kein Gedanke von Verrath in meine Seele gekommen iſt.“

„So!“ grinzte der Töpfer Eberhard mit höhniſch verzogener Miene: „Wie kommt es denn, daß Du dieſe Nacht Feinde unſers Glaubens in Deinem Hauſe aufgenommen haſt?“

„Was ſoll das heißen? von wem ſprichſt Du?“

„Ih nun, von Deinen Gäſten. Kennſt Du ſie nicht?“

„Nein.“

„Landry!“ riefen ihm die beiden Männer warnend zu.

„Tödtet mich, wenn ich lüge,“ rief Landry mit dem Feuer der Wahrheit. „Eine Dame, von einem Kavalier und einigen Dienern begleitet, bat um Obdach. Ein Gewitter grollte am Himmel; ich öffnete meine Thüre, das iſt Alles. Wer iſt das Weib?“

„Dieſes Weib?“ ſagte Eberhard mit einem ſeltſamen Lächeln: „Bei'm lebendigen Gott! in unſere Hände geliefert, wäre dieſes Weib eine mächtige Geiſel, der Schild unſerer Partei, eine drohende Waffe gegen die Herren von Guiſe und Montmorency.“

„So nenne ſie doch endlich,“ rief Landry vor Ungeduld bebend.

Da nannte Eberhard Maria Stuart, die Wittwe des letztverſtorbenen Königs von Frankreich, die Nichte der Guiſen, jetzt Königin von Schottland, die in ihre neue Staaten zu reiſen im Begriffe war. Eberhard hatte ſie erkannt, ſo wie auch ihren Begleiter, den treueſten und ergebenſten ihrer Ritter, Damville, den Sohn des Connetables von Montmorency, jenes fanatiſchen Verfolgers des proteſtantiſchen Glaubens.

Landry's Erſtaunen war groß, als er erfuhr, welch' wichtige Perſonen er unter ſeinem Dache beherbergte, aber größer noch war ſein inneres Entſetzen, als ihm die beiden Männer zumutheten, ihnen die Feinde auszuliefern, welche der Himmel in ſeine Gewalt gegeben habe, und dadurch zu bethätigen, daß er kein Verräther an der guten Sache ſey. Als er ſchwieg, herrſchte ihm Eberhard drohend zu:

„Du zögerſt, Abtrünniger?“

„Das nicht,“ ſagte Landry ausweichend, „aber wie ſoll ich?“

„Wo ſchlafen ſie?“

Landry deutete auf die Thüren, hinter welchen ſeine Gäſte im Vertrauen auf ſeine redliche Gaſtfreundſchaft ſchlummerten. Eberhard ſchritt darauf zu, als er plötzlich den vor Maria Stuarts Thüre liegenden Pagen gewahrte, der nach einem ermüdenden Tag den geſunden Schlaf ſeines Alters ſchlief, und von dem flüſternd geführten Geſpräch der Männer nicht erweckt worden war. Eberhard zog den Dolch und würde das Herz des arglos Schlafenden durchſtoßen haben, wäre ihm Landry nicht ſchnell in den Arm gefallen.

„Du willſt einen Mord begehen, Unſinniger!“ keuchte er mühſam hervor. „Welche Unvorſichtigkeit! bedenke doch, daß ein einziger Schrei uns verrathen kann .... wir ſind nicht ſtark an Zahl.“

Eberhard warf einen finſter grollenden Blick auf Landry, doch ſagte er nach einigem Bedenken: „Im Grunde magſt Du Recht haben. So bewache ſie denn mit Urban und verhüte, daß ſie uns entwiſchen. Ich will indeſſen unſere Freunde benachrichtigen, die, bevor eine Stunde vergangen, vor dieſem Hauſe verſammelt ſeyn werden. Ich kann mich doch auf Dich verlaſſen?“

„Hegt Ihr noch Verdacht?“

„Wenn ich noch Urſache dazu zu haben glaubte, ſo lebteſt Du nicht mehr,“ ſprach der Töpfer, indem er abermals einen böſen Blick auf Landry heftete. „Harret meiner Rückkehr und ſchweigt.“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, doch kaum war er draußen, als er ſeinen Gefährten rief, um dieſem noch einige geheime Verhaltungsregeln zu geben. In dieſem Augenblick kam die alte Martha, die noch nicht zu Bette gegangen war, durch das Geräuſch herbeigezogen, zur entgegengeſetzten Thüre herein, und ſtand ſtaunend bei dem Anblicke ihres Herrn, welchen ſie längſt weit von ſeinem Hauſe glaubte; doch wenig Worte genügten Landry, ſich mit der treuen Dienerin zu verſtändigen, die bedächtig mit dem greiſen Kopfe nickend, in dem Zimmer verſchwand, welches dem Ritter Damville zur Nachtherberge angewieſen war. Hierauf, gerade als Urban wieder herein kam, ſchüt-

Digitized by Google

lelte Landry den Pagen gewaltſam aus dem Schlafe und rief: „Erwacht, junger Menſch! erwacht! Eurer Gebieterin droht Gefahr."

Der Page ſchnellte raſch empor, doch kaum hatte er den Sinn von Landry's Worten erfaßt, als er eben ſo raſch in das Gemach der Königin eilte, während Urban Landry bei den Schultern packte und ihm entgegen donnerte: „Ha! Verräther! ſo betrogſt Du uns dennoch!"

Landry befreite ſich durch einen gewaltigen Ruck von ihm und ſagte: „Wie konntet Ihr glauben, daß ich Euch die Gäſte ausliefern würde, welche der Himmel unter mein Dach geſendet hat? eine Königin, die völlig unſchuldig an unſern Leiden iſt! Nein, Ihr mögt mir danken, daß ich Euch ein Verbrechen erſpare, indem ich mir eine Niederträchtigkeit erſpare."

Urban murmelte Flüche und Drohungen in den Bart, aber Landry gab ihm zu bedenken, daß auch er bewaffnet ſey, daß in wenig Augenblicken die Begleitung der Königin auf den Beinen ſeyn würde. — „Geh!" fügte er hinzu: „wollte ich meine Gäſte meinen Freunden nicht ausliefern, ſo werde ich meine Freunde auch meinen Gäſten nicht ausliefern."

Urban ſchlug ein grelles Gelächter auf, und rief im Davoneilen: „Alſo auf dieſe Weiſe dienſt Du der heiligen Sache unſeres Glaubens . . . Schmach über Dich!"

„Ich habe der heiligen Sache mein Leben, aber nicht meine Ehre geweiht," rief ihm Landry nach; „das magſt Du den Brüdern ſagen."

Jetzt ſtürzte Damville nothdürftig gekleidet, mit dem bloßen Schwerte in der Hand, herbei und fragte in Haſt, was ſich zugetragen; auch die Königin erſchien, von dem Pagen benachrichtigt, nicht ohne Spuren von Sorge in ihrem wunderbar ſchönen Geſichte. Landry ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder.

„Mag mir Ew. Majeſtät verzeihen, daß ich ihr keine ſichere Zufluchtsſtätte anzubieten vermag," hob er mit unverkennbarem Schmerze an. „Maria Stuart ward erkannt; eine Partei bedroht Euere Perſon. Ich habe nach Beiſtand ausgeſendet, aber er kann zu ſpät kommen, und trotz der Tapferkeit Eures Begleiters, iſt die Flucht unerläßlich. Vergönnt mir die Ehre, Euch in das Schloß des Connetables begleiten zu dürfen."

Aber dem widerſetzte ſich Damville, der es als ſein ausſchließliches Recht in Anſpruch nahm, ſeine Beherrſcherin dem Schutze ſeines Vaters zu übergeben.

„Schweigt, Damville!" gebot Marie Stuart mit ihrem herzgewinnenden Lächeln: „Euer Eifer beeinträchtigt dieſen redlichen Diener." Und zu Landry gewendet, der ſich indeſſen erhoben hatte, fügte ſie hinzu: „Wer ſeyd Ihr, mein Herr?"

„Ich heiße Landry, bin Bürger dieſer Stadt und Kalviniſt meiner Religion."

„Ein Kalviniſt!" rief Damville ſtutzend. „Und zu welcher Religion die Leute, die uns bedrohen?"

„Zu der meinigen."

(Fortſetzung folgt.)

Unter der Linie.

(Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.)

(Fortſetzung.)

„Was trinkt Ihr denn wohl am liebſten?" fragte der Kapitän ſcherzend die ihn umſtehenden Leute. „Wenn Sie erlauben", erwiederte Einer, „ſo ziemlich Alles, denn das Meerwaſſer iſt gar ſalzig und macht viel Durſt, am liebſten aber, ſo viel ich weiß, Grog." „Nun, da können wir aushelfen, denn ich hab' grade feinen Rum an Bord, Ihr ſollt' ihn doch einmal verſuchen, ob Ihr ihn gut genug findet." Bei dieſen Worten winkte er dem Aufwärter, der mit einer Flaſche Rum herauſkam, die denn auch bald von den Leuten leerprobirt ward. Dies Alles geht nach der Schiffsetiquette vor ſich und paſſirt wohl unzählige Male, es wird aber überall mit gleichem Ernſt und gleicher Gravität durchgeführt. Das eben gibt dem Ganzen etwas ungemein Spaßhaftes, indem ſich eigentlich Alle gegenſeitig zum Beſten haben. Die Schiffsmannſchaft zog nun mit Dankſagungen und Reverenzen ab, und der Kapitän ließ den Koch rufen, der einige Schinken, eine Portion Eier zu einem Feſtagspudding, ferner ein Fäßchen Rum und einen Hut Zucker u. ſ. w. für die zu erwartende Flußgottgeſellſchaft in Empfang nahm. Es geht bei ſolchen Sachen gleich ins Große, denn ein Dutzend hungriger Matroſen kann man nicht mit einigen zarten Gerichten ſatt machen. Auch für unſere Tafel, die heute oben auf dem Verdeck gehalten werden ſollte, wurden würdige Vorbereitungen getroffen. Da der Wind nicht ſtark und noch dazu ſehr beſtändig war, ließ der Kapitän über das halbe Hinterdeck ein Sonnenzelt ausſpannen, denn wir hätten ſonſt unmöglich oben bleiben können, indem die Hitze gegen Mittag entſetzlich wurde. In Luft und Waſſer zitterten leiſe Schwingungen, herbeigeführt durch die übergroße Gewalt der Sonnenſtrahlen; Holz, namentlich Metall, der Hitze unmittelbar ausgeſetzt, ward in kurzer Zeit ſo heiß, daß man ſich in Wahrheit beim Berühren verbrennen konnte; deßhalb ward auch das Verdeck alle Viertelſtunde mit Waſſer der Länge nach begoſſen, es wäre ſonſt in ſeinen Fugen geplatzt, weil das Pech an allen Seiten flüſſig hervorquoll. Nun, wir waren eben unter der Linie, wo eine Hitze von 34—36 Grad Reaumur im Schatten zu den gewöhnlichſten Erſcheinungen gehört. Wir waren natürlich ſo leicht gekleidet als nur möglich, und vor der läſtigen Sonne ſchützte uns ein großer flacher Strohhut von nahe an drei Fuß Durchmeſſer. Der Doktor begab ſich nach vorn, um zwei Bäder für uns beſorgen zu laſſen; in die offene See hineinzuſpringen wagten wir nicht. In den großen Wannen hatten wir übrigens doch ſo viel Erquickung gefunden, daß wir friſch und geſtärkt uns zu Tiſche begeben konnten.

Nahe gegen 12 Uhr erſchien der Kapitän mit ſeinem Sextanten, wir umſtanden ihn neugierig, und ſo wie er durchſchaute, rief er: „Meine Herren, die Hüte herunter! In fünf Minuten ſind wir daran." Mir will noch jetzt nicht recht einleuchten, daß es ihm möglich war, ſo genau zu beobachten, genug, der Doktor erſchien mit einer Flaſche Rheinwein und einigen Gläſern, die er alsbald füllte. Wir nahmen Jeder eins zur Hand, und als wir den großen Augenblick gekommen glaubten, ſtießen wir herzhaft an und tranken auf unſer Wohl, auf das des Neptuns u. ſ. w. Der Unterſteuermann ſchwang ſich hierauf ins Tauwerk und rief nach vorne mit lauter Stimme: „Alle Mann hoch!" Die Leute liefen zuſammen, erwiederten den Gruß, ſchwenkten Hüte und Tücher, die Flaggen ſenkten und hoben ſich: die Linie war paſſirt. Zu gleicher Zeit entſtand vorn am Bugſpriet Lachen und Lärm, und in wenig Minuten erſchien bei uns auf dem Hinterdeck eine abenteuerliche Figur in ein von Seewaſſer triefendes Segeltuch gewickelt, poſtirte ſich ehrbar vor unſern Kapitän und meldete die ſo eben erfolgte Ankunft ſeines Herrn, des Neptuns. Er ſetzte hinzu, Seine Majeſtät wären aber ſehr hungrig, weil ſeit geraumer Zeit kein Schiff paſſirt ſey, ſie bäte deßhalb um Erlaubniß erſt zu Tiſche gehen zu dürfen. Natürlich wurde dieſer Wunſch bereitwillig erfüllt, die myſteriöſe Erſcheinung entfernte ſich und alsbald ertönte die laute Glocke, die uns Alle zum Eſſen rief. Auch bei uns ging es hoch her. Einige fette junge Hähne hatten heut' daran glauben müſſen, eingemachte Gemüſe, die ſo delikat waren, daß man ſie eben erſt gepflückt glaubte, verſetzten mich völlig auf das Feſtland, ſelbſt die beliebten Kartoffeln fehlten nicht. Beim dritten Gang erſchien der Koch in eigner Perſon, in ſchneeweißer Kleidung, von ſeinem Gehülfen gefolgt, der ein ganz neues Gericht auf unſere Tafel ſetzte, mit der Bemer-

Digitized by Google

tung, es ſey dies ein Geſchenk des Neptuns, der uns den beſten Appetit dazu wünſchen laſſe. Das Gericht nun beſtand in einem ſogenannten Boniten, der auf das ſauberſte zubereitet war. Es ſind dies Knorpelfiſche von zwei Fuß Länge und von der Dicke faſt eines halben Fußes, ſie ſind rund wie Cylinder, Kopf und Schwanz werden abgehauen und das feſte Fleiſch, ohne alle und jede Gräte, hat einen täuſchenden Geſchmack des Roſtbeefs. Die Boniten ſind ſchwer zu fangen, weil ſie ungemein geſchwind ſind, die Delphine machen beſtändig Jagd auf ſie, welche wiederum ſtets die fliegenden Fiſche verfolgen. Nur dadurch fängt man die letzteren, indem dieſe ſich vor ihren Feinden flüchten, ſich in die Höhe ſchnellen und dann, wenn das Glück günſtiz iſt, auf's Verdeck herabfallen; denn wirklich fliegende Fiſche gibt es nicht. Wir ließen der Majeſtät unſern Dank ſagen und verzehrten den Fiſch mit dem größten Appetit. „Old England for ever!“ rief der Kapitän, als zum Schluß der Mahlzeit ein Plumpudding aufgetragen ward. Vom Vorderdeck ſchallte Lachen und Geſang zu uns herüber. „Wir müſſen uns heut' ſchon Alles gefallen laſſen“, ſcherzte der Kapitän, „und Sie namentlich, machen Sie ja gute Miene zum böſen Spiel.“ Die letzte Bemerkung galt mir, auf den es der Herr Neptun am meiſten mußte abgeſehen haben, denn die Uebrigen vom Hinterdeck hatten Alle bereits die Linie paſſirt. Unter der Mannſchaft waren freilich mehrere Ungetaufte, und der kleine Fritz ſah auch gewiß mit Herzklopfen den kommenden Stunden entgegen. Wir blieben noch einige Zeit bei Tiſche; trotz der ſtarken Hitze ließen wir eine Taſſe Kaffee nicht vorbeigehen; der Doktor, als Homöopath, meinte ſogar, dies ſey eben das beſte Kühlungsmittel.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 30. Nov.) Im Theater an der Wien fiel eine Poſſe: „Eiſele und Beiſele“, total durch. Die „fliegenden Blätter“, ſo außerordentlich ſie auch gefallen, ſtiften doch manches Unglück bei uns. Nicht genug war es, daß ſie den Kobold in's Leben riefen. Auch dieſe beiſpiellos ſchlechte Poſſe mußten wir ihretwegen über uns ergehen laſſen. — Im Burgtheater behaupten ſich Prechtler's „Falconiere“ und Bauernfeld's „Großjährig“ auf dem Repertoir; die geiſtreichen politiſchen Beziehungen des letztern Stücks werden immer mehr herausgefühlt. Uebrigens ſind „Verwirrungen der Liebe“ von dem ehemaligen Generalcenſor Deinhardſtein ſchmählich durchgefallen. — Meyerbeer kommt beſtimmt nach Wien, um in dem Theater des Herrn Pokorny „das Feldlager in Schleſien“ in Scene zu ſetzen. Das Unternehmen mag gelingen, wenn der Maeſtro noch ein paar tüchtige Sänger und Sängerinnen mitbringt!

(Königsberg.) Am 25. Auguſt wurde der erſtgeborene Sohn des Predigers Grabowski von Dowiat aus Danzig in der franzöſiſch-reformirten Kirche getauft. Pathen waren: 1) Graf Luckner, freier Proteſtant, 2) Direktor Dr. Sauter, evangeliſch, 3) däniſcher Konſul Schlagegg, röm.-katholiſch, 4) Kaufmann Goullen, Chriſt-Katholik, 5) Kaufmann Meierowitz, freier Proteſtant, ehemals Jude, 6) Kaufmann Anheim, Jude.

(Berlin, 28. Nov.) Dieſe Woche machte Se. Maj. der König unſerer öffentlichen Bibliothek abermals ein werthvolles Geſchenk. Es beſteht in einer Handſchrift des Trauerſpiels „Emilie Galotti“ von Leſſing's eigener Hand, aus dem Nachlaß des einſt ſo vielvermögenden Tzſchoppe angekauft. Die königliche Bibliothek erfreut ſich übrigens des Beſitzes mehrerer Handſchriften deutſcher Claſſiker, die von den berühmten Verfaſſern ſelbſt niedergeſchrieben ſind, von Herder, Schiller und Goethe ſind Bruchſtücke und ganze Werke da, von letzterm z. B. Scenen aus dem „Fauſt“ und der ganze „Egmont“ (Fol. Deutſche Handſchr. 534.) Bei einem Privatmann hier befindet ſich auch ein anderes Theaterſtück Leſſing's, ebenfalls eigenhändig vom Verfaſſer geſchrieben.

* Der Stern gilt einer treuen Dienſtmagd, die ihn redlich verdient hat. In dieſen Tagen ſtarb in Hildburghauſen Suſanne Margarethe Tanner aus Waſungen, faſt 90 Jahre alt. Davon hat ſie 67 Jahre ununterbrochen bei drei Generationen einer und derſelben Familie, Großeltern, Eltern und Enkelin mit dem guten Zeugniß „einer immer gleichen lobenswerthen Treue“ gedient. Der letzte Dienſtherr, Hr. Conſiſtorial-Sekretär Keller hier, hatte die treue hochbetagte Dienerin als ein gutes Erbſtück vor 15 Jahren zu ſich genommen und ihr das Alter chriſtlich-ſorgſam erleichtert. Wir Herrſchaften dürften ſolcher ſeltnen Dienſttreue wohl ein Ehrendenkmal ſetzen.

(Coburg, 30. Nov.) In der heutigen Sitzung des Kunſt-, Induſtrie- und Gewerb-Vereins dahier iſt die Gründung einer Spargeſellſchaft beſchloſſen worden, welche den Gedanken: zur rechten Zeit für die Noth zu ſparen, auf die praktiſchſte Weiſe für die weniger bemittelten Volksklaſſen durchzuführen zum nächſten Zweck hat, und dabei den höheren Geſichtspunkt verfolgt, durch eine Aſſociation zu gemeinſamen nützlichen Zwecken dieſe Volksklaſſen moraliſch zu heben.

Die öſterreichiſchen Tabaksfabriken lieferten in Jahresfriſt 50,000 Centner Schnupftabak, 255,000 Centner Rauchtabak, darunter 3054 Centner oder 55 Millionen Cigarren. Es gibt neun kaiſerliche Fabriken.

(Chineſiſcher Bergbau.) Der Staatshaushalt China's geräth in immer größere Unordnung; die Ausgaben mehren ſich und jedes Jahr bringt ein bedeutendes Deficit. Da nun alle Mittel, zu denen die Kreisregierung in Canton ihre Zuflucht nahm, nicht ausreichten, ſo entſchloß ſie ſich endlich, die Minen zu öffnen, welche ſeit Jahrhunderten geſchloſſen waren. Man hat auch an mehreren Orten reichliche Gold- und Silbererze gefunden. Dieſe Entdeckung machte einen großen Eindruck bei der Regierung wie bei der Bevölkerung des Mittelreichs; man ſchmeichelt ſich, in der nächſten Zukunft durch eine fleißige Bearbeitung der Bergwerke der drückenden Finanznoth zu ſteuern.

Bei der am 1. d. M. ſtattgefundenen Eröffnung der k. Induſtrieſchule in Peſth ſprach Hr. v. Karacſony, der Direktor des neuen Inſtituts, ein Wort, das manche Nationaleitelkeiten verletzen mochte. „Wir ſind arm!“ rief der Redner, „und darin liegt im neunzehnten Jahrhundert ein politiſcher Fluch. Ein armes Land hört bald auf, ein ſelbſtſtändiges Land zu ſeyn.“

Die engliſche Geſellſchaft gegen die Thierquälerei hat ſich mit der Bitte an den Papſt gewendet, die Stiergefechte in Spanien und die Thierhetzen in Rom zu verhindern.

Korreſpondenz.

Worms, 4. Dec.

Nach einem lärmvollen, fröhlichen Herbſt, hervorgerufen durch die Fülle eines trefflichen Weines, deſſen Güte und Kraft in Köpfen und Keller ſchon viel Rumor verurſachte, kündet ſich ſeit einigen Tagen mit unangenehm naßkaltem Regen der Winter ernſtlich an. Die gewöhnlichen Vergnügen deſſelben, Geſellſchaften, Tanz, Konzerte, nahmen längſt ihren Anfang, und auch das ſeit zwei Monaten unter Direktion des ſeit längeren Jahren wohlrenommirten Hrn. Eduard Geyſer eröffnete Thea-

Digitized by Google

ter bot uns während dieſer Zeit durch gelungene Aufführung manches newen, guten Bühnenerzeugniſſes die angenehmſte Unterhaltung. Wie im vorigen Jahre verſtand es Hr. Geyſer auch in dieſer Theaterſaiſon, troß der ungünſtigen Zeitverhältniſſe, durch ein gutgewähltes Repertoir und tüchtige Mitglieder das hieſige, eben nicht übermäßig kunſtſinnige Publikum anzuziehen. Wir haben auch Urſache, mit der Geſellſchaft des Hrn. Geyſer vollkommen zufrieden zu ſeyn; denn nicht allein, daß die Mitglieder derſelben brauchbar und fleißig ſind, ſo leiſten mehrere, wie die Herren Kern, Erk, Storre ꝛc., die Damen Weidner, Geyſer, Kern ꝛc., Gutes, ja oftmals Treffliches. Beſonders war es Frau Kern, welche allgemein als Regimentstochter enthuſiasmirte und erſt vor einigen Tagen in dem benachbarten Frankenthal, wo abwechſelnd unter voller Zufriedenheit des daſigen Publikums geſpielt wird, den lebhafteſten Beifall bei überfülltem Hauſe errang. Der in unſeren benachbarten größeren Städten graſſirende Lind-Schwindel hat uns noch nicht ergriffen und wird deshalb, bei den übermäßig hohen Eintrittspreiſen dieſer Vorſtellung in Mannheim, ſeine Anziehungskraft zum Nachtheil unſerer Geldbörſen nicht beſonders äußern. Wir begnügen uns im Allgemeinen mit billigeren und vielleicht nicht weniger reellen Kunſtgenüſſen.

Darmſtadt, im Dec.

Die Nummer 322 der Didaskalia enthält einen ſehr beherzigenswerthen Aufſatz „über Nahrungsquellen“, deſſen Inhalt wohl auf alle deutſche Lande Anwendung finden kann. Außer der in jenem Artikel berührten, auf Vermehrung der Production zielenden Verbeſſerung des Wieſenbau's gibt es aber auch noch andere Mittel, um dem Arbeiter eine reiche Quelle des Erwerbs zu eröffnen. Es iſt dieſes eine allgemeine Einführung der Kultur der Seide unter der Mitwirkung und dem Schutz der Staatsregierungen. Die erſte Bedingung hierzu iſt eine weitverbreitete Anpflanzung der Maulbeerbäume, wofür ſich im Augenblick bei dem Bau der Eiſenbahnen eine äußerſt günſtige Gelegenheit darbietet, die, einmal verſäumt, ſo bald nicht wiederkehren dürfte. Wenn die Main-Neckar- und Main-Weſerbahnlinien mit Maulbeerhägen, anſtatt mit Dornhecken, eingefriedigt werden wollten, ſo könnte ſchon nach einem Jahrzehnt, ohne beſonderen Koſtenaufwand von Seiten der Staaten, eine Maſſe brodloſer Menſchen eine nachhaltige Beſchäftigung durch Seidenbau finden. Das von den Staaten gegebene Beiſpiel würde ſicher nicht verfehlen, auf Vereine und Private eine günſtige Rückwirkung zu äußern und auch ſie zur Anpflanzung von Maulbeerbäume ermuntern. Schließlich glaubt Referent die Ueberzeugung ausſprechen zu dürfen, daß die Kultur der Seide, wenn ſie auch nicht im Stande iſt, allen Uebeln zu begegnen, welche aus Pauperismus entſpringen, doch einen mächtigen Damm gegen das Proletariat bilden kann und wird. Im Augenblick koſtet der Verſuch wenig oder nichts; der Vortheil liegt in der Zukunft und eine gute Sache wäre wohl des Verſuchs werth. R.

Literatur.

Die Heilmethode des Naturarztes Johann Schroth und ihre ausgezeichneten Erfolge. Nebſt kurzen Bemerkungen über die Mängel und Nachtheile der in Gräfenberg üblichen Waſſerkur. Nach eigener Erfahrung und langer Beobachtung zum Wohl der leidenden Menſchheit getreu dargeſtellt von einem praktiſchen Arzte. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von J. F. Bayrhoffer. 1846.

Unter dieſem Titel iſt ein Werkchen erſchienen, welches das Publikum auf eine Heilmethode aufmerkſam machen ſoll, die, von einem Landmanne erfunden und vervollkommnet, ſchon viele Jahre mit dem beſten Erfolge ausgeübt, aber vorzüglich von den nachbarlichen Waſſerenthuſiaſten am Gräſenberge theils lächerlich gemacht, theils als gefährlich verſchrieen wird. Nichtsdeſtoweniger hat die Vergangenheit ſowohl, als die Gegenwart zahlreiche Beiſpiele aufzuweiſen, daß nicht ſelten gerade die größten Lobredner der Priesnitziſchen Waſſerkur nach einem oft jahrelangen fruchtloſen Aufenthalt in Gräfenberg, durch Erfahrung eines Beſſeren belehrt, ſich zu Schroth begaben und bei ſeiner Behandlungsweiſe in kurzer Zeit vollkommen genaßen. Des Verfaſſers Ziel iſt, einem jeden Siechen einen einfachen, vernunftgemäßen, zwar nicht ganz angenehmen, aber kurzen und verläßlichen Weg zur Erreichung der Geſundheit anzugeben. Allen gelehrten Wortkram vermeidend, theilt er ſeine an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen und Beobachtungen in ungekünſtelter Sprache mit und macht zugleich gelegentlich auf die Urſachen aufmerkſam, warum gegenwärtig nur ſo wenige Heilungen in Gräfenberg vorkommen. Eine Schrift, die den Weg zur Erlangung der Geſundheit mit dem geringſten Zeit- und Koſtenaufwand zeigt, darf wohl auf eine günſtige Aufnahme mit Sicherheit rechnen.

Charade.

(Zweiſylbig.)

Eine Stadt im Schweizerland
Wird durch Erſte euch genannt.
Zweite hat geringen Werth,
Acht jedoch iſt ſie geehrt.
Nur ein Theil des fernen Preußen
Hat das Ganze aufzuweiſen.

Oeffentliche Bitte.

Im Hinblicke auf die fortwährende große Theuerung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe und auf die daraus für viele Eltern hervorgehende Unmöglichkeit, ihren Kindern eine Weihnachtsfreude zu bereiten, beabſichtigt die Geſellſchaft „Sokrates zur Standhaftigkeit“, auch in dieſem Jahre eine „Chriſtbeſcheerung für Kinder armer Eltern“ zu veranſtalten, und, eingedenk der ihr vor Jahresfriſt zu gleichem Zwecke gewordenen freundlichen Unterſtützung von Seiten der verehrlichen hieſigen Einwohnerſchaft, erſuchen, in Gemäßheit erhaltenen Auftrags, die Unterzeichneten hiermit ergebenſt um gefällige Zuſendung paſſender Gaben, mit dem Erbieten, daß jeder derſelben zur Empfangnahme der andurch erbetenen Geſchenke, ſeyen ſolche nun Geldſpenden oder Kleidungsſtücke oder Spielſachen oder Bücher oder irgend andere Gegenſtände, in ſeiner (unten angemerkten) Wohnung bereit ſey.

Frankfurt a. M., 5. Dec. 1846.

Chriſtian Fr. Enders. (Auf dem Markte, Eck der Neugaſſe, Lit. L. Nro. 147.)
Dr. jur. Feſter, Advokat und Notar. (Unter den neuen Krämen, Lit. K. Nro. 49.)
Pfr. Freſenius. (Sachſenhauſen, Lit. O. Nro. VII a.)
J. G. Kayſer, Architekt. (Hochſtraße, Lit. D. Nro. VI.)
Jakob Pfaltz, Handelsmann. (Eck der Höllgaſſe, Lit. M. Nro. 203.)
Bernhard Rauſch, Maler. (Große Bockenheimergaſſe, Lit. E. Nro. 109.)
Dr. jur. Sackreuter, Advokat. (An der Paulskirche, Lit. J. Nro. 105/6.)
Dr. jur. A. M. Schmidt-Holtzmann, Advokat. (Unter den neuen Krämen, Lit. K. Nro. 49.)
Heinr. Wiefand, Handelsmann. (Große Sandgaſſe, Lit. K. Nro. 163.)

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Dec. Der Vetter, Luſtſpiel in 3 Abth., von R. Benedix. Hierauf: Der Ehrgeiz in der Küche, Poſſe in einem Act, nach Scribe und Mazars von Lembert.

Dienſtag, 8. Dec. (Zum Erſtenmale): Die Sennerhütte, komiſche Oper in einem Act, nach Scribe von Hartenfels, Muſik von Adam. Vorher (zum Erſtenmale): Sohn und Enkel, Luſtſpiel in einem Act, nach dem Franzöſiſchen von F. Meck.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 339. Mittwoch, den 9. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Damville ſtutzte noch mehr; er fürchtete, daß hier geheime Fallſtricke verborgen ſeyn möchten, was er denn auch der Königin zu bedenken gab. Landry betheuerte ſeine rechtliche Geſinnung, er erbot ſich, ſein Weib, ſein Kind als Geiſeln zu ſtellen, dem Ritter ſein Schwert zu überantworten; aber zugleich beſchwor er die Königin nochmals, ohne eine Minute zu verlieren, die ſchnellſte Flucht zu ergreifen. Die Königin hieß ihn ſein Schwert behalten, und erklärte, ſich vertrauungsvoll ſeiner Leitung übergeben zu wollen. Aber eben, als ſie im Begriff war, den Reiſemantel umzunehmen, ward heftig an das Haus gepocht, und eine Stimme begehrte Einlaß im Namen des Königs.

Dieſer Aufforderung mußte gehorcht werden, um ſo mehr, da von dieſer Seite der Königin keine Gefahr drohen konnte; aber kaum war die Thüre geöffnet, als Claude Stocq, der Geheimſchreiber des Connetables, mit Soldaten in das Zimmer eindrang und Landry zu ſeinem Gefangenen erklärte. Als er jedoch die Königin und den Sohn ſeines Gebieters ganz unerwartet in dieſem Hauſe erblickte, beeilte er ſich, den Hut abzunehmen, den er bis jetzt barſch auf dem Kopfe gelaſſen hatte.

„Wollt vergeben, hohe Frau!“ hob er an. „Von meinem Gebieter beauftragt, mußte ich dem Hauptmann ſeiner Kompagnie behülflich ſeyn, einige Hugenotten in der Nähe feſtzunehmen, und eben ſind wir im Begriff, uns des Gefährlichſten von Allen zu verſichern, desjenigen, der das Haupt ihrer Berathungen und Umtriebe iſt.“

„Euer Beiſtand kommt zur rechten Zeit, um uns aus einer großen Gefahr zu befreien,“ ſagte darauf Maria Stuart verbindlich. „Nahe daran, von den Leuten, die Ihr aufgegriffen habt, gefangen genommen zu werden, hatten wir keine andere Hoffnung mehr, als in die Hingebung unſers wackern Wirthes; wollt ihn daher nicht mit unſern Feinden vermiſchen, ſondern ſeine Freiheit unangetaſtet laſſen.“

„Entſchuldigt, daß ich es nicht vermag,“ verſetzte Stocq, „ich muß dem erhaltenen Befehle Folge leiſten.“

„Und wenn ich Euch Gegenbefehle gebe?“ ſagte Maria mit allem Stolze ihrer königlichen Würde. Doch Stocq erwiederte mit demſelben ausweichenden Weſen: „Vor einigen Tagen würde ich mich beeilt haben, meiner Beherrſcherin Folge zu leiſten . . .“

„Doch jetzt?“

„Jetzt gehorche ich meinem König Karl IX.

Maria Stuart wandte ſich unwillig von dem hartherzigen Menſchen weg, der unter der Maske der Pflichterfüllung nur ſeinem Haſſe gehorchte. Sie begriff, daß ſie nicht mehr Königin von Frankreich war, und daß die Bitten einer einfachen Frau keinen Einfluß auf einen ſolchen Mann haben würden. Nach einiger Ueberlegung wandte ſie ſich jedoch abermals an den Geheimſchreiber mit dem Anerbieten, ihm ein beliebiges Löſegeld für ſeinen Gefangenen zu zahlen. Claude Stocq lächelte verächtlich.

„Was ſoll mir Euer Gold?“ ſagte er, „und was würde ich dem Connetable ſagen?“

„Sagt ihm, daß ſein Sohn die Freiheit dieſes Mannes verlangt hat, ſage der Graf von Damville.“

„Gnädiger Herr!“ verſetzte Stocq unwillig, „wenn ich jemals die Ehre haben ſollte, Euch anzugehören, ſo werdet Ihr, gleich Eurem berühmten Vater, einen unbeſtechlichen Diener an mir haben.“

Hierauf gebot er den Soldaten, den Gefangenen in ein Nebenzimmer zu führen und ihn auf das Genaueſte zu durchſuchen, ob er keine verborgene Waffen bei ſich führe; und als ihn Landry darauf einen Feigling nannte und ihm einige herausfordernde Worte in den Bart warf, ſagte der Geheimſchreiber mit giftigem Hohne:

„Das ſoll wohl eine Herausforderung ſeyn? Je nun, mein Edelmann, ich bin nicht abgeneigt, ſie nach den Regeln anzunehmen, ſobald Du uns Deinen Namen geſagt haben wirſt.“

Landry ſtieß ein wildes Schmerzensgeſchrei aus und ſchlug die Hände verzweifelnd vor die Stirne. Er hätte ſeinem grauſamen Peiniger willig ſein Leben überlaſſen, aber da ſtieg Margarethen's Bild vor ihm auf, und ein Knie vor der Königin beugend, empfahl er ihr ſein Weib und ſein Kind.

„Faßt Muth, Landry!“ ſprach ihm die Königin zu, „es ſoll nicht geſagt werden, daß Ihr Marien Stuart gedient habt, ohne daß ſie Euch zu belohnen vermag; und was Eure Angehörigen betrifft,“ fügte ſie mit Stolz hinzu, „ſo bürge ich Euch für ihre Sicherheit, wenn man mich anders nicht ſelbſt zur Gefangenen macht.“

Landry ließ eine heiße Dankesthräne auf die Hand fallen, welche ihm die ſchöne Königin zum Kuſſe gereicht hatte, dann ließ er ſich von den Soldaten in das Zimmer führen, wo er ſich ihren rauhen Händen zur Durchſuchung überlaſſen ſollte. Als ſich aber der Geheimſchreiber jetzt der Königin mit einer Anrede nahen wollte, herrſchte ihm dieſe mit einer Miſchung von Verächtlichkeit und ſtolzer Würde die Worte zu: „Ihr beläſtigt uns, Herr! zieht Euch zurück.“

Während Stocq dem königlichen Gebote in ſo weit Folge leiſtete, daß er ſich in das äußerſte Ende des Zimmers zurück zog, ließ ſich Maria Stuart die Schreibtafel des Grafen von Damville reichen und begann emſig zu ſchreiben. Als ſie fertig war, gebot ſie dem Grafen, augenblicklich zu Pferde zu ſteigen und ihr demüthiges Bittgeſuch zu Gunſten des armen Landry ihrem königlichen Schwager zu überbringen, auch daſſelbe durch ſeine mündlichen Bitten zu unterſtützen. Der Graf gehorchte ihr nur mit widerſtrebendem Herzen, wollte ſie nicht verlaſſen, bis er ſie an

Digitized by Google

ihren Beſtimmungsort gebracht habe; aber Maria machte ihm begreiflich, daß ſie in vollkommener Sicherheit ſey; Stocq erhielt Befehl, für Geleitsmannſchaft zu ſorgen, welche ſie bis in das Dorf Creil bringen ſollte, wo ſie jedenfalls ihr verlornes Gefolge und den Abbé von Nangis finden mußte, welcher beſtimmt war, ſie als Almoſenpfleger an den Hof nach Edinburg zu geleiten. Ihr Abſchied von Damville war voll aufrichtiger Herzlichkeit, ja, ſeit ihrem Scheiden aus dem Louvre war dieſer Augenblick der peinlichſte, dieſe Prüfung die ſchmerzlichſte für ſie . . . denn indem ſie von einem ſo bewährten Diener, von einem ſo treuen Freunde ſchied, war es ihr, als habe ſie den Fuß bereits außerhalb ihres ſo ſehr geliebten Frankreichs geſetzt. Das Herz war ihr ſchwer, hatte ſie doch das Volk ihres Adoptivvaterlandes, ſeine Vergnügungen und Feſte ſo ſehr geliebt, und konnte ſie wiſſen, was ſie in einem halbwilden Lande erwartete? Sie empfahl dem Grafen, recht oft an ſeine ferne Monarchin zu denken, und indem ſie ihm ihr wohlgetroffenes Bildniß als ein Andenken der zärtlichſten Freundſchaft um den Hals hing, ſagte ſie mit in Thränen brechender Stimme:

„Wenn Ihr das Bild anſeht, lieber Graf, ſo ſprecht zuweilen ein frommes Gebet für ein ſchwaches Weib, welches der Sturm fern von ſeinen wahren Freunden verſchlagen hat, und das vergebens eine Stütze ſuchen wird, die derjenigen gleicht, welche ich in dieſem Augenblick verliere."

„Ihr ſprecht wahr, Maria!" verſetzte Damville leiſe, aber mit einem gewaltigen Ausbruch der lange zurückgehaltenen Empfindung: „Ihr habt in meiner Seele geleſen, doch in dieſem Augenblick erſt finde ich die Kühnheit, Euch zu ſagen, daß ein innigeres Gefühl als kalte Ehrfurcht . . ."

„O ſchweigt, ſchweigt! . . ." fiel ihm die Königin mit tiefer Wehmuth in die Rede, indem ſie den Ritter, der ihr Bildniß knieend empfangen hatte, aufhob und ihm ihre ſchöne weiße Hand auf die Lippen legte. „Lebt wohl, Damville!" fuhr ſie fort: „beſorgt meinen Auftrag und nehmt die Verſicherung, daß ich Euch nie, nie vergeſſen werde . . . geht!"

Damville küßte der holden königlichen Frau die Hand und verließ in dem heftigſten Aufruhr aller Gefühle das Gemach, in welchem er das liebenswürdigſte Geſchöpf ſeines Zeitalters zurückließ. — „Tapferer, würdiger Ritter!" flüſterte Maria Stuart leiſe vor ſich hin, indem ſie dem Forteilenden nachſah: „ich wußte es wohl . . . und auch ich . . . ich . . ." Sie wandte ſich um und trocknete ſchnell ihre Thränen ab, als ſie den Geheimſchreiber erblickte, der mit lauernder Miene, ſteif und unbeweglich neben der Thüre ſtand. Die Königin wiederholte ihm den ſchon früher ertheilten Befehl, in einer halben Stunde ein ſchickliches Geleite für ſie in Bereitſchaft zu halten, und gebot, Landry's Frau zu ihr zu beſcheiden, von welcher ſie Abſchied nehmem wollte. Hierauf zog ſie ſich mit ihrem Gefolge in das Zimmer zurück, welches ihr als Schlafgemach gedient hatte.

Mit einem ſonderbaren Lächeln, in welches ſich ſo zu ſagen ein Gefühl von Befriedigung miſchte, ſah der Geheimſchreiber die ſchöne junge Königin verſchwinden, die erſtaunt war, daß ihre Macht, die ihren Zauber auf Alles ausübte, was in ihre Nähe kam, an dieſem Manne geſcheitert war. Sie mochte ihn wohl für einen glühenden Fanatiker halten, wie alle die Fürſten und Herren jener Zeit, die ihre Kraft in elenden Kämpfen abnutzten und ſich durch Spaltungen ſchwächten, woraus Männer wie Claude Stocq ſtets Nutzen zu ziehen wußten. Dieſer gehorchte keineswegs einem blinden Eifer; er beſaß ein Herz von Stahl; ein Herz, in welches die Leidenſchaft, wenn ſie einmal Eingang in daſſelbe gefunden hatte, ſich tief eingrub und unauslöſchlich wurde. Er empfand eine tiefe Verachtung für die beweglichen Seelen, die von tauſend oberflächlichen Empfindungen berührt werden, welche eben ſo ſchnell ſterben, als ſie geboren werden; er kannte nur einen Haß und eine Liebe: zwei Leidenſchaften, wovon er die eine oder die andere um jeden Preis zu befriedigen entſchloſſen war.

(Fortſetzung folgt.)

Unter der Linie.

(Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.)

(Fortſetzung.)

Plötzlich ertönte vorn eine laute Muſik, in der man deutlich eine Trommel und Trompete unterſcheiden konnte und ein ſeltſamer Zug bewegte ſich am großen Boot entlang zu uns herüber. Voran die zwei Muſikanten, die, vielleicht ſo unmuſikaliſch wie die Fiſche unter uns, ſich aus allen Kräften bemühten, den größtmöglichſten Lärm zu machen, hierauf zwei pudelnaſſe, in Segeltuch gewickelte Matroſen, in deren Einem ich gleich den Abgeſandten von erſt erkannte: ſie ſchienen die Großwürdenträger des Reichs zu ſeyn; Einer von ihnen trug auf einer Schüſſel eine übergroße hölzerne Kugel, die wahrſcheinlich den Reichsapfel vorſtellen ſollte, der Andere hielt den Dreizack des Gottes in der Hand, d. h. eine große Ofengabel, die an einen Stock gebunden war. Hierauf kam Se. Majeſtät ſelbſt, wirklich in ganz originellem Aufzuge. Jetzt ward es mir klar, weßhalb in den frühern Tagen die Leute beſtändig den Seetang, der in großen Maſſen unſer Schiff umſchwamm, aufgefiſcht hatten, denn aus dieſem Meergewächſe beſtand die Hauptbekleidung des Gottes, den übrigens Niemand anders, als der Koch vorſtellte. Neptun trug nichts weiter als ein Beinkleid, das mit den Früchten dieſer Pflanze beſetzt war, auf dem Kopfe eine immenſe Krone, ebenfalls aus Seetang geflochten, um die Schultern hing ihm ein Mantel aus Segeltuch, auf gleiche Weiſe wie das Beinkleid verziert, der in eine lange Schleppe endigte, die von zwei Kammerherrn in ähnlichem Anzuge, wie die voraufgehenden, getragen ward. Alles war durch und durch naß und ließ wirklich glauben, daß dieſe abenteuerliche Geſellſchaft ſo eben den Meeresfluthen entſtiegen ſey. Die übrigen Leute ſchloſſen ſich dem Zuge an. So erſchienen ſie bei uns, der Kapitän war aufgeſtanden und ihnen mit gezogenem Hute entgegengegangen; er begrüßte den Flußgott ehrerbietig und bot ihm einen Stuhl an. Seine Majeſtät zog aber vor, zu ſtehen, ließ ſich Reichsapfel und Dreizack geben, räuſperte ſich und begann: „Kapitän, ich bin ſehr zufrieden mit Euch, Eure Leute haben mich trefflich bewirthet, ich komme jetzt, Euch zu danken, zugleich aber auch um nachzuſehen, ob ſonſt Alles in Ordnung iſt." Der Kapitän, der ſeine Rolle ausgezeichnet zu ſpielen wußte, entgegnete: „Freund, wir kennen uns ſchon ſeit früher, ich denke, Ihr habt nie Urſache gehabt, über mich zu klagen; iſt Euch deßhalb gefällig, die Bücher nachzuſehen und das Weitere zu befehlen?" Der Steuermann brachte nun das Tagesjournal herauf, der Waſſerfürſt blätterte etwas drin herum und ſagte: „Nun, Ihr ſeyd gut gefahren, ich verſprech' Euch ferneren guten Wind, in zwölf bis vierzehn Tagen ſollt Ihr an Ort und Stelle ſeyn. Und darauf, Kapitän, wollen wir Eins trinken, nicht wahr?" Der bei Tiſch genoſſene Grog hatte Seine Majeſtät etwas kühn gemacht, ſo daß Dieſelben ungenirt nach Glas und Flaſche griffen und uns einluden Beſcheid zu thun. Ja, Neptun rief ſogar ganz keck aus: „Kapitän, der Wein iſt vorzüglich, wann ich kann, bleib' ich den Abend bei Euch, da können wir noch eine Flaſche zuſammen ausſtechen; aber nun ans Geſchäft. Wie ſteht's mit den Paſſagieren, habt Ihr Alle ſchon mein Revier paſſirt und wißt Ihr noch die Parole?" Der Kapitän, die beiden Steuerleute und der Doktor näherten ſich dem Frager und raunten ihm irgend etwas zu; ich natürlich, der ich nichts wußte, blieb zurück. „Recht ſo", ſagte Neptun, „Euch

Digitized by Google

kenn' ich ſchon von früher, aber da hinten ſteht Einer, der mir ganz fremd iſt." Er trat an mich heran und ſprach: „Wie geht's junger Freund, was macht das ſchöne Hamburg? Eßt Ihr noch immer ſo viel Auſtern und Pöckelfleiſch? Bin früher einmal bei Euch geweſen, es hat mir recht gut gefallen. Aber bei mir ſeyd Ihr noch nicht geweſen, denn Ihr wißt ja die Parole nicht und Euer Bart iſt wahrhaftig gar zu lang, Ihr müßt Euch raſiren laſſen; auch ſeht Ihr mir ganz aus wie ein Heide, Ihr ſeyd doch getauft?" Ich entgegnete mit Lachen: „Ew. Majeſtät werden's wohl beſſer wiſſen als ich, übrigens geſtehe ich, daß ich noch nicht das Vergnügen hatte, Sie zu ſehen, und darf mir wohl ſchmeicheln, daß Sie auch mich zu Ihren Freunden zählen werden. Was übrigens meinen Paß betrifft", fügte ich hinzu, „ſo hoffe ich, daß Sie den in Ordnung finden werden", und griff, wie mich der Kapitän heut' Morgen inſtruirt hatte, bei dieſen Worten in die Taſche, zog einen Fünfthalerſchein heraus und überreichte denſelben dem Gotte; dieſer machte ein hochvergnügtes Geſicht, ſteckte das Papier ein und ſagte: „Ihr ſeyd ein feiner Herr, der Lebensart beſitzt, die Taufe könnt' ich Euch am Ende erſparen, aber raſirt müßt Ihr wahrhaftig werden, Ihr könnt ſonſt heut' Abend nicht zugelaſſen werden auf den Ball, den ich zu geben gedenke." Hiermit wandte ſich der Herrſcher zu ſeinen Beamten und ſprach leiſe mit ihnen. Dieſen Augenblick benutzte der Kapitän, um mir zuzuflüſtern: „Seyen Sie nur ohne alle Sorge, es geſchieht Ihnen nichts, aber laſſen Sie ſich den Spaß gefallen, die Leute nehmen's Ihnen ſehr gut auf." Ich erwiederte alſo dem Fürſten; „Majeſtät, Sie haben Recht, mein Bart iſt ſehr lang, es wird mir eine Ehre ſeyn, Ihr gütiges Anerbieten zu benutzen." Mittlerweile hatten ſich zwei der Kammerherren mit einigen jungen Matroſen, unter denen auch Fritz ſich befand, zu thun gemacht, die ebenfalls, weil ſie die Linie noch nicht paſſirt hatten, raſirt und getauft werden mußten. Beides iſt nämlich eine uralte Sitte unter den Seefahrern, und wir werden gleich ſehen, worin dieſelbe beſteht. Der kleine Fritz übrigens ſtritt ſich mit den Hofleuten Neptuns herum, indem er behauptete, er könne unmöglich raſirt werden, weil er noch gar keinen Bart habe, und getauft ſey er lange, das wiſſe der König dort am beſten, weil er ja ſein Oheim ſey. (Er war nämlich wirklich der Neffe des Kochs.) Wir lachten laut auf, aber Seine Majeſtät, ohne eine Miene zu verziehen, trat gravitätiſch vor den kleinen Empörer und ſagte mit aller Ruhe zu ihm: „Du willſt nicht meinem Befehle gehorchen? Nun, da gibt es ein Mittel." Bei dieſen Worten trat er an den Bord des Schiffes, bog ſich hinüber und rief mit lauter Stimme ins Waſſer hinunter: „He, Schwager, auf ein Wort! Kommt doch für einen Augenblick herauf und lehrt den kleinen Milchbart Raiſon!" „Ich komme, ich komme!" rief eine tiefe Baßſtimme zu unſer Aller Erſtaunen und an der Außenſeite des Schiffes erſchien ein in der That ſchrecklich ausſehendes Weſen. Neugierig traten wir näher, das heißt, Neptun poſtirte ſich mit ſeinen Leuten ſo, daß wir doch noch immer in einiger Entfernung bleiben mußten. Wir erkannten alsbald das offne Gebiß des geſtern gefangenen Haifiſches, das wahrſcheinlich ein Matroſe auf dem Kopfe trug; Alles war ſo mit Seegras und Flechtwerk behangen, daß man nicht genau unterſcheiden konnte. Der Rachen des Unthiers war weit aufgeſperrt, ein langer rother Lappen hing als Zunge heraus, die Augen vertraten zwei Steinkohlenſtücke. Wir ſchrieen beinah' Alle laut auf, denn ſelbſt von den Leuten ſchien Keiner darum zu wiſſen; Fritz fügte ſich willig und das Unthier verſchwand wieder hinter der Schiffswand unter lautem Applaus ſämmtlicher Zuſchauer. Neptun wandte ſich hierauf nochmals zu uns mit den Worten: „Sie ſehen, daß ich nur zu befehlen brauche, ſo kommen meine Verwandten aus der See, um Ordnung zu halten; ich hoffe jedoch, daß Ihre Aufführung mir die Umſtände erſparen wird."

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Aſchaffenburger Ztg. meldet aus Fechenbach, 30. Nov.: „Edle Handlungen müſſen bekannt werden; eine ſolche haben wir jetzt wieder an unſerer Gutsherrſchaft, dem Freiherrn Karl von Bethmann, zu rühmen. Seine Wohlthaten fließen zwar das ganze Jahr über den Hülfsbedürftigen und Nothleidenden zu, theils durch ſeine Hand unmittelbar, theils durch die Hände ſeines Herrn Rentenverwalters oder des Armenpfleg-Vorſtandes, allein in dieſem Winter reichen die gewöhnlichen Mittel nicht hin, der allgemeinen Noth zu ſteuern. Manche Familie, die ſich ſonſt redlich durchbringen konnte, ohne gerade Noth zu leiden, kann dieſes Jahr nicht einmal das Nothwendigſte, das Brod, erſchwingen. Dieſes ging unſerem edlen Gutsherrn, Freiherrn Karl v. Bethmann, zu Herzen. Auf ſeine Veranſtaltung erhalten vom 1. Dec. an bis zum Eintritt der beſſern Jahreszeit und zur Rückkehr des Verdienſtes unbemittelte Familien in Fechenbach und Reiſtenhauſen, 56 an der Zahl, das Brod um einen geringern Preis, ſo daß von der freiherrl. Rentverwaltung, was der Laib Brod über 18 kr. koſtet, den Bäckern vergütet wird. Hingegen 13 Familien, die auch dieſes nicht erſchwingen könnten, erhalten ihr Brod ganz unentgeldlich."

Im Königreich Preußen iſt die zweckmäßige Anordnung getroffen worden, daß kein Advokat eine Eheſcheidungsklage annehmen und einreichen darf, bevor nicht der Kläger vor dem kompetenten Geiſtlichen ſich perſönlich geſtellt und dieſer auch Rückſprache mit dem andern Theil genommen hat. Das iſt viel beſſer, als die Zuziehung irgend eines fremden Geiſtlichen an Gerichtsſtelle.

(Mülheim a. d. R., 1. Dec.) Die Ruhr hat ihren nährenden Dienſt wieder begonnen und trägt auf ſtarkem Rücken die ſchwarze Beute unſerer Schachte dem Rheine zu; auch dieſer alte Verſorger Deutſchlands wird nicht ſäumen, ſich zu heben und zu tragen und zu bringen ſeinen Städten und Ortſchaften die im Winter ſo willkommene Gabe. Deß freuen ſich die Bergknappen, deß freuen ſich die Schiffer, beide haben nur zu lange unfreiwillig gefeiert. Aber der tragenden Ruhr freuen ſich auch vorzüglich die Verſender und Zwiſchenhändler.

Trotz den ungeheuren Koſten, welche die Herſtellung der Königin aller Zeitungen, der „Times", in Anſpruch nimmt, ſoll ſich der jährliche Reinertrag derſelben auf 200,000 Thaler belaufen. Sie iſt im Beſitze eines einzigen Mannes, Walter mit Namen. — Ein Beiſpiel von den Koſten, welche dieſe Zeitung erfordert, iſt der Umſtand, daß ſie ſich Briefe und Zeitungen aus Indien einmal monatlich durch eigene Beamte, in Concurrenz mit der königlichen Poſt, ſenden läßt, was jährlich gegen 100,000 Thaler koſtet.

Boileau ſoll an einem Gedichte, das noch nicht völlig 400 Verſe hatte, elf Monate gearbeitet und drei Jahre ausgebeſſert haben.

Wie Berlioz ein neues Werk beendet hat, das zum Theil dem Goethe'ſchen Fauſt entlehnt iſt, ſo iſt auch von Fel. David eine neue große Compoſition zu erwarten: „Chriſtoph Columbus". Nachdem er das Sandmeer in Tönen geſchildert, hat er ſich an das des unermeßlichen Ocean gewagt. Das Werk ſchildert die hoffnungsreiche Abfahrt des Columbus, die Gefahren zur See, die Kämpfe mit den Elementen, die Meutereien der Matroſen und endlich die glückliche Ankunft in der neuen Welt.

Digitized by Google

Unter den vielen frieſiſchen Volksſagen, welche der Reiſende Kohl geſammelt hat, wollen wir eine erwähnen. Wenn die Sonne untergeht, das iſt der weſentliche Inhalt dieſer Sage, ſo wird ſie von einer Schaar himmliſcher Jungfrauen aufgefangen, welche die leuchtende Kugel mit Meſſern und Scheeren in kleine Stücke zerſchneiden, die ſie als funkelnde Bälle den himmliſchen Junggeſellen zuwerfen, welche am öſtlichen Ende der Erde darauf warten, und dieſelben über der Erde hinweg den Jungfrauen wieder zuſpielen. Des Spieles müde, ballen ſie endlich die Sterne wieder zu der großen Feuerkugel zuſammen, welche dann von den Jungfrauen bis zum Rande der Erde emporgetragen wird, und vermittelſt des Schwunges, den man ihr dort gibt, den neuen Lauf bis zum weſtlichen Horizonte vollendet.

Korreſpondenz.

Bad Homburg, 3. Dec.

Dem greiſen, aber immer noch rüſtigen landgräflich heſſiſchen Oberhofprediger und Kirchenrath, wie auch des Civilverdienſtordens der bayeriſchen Krone und der herzogl. naſſ. großen Ehrenmedaille Mitglied, Hrn. Johann Georg Breidenſtein dahier ſteht ein ſchöner und ſeltener Ehrentag bevor; den nächſtkommenden zweiten Januar ſind es fünfzig Jahre, daß derſelbe bei einer und derſelben Kirchen-Gemeinde, nämlich bei der hieſigen reformirten, als Prediger und Seelſorger angeſtellt iſt und wirklich functionirt. Er hat im Laufe der Zeit des Guten und Edlen mannigfach verrichtet und auch ſein Werk iſt die Stiftung des Vereins zur Unterſtützung in der Schlacht bei Belle-Alliance (18. Juni 1815) invalid gewordener preußiſcher Krieger. Für Berliner arme Soldatenfamilien hatte er ſich ſchon in der Unglücksperiode von 1806 ſehr wohlthätig erzeigt. Welche Anerkenntniß ihm ſeine Gemeinde für ſeine treuen Dienſtleiſtungen zollt, iſt wohl am unzweideutigſten aus der nachfolgenden Supplik, die vor etwa vier Jahren an Sereniſſimus und als man Hrn. Breidenſtein quiesciren wollte, überreicht worden, zu entnehmen: „Unterthänigſte Bittſchrift von Seiten des reformirten Presbyteriums und der Gemeinde: die fernere Belaſſung ihres ſeitherigen Geiſtlichen in Activität betreffend. Durchlauchtigſter ſouverainer Landgraf! Gnädigſter Fürſt und Herr! Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht werden unſere unterthänigſte Bitte in rubricirtem Betreff huldvoll entgegen zu nehmen geruhen: Wir haben nämlich mit einer wahren Beſtürzung die von Mund zu Mund gehende Nachricht vernommen, daß uns unſer alter, treuer Seelenhirte, J. G. Breidenſtein, landgräfl. heſſ. Oberhofprediger und Kirchenrath, wie auch des Civilverdienſtordens der bayeriſchen Krone Mitglied, auf eine unerwünſchte Weiſe außer Activität geſetzt worden ſeyn ſoll. So unglaublich uns dieſe Nachricht immer noch ſcheinen möchte, ſo ſchmerzlich wahr ſoll ſie jedoch ſeyn, und nur von der Gnade unſeres durchlauchtigſten Souverains hängt es alſo ab, uns aus dieſer peinlichen Lage zu verhelfen. Eine jede liebevolle Trennung iſt ſchwer, aber thränenwerth würde dieß zu nennen ſeyn, wenn uns ein Mann, der ſein Leben dem Heile der Menſchheit mit vielem Segen geweiht, dem Homburg, ja Deutſchland ſo manchrs des Guten und Edlen zu verdanken hat, — deſſen Streben als Prediger und Seelſorger immer dahin gerichtet war, ſeine ihm anvertraute Gemeinde nicht dem Joche des widrigen Obscurantismus zu überliefern, ſondern ſie in feuriger Rede für Gott und ſein heiliges Evangelium in Licht und Wahrheit zu entflammen und in praktiſchen Predigten zu erbauen; — ja, den Mann, der nun nahe ein halbes Jahrhundert mit ſeinem Fürſtenhauſe, mit ſeiner Gemeinde Leid und Freud' getragen und ihnen in guten und böſen Tagen treulich zur Seite geſtanden, — ſo ohne Weiteres entriſſen und uns die ſeltene Gelegenheit genommen werden ſoll: uns ſeines nahebevorgeſtandenen 50jährigen Dienſtjubiläums als wirklichen Seelſorgers unſerer Gemeinde erfreuen zu dürfen. Aus dieſen Gründen erflehen wir von Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht: daß Höchſtdieſelben auch noch fernerhin uns unſern alten Prediger in ungeſtörter Activität, und ſo lange als es nur immerhin ſeine Körper- und Geiſteskräfte erlauben, in Gnaden belaſſen möchten. Einer gnädigen Willfahrung ihrer demuthsvollen Bitte ſich getröſtend, erſterben ehrfurchtsvoll als Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht unterthänigſte, das reformirte Presbyterium und die Gemeinde. Homburg, den 2. Febr. 1843. (Folgen die Namensunterſchriften.)"

Mainz, 2. Dec.

Die Tonkunſt, in ihrer hohen, heiligen Bedeutung dem Dienſte der Gottheit geweiht, übt eine magiſche Gewalt auf das menſchliche Gemüth aus. Das haben wir hier in Mainz ganz kürzlich erfahren. Es ſcheint uns, als ſey ſie bei uns in ihrer bewältigenden Hoheit wieder hervorgetreten. Der unter der Leitung des Hrn. Muſikdirektors Schmitz ſtehende Geſangverein hat nämlich im Local des Kunſtvereins Beethoven's unſterbliches Werk: „Chriſtus am Oelberg" aufgeführt, und zwar in einer Vollendung, wie man es nicht leicht von einer Geſellſchaft Dillettanten erwarten kann. Das anweſende Publikum ward von der wunderbaren Tondichtung ergriffen, in die dramatiſche Bewegung, die darin herrſcht, fortgezogen; die ungewöhnliche Spannung löſ'te ſich erſt mit den letzten Worten der genialen Schlußfuge: „Preiſ't ihn laut, ihr Engelchöre!" Schon die Einleitung, auf dem Piano von dem Dirigenten vorgetragen, führte die rechte Stimmung herbei. Der Dillettant fühlte dies unbewußt; der tiefere Kenner erkannte in Anſchlag und beſonders in der Schattirung des Vorſpiels, wie des Accompagnements überhaupt die Meiſterhand des Pianiſten, noch mehr ſeine poetiſche Auffaſſung des ganzen Werkes, deſſen Aufführung er mit Begeiſterung leitete. Nun aber die Vorträge ſelbſt — ſie zeigten, ſowohl was die Soli's, als was die Chöre betrifft, Wärme, Gefühl und einen trefflichen Fond von Mitteln. Mit welcher Innigkeit drangen die Worte des Tenors: „Vater, tief gebeugt" zu Herzen! Wie tröſtend erhob ſich aus dem Chor der Engel die Stimme des Seraphs! Wie ſchwingt ſie ſich in den Worten: „Wenn ihr getreu in Liebe, in Glaub' und Hoffnung ſeyd" gleich einem reinen Lichtſtrahl durch die Himmelsräume! Einen ſolchen Sopran wird man ſelten in einem Verein vorfinden, wo die Kunſt zwar mit Vorliebe, doch nicht als Beruf geübt wird. Die Chöre waren kräftig, präcis in ihren Schattirungen. Man merkte wohl, daß ſie nicht die Technik, ſondern den Geiſt der Dichtung auffaßten. Wir beziehen uns hierbei beſonders auf den mächtigen Chor: „Hier iſt er, der Verbannte" und das dazwiſchen klingende: „Erbarmen, ach Erbarmen." Damit ſchloß ſich die erſte Abtheilung. Der Reſt des Oratoriums dürfte in ſeiner Faſſung überhaupt etwas ſchwächer erſcheinen, wenn nicht Petrus einträte und im gewaltigen Baß die furchtbare Gewalt menſchlicher Leidenſchaft zwiſchen dem Gottmenſchen und dem himmliſchen Seraph repräſentirte. Der Vortrag der Baßpartie zeigte Befähigung und bedeutende Stimmmittel. Wir müſſen der Direktion des Kunſtvereins unſeren wärmſten Dank hier öffentlich ausſprechen, daß ſie ſolche Aufführungen möglich machte, indem ſie den oben genannten Muſikverein mit dem Kunſtverein in nähere Verbindung brachte. Beide Inſtitute haben ſich edle Aufgaben zum Vorwurf genommen; ihre Wechſelbeziehungen, ihre gegenſeitige Unterſtützung wird die Löſung derſelben fördern.

Frankfurt a. M.

Der unter der Leitung des Hrn. Hübner ſeit einigen Jahren eifrig wirkende Inſtrumental-Muſik-Verein zu Sachſenhauſen, deſſen Leiſtungen Anerkennung gefunden haben und der ſchon bei mancher Veranlaſſung zur Förderung wohlthätiger Zwecke ſeine dankenswerthe Bereitwilligkeit bekundet hat, wird nächſten Donnerſtag den 10. d. M. für das laufende Winterhalbjahr ſeine erſte Abendunterhaltung im Saale des Wolfseck's geben. Nach Beendigung der muſikaliſchen Leiſtungen folgt eine Tanzbeluſtigung, welche das Vergnügen des Abends noch erhöhen wird

Auflöſung der Charade in Nro. 338.

Bernſtein.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 8. Dec. (Zum Erſtenmale): Die Sennerhütte, komiſche Oper in einem Act, nach Scribe von Hartenfels, Muſik von Adam. Vorher (zum Erſtenmale): Sohn und Enkel, Luſtſpiel in einem Act, nach dem Franzöſiſchen von F. Meck.

Mittwoch, 9. Dec. Vicomte von Letorières, oder: Die Kunſt zu gefallen, Luſtſpiel in 3 Abtheil., nach dem Franzöſiſchen von Bayard, von C. Blum. (Gaſtrolle) Vicomte von Letorières: Fräulein Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. Vorher: Die Schwäbin, Luſtſpiel in einem Act, von Caſtelli.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 340. | Donnerſtag, den 10. December | 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

IV.

Margarethe, welche mit ihrem Knaben die Nacht in einem Seitenbau zugebracht hatte, erwachte mit Tagesanbruch aus einem unruhigen fieberhaften Schlummer, der ſtets durch die ſchreckhafteſten Traumbilder unterbrochen worden war. Manchmal war es ihr geweſen, als habe ſie wirre Stimmen vernommen, aber wenn ſie ſich dann aus ihrem Bette erheben wollte, ſo war ſie durch das erſchrockene Kind zurückgehalten worden und der Lärm hatte ſich wieder verloren. Als ſie jetzt aufgeſtanden war, dankte ſie Gott in einem glühenden Morgengebet, daß Alles nur ein Traum geweſen. In einigen Stunden ſollte ſie ihren Gatten wieder ſehen, und ſein Anblick, ſo hoffte ſie, würde ihre geſchwundenen Kräfte neu beleben. Mit dieſen Gedanken ging ſie in das Hauptgebäude, wo ſie mit dem Geheimſchreiber zuſammen traf, welcher ſo eben einem ſich entfernenden Unteroffizier Befehle wegen des Geleits der Königin von Schottland gegeben hatte.

Obgleich Margarethe noch nichts von den Vorfällen der Nacht ahnte und ihren Mann längſt in Sicherheit wähnte, ſo fuhr ſie doch vor dem Geheimſchreiber wie vor dem unvermutheten Anblick einer Schlange zurück und wandte ſich voll unverholenem Mißmuths von ihm ab, als er, mit widerwärtiger Freundlichkeit auf ſie zugehend, zu ihr ſagte:

„Habe ich Euch nicht geſagt, daß ich wiederkommen würde? ſchöne Frau?“ — Da ihm Margarethe die Antwort ſchuldig blieb, ſo fuhr er fort: „Wie wäre es, wenn wir unſer geſtern unterbrochenes Geſpräch da wieder aufnähmen, wo wir es gelaſſen haben? Werdet Ihr mich noch der Lüge und der Verläumdung beſchuldigen, wenn ich Euch den wahren Namen Eures Gemahls abermals nenne?“

„Heute, wie geſtern, werde ich Euch antworten: Er iſt nicht ſchuldig!“ verſetzte Margarethe mit dem Tone der feſteſten Ueberzeugung.

„Der Marquis von Savigny! . . .“ höhnte Stocq. „Und wer hat Euch die Verſicherung gegeben?“

„Er . . . und ich glaube ihm. Die Menſchen haben ihn verurtheilt, doch mein Herz iſt ein ſichererer Richter.“

„Doch hat er ſich gefürchtet . . . doch iſt er entflohen.“

„Vor einer blinden Gerechtigkeit, vor dem Haß der Böſen,“ beeilte ſich Margarethe mit dem warmen Eifer zu verſichern, womit man ſeine Liebe vertheidigt.

„Margarethe!“ ſagte Stocq nach einer Pauſe mit erheuchelter Ruhe: „Margarethe, ein falſches Ehrgefühl führt Euch irre; Ihr glaubt, daß Euer Geſchick an das ſeinige geknüpft ſey; enttäuſcht Euch; die Bande, welche Euch vereinigten, ſind zerriſſen, Landry exiſtirt nicht, er iſt nur ein eingebildetes Weſen; Eure Ehe iſt nichtig vor den Menſchen.“

„Und vor Gott?“ warf ihm Margarethe ſo einfach und ſo treffend ein, daß Stocq aus der Rolle fiel

„Müßt Ihr denn durchaus Wittwe ſeyn, um Euch frei zu wähnen?“ platzte er zornig heraus; aber die gegebene Blöße ſogleich wieder zu verdecken bemüht, fügte er ſanfter hinzu: „Was ſchuldet Ihr dem Manne noch, der Euch betrogen hat? Bedenkt doch nur, Margarethe, was er Euch für Euere Liebe gegeben hat! Er brachte Schmach und Schande auf Euch und Euer Kind.“

„Und wenn ich nun damit zufrieden bin?“

„Margarethe, ich liebte Euch vor ihm,“ fuhr Stocq immer wärmer werdend fort. „Ich kann Eure Thränen trocknen, kann die Wunden heilen, die ich Euch geſchlagen habe; ich bin reich, bin geehrt, und ſeht, das Alles will ich mit Euch theilen.“

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber Margarethe ſtieß ihn mit Abſcheu zurück; ſie wollte lieber Schmach und Schande mit Landry, als Glück und Ehren mit ihm theilen, und da er dennoch nicht abließ mit Bitten, ſo nannte ſie dieſe Bitten eine Feigheit mehr. Stocq's heißes Blut wollte aufwallen, aber er ſuchte ſich noch einmal zu beherrſchen.

„Nehmt Euch in Acht,“ ſagte er warnend: „zerreißt das Herz nicht gänzlich, das Ihr ſchon einmal zum bluten gebracht; ruft mit der Erinnerung an einen erlittenen Schimpf nicht die glühenden Leidenſchaften der Jugend in ihm wach, nicht das Fieber, welches die Sinne verwirrt, noch den Haß, der nicht verzeiht.“

„Euern Haß! dem bietet er jetzt Trotz!“ rief Margarethe mit einem leichten Anflug von Schadenfreude aus: „Er iſt bereits weit von hier, iſt gerettet . . . Ihr wißt wohl, daß Euer Haß ohnmächtig iſt.“

Stocq's Antlitz ward von einem Satanslächeln verzerrt.

„Darin beſteht alſo das Geheimniß Deiner Stärke?“ ſagte er mit ſchneidendem Hohne. „Alſo Du triumphirſt in dem Gedanken, daß ich ihn nicht zu erreichen vermag? Wie aber, wenn er dennoch in meiner Gewalt wäre? wenn ſein Urtheil von meiner Willkühr abhinge, wenn man mich erweichen müßte . . .“

„Ich glaube, daß ich Euch auch dann noch Trotz bieten würde,“ fiel ihm Margarethe, den reinen Blick feſt auf ihn gerichtet, in die Rede: „denn es ſteht nicht in meiner Gewalt, den Abſcheu zu verhehlen, welchen Ihr mir einflößt.“

Zur höchſten Wuth gereizt, knirſchte Claude Stocq mit den Zähnen, eine grüngelbe Bläſſe zog ſich über ſein Geſicht, und er ballte die Fäuſte konvulſiviſch gegen das wehrloſe Weib. — „Wahnſinnig und elend iſt Derjenige, der da liebt, wo er nicht geliebt wird,“ ſtieß er endlich, wie mit ſich ſelbſt ſprechend, mit bebenden Lippen hervor. „So vermögen denn weder Thränen noch Bitten ein Herz zu rühren, das uns verſtößt; ſo muß man denn den Haß durch Haß vergelten. Wohlan,“ wandte er ſich nach

Digitized by Google

kurzem Bedenken an Margarethe; „wohlan, ich nehme das Schickſal an, welches Ihr über mich verhängt, und hier iſt meine erſte Antwort.“

Bei dieſen Worten öffnete er das Zimmer, in welchem ſich Landry befand, und auf einen Wink von ihm erſchien der Gefangene in Mitte ſeiner Wache. Margarethe ſtarrte ihn erſt an wie eine Erſcheinung, welche ihre Sinne nicht zu begreifen vermochten, dann flog ſie mit einem Schreckenslaut an Landry's Bruſt, und beide Gatten hielten ſich feſt und innig umſchlungen. Einen Augenblick ſpäter lag ſie zu Stocq's Füßen und bat um Gnade für den Vater ihres Kindes; doch der bösartige Menſch, der ſich an ihren Qualen, an ihrer Demüthigung weidete, ſagte kalt:

„Es iſt zu ſpät... ſeht Euch jetzt nach anderm Schutze um.“

(Fortſetzung folgt.)

Unter der Linie.

(Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.)

(Fortſetzung.)

Neptun wollte ſich ſchon anſchicken, fortzugehen, als der Doktor ſich ihm näherte und ihn fragte: „Sagen Sie, Herr Neptun, tragen Sie auch im Winter dieſen Anzug?“ „Sieh'! ſieh'!“ rief der Gott, „hat Der auch noch zu raiſonniren? Und überdies klingt mir das ſehr verdächtig, denn bei mir iſt ja kein Winter; wollen Sie übrigens 'mal verſuchen, der Mantel iſt recht kühl bei der Hitze.“ Mit dieſen Worten hatte er ihn ſchnell abgeworfen und eben ſo geſchwind dem Doktor umgehängt, der natürlich gehörig naß wurde. „Seh'n Sie“, ſagte Neptun, „das iſt die gerechte Strafe und Sie haben ſich nun ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ich ſtreng werde und mich nach Ihrem Paß erkundige.“ Der Doktor, der es nur deßwegen gethan zu haben ſchien, reichte ihm ebenfalls einige Treſorſcheine. So reichlich beſchenkt zu werden, hatte der Gott wahrſcheinlich nicht gehofft, genug, das übergroße Glück machte ihn verwirrt und er griff mechaniſch nach ſeiner Seegraskrone um zu ſalutiren. Der Doktor hingegen hing ihm ehrfurchtsvoll den Königsmantel wieder um, ſeine Majeſtät warf ſich wieder in Poſitur, ſchüttelte dem Kapitän treuherzig „auf Wiederſehen“ die Hand, grüßte die Andern und nahm mich, der ich Armer ja noch nicht raſirt war, mit ſich, und der Zug bewegte ſich, wie er gekommen, wieder nach dem Schiffsvordertheil zurück. Im großen Boote war eine Art von Bühne aus einigen Brettern errichtet, worauf ein Stuhl ſtand. Dahin ward ich geführt, ich mußte mich ſetzen und die Vorſtellung begann. Mir zur Rechten ſtand der Neptun, die dienſtthuenden Kammerherrn näherten ſich, der Eine mit einem Theerpinſel, der Zweite mit einem rieſengroßen hölzernen Raſiermeſſer von wenigſtens Manneslänge, der Dritte mit einem Eimer Waſſer. Sie behandelten mich ſehr ſchonend, ſonſt betheeren ſie Einem in der Regel das ganze Geſicht, wie ich es denn auch nachher bei den jungen Matroſen wahrnahm; mit einem Paſſagier gehen ſie behutſamer um; — genug, einen ſchwarzen Strich mußt' ich mir doch gefallen laſſen und der Andere fuhr mir mit ſeinem Brette einige Male über's Geſicht; ſomit war die Operation fertig, dachte ich nämlich, aber der Herrſcher ſagte zu Dem, der mir zur Linken mit dem vollen Eimer ſtand, er möge ihm das Waſſer herüberreichen, er wolle mich abwaſchen. Das that denn dieſer auch, das heißt, er hob das Gefäß über meinen Kopf, ſtellte ſich an als ſtolpere er, und in demſelben Moment hatt' ich die ganze Beſcheerung über mir. Der Neptun machte freilich ſeine Entſchuldigung, ſchalt den ungeſchickten Bedienten gehörig aus; auch dieſer ſtellte ſich ſehr erſchrocken, aber was half's, ich blieb doch pudelnaß. Und drüben die Zuſchauer, der Doktor natürlich oben an, wie ſie ſpotteten und lachten, wie ſie meine Geſundheit tranken und mir gratulirten. Der Meergott aber tröſtete mich und ſagte: „Seyen Sie nur unbekümmert und laſſen Sie die da drüben nur lachen; es iſt noch nicht aller Tage Abend.“ Somit trat ich denn ab; blieb aber noch in der Nähe, um zu ſehen, wie man die andern Ungetauften traktiren würde. Dieſen erging es ſchlimmer als mir, namentlich was das Taufen betraf; ſie wurden eben nicht ſehr ſanft in einen untenſtehenden großen Badezuber hinabgelaſſen und ächt ruſſiſch getauft, nämlich ganz unter Waſſer geſetzt. Es verlor aber Keiner, ſo wenig wie ich ſelbſt, den Humor, und unter Gelächter und Scherz ward an einem Jeden das Sakrament vollzogen. Nach beendigtem Schauſpiel begab ſich die Mannſchaft nach vorn hinter ihr Zelt, und ich machte auch, daß ich hinunter kam, um mich umzukleiden. „Nun, wie iſt das Bad Ihnen bekommen?“ fragte der Doktor und der Kapitän ſtimmte mit den Andern überein, daß ich ſehr hübſch dabei ausgeſehen. Der feſtliche Mittagskaffee ſollte ebenfalls auf dem Verdeck getrunken werden; wir zogen nämlich denſelben der Chokolade vor, die anfangs auf dem Speiſeprogramm ſtand; den Leuten hingegen hatte der Kapitän von letzterem Getränk ein großes Quantum bereiten laſſen, die dann auch hocherfreut darüber waren. Ueberhaupt hatte ich heute Gelegenheit, das freundliche Einverſtändniß zwiſchen Mannſchaft und „Kajüte“, wie in der Regel der Kapitän mit ſeinen beiden Unterbefehlshabern genannt wird, zu beobachten; ich hatte nämlich nicht geglaubt, daß es ſo überaus familiär zugehen würde. Als ich mich mit dem Schiffsherrn darüber unterhielt, entgegnete er: „Es iſt das beſte und zugleich einzige Mittel, ſich bei dieſen Leuten in Reſpekt und Anſehen zu erhalten; grade daß ich einzugehen weiß in ihre Späße, daß ich ihnen heut' ganz das Regiment laſſe und thue, als wären ſie die Herren und nicht wir, das eben macht ſie mir geneigt, und ſie gehorchen mir nachher um ſo williger. Ich hab' es immer ſo gehalten und Sie ſollen ſehen, wie ſie bei der nächſten Gelegenheit mir Alles an den Augen abzuſehen ſuchen und wie ſie bei der Hand ſeyn werden. Uebrigens noch darf ich den Herrn nicht ſpielen“, fügte er lachend hinzu, „denn die Komödie iſt noch lang nicht zu Ende; oder ich müßte meine Leute nicht kennen.“

Der Doktor hatte es ſich nicht nehmen laſſen, „zur Feier des Tages“, wie er ſagte, einen Whiſttiſch zu arrangiren; es ward feiner Liqueur herumgereicht, wir placirten uns und ich rief aus, als ich die erſten Karten gab: „Alſo auch einmal eine Whiſtpartie unter der Linie, mehr kann man doch wirklich nicht verlangen vom Schickſal!“

Wir ſpielten nicht eben ſehr lange. Der Doktor war es auch zufrieden, als der Kapitän nach einer Stunde die Karten zuſammenwarf, und ich meinte auch, wir könnten was Beſſeres thun. Es war geraume Zeit auf dem Vorderdeck ſtill geweſen, die Leute ruhten wohl von den Strapazen des Nachmittags aus oder bereiteten auch für den Abend neue Späße. Die Sonne ſtand ſchon tief; der Wind war noch günſtiger geworden, ſo daß wir raſch über die Waſſerfläche dahinflogen, ohne die geringſte läſtige Bewegung zu ſpüren. Nur wenn man über Bord hinabſchaute, konnte man ſich einen Begriff machen von der Schnelligkeit, mit der wir fuhren; wenn ich die Wellen mit ihrer zarten Schaumkrone ſo vorbeiſchießen ſah, ward es mir begreiflich, daß wir über drei deutſche Meilen in der Stunde zurücklegten, denn ſo viel hatte ſo eben der Steuermann auf dem Logbrette notirt. Nach und nach ward es lebendiger am Bugſpriet und ein lautes Gelächter, wie überhaupt ein erneuter Lärm, ließ vermuthen, daß wieder etwas Spaßhaftes im Anzug ſey.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Die Quartettunterhaltungen der Herren Heinr. Wolff, Geisler, Poſch und Elsner jun.) Je mehr die Aufführung klaſſiſcher Quartettcompoſitionen von vielen Freunden der Muſik in den letzten Jahren vermißt wurde, deſto lebhaftere Anerkennung verdient es, daß Hr. Heinr. Wolff, erſter Sologeiger des Frankfurter Orcheſters, im Verein mit den Herren Geisler, Poſch und Elsner jun., es unternahm, durch einen Cyklus von Quartett-Abenden dieſem Bedürfniſſe abzuhelfen. Die Anerkennung hiefür ſprach ſich in der erſten Unterhaltung am 27. d. M. nicht nur durch ſehr zahlreichen Beſuch, ſondern auch durch die freundlichſte und für die Künſtler lohnendſte Aufnahme des Dargebotenen aus. Es iſt dies ein ehrendes Zeugniß für den Kunſtſinn des Publikums ſowohl wie für die Trefflichkeit der Leiſtung. In der That gebührt den Unternehmern das wohlverdiente Lob, daß die Durchführung der drei Quartette von Haydn, Mozart und Beethoven, hinſichtlich der techniſchen Fertigkeit, Rundung und Präziſion wie nicht minder der geiſtigen Auffaſſung eine durchaus treffliche war. Möge der glückliche Anfang ihres Unternehmens die genannten Künſtler ermuntern, uns noch recht oft mit ſo ſchönen Gaben zu erfreuen! Wie wir vernehmen, wird die zweite Quartettunterhaltung am 11. d. M. gegeben werden.

(Berlin, 1. Dec.) Die erſten Einleitungen zu einer Aufführung der Aeſchyleiſchen Oreſtie, oder eines der drei Stücke derſelben, werden getroffen. Mit welchem Ernſt dieſes Vorhaben betrieben wird, ſieht man daraus, daß die Ueberſetzung der Trilogie einem unſerer durch tiefgehende Kenntniß des griechiſchen Idioms ausgezeichnetſten Gelehrten, dem Profeſſor Johannes Franz, übertragen worden, welcher im vorigen Jahre, um ſeiner Arbeit einen ſo ſcharf als möglich berichtigten Text unterlegen zu können, auf königliche Koſten eine Reiſe nach Venedig und Florenz zur Vergleichung der dortigen Handſchriften des Aeſchylus unternommen hat. Die Ueberſetzung iſt neu, dem König gewidmet, im Druck erſchienen, und ſo weit die Aufgabe den ſchwierigen alten Dichter einem größeren heutigen Publikum zugänglich zu machen überhaupt lösbar war, ſo weit hat ſie Hr. Franz gelöſ't. Die Verdienſte dieſer Arbeit ſind kürzlich im letzten Heft der Wiener Jahrbücher von Gottfried Hermann, deſſen kritiſche Spitzen und Schärfen ſich, ſo oft von Aeſchylus die Rede, bekanntlich vervielfacht herauskehren, mit einer Anerkennung beſprochen worden, zu welcher ſich dieſer Altmeiſter nur ſehr ſelten verſteht. Es iſt nun zuvörderſt abzuwarten, welche Mittel und Auswege Tieck, dem dies dramaturgiſche Geſchäft übertragen iſt, in Vorſchlag bringen wird, um die Tragödie aufführbar zu machen. Welche Einrichtungen er auch treffen möge, das iſt gewiß, daß es mit Aeſchylus nicht ſo gelingen kann, als es mit der Antigone in einem gewiſſen beſchränkten Sinne gelang. Die Oreſtie iſt ſo ſpecifiſch griechiſch, politiſch, antik, daß ein heutiges Theaterpublikum ein ſolches Stück im beſten Falle immer nur als etwas fremdartiges wird anſtaunen können. Die muſikaliſche Bearbeitung hat Meyerbeer übernommen. Man darf jedenfalls etwas Bedeutendes erwarten, aber der Componiſt wird, um hier etwas Vortreffliches zu leiſten, große Selbſtbeherrſchung nöthig haben. Seine Muſik zu dem Trauerſpiel „Struenſee" giebt wiederum Zeugniß von ſeiner großen Meiſterſchaft in der Inſtrumentirung. Auf dieſes Mittel der Wirkung muß aber der Componiſt antiker Bühnenwerke ſchlechterdings verzichten, oder er darf es wenigſtens nur mit äußerſter Behutſamkeit anwenden. Hr. Meyerbeer wird in dieſen Tagen nach Wien abreiſen, dort ſein „Feldlager in Schleſien" aufzuführen.

(Dresden, 3. Dec.) Die Spitzenklöppelei in Annaberg wurde im Jahre 1561 von einer Frau, Namens Barbara Ultmann, eingeführt, und beſchäftigt gegenwärtig 40,000 Hände. Faſt gleichzeitig wurde durch Niederländer, welche wegen Religionsſtreitigkeiten vertrieben waren, dort die Band-Fabrikation begründet. Im vorigen Jahrhundert wurde der Bandmacherſtuhl erfunden, und dadurch dem Poſamentier-Gewerbe eine andere Geſtalt gegeben. Am 1. Dec. waren es gerade 50 Jahre, als das Haus Eiſenſtuck u. Comp. in Annaberg einen ſolchen Stuhl aufſtellte und alle Zunftmeiſter mit ihren Arbeitern ſich zuſammenrotteten und die neue Maſchine zerſtörten. Seit jener Zeit ging die blühende Bandfabrikation in jener Gegend ganz zu Grunde. Etwa 50 Jahre darauf, am 11. Nov., entſtand der jetzige Tumult der Poſamentirer gegen die angebliche Maſchine, welche bei demſelben Hauſe für die Anfertigung drillirter Franzen aufgeſtellt werden ſollte.

---

* Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß der (zumal volle) Mond im Winter heller zu leuchten ſcheint, als im Sommer. Dieſe Erfahrung dürfte in Folgendem ihren Grund haben: 1) Steht der Vollmond in unſeren Gegenden im Winter hoch, im Sommer dagegen ſehr niedrig. Während daher im Winter die Strahlen deſſelben faſt ſenkrecht auf die Erde fallen, fallen ſolche im Sommer ſehr ſchief; und während überdies im Winter daher auch die Atmoſphäre nur wenig vom Vollmondslichte verſchluckt, geſchieht dieſes im Sommer wegen des ſehr ſchiefen, ſonach auch längeren Durchgangs, zumal durch die niedere, verdichtertere Atmoſphäre um ſo merklicher. Hierzu kommt 2) daß im Winter unſere Atmoſphäre meiſtens auch reiner iſt als im Sommer, ſo wie denn 3) in den kurzen Wintertagen unſer Auge weit weniger an das helle Tageslicht gewöhnt iſt, als im Sommer, ſonach auch — ſelbſt bei gleicher Lichtſtärke — der Mondſchein im Winter uns heller vorkommen muß, als im Sommer, wozu endlich 4) auch noch der Umſtand ſich geſellet, daß der Mond (ſowie die Erde) in unſerem Winter um etwa ein Fünfzehntheil ſtärker von der Sonne erleuchtet wird, als in unſerem Sommer. Trifft es ſich nun noch, daß in einer hellen Winternacht der (hochgehende) Vollmond zugleich auch in der größten Erdnähe ſich befindet, ſo leuchtet derſelbe alsdann (im Verhältniſſe von beinahe 4 zu 3) um faſt noch ein ganzes Viertel uns heller als in ſeiner größten Erdferne. Petterweil, 1. Dec. 1846. H. C. Flick.

Was heißt erlaubte Züchtigung? Die „Berliner Zeit-Halle" erzählt: Ein Schloſſermeiſter D. hatte ſeinem Dienſtmädchen wegen ungebührlichen Betragens eine ſo heftige Ohrfeige gegeben, daß ihr die Naſe geblutet hatte. Der erſte Richter fand hierin um ſo mehr eine Ueberſchreitung des Züchtigungsrechtes, als das Mädchen auch an der Bruſt und dem einen Arme Spuren leichter Contuſionen aufwies und verurtheilte demgemäß den Dienſtherrn zu achttägiger Gefängnißſtrafe. Der Vertheidiger des Angeklagten, Kammergerichts-Referendarius Stieber, führt aus, daß eine bloße Ohrfeige, wenn ſolche auch Naſenbluten erzeugt habe, noch keine Körperbeſchädigung ſey und daß nicht hinreichende Beweiſe dahin vorliegen, daß die übrigen an dem Mädchen wahrgenommenen Verletzungen von dem Angeklagten herrührten; ferner daß, wenn dies ſelbſt der Fall wäre, hierin dennoch kein Beweis für eine wirkliche Ueberſchreitung des Züchtigungsrechtes liege, da jede körperliche Züchtigung Spuren hinterlaſſe. Der Gerichtshof trat dem Vertheidiger bei und hob die erkannte Strafe auf.

(Konſtantinopel, 18. Nov.) Die türkiſche Staatszeitung vom 24. Silkide 1262 (14. November 1846) meldet über die Reiſe des Sultans nach Hereke: „Der gegenwärtige Großweſir Muſtapha Reſchid Paſcha beſitzt ein Tſchiftlick zwiſchen Kutſchük und Bojück Tſchekmedſche. Innerhalb der Gränzen deſſel-

Digitized by Google

ben befindet ſich ein Ort, Harami dereſſi (Räuberthal) genannt. Dort nahm der Sultan, am erſten Tage ſeiner letzten Reiſe, das Mittagsmahl ein. Reſchid Paſcha, der ihn damals noch als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten begleitete, bat ihn daher, zu geſtatten, daß der Ort, zum Andenken an die Ehre, deren er dort theilhaftig geworden, in Zukunft Saadet dereſſi (Thal des Glückes) geheißen werde. Auch ließ er in der Folge einige Hane und Buden anlegen, um dadurch dem von den Reiſenden lange gefühlten Bedürfniſſe einer Zwiſchenſtation zwiſchen den beiden Tſchekmedſche's abzuhelfen. Da endlich von der neuen, dieſe zwei Orte verbindenden Straße die in jener Gegend beſtehende Fontaine zu entlegen war, ſo wurde auch dieſer Mangel durch Errichtung einer neuen Fontaine befriedigt. Ein auf ſelber angebrachtes Chronographicon, von Fuad Efendi gedichtet, macht den Wanderer mit der auf die Reiſe des Sultans zurückzuführenden Entſtehungsgeſchichte dieſes Brunnens bekannt."

Literatur.

Kinder- und Jugendſchrifter.

Kaum gibt es ein Bedürfniß beim Unterricht der Kindheit und Jugend, für welches nicht durch unterhaltende und belehrende Schriften aller Art auf's Beſte geſorgt wäre, ſowohl für das zarteſte Alter, als auch für die weiter herangereiften Jahre. Mit jedem neuen Weihnachtsfeſte erneuern und vermehren ſich dieſe lieblichen Gaben und die Güte der Eltern, die den Chriſtbaum ſchmückt, iſt immer freundlich bereit, aus den reichen Schätzen des Vorhandenen paſſende Geſchenke auszuwählen und den lieben Kindern darzubringen. Einige Schriften dieſer Art mögen nachſtehend empfohlen werden.

Geographiſche Bilder aus Europa, oder Wanderungen durch die Länder und Staaten Europa's, von C. F. Lauckhard. Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus in Darmſtadt.

Es iſt bekannt, daß es der phantaſiereichen Jugend ein großes Vergnügen gewährt, fremde Länder im Geiſte zu durchwandern, die Sitten und Gebräuche fremder Völker kennen zu lernen und das Merkwürdige über die Natur und Eigenthümlichkeit ferner Gegenden zu erfahren. Der geographiſche Unterricht wird durch Schilderungen ſolcher Art erſt recht belebt und eigentlich ergänzt, welchen Zweck der Verfaſſer des hier genannten Buches zu erreichen ſtrebt. Es ſollen darin die lebendigen Elemente der Geographie, welche in den geographiſchen Lehrbüchern und Leitfäden gewöhnlich minder berückſichtigt werden, in möglichſt treuen, faßlichen Bildern und Gemälden zur Anſchauung gebracht werden. Um nun dem Völkerleben ſowohl, als dem landſchaftlichen Elemente in möglichſt umfaſſender Darſtellung die nöthige Beachtung zukommen zu laſſen, hat der Verfaſſer den ganzen Stoff unter die drei Rubriken: „Städte, Gegenden und Bewohner" gebracht und dieſe Anordnung bei jedem einzelnen Lande durchgeführt; am Ende des Buches iſt die Eintheilung und Gliederung Europa's nach den neueren Geographen beigegeben worden. So wird dies Buch zur Belebung und Verbeſſerung des Unterrichts in der Erdbeſchreibung und in der Völkerkunde nicht nur viel beitragen, ſondern auch der Jugend frohe Stunden bereiten und das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Mährchen und Erzählungen für die Jugend von Marie Burg. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag.

Nachdem in neueſter Zeit die Gebrüder Grimm in allen Provinzen des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes und unmittelbar aus dem Munde des Volkes die Sagen und Mährchen geſammelt haben, iſt eine neue Branche der Literatur entſtanden, an der ſich ein geiſtig und nummeriſch ſehr bedeutendes Publikum mit lebhaftem Intereſſe betheiligte. Dies Beſtreben, den Vorrath alter Volkspoeſie zu einem Gemeingut der Nation und Jedem zugänglich zu machen, wird verdientermaßen einhellig und mit lautem Danke anerkannt. Dagegen iſt nur wenig geſchehen, dieſen Schatz durch neue, ſelbſtſtändige Dichtungen zu vermehren. Mit um ſo größerer Anerkennung begrüßen wir obiges, ſo eben erſchienenes Büchlein. Die darin enthaltenen Mährchen und Erzählungen räumen der Phantaſie des Kindes einen weiten Spielraum ein, auf dem es ſich nach Herzensluſt erfreuen kann. Wie hinter jedem ſo wunderbaren Mährchenbilde ein ernſter Sinn verborgen liegt, ſo iſt auch überall Gelegenheit gegeben, den Schönheitsſinn des Kindes ſorgfältig zu entwickeln. Es iſt ſonach dies Büchlein allen Eltern zu empfehlen, die mit gerechter Angſt darauf bedacht ſind, daß ihre Kinder keine Bücher frömmelnden oder frivolen Inhaltes leſen.

Der luſtigen Geſchichten und drolligen Bilder (vulgo Struwwelpeters) zweite, vermehrte Auflage. Literariſche Anſtalt in Frankfurt a. M.

Da iſt er nun wieder, der liederliche Struwwelpeter, den Jung und Alt ſo lieb gewonnen haben und der uns ſchon im vorigen Jahre ſo viel Vergnügen bereitet hat. Diesmal kommt er in noch größerer und noch luſtigerer Geſellſchaft und wahrlich, er wird den lieben Kleinen viel Vergnügen bereiten. Der ächt humoriſtiſche Verfaſſer unſeres lieben Struwwelpeters hat das unbeſtreitbare Verdienſt, ein Büchlein für die Kinder geſchaffen zu haben, wie es noch nicht da war und wie es, trotz der mannigfaltigen, bereits ſchon entſtandenen Nachahmungen, auch ſobald nicht erreicht werden dürfte. Der wahre Humor iſt zu urkräftig und genial, als daß er ſich ſo leichthin nachahmen ließe; man kann ihn wohl der Form, nicht aber dem Geiſte nach imitiren. Darum wird auch dieſer Struwwelpeter in ſeinem Vorrechte bleiben, ein Lieblingsbuch der muntern, geſunden Kindheit zu ſeyn, und vor Allem wird ſich unſere Frankfurter Jugend die Luſt und Liebe zu ihrem Struwwelpeteriſchen Landsmanne nicht rauben laſſen! — Die Ausſtattung dieſer zweiten, vermehrten Auflage iſt vorzüglich gelungen und der Preis im Verhältniß zu den neu hinzugekommenen Tafeln ſehr gering; das Exemplar koſtet nur 57 Kreuzer; es iſt unſeres Wiſſens eins der wohlfeilſten Bilderbücher dieſer Art.

Gedichte für die Jugend von Karl Enslin, mit Vignetten. Frankfurt a. M. bei Hermann Johann Keßler.

Auch ein liebes, treffliches Büchlein, welches nicht minder, als der Struwwelpeter, eine recht weite Verbreitung verdient und ſie gewiß auch finden wird, da alles Vorzügliche über lang oder kurz zu ſeiner Anerkennung gelangt. Hr. Karl Enslin, Lehrer an einer der hieſigen Volksſchulen, kennt die Kinderwelt aus der eigenen Anſchauung und Berufserfahrung und hat ihr ein warmes und liebevolles Herz zugewendet. Seine Gedichte ſind ſo recht aus dem Leben gegriffen, daß ſie von den Kindern nicht nur verſtanden, ſondern auch empfunden werden. Dabei iſt der Kern derſelben ſo rein und geſund, die Geſinnung ſo treu und gemüthvoll, die Sprache ſo klar und faßlich, die Schilderung ſo lebendig und das Ganze ſo mannigfaltig, daß man nicht umhin kann, dem Talente des beſcheidenen Dichters, dem die Muſe freundlich gelächelt hat, die vollſte Anerkennung zu zollen. Es möge der gemüthliche Kinderdichter und liebenswürdige Kinderfreund den ſchönſten Lohn darin finden, den Kleinen ein wahrhaft erquickliches und wir dürfen ſagen vortreffliches Feſtgeſchenk gebracht zu haben. Wir halten es für Pflicht, dieſe höchſt werthvollen und anmuthigen Kindergedichte, in denen Scherz und Ernſt gehörig abwechſeln, aus beſter Ueberzeugung wiederholt zu empfehlen.

W.

Frankfurt a. M.

Hr. Hecht, als Geſanglehrer rühmlichſt bekannt, wird am 23. Dec. ein Konzert geben, das durch Wahl der Piecen, wie durch ausgezeichnete Mitwirkungen großen Genuß verſpricht. Hr. Hecht, ſeit einer Reihe von Jahren im Intereſſe fremder Unternehmungen ſtets gefällig, darf wohl hoffen, daß nun auch ſein eigenes Konzert die Theilnahme des Publikums erregen wird.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Dec. Vicomte von Letorières, oder: Die Kunſt zu gefallen, Luſtſpiel in 3 Abtheil., nach dem Franzöſiſchen von Bayard, von C. Blum. (Gaſtrolle) Vicomte von Letorières: Fräulein Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. Vorher: Die Schwäbin, Luſtſpiel in einem Act, von Caſtelli.

Donnerſtag, 10. Dec. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abth., Muſik von Gluck.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 341. Freitag, den 11. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Als hätte der Himmel Margarethen ſelbſt den rechten Weg zeigen wollen, erſchien in dieſem Augenblick die Königin von Schottland, deren Knie ſie ſogleich umfaßte, indem ſie um Schutz und Gerechtigkeit gegen den tückiſchen Geheimſchreiber flehte. Mit kurzen aber eindringlichen Worten entwarf ſie ihr ein Bild von Claude Stocq's Liebe, die er ihr zu geſtehen gewagt, indem er bei nächtlicher Weile in ihre Wohnung eingedrungen ſey; und da ſie ihn mit Abſcheu zurückgewieſen habe, ſo verfolge er nun ihren Gatten, wolle ihn verderben und ſchwelge in ſeiner Rache. Und als ſie mit ihrer Schilderung zu Ende war, rief ſie nochmals mit weinenden Augen den Schutz und die Gerechtigkeit der Königin an.

„Beides ſoll Euch werden, denn ſolch' ein Betragen iſt ſehr ehrlos," ſprach Maria Stuart voll edeln Unwillens, indem ſie das arme Weib mit Güte aufhob, und ſich hierauf voll Hoheit an Stocq wendend, hob ſie zu dieſem an: „Ihr habt ſchon einmal meine Autorität verachtet; mein Herr! jetzt iſt es nicht mehr die Königin von Frankreich, ſondern eine fremde Fürſtin, die mit Euch ſpricht; von dieſem Augenblick gehört dieſer Mann zu meinem Hofſtaate; ich nehme ihn als meinen Diener in Anſpruch: wer Hand an ihn legt, beleidigt mich ſelbſt: gebt ihn daher augenblicklich frei, ich will es ſo."

Der Geheimſchreiber bückte ſich tief vor der Königin, als ſey er bereit, ihre Wünſche mit Unterwürfigkeit zu erfüllen, aber mit boshaft aufwärts gekrümmten Mundwinkeln ſagte er hierauf:

„Bevor ich ihn zu Euerer Verfügung ſtelle, königliche Frau, iſt es mir erlaubt, zu wiſſen, in welcher Eigenſchaft Ihr ihn Euerm Hofſtaate einverleiben werdet?"

„Was wollt Ihr damit ſagen?" fragte die Königin nicht ohne Neugierde.

„Für einen gewöhnlichen Diener," fuhr Stocq, jedes Wort ſcharf betonend, fort, „mag der Name Landry genügen; ſollte er aber eines ritterlichen Namens bedürfen, ſo möchte ich ihm rathen, den glorreichen Titel eines Marquis von Savigny wieder anzunehmen."

Landry und Margarethen, welche dieſem Geſpräche in ſchwebender Angſt zugehört hatten, entfuhr jetzt ein unwillkührlicher Schreckensſchrei. Die Königin, welche zur Zeit auch von der berüchtigten Mordgeſchichte gehört, als deren Helden man den unglücklichen Marquis bezeichnet hatte, ſagte in großer Spannung:

„Was habt Ihr da geäußert, Mann? Ich habe nur von einem einzigen Marquis von Savigny gehört, welcher der Mörder des Grafen von Rochemore war ..."

„Der," beeilte ſich Stocq zu ergänzen, „durch die Gerichte des Königs verurtheilt und hingerichtet, aber durch einen Glücksfall gerettet wurde."

„Und dieſer Menſch wäre ..."

„Landry."

Maria Stuart bebte mit Abſcheu vor dem vermeinten Mörder zurück. Sie ließ ſich auf einen Stuhl fallen und bedeckte das Angeſicht mit beiden Händen. Margarethe verſuchte es, ſich für die Unſchuld ihres Gatten bei ihr zu verbürgen; auch Landry ſchwur jetzt vor der Königin, wie er es vor ſeinen Richtern, wie er es auf dem Schaffotte, als er zu ſterben glaubte, geſchworen hatte, daß er unſchuldig an dem ihm zugeſchriebenen Mord ſey; doch die Königin blieb in tiefe Gedanken verloren, bis der Geheimſchreiber ihren Ideengang endlich durch die Frage, was Ihre Majeſtät beſchloſſen habe, zu unterbrechen wagte.

„Landry!" begann Maria Stuart nach einer Pauſe, indem ſie die dunkeln Augen voll Theilnahme auf dem unglücklichen Manne ruhen ließ: „Landry, ich befand mich heute Nacht in Gefahr, und Ihr habt Euer Leben für mich ausgeſetzt ... ſo viel Muth verträgt ſich ſchlecht mit der Feigheit eines Mörders; allein ich kann keinen Mann in mein Gefolge aufnehmen, welcher der Gerechtigkeit des Königs verfallen war ... Tröſtet Euch jedoch," fuhr ſie gütig fort, als Margarethe einen Seufzer ausſtieß, der ſo herzzerſchneidend war, daß er faſt wie ein Vorwurf klang: „es iſt kein Land ſo barbariſch, daß das Schwert der Geſetze daſſelbe Haupt zweimal treffen ſollte; keine Hand wird grauſam genug ſeyn, das Schlachtopfer, welches der erſten Hinrichtung durch ein Wunder entging, noch einmal zum Blutgerüſte zu führen. Der Marquis von Savigny exiſtirt nicht mehr für ſeine Richter; ermuthigt daher Euer Herz, arme Frau! Landry (denn ich kenne ihn unter keinem andern Namen) mag den Freibrief erwarten, welchen ich für ihn verlangt habe; er wird nicht lange im Kerker bleiben."

Hierauf verlangte die Königin abzureiſen, und ſetzte ſich, bis Alles angeordnet war, wieder gedankenvoll auf einen Stuhl, indem ſie die hohe bleiche Stirne anmuthig auf die ſchöngeformte Hand ſtützte. Stocq entfernte ſich, um nachzuſehen, ob Geleitsmannſchaft bereit ſey, nachdem er dem Unteroffizier befohlen hatte, den Gefangenen ſogleich in ſichern Gewahrſam zu bringen. Margarethe warf ſich an Landry's Bruſt, und unbewußt in Thränen zerfließend, ſprach ſie dem Scheidenden Muth ein, ermahnte ihn, auf das Wort der Königin zu vertrauen, und ſuchte ſich ſelbſt mit dem Glauben zu tröſten, daß der Mann, an dem ihre ganze Seele hing, keinerlei Gefahr laufe, daß er ihr binnen wenig Tagen zurückgegeben ſeyn würde. Hierauf bot ſie den kleinen Raoul, der indeſſen gebracht worden war, ſeiner Umarmung dar. Landry dankte der Gefährtin ſeines Lebens tief gerührt für all das Glück, welches ſie ihm geſchenkt hatte, dann legte er die Hand ſegnend auf das Haupt ſeines Sohnes, von dem er Alles in der Zukunft erwartete. Noch einmal küßte er Weib und Kind, ſie

Digitized by Google

mit der Gewißheit eines baldigen Wiederſehens tröſtend, dann neigte er ſich mit einigen Worten des Dankes vor der Königin von Schottland, und verließ, von der Wache umgeben, das Haus, in welchem er einige Jahre das Glück der Häuslichkeit an der Seite eines guten Weibes genoſſen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Unter der Linie.

(Aus der Beſchreibung meiner Reiſe nach Braſilien. Von Adolf Ebeling.)

(Schluß.)

Es dauerte nicht lange, ſo ging die Komödie von neuem los. Einer der Leichtmatroſen kam zu uns auf das Hinterdeck in höchſt poſſirlicher Ausſtaffirung: Kniehoſen und Schuhe; ungeheure Vatermörder, ein merkwürdig zugeſtutzter Frack, einen Südmaſter als Chapeau claque unter'm Arm, eine Seeroſe im Knopfloch; — es war der Balldirektor, der für den heutigen Abend die Honneurs machen mußte. Er meldete, daß die Tanzbeluſtigung alsbald ihren Anfang nehmen würde und bat um die Ehre unſerer Geſellſchaft. Wir natürlich, ohne uns lange nöthigen zu laſſen, der Kapitän an der Spitze, hinüber zu dem originellen Ball. Der Raum zwiſchen der „Kambüſe" und dem andern Maſt, immerhin zwölf Schritte im Quadrat, war auf das einladenſte arrangirt. So wie wir herantraten, begann die Muſik, aber diesmal weit beſſer und geregelter als heute Morgen. Der Schiffszimmermann blies die Flöte, und Trommel, Trompete und Pauken waren nur zur Unterſtützung da. Die Verſammlung ſelbſt ſaß in den albernſten Verkleidungen rund umher. Einige Damen machten ſich beſonders ſchön. Der Koch, alſo derſelbe, der vorhin den Meeresgott vorgeſtellt, war jetzt in eine Türkin umgewandelt und trank aus einer entſetzlichen Bowle Kaffee und rauchte dazu aus einer mannslangen Pfeiſe. Einige Leichtmatroſen waren in Balldamen umgewandelt und ſahen ganz regutabel aus; Gott weiß, woher die Leute die Garderobe genommen, man merkte auf den erſten Anblick nicht, daß Alles aus zuſammengeſchleppten Lappen beſtand: alte Flaggen bildeten namentlich ein Hauptbeſtandtheil der weiblichen Toilette. Der Tanz begann. Wenn ich's recht verſtand, ſo ſollte es die Abendunterhaltung einer vornehmen Türkin vorſtellen; zwei Mohren erſchienen zum Schluß und tanzten mit den Uebrigen eine Art von Fandango. Der Doktor, der gar zu gern bei ſolchen Gelegenheiten Spaß trieb, näherte ſich der Dame vom Hauſe mit der Anfrage, ob ſie denn ſelbſt nicht tanze und ob er nicht das Vergnügen haben könnte zu einem Walzer. Wahrſcheinlich hatte er eine verneinende Antwort erwartet, aber die Türkin ſprang augenblicklich empor, umfaßle mit nervigen Seemannsarmen ihren zartgebauten Chapeau, die Trommel wirbelte, Pauken und Trompete ſchmetterten, die Flöte fiel klagend mit ein und unſer armer Doktor flog mit ſeiner Dame in unaufhörlichen Kreiſen über den Tanzplatz, bis er zuletzt athemlos auf eine der umſtehenden Bänke ſank. Ich verſpottete ihn mit Recht, denn ich gedachte ſeiner Verhöhnung, als ich vorhin ſo übel berathen war. Der Kapitän hatte ſich unterdeſſen hineingemiſcht in die abenteuerliche Geſellſchaft, mit jeder Dame auf ihr Wohl getrunken und Allen ein freundliches Wort geſagt. Es war dunkel geworden und man hing einige Laternen in die Maſten; in abendlicher Beleuchtung machte ſich die Scene noch romantiſcher. Nachdem wir uns genugſam ergötzt, empfahlen wir uns auf das ehrerbietigſte der Geſellſchaft, die mit einem lauten „Aurora hoch!" uns verabſchiedete.

Der Mond ſtand ſchön im Weſten, um nach einigen Stunden der Sonne nachzuſinken; wir aßen auf dem Verdeck zu Nacht. Der Doktor meinte, wenn die Leute da vorne Punſch tränken, könnten wir's wohl auch thun, ohne weitere nachtheilige Folgen; er zumal müſſe wirklich geſtehen, daß er nach einer ſolchen Tanzſtrapaze einer Erquickung bedürfe. Vorn ward es nach unſerm Fortgehen immer lauter und hie und da that wohl der Grog ſeine Wirkung, und die derbe ungenirte Seemannsnatur machte ſich bei Einigen etwas laut geltend. Aber das gehört einmal dazu und gibt dem Ganzen wenigſtens die Färbung der Natürlichkeit. Wir ſaßen noch lange beiſammen in traulicher Unterhaltung; die Nacht ward, wie immer unter der Linie, ſehr kühl; wir verſahen uns mit wärmerer Kleidung und der Punſch kam uns ſehr zu ſtatten. Der Kapitän äußerte unter Anderm gegen mich, daß er ſich dereinſt eine ausführliche Beſchreibung des heutigen Tages von mir verſpreche, was ich denn auch zuſagte und ſomit jetzt, wenn auch nur mangelhaft und unvollkommen gelöſ't habe. „Mich dürfen Sie dann auch nicht vergeſſen", rief mir der Doktor zu, „ich bitte mir ſehr aus, daß Sie mir eine Rolle zutheilen." Ich verſicherte ihm, daß er, ſo gut es in meinen Kräften ſtände, bedacht werden ſollte!, und ich wünſche jetzt nur, daß der freundliche Mann dies kleine Liebeszeichen zu Geſicht bekäme. Möge er dann in ſeiner hohen glänzenden Stellung, die eine der nächſten am Throne iſt, ſich meiner, als ſeines dankbaren Günſtlings, freundlich erinnern und jener Tage gedenken, wo wir Freud' und Leid", wie es uns die wechſelnden Wellen des Oceans brachten, getreulich zuſammen trugen. Die Erinnerung dieſes Edlen tritt in dieſer ſtillen Abendſtunde, wo ich die Erlebniſſe früherer Jahre aufzeichne, ſo lebhaft vor meine Seele, daß ich nicht umhin kann, ſchon jetzt kurz zu erwähnen, was eigentlich in eine ſpätere Zeit gehört. Dieſer vermeintliche Doktor nämlich, der mit Allen und mit mir namentlich auf ſo gemüthlich vertraulichem Fuße ſtand, der bei den beſcheidenſten Anſprüchen, die Güte und Gefälligkeit ſelbſt war, dieſer Doktor, dem ich ſo oft ſeine Späße und Neckereien mit gleicher Münze bezahlte, war Niemand anders als der Sohn des Gouverneurs der Provinz Pernambueco, der den Rang eines Vicekönigs bekleidet. Er zog es vor, inkognito zu reiſen. Später, als ich, an der Seite meines hochgeſtellten Oheims, dem vermeintlichen Doktor in den Gemächern des kaiſerlichen Palaſtes zu Rio begegnete, wo er als eine Art Marſchall fungirte, konnte ich doch nicht umhin, ihn an unſere gemeinſchaftliche Reiſe und an den „Doktor" zu erinnern, und er lachte dann ſehr und meinte, er ſey ſelten ſo vergnügt geweſen, wie in der damaligen Zeit." Als wir einliefen in den Hafen von Fernambuc, bat der Doktor den Kapitän, die braſiliſche Flagge am Vordermaſt aufzuziehen, die er ſelbſt, weil wir keine an Bord hatten, aus ſeinem Koffer herausholte. Dies geſchah im Angeſicht des Forts, und es war augenſcheinlich eine Uebereinkunſt, die der Doktor bei ſeiner Abreiſe von Braſilien getroffen haben mochte, denn wir wurden mit einer Kanonenſalve begrüßt, und ehe wir im Hafen vor Anker gingen, war ſchon ein Parlamentairboot voll der erſten Offiziere an uns herangekommen, und bevor ich mir erklären konnte, was eigentlich vorging, ſtand der Doktor hinter mir in glänzender Generalsuniform mit Ordensband und Stern. Doch ich will mir nicht vorgreifen und ausführlicher hierauf bei der Schilderung meines Aufenthaltes in Pernambucco zurückkommen, wo ich im Schloſſe meines gütigen Gönners die ſchönſten Tage verlebte.

Genug an dem heutigen Tage, den ich ſo eben zu ſchildern verſuchte, bot ich noch dem Doktor eine gute Nacht, und rief ihm in die Kajüte hinunter: „Träumen Sie hübſch von Ihrer heutigen Tänzerin!" worauf er mich freilich fragte, ob ich mich auch nach der heutigen Taufe gehörig abgetrocknet hätte, es ſolle ihm Leid thun, wenn ich morgen erkältet ſey.

So endete denn das „Linienfeſt", d. h. eigentlich war es noch nicht zu Ende, denn die Mannſchaft ſchien noch nicht zu Ende zu ſeyn mit dem Grog; nach und nach aber verhallte das Lärmen, nach 10 Uhr erſcholl die Glocke zur Ablöſung der Wache und am andern Morgen war Alles wieder in der gewöhnlichen Ordnung,

Digitized by Google

wenn gleich noch hie und da eine ſcherzhafte Bemerkung ſich hören ließ, die auf das fröhliche Geſtern Bezug hatte.

Mannichfaltigkeiten.

In Frankreich lebt ein merkwürdiger Mann, ein Waſſerfinder. Ein Landgeiſtlicher in Connac, Paramelle, hat durch Beobachtung und Nachdenken herausgebracht, wo Waſſer in der Erde zu finden iſt. Er hat es darin zu einer ſolchen Sicherheit gebracht, daß er auf einem Spaziergang ſagen kann, wo Waſſer iſt und wie tief man graben muß. Wer eine Quelle zu haben wünſcht, geht zu dem neuen Moſes, der wie der alte Moſes mit ſeinem Stabe Quellen öffnet. Dies treibt Paramelle nun beinahe zwanzig Jahre, und jedes Jahr zeigt er Tauſende von Quellen an, und unter Hundert täuſcht er ſich nicht fünf Mal. Er gibt ſeinen Rath faſt umſonſt und läßt ſich für eine Quelle 10 bis 15 Franken bezahlen. Jetzt hat in ſeiner Gegend und weiterhin jeder Ort und viele Häuſer das herrlichſte Quellwaſſer. Der nützliche Mann hat indeſſen auch wie anderwärts ſeine Gegner. In einem Marktflecken gab er auch auf Verlangen eine Quelle an, womit die Marktbrunnen reichlich verſehen werden können. Der Gemeinderath aber beſchloß, die Quelle ſey keine Quelle. Als ihm der Präfekt das meldete, ſchrieb er wieder: Nach meiner Meinung iſt es eine Quelle, und ich rathe, den Brunnen zu bauen. Indeſſen ſoll man Niemand zwingen, das Waſſer zu holen; wer nicht davon will, kann an dem Brunnen vorbei nach der Tränke gehen. Der Brunnen wurde gegraben, und ſelbſt die Ochſen gehen nicht mehr nach der Tränke. — Hr. Paramelle iſt geneigt, eine Schule zu errichten, in der er binnen drei Monaten ſeine Kunſt zu lehren verſpricht.

(Schönes Honorar.) Der beliebte Volksſchriftſteller Berthold Auerbach hat ſich durch ſein Talent das ſchönſte und reichſte Mädchen von Breslau zur Braut gewonnen. Gleich nach Weihnachten ſoll die Hochzeit ſeyn. (Dorfz.)

In Bleicherode wollte man das 50jährige Amtsjubelfeſt des Superintendenten Hahn feiern. Am frühen Morgen des Feſttages ſtimmte die Gemeinde Feſtgeſänge vor der Wohnung des Jubilars an. Man weckte ihn auf. Aber kaum war er dem Bett entſtiegen, ſo fiel er ohnmächtig nieder und war ſeiner Sprache und ſeiner Beſinnung beraubt. Man brachte ihn wieder ins Bett, die Trauerbotſchaft verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle. Doch der Greis erholte ſich, ſank in einen erquickenden Schlaf und die Feier konnte um 9 Uhr vor ſich gehen. Der Jubilar ſelbſt predigte mit Jugendfeuer über die Worte Pſ. 71, 7—8. Der König von Preußen ſchmückte den Jubilar mit dem rothen Adlerorden. (Dorfz.)

In London hat Hr. Highton auf einen von ihm verbeſſerten elektriſchen Telegraphen ein Patent genommen, dem man große Vortheile nachrühmt. Er ſoll zwanzig Mal wohlfeiler als der gewöhnliche und empfindlicher ſeyn, mit größerer Geſchwindigkeit ſignaliſiren, und einen ſo kleinen Raum einnehmen, daß er in der Taſche getragen werden kann. Die Verbeſſerung ſoll darin beſtehen, daß an der Stelle des ganzen Gewindes von Draht und magnetiſchen Nadeln ein Metallblättchen kommt, in deſſen Nähe ein Magnet angebracht wird.

(Augsburg, 4. Dec.) Dieſen Morgen mußten wir das traurige Schauſpiel einer Prangerausſtellung erleben. Ein Weib aus der gemeinen Volksklaſſe, das lange Zeit mit einem Manne verbotenen Umgang gepflogen, war von dem Kriminalgerichte zum Tode verurtheilt worden, weil ſie in einem Anfalle von Eiferſucht ihr Kind im Leche ertränkt hatte. Die Gnade des Königs verwandelte die Todesſtrafe in die des Zuchthauſes auf Lebenszeit mit Ausſtellung am Pranger. Die Verwandten des Weibes baten um Nachlaß dieſer letzteren Strafe, wurden jedoch abſchäglich beſchieden. Heute hat die Verurtheilte den erſten für ſie ſelbſt, wie für das moraliſche Gefühl der Menge empfindlichſten Theil ihrer Strafe ausgeſtanden; ihr unerſchütterlicher Gleichmuth oder Stumpfſinn, dazu ihr ſcheußliches durch eine Krankheit entſtelltes Aeußere, dann die wilde Haſt und Neugier der Zuſchauer, unter denen man nicht ſelten ſchadenfrohe oder rachſüchtige, jedenfalls gemeine und rohe Bemerkungen vernahm — das Alles konnte nur den empörendſten Eindruck auf das nicht abgeſtumpfte ſittliche Gefühl machen. Gewaltſame Ausbrüche des Spottes und der Wuth ſind wahrſcheinlich nur durch die aufgeſtellte bewaffnete Macht verhindert worden. Ueber zwei Drittheile der Zuſchauer waren Weiber und Kinder. Wie lange wird man noch dem Volke dergleichen Schauſpiele vorführen, in der Meinung, ſie würden vom Verbrechen abſchrecken?

(Breslau, 3. Dec.) Der „Schleſiſchen Zeitung" wird unterm 29. Nov. von der Klobnitz geſchrieben: Eine gewiſſe Partei ſucht mit eiſerner Konſequenz auf alle mögliche Weiſe das niedrige Volk mit Traktätchen voll des tollſten Unſinnes und Aberglaubens völlig zu überſchütten. Hier in dieſer Gegend werden ſie vom Annaberge aus, dem Aufenthaltorte des bekannten Kapuziners, in Maſſe verbreitet. Da wird kein Ablaß in der Nähe und Ferne verſäumt, zu welchem nicht ein Krämer mit dergleichen Traktätchen in der Regel vom Annaberge aus zieht. So wurde, um nur ein Beiſpiel anzuführen, an dem heutigen Tage in Schlawenzitz ein großartiger Handel mit ſolchen Produkten getrieben. Die wachſame Polizei hinderte jedoch den gänzlichen Ausverkauf und ſtörte den einträglichen Handel, indem ſie den ganzen Vorrath wegnahm und die Verkäufer zu der geſetzlichen Strafe zog. Zu verwundern iſt es allerdings, daß ſich dieſe Verkäufer bis vor die Kirchthüren wagen dürfen, ohne von den Geiſtlichen, die das geiſtige Wohl ihrer Gemeinden doch vorzüglich im Auge haben ſollen, geſtört zu werden.

Frankfurter Theater.

Sohn und Enkel. — Die Sennerhütte.

Am 8. d. M. wurden die hier genannten Piecen zum Erſtenmale gegeben. — Die erſtere, „Sohn und Enkel", Luſtſpiel in einem Act, nach dem Franzöſiſchen von F. Meck, gehört zu jenen artigen Kleinigkeiten, deren die Franzoſen ſo viele beſitzen und in welchen ſie eine nicht zu verkennende, den Moment glücklich beherrſchende, höchſt gefällige Virtuoſität entfalten. Die Racine's und Molière's, die für die Unſterblichkeit ſchreiben, ſind ſelten, und doch hat jeder Tag ſein Recht und verlangt die Welt immer Neues. Da braucht man auch jene lieblichen Bagatellen, jene flüchtigen, aber heiteren Blumen, jene ergötzlichen Spiele der leichten Laune, deren Aufgabe erfüllt iſt, wenn ſie dem Beſchauer ein Stündchen angenehm vertrieben haben. Das alte Lied von der ewig jungen Liebe muß immer wieder herhalten und wenn auch ſchon Millionen von Variationen darüber gemacht worden ſind, ſo hört man doch jede neue, wenn ſie gut iſt, mit neuem Vergnügen. Das Spiel iſt daſſelbe, aber die Karten ſind anders gemiſcht und die Spieler haben ein anderes Geſicht und ein anderes Kleid. In „Sohn und Enkel" ſind Vater, Sohn und Enkel in Eine Schöne verliebt und nach allerlei Tändeleien und Neckereien der Liebe, nach allerlei Launen des Zufalls und harmloſen Intriguen lächelt der ſchelmiſche Gott dem Enkel. Wie geſagt, nichts Außerordentliches, aber artig genug, um es einmal zu ſehen. Beſonders anziehend war das lebendige und mit beſter Laune ausgeſtattete Spiel des Hrn. Grahn (Theodor), dem auch wiederholter Beifall geſpendet wurde.

Die Operette: „die Sennerhütte" hat den Empfehlungsbrief zweier Namen, die man aller Orten kennt, der Herren Scribe und Adam. Scribe iſt unerſchöpflich; Erfindung, pikante Situationen, friſche und leichte Charakteriſtik, witzige Pointen, fließender Dialog und aus dem Le-

Digitized by Google

den genommene Anſchauungen gehen ihm nie aus; er iſt Meiſter in ſeinem, wenn auch kleinen Genre und weiß die Fäden eben ſo fein, als kunſtreich zu verflechten. In dieſer Sennerhütte, einer ſchon älteren Pieçe, die aber in Deutſchland noch nicht bekannt iſt, zeigt er uns eine liebenswürdige junge Aelplerin, welche eigenſinnig genug iſt, um die Feſſeln Amors zu verſchmähen und ſich dem ehelichen Zwang nicht fügen zu wollen; aber das Weib ſoll und kann nicht allein ſtehen und bedarf des beſchützenden Mannes. Soldaten dringen in die Sennerhütte, ſchalten und walten nach Belieben, kehren das Unterſte zu oberſt und bringen die gute Bettly in nicht geringe Verlegenheit. Da lernt ſie einſehen, daß ſie des männlichen Schutzes bedarf und reicht freiwillig ihre Hand dem endlich glücklichen Liebhaber. Ihr lange abweſend geweſener Bruder, der Sergeant Max, ſpielt bei dem artigen Scherz eine Hauptrolle und trägt das Meiſte zur glücklichen Löſung bei. Die Handlung der Operette iſt eben ſo einfach, als anziehend, und die zu Grund liegende Idee iſt zu practiſch, als daß ſie nicht gefallen ſollte. — Was nun Scribe vorgezeichnet, das hat der beliebte Componiſt Adam mit friſchen Tonfarben ausgemalt; ſeine Muſik iſt, wie der Text, heiter und anmuthig, fließend und unterhaltend. Sie erinnert an Boieldieu und Auber und hat ſowohl das Element der leichten franzöſiſchen Converſation, wie auch das der deutſchen Gemüthlichkeit, in welchen beiden ſie ſich abwechſelnd bewegt. Dazu kommt noch der Vorzug, daß ihre freundlichen Melodien sehr ſangbar ſind und daß ihre dramatiſchen Momente dem Sänger, wie dem Darſteller einen gleich dankbaren Spielraum verſtatten. Bei einer guten und abgerundeten Aufführung, wie es die heutige geweſen, konnte der Erfolg der Novität nur ein günſtiger ſeyn und wir ſind überzeugt, daß ſie unter gleichen Bedingungen überall gefallen und anſprechen wird. Hr. Ed. Hartenfels hat den Scribe'ſchen Text nicht nur mit Gewandtheit ſondern auch mit Geſchmack für die deutſche Bühne bearbeitet und ſeine Uebertragung gehört zu der kleineren Anzahl derjenigen, welche die Einſicht und den Fleiß des Bearbeiters bekunden und ſich noch beſonders dadurch auszeichnen, daß ſie die gewöhnlichen Trivialitäten und holprichten Reimereien zu vermeiden wiſſen. Wir dürfen demnach andere Theaterdirektionen auf dieſe ihnen gewiß ergiebige Novität aufmerkſam machen.

Der „arteſiſche Brunnen“ fährt fort, volle Häuſer zu machen. So gehaltlos die Poſſe auch iſt, ſo genügt ſie doch den Anforderungen der Maſſe, die ſich gerade da am beſten amüſirt, wo es am tollſten zugeht und die weder nach Gründen, noch nach Principien fragt, wofern nur ihre Schau- und Lachluſt befriedigt wird. Die Kritik kann hier nichts ausrichten und thut daher am beſten, wenn ſie ſchweigt. W.

Korreſpondenz.

Lyon, 4. Dec.

Zwei Monate ſind ſchon die Schweſtern Milanollo hier, haben bereits zweimal feierlichen Abſchied vom Publikum genommen, ſpielen heute noch für eine milde Stiftung und am 7. den dritten Abſchiedsgruß. Dreimal hat ſie das nahe St. Etienne aufgenommen, die bekannte Band- und Gewehrfabrik. Konnte man den friedlichen Bogenſchützen weder Piſtolen, noch Jagdgewehre verehren, ſo erlaubte man ſich, ſie mit einem furchtbaren Bandregen zu überſchütten. Für ſich, für Kinder und Kindeskinder wird alſo Thereſe der Zopfbänder nicht ermangeln. Ja, ſchon nahen die Freier! Unter ihnen, wie es heißt, ein Geiger von hier, der ſo gern ſeine ſchönſten Töne mit denen der Thereſe gegattet hätte. Er erhielt den gemüthlichſten Korb von dem erſtaunten Vater — und hört nach wie vor ſein Schlummerlied mit ſtillem Entzücken. — Unlängſt hat auch der hieſige Cäcilienverein ſein Morgenkonzert gegeben und es mit dem ihm von Mendelsſohn-Bartholdy eigens componirten Bundesliede eröffnet. Zwei Lieder, Kücken's Mädchen von Juda und Proch's Erkennen, wurden durch Hrn. Diek, einen Aachener, mit Geſchmack und Kraft vorgetragen. Leop. v. Meyer's Schwalben, Pianophantaſie, gab der ſeit Kurzem hier anſäßige Inſtrumentenmacher und Muſikhändler Probſt aus Leipzig, Thalberg's tüchtiger Schüler, zum Beſten. Mit ihm ſpielte der Direktor des Vereins, Hr. Däſchner, Mendelsſohn's N[illegible]cturno und Marſch aus dem Sommernachtstraum. Männerchöre: Zöll[illegible]r's Vertrauen, Zelter's St. Paul der Medicus, Kücken's junge Muſika[illegible]nten, Speier's Männergeſang, Zöllner's Tanzlied, Ad. Müller's Jagdchor. Zwei hieſige Zeitungen haben in langen Feuilletons, deren eines eine [illegible]eſchichte der deutſchen Liedertafeln gab, dem Verein Gerechtigkeit widerfa[illegible]ren laſſen. Möge dieſer einig bleiben, möge der Direktor, trotz des [illegible]g wechſelnden Perſonals, ausdauern! Jungen Sängern, die hierher kommen[illegible], empfehlen wir dieſe kleine, aber nicht unwichtige Künſtlergemeinde. [illegible]eißt es doch in deren obenerwähntem Bundesliede:

> Suchen wir dereinſt, ihr Brüder,
> Unſ'rer lieben Heimath Glück,
> Bringen wir ja deutſche Lieder
> Und ein deutſches Herz zurück.

Nöthig wäre das wohl; ob's aber immer leicht iſt, ob's in der Regel geſchieht? Es gibt darüber keine ſichere Statiſtik.

Darmſtadt, 8. Dec.

Geſtern fand die Generalverſammlung der hieſigen Abtheilung des rheiniſchen Kunſtvereins zum Behuf der Ablegung des Rechenſchaftsberichtes, der Verlooſung der angekauften Kunſtgegenſtände, ſo wie der Wahl von drei neuen Ausſchußmitgliedern an die Stelle der ſtatutenmäßig ausgetretenen ſtatt. Der Rechenſchaftsbericht bot die Nachricht dar, daß die Städte Stuttgart und Freiburg dem rheiniſchen Vereine beigetreten ſeyen und der Ausſtellungs-Turnus das nächſte Jahr zu Darmſtadt im April beginne. Obwohl Einſender dieſes nichts gegen den genannten Anſchluß der beiden Städte einzuwenden hat, ſo war ihm doch auffallend, daß die ſehr zahlreiche Verſammlung nur kurzer Hand davon in Kenntniß geſetzt und, ohne eine Ableſung des Vertrags und ohne eine Discuſſion zu eröffnen, ſogleich zur Wahlhandlung und Verlooſung geſchritten wurde. Nach letzterer, welche über zwei Stunden dauerte und ſich diesmal großer Sorgfalt erfreuen durfte, ging man ebenfalls ohne Verzug zu dem Scrutinium der Wahl über, welchen Act ein Ausſchußmitglied mit einer rügenden Rede in Bezug auf ihm zu Ohren gekommener Wahlumtriebe eröffnete, die zugleich als Grabrede für die Ausgetretenen angeſehen werden mußte und eine tiefe Stille im Saal hervorbrachte. Es mochte dieſe Rede um ſo ungeeigneter erſcheinen, als Beſprechungen und Werbungen der vorgekommenen geringfügigen Natur nicht verboten ſind und zur Erweckung einer regeren Theilnahme weniger eine ſtrenge Rüge verdienen, als ein Beſtreben, die Wahlfreiheit auf einer Seite beſchränken zu wollen, während man ſich auf der entgegengeſetzten Seite ähnlicher Mittel, wenn auch in anderem Modus, bedient. Den Mitgliedern ſchon im Voraus darüber Vorwürfe zu machen, daß ſie nicht alle nach einer dem Ausſchuß oder vielmehr dem Redner beliebten Anſicht geſtimmt haben möchten, iſt eine neue Erſcheinung, die ſich einem gebildeten Publikum gegenüber nicht rechtfertigen läßt, auch abgeſehen davon, daß die vorgeſchlagenen Perſonen mit den ausgetretenen wohl auf gleicher Stufe hoher Achtung ſtehen und eine zeitweiſe Beigebung neuer Elemente in den Ausſchuß gewiß ſchon dadurch ſehr beſchränkt iſt, daß nach §. 14 der Statuten nur alle zwei Jahre drei Mitglieder aus dem aus eilf Perſonen beſtehenden Ausſchuß austreten und ſomit hinlängliche Stockmannſchaft in demſelben bleibt, auch wenn dieſe drei Mitglieder gänzlich ausſcheiden würden, was aber ihrer Wiederwählbarkeit wegen bisher nie der Fall war. Dieſe unmittelbar vor Eröffnung der ſchon ſeit mehreren Stunden in der Urne befindlichen Wahlzettel gehaltene Rede zeigte deutlich die Furcht vor dem zu erwartenden Wahlreſultate, und ſie wäre gewiß unterblieben, wenn Redner in die Urne hätte blicken und die Wahrnehmung machen können, daß das Gerücht mehr ein munterer Schreckſchuß und ein Fingerzeig habe ſeyn ſollen, daß in neuerer Zeit von Seiten des Publikums und auch von dem Theil der Mitglieder, welcher die Generalverſammlungen nicht beſucht, dem Thun des Vereins mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt wird, als man bisher gewohnt war, wozu freilich die mehemals unrichtig vorgenommenen Verlooſungen das Ihrige beigetragen haben mögen. Einen Maßſtab für die geſchilderten Umtriebe gab das Reſultat der Wahl, indem die drei Ausgetretenen mit einer ſolchen großen Majorität wieder aus der Urne hervorgingen, welche ſie billiger Weiſe auch ohne Umtriebe nicht in höherem Maße hätten erlangen können. Es bleibt ſomit ja wieder Alles beim Alten.

Frankfurt a. M., 9. Dec.

Bei der Freitag den 11. d. ſtattfindenden zweiten Abendunterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Poſch und Elsner jun. werden folgende Quartette zur Aufführung gebracht: 1) von Spohr aus Es dur: 2) von Franz Meſſer aus C dur; 3) von Beethoven aus E moll.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 10. Dec. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Muſik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 342. Samſtag den 12. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Einige Augenblicke blieb Margarethe in einem dumpfen Schmerz verſunken, aber plötzlich nahm ſie ihren Sohn auf den Arm, und raſch auf das Fenſter zueilend, öffnete ſie daſſelbe, damit der Knabe ſeinem Vater noch ein Lebewohl nachrufe; doch ſie hatte kaum einen Blick hinausgeworfen, als ſie den Knaben haſtig wieder auf die Erde gleiten ließ und ein durchdringendes Schreckensgeſchrei ausſtieß, welches die Königin ſammt deren Kammerfrau und den Pagen raſch an ihre Seite zog. Der Platz vor dem Hauſe war gedrängt voll Menſchen, die den Gefangenen mit Geſchrei und Drohungen umringten. Es waren Fanatiker, welche ſich gegen die Hugenotten zuſammengerottet hatten. Ein Mann, in welchem Margarethens Auge alſobald den Geheimſchreiber erkannte, glitt wie eine Schlange von Haufen zu Haufen, und ſchien die Leute aufzureitzen, denn das Geſchrei wurde lauter, der Name Savigny wurde ausgeſprochen, rohe Hände ſchickten ſich an, den wehrloſen Gefangenen aus der Mitte ſeiner Wächter herauszureißen. Da ſchrie Margarethe in Todesangſt zum Fenſter hinaus:

„Allmächtiger Gott! vertheidigt ihn doch! vertheidigt ihn doch, ihr feigen Memmen!“

Aber ihr Ruf verhallte ungehört in dem Toben des zügelloſen Pöbels. Die Wache ließ das Volk gewähren, Landry ward ergriffen, ward fortgeriſſen, eine Gewehrſalve ertönte, und eine blutende Leiche ward mit fanatiſcher Wuth in den Straßenkoth getreten.

Margarethe war bei dieſem Anblick mit einem herzzerreißenden Schrei in halber Ohnmacht auf die Knie geſunken. Die Königin hatte ſich voll Entſetzen das Geſicht mit den Händen bedeckt; aber als der Page ſie beſchwor, an ihre eigene Sicherheit zu denken, da man nicht wiſſen könne, ob dieſer Tumult nicht erregt worden, um bis zu ihr gelangen zu können, weigerte ſie ſich die Flucht zu ergreifen, weil ihr edles Herz ſich nicht entſchließen konnte, die unglückliche Margarethe in einem ſolchen Augenblick zu verlaſſen.

Während die Königin auf den Balkon trat, um einen prüfenden Blick auf die Vorgänge in der Straße zu werfen, kam Margarethe aus ihrer halben Betäubung wieder zu ſich; ſich auf eine Hand ſtützend, richtete ſie ſich langſam auf, um einen ſcheuen Blick um ſich zu werfen; aber bald begannen ſich ihre Sinne wieder zu verwirren, ihr Gehirn ſchien von Feuergluth ergriffen zu werden, und mit der andern Hand ihr Kind an ſich ziehend, rief ſie ſchon in halbem Wahnſinn:

„Komm her, Raoul! . . . ich habe ſein Blut geſehen . . . . Stocq hat ihn umgebracht . . . komm', komm' . . . ich möchte ſonſt vergeſſen . . . meine Gedanken vergehen . . . aber Du . . . Du wirſt Dich erinnern, nicht wahr? . . . Schau dort hinab . . . der Mann, der dort in ſeinem Blute liegt . . . iſt Dein ermordeten Vater.“

Die Stimme verſagte ihr faſt bei den letzten Worten, die ſie in einem ſchrillenden Tone aus der keuchenden Bruſt hervorgeſtoßen hatte, während das arme Kind, das nicht wußte wie ihm geſchah, das große Auge voll hervorbrechender Thränen auf die gräßlich verzerrten Züge der Mutter gerichtet hielt, die ihre Kräfte ſammelnd, wieder anhob:

„Vergiß nie, was ich Dir ſage . . . Höre . . . der Mörder Deines Vaters . . . heißt Claude Stocq. — Wiederhole den Namen.“

Und mit weinerlich verzogenem Mündchen wiederholte das Kind mechaniſch den Namen des Geheimſchreibers. Margarethe nickte ihm mit einem befriedigten Lächeln zu, welches über ihr erdfahles, aus dem Grauen in das Grünlich ſpielende Geſicht wie ein Sonnenſtrahl über ein Leichenfeld glitt.

„Recht ſo, mein Knabe!“ ſagte ſie leiſe wimmernd: „Vergiß den Namen nie . . . und dann . . . im Keller . . . iſt ein Dolch . . . der Dolch des Mörders . . . erinnere Dich täglich daran . . . hörſt Du . . . täglich . . . allezeit . . .“

Ihre Hand ließ das Kind plötzlich los: es brauſ'te ihr einige Sekunden lang vor den Ohren, ſie verſuchte aufzuſtehen, aber von einem jähen Schwindel ergriffen, drehte ſie ſich einigemal um ſich ſelbſt herum, und ſtürzte dann, des Bewußtſeyns beraubt, wie todt zu Boden.

Das Geſchrei des jammernden Knaben, der neben Margarethe niedergekniet war und um die geſtorbene Mutter klagte, rief Maria Stuart in dem Augenblick von dem Balkon zurück, als das empörte Volk in das Haus einzudringen begann. Noch war es Zeit, durch die Hinterthüre zu entkommen, wohin der Page bereits die Pferde hatte bringen laſſen, und da der Schutz der Königin der todten Frau fortan von keinem Nutzen mehr ſeyn konnte, ſo gab ſie dem Drängen ihres treuen Dieners nach, ſich nicht einer möglichen Beleidigung des rohen Volks auszuſetzen. Sie verließ in Eile das Haus des Unglücks, nachdem ſie befohlen hatte, den verwaiſ'ten Knaben zu retten und mitzunehmen, dem eine ſorgſame Mutter zu ſeyn, ſie auf Margarethens erkalteten Körper gelobte.

Auf des Geheimſchreibers Anordnung, durch die bewaffnete Macht zurückgehalten, ward das Volk verhindert, Exceſſe in Landry's Haus zu begehen. Seine Rache, die er in ſeines Feindes Blut gekühlt hatte, ſollte ſich nicht weiter erſtrecken.

Als Margarethe aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich kam, hatte der Wahnſinn ſein feuriges Siegel auf ihre Stirne gedrückt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Friedrich Liſt.

Dieſer Mann, gleichſam der erſte Anreger und Begründer des Strebens nach einem deutſchen Eiſenbahnſyſteme, dann bis zur jüngſten Zeit herab der eifrigſte Kämpfer für ein deutſches Zollſchutzſyſtem, — iſt nicht mehr unter den Lebenden. Bei der eigenthümlich und tief anregenden Weiſe, in welcher Liſt auf unſere Zuſtände einzuwirken verſtanden hat; bei der, wenn auch nicht immer wiſſenſchaftlich begründeten, doch ſtets geiſtvollen, genialen und auf das wirkliche Leben gerichteten Art ſeines ganzen Auftretens; endlich bei manchen wichtigen praktiſchen Reſultaten, welche man weſentlich ihm mit verdankt, — muß ſein Tod, gerade im jetzigen Augenblicke, wo über das im Zollverein anzunehmende oder fortzuführende Syſtem offenbar noch nicht definitiv entſchieden iſt, gleichſam als ein politiſches Ereigniß von Wichtigkeit angeſehen werden. Die Mittheilung einiger kurzen biographiſchen Notizen über den Dahingegangenen wird daher hier wohl am Platze ſeyn.

Liſt erreichte kein hohes Alter; noch ſtand er in den Jahren, in denen man ein ferneres langes und kräftiges Wirken von ihm erwarten konnte. Er iſt 1789 geboren; Reutlingen war ſeine Vaterſtadt. Ein lebhafter, feuriger, nicht ſelten aber allerdings auch excentriſcher Geiſt beſeelte ihn ſchon in früher Zeit. Er wurde Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität Tübingen. Bald gerieth er mit verſchiedenen ſeiner Collegen in Mißhelligkeiten. Die Art, wie er ſich über manche Formen des Univerſitätsweſens ausſprach, ſollen die Veranlaſſung hiezu geweſen ſeyn. Genug, er legte ſeine Profeſſur ſelbſt nieder, 1819. Aber ſchon jetzt begann jenes Streben, durch das er ſich in der letzten Zeit ſo ſehr bemerkbar machte. Er trug vieles zur Stiftung des ſ. g. „deutſchen Handelsvereins“ bei, ward zu deſſen Conſulenten erwählt, und begleitete in dieſer Eigenſchaft (ebenfalls 1819) die Vereinsdeputirten an die wichtigſten deutſchen Höfe, um Unterſtützung „für die Nationalangelegenheit der Handelsfreiheit oder Vereinigung zu einem gleichen Prohibitivſyſteme“ zu erbitten. Allerdings entſprach der Erfolg in nichts den gehegten Wünſchen. Damals ſchon gab Liſt eine Zeitſchrift unter dem Titel eines „Organs für den deutſchen Handels- und Fabrikantenſtand“ heraus.

Liſt's Thätigkeit bekam nun aber bald eine andere Richtung. Im Jahre 1820 ward er von ſeiner Vaterſtadt zum Deputirten erwählt. Mit Feuereifer betrat er die neue Bahn. Er ſelbſt rühmte ſich noch vor wenigen Jahren mit ſichtlicher Freude gegen den Verfaſſer dieſer Zeilen, wie man die Schöpfung oder Ausbildung der Oberamtscorporationen in Würtemberg großentheils ſeinen Bemühungen verdanke. Allein das Betreten des ſtändiſchen Bodens brachte ſehr bald eine durchgreifende Aenderung in ſeinem ganzen Lebensverhältniſſe hervor.

Liſt entwarf, auf Veranlaſſen des größern Theiles der Reutlinger Bürger, ſeiner Wähler, eine Vorſtellung an die Abgeordnetenkammer, in welcher in ſcharfen Ausdrücken über Gebrechen in der Landesverwaltung, und beſonders gegen die würtembergiſche Beamtenhierarchie geklagt, und vierzig Anträge geſtellt wurden. Der Verfaſſer ließ dieſen Entwurf lithographiren; die Polizei nahm die Exemplare hinweg. Auf dieſes Actenſtück ſowohl als auf eine von Liſt in der Kammer ſelbſt gehaltene Rede über die würtembergiſche Gerechtigkeitspflege und einzelne Diener des Juſtizdepartements, begründete der Juſtizminiſter eine Kanzleiordre an den Criminalſenat in Eßlingen, die Verfügungen gegen Liſt zu treffen, welche er für rechtlich halte, weil kein Deputirter nach der Verfaſſungurkunde ſich erlauben dürfe, Beleidigungen oder Verläumdungen gegen die Regierung oder einzelne Perſonen auszuſprechen. Um dieſelbe Zeit trug der königl. Geheimerath bei den Ständen darauf an, den Deputirten Liſt von der Kammer auszuſchließen, weil eine Criminalunterſuchung über ihn verhängt ſey. Dieſer behauptete dagegen, daß man ihm eine legale Handlung als Injurie gegen die geſammte Staatsdienerſchaft zur Laſt lege, daß auf jeden Fall aber nur der Kammer das Recht zuſtehen könne, ſeine Handlung zu prüfen. Die landſtändiſchen Debatten hierüber erregten allgemeine Aufmerkſamkeit. In der Nachtſitzung vom 14. Febr. 1821 hielt der Deputirte Liſt eine Vertheidigungsrede, die großen Eindruck hervorbrachte, auf welche aber erſt in der nächſten Sitzung abgeſtimmt und nun mit geringer Mehrzahl die Suspenſion ſeiner landſtändiſchen Funktion beſchloſſen wurde. Ueber ein Jahr nachher, am 6. April 1822, erfolgte gegen ihn das Urtheil des Criminalſenats des Gerichtshofes zu Eßlingen: daß Liſt wegen Ehrenbeleidigung und Verläumdung der Regierung, der Gerichts- und Verwaltungsbehörden Würtembergs, und Begehung des im Art. 25 des Geſetzes über Staats- und Majeſtätsverbrechen vorgeſehenen Staatsverbrechens und unbotmäßigen Benehmens gegen das Inquiſitoriat, eine zehnmonatliche Feſtungsſtrafe, mit angemeſſener Beſchäftigung innerhalb der Feſtung, ausſtehen ſolle.

(Schluß folgt.)

Der Bildhauer Jens Adolf Jerichau.

Es iſt in den jüngſten Tagen ſo oft von dem däniſchen Künſtler Jerichau die Rede geweſen; ſeine Berufung nach Düſſeldorf und nach andern deutſchen Städten iſt ſo oft verkündiget und wieder abgeſagt worden, daß einige Nachrichten von dem Leben und Wirken dieſes Mannes im deutſchen Publikum nicht unwillkommen erſcheinen werden, damit man von ihm etwas mehr als den Namen kennen lerne. Jens Adolf Jerichau iſt geboren auf der Inſel Fünen, in dem Städtchen Aſſens und zwar am 17. April 1816. Als der Knabe kaum der elterlichen Pflege entwachſen war, kam er in die Anſtreicherlehre, weil es in Dänemark eben Sitte iſt, einen Jüngling, welcher ſich für die Malerei beſtimmt, als Vorübung das Anſtreicherhandwerk lernen zu laſſen, eine Sitte, welche wenigſtens den Vortheil bringt, daß der verunglückte Künſtler immer noch ein tüchtiger Handwerker bleibt. Adolf, welcher zu Abenſee in die Lehre gegeben worden war, entlief aber ſchon nach einem Jahre der für ihn anſtrengenden Arbeit ſeines Lehrmeiſters Lick. Der heranwachſende Jüngling hatte eingeſehen, daß er ſchon Alles gelernt habe, was ſein Meiſter ihm beizubringen vermochte, daß er alſo nach dem Lehrvertrage noch vier Jahre nutzlos in einem ihm widrigen Geſchäfte hätte verbleiben müſſen. Seine Mutter brachte ihn nun, in ſeinem fünfzehnten Jahre, nach Kopenhagen, wo er ſich zum eigentlichen Maler ausbilden ſollte, wo er die erſten fünf Jahre hindurch mit großer Ausdauer, mit bedeutendem und raſchem Erfolge die akademiſche Laufbahn zurücklegte und durch mehrere Denkmünzen von ſeinen Lehrern ausgezeichnet wurde. Jetzt aber, nach verlebter Schülerzeit, wurde er in ſeinem Streben bedeutend aufgehalten, indem ſein Sinn ſich eben ſo ſtark von der Bildnerei als der Malerkunſt angeregt fühlte, indem er durch den Rath ſeiner Lehrer bald zu dieſem, bald zu jenem Kunſtzweige bewogen, und ſo an ſich ſelber irre gemacht wurde. In dem niederſchlagenden Zweifel an ſeinen Fähigkeiten dennoch wieder erfüllt von dem Drange als Künſtler etwas Großes zu leiſten, fühlte er ſich in Kopenhagen äußerſt unglücklich, dachte er nur an eine Reiſe nach Italien, nach Rom, wo damals der Bildhauer Thorwaldſen wirkte, um unter deſſen Leitung ein tüchtiger Meiſter zu werden, oder im Ringen nach dem Höchſten zu Grunde zu gehen, zu ſterben. Jerichau war aber mittellos, war arm, dergeſtalt, daß die ſchwierige, koſtſpielige, große Reiſe ihm unüberſteigliche Hinderniſſe bot. In der Noth ſeines Herzens wandte

Digitized by Google

er ſich an den Kronprinzen, den jetzt herrſchenden König von Dänemark, durch deſſen beſondere Gnade ihm erlaubt wurde, mit der Fregatte, welche Thorwaldſen's Kunſtwerke von Rom abholen ſollte, nach Italien zu reiſen. Seine bemittelten Freunde hatten indeſſen für ihn eine kleine Summe zuſammengeſchoſſen, welche ihn die erſte Zeit in Rom unterhalten konnte, und ſo fuhr er ab, am 3. Mai 1838. In Rom angelangt, wurde ſein Wunſch und ſeine Hoffnung, ſich unter Meiſter Thorwaldſen bilden zu können, dadurch vereitelt, daß dieſer große Künſtler ſchon vier Wochen nach ſeiner Ankunft mit dem Schiffe, das ihn gebracht hatte, mit der Fregatte Rotha, nach ſeiner Heimath, nach Kopenhagen, zuruckkehrte. Nichtsdeſtoweniger hatte ſich der angehende Künſtler getäuſcht, in Rom für ſein Streben einen beſſeren Erfolg zu finden; mächtig wirkten auf ihn die Meiſterwerke der Griechen, wirkte auf ihn der Umgang mit gleichſtrebenden Kunſtgenoſſen. Mit regem Eiſer, mit Klarheit ging er an's Werk, und ſah ſich durch die ſchönſten Erfolge überraſcht. Die Kompoſitionen zur Ilyade und Odyſſee, welche er nach Kopenhagen ſandte, entzückten dort ſeine Gönner und Freunde. Er hatte eine Statue begonnen, dieſelbe war über die Hälfte fertig, als eine Krankheit ihn niederwarf, ihn an der Vollendung des Werkes verhinderte. Die Königin von Dänemark, der die Talente wie die Mittelleſigkeit des Künſtlers kein Geheimniß geblieben, hiervon unterrichtet, trug ihm die Beſtellung eines Frieſes in Gyps für eines ihrer Gemächer auf und begleitete dieſe Beſtellung mit gehörigem Vorſchuſſe, ſo daß der junge Meiſter ſich pflegen konnte, ſich bald ſo weit erholte, daß er die Arbeit für ſeine hohe Gönnerin unternahm. Er wählte zur Darſtellung die Hochzeit Alexander's und Roxana's. Als Jerichau bei Gelegenheit einer Ausſtellung zum Beſten des Kölner Dombaues in Rom auch ſeinen Fries aufſtellte, erwarb er ſich den Beifall aller Künſtler und Kunſtfreunde, trat er als einer der reichbegabten unter den Bildhauern hervor, bewährte er das Zutrauen, das ſeinem aufkeimenden Talente geſchenkt worden war. Nach Vollendung des Frieſes beſtellte Dr. Abendeoth aus Hamburg bei ihm die lebensgroße Bildſäule Penelopes in Marmor, die, fertig, denſelben Beifall erhielt, wie ſeine Flachgebilde, die ihn in Rom wie im Norden bekannt machten, ihm ſo viel Geldgewinn abwarf, daß er mit Muße auf eigene Rechnung ein größeres Bildwerk beginnen konnte. Es war dieſes Herkules und Hebe, die ſo oft und in ſo vielen deutſchen und auswärtigen Blättern mit Lob erwähnte koloſſale Gruppe, die im ſtrengſten antiken Style durchgeführt ward. Sie entſtand vorab zwar nur in Gyps, aber ſie reichte auch in dieſer Faſſung vollkommen hin, Zeugniß zu geben von des Künſtlers hervorragendem Talente, ihn zu der Rangſtufe der bedeutendſten Künſtler des Tages emporzuheben. Anſtrengende Arbeiten hatten in den letzten Jahren unter dem heißen Himmel Italiens ſeine Geſundheit ſehr geſchwächt. Zwei Monate nach ſeiner Verheirathung mit der bekannten Malerin Eliſabeth Baumann, die er in Rom kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, machte er eine Erholungsreiſe nach ſeinem Vaterlande, wo er ſeine glückliche Mutter beſuchte, und, geſtärkt durch die Bäder der Oſtſee, zwei Monate ſpäter wieder über Kopenhagen, Hamburg und Wien ſeiner römiſchen Kunſtwerkſtätte zueilte. Von ſeinem gnädigen Gönner, dem Könige und deſſen Gemahlin, in der erſteren Stadt auf das gütigſte empfangen, erhielt er von ihm die Beſtellung auf ſeine große Gruppe Herkules und Hebe in Marmor; der kunſtliebende Monarch erklärte, daß er, als Jerichau's Gönner, ſelbſtredend, deſſen bedeutendſte Arbeit beſitzen müſſe. Ein eben ſo bedeutendes Werk wie die erwähnte Gruppe, jedoch mehr der neueren Auffaſſungsweiſe ſich nähernd, im naturaliſtiſchen Sinne gehalten und von minderem Umfange, nur in Lebensgröße, iſt ein Jäger, unbekleidet, der mit einer Pantherin um ein entriſſenes Junge kämpft. Dieſes Werk iſt durch den Fürſten Waſil Galizin für Petersburg in Marmor beſtellt. Außer dieſen Werken ſind noch mehrere andere Arbeiten in des Künſtlers Werkſtätte begonnen, über welche, ſowie über des Künſtlers Fortwirken, ſpäter die Rede ſeyn ſoll.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 6. Dec.) Der heutige Schwäb. Merk. ſchreibt unter der Ueberſchrift „Die vielen Wirthshäuſer“: Unter die Uebel der Zeit zählt der Donaubote auch die vielen Wirthshäuſer. Er ſagt untern anderem: „Mancher Gulden, in der Woche ſauer verdient, wird da verzehrt, von Manchem entlehnt und da verpraßt, von Manchem den armen Weibern und Kindern zu Hauſe entzogen und da verſchwendet. Unſere männlichen Dienſtboten erhalten ungemein hohen Lohn. Wenige legen ſich einen Nothpfennig für die Zukunft zurück. In's Wirthshaus werden die vielen Karolin Jahreslohn getragen und da vertrunken, verkegelt, verſpielt. Am Sonntag, an Feſt- und Werktagen werden die Wirthshäuſer beſucht. Daß dieſe vielen Wirthshäuſer, die überall getroffen werden, der ökonomiſche und moraliſche Fluch der Gemeinde ſeyen, deren Wohlſtand jährlich ſtark abnimmt, wird Jedermann einſehen; daß ſie allenthalben die Quellen vieler Noth ſind, wird Niemand läugnen; daß dieſe Quellen verſtopft werden ſollten, Jedermann eingeſtehen.“ Aber ſelbſt auch die vielen kleinen Wirthlein in einem Orte kommen nicht vorwärts; haben ſie keine Gäſte, ſo ſind ſie ihre beſten Kunden ſelbſt, und das Ende iſt der Gant. Weniger Wirthſchaften an einem Orte wären zu wünſchen.

(Berlin.) Am 4. d. M. wurde in der, in der Münzſtraße befindlichen k. Gießerei das letzte Stück der Reiterſtatue zu dem Denkmal Friedrichs des Großen, welches einſt den Platz am Eingange der Linden einzunehmen beſtimmt iſt, gegoſſen. Die zu dem Piedeſtal deſſelben gehöigen Figueen und Embleme werden jetzt von Rauch's Meiſterhand modellirt. Die Vollendung des ganzen groſartigen Kunſtwerks dürfee erſt in meheeren Jahren erfolgen, da das Ciſeliren der gegoſſenen Stücke bekanntlich ſehr viel Zeit erfordert.

(Mannheim, 7. Dec.) Die merkwürdigſten Vorſchläge, welche hier in öffentlichen Verſamlungen gemacht wurden, um das Loos der arbeitenden Klaſſe zu verbeſſern, haben eine Karrikatur hervorgerufen, welche große Heiterkeit erregt. Ein Advokat, der beantragt, daß die reicheren Leute die Armen an den Tiſch nehmen ſollten, iſt abgebildet; ſeine Taſchen ſind angefüllt von Würſten, Schinken, Käſe ꝛc.; vor ihm ſtehen die Armen und rufen in pfälzer Mundart: „Hunger haben wir keinen, aber Durſt haben wir!“ (Wenn jener Vorſchlag allerdings „merkwürdig“ war, ſo iſt doch dieſer Witz gewiß ein ſchlechter. Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß es auch in Mannheim dieſen Winter nicht ganz ohne Hunger abgeht, dort ſo wenig, wie anderswo.)

Der Globe berichtet, daß der mit Capitain Warners Vernichtungswurfgeſchoß auf weite Ferne hin unternommene Verſuch vollkommen geſcheitert ſey. Der Generalmeiſter der Artillerie, Markis Angleſey, habe nämlich auf ſeinen Gütern auf der Inſel Angleſey den Verſuch damit machen laſſen, und als Ziel diente ein alleinſtehender Baum, der acht Meilen entfernt ſtand und auf den Warner ſeine unſichtbaren Bomben ſchleudern ſollte; ſein Geſchoß fiel aber weit davon ab, und bei wiederholten Verſuchen flog ſie nie weiter als 3 Meilen. Das Gouvernement hat ihm 1500 Pfd. zu den Verſuchen bewilligt, die er indeſſen falls des Mißlingens zurückerſtatten muß. Einer der zur Beurtheilung der Erfindung ernannten Offiziere war ſo überzeugt, daß dieſelbe eitel ſey, daß er während des Experiments ſich unter den Baum ſtellte!

Digitized by Google

Zur Generalverſammlung des Frankfurter Hauptvereins der Guſtav-Adolf-Stiftung am 4. Nov. 1846.

Die von Hrn. Dr. Braunfels herausgegebene, bei Horſtmann in 2 Auflagen gedruckte Schrift: „Die Generalverſammlung des Frankfurter Hauptvereins der Guſtav-Adolf-Stiftung am 4. Nov. 1846“, welche in dieſen Blättern ohnlängſt der Aufmerkſamkeit des Publikums empfohlen worden und dem Unterzeichneten erſt in dieſen Tagen zu Geſicht gekommen iſt, gibt unter dem Namen des Letztern S. 16 und 17 einen Vortrag, in welchem derſelbe die von ihm an jenem Abend geſprochenen Worte nur theilweiſe wiederzuerkennen vermag, da ſie mit einer Reihe theils unrichtiger, theils ungenau wiedergegebener Sätze untermiſcht ſind. Da der Hr. Herausgeber dem Unterzeichneten zu deſſen Befremden nicht gleiches Recht gönnen mochte, wie den anderen Rednern, welche vor dem Abdruck „zur Durchſicht und zur möglichſten Herſtellung des urſprünglichen Textes“ veranlaßt worden ſind, ſo hielt derſelbe es für angemeſſen, für möglichſte Herſtellung des urſprünglichen Textes auch ſeines Vortrags auf den Grund ſeiner unmittelbar vor und nach der Verſammlung gemachten Aufzeichnungen mit Zuziehung einiger zuverläſſigen Ohrenzeugen ſelbſt Sorge zu tragen und dieſen im Intereſſe der Wahrheit und um ſolcher Leſer jener Schrift willen, welche der Verſammlung nicht beigewohnt haben, hierunten folgen zu laſſen.

Seckbach, 8. Dec. 1846. C. Willich.

Da ich den kurheſſiſchen Hauptverein in Berlin als Abgeordneter zu vertreten hatte, und dort gegen die Zulaſſung des Hrn. Rupp geſtimmt habe, ſo dürfen ſich meine Worte allem Anſchein nach keine ſehr günſtige Aufnahme bei der Mehrzahl in dieſer Verſammlung verſprechen*); es wäre darum vielleicht klüger, ich ſchwiege ſtill. Demungeachtet hoffe ich auf unbefangenes Gehör für einige Augenblicke, und ich ſtütze dieſe Hoffnung auf die Vorausſetzung, daß nicht blos viele, ſondern alle Anweſende Freunde des Lichts ſind, d. h. Freunde der Wahrheit und vernünftiger Gründe und Feinde leidenſchaftlichen Abſprechens.

Will man den Berliner Vorgang ruhig und beſonnen beurtheilen, ſo iſt zuerſt zu unterſcheiden zwiſchen dem Weſen der Sache und der Form des Verfahrens. Der Kern der Sache liegt in der Frage: ſind die Mitglieder der ſog. freien Gemeinde in Königsberg Mitglieder der evang. prot. Kirche oder ſind ſie es nicht? — Wonach ſoll der G.-A.-Verein dieſe Frage beurtheilen, wenn er gezwungen wird, ſie zu beantworten? Man kann ſagen**): dieſe Frage können wir nicht eigentlich entſcheiden, ſondern wir müſſen uns nur an Das halten, was die beſtehenden Rechtsgrundſätze an die Hand geben; die Mitglieder jener Gemeinde haben diejenige Kirche verlaſſen, in welcher alle Evangeliſche in der preußiſchen Monarchie, mit Ausnahme der Altlutheraner, ſich befinden, nämlich die preußiſche Landeskirche; dieſe Kirche haben ſie verlaſſen, und in eine andere rechtlich beſtehende Kirchengemeinſchaft ſind ſie nicht eingetreten; ſo lange alſo, bis dieſer Gemeinde von dem zu Recht beſtehenden Organ der evang. Kirche in Preußen, dem Kirchenregimente, oder von der dortigen Staatsregierung Anerkennung, oder nach Art der Altlutheraner Duldung zugeſprochen wird, ſo lange iſt ſie zu betrachten als gar keiner Kirche angehörig, alſo auch nicht der evang. proteſtantiſchen. Dieſer äußerliche juriſtiſche Weg hat wegen ſeiner Sicherheit und Conſequenz viel Bequemes; denn er ſchneidet alles Eingehen auf die inneren religiöſen Grundlagen der Kirche zum Voraus ab. Dagegen aber kann man ſagen und hat man mit allem Nachdruck geſagt: ein freier Verein der helfenden Liebe ſoll ſich nimmermehr einzwängen laſſen in die engen Schranken, die ein menſchliches, trügliches, ja vielleicht engherziges Kirchen- oder Staatsregiment vorzuſchreiben für gut findet; die evang. Kirche nach ihrem ewigen unſichtbaren Grunde und Weſen iſt nicht ſo beſchaffen, daß ſie nothwendig überall in den Landeskirchen aufgehen müßte, daß ſie nur das Kleid des Staats tragen, nur in den Landesfarben einherſchreiten könnte! Vielmehr, ſobald nur Jemand ſagt: „ich bin ein Mitglied der evang. prot. Kirche, ſo hat ihn der Verein als ſolches zu nehmen, ohne ſich um ſeine äußern kirchlichen Verhältniſſe weiter zu kümmern. Dies iſt die Anſicht Derjenigen, welche in Berlin für Rupp's Zulaſſung geredet, und ich geſtehe, daß ich mich den Gegengründen gegen die ausſchließliche Anwendung des juriſtiſchen Standpunkts in dieſer Sache nicht verſchließen kann; ich ſtimme ihnen vielmehr bei.*) Allein, wenn der rein äußerliche juriſtiſche Geſichtspunkt hierbei nicht genügt, ſo genügt doch noch viel weniger der rein ſubjective innerliche Standpunkt, wonach es hinreichen ſoll, wenn man nur meint, man ſey Mitglied der ev. pr. Kirche. Nein, meine Herren! dieſe Kirche iſt keine Kirche des bloßen Meinens, ſie hat Wirklichkeit, ſie hat auch ein äußeres Daſeyn in der Welt. Wenn Jemand ſagt, wie dies z. B. Licentiat Schwarz in Halle in einer vorhin von Hrn. Conſiſtorialrath Friedrich angeführten Streitſchrift geſagt hat: die evangeliſche Kirche als ſolche iſt ein bloßes Abſtraktum, ein bloßes Gedankending, in der Wirklichkeit gibt es nur eine lutheriſche, reformirte, unirte, anglicaniſche Kirche ꝛc., ſo iſt dies gerade ſo, wie wenn Jemand vor einem Walde ſteht und ſagt: ich ſehe keinen Wald, ich ſehe nur Bäume! Wie der Wald, ſo iſt auch die evang. Kirche kein bloßes Abſtractum, ſondern ein Collectivum, eine Geſammtheit vieler in ihrem innerſten Grunde übereinſtimmender Glaubensgemeinſchaften. Nicht blos drei Heerhaufen, wie vorhin erwähnt wurde, ſind in der evang. Kirche, ſondern noch gar manche andere Fähnlein gehören zu ihr — Waldenſer, Methodiſten und wie ſie alle heißen mögen. Aber alle evangeliſchen Kirchen und Gemeinden auf dem ganzen Erdboden haben Einen und denſelben Grund, auf dem ſie ruhen; alle erkennen ſie Chriſtum als Haupt und Herrn ihrer Gemeinſchaft und als den alleinigen Grund und Weg des ewigen Heils; alle erkennen ſie die heilige Schrift als alleinige höchſte Richtſchnur und Quelle der religiöſen Wahrheit.**)

*) Zu dieſer Erwartung wurde der Redende veranlaßt durch die enthuſiaſtiſche Zuſtimmung, welche die Mehrzahl der Verſammelten dem vorhergehenden Redner durch ihre Beifallsäußerungen zu erkennen gegeben hatten.

**) Die angeführte Schrift läßt hier auf ungenaue Weiſe den Redenden über Competenz oder Incompetenz der Hauptverſammlung ſprechen.

*) D. a. Schr. läßt den Redenden hier unrichtiger Weiſe des Vortrags des Hrn. Dr. Mappes Erwähnung thun.

**) D. a. Schr. läßt den Redenden hier unrichtig von dem rein chriſtlichen Gebiete und nachher von dem Chriſtenthum der freien Gemeinde ſprechen, während derſelbe nur von dem Gebiete der evangeliſch prot. Kirche geſprochen hat.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M.

Sonntag, 13. Dec. 1846 um 11 Uhr:

Matinée musicale,

unter Leitung des Hrn. Muſikdirektors Meſſer,

im Locale des Cäcilien-Vereins (Döngesgaſſe, im Hauſe der Geſellſchaft Socrates zur Standhaftigkeit). Der Ertrag dieſes Konzertes iſt beſtimmt für die von der Geſellſchaft Socrates zur Standhaftigkeit zu veranſtaltende Chriſtbeſcheerung an Kinder armer, unbemittelter Eltern.

Programm: 1) Geſänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß. 2) Trio für Pianoforte, Violine und Cello, von Beethoven (C minor), vorgetragen von den Herren Meſſer, Heinr. Wolff und Elsner jun. 3) Scene und Arie von Mozart, vorg. von Frau Betty Kniſpel, geb. Fiſcher von Darmſtadt. 4) Scene aus Orpheus von Gluck für Alt-Solo mit Chor. 5) Solo für die Flöte, vorg. von Hrn. Mohr. 6) Lieder von F. Schubert und Mendelsſohn-Bartholdy, geſungen von Frau Kniſpel. 7) Geſänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß. 8) Variationen für die Violine, componirt und vorg. von Hrn. Heinr. Wolff.

Eintrittskarten à fl. 1. 30 kr. ſind bei Hrn. Ph. Enders, Trieriſches Plätzchen, Lit. H. Nro. 147, bei Hrn. H. Wiesand, gr. Sandgaſſe, Lit. K. Nro. 168, und an der Kaſſe zu haben.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 12. Dec. Er muß auf's Land, Luſtſpiel in 3 Abth., von Friedrich. (Gaſtrolle) Frau von Flor: Fräulein Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. Vorher geht: Der Bevollmächtigte, Luſtſpiel in einem Act, von Joh. Franul v. Weiſſenthurn.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 343. Sonntag, den 13. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

V.

Abermals einen Zeitraum von fünfzehn Jahren überſpringend, verſetzen wir uns in das bei Senlis gelegene Schloß des Grafen Damville, welcher, an die Stelle ſeines verſtorbenen Vaters getreten, nun Connetable von Montmorency war, und der mit dem Amte auch den Geheimſchreiber ſeines Vaters, Claude Stocq, ererbt hatte, welcher es verſtanden hatte, ſich auch bei dem Sohne in ſo hohe Gunſt zu ſetzen, daß dieſer ihn zu ſeinem Intendanten gemacht, und auf den Wunſch des verſtorbenen Connetables, deſſen ſowohl in verſchiedenen Feldzügen als auf der Bahn der Diplomatik geleiſteten Dienſte durch die Hand ſeiner Mündel, Luiſe von Rochemore, belohnen, und dieſe Verbindung durch ſeinen Kaplan, den Abbé von Nangis, einſegnen laſſen wollte, welcher die ſchöne Maria Stuart, die noch immer in Damvilles Herzen lebte, einſt nach Schottland begleitet, und bis zu ihrer Gefangennehmung durch die Königin Eliſabeth, an ihrem Hofe verweilt hatte.

Luiſe von Rochemore war zur Zeit, als ihr Vater ermordet wurde, noch ein Kind in der Wiege geweſen. Ihres natürlichen Beſchützers durch ein Verbrechen beraubt, waren ihre Güter durch die Proteſtanten verheert worden; doch von dem König mit der Vormundſchaft ihrer Perſon beauftragt, hatte der Graf die verarmte Waiſe, trotz des Haſſes, welcher ihre Familien ſpaltete, ritterlich beſchützt, und ſie hatte ſich daran gewöhnt, ihn als ihren Vater zu verehren. Als er aber ihre Hand dem nun fünfundvierzigjährigen Claude Stocq beſtimmte, deſſen Aeußeres wohl noch geeignet war, einem Weiberauge zu gefallen, deſſen erworbener Reichthum der verarmten Grafentochter zu Gute kommen ſollte, und der nicht als ein gewöhnlicher Diener zu betrachten war, da Waffenthaten Seinesgleichen adelten, und da der franzöſiſche Adel ſeinen Schoß den kühnen Abenteuerern öffnete, welche ſich an Frankreichs Glückswagen hingen, ſo hatte Luiſe erſt aus Furcht und Dankbarkeit keinen Widerſpruch gewagt. Aber in dem Maße, als ſich der Hochzeitstag näherte, ward ihr Abſcheu vor dem Geheimſchreiber immer größer, ſo daß ſie endlich, von dem Abbé von Nangis, dem ſie ihr Herz geöffnet hatte, ermuthigt, ihren Vormund zu beſchwören wagte, ſie nicht zu einer Verbindung mit dem Geheimſchreiber zu zwingen.

Im erſten Augenblick hielt der Graf Luiſens Abneigung gegen dieſe Verbindung für nichts weiter als für die Laune eines jungen Mädchens, da Luiſe ſelbſt zugeſtand, daß ſie Stocq für einen wackern Mann halte, dem ſie nichts vorzuwerfen habe. Bald aber merkte er aus einzelnen Aeußerungen, daß hinter dieſer Abneigung wohl eine Zuneigung zu einem Andern ſtecken könne. Er drang daher in Luiſen, ihm ihr Herz ohne Rückhalt zu erſchließen; ſie leiſtete mit züchtiger Befangenheit dieſer Aufforderung Folge.

Vor etwa zwei Jahren hatte Luiſe ihre Verwandte, die Herzogin von Ivry, auf einer Reiſe nach England begleitet; beide Damen bewohnten in der Umgegend von London, ein Landhaus, welches dem Grafen von Leiceſter, dem Günſtling der Königin Eliſabeth, gehörte. Dort wurden oft mit einbrechender Nacht geheimnißvolle Zuſammenkünfte in einem Pavillon gehalten, welcher ſich in dem weitläufigen Park befand; Luiſe bemerkte öfters einen jungen Mann, der ſich allein und unbewaffnet an den Ort der Zuſammenkunft begab, und einige Augenblicke ſpäter kam eine andere Perſon, von bewaffneten Dienern begleitet, in welcher ſie den Grafen von Leiceſter zu erkennen glaubte. Dieſe nächtlichen Zuſammenkünfte erregten Luiſens Neugierde. Eines Abends umringte die Dienerſchaft das Gartenhaus, nachdem der junge Mann hineingegangen war. Luiſe wartete lange, aber er ging nicht wieder heraus. Von unwillkührlicher Beſorgniß gequält, ſchlich ſie ſich in den Park, und es gelang ihr, ein leiſe geführtes Geſpräch zu belauſchen, in welchem die Rede von zu ergreifenden Maßregeln war, um ein Staatsgeheimniß zu bewahren. Der Name des Grafen von Leiceſter und jener der Königin Maria Stuart war öfters genannt worden; endlich ſprach man deutlich aus, daß der junge Mann in der folgenden Nacht ermordet werden ſollte. Luiſens Blut gerann vor Entſetzen, doch behielt ſie ihre Geiſtesgegenwart und ihren Muth; der Unglückliche, den man ſo feigerweiſe in ihrer Nähe umbringen wollte, beſchäftigte von dieſem Augenblick an alle ihre Gedanken. Es wäre zu weitläufig, hier zu erzählen, wie es ihr gelang, die Diener des Grafen zu beſtechen, dem Unbekannten zum Entrinnen zu verhelfen und ihn in ihren Gemächern zu verbergen, bis er Gelegenheit fand, mit Sicherheit zu entfliehen. Die nothwendige Folge davon war aber die, daß der junge Mann aus Dankbarkeit die heftigſte Liebe zu ſeiner Retterin faßte, daß er ihr, dieſe Leidenſchaft geſtehend, ewige Liebe ſchwur, und wieder zu kommen gelobte, ſobald er es ohne Gefahr vermögen würde. So vergingen einige Monate, als die Herzogin nach einer kurzen Krankheit ſtarb, und Luiſe zu ihrem Vormund zurück zu kehren gezwungen war. Gewiß hatte der junge Mann ſie indeſſen an dem Orte ihres frühern Aufenthaltes aufgeſucht, aber in jenem fremden Lande konnte ihn nichts von ihrem Schickſal unterrichten, und was das Schlimmſte war, ſie hatten gegenſeitig vergeſſen nach ihren Namen zu fragen. Nach ſeinen edeln Zügen, nach ſeiner ſtolzen Haltung zu urtheilen, zweifelte Luiſe jedoch nicht, daß er einer vornehmen Familie angehöre, und es war ihr, als ſey es ihr eine gebietende Pflicht, noch immer auf den Stillgeliebten zu warten.

Als ſie dem Connetable dieſes allerdings ſpäte Geſtändniß unter öfterem Stocken abgelegt hatte, ſagte dieſer tadelnd:

„Thörigtes Kind, das an die Liebe, und nicht an das Vergeſſen glaubt!“ Dann ſetzte er ſehr ernſt, doch nicht ohne Wohl-

Digitized by Google

wollen hinzu: „Luiſe, beſchuldigt mich nicht der Tyrannei, wenn ich die Gefühle verdamme, welche ein edles Mitleid in Eurer Seele erweckte. Es ziemt Euch nicht, Eure Beſtimmung dem Andenken eines Unbekannten aufzuopfern, den Ihr vielleicht nie wieder ſehen werdet, und der Eurer vielleicht unwürdig iſt. Claude Stocq hat mein Wort, und glaubt mir, Luiſe, daß nur ſehr wichtige Gründe meine Wahl beſtimmen konnten; zudem erlaubt ihm das Vermögen, das er ſich im Dienſte meines Vaters erworben hat, auf würdige Weiſe den Titel eines Barons von Rochemore zu führen, welcher ihm mit Eurer Hand übertragen werden ſoll. Euer Name legt Euch Pflichten auf; die Größe, welche uns den Neid gemeiner Menſchen zuzieht, verbirgt oft ſchwere Feſſeln; auch ich habe das vor fünfzehn Jahren empfunden. Im niedern Stand geboren, würde ich Frankreich verlaſſen haben; als Sohn des Connetable von Montmorency gebot ich meinem Herzen Schweigen und blieb. Eure Ehe mit Claude Stocq wird vollzogen werden; ich wünſche es; zwingt mich nicht zu ſagen: ich befehle es."

Mit dieſem Beſcheide entlaſſen, ſah Luiſe, daß ihrer Liebe keine Hoffnung blieb; ſie fügte ſich in Gehorſam, obgleich mit zerriſſenem Herzen; als ihr aber im Vorzimmer der Verhaßte begegnete, dem ſie anzugehören gezwungen war, und einige vertraute Worte an ſie richten wollte, warf ſie ihm ſtatt aller Antwort einen Blick voll Verachtung zu, und ſetzte den Weg nach ihren Gemächern fort.

(Fortſetzung folgt.)

Friedrich Liſt.

(Schluß.)

Liſt entzog ſich der Vollziehung dieſes Urtheils durch die Flucht. Er ging zuerſt nach der Schweiz, ſehr bald darauf aber nach Nordamerika. Hier betheiligte er ſich bei mancherlei induſtriellen Unternehmungen, beſonders bei der Ausführung von Eiſenbahnen. Seine Thätigkeit ſchien einen gebührenden Lohn zu finden. Da traten aber Handelscriſen ein, welche, wenn auch nicht veranlaßt, doch allerdings befördert wurden durch die Maßregeln des Präſidenten Jackſon gegen die Banken, — Maßregeln, die übrigens doch ſehr wohl begründet waren und durch welche ſpätern noch ausgedehntern Nachtheilen begegnet ward. Liſt's ſchnell erworbenes (zum Theile vielleicht auch etwas imaginäres) Vermögen ging noch ſchneller wieder verloren. Er rettete verhältnißmäßig nur Weniges aus dieſem Schiffbruche.

Mittlerweile hatten die an die Julirevolution ſich knüpfenden mannichfachen Ereigniſſe die Liſt'ſche Verurtheilung und andere Dinge dieſer Art in Vergeſſenheit gebracht. Liſt, ohnehin längſt amerikaniſcher Bürger, war nach Europa zurückgekehrt. Längere Zeit bekleidete er die Stelle eines Handelsconſuls der vereinigten Staaten zu Hamburg. Schon von Amerika aus hatte er zu Ende der 1820er Jahre die Anlage von Eiſenbahnen in Deutſchland warm empfohlen. Um ſo thätiger zeigte er ſich jetzt dafür, nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland. Seinen Bemühungen verdankte man zunächſt das Zuſtandekommen der erſten größern Eiſenbahnanlage in Deutſchland: jener von Leipzig nach Dresden, ein Verdienſt, das ihm ſelbſt diejenigen Betheiligten werden zugeſtehen müſſen, mit denen er vor Vollendung des Werkes in Mißhelligkeiten gerieth.

Eben ſo wie im praktiſchen Leben, war Liſt auch in vielfacher Beziehung im literariſchen thätig. Er war es ſogar, der — was im größern Publikum wenig bekannt iſt — die Herausgabe des Staatslexicons weſentlich mitbegründete, obwohl dieſes Werk durch die wirklichen Herausgeber (v. Rotteck und Welcker) und die übrigen Mitarbeiter allerdings nach einem andern, ausgedehntern und großartigern Plane ausgeführt ward, als Liſt's urſprüngliche Idee war.

Am meiſten Aufſehen erregte Liſt durch ſein größeres Werk über Nationalökonomie. Er griff darin die herrſchend gewordenen Anſichten von Ad. Smith, Say u. ſ. f. in einer Weiſe an, die durch ganz Deutſchland ungemeine Wirkung hervorbrachte, und allerdings zunächſt bei dem Stande der Fabrikanten den entſchiedenſten Anklang fand. Hier, und eben ſo in dem ſpäter gegründeten „Zollvereinsblatte", kämpfte er mit einem unermüdlichen Feuereifer und wahrhaft ſeltenen Talente für Einführung des Schutzzollſyſtems, ohne welches nach ſeiner Anſicht keine Nation zum Wohlſtand gelangen könne. Was er in dieſer Beziehung geleiſtet, iſt zu bekannt, um hier näher geſchildert werden zu müſſen.

Liſt's körperliche Thätigkeit wurde im Jahr 1842 durch einen Beinbruch längere Zeit gelähmt. Doch machte er bald darauf wieder verſchiedene Reiſen. Im letzten Spätjahre noch beſuchte er England wieder, wo er, obwohl ein entſchiedener Gegner der engliſchen Handelsbeſtrebungen, doch mit großer Auszeichnung empfangen ward. Indeſſen war ſein Körper zerrüttet, und die fortwährenden Ansteengungen ließen ihn nicht zu einer Erholung gelangen. Da ſuchte er Geneſung in Italien, kam aber in arge Unwetter, und ſtarb dann am 30. Nov. zu Kufſtein. Durch einen Piſtolenſchuß gab er ſeinem Leben ein freiwilliges Ende. (Sp. Z.)

Die Weltumſegler Kotzebue und Kruſenſtern.

Die ruſſiſche Marine hat kurz nach einander zwei ihrer ausgezeichnetſten und wenigſtens im Auslande bekannteſten Mitglieder verloren: am 3. (15.) Febr. d. J. ſtarb der Kapitän erſten Ranges, Otto v. Kotzebue, und am 21. Aug. (2. Sept.) der Admiral v. Kruſenſtern — Beide in Reval, welches auch ihr Geburtsort war Kruſenſtern iſt der Erſte geweſen, der die ruſſiſche Flagge um die Erde führte. Nachdem er auf Befehl Kaiſer Paul's I. einige Jahre im engliſchen Dienſte zugebracht, um ſich dort in der praktiſchen Nautik zu vervollkommnen, ſegelte er am 7. Auguſt (n. St.) 1803 mit den Schiffen Nadejda und Newa (Capt. Liſjanskji) von Kronſtadt ab und kehrte am 19. Auguſt 1806 nach einer dreijährigen Reiſe glücklich dahin zurück. In der Folge gab er mehrere hydrographiſche Werke heraus und genoß in ſeinem Fache einer ſo großen Autorität, daß er auch von ausländiſchen Marinebehörden und namentlich von der amerikaniſchen bei Entwerfung der Inſtructionen für die Südpol-Expedition des Kapt. Wilkes zu Rathe gezogen wurde. Viele Jahre ſtand er an der Spitze des ruſſiſchen Seekadetten-Corps, bis er ſich 1842 im hohen Alter aus dem aktiven Dienſte zurückzog, um ſeine letzten Tage in der Heimath zu verbringen. Der Admiral Kruſenſtern war ein durchaus ehrenwerther Charakter, deſſen wiſſenſchaftlicher und perſönlicher Ruf ſtets fleckenlos geblieben iſt. — Otto v. Kotzebue, ein Sohn des viel genannten deutſchen Bühnendichters und ruſſiſchen Staatsraths Auguſt v. K., der in Mannheim unter dem Dolche eines unglücklichen Verblendeten ſein Leben aushauchte, umſchiffte drei Mal die Welt: das erſte Mal auf der Nadejda unter Kruſenſtern, das zweite Mal als Commandeur des von dem Reichskanzler Grafen Rumanzov ausgerüſteten Fahrzeugs Rjurik und zuletzt mit der Kriegsfregatte Predpriatie (die Unternehmung). Der deutſchen Leſewelt iſt er durch ſeine „Entdeckungsreiſe in die Südſee 1815—1818" (erſch. in Weimar 1821. 3 Bd. 4.) am meiſten bekannt, und gewiß erinnern ſich Manche, wie Schreiber dieſes, nicht ohne Vergnügen ſeiner idylliſchen Beſchreibung der gutmüthigen Einwohner von Radack, einer von ihm entdeckten Inſelgruppe Polyneſiens. In neuerer Zeit haben die Memoiren Adalbert v. Chamiſſo's, der ihn auf dieſer Fahrt als Naturforſcher begleitete, den Namen Kotzebue's wieder vor das Publikum gebracht, obwohl dieſes Mal in

Digitized by Google

einer keineswegs für ihn günſtigen Weiſe. Der Angegriffene hat nie darauf geantwortet; nach ſeinem Tode aber haben zwei Petersburger Gelehrten, der Oberſt Hofmann und Prof. Lenz, die ihn auf ſeiner letzten Weltumſchiffung begleiteten, einen Artikel in Erman's „Archiv für wiſſenſchaftliche Kunde von Rußland" *) einrücken laſſen, um ihn gegen die Beſchuldigungen Chamiſſo's zu vertheidigen. Wie ſie bemerken, hatten ſie während der dreijährigen Dauer ihrer Reiſe genugſam Gelegenheit, den Charakter des Kapitäns kennen zu lernen, der von allen ſeinen Schiffsgenoſſen hochgeachtet wurde und dem gewiß die aufrichtigſten Thränen derſelben ins Grab folgen. „Kotzebue", ſchreiben ſie, „verband mit der nothwendigen Pünktlichkeit in Handhabung der Disziplin eine Milde und Güte, die ihm die Herzen aller Untergebenen gewann.... Obgleich er ſeiner Erfahrung und Geſchicklichkeit vertrauen konnte und ſeine Zuverſicht und Entſchloſſenheit ſich in der Stunde der Gefahr ſeiner Umgebung mittheilte, ſo verließ ihn doch auf keinen Augenblick die größte Vorſicht; wodurch es denn auch kam, daß in den drei Jahren dem Schiffe auch nicht das geringſte Unglück zuſtieß. In heftigen Stürmen und in gefahrvollen Meeren verließ er kaum auf Augenblicke das Verdeck, und während der Wochen, die wir im gefährlichen Ocean der niedrigen Geſellſchaftsinſeln kreuzten, hat er buchſtäblich keine Nacht geſchlafen. Seine Freundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe, die ſeinem Kommando nie das kleinſte Unrecht gegen die Eingebornen der beſuchten Länder erlaubte, erwarb ihm überall das Vertrauen derſelben, wovon einen rührenden Beweis ſein Empfang auf der Inſel Odia in der Radack-Gruppe lieferte. . . . Solche Eigenſchaften machen den Menſchen überall liebenswürdig, aber ſie feſſeln unwiderſtehlich an einen Mann, der weit von allen bewohnten Stätten im engen Raume des Schiffes unumſchränkte Gewalt hat und dieſelbe nicht anſtreiten laſſen darf." — „Solche Worte", heißt es am Schluſſe, „konnten Eiſender, ſo lange Kotzebue lebte, nur in dem engeren Kreiſe ihrer Bekannten ausſprechen, denn ſie kannten ſeinen Widerwillen gegen alles Gepränge und Schauſtellung; aber nun halten ſie es für eine heilige Pflicht, ihnen größere Oeffentlichkeit zu geben, um einer falſchen Vorſtellung zu begegnen, welche durch das Urtheil eines Mannes verbreitet worden iſt, deſſen Geiſt und Geſinnung ſie mit ganz Europa verehren, von dem ſie aber ſchmerzlich beklagen, daß er einer Bitterkeit nicht Herr werden konnte, die ſein Unabhängigkeitsgefühl bei den ſtarren Formen des Seedienſtes in ſich aufgenommen hatte."

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 7. Dec.) Geſtern trat, nachdem ſich das konſtituirende Comité aufgelöſ't hatte, der von ihm gewählte Vorſtand der Lutherſtiftung zur Ausführung der am 6. Decbr. d. l. Jahres von dem h. königl. Miniſterium des Cultus u. d. Unterrichtes beſtätigten Satzungen der Stiftung zur Unterſtützung bedürftiger Nachkommen des Reformators und zur Verbreitung und Erhaltung ſeines Geiſtes durch ſeine Schriften in ſeinem Volke, zuſammen. Zum Vorſitzenden und Bevollmächtigten iſt Prof. Nobbe ernannt worden, welcher die Korreſpondenz mit den Nachkommen Er's und mit zwei Stiftunsgräthen, dem Caſſirer Hrn. Kaufmann Hercher und dem Schriftführer Hrn. Katecheten Dr. ph. Schütz, die Verwaltung beſorgt. Außerdem bilden zur Controle und Mitwirkung ſechs Mitglieder einen weitern Ausſchuß. Hr. Buchhändler A. Barth, Hr. Hofrath und Prof. Dr. Hänel, Hr. Prof. Dr. Harleß, Hr. Kirchenrath Dr. Meißner, Hr. Stadtrath v. Poſern-Klett und H. Diak. M. Tempel.

*) Berlin, 1846. 3. Heft.

(Regensburg.) In der Nacht vom 5. zum 6. Dec. wollte in der Puſtet'ſchen Papierfabrik bei Alling der Sohn des Beſitzers dem Gange einer kürzlich aufgeſtellten neuen Maſchine nachſehen, hatte aber dabei das Unglück, von der Maſchine erfaßt zu werden, welche ihm das Bein zerquetſchte, ſo daß dieſes vier Zoll unter dem Knie abgenommen werden mußte.

In zwei Dörfern der Solothurn'ſchen Amtei Balsthal ſind binnen kurzer Zeit fünf Pferde zum Einſalzen abgeſchlachtet worden.

(Wittenberg, 7. Dec.) Geſtern, am Sonntage Nachmittags, ereignete ſich das Unglück, daß von ſieben Knaben, welche in der Nähe unſerer Stadt mit Schlittſchuhlaufen ſich beluſtigten, durch Einbrechen zwei Söhne hieſiger geachteter Bürger ihren Tod fanden, während die übrigen fünf unter Gefahr und Anſtrengung einiger zur Hülfe herbeigeeilten erwachſenen Perſonen gerettet werden konnten.

Das Kanzleigericht in London beſchäftigte ſich unlängſt mit einem intereſſanten Falle. Zwei Schweſtern, welche bei Lebzeiten ihres Vaters ſich in's Kloſter begeben hatten und Nonnen geworden waren, klagten jetzt, nachdem ihr Vater 1843 mit Hinterlaſſung eines Vermögens von 87,000 Pfd. Sterl. geſtorben, auf Herausgabe ihres Erbtheils im Betrage von 16,000 Pfd., da 10 überlebende Kinder vorhanden ſind, gegen ihre übrigen Geſchwiſter. Der Anwalt der Verklagten machte geltend, daß ſie, nachdem ſie den Schleier genommen, dem bürgerlichen Tode verfallen ſeyen; außerdem würde die von ihnen verlangte Summe nicht in ihre eigenen Hände, was ihr Gelübde verbiete, ſondern an eine religiöſe Körperſchaft gelangen, und es ſey nicht anzunehmen, daß ſolches im Wunſche des Verſtorbenen gelegen habe. Der Lordkanzler entſchied die Sache dadurch, daß er die Vollmachten als ungültig bei Seite legte, weil keine von den beiden Nonnen, welche ſie unterſchrieben, mit voller Freiheit handelte, und ihre Unterſchriften durch den Einfluß religiöſen Zwanges und Einſperrung erlangt worden wären.

Die Kurheſſiſche Regierung hat verordnet, daß jedem Leinweber in den Landgemeinden, welcher als ſolcher Gewerbſteuer zahlt, $1\frac{1}{2}$ Klafter Holz zu dem niedrigſten Preiſe verabreicht werden ſoll. — Dem Kreiſe Schmalkalden iſt wegen des dortigen Nothſtandes die Summe von 4000 Rthlr. als Unterſtützung verwilligt worden.

(München, 3. Dec.) Die von dem Augsb. „Hausfreund" mitgetheilte Nachricht von einem dem kleinen Erbprinzen zugeſtoßenen Unfall iſt dahin zu berichtigen, daß nicht der Erbprinz in Gefahr war, ſondern ein Hirte, daß jedoch, als dieſer dieſelbe überſtanden, Ihre k. Hoh. die Kronprinzeſſin mit dem Erbprinzen hinzukam.

Korreſpondenz.

Mülheim a. d. Ruhr, 7. Dec. — Eingeſendet.

In der Didaskalia, Nro. 338, wird von hier vom 1. Dec. gemeldet, als wenn die Ruhr wieder ganz fahrbar ſey und große Transporte Kohlen nun dem Rheinſtrom ſtromauf- und abwärts zugeführt würden. Wie erwünſcht dieſes für unſere Gegend wäre, wo alsdann ſowohl die armen Bergleute an der Oberruhr, als die armen Ruhrſchiffer ihren Verdienſt wieder gefunden hätten, ſo muß ich leider berichten, daß im Ganzen höchſtens 10 Ladungen Kohlen von der Oberruhr heruntergekommen ſind und ſeit dem 5. d. M. die Ruhr vollends unfahrbar geworden iſt, da ſich darauf eine Eisdecke gezogen hat. *) Welcher Mangel an Brennmaterial dadurch am Rheinſtrome entſteht und welche Armuth es für unſere Ge-

*) Dieſe aber möchte unterdeſſen wieder verſchwunden ſeyn!

Digitized by Google

gend herbeiführt, läßt ſich nicht voraus erſehen. Jedoch wolle Gott, daß ein baldiger fahrbarer Waſſerſtand der Ruhr die ſchreckl ch n Folgen eines harten Winters ſchwinden ließe!

Darmſtadt, 7. Dec.

Ein von dem groſh. Hofmaler Hrn. Gläſer blos aus der Erinnerung gezeichnetes Porträt des verſtorbenen Großherzogs Ludwig's I., in Kreidemanier, wird von Allen, die es bis jetzt ſahen, als ſehr gelungen gerühmt und ſoll von dem Künſtler ſofort in Oel gemalt werden. — Geſtern wurde Göthe's „Götz von Berlichingen“ auf unſerer Bühne aufgeführt. Die Darſtellung war ſo gut, als ſie ſich von einem ſo zahlreichen Perſonal von den unterſchiedlichſten Talenten nur erwarten ließ. Mehrere der intereſſanteſten Scenen wurden ausgezeichnet gegeben; beſonders glaubte man, dem Hrn. Becker die Anerkennung ſchuldig zu ſeyn, daß es ihm ſehr gut gelungen war, ſich mit dem Haupthelden des Stückes, dem alten Götz, glücklich zu identifiziren.

Zur Generalverſammlung des Frankfurter Hauptvereins der Guſtav-Adolf-Stiftung am 4 Nov. 1846.

(Schluß.)

Mißverſtehen Sie mich nicht, meine Herren! es iſt hier nicht die Rede von Dogmen, von ſymboliſchen Büchern, von Anſichten und Auffaſſungen, ſondern es iſt die Rede von den gemeinſamen, letzten, unerſchütterlichen religiöſen Fundamenten aller evangeliſcher Gemeinſchaften in der ganzen Welt. Jede Gemeinde, welche dieſe Grundlagen unumwunden für die ihrigen erklärt, möge ſie ſich nennen, wie ſie wolle, — lutheriſch, reformirt oder unirt, frei oder unfrei, möge ſie einer Landeskirche angehören oder nicht, — muß meines Erachtens als eine evangeliſch prot. Gemeinde angeſehen werden. Als ich in dieſer Sache mitſtimmen mußte, da konnte ich nicht anders, als mich fragen: ſteht die ſog. freie Gemeinde in Königsberg, (welcher Hr. Rupp als Prediger angehört), wie ſie ſich bis jetzt geſtaltet hat, auf jenem evangeliſchen Grund und Boden, oder nicht? Sie hat wohl erklärt: ſie erkenne in der heiligen Schrift die Grundlage ihres Glaubens an die Einheit Gottes und die höchſten ſittlichen Vorſchriften; aber ſie hat gleich dazu erklärt: ſie lege bei der Schrifterklärung das Bewußtſeyn der Gemeinde zu Grund. Sie hat ihren Prediger in ihrem Gemeindeſtatut, Abſchn. IV. §. 19, verpflichtet: „zur öffentlichen Verkündigung des Gemeindebewußtſeyns“, — von der Schrift oder dem Evangelium ſteht kein Wort dabei. Fragt man nun, was unter dieſem Gemeindebewußtſeyn zu verſtehen ſey, ſo iſt die Antwort klar zu erkennen aus der Praxis dieſer Gemeinde; ſie hat z. B. durch Stimmenmehrheit die von Chriſto vorgeſchriebenen Taufworte abgeſchafft;*) alſo iſt jenes Gemeindebewußtſeyn nichts Anderes, als die jedesmalige Meinung der Mehrzahl der Gemeindemitglieder. — Meine Herren! wer ſich überzeugen kann, daß in dieſen öffentlich ausgeſprochenen Grundſätzen der ſog. freien Gemeinde die zuvor erwähnten letzten Fundamente aller evang. Kirchengemeinſchaften enthalten ſind, der thut recht, wenn er die Mitglieder derſelben auch als Mitglieder der evang. prot. Kirche betrachtet; ich vermag es nicht, ohne daß mein Gewiſſen mich der verläugneten Wahrheit beſchuldigen würde,

Wenn man zu einer ſo ſchmerzlichen Ueberzeugung gelangt **), dann muß man heut zu Tage im Voraus darauf gefaßt ſeyn, allerlei übellautende Titel dafür einzuernten, z. B. Verdammung, Ketzergericht, Inquiſition, Jeſuitismus, traurige Erſcheinung im neunzehnten Jahrhundert u. dergl. (Der Redende wendete ſich bei dieſen Worten nach der rechten Seite des Saals.) Man kann ſolche Vorwürfe auch in Bibelworte oder Ausſprüche Luther's einkleiden. (Bewegung und Geräuſch von der linken Seite des Saals). Der Ruf des Liberalismus war in Berlin wohlfeil zu haben. *) Bei jenen Worten kann man jedoch ruhig ſeyn, wenn man ſich nur zu bewahren ſucht vor allen feindſeligen Regungen gegen Die, welche ſich auf ſolche moderne Steinwürfe verſtehen. Auch ſind am Ende ſolche Worte gar nicht ſo ſchlimm gemeint, wie ſie lauten; es liegt nun einmal in denſelben ein eigenthümlicher Zauber, eine wunderbare electriſche Kraft; man erreicht damit oft einen großen Effect, ohne daß ſtichhaltige Gründe — (laute anhaltende Unterbrechungen von der linken Seite des Saals und Ausrufungen: „keine Perſönlichkeiten! ꝛc.“) Der Redende (zu einigen der unterbrechenden Herren auf der linken Seite gewendet): werden Sie mich fortfahren laſſen? (abermalige Rufe: „keine Perſönlichkeit!“) Der Redende (fortfahrend): Beſorgen Sie nicht, von mir Perſönlichkeiten zu hören; ich meinte, die Perſönlichkeiten wären von der anderen Seite ausgegangen.

Ueber die Form des Verfahrens in Berlin habe ich wenig oder nichts zu ſagen. Ob dort in irgend einem Punkt juriſtiſche Formfehler vorgekommen ſeyen, das zu beurtheilen, halte ich mich nicht für hinreichend befähigt. Die wichtigſte und zweifelhafteſte Frage möchte wohl die ſeyn: ob unter dem Worte „legitimiren“ weiter nichts zu verſtehen ſey, als das Vorzeigen einer Bevollmächtigungsurkunde, oder nöthigen Falls auch die Nachweiſung der perſönlichen Qualification überhaupt. Doch ich laſſe dieſe juriſtiſchen Fragen dahin geſtellt ſeyn, da ich mich denſelben nicht gewachſen fühle.

Zum Schluſſe möge mir der ehrenwerthe Hr. Antragſteller erlauben, einen einzigen Grund gegen ſeinen Antrag geltend zu machen. Es iſt Ihnen darum zu thun, zu conſtatiren, daß die Mehrheit der hieſigen Vereinsmitglieder mit der Nichtzulaſſung des Hrn. Rupp nicht einverſtanden ſey. Indem Sie aber dieſes conſtatiren, werden Sie zugleich ein Zweites conſtatiren, nämlich daß von da an zwei Parteien innerhalb des Vereins beſtehen, eine ſtärkere und eine ſchwächere, eine herrſchende und eine beherrſchte. Von dem Augenblick einer ſolchen Abſtimmung an würde der hieſige Verein ein anderer werden, als er bisher geweſen iſt. Er war bisher ein ſolcher, der innerhalb ſeines Kreiſes keine Parteien kannte, ſondern gleich an ſeiner Schwelle wurde jeder Parteihader verſchlungen von der gemeinſamen Liebe zu den nothleidenden proteſtantiſchen Brüdern. Von dem Augenblick der Abſtimmung iſt es im Verein nicht mehr um dieſe allein zu thun, ſondern er wird ein Werkzeug zu Parteizwecken. Hiermit wäre ſein Adel zerſtört, ſeine Würde beſchmutzt! Will man hierauf antworten: „dieſe Beſchmutzung geht aus von der Berliner Hauptverſammlung, nicht von uns!“ dann antworte ich: nein, m. H.! weiter zurück! ſie geht aus von Denen, welche Rupp ohne alle Noth ſendeten, obgleich ſie wußten, daß eine große Anzahl von Vereinsmitgliedern ihn nicht als Mitglied der ev. prot. Kirche anſehen könnten, obgleich ſie wußten, daß mit ſeiner Sendung in den ganzen Verein ein Feuerbrand geworfen werde, der das ganze Haus verzehren könnte. Die Berliner Verſammlung konnte ſich nicht entziehen, ſie mußte eine Entſcheidung geben; ach! wie gern hätte ſie es vermieden! aber es war eine zwingende Nothwendigkeit. Beſteht eine gleiche Nothwendigkeit des Entſcheidens auch für den hieſigen Verein? Gewiß nicht! Alles, was wirklich practiſch iſt, können die Mitglieder deſſelben dadurch erreichen, daß ſie bei künftigen Gelegenheiten zur Geltendmachung ihrer Anſichten und Wünſche ihren ſtatutenmäßigen Einfluß verwenden. Es iſt die Wahl gegeben, ob der Verein auch künftig ein Feld des Friedens bleiben, oder ob er in ein wüſtes Schlachtfeld der Parteien umgewandelt werden ſoll zum tiefſten Schmerze der darbenden Brüder, zum höhnenden Jubel der Jeſuiten; — ob zum wahren, dauernden Ruhme dieſer Stadt, darüber zu urtheilen kommt mir nicht zu; das muß ich Ihren patriotiſchen Gefühlen überlaſſen!

---

*) D. a. Schr. läßt den Redenden hier unrichtig ſagen: die freie Gemeinde habe die Taufe abgeſchafft.

**) Zu den folgenden Worten fand der Redende ſich veranlaßt durch die Anführungen und Ausdrücke, mit welchen der vorhergehende Redner ſeinen Vortrag nach dem Schluſſe zu in ſteigendem Maße gemiſcht hatte, und für welche der nach ihm Redende außer Stande war, eine andere Beziehung aufzufinden, als auf die Majorität der Berliner Hauptverſammlung; ſeine Abſicht ging lediglich auf Abwehr, nicht auf Angriff. — Die ang. Schr. läßt hierbei den Redenden den Hrn. Conſiſtorialrath Friedrich nennen, was nicht geſchehen iſt.

*) D. a. Schr. läßt ſtatt dieſer Worte den Redenden unrichtiger Weiſe vom Schautragen des Liberalismus, vom Haſchen nach Volksgunſt, vom Umſichwerfen mit alltäglichen Phraſen ſprechen. Der Sinn der obigen letzten Worte war, daß es für Die, welche in Berlin gegen Rupp zu ſtimmen ſich moraliſch genöthigt fühlten, nicht an Verſuchung fehlte, gegen ihre Ueberzeugung zu handeln und dadurch den Ruf der Freiſinnigkeit zu gewinnen.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 12. Dec. Er muß auf's Land, Luſtſpiel in 3 Abth., von Friedrich. (Gaſtrolle) Frau von Flor: Fräulein Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. Vorher geht: Der Bevollmächtigte, Luſtſpiel in einem Act, von Joh. Franul v. Weiſſenthurn.

Sonntag, 13. Dec. Das Donauweibchen (erſter Theil), romantiſch-komiſches Volksmährchen in 3 Abth., Muſik von Kauer.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 344. Montag, den 14. December 1846.

Einladung.

(Von Wilh. Wagner.)

Du biſt kein Freund von glänzender Toilette;
D'rum komme nur in Deiner ſchlichten Tracht.
Wir lieben Dich auch ohne Ring und Kette,
Auch ohne Schmuck und ohne Modepracht.
Es wird bei uns nach Kleidern nicht gemeſſen
Und nicht geſchätzt nach prunkendem Geſchmeid.
D'rum komme nur, Du darfſt uns nicht vergeſſen,
Und komm', o Freund, in Deinem ſchlichten Kleid!

Doch bringe mit, was uns ſchon oft erfreute,
Den heitern Sinn, der, einer Sonne gleich,
Die trüben Wolken unſ'res Grams zerſtreute,
Der uns erquickte, wie ein Blüthenzweig,
Der uns die Thorheit zu belächeln lehrte,
Des Neides und der Eitelkeiten Spiel,
Der ſcherzend unſern Mißmuth oft bekehrte
Und Troſt uns gab, wenn eine Hoffnung fiel.

Auch bringe mit die Fülle der Gedanken!
Sie überſtrahlen jeden Edelſtein.
Mit kräft'gem Wort erweiterſt Du die Schranken
Und führeſt uns in freie Bahnen ein.
Du brauchſt des Goldes nicht, um Dich zu ſchmücken;
Dein edler Geiſt iſt eine ſchön're Zier,
Deß immer friſche Blüthen uns beglücken.
D'rum komme, Freund, und ſey willkommen hier!

Wann Wald und Flur im weißen Mantel liegen
Und wann der Schneepfad unterm Fuße knarrt,
Wann ſich der Rabe, kaum noch ſtark zum fliegen,
Sein kärglich Mahl aus harter Erde ſcharrt,
Dann lieben wir in heit'rer Tafelrunde
Des Sängers Lied, des Dichters gold'nes Wort;
Dann bringt die Muſe ihre ſchönſte Kunde,
Die traute Zelle wird zum Friedensport.

Es liegen hier in dieſem ſtillen Kreiſe
Die Bilder all' des Lebens und der Welt;
Hier hält man Raſt, hier geht man auf die Reiſe,
Hier wogt das Meer und glänzt das Sternenzelt.
Hier wird ſo gern, o Freund, Dein Wort vernommen,
Es kommen Lieb' und Heiterkeit mit Dir.
Du darfſt in Deinem ſchlichten Kleide kommen;
Des Mannes Geiſt iſt ſeine ſchönſte Zier.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Von dem Könige kommend, welcher ſich damals im Schloſſe zu Senlis aufhielt, erſtattete der Geheimſchreiber dem Grafen Damville jetzt Bericht, wie Seine Majeſtät ihm die gnädige Verſicherung gegeben, ihn nach ſeiner Verheirathung in den Titeln und Rechten eines Barons von Rochemore beſtätigen zu wollen. Da ſich Stocq aber in anmaßender, ſeine Verdienſte überſchätzender Weiſe äußerte, ſo kühlte der Connetable die Gluth ſeines Hochmuths alſobald ab.

„Irrt Euch nicht, Meiſter Stocq!“ ſagte er ſcharf: „nicht Euch, ſondern mir gewährt der König die Gnade, daß dem Gemahl meiner Mündel, wer es auch ſeyn mag, der Titel eines Barons von Rochemore übertragen wird; daher ſeyd Ihr nur mir zu Dank verpflichtet, oder vielmehr dem Andenken meines Vaters, der im Sterben Euch meiner Gnade empfahl. Ich weiß nicht, welche geheimnißvolle Schuld er gegen Euch eingegangen, aber ich habe gelobt ſie abzutragen, indem ich Euch aus dem Zuſtand von Abhängigkeit ziehe, in welchem Ihr geboren ſeyd; vorausgeſetzt, daß Ihr Euch dieſer Wohlthat nicht durch eine ehrloſe Handlung verluſtig macht.“

Mehr denn einmal die Farbe wechſelnd, hatte ſich Claude Stocq mehrmals ſchweigend verbeugt, unter den mit ſcharfer Betonung ausgeſprochenen Worten des Grafen, der alſo fortfuhr:

„Bedenkt, daß Fräulein von Rochemore, indem ſie Euch den Adel zur Morgengabe bringt, Euch mehr giebt, als ſie von Euch empfängt; Ihr werdet nicht ihr Herr, wohl aber Ihresgleichen, und dafür ſeyd Ihr Eurer Gemahlin Zuneigung und Glück ſchuldig.“

„Ich weiß es, gnädiger Herr.“

„Wohlan denn, die Trauung ſoll in dieſen Tagen in der Schloßkapelle in Gegenwart aller meiner Edelleute ſtatt finden. Ich erlaſſe Euch vier und zwanzig Stunden lang den Gehorſam, den ich von meinem Intendanten in Anſpruch nehmen könnte, damit Ihr einſtweilen lernen mögt, wie Ihr Euch in Euerm neuen Stande zu benehmen habt.“

Ein gebieteriſcher Wink entließ den gedemüthigten Emporkömmling, der ſich zähneknirſchend in die Wohnung begab, welche ihm zum Aufenthalt in dem Schloſſe des Grafen angewieſen war. Bald aber ſchlug er ein höhniſches Gelächter auf. Mochte der Connetable das Endchen Kette, das ihn noch gefeſſelt hielt, nun an ſich ziehen oder vollends zerbrechen, es galt ihm gleich, da er nun ſeine Stelle unter dem Adel einnehmen konnte, dem er keine Schande zu machen gedachte. Wie dieſer, war er ſtolz; wie dieſer, war er ohne Mitleid gegen ſeine Feinde; wie dieſer, wußte er die Gewiſſensbiſſe im Erfolg zu erſticken, und dieſe Eigenſchaften betrachtete er als ſeine Adelsanſprüche, und ſtand endlich an

Digitized by Google

dem Ziel ſeiner Wünſche. Nach den feurigen Wünſchen der Jugend, nach den wahnſinnigen Träumen der Liebe war der Ehrgeiz in ihm erwacht, dieſe Leidenſchaft der Herzen, die höher als ihr Glück ſtehen . . . der Ehrgeiz, der ſeine Beute mit gewaltigen Krallen packt. Ihn dürſtete nach Ehren, nach Huldigungen und Gewalt, die er um ſo gewiſſer zu erringen hoffte, da er ſich darauf verſtand, den Fürſten zu ſchmeicheln, die Menſchen zu beherrſchen. Das Gebäude, das er mit ſo vielem Fleiße aufgebaut hatte, durfte nicht vor der Laune eines jungen Mädchens zuſammenfallen. Er hatte wohl die Leidenſchaften, aber nicht das Herz geändert. Als er vor fünfzehn Jahren geliebt hatte, war ein Mann umgekommen, und wie er vermuthete, das Kind dieſes Mannes mit ihm; ein Weib war darüber wahnſinnig geworden, und er hatte ſie zu ſeiner Magd gemacht. Jetzt wollte er ſteigen; aber er fühlte die Nothwendigkeit, nach dem zurückgelegten beſchwerlichen Weg, jetzt, wo er den Gipfel erreichte, die Füße feſt an dieſen Gipfel zu heften, wie ſich das Eiſen an den Magnet heftet.

Nach einer Weile klopfte ein beſcheidener Finger an die Thüre des Emporkömmlings an, und auf deſſen barſche Einladung einzutreten, erſchien der Abbé von Nangis. Dieſer würdige Prieſter ſuchte Gelegenheit, unter vier Augen mit dem Manne zu ſprechen, der beſtimmt war, der Gemahl Luiſens von Rochemore zu werden. Als Vertrauter der jungen Dame, wollte er ihn von der Abneigung derſelben gegen eine Verbindung mit ihm unterrichten und an ſeinen Edelmuth appelliren. Zu dieſem Zwecke hatte er ihn bereits zu Senlis in dem Hauſe aufgeſucht, welches ehemals das Eigenthum des unglücklichen Landry's geweſen, und deſſen Beſitz ſich Claude Stocq durch eine gerichtliche Schenkungsakte zu ſichern gewußt hatte, auf welche Weiſe er denn auch Herr der wahnſinnigen Margarethe geworden war, die noch immer in den Räumen weilte, in welchen ſie einſt ſo glücklich geweſen und ſo unglücklich geworden war. Der Eintritt in dieſes Haus war Jedermann ſtreng verſagt, allein dieſes Verbot wich vor dem ehrwürdigen Stande des Prieſters; der Abbé ward eingelaſſen, und was er dort fand, war nicht geeignet, die ungünſtige Meinung, die er von dem Geheimſchreiber, obgleich ohne beſtimmten Grund hatte, in eine beſſere umzuwandeln.

Kaum hatte der Geiſtliche ihm mitgetheilt, daß er ihn in ſeinem Hauſe, und jetzt in dem Schloſſe aufgeſucht, um ihn als Vertrauter der Gefühle des Fräuleins von Rochemore zu beſchwören, nicht länger auf einer Verbindung mit ihr zu beſtehen, als Stocq unwillig auffuhr.

„Brechen wir hier ab, ehrwürdiger Herr!“ ſagte er, indem er mit Mühe ſeine zornige Aufwallung zu beherrſchen ſuchte. „Ich geſtehe Niemand das Recht zu, ſich in dieſe Angelegenheit zu miſchen.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Nothſtand in Kurheſſen und Vorſchläge zu deſſen Abhülfe.

** (*Kaſſel*, 9. December.) Es iſt nur zu gewiß, daß die drückendſte Noth bei uns immer mehr um ſich greift. Tauſende ſind ohne Brod, ohne die geringſte Hoffnung, ſo bald welches erwerben zu können.

Die Regierung, die Behörden, ſind nicht im Stande, trotz aller Spenden und Fürſorge, dieſer Noth abzuhelfen, geſchweige denn ihre Quellen zu verſtopfen.

Gebe man ſich doch keinen leeren Hoffnungen hin! Auf dem flachen Lande gibt es allerdings Korn; aber nur bei wenigen reichen Bauern und Oekonomen. — Das in Bremen eingeführte Getreide iſt bereits von Capitaliſten aufgekauft; eben ſo wird es mit dem ſpäter kommenden gehen. Unſere Armenkaſſen ſind ſchon außer Stand, den Anforderungen zu genügen. Unſere Gemeindekaſſen können ihnen keine Zuſchüſſe anweiſen — denn ſie haben keine.

Geſetzt aber auch, der Staat, die Gemeinden und die Privaten wendeten nach wie vor namhafte Summen dem Nothſtand zu, ſo ſind alle dieſe Spenden dennoch ungenügend, höchſtens hinreichend, den augenblicklichen Wehſchrei zu unterdrücken, nicht aber, ihm eine dauernde, eine gründliche Abhülfe zu verſprechen.

In Kaſſel iſt der Handwerkſtand, namentlich der Bauhandwerker, in einer verzweifelten Lage. Der Taglöhner mit Familie verdient im günſtigſten Falle nur ſo viel, um täglich einen Laib Brod kaufen zu können von ſechs Pfund. — Zweitauſend Menſchen werden bereits von den öffentlichen Armenkaſſen erhalten. Eben ſo viel im Stillen und von Privatvereinen. Aber doppelt ſo viel, kann man annehmen, entbehren noch jeder Hülfe und jeder Ausſicht darauf.

In Fulda empfangen 3000 Menſchen Unterſtützung — 9000 Einwohner hat die Stadt — Brod iſt nur für einen Monat vorhanden.

In Marburg ſind unzählige Handwerker ohne Verdienſt; eben ſo in Schmalkalden ꝛc.

An den einzelnen Bürgern iſt es, zuſammenzutreten und ſelbſtſtändig und mit allen Kräften den Urſachen dieſer Uebel nachzuſpüren und möglichſt gründlich ihnen abzuhelfen. Behörden können Das nicht. *Jeder Einzelne* muß hier ſeine Erfahrungen bekannt machen; daraus erſt laſſen ſich mit Sicherheit die Urſachen dieſes ſchrecklichen Nothſtandes ermitteln und ihnen entgegen wirken. Jetzt tappen wir Alle im Finſtern.

O daß doch in dieſer wichtigen, Selbſtthätigkeit gebietenden Angelegenheit die alte Gleichgültigkeit weiche und die Anſicht. Jeder bekümmere ſich um ſich ſelbſt. Sorgt man denn nicht für ſich, wenn man für ſeine leidenden Brüder ſorgt? Oder glaubt man, die Armuth werde nicht ſtets weiter und weiter um ſich greifen, wenn man nicht ihre ſo gut wie unbekannten Entſtehungsgründe aufſucht und aufhebt.

Der Verfaſſer, der in dieſen wenigen Zeilen unmöglich den wichtigen Gegenſtand erſchöpfend behandeln konnte, macht den Vorſchlag, daß in jeder Stadt ꝛc. *edle, ſelbſtſtändige Männer ihre Mitbürger zuſammenrufen mögen*, um zu berathen, wie man Abhülfe gewähre, ehe es zu ſpät wird, und die Verzweiflung jedes ruhige, *geſetzliche Ordnen* unmöglich macht.

Es müßten ſich Vereine (*Hülfsvereine*) bilden, welche mit beliebigen Beiträgen Kaſſen gründen. Jeder Ort hat ſeine Spezialkaſſe. Alle Vereine ſtehen im Rapport und wählen einen Verein zum Centralvereine, wo aus beſtimmten Quoten der Specialkaſſen eine Hauptkaſſe für's ganze Land gebildet wird. Aus dieſer Kaſſe werden großartige Aufkäufe von Lebensmitteln gemacht ꝛc. und den ärmſten Gegenden zugewendet.

Alle *Privatanſtalten* für wohlthätige Zwecke müßten ſich dieſen Vereinen anſchließen oder doch mit ihnen in Rapport treten, damit man endlich einmal ins Klare kommt, wie groß eigentlich die Noth iſt.

Die Hauptſache aber bleibt immer die Ergründung der Urſachen der Noth. *Deßhalb* müſſen von Zeit zu Zeit größere und kleinere Verſammlungen der Vereine ſtattfinden. *Deßhalb* muß *Jeder*, mit noch ſo geringem Beitrag, Mitglied werden können.

Um der dringendſten Noth abzuhelfen, kann man zuerſt Speiſeanſtalten einrichten, und Arbeitsbureau's, wo jedem Arbeitſuchenden Arbeit zugewieſen werden kann. Die Gemeinde- und Staats-Behörden werden ſicher dieſen Vereinen, wodurch allein gründlich abgeholfen werden kann, ihren Beiſtand nicht verſagen.

O möchten doch dieſe paar Worte nicht ganz ohne Eindruck

Digitized by Google

auf die Herzen edler Männer geſprochen ſeyn. Nur durch großartige Mittel iſt die gefährliche Krankheit der Neuzeit, der entſetzliche Nothſtand, zu heilen. — Handle man bei Zeiten!

Ein Kurheſſe.

Die deutſch-amerikaniſche Dampfſchifffahrt.

(Bremen, im Nov.) Die „Weſerzeitung" berichtet ausführlicher über ein Unternehmen, das allem Anſchein nach für das geſammte Deutſchland von der erſprießlichſten Wirkſamkeit ſeyn wird, die bereits im Entſtehen begriffene direkte Dampfſchifffahrtsverbindung zwiſchen New-York und Bremen. In der Vorausſetzung, daß der mächtigſte Hebel zur Ausdehnung des Eigenhandels zwiſchen beiden Ländern in einer direkten Dampfſchifffahrt liegen müſſe, bemühte ſich England, den Endpunkt der Linie für Liverpool zu gewinnen, und ſetzte Alles in Bewegung, um die Route von Deutſchland abzulenken und die ſo gefürchtete Emancipation des deutſchen Handels zu hintertreiben. Frankreich trat als Bewerber für Havre mit offenen und heimlichen diplomatiſchen Künſten auf, Belgien für Antwerpen, Holland für Rotterdam, und ſelbſt Dänemark machte einen ſchwachen Verſuch für Glückſtadt. Von allen dieſen Bewerbungen hat Bremen und mit ihm das deutſche Intereſſe den Sieg davon getragen. Zuerſt iſt es vom politiſchen Geſichtspunkt offenbar bezeichnend, daß die Regierung der Union durch die Bevorzugung eines deutſchen Hafens eine Hinneigung zu Deutſchland an den Tag legt. Ein irgend welterfahrener Scharfblick wird daraus künftige Folgen ſich entwickeln ſehen, die unter Berückſichtigung des aufkeimenden friſchen und lebenskräftigen Elements in Deutſchland jetzt noch eben ſo unberechenbar ſeyn möchten, wie es das endliche großartige Reſultat des Aufſchwungs der Nation ſelbſt iſt. Bei der bisherigen Verbindung der New-York-Packetſchiffe mit Liverpool, London und Havre blieb Deutſchland dem Auge Nordamerika's entrückt und mit Vermehrung der Dampfſchiffe auf dieſen Linien drohte dies immer ſchlimmer zu werden. Bereits hatte die Sache für Deutſchland einen kritiſchen Standpunkt erreicht, und die ſich von allen Seiten zuſammenziehenden Gewitterwolken drohten den Horizont immer mehr zu verdunkeln. In der direkten Dampfſchifffahrt aber hat die Sonne ſich Bahn gebrochen, und durch ſie erleuchtet wird Deutſchland den Vereinigten Staaten direkt ſo nahe gerückt, ſo eng verſchwiſtert werden, wie es die langgeknüpften Bande des Bluts und der Freundſchaft zwiſchen beiden Ländern erheiſchen. In commercieller Hinſicht iſt zunächſt die ſichere, ſchnellere und minder koſtſpielige Correſpondenz von Wichtigkeit. Die amerikaniſchen Dampfer werden ſchneller fahren als die engliſchen, und nach der amerikaniſchen Poſtregulation wird ein einfacher Brief nur 24 C. koſten, während er jetzt über England 42 C. zahlt. Der Hauptgewinn für den Handel liegt aber in dem unausbleiblich ſich vermehrenden Abſatze deutſcher Fabrikate und dem gleichmäßig ſteigenden Verbrauch amerikaniſcher Produkte in Deutſchland. England war auf dem Wege durch den Vortheil der Dampfſchifffahrt ſich in den ausſchließlichen Beſitz des amerikaniſchen Marktes in vielen Artikeln zu ſetzen: es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß die Committenten von Waren ſchon dreißig Tage nach Ertheilung ihrer Beſtellung bereits Aufträge ausgeführt ſahen, während deutſche Kaufleute keine Zeit beſtimmen konnten, und ungeachtet der Empfehlung möglichſter Eile oft fünf Monate bis zum Empfang verſtrichen. Der deutſche Kaufmann und Fabrikant hatte dabei namentlich bei allen Modeartikeln große Nachtheile, die Ladungen von Deutſchland in ſolchen Stoffen unterblieben ganz, und England behauptete allein das Feld, wie ſchon daraus hervorgeht, daß die im Zollhauſe zu Boſton aus Liverpool mit den Dampfern eingebrachten Güter im vorigen Jahr einen Zoll von 1,022,992 Dollars zahlten, d. h. $^1/_{20}$ der Geſammtzolleinnahme der Union. Ein anderer großer Vortheil liegt in der Sicherung der Auswanderung für deutſche Häfen, die in der Dampfſchifffahrt einen neuen Haltpunkt erhalten wird. Natürlich werden ſich die deutſchen Auswanderer in Zukunft über deutſche Häfen vorzugsweiſe einſchiffen, zumal da ſchon ihre unmenſchliche Behandlung in fremden ſie von ſolchen entfernen muß. Die neuen Dampfſchiffe bieten aber für 200 erſte und 100 zweite Cajütenpaſſagiere Gelegenheit, wodurch ſie in weniger als vierzehn Tagen nach New-York gelangen.

(Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Gutzkow's „Uriel Acoſta" ſoll in Hamburg gegeben werden. Das neue Stück hat laut dem Hamburger Berichterſtatter des Nürnb. Korreſp. das Aparte, daß alle auftretenden Perſonen Juden ſind, ein Akt ſelbſt in der Synagoge ſpielt und die Rabbinen mit dem Talmud und der Bundeslade auftreten. Unter den Perſonen befindet ſich auch Spinoza, jedoch nur als Nebenfigur, noch im Kindesalter und in Unterricht bei ſeinem Lehrer Acoſta, der gewiſſermaßen als der Vorläufer des berühmten Philoſophen erſcheint.

Ueber die ſchon oft beſprochenen Blechſchirmgefängniſſe in der Hausvogtei zu Berlin ſagt Hr. Schlöffel in ſeinem ſo eben erſchienenen Werke: „Mein Prozeß wegen Anklage auf Hochverrath (Heidelberg, Verlag von Julius Groos 1846)," folgende der dringenden Erwägung werthen Worte: „Die erwähnten Gefängniſſe liegen auf der Winterſeite; die Fenſter ſind von außen mit einem Blechſchirm dergeſtalt verkleidet, daß ſolcher einem plattgedrückten Trichter gleicht, in welchen das für das Lokal beſtimmte Licht nur von oben durch eine ungefähr 12 Zoll breite Oeffnung einfällt. Hierdurch wird ein unausgeſetzt oscillirendes Licht, eine faſt ununterbrochene Lichtſchwingung erzeugt, welche — abgeſehen von jeder andern martervollen Wirkung — das ſenſible Auge auf's Schmerzlichſte berührt. Rechnet man nun den über alles Maß großen Uebelſtand hinzu, daß der für alle lebende Weſen in der geſammten Natur unentbehrliche Genuß der Sonnenwärme, der Anblick der freien Luft gänzlich verloren geht, ohne den weder Pflanzen- noch Thierwelt dauernd beſtehen kann, ſo iſt die ſchreckliche Einwirkung auf Geiſt und Körper wohl leicht zu erklären, und um ſo weniger befremdend, wenn ihrer gänzlichen Schuldloſigkeit bewußte Unterſuchungsgefangene nach Maßgabe ihrer Naturkraft in längerer oder kürzerer Zeit ſiechen, der Verzweiflung und Geiſteszerrüttung verfallen. Traurige Belege für dieſe Anſicht liefern die bei zwei ſchleſiſchen Unterſuchungsgefangenen kund gewordenen Aeußerungen der in jenen Lokalen eingetretenen Geiſteszerrüttung und der Selbſtmord eines Mannes, welcher nach 24ſtündigem Aufenthalte in einem ſolchen Lokale ſich durch Erhängen den Tod gab." (Schleſ. Ztg.)

Wie wichtig die Brauerei in ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung für Bayern iſt, mögen Zahlen beweiſen. Zur Zeit beſtehen in München, außer dem Hofbrauhaus, 34 Brauereien, welche etwa 110,000 Scheffel Malz verſieden, wozu an 5600 Centner Hopfen gehören, für das daraus gewonnene Bier wird ein ſtädtiſcher Aufſchlag von beiläufig 270,000 fl. bezahlt (zur Deckung der Schulden hat die Hauptſtadt einen Aufſchlag von 2 Pfennig für die Maß Bier, Nürnberg 1 Pfennig und ſo viele andere Städte). Rechnet man dazu den Malzaufſchlag des Staats (5 fl. vom Scheffel), die Steuern und andere Gefälle, welche die Stadt München treffen, ſo darf man annehmen, daß dieſelben an Abgaben faſt mehr als eine halbe Provinz entrichtet.

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Stuttgart, 8. Dec.

Wie allenthalben in unſerer verroſteten und an zahlloſen Mängeln leidenden Geſellſchaft, ſo gibt es auch bei uns immer mehr Arme, für welche die gewöhnlichen Anſtalten nicht mehr ausreichen. Es muß auf andere Weiſe, es muß gründlich geholfen werden. Bis wir durch allgemeine Maßregeln dazu gelangen, wird noch eine geraume Zeit hingehen, daher der Privatwohlthätigkeit bis jetzt noch das Meiſte anheimfällt. Wie viel und verhältnißmäßig doch leicht da in manchen Fällen zu helfen iſt, davon haben wir durch einige hieſige Anſtalten ein lebendiges Beiſpiel. Mehrere vermögliche Menſchenfreunde, worunter auch der Oberſtudienraths-Direktor Knapp und ein reicher Bierbrauer, Denninger, gründeten zuſammen eine Actiengeſellſchaft zur Erbauung eines Wittwenhauſes, deſſen Zweck es iſt, Wittwen aus beſſeren Ständen, aber ohne zureichendes Vermögen oder Einkommen, billige und anſtändige Wohnungen zu verſchaffen. Da wegen Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Stadtrath und Bürgerausſchuß der von der Stadt zu dieſem Zweck gehoffte Platz zu Erbauung eines Hauſes nicht angewieſen ward, ſo unterblieb ein Neubau vorerſt und es ward ein bereits vorhandenes Haus billig angekauft, worin eine Anzahl von 10 Wittwen vorerſt kleine, aber anſtändige Wohnungen zu der Hälfte des hier üblichen Miethzinſes inne haben. — Von denſelben Männern wurde ein anderes Haus gebaut, worin arme Familien, die keine Wohnung finden, ſchnell eine ſolche angewieſen erhalten und zwar gleichfalls zu ganz billigen Preiſen. Dieſe Anſtalten wirken ſehr wohlthätig, ohne große Opfer an Geld zu erfordern, nur dürfen die an der Spitze ſtehenden Herren einige Mühe in Anordnung des Nöthigen, Ueberwachung u. ſ. w. und ſich hier und da ergebende Unannehmlichkeiten nicht ſcheuen.

Coburg, 4. Dec.

Daß das Geld auch bei uns ſehr ſelten ſeyn muß, ſucht uns nicht nur die neueſte Nummer der Dorfzeitung zu beweiſen, ſondern auch unſere ſeit zwei Jahren abgeſteckte Eiſenbahn, die, durch das Werrathal laufend, die Leipzig-Frankfurter mit der bayeriſchen Nordbahn bei Lichtenfels vereinigen ſoll. Da die Verträge der betheiligten Regierungen längſt ſchon abgeſchloſſen ſind, ſo iſt dieſe nachtheilige Zögerung kaum anders zu begreifen. Wie es heißt, ſoll mit nächſtem Frühjahre kräftig begonnen werden; es wäre die höchſte Zeit, wenn wir nicht wieder einmal post festum kommen wollen. — In unſerem ſocialen Leben nimmt, nächſt den verſchiedenen Vereinen, — unter denen beſonders der jugendliche Muſikverein durch kräftiges Streben Beachtung verdient — das Theater die erſte Stelle ein. Daß mit einer herzoglichen Dotation von circa 50,000 fl. Gutes und Schönes geleiſtet werden kann, iſt natürlich. Schade, daß ſich das Gute und Schöne nur auf die unter Drouet's Leitung vortreffliche Kapelle, auf eine königliche Pracht der Decorationen und enormen Kleiderluxus beſchränkt. Das darſtellende Perſonal läßt, ſowohl in Oper als Schauſpiel, Manches zu wünſchen übrig und erhebt ſich zuweilen nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Künſtler, die jeder größeren Bühne Ehre machen würden, ſind im Schauſpiel die Herren Hinz, Rudolph, Däbbelin, Kawaczinsky und die Damen Schröder-Gerlach und Mügge; in der Oper die Herren Reer, Hofer, Nolden und die Damen — doch von ihnen ſtille; die Einzige, die zu ſingen verſteht, Fräul. Haldreiter, iſt über ihre Blüthezeit hinaus. Unter den neueſten dramatiſchen Erſcheinungen gefielen die Opern: „die Musketiere der Königin“ und „Zaire“ (letztere von unſerem regierenden Herzoge componirt) und die Schau- und Luſtſpiele: „Mein Mann geht aus“, „die Herrin von Saint-Tropez“, „der Günſtling“ und „die Tochter des Regenten.“

Mainz, 11. Dec.

Die Franz Lachner'ſche Oper: „Catharina Cornaro“ wurde vorgeſtern zum Benefiz unſeres Tenors, des Hrn. Lehmann, hier zum Erſtenmale gegeben. Ueber die Oper ſelbſt enthalten wir uns aller Bemerkungen und erwähnen nur, daß dieſelbe von unſerem Publikum kalt aufgenommen ward. Das Haus war nicht ſo beſucht, wie man es wohl, da Hr. Lehmann für den Liebling des Publikums gehalten wird, hätte erwarten ſollen; auch wurde Niemand, ſelbſt der Benefiziant nicht, herausgerufen. — Geſtern ſahen wir wieder eine Novität, die Poſſe: „Demoiſelle Bock“, welche, wiewohl man hier für Poſſen, auch wenn ſie über das Poſſenhafte hinausgehen, viel Geduld hat, nicht ausgeſpielt werden konnte. In der letzten Scene nahm nämlich das Ziſchen und Pfeifen ſo überhand, daß der Vorhang fiel und der Verlegenheit der Mitſpielenden, die von ihren Rollen wenig gelernt hatten und deshalb auch dieſelben ſehr mangelhaft und ohne allen Zuſammenhang darſtellten, ein Ende machte. Wir wollen keine einzelne Namen nennen, denn man iſt hier in dieſer Beziehung ſehr empfindlich.

Frankfurt a. M., 12. Dec.

In dieſen Tagen hat der hieſige „Verein zum Schutze der Thiere“ das Verzeichniß ſeiner Mitglieder durch den Druck veröffentlicht, und es iſt in richtiger Würdigung der localen und der Zeit-Verhältniſſe die Angabe der Namen „im Intereſſe der guten Sache und zur Ermuthigung der verehrlichen Förderer derſelben“ durch eine angemeſſene „Vorerinnerung“ eingeleitet, die, hinweiſend auf die neueſte Erklärung des „Münchener Vereins gegen Thierquälerei“ über deſſen Gedeihen, wohl geeignet erſcheint, dem gerechten Wunſche, daß doch auch „in unſerer ehrwürdigen Freiſtadt, der altbewährten Pflegerin alles wahrhaft Schönen und Guten“, die Theilnahme für das Wirken zum Schutze der Thiere Beſtand und Steigerung gewinnen möge, die Aufmerkſamkeit des größeren Publikums zuzuwenden. In dieſen Wunſch einſtimmend, glauben wir um ſo mehr, eine freundliche Berückſichtigung deſſelben empfehlen zu müſſen, je beſcheidener die Anſprüche ſind, die unſer „Verein zum Schutze der Thiere“ an Diejenigen macht, welche ihm etwa beizutreten gedenken ſollten. Ohne daß der Freigebigkeit der Begüterteren irgendwie Schranken entgegenſtünden, fordern die Satzungen des Vereins nur die geringe Summe von dreißig Kreuzern als Jahresbeitrag zu der Geſellſchaftskaſſe, um ſomit den Genoſſen aller Stände die Gelegenheit zu erleichtern, ſich an den ſchönen Beſtrebungen zu immer erfolgreicherer Bekämpfung von Unmenſchlichkeit und Härte gegen die Thierwelt betheiligen zu können, und daß ein Scherflein zu ſolchem Zwecke als Einlage in den großen Gotteskaſten für den Fortbau des Reiches der Liebe betrachtet zu werden verdiene, dafür ſpricht der Segen der Sittenmilderung, welcher ſich jetzt bereits da und dort im Gefolge der verhältnißmäßig noch ſehr jungen Verbindungen wider Mißhandlung der Thiere herausgeſtellt hat. Möge er wachſen je und je, dieſer Segen, und mögen uns von Zeit zu Zeit die Organe der Publicität ſein Erſcheinen bekunden; jedes Zeugniß für ſein Daſeyn iſt eine Förderung des Beſſerwerdens, weil erwecklich zur Nacheiferung! — Wie wir vernehmen, wird die nächſte Generalverſammlung des hieſigen „Vereins zum Schutze der Thiere“ in der erſten Hälfte k. M. ſtattfinden, während in früheren Jahren gewöhnlich ein Abend in der letzten Woche des Decembers zum Zuſammentritte der Mitglieder in eine Plenarſitzung anberaumt geweſen. Dieſe Verlegung des Termins zur Abhaltung der Generalverſammlung in eine minder geſchäftsvolle Zeit dürfte ſich allgemeiner Zuſtimmung zu erfreuen haben, inſoferne ihr nur die gut gemeinte Abſicht zu Grunde liegt, recht vielen Mitgliedern des Vereins die perſönliche Theilnahme an den Verhandlungen zu ermöglichen.

Die erſte Soirée des Hrn. Eduard Roſenhain

für klaſſiſche Pianoforte-Muſik findet Dienſtag den 15. d. M. im Saale des Ruſſiſchen Hofes ſtatt.

Geſchichtliche Vorleſung.

Neunte Vorleſung; Montag, 14, ſo wie auch Dienſtag, 15. Dec.:

Entſtehung des nordamerikaniſchen Staatenbundes. — Benjamin Franklin. — Georg Washington.

Ausnahmsweiſe beginnt dieſe Vorleſung an beiden Abenden um 6½ Uhr und dauert bis 8½ Uhr. — Einzelkarten für dieſelbe (à 30 kr.) erhält man — wie immer — in der Hermann'ſchen, Jäger'ſchen, Sauerländer'ſchen und Schmerber'ſchen Buchhandlung, und beim Eintritt in den Hörſaal.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Dec. Das Donauweibchen (erſter Theil), romantiſch-komiſches Volksmährchen in 3 Abth., Muſik von Kauer.

Montag, 14. Dec. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abth., Muſik von Gluck.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 345. Dienſtag, den 15. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Ein ſchmerzliches Zucken überflog das bleiche reſignirte Geſicht des Geiſtlichen, der einſah, daß alle ſeine Verſuche an dieſem ſtarren Charakter ſcheitern würden. Er berührte daher dieſen Gegenſtand nicht weiter, doch zu einem weitern Zweck ſeines Beſuchs übergehend, hob er darauf an:

„So werdet Ihr mir wenigſtens erlauben, eine andere Frage an Euch zu richten.“

Stocq willigte ein, und richtete den Blick fragend auf den Abbé, der alſo fortfuhr:

„Wer iſt die unglückliche Frau, welche ich in Eurer Wohnung fand?“

„Dieſe Frau!“ rief der Geheimſchreiber beſtürzt: „Ihr habt ſie geſehen . . . geſprochen?“

„Nur einige Augenblicke.“

„Aber der Diener, den ich zu ihrer Bewachung zurück ließ?“

„Sie war allein.“

„Und was . . . was hat ſie Euch geſagt?“ fragte Stocq beklommen.

„Unzuſammenhängende Worte, die ein grauſames Leiden zu verkünden ſchienen,“ antwortete der Geiſtliche mit einem forſchenden Blick. „Wißt Ihr auch, Herr Intendant, daß ſie Euern Namen in ihrem Schmerz nennt . . . daß ſie Euch in ihrem Zorne verflucht?“

„Was beweiſ't das?“ ſagte Stocq mit einem wegwerfenden Achſelzucken. „Und,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: „was iſt überhaupt Eure Abſicht?“

„Ich will dieſes ſonderbare Geheimniß ergründen,“ erklärte der Geiſtliche mit Feſtigkeit.

„Ihr! und mit welchem Rechte?“ wallte Stocq wieder auf, indem eine dunkle Röthe ſein Geſicht überlief und die Zornader an ſeiner Stirne ſichtlich anſchwoll.

„Ich habe es Euch bereits geſagt,“ verſetzte der Abbé ruhig, „es iſt eine Pflicht, welche ich gegen das Fräulein von Rochemore erfülle.“

„Und wenn ich Euch den Eintritt in meine Wohnung unterſage?“

Statt aller Antwort drehte ſich der Geiſtliche herum, öffnete die Thüre, und winkte einem bleichen, ſchlecht gekleideten Weibe.

„Kommt ohne Furcht herein,“ ſagte er: „Ihr befindet Euch in dem Schloſſe des Connetable.“

Stocq fühlte ſich unangenehm berührt durch den Anblick der wahnſinnigen Margarethe, die, ohne ſeiner anſichtig zu werden, die irren Blicke an den wappenverzierten Wänden umhergleiten ließ und mit ſtumpfſinniger Neugierde die farbigen Glasmalereien der gothiſchen Fenſter betrachtete.

„Ein Schloß, ſagt Ihr?“ hob ſie endlich, zu dem Prieſter gewendet, an. „Ja . . . ja . . . hier ſind Wappen und Wahlſprüche! . . . Aber Ihr hättet mich nicht hieher führen ſollen! ich will kein Schloß bewohnen; verbergt mich lieber in einer Hütte . . . damit man ihn nicht findet . . . damit Niemand erfährt, daß er von Adel iſt . . . Aber ach! ſie haben ihn ja ſchon entdeckt . . . haben ihn ermordet . . . und ſeinen Sohn, mein armes Kind, haben ſie auch abgeſchlachtet, während ich ohnmächtig am Boden lag . . . und als ich erwachte . . . als ich meinen ſüßen Knaben ſuchte . . . Doch nein, es war nicht hier . . . ein Schloß, habt Ihr geſagt! . . . O! ſeyd geſegnet, daß Ihr mich mitgenommen habt . . . ſo werde ich doch jenen Mann nicht mehr erblicken . . . Allmächtiger Gott! da iſt er ſchon wieder!“ ſetzte ſie grell aufſchreiend hinzu, als ſie im Umwenden ſich Auge in Auge mit Claude Stocq befand.

„Margarethe!“ ſagte dieſer mit großer Sanftmuth zu ihr, „Margarethe! beruhige Dich! hier haſt Du keinen Feind zu fürchten; ich bin es, Dein Gebieter.“

„Mein Gebieter!“ wiederholte die Wahnſinnige mit großen Blicken. „Habe ich denn einen Gebieter? . . . Ach ja . . . ich erinnere mich! . . . ein Gefängniß ohne Luft . . . ſchwarze Mauer . . . und dann der Hunger . . . O Gott! wie ſehr habe ich gelitten.“

Stocq ging mit finſter gerunzelter Stirne auf ſie zu und nannte drohend ihren Namen. Margarethe ſank augenblicklich vor ihm auf die Knie.

„Drohſt Du denn ſchon wieder?“ rief ſie weinerlich aus: „Dein Blick erfüllt mich mit Entſetzen. Haſt Du eine Mutter, haſt Du einen Sohn, ſo ſchenke mir um ihretwillen Gnade . . . Doch nein, Du vergiebſt nicht . . . Wohlan! ich werde ſchweigen . . . werde Dir dienen, und wenn mich Gott erhört, ſo werde ich ſterben.“

Von dem Geiſtlichen, der dieſe Scene mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet hatte, wegen der Urſache des Wahnſinns dieſer Frau mit aller Strenge befragt, gab Stocq, der indeſſen ſeine ganze Faſſung wieder erlangt hatte, als Grund an, daß die Unglückliche ihre ganze Familie bei einer Metzelei der Hugenotten umkommen geſehen, daß ſie den Verſtand darüber verloren und von ihm aus Barmherzigkeit aufgenommen worden ſey.

In dieſem Augenblick kam der Diener, welchem Margarethens Aufſicht anvertraut geweſen, athemlos auf das Schloß gelaufen, und dankte dem Himmel, als er die Flüchtige erblickte, welche ihm der Abbé entführte, während er ſich einige Minuten vom Hauſe entfernt hatte, um einem Fremden den Weg nach dem Schloſſe des Connetables zu zeigen. Auf die Erkundigung des Prieſters, ob die arme Irrſinnige oft derlei Anfällen unterworfen ſey, gab der Diener mit treuherziger Miene zur Antwort:

Digitized by Google

„Faſt alle Tage faſelt ſie, und in ſolchen Augenblicken thut es Noth, ein wachſames Auge auf ſie zu haben. Oft hält ſie ſogar mich für einen Mörder, mich, den alten Remy, der ihr nie etwas zu leid gethan."

„Seht Ihr nun!" rief Stocq mit triumphirender Miene.

„Die übrige Zeit," fuhr der Diener fort, „iſt ſie beſchäftigt, in einer verwünſchten Bibel zu leſen, die ihr ſicherlich das Hirn verrückt hat. Ihr müßt das verſtehen, da Ihr ein Prieſter ſeyd."

Margarethe horchte auf. „Ein Prieſter! ein Prieſter!" murmelte ſie mehrmals leiſe vor ſich hin. Mit einemmale kniete ſie vor dem Abbé nieder und verlangte ſeinen Segen. Der fromme Mann ertheilte ihr denſelben aus tiefgerührter Seele, denn er wußte wohl, daß für die umnebelten Gemüther, die allein von dem Inſtinkte geleitet werden, es nur eine einzige Religion giebt. Aber er war zweifelhaft, ob er Gott bitten ſolle, der Unglücklichen den Verſtand zurück zu geben, oder ihr denſelben gänzlich zu entziehen.

„Heiliger Mann!" ſagte ſie, während er ihr die Hände auflegte: „betet für Diejenigen, die ohne Gebete geſtorben ſind."

„Nun," fragte Stocq mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln: „wie ſteht es mit Euerm Verdacht, Herr Abbé?"

„Mag Gott und Euer Gewiſſen zwiſchen uns richten," verſetzte er und verließ das Zimmer, nachdem er noch einen Blick voll unausſprechlichen Mitleids auf die arme Wahnſinnige geworfen, deren trauriges Schickſal er nicht zu mildern vermochte.

Stocq's Gewiſſen war allerdings ein alter Feind von ihm, aber kein Hinderniß ſeiner Handlungen, und ſo lange kein Beweis aus dem Munde der Wahnſinnigen oder der Todten hervorging, glaubte er nichts zu fürchten zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Die Befreiungshalle bei Kelheim.

Unter allen deutſchen Denkmälern wird die Befreiungshalle bei Kelheim den erſten Rang einnehmen — ein Baudenkmal, das der Mitwelt als ein erhebendes Zeichen ihrer Befreiung nach langer ſchmachvoller Fremdherrſchaft und unſern Urenkeln als ein unvergängliches Zeichen daſtehen wird, ſie warnend und gemahnend jener Unglückszeit eingedenk zu ſeyn, und mit treuem brüderlichem Sinne zu wachen, daß nicht abermals Zwietracht im eigenen Hauſe böſe habgierige Nachbarn hervorrufe.

Eine Schilderung dieſes herrlichen großartigen Bauwerks, das ſich einige Meilen weiter hinauf an dem Geſtade des nämlichen Stromes, wo die Walhalla ſich in ſeinen Fluthen ſpiegelt, aus Privatmitteln des Königs Ludwigs erheben wird, möchte wohl in dieſen Blättern am rechten Orte ſeyn.

Etwa vier Meilen oberhalb Donauſtauf, welchem gegenüber die Walhalla ſich in der Donau ſpiegelt, liegt die Stadt Kelheim, berühmt durch ihre Kalkſteinbrüche. So günſtig auch an dieſem Orte das Terrain ſich zur Aufnahme eines großen Nationaldenkmals geſtaltet, ſo ſehr auch die nahen Steinbrüche einluden, daſſelbe in der Nähe zu errichten, ſo wäre doch vielleicht dies Alles für den erlauchten Gründer deſſelben zur Wahl dieſes Fleckes nicht hinreichend geweſen, wenn nicht hier ſein Lieblingswerk, der nach ihm benannte Canal, den Triumph ſeiner Vollendung durch ſeine Ausmündung feierte. War doch dieſe Vollendung nur möglich nach dem Bruch der Herrſchaft des Fremden und nach jahrelangem ſegensreichem Frieden.

In dem faſt rechten Winkel, den der Canal mit dem Donauſtrome bildet, ſteigert ſich der Boden vom Ufer an allmählig zu einer anſehnlichen Höhe, und es bildet an der Donauſeite das Geſtade eine ſteile Felſenwand. Dort auf dem Gipfel dieſer felſigen Anhöhe erhebt ſich der Bau der Befreiungshalle, den wir mit Angabe der wichtigſten Maße, um von ſeiner Mächtigkeit einen Begriff zu geben, zu ſchildern ſofort den Verſuch machen wollen.

Der Bau, eine ungeheure Rotunde mit Kuppelwölbung, bildet im Grundriß ein Achtzehneck von 206 Fuß Durchmeſſer in der größten Ausdehnung der äußern Bogenhalle (ohne die Gradinaten), welche ſich bis zu einer Höhe von 60 Fuß, einſchließlich der flachen Bedachung, mit dieſer an den Kuppelausbau anlehnt. Um die äußere Bogenhalle ziehen ſich noch drei Gradinaten herum, die miteinander 22 Fuß Höhe haben. Mit den Gradinaten erreicht der Bau bis an die äußerſte Linie der Laterne in der Kuppel die Höhe von 175 Fuß. Die Höhe von den Gradinaten bis zum Kranzgeſims beträgt 100 Fuß. Unterhalb des letztern zieht ſich der äußere Triumphgang, mit je zwei durch Pfeiler getrennte Bogenöffnungen in jeder Seite des Achtzehnecks, herum. Ueber dem Kranzgeſimſe legen ſich drei Stufen an die äußere Kuppelwölbung an. Die Treppe in ihrer obern Abtheilung führt faſt bis zur Hälfte ihrer Höhe gerade zum Bau hinauf, dann theilt ſie ſich nach den Seiten in zwei Aufgänge. Stellen wir uns nun im Innern des Baues ins Centrum, ſo umgibt uns ein Säulencyklus, welcher in ſeinem Durchmeſſer, von einer Säulenmitte durchs Centrum der Rotunde bis zur andern, 100 Fuß mißt. Achtzehn Säulenſchäfte erheben ſich vom Boden aus auf den Radien des Achtzehnecks. Sie ſind Monolithe von Granit, und haben bei 4 Fuß 4 Zoll Durchmeſſer mit Baſen und Capitälern von weißem Marmor eine Höhe von 27 Fuß. Ueber ihnen wölben ſich Rundbögen mit Archivolten von ebenfalls weißem Marmor mit ihren Zwickeln zuſammen. Die darüber ſich aufbauenden 18 Mauerflächen ſind von gelbem Marmor. Auf ihnen erblickt man Inſchrifttafeln von weißem Marmor angebracht. Oberhalb derſelben ſind die 18 Mauerflächen von je zwei Bogenöffnungen mit Pfeilern und Halbſäulen durchbrochen. Hinter ihnen führt der innere Triumphgang herum. Ueber dieſen Bogenöffnungen des innern Triumphganges ſchließt den ſenkrechten Ausbau das Kranzgeſimſe in einer Höhe von 84 Fuß vom innern Boden. Die innere Kuppelwölbung erreicht von dort noch bis zur Laterne, die im Lichten einen Durchmeſſer von 31′ hat, eine Höhe von 30.′ Hinter dem Säulenkranz führt zu ebener Erde noch eine Bogenhalle mit Kreuzgewölben herum, welcher der Architekt eine Bekleidung von einem dunkelrothen Marmor zu geben gedenkt, deſſen Name uns entfallen iſt, deſſen Wirkung aber prachtvoll ſeyn muß. Dieſe Bogenhalle ſchließt das Innere des Baues mit einer Cellamauer von 8′ Dicke, und wird durch letztere von der äußern Bogenhalle getrennt. Nach dieſen Andeutungen wird man die Grund- und Aufriſſe und den Durchſchnitt leicht conſtruiren können.

Dieſer ungeheure Kuppelrotundenbau nun dient dazu, eine würdige Umgebung und Einhegung ſeines monumentalen Kerns zu bilden, deſſen Sinn, ſo groß ſeine Bedeutung iſt, dennoch — nach des königlichen Gründers Geiſt und Vorſchrift — auf die einfachſte Weiſe ausgedrückt wird. Denken wir uns noch einmal im Mittelpunkte des Podiums der Halle unter der Laterne der Kuppel, von welcher allein das Licht auf dieſe Scene fällt; hier ſehen wir uns in einer Radien-Entfernung von etwa 40 Fuß von einem ringartigen Stylobat umſchloſſen, der nur durch eine Oeffnung, in gerader Linie mit dem Haupteingange von außen in die Halle, den Zugang in ſeinen Kreis geſtattet. Auf dieſem fortlaufenden Stylobat ſtehen in einem Kreiſe Hand in Hand vierunddreißig koloſſale Siegesgöttinnen. Je zwei ſtehen vor den Säulen neben einander, ſich die zwei nächſten Hände reichend; mit der andern Hand halten je zwei der Victorienpaare einen erzenen Schild aus erbeutetem Kanonenmetall. Auf der vergoldeten Vorderſeite dieſer Schilde ſtehen die Namen der in den Befreiungskriegen gewonnenen Schlachten und der Wahlſtätten, wo die Siege errungen wurden; die Namen der Feldherren, welche ihre Heere

Digitized by Google

in dieſen Schlachten zum Sieg führten, lieſ't man in den entſprechenden marmornen Inſchrifttafeln auf den nämlichen Mauerflächen des Achtzehnecks, von denen ſchon weiter oben die Rede war. Die Rückſeite der Schilder wird unvergoldet bleiben, damit man erkenne, aus welchem Stoff ſie gegoſſen ſind. Die geflügelten an 10 Fuß hohen Victorien, welche mit den Schilden, die ſie halten, einen impoſanten Kranz bilden, der nur einen Eingang in ſeine Mitte offen läßt, ſind von weißem Marmor. Sie werden nach Meiſter Schwanthalers herrlichen Modellen ausgeführt.

Was das Material, das zur Befreiungshalle verwendet wird, betrifft, ſo muß bemerkt werden, daß dazu kein Stückchen Holz genommen wird, ſondern daß daſſelbe nur in Kelheimer Kalkſtein, Granit, Slanders-Marmor, Eiſen und Kupfer beſteht, mit welch' letzterem Metall die Kuppel und die Bedachung der Vorhalle eingedeckt werden ſoll. Der Unterbau, deſſen Fundamentmauern auf dem ungleichen Baugrunde ſtellenweiſe aus einer Tiefe über 50 Fuß heraufgeholt werden mußten, iſt an ſich ſchon ein künſtlicher Complex von zahlloſen Gewölbe- und Bogenconſtructionen. Wir verzichten indeſſen, da er nur techniſches Intereſſe bietet, auf ſeine Schilderung, ſo wie auch des Raumes wegen, unerwähnt bleiben muß, auf welche ſinnreiche Weiſe der Architekt des Baues, der Direktor der königlichen Akademie der bildenden Künſte, Ritter Fr. v. Gärtner, die doppelte Kuppelwölbung ins Werk richten will.

Wir ſchließen hiemit den Bericht über dieſen merkwürdigen Bau, den Deutſchland mit Recht den bedeutungsvollſten der Gegenwart nennen darf. (Allg. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Annexation von Krakau beginnt nun auch in Broſchüren behandelt zu werden, deren Reihe mit einem „die Annexation von Krakau" betitelten Schriftchen von A. F. Jäger hier in recht befriedigender Weiſe eröffnet worden iſt. Wie dies vom Verfaſſer zu erwarten war, iſt darin mit eben ſo entſchiedenem, als ruhig, objectiv und auf gute Gründe geſtützt auftretendem Freiſinne die Unvereinbarkeit der Annexation von Krakau mit der Wiener Kongreßakte aus den vollſtändig mitgetheilten Materialien in einer auch jedem Laien verſtändlichen, klaren, anſpruchsloſen und unbefangenen Weiſe darzuthun geſucht. Es wird indeß auch gezeigt, daß trotzdem mit dieſer politiſchen Maßregel von den drei nordiſchen Mächten eine Verletzung des Prinzips der Kongreßakte nicht beabſichtigt worden, ſondern daß nur eine Meinungsverſchiedenheit unter den fünf Großmächten über die Tendenz der Kongreßakte obwalte, deren Beilegung auf gütlichem Wege um ſo mehr zu hoffen ſey, als der Annexation, wenn auch keine Rechts- doch wenigſtens ſehr erhebliche Zweckmäßigkeitsgründe zur Seite ſtünden, welche bei unbefangener Betrachtung nicht verkannt werden könnten. Schließlich wird insbeſondere die hohe Bedeutung und das Wünſchenswerthe einer ſolchen Verſtändigung für Deutſchland hervorgehoben. Wir wünſchen dem Schriftchen in allſeitigem Intereſſe eine recht große Verbreitung. Dr. Wilhelmi.

(Karlsruhe, 7. Dec.) Zu den vielen hier beſtehenden Unterſtützungsvereinen hat ſich nun auch ein ſog. Kreuzerverein zur Linderung der jetzigen Noth gebildet, der von ſeinen Mitgliedern wöchentlich einen Kreuzer erhebt.

Der bekannte Componiſt Adam baut ein neues Theater und zwar ein Opernhaus. — Uebrigens macht man in Frankreich die größten Anſtrengungen, die auch dort im Ganzen ſehr geſunkene dramatiſche Kunſt neu zu heben. Sämmtliche bekannte und berühmte Schriftſteller wenden derſelben ihr Talent zu, neuerdings auch P. v. Mouſſet und der ſchnell berühmt gewordene P. Féval. Balzac hat ein neues Stück geſchrieben: „Der leichtſinnige Vater", von Scribe wird ein neues einſtudirt, die Frau von Girardin, Soulié, Gozlan, Dumas ꝛc. ſind thätiger als je. — Aus England hören wir, daß Bulwer nächſtens auch mit einem neuen Stück auftreten wird.

Nach einem Berichte von Gützlaff an die aſiatiſche Geſellſchaft erfährt die chriſtliche Religion in China fortwährend große Duldſamkeit. Mehrere durch Beredſamkeit ausgezeichnete Chineſen predigen in verſchiedenen Theilen des Reichs das Evangelium. Die Zahl der katholiſchen Miſſionäre in China beträgt etwa achtzig.

(Neues Mittel, Weinſchulden einzutreiben.) Kürzlich ſah man in Paris eines Morgens in der Rue de Seine einen Mann mit einem ungeheuern Anſchlagzettel auf dem Rücken vor der Wohnung eines Studenten auf- und abwandern. Auf dem Papier ſtand: „Herr C. iſt mir das Geld für 30 Flaſchen rothen Wein ſchuldig; ich warte hier, bis er ſie bezahlen wird." — Das ſoll gewirkt haben.

(Würzburg, 12. Dec.) Die Pyrenäenſänger, welche, ſo eben auf einer Kunſtreiſe durch Deutſchland begriffen, überall, an Höfen, bei Notabilitäten der Muſik u. ſ. w. die ſchmeichelhafteſte Aufnahme fanden, werden dieſer Tage hier eintreffen, um Ein Konzert zu geben. (Dem Vernehmen nach werden ſie ſich alsdann nach Frankfurt begeben, um auch dort ſich öffentlich hören zu laſſen. Bei dem vortheilhaften Ruf, der ihnen vorangeht, darf man ſich einen genußreichen Abend verſprechen.)

Die Armenbrod-Bäckerei, welche vor etwa 3 Wochen in Berlin ins Leben trat, hat bedeutenden Fortgang. Schon am 27. v. M. hatte ſich ihr Kapital auf über 2000 Thlr. vermehrt. Zuerſt lieferte ſie täglich etwa 400 Brode, dann 600 und ſteigerte ihre Lieferungszahl ſofort bis zu 1000; um dieſe liefern zu können, mußte Tag und Nacht gebacken werden. Das Direktorium bemüht ſich jetzt, ein zweites Backlokal einzurichten, wo ebenfalls Tag und Nacht gebacken werden ſoll. In zehn Stationen ſind jetzt die Armen-Brode zu haben, ſpäter, nachdem die zweite Bäckerei in Thätigkeit geſetzt ſeyn wird, ſollen zwanzig Niederlagen eingerichtet werden. Auch iſt es durch die Zunahme des Capitals der Geſellſchaft möglich geworden, ſich ein Fuhrwerk anzuſchaffen, welches die Brode den Stationen, die ſich ſchon jetzt in allen Stadttheilen befinden, zuzuführen hat.

(Berlin.) Der Verein von Männern, welcher hier zuſammengetreten iſt, um arbeitsloſen Bedürftigen Arbeit nachzuweiſen, erfreut ſich eines lohnenden Erfolges. Von oben ſowohl als von unten iſt man dadurch in der Anſicht beſtärkt worden, daß ſolche Arbeitsnachweiſungen auch die beſten Mittel ſeyen, der überhandnehmenden Noth und dem Pauperismus entgegen zu arbeiten.

Aus Vihiers (Maine-et-Loire) ſchreibt man: Ein doppeltes Unglück, welches Denjenigen, die ſich von der Furcht beherrſchen laſſen, zur Lehre dienen kann, hat unſere Stadt betrübt. Einer unſerer Mitbürger, Hr. Boucheron, der die Alterthümer leidenſchaftlich liebte, bildete ſich unaufhörlich ein, daß Diebe ihn ſeiner reichen Sammlung berauben wollten. Hr. Boucheron, ſeit langer Zeit Wittwer, beſaß einen andern Schatz, eine einzige Tochter, ein ſchönes und ſanftes Mädchen von 20 Jahren, welche ihren Vater ſorgfältig liebte und, um bei ihm zu bleiben, ſehr glänzende Partieen ausgeſchlagen hatte. Das Unglück wollte, daß ſie vor einigen Tagen Abends, bevor ſie zu Bette ging, die Thür des Schlafzimmers ihres Vaters öffnete, um zu ſehen, ob er ſchlief. Hr. Boucheron wird durch das Geräuſch der Thüre wach,

Digitized by Google

öffnet, vom Schrecken ergriffen, ſchnell die Gardine und ſchießt ein geladenes Piſtol, das er ſtets unter ſeinem Kopfkiſſen hatte, ab. Das junge Mädchen, vom unglücklichen Vater in der Verwirrung nicht erkannt, ſank, von der Kugel in die Bruſt getroffen, nieder und ſtarb in einer Stunde nach ſchrecklichen Leiden. Den Vater tödtete die Verzweiflung; ein durch den Schmerz verurſachter Schlagfluß machte ſeinem Leben ein Ende.

(Berlin, 6. Dec.) Einen eigenen Eindruck bringt es hervor, wenn man bemerkt, daß unſere öffentlichen Anzeigen bei all' den Klagen über die Noth und Theuerung mit einer Menge von Bekanntmachungen aller Arten von Vergnügungen gefüllt ſind. Das letzte Intelligenzblatt hatte drei große Folio-Spalten voll von dergleichen Luſtbarkeiten. Auch will man bemerken, daß die Weihnachts-Ausſtellungen nie ſo glänzend geweſen ſind, als in dieſem Jahre.

(Polyglotten-Sprachlehre.) Hr. Dr. Cleve-Ackermann, vormaliger Profeſſor am königl. Atheneum zu Paris, beabſichtigt, eine Sprachlehre erſcheinen zu laſſen, die in tabellariſcher Vergleichung und Zuſammenſtellung ſämmtliche ſüd- und weſteuropäiſchen Sprachen, ſo wie die grammatikaliſche Technik derſelben nach einer neuen Methode behandelt. Alle unnützen, zeitraubenden Stuben-Theorieen ſind aus dieſem Werke verbannt; es iſt bemeſſen für den praktiſchen Mann, bemeſſen, mit einigem Gedächtniß und der Kenntniß der techniſchen Formen der Grammatik ſechs bis acht Sprachen in ſechs Monaten gründlich und vollkommen verſtehen, ſprechen und ſchreiben zu können, und zwar ohne die Hülfe eines Lehrers. Außer einer umfaſſenden Anleitung beſteht das ganze Werk aus acht großen Tabellen, worauf Radix, Formation und Transformation behandelt ſind. Wenn dies Werk ſeiner Aufgabe entſpricht, ſo dürfte es vielſeitige Beachtung finden.

Die explodirende Baumwolle iſt nun auch auf die Bretter gekommen, nämlich im Thaliatheater in Hamburg wurde kürzlich gegeben: „Die explodirende Baumwolle", Original-Zeitſchwank in einem Act von Leopoldus.

Fanny Elsler befindet ſich dieſen Winter in Rom, um die Römer zu entzücken, und ihre Verehrer in Deutſchland werden ſich freuen, wenn ſie hören, daß ſie kürzlich dem Papſte vorgeſtellt wurde und ihm den Pantoffel küſſen durfte. Die Tänzerin ſoll bei dieſer Gelegenheit mehr Juwelen an ſich getragen haben als irgend eine Fürſtin.

Prof. Neumann in München hat ein öffentliches Kollegium über chineſiſche Sprache und Literatur eröffnet, Vorleſungen, welche ſchwerlich noch an andern deutſchen Hochſchulen gehalten werden dürften.

Korreſpondenz.

Ulm, im Nov.

Am 8. November laufenden Jahres fand dahier eine öffentliche Schlußverhandlung ſtatt, welche beſonders deßhalb viel intereſſanten Stoff gab, weil das Factum ſchon vor beinahe zehn Jahren vorfiel und der Verbrecher aus Gewiſſensbiſſen ſich und ſeine Mitſchuldige ſelbſt anklagte. Eine Schreinersfrau lebte mit ihrem Geſellen in verbotenem Umgang und beſchloß mit demſelben, vermittelſt der Wurzel der Tollkirſche ihren Mann zu vergiften. Drei Verſuche waren erfolglos, worauf ſie von ihrem Vorhaben abſtanden. Jetzt, da der Gatte längſt in Folge des vielen Brandweintrinkens geſtorben und beinahe zehn Jahre dahin geſchwunden, erfaßt den Verbrecher die Reue; er klagt ſich und ſeine Mitſchuldige an und er wird zu vier Jahren und die Meiſterin zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt. Doch erlauben Sie, daß ich von dieſen ernſten Gegenſtänden zu den Muſen übergehe und Ihnen einen Bericht über unſere Bühne mittheile. Es überraſchte mich ſehr, in Ulm, der einſt ſo berühmten, reichen „guten Stadt", die außer ihrem Münſter und der jugendlichen Donau nur noch wenig von ihren alten Herrlichkeiten zeigt, unter der Direktion des Hrn. Dardenne, ein Theaterperſonal zu treffen, wie man es ſelten in ſeinen einzelnen Fächern an größeren Bühnen beſſer findet und das auf alle Fälle weit über die pecuniären Vortheile, die Ulm der Direktion gegenüber bietet, hervorragt. Die Regie der Oper und des Schauſpiels führt Hr. Direktor Dardenne mit vieler Sachkenntniß ſelbſt. An der Spitze der Oper ſteht als Kapellmeiſter ein junger, ausgezeichneter Mann, Hr. G. A. Schmitt aus Frankfurt — ein Sohn des daſelbſt als Componiſt und Klavierſpieler rühmlich bekannten Tonmeiſters Schmitt — welcher in der kurzen Zeit ſeines Hierſeyns unſere Oper ſo wacker leitete, daß manches Tonwerk dergeſtalt aufgeführt wurde, wie es nur immer in muſikaliſcher Beziehung an einer großen Bühne aufgeführt werden kann. Wiewohl das hieſige große Publikum nicht zu den ſogenannten „Kunſtſinnigen" gehört, ſo iſt das Verdienſt des Künſtlers doch allgemein anerkannt, indem derſelbe in die erſte Zirkel Ulm's eingeführt und auch wegen ſeiner ehrenwerthen Perſönlichkeit allgemein geachtet iſt. Die Stelle eines Muſikdirektors bei einer Bühne wie der von Ulm, iſt um ſo ſchwieriger, weil derſelbe kein zuſammengeſpieltes Orcheſter von Künſtlern, ſondern größtentheils eines von ſolchen Muſikern beſitzt, die er mühevoll erſt in den Geiſt des Tonwerks einführen muß, weshalb die Leiſtungen des jugendlichen Künſtlers auch um ſo größere Anerkennung verdienen. Von den Mitgliedern der Oper, welche beinahe ſämmtlich noch im jugendlichen Alter ſind, nennen wir zuerſt als Tenoriſten Hrn. Hübner (wenn wir nicht irren von Mannheim), der, erſt ſeit wenigen Jahren bei der Bühne, neben einer muſikaliſchen Bildung einen wirklich reinen, kraftvollen hohen Bruſttenor entwickelt und ſich in der trefflichen Schule des Hrn. Rauſcher gebildet hat. Den neu engagirten zweiten Tenor hatten wir noch nicht Gelegenheit, zu hören. Der Bariton Hr. Herbold iſt vorzüglich und ein Schmuck der hieſigen Bühne. Schöne Figur, kräftige, umfangreiche, wohlklingende Stimme, gute Geſangsſchule und wackeres Spiel vereinen ſich bei ihm zu einem ſchönen Ganzen. Hr. Oehlein fand in Mannheim und Köln vielen Beifall und zog ſich aus uns unbekannten Gründen von der Bühne zurück, welche er erſt in der diesjährigen Saiſon wieder betrat, wo er zeigte, daß ſeine Stimme als erſter Baſſiſt neben ihrem ſeltenen Umfang vielen Wohllaut und die beſondere Eigenſchaft beſitzt, daß ſie von der Höhe bis zur Tiefe einen gleichmäßigen Charakter hat und, was leider ſo ſelten bei Sängern der Fall, Hr. Oehlein hat in ſeinem Geſang eine deutliche Ausſprache. Vorzüglichen Beifall fand dieſer Sänger als Saraſtro und Oroviſt. Hr. Wilde ſingt zweite Baßpartieen, hat eine ſchöne Stimme, welche aber noch ohne Bildung und Schule iſt. Hr. Richter (Chordirektor) und Hr. Burkhart ſind für kleine Geſangspartieen engagirt und Hr. Direktor Dardenne übernimmt hier und da Tenorbuffopartieen, wo er weniger durch Stimme, als durch ſeinen Humor und ſein gewandtes Spiel das Publikum ergötzt. Unter dem Damenperſonal der Oper glänzt Dem. Sturm, ein kaum achtzehnjähriges, junges Mädchen aus Linz, welche ihre Geſangsſtudien in Wien unter der Leitung der rühmlichſt bekannten Geſangslehrerin Mad. Fröhlich vollendete und eine metallreiche Stimme mit einer vorzüglichen Geſangsſchule und angeborener Coloratur verbindet. Für Soubretten und in zweiten Geſangspartieen iſt Mad. Herbold eine liebliche Erſcheinung und ſprach beſonders als Adalgiſa in der Norma allgemein an. Mad. Heine ſingt zweite Geſangspartieen und hat eine gute Stimme. Die Chöre ſind mangelhaft. Ich behalte mir vor, in meinem nächſten Bericht das nach Verhältniß vorzüglich beſetzte Schauſpiel Ulm's zu beſprechen.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Dec. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abth., Muſik von Gluck.

Dienſtag, 15. Dec. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberöſterreich, Poſſe mit Geſang in 2 Abth., von F. Kaiſer, Muſik von A. Müller.

Mittwoch, 16. Dec. (Zum Vortheil der Penſionsanſtalt neu einſtudirt): Fauſt, Trauerſpiel in 6 Abth., von Göthe. (Gaſtrolle) Gretchen: Fräulein Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 346. Mittwoch, den 16. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

VI.

Kurz nach der eben beſchriebenen Scene erſchien ein Fremder in dem Schloſſe des Herzogs von Montmorency, der in Abweſenheit deſſelben an deſſen Intendanten, Claude Stocq, gewieſen wurde, welchen er erſuchte, ihn bei ſeinem Gebieter zu melden. Da aber beide Männer, als ſie ſich in's Auge geblickt hatten, von einem unausſprechlichen Gefühl von Widerwillen gegen einander durchdrungen wurden, ſo ſagte Stocq in hochfahrendem, unhöflichem Tone:

„In Abweſenheit des gnädigen Herrn pflegt man ſich an mich, ſeinen Intendanten, zu wenden; Ihr mögt mir ſagen, was Euch zu ihm führt, ich werde ihn davon in Kenntniß ſetzen."

„Ich danke Euch, guter Freund!" gab ihm der Fremde nicht minder hochfahrend zur Antwort: „ich habe mit dem Herrn Connetable, doch nicht mit ſeinen Leuten zu thun, und bin hinreichend an den Umgang mit den Vornehmſten gewöhnt, um von Angeſicht zu Angeſicht mit ihnen verkehren zu können, ohne eines Einführers zu bedürfen."

Nach dieſen Worten kehrte ihm der Fremde geringſchätzend den Rücken zu, während Stocq durch ſo viel Stolz verletzt, ſich zornig auf die Lippen biß und ungeduldig den Tag ſeiner Vermählung und ſeiner Standeserhöhung herbei wünſchte, nach welcher, wie er hoffte, Niemand es mehr wagen würde, in dieſem Tone mit ihm zu reden. Indeſſen war der Connetable nach Hauſe gekommen und beeilte ſich, den Fremden zu empfangen, welcher ſich als Sir Ralph Raleigh zu erkennen gab, und ihm einen Brief der Königin Maria Stuart überbrachte, den der ehemalige Verehrer der ſchönen Gefangenen mit großer Bewegung empfing, und die Züge der einſt ſo heiß geliebten Hand nicht ohne ſtärkeres Herzklopfen überlas.

Von der unerbittlichen Eliſabeth von England in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten, mußte Maria Stuart durch lange Jahre eine Marter erdulden, die tauſendmal grauſamer war als der Tod. Nachdem die Königin von Schottland endlich alle Hoffnung auf Freiheit aufgegeben hatte, ſuchte ſie um den Preis aller ihrer Rechte, um die Vergünſtigung nach, ihren Sohn ſehen zu dürfen, aber dieſe Bitte wurde ihr beſtändig abgeſchlagen. So hatte ſie ſich endlich entſchloſſen, den jungen Raleigh, der ihre Gefangenſchaft freiwillig getheilt hatte, und deſſen Ergebenheit an ihre Perſon ihr nicht weiter nützlich ſeyn konnte, mit einem Schreiben an ihren alten Freund Damville zu entſenden, worin ſie dieſen beſchwor, ſeinen ganzen Einfluß an dem franzöſiſchen Hofe aufzubieten, damit dieſer Eliſabeth beſtimme, ihr den Troſt zu gewähren, ihren Sohn umarmen zu dürfen.

Nachdem Damville das Schreiben mehrmals geleſen hatte, betheuerte er, Alles aufbieten zu wollen, um den Wunſch der unglücklichen Königin zu erfüllen. — „Maria hat große Fehler begangen," ſetzte er mit einem erſtickten Seufzer hinzu: „möge ihr Gott dieſelben verzeihen, und Diejenigen beſtrafen, welche ſie auf ſo harte Weiſe dafür büßen laſſen. — Ihr ſeyd noch ſehr jung, Sir Raleigh; wie lange ſeyd Ihr in Dienſten der Königin?"

„Ich war ſtets um ſie, Herr Herzog."

„Euer Name ſcheint ſchottiſchen Urſprungs zu ſeyn. War nicht Euer Vater ..."

„Ich habe weder Vater noch Mutter gekannt," fiel ihm Raleigh mit einem Anflug von Trauer in die Rede: „ſo weit meine Erinnerungen reichen, befand ich mich ſchon als Kind am ſchottiſchen Hofe. Doch iſt es mir zuweilen, als wolle ein früheres unbeſtimmtes, wirres Bild vor meiner Seele auftauchen, das mein Gedächtniß vergebens feſtzuhalten ſtrebte ... eine Erinnerung von Flucht, Verbannung und Mord ... aber ich weiß nicht, an welches Ereigniß ſich dieſe Erinnerung knüpft. Ich habe die Königin öfters gefragt, doch ſie weigerte ſich ſtets, mir Aufſchluß zu geben, und ſo vermuthe ich denn, daß ich zu einer jener edeln Familien gehöre, welche durch die religiöſen Verfolgungen decimirt wurden, die der Thronbeſteigung der Königin Eliſabeth vorangingen. Ich verſuchte nicht weiter dieſes undurchdringliche Geheimniß zu entſchleiern, aber ich widmete meine ganze Erkenntlichkeit Derjenigen, die mir Namen, Adel und Glücksgüter zurück gegeben hatte."

„Erinnert Ihr Euch nicht, den Abbé von Nangis in Schottland geſehen zu haben?"

„Ich entſinne mich allerdings dieſes Namens."

„Ihr werdet ihn heute Abend an meiner Tafel finden; denn ich hoffe, Sir Raleigh, daß Ihr es mir nicht abſchlagen werdet, mein Gaſt zu ſeyn."

So vieler Höflichkeit ließ ſich nicht widerſtehen; der junge Schotte nahm die Einladung an. Damville reichte ihm die Hand und ſagte:

„Seht mich als Euern Freund in Frankreich an ... Hätte auch Eure Sprache und Euer Weſen mein Vertrauen nicht erworben, ſo würde Maria Stuarts Name allein ſchon hinreichend geweſen ſeyn, Euch mir zu empfehlen. Alſo, Sir Ralph, Ihr bleibt nicht nur in meinem Schloſſe, ſondern Ihr werdet auch in dieſen Tagen dem Vermählungsfeſte einer Perſon aus meiner Familie beiwohnen, welches hier gefeiert werden ſoll."

Nachdem Raleigh auch dieſe weitere Einladung angenommen, ließ ihm der Connetable eine Wohnung anweiſen und beurlaubte ſich ſodann von ihm, um den König Heinrich III. auf einem Spazierritte zu begleiten.

VII.

Raleigh war hoch erfreut über das Benehmen des Connetables, obgleich ihm Maria Stuart dieſen freundlichen Empfang

Digitized by Google

vorausgeſagt hatte. Das Wohlwollen des mächtigen Mannes war doppelt koſtbar für ihn, da er ihm vielleicht behülflich ſeyn konnte, eine Perſon aufzufinden, die ihm über Alles theuer, wie eine himmliſche Erſcheinung durch ſein Leben gezogen und dann ſpurlos verſchwunden war. Außer dem Auftrage der Königin, war es auch noch der Wunſch, eifrige Nachforſchungen nach dieſer Perſon anzuſtellen, welcher ihn mit mächtiger Gewalt nach Frankreich gezogen hatte.

Raleigh's Gemach hatte die Ausſicht nach dem Schloßpark. Während er die Heimkehr des Connetables erwartete, beſchloß er, einen Gang durch die ſchattigen Lauballeen zu machen, und ſich an dem Geplätſcher der Springbrunnen, in deren Marmorbecken luſtige Fiſche ſich überpurzelten, und an dem bunten Farbenſpiel der reichen Blumenbeete zu ergötzen. Um in den Garten zu gelangen, mußte er ſich durch die große Schloßgallerie begeben, wo ihm eine junge Dame begegnete, vor welcher er ſittig grüßend zur Seite trat. Aber als er jetzt den Blick feſter auf ſie richtete, entfuhr ihm ein ſo lauter Ausruf freudigen Erſtaunens, daß die Dame, die bereits an ihm vorüber war, ſich befremdet umſah. Doch jetzt entglitt auch ihren Lippen ein Schrei; ſie ſtarrte Sir Ralph, der ihr die Arme entgegenbreitete, einen Augenblick zweifelnd an, dann lag Luiſe von Rochemore an der Bruſt des Mannes, dem ſie in England ihr Herz geſchenkt hatte, und der während ihrer Trennung nichts vergeſſen hatte, weder ihren edelmüthigen Beiſtand, noch ſeine Schwüre, noch das Bild ihrer Reize, das ſtets vor ſeiner ſehnſüchtigen Seele geſchwebt hatte . . . und jetzt fand er ſie auf einmal wieder, ohne daß er ſie und ſein Glück in ſolcher Nähe vermuthet hatte.

Mit wenig Worten theilten ſich die beiden Liebenden nach dem erſten Rauſch des Entzückens ihre Verhältniſſe mit. Der geheimnißvolle Schleier, mit welchem ſich Ralph früher umgeben hatte, durfte jetzt fallen, und er erzählte Luiſen, daß er mit dem Grafen von Leiceſter einen Fluchtplan für die Königin von Schottland entworfen, da aber die Sache entdeckt ward, ſo läugnete der feige Höfling ſeine Theilnahme und wollte ſeinen Mitverſchworenen ſeiner Sicherheit opfern, als der Himmel Luiſe ſandte, um den jungen Mann zu retten, der beſtimmt war, unter Meucheldolchen zu verbluten . . . Als er ſpäter nach England zurück kam, fand er das Fräulein nicht mehr dort, das eiferſüchtige Frankreich hatte ſeine ſchönſte Zierde zurückgenommen. Raleigh ward von düſterer Schwermuth befallen, und da die Königin Maria ihn öfters um die Urſache ſeines Grams befragte, ſo geſtand er ſeiner einzigen Beſchützerin Alles. „Ziehe nach Frankreich,“ ſprach die hohe Frau zu ihm: „nach Frankreich, wo ich all meine Zuneigungen gelaſſen; gebe Gott, daß Du die Deinige dort finden mögeſt — und wenn Du einſt glücklich biſt, ſo gedenke der armen Maria, doch ohne Deine Zufriedenheit durch ihr Unglück trüben zu laſſen.“ — Hierauf hatte ſie ihn mit einem Schreiben an Damville entſendet, und auf dieſe Weiſe hatte Ralph ſeine angebetete Retterin wieder gefunden.

Von Luiſe erfuhr Ralph hierauf, daß ſie als Verwandte des Connetables, unter deſſen Vormundſchaft, auf dem Schloſſe lebe. Der junge Mann wurde plötzlich bleich wie der Tod; der Connetable hatte einige Worte von der Verheirathung einer Perſon ſeiner Familie fallen laſſen, hatte ihn zu einer Hochzeitsfeier eingeladen . . . Luiſe geſtand zitternd, daß dieſe Vermählung die ihrige ſey, daß ſie mit Claude Stocq verbunden werden ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Auswanderungen.

Für den aufmerkſamen Beobachter ſind allem Anſcheine nach die alljährlich immer mehr zunehmenden Auswanderungen, zunächſt aus Deutſchland nach den freien Staaten von Nordamerika, die wichtigſte Erſcheinung der Tagesgeſchichte, dergeſtalt, daß ſelbſt ſeit Jahrhunderten nichts Aehnliches im Erfolge vorgekommen ſeyn mag. Ich ſage, allem Anſcheine nach, denn vermuthlich ſtehen dieſe Auswanderungen, ſo bedeutend ſie in den letzten Jahren auch ſchon erſcheinen, doch erſt noch in ihrer Anfangs- und Entwickelungsperiode. Dieſe Annahme beruht auf den beiden Hauptgründen der Auswanderung, nämlich:

1) Auf der großen Schwierigkeit hinreichender Subſiſtenz im urſprünglichen Vaterlande und

2) Auf dem Ueberdruſſe an den mancherlei bedeutenden Laſten und Beſchränkungen, welche das europäiſche Staatenleben mehr oder weniger mit ſich führt.

Der letztere Grund iſt beſonders charakteriſtiſch für die Jetztzeit und den Lehren des Chriſtenthums am angemeſſenſten, welches vorſchreibt, daß man, den Staub von den Füßen ſchüttelnd, den Ort verlaſſen ſoll, an welchem man unfreundlich behandelt wurde. Daher wird ſich auch der Hauptzug der Auswanderungen ſchwerlich nach anderen Ländern leiten laſſen, als denen der Freiheit, und deßhalb wandert hauptſächlich der Deutſche aus, weil ſein gutmüthiger, religiös friedfertiger Sinn, nachdem ihm die Geduld auszugehen begonnen hat, lieber dem Uebel aus dem Wege zu gehen ſtrebt, als ſich auf einen ungleichen Kampf einlaſſen mag, bei dem er mit ſeinem ängſtlichen Gewiſſen häufig in Colliſion geräth.

Höchſt wahrſcheinlich werden wir daher in den nächſten Jahrzehnten noch Millionen von Deutſchen auswandern und ihnen auch andere europäiſche Nationen folgen ſehen, wenn dieſe es erſt begriffen haben, daß die Maxime der Deutſchen abermals die beſte iſt.

Dieſe hauptſächlich noch bevorſtehenden Auswanderungen werden, obgleich viel baares Geld mit ſich nehmend, doch ſehr erſprießlich für die Zurückbleibenden ſeyn, weil einestheils noch Geld genug zurückbleibt, wenn es nur gehörig haushälteriſch verwandt und nicht in Eiſenbahnſchwindeleien oder dergleichen vergraben und verſchwendet wird, und anderntheils den Zurückbleibenden ſowohl durch einen größeren Antheil an den Bodenerzeugniſſen die Subſiſtenz erleichtert, als auch hoffentlich, damit nicht noch mehr auswandern, der vorhin erwähnte Druck der Laſten und Beſchränkungen allmählich mehr und mehr abgenommen werden wird. Es iſt daher für die Folge auf eine zwar weniger zahlreiche, aber viel wohlhabendere und zufriedenere Bevölkerung zu rechnen, und es liegt deßhalb eben ſowohl im Intereſſe der Regierungen als der Privaten, die Auswanderungen zu leiten und zu befördern, um zugleich von ihnen, als einem nun einmal nothwendigen Uebel, für ſich und die Zurückbleibenden möglichſt großen Nutzen zu ziehen.

Mit Gewalt verhindert können nämlich die Auswanderungen bei einem ſich mehr und mehr frei fühlenden Volke gewiß nicht werden; nur Beſchränkungen wären möglich, und dieſe würden die Auswanderungsluſt auf die Dauer nur noch größer und heftiger machen, wie der Menſch bekanntlich am meiſten nach Dem ſtrebt, was ihm verboten iſt — bis der Damm mit Gewalt durchbrochen würde, der dem freien Streben willkürliche Gränzen ſetzen ſollte.

Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß die Regierungen ihr eigenes Intereſſe nicht verkennen und ſich vielmehr bei den Auswanderungen auf eine erfreulichere Weiſe, als bisher, betheiligen möchten.

Für die Privaten iſt es dagegen zeitgemäß, theils mittelſt ſolider Actiengeſellſchaften mehr als bisher dieſes Feld des jetzt bedeutendſten Ausfuhrartikels auf rechtliche Weiſe zum eigenen Vortheile möglichſt auszubeuten, und damit ohne Verſäumen zu verfahren, weil der Säumende leicht zu ſpät kommen möchte;

theils aber durch Bildung menſchenfreundlicher Vereine dürftigen Auswanderern die Ueberſiedelung möglichſt zu erleichtern.

In beiden Hinſichten iſt leider ſchon viel verſäumt, wie aus den mancherlei traurigen Berichten über bisher verunglückte Auswanderungen genugſam hervorgeht, und Schreckliches zu vernehmen ſteht gewiß noch mehr bevor, wenn die immer mehr zunehmende Maſſe der Auswanderer nicht beſſer als bisher vor den Verlockungen leichtſinniger Agenten und den Erpreſſungen eigennütziger Betrüger geſchützt werden kann.

Es genüge hier, dieſe Angelegenheit nochmals zur Sprache gebracht zu haben; der Verlauf der Zeit wird gewiß auf ſchreckenerregende Weiſe daran erinnern, und geſchicktere Hände mögen meine Vorſchläge zur Ausführung bringen.

Hann. Münden. W. Günther, Dr.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 6. Dec.) In den letzten Tagen ſtarb in der Vorſtadt Gaudenzdorf eine merkwürdige Frau, Joſephine Haas, 1782 zu Burglengenfeld in Bayern (Oberpfalz) geboren, begründete im Jahre 1844 bei dem k. bayer. Landgerichte Burglengenfeld eine Heirathsausſtattungsſtiftung, vermöge welcher jährlich zwölf arme Mädchen aus der Oberpfalz 800 fl. Silbergeld als Ausſteuer empfangen ſollen, und deponirte 120 Stück öſterreichiſche Bankaktien mit der Bedingung, daß erſt nach ihrem Tode die Stiftung ins Leben trete. Se. Maj. der König Ludwig erhob die Frau in Anerkennung der edlen Stiftung in den Adelſtand mit dem Prädikat von Längenfeld-Pfalzheim, und befahl durch einen Wiener Künſtler eine Gedächtnißtafel anzufertigen, welche ſeiner Zeit hier ausgeſtellt und ſpäter im Rathhauſe zu Burglengenfeld aufgeſtellt wurde. Dieſe wohlthätige Frau lebte in Wien in eigenthümlicher, ſtreng zurückgezogener Weiſe. Das einzige Zimmer, das ſie bewohnte, enthielt nur einen Tiſch, einen Kaſten, einen Strohſack, auf dem ſie ſchlief, und einen mit Leder überzogenen Seſſel, der mit — Staatspapieren gefüllt war. Sie lebte unter den äußerſten Entbehrungen, aß ſelten Fleiſch, heizte nie ihre Stube und weckte durch ihren Anzug die Meinung, daß ſie eine Bettlerin ſey. Und dieſe Frau hinterließ ein Vermögen von viermalhunderttauſend fl. C.-M.! Und dieſe ganze Summe zu wohlthätigen Zwecken. Vermöge des bei den k. bayer. Landſtänden niedergelegten Teſtaments ſollen abermals jährlich 21 Pfälzerinnen ſich gleicher Ausſteuer, wie oben angezeigt, erfreuen. Dieſe ſollen nur arme, ſittliche, katholiſche Mädchen anſprechen dürfen, denen die Verpflichtung obliegt, Bauern aus dem Lande ob der Ems zu heirathen. Für Niederöſterreich errichtete ſie eine ähnliche Stiftung. (A. Z.)

Ueberall hört man wieder Klagen von Diebſtählen. Es kann nicht oft genug geſagt werden, daß es eben nöthig wäre, denjenigen Leuten, deren Erwerb im Winter völlig aufhört und die doch nicht verhungern können, von Obrigkeitswegen Verdienſt zu verſchaffen.

Mit der Ueberſchrift: „Reicher Kinderſegen“ erzählt das Baſeler Tagblatt: „Die Frau eines Ormalinger Bürgers (Baſellandſchaft) brachte im laufenden Jahre 1846 nicht weniger als fünf Kinder zur Welt. Zwillinge Anfangs verfloſſenen Märzmonat und Drillinge vor einigen Tagen. Erſtere blieben am Leben, von Letzteren hingegen ſtarben bereits zwei.

Die Berliner Polizeizeitung erzählt folgenden Fall: „Ein Dienſtmädchen war von einem Manne, der ſich ihr als Zimmervermiether angegeben, bewogen, zu ihr zu ziehen. Nicht lange, ſo beſchuldigt er ſie, ihm 5 Thlr. entwendet zu haben; das Mädchen betheuert ſeine Unſchuld, aber es hilft ihr nichts, es wird ein Polizei-Commiſſarius geholt und in deſſen Anweſenheit ihr Koffer geöffnet und das ſauer erſparte Verdienſt des Mädchens herausgenommen. Da das Mädchen ſich ihrer Unſchuld bewußt war, ſo trug ſie das ihr widerfahrene Unglück ſehr ſchwer. Sie hatte ein Vierteljahr Lohn und 5 Thlr. eingebüßt und war außerdem in ſchlechten Ruf gekommen. Troſtlos irrte ſie daher eines Tages in den Straßen Berlins umher. Plötzlich bemerkte ſie an einem Hauſe ein Schild, auf welchem ein ſogenannter Concipient ſich dem Publikum zu Anfertigung von Bitt- und Beſchwerdeſchriften empfahl. Dieſer Mann, beſchloß ſie, ſollte ihr eine Schrift zu ihrer Rechtfertigung anfertigen. Sie begab ſich daher zu ſolchem, aber welche wunderbare Fügung des Schickſals, — ſie erblickte in ihm keinen Andern, als den angeblichen Polizeibeamten, der bei ihr Hausſuchung gehalten und ihr das Geld genommen hatte. Da dieſer natürlich nicht geneigt war, eine Beſchwerde über ſich ſelbſt anzufertigen, ſo wandte ſie ſich an einen wirklichen Polizeibeamten, und wir werden den Pſeudo-Poliziſten nächſtens in öffentlicher Sitzung vor den Schranken des Gerichts erſcheinen ſehen.

Wir haben hier in Aachen den traurigen Fall erlebt, daß ein Ackerknecht einen ihm in Verwahr gegebenen, noch dazu geknebelten armen Teufel, der ſich an einem Kartoffelfelde vergriffen, im buchſtäblichen Sinne des Worts zu Tode geprügelt hat! Bei den gerichtlichen Verhandlungen wurde denn auch unter Andern das ärztliche Gutachten darüber eingeholt, ob es in der Praxis wohl vorgekommen, daß Perſonen, ohne Blutverluſt, in alleiniger Folge von Stockprügeln des Todes verblichen, und dieſes Gutachten ſoll ſich „bejahend“ ausgeſprochen haben.

In Folge des Vertrags, der vor kurzem zwiſchen Preußen und England zum Behuf der Sicherheit des literariſchen Eigenthums abgeſchloſſen worden iſt, beginnen auch ſchon engliſche Schriftſteller mit deutſchen Verlagsbuchhandlungen, und umgekehrt deutſche Verfaſſer mit engliſchen Verlegern wegen des alleinigen Eigenthumsrechtes ihrer Werke zu kontrahiren. So hat Bulwer dem Hofbuchhändler Duncker in Berlin das alleinige Recht übertragen, einen Roman, den er jetzt in Arbeit hat, dem deutſchen Publikum durch eine Ueberſetzung zu übergeben. Dieſer Roman wird engliſch und deutſch zugleich erſcheinen.

Korreſpondenz.

Aus Starkenburg, im Dec.

Die Nummer 326 Ihrer geſchätzten Didaskalia vom 26. v. M. enthält aus Langen einen Korreſpondenzartikel, deſſen Verfaſſer dieſer Gemeinde durch die Errichtung einer Realſchule daſelbſt einen materiellen und intellectuellen Vortheil prophezeit. Dagegen erlauben wir uns, die Frage aufzuwerfen, was in der erwähnten Beziehung für Langen im Allgemeinen beſſer ſeyn möge: die Gründung einer Realſchule, oder eine gediegene und durchgreifende Verbeſſerung der bereits vorhandenen Volksſchule. Für jeden Ort, wie Langen, entſcheidet der Unbefangene wohl auf den erſten Blick für das Letztere. Denn in einem ſolchen Orte iſt mit Einer Schule, wenn ſie gut iſt, dem allgemeinen Bedürfniſſe der öffentlichen gemeinſamen Jugenderziehung zur Genüge abgeholfen. Warum alſo noch eine zweite Schule — eine höhere Lehranſtalt — errichten? Etwa deshalb, um die Privatwünſche der wenigen Eltern zu erfüllen, welche ſich für zu „gut“ halten, ihre Kinder in die Schule des Volks zu ſchicken? Gewiß nicht! Unſere Zeit fordert, daß die Kinder aller Stände bis zum Taglöhner herab durch Erziehung und Unterricht für ihren Lebensberuf tüchtig vorbereitet werden, und ſie geſtattet darum in dem Falle keinem Stande ein Vorzugsrecht der Bildung, wenn dieſes Vorzugsrecht durch gemeinſchaftliche Mittel erzielt werden ſoll. Diejenigen Bürger und Staatsdiener in Langen, welche ihre Söhne für einen höheren Lebensberuf vorbereitet zu ſehen wünſchen,

Digitized by Google

haben dafür durch eigene Mittel zu ſorgen, jedenfalls keine Gemeindemittel in Anſpruch zu nehmen. Ebenſo die Bewohner der Umgegend, die jedoch ihre Söhne ſchwerlich nach Langen ſchicken würden, da ſie Darmſtadt und ſeine treffliche Realſchule ſo nahe haben. Schon dieſe nur angedeuteten Gründe laſſen uns mit Zuverſicht hoffen, daß die Intelligenz der Ortsvorſtandsbehörde in Langen keine Mittel für eine Anſtalt verwilligen werde, welche wohl nur von Söhnen aus der ſogenannten vornehmen Klaſſe beſucht werden würde. Weit allgemeinere Billigung würde gewiß die Unterſtützung einer Anſtalt zur Fortbildung des jungen Volkes bis zum 17. oder 18. Jahre finden. Für eine ſolche Verbeſſerung der bereits vorhandenen Schule in Langen, wie auch namentlich für eine beſſere öconomiſche Lage der jetzigen tüchtigen Lehrer daſelbſt möchte, wünſchen wir, die betreffende Behörde die nöthigen Mittel verwilligen, aber nicht für eine noch zu gründende Realſchule, die in Langen ein wahrer Luxusartikel ſeyn würde.

Frankfurt a. M., 14. Dec.

Am 12. d. M. feierte das hieſige freiwillige Scharfſchützen-Bataillon das dritte Erinnerungsfeſt ihres fünfzigjährigen Jubiläums in dem zu dieſem Zwecke feſtlich decorirten Saale zum Wolfseck. Es hatten ſich zu dieſem Feſte viele der älteren Schützen eingefunden, wodurch dasſelbe eine für ſämmtliche Theilnehmer erhebende Bedeutung gewann. Nachdem Hr. Hauptmann Kahles, als Chef des Bataillons, den erſten Toaſt auf das Wohl der beiden wohlregierenden Herren Bürgermeiſter und des ganzen hohen Senats, ſo wie in einem weiteren Trinkſpruch das Wohl des Hrn. Obriſten Reuß, derzeitigen Commandanten der Stadt- und Landwehr, ausgebracht hatte, wurde das von Ludw. Hub eigens zu dieſer Gelegenheit gedichtete Feſtlied: „Im trauten Kreis von heitern Feſtgenoſſen" abgeſungen. Hierauf ergriff Schütz Schleſinger das Wort und brachte in herzlicher Weiſe das Wohl des Hrn. Hauptmann Kahles, ſo wie der ſämmtlichen Offiziere aus. Noch mehrere beifällig aufgenommene Toaſte, ausgebracht von den Herren Hauptmann Lenz, Oberlieutenant Serini und Schütz Büchler, folgten. Auch verlas Hr. Oberlieutenant Bätz eine freundliche Zuſchrift von Potsdam, die an den Vorſtand der hieſigen Ur- und Scharfſchützen gerichtet iſt. Hrn. Gaſthalter und Oberlieutenant Fay wurde für die ſeinen Corpsgenoſſen an dieſem Abende gewährten ausgezeichneten gaſtronomiſchen Genüſſe allgemeine Anerkennung gezollt und keiner der Theilnehmer ſchied wohl, ohne in den Wunſch einzuſtimmen, den die Schlußſtrophe des Feſtliedes ausſpricht:

Bis den Befehl von oben wir empfangen:
„Auf, Schützen, rückt zur ew'gen Ruhe ein!"
Werd' dieſer Tag ſtets feierlich begangen,
Er ſoll ein Feſt für alle Zukunft ſeyn!

Bei dem am 11. d. M. dahier ſtattgehabten Erinnerungsfeſt der hieſigen Freiwilligen aus dem deutſchen Befreiungskriege in den Jahren 1813 und 1815 brachte ein Glied derſelben, Hr. Martin May, den nachſtehenden Toaſt: „Kameraden! Als wir vor acht Jahren bei unſerm Jubelfeſte uns dahin vereinigten, den Tag, an welchem der Aufruf an die Freiwilligen erging, künftig durch ein jährlich abzuhaltendes Erinnerungsmahl feiern zu wollen, da beſorgte Mancher, es möchte bald die Theilnahme an demſelben erkalten, weil dieſes Feſt jedesmal zugleich ſchmerzlich daran erinnern würde, daß die Befreiung des Vaterlandes dem deutſchen Volk nicht die gehofften Früchte getragen habe, — und Thatſachen konnten dieſe Beſorgniß nur beſtärken. Gleichwohl hat es bis jetzt unſerem Erinnerungsmahle noch nie an Theilnehmern gefehlt, wie wir denn auch heute wieder unſere Kameraden zahlreich hier verſammelt ſehen. Wie nun aber keines der ſeitdem verfloſſenen Jahre dahin geſchwunden iſt, ohne deutliche Spuren davon, daß der Keim von 1813 noch nicht erſtickt iſt, der ſich wohl auch nie erſticken läßt, ſo trägt namentlich auch das abgewichene Jahr lebendige Zeichen an ſich, die uns beſtärken müſſen in der Hoffnung, daß jener Keim, wenn gleich lange zurückgehalten durch die Ungunſt der Verhältniſſe, ein kräftiger Sproſſe, ſich endlich in edelſter Blüthe entfalten wird. Schenken Sie mir Ihre ganze Aufmerkſamkeit, Kameraden; denn es ſteht in innigem Zuſammenhang mit der Idee unſeres Feſtes, woran ich Sie jetzt, als an ein ſolches Zeichen erinnern will. An der Stelle, an welcher Jahrhunderte hindurch die deutſchen Kaiſer ihre Krönungsmahle feierten, an der aber zur Zeit der Fremdherrſchaft Frankfurt's Söhne ſich ſtellen mußten, um ſich für den Waffendienſt des fremden Zwingherrn einreihen zu laſſen, — an eben der Stelle ſahen wir jüngſt, im erfreulichſten Contraſte mit jener Zeit der Knechtſchaft, einen Kreis von Männern verſammelt, die, als die Koryphäen deutſcher Wiſſenſchaft, ſich öffentliche Verhandlungen über deutſche Geſchichte, deutſche Sprache und deutſches Recht zur Aufgabe gemacht, die die Wahrung und Ausbildung dieſer unſerer wichtigſten nationalen Güter ſich zum würdigen Ziele geſetzt haben und in nun geſchloſſener Vereinigung jenem Ziele gewiß mit dem beſten Erfolge entgegen ſteuern. — Langſam und aus dem Volke heraus reift ſo das Saatkorn germaniſcher Freiheit und nationalen Bewußtſeyns mehr und mehr, und jeden ehemaligen Freiwilligen muß es freuen, wenn er ſieht, wie die Idee, welche ihn vor mehr als dreißig Jahren begeiſterte, zur Wirklichkeit werden will, wie die junge Generation, von gleicher Freiheits- und Vaterlandsliebe beſeelt, würdig in die Fußtapfen der Väter tritt. — Einen großen Irrthum müſſen wir es jedoch nennen, wenn wir Anſichten hören, wie die, daß die Freiwilligen aus dem Befreiungskriege, ſeelenvergnügt, nur den Karren aus dem Dreck geſchoben zu haben, nachher theilnahmlos geblieben ſeyen für die Fortſchritte der Freiheit und des Rechtes. Dann wäre freilich die Begeiſterung der damaligen Zeit nur das ſchnell erlöſchende Aufblitzen eines Leuchtfeuers geweſen, das nach Belieben gezündet und wieder gelöſcht werden kann. Daß dem aber nicht ſo iſt, bezeugt unſer Gefühl, Kameraden! Mit Freuden blicken wir auf das rüſtige Streben der Gegenwart, mit Luſt erfüllt uns ihr thatkräftiges Wirken; denn es entſpringt ja demſelben Geiſte, der uns einſt die Waffen ergreifen hieß. Mit Recht können wir daher befriedigt darauf zurückblicken, daß wir dazu mitgewirkt haben, daß der Karren wenigſtens wieder in das nationale Geleiſe gekommen, es den Jüngeren überlaſſend, ihn mit Vorſicht weiter zu führen auf den feſten Weg der Freiheit, der Ordnung und des Rechts. Möchten daher die Beſtrebungen zur Entfernung der mannichfachen Hemmniſſe mit Erfolg gekrönt werden, welche der wahrhaften Einigung und lichtvollen Fortbildung unſeres Volkes hindernd entgegen ſtehen! Möchte Glück und Zufriedenheit endlich eine feſte Wurzel finden im deutſchen Vaterlande! Dies iſt mein innigſter Wunſch. — Und nun, Kameraden! fordere ich Sie auf, Ihre Gläſer zu füllen. Auf das kräftige, verſtändige Wirken unſerer Jugend; auf das glückliche Fortſchreiten des deutſchen Volkes und auf die wachſende Einheit, die Kraft und das Glück des Vaterlandes ein dreimaliges Hoch! Sie leben hoch!!!"

Räthſelfragen.

1. Wo muß man ein Mädchen verklagen, das öfters einen andern Liebhaber wählt?
2. Welches Handwerk iſt das geeignetſte zur Geſetzgebung?
3. Was haben die Frauen mit dem Herkules gemein?
4. Wie nennt man die Zimmer der engliſchen Nonnen am richtigſten?
5. Warum nennt man ein Stammbuch Album?
6. Wer darf nie müde werden?
7. Was iſt die Taſche eines Almoſenſammlers?
8. Welche Leute bauen am theuerſten?
9. Welche Aehnlichkeit iſt zwiſchen Dieben und Häſchern?
10. Welche Aehnlichkeit iſt zwiſchen Obſcuranten und Nachtwächtern?
11. Welches Gift wünſcht man ſich im reichſten Maße?
12. Welcher Baum hat oft eine gute Wurzel und dennoch ſchlechte Früchte?
13. Warum iſt die Sonne ein Weib und der Mond ein Mann?
14. Welches ſind unter ſich die friedfertigſten Leute?
15. Was hat Frankfurt durch die engliſche Gasbeleuchtung gewonnen?

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 15. Dec. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberöſterreich, Poſſe mit Geſang in 3 Abth., von F. Kaiſer. Muſik von A. Müller.

Mittwoch, 16. Dec. (Zum Vortheil der Penſionsanſtalt neu einſtudirt): Fauſt, Trauerſpiel in 6 Abth., von Göthe. (Gaſtrolle) Gretchen: Fräulein Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 347. Donnerſtag, den 17. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Der Name Claude Stocq ſchlug wie eine alte unheilvolle Erinnerung an Ralphs Ohr, ohne daß er jedoch irgend eines Zuſammenhangs mit dieſem Namen bewußt werden konnte. Als er jedoch erfuhr, daß Claude Stocq der Intendant des Connetable ſey, da war ihm auf einmal der gränzenloſe Widerwille, der tiefe Haß erklärt, den er bei deſſen Anblick empfunden, und mit tiefem Schmerze fragte er das Fräulein, ob ſie denn wirklich in dieſe Verbindung einzuwilligen vermöge.

„Einwilligen muß ich wohl,“ ſagte ſie traurig, „aber,“ ſetzte ſie mit erſterbender Stimme hinzu, „zu überleben vermag ich ſie nicht. Die von den Wohlthaten des Connetables abhängige Waiſe durfte ſeinen Befehlen nicht widerſtreben, nachdem ihr der Verſuch mißlungen war, ſein Herz zu rühren. War mir doch Euer Geſchick, ſo wie die Fortdauer Eurer Gefühle unbekannt.“

Raleigh war nicht ganz ſo hoffnungslos, wie das arme Mädchen. Er ſuchte Luiſens Muth zu beleben, denn wenn es ihnen nur gelang, die beabſichtigte Verbindung hinauszuſchieben, ſo hoffte er, durch ſeine königliche Beſchützerin den Connetable zu bewegen, ein Band zu zerreißen, das nur zum Unheil führen konnte.

Von dieſer Ausſicht neu belebt, erhob ſich Luiſe wie eine welkende Blume nach einem erquickenden Regen. „O!“ rief ſie aus, „rettet mich vor einer Verbindung, die mir tauſendmal entſetzlicher iſt als der Tod, und ich bin auf ewig die Eure. Als ich dem Drängen meines Vormunds nachgab, hatte ich die Hoffnung aufgegeben, Euch jemals wieder zu ſehen; doch jetzt erfüllt mich Eure Gegenwart mit neuem Muth.“

„Und ich,“ betheuerte Raleigh mit Feuer, „ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß ich nie eine andere Gattin haben werde, als Euch. Bin ich doch jung, reich, von adeliger Geburt und geliebt von Euch! . . . Der Connetable hat mich als Gaſt aufgenommen, hat mir ſeine Freundſchaft angeboten . . . Wenn ich ihm unſere Liebe entdecke, hoffe ich Worte zu finden, die ſein Herz erweichen werden.“

Eines von dem Andern hingeriſſen, ſchwangen ſie ſich zu immer fröhlicheren Erwartungen empor; noch manches ſüße Wort, noch mancher Händedruck und Kuß ward von den Liebenden ausgetauſcht, bis Luiſe, welche die Gallerie ſo niedergeſchlagen betreten hatte, endlich mit Seligkeit in dem Herzen von dem Geliebten ſchied, um im brünſtigen Gebet den Himmel um Schutz für ihre Liebe anzurufen.

So war denn das finſtere Gewölke zerriſſen, welches Raleigh's Jugend umdüſtert hatte; ein neuer Tag erſchien vor ſeinen entzückten Blicken und gab ihm die verlorene Energie wieder. Er wollte eben die Gallerie verlaſſen, um ſich zu erkundigen, ob der Connetable noch nicht nach Hauſe zurückgekommen ſey, als hinter einem Pfeiler hervortretend Claude Stocq vor ihm ſtand, der einen Theil ſeiner Unterredung mit Luiſen belauſcht hatte und ihn jetzt um eine Unterredung erſuchte.

„Was wollt Ihr von mir?“ ſagte Ralph mit einem ſtolzen Blick. „Macht es kurz, Herr! meine Zeit iſt gemeſſen.“

„Ich werde ſo kurz ſeyn, als Ihr es wünſcht,“ entgegnete Stocq mit einem böſen Blick. „Heute Morgen noch willigte das Fräulein von Rochemore ein, einen Diener des Connetables zu heirathen, den Namen, worauf ſie ſo ſtolz iſt, gegen Reichthum zu vertauſchen. Vor einer kurzen Weile habt Ihr ſie geſehen, geſprochen.“

„So iſt es allerdings,“ war Ralphs kurze Antwort.

„Ihr liebt ſie?“

„Ja.“

„Und beide wollt Ihr dieſe Heirath rückgängig machen?“

„Beide.“

„Sehr wohl!“ verſetzte Stocq mit verbiſſenem Ingrimm: „Ich liebe dieſen Freimuth und werde ihn nachzuahmen ſuchen . . . . Wir ſtreben beide nach demſelben Gut, Ihr vielleicht aus Liebe, ich aus Ehrgeiz: einer von uns muß entſagen . . . Ich habe die Stärke meiner Leidenſchaft geprüpft, prüft Ihr nun Euern Muth, denn ich bin entſchloſſen, Euch die Braut ſtreitig zu machen.“

„Ihr?“ rief Raleigh mit einem verächtlichen Achſelzucken. „Und darf man fragen wie?“

Stocq, der innerlich vor Wuth kochte, war doch hinreichend Meiſter in der Verſtellungskunſt, um dem Schotten mit ſcheinbarer Ruhe zu antworten.

„Beliebt es Euch, Sir Raleigh,“ ſagte er, „zu vergeſſen, daß Ihr ein Edelmann ſeyd, und daß mir dieſe Eigenſchaft abgeht?“

„Ich habe dieſe Ehre mehr als einem Menſchen von dunkler Herkunft angethan,“ verſetzte Ralph: „allein,“ fügte er mit ſchneidender Schärfe hinzu, „allein ich kann ſie keinem Knechte erweiſen.“

Stocq fuhr zurück, als habe er plötzlich auf glühende Kohlen getreten; er ſtieß einen Laut aus, der, wenn er ſich vollkommen entwickelt haben würde, ſicherlich dem Gebrülle des auf den Tod verwundeten Löwen geglichen hätte. Aber in gewohnter Selbſtbeherrſchung ſeine Leidenſchaftlichkeit noch zur rechten Zeit bewältigend, nahm er ſich zuſammen und ſagte, ſeinen Gegner wo möglich an verächtlicher Kälte noch überbietend: „Nehmt Euch in Acht! Der Haß dieſes Knechtes gehört nicht zu den Regungen, die man ungeſtraft verachten darf.“

„Ich verachte den Haß wie den Haſſer,“ gab ihm Ralph mit unerſchütterlicher Kälte zur Antwort, und nun den höchſtmöglichen Grad von Hohn in ſeine Worte legend, trat ihm Stocq um einige Schritte näher, und die Ordenszeichen und Gnadenketten, welche

Digitized by Google

des Ritters Bruſt zierten, mit dem Finger antippend, ſagte er langſam:

„Edler Sir, ſind dieſe Orden, welche Eure Bruſt zieren, ſtets Sinnbilder der Ehre und Tapferkeit?“

„Seit wann wagt Ihr daran zu zweifeln?“ fuhr Ralph auf.

„Je nun, ſeit die Edelleute ſich ihrer als eines Schutzpanzers gegen Beleidigungen bedienen.“

Das war zu viel! Dieſe Inſignien, die den Beleidiger ſchützen ſollten, indem ſie ihn mit Ehrfurcht erfüllten, dieſe edeln Zierden ehrte der junge Ritter zu ſehr, um ſie Stocqs Angriffen auszuſetzen; um ſie nicht von ſeinem Schwerte berühren zu laſſen, hatte ſie Ralph in einem Nu abgeriſſen und auf einen Tiſch geworfen. Er wollte den ränkevollen Geheimſchreiber nicht zu ſich empor heben, aber er ſtieg zu ihm herab, indem er ſeine Klinge entblößte, die er alſobald mit jener Claude Stocq's kreuzte, der ein geübter und erfahrener Fechter war. Aber noch war es Keinem gelungen, dem Andern einen Hieb beizubringen, als die große Flügelthüre plötzlich aufflog, und der Connetable in Begleitung mehrerer Edelleute unter derſelben erſchien.

„Was iſt das?“ rief er entrüſtet aus: „bloße Schwerter in meinem Hauſe?“ Und als die Kämpfer einhaltend, die Spitzen ihrer Waffen zu Boden ſenkten, fuhr er fort: „Wer von Euch Beiden iſt der Angreifer?“

Da Claude Stocq geſtand, daß er es ſey, ſo ſchwoll die Zornader auf der Stirne des Connetables mächtig an, ſeine Augenbraunen zogen ſich drohend zuſammen, und er ſagte erſt mit verhaltenem, dann mit immer mächtiger auflodernden Zorne:

„Ihr habt Euch zu vergeſſen erkühnt, daß der Ritter mein Gaſt iſt, daß ich ihn in dieſer Eigenſchaft ſelbſt gegen den König in Schutz nehmen würde. Ihr habt Euch zu ſehr beeilt, den Edelmann zu ſpielen. Ich hatte Euch des Gehorſams, doch nicht der Ehrfurcht entbunden. Gebt mir Euer Schwert.“

Stocq reichte ſein Schwert hin, deſſen Klinge der Connetable mit einem Fußtritt zerbrach. Bei dieſem unerwarteten Ausgang des Kampfes, den Stocq mit ſo freudig-rachſüchtiger Empfindung begonnen hatte, riß ihn der Zorn unwillkürlich hin.

„Gnädiger Herr!“ rief er mit Bitterkeit, „Ihr zerſplittert eine gute Klinge, und ich habe keine andere zu Euern Dienſten.“

„Schweigt, und wagt es nicht, ohne meinen beſondern Befehl vor meinen Augen zu erſcheinen,“ fuhr ihn der Herzog von Montmorency unwillig an. Dann winkte er Raleigh, ihn zu begleiten, und verließ, von ſeinem Gefolge umgeben, mit dröhnenden Schritten die Halle.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Verbeſſerung der Lage der Arbeiter bei der Landwirthſchaft.

(Berlin.) Einer unſerer rührigſten Flugſchriften-Abfaſſer, Ed. Pelz (Treumund Welp) hat ein neues Schriftchen herausgegeben: „Die Stellung der Arbeiter bei der Landwirthſchaft.“ Es enthält einen bei der Generalverſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe zu Breslau 1845 beabſichtigt geweſenen Vortrag und berührt allerdings Verhältniſſe, welche billigerweiſe den gründlichen Unterſuchungen über Schafzucht, Muſterdüngung u. ſ. w. vorangehen ſollten. Pelz hält uns die bedenkliche Zunahme körperlicher Schwäche und ſittlicher Verderbniß bei der ländlichen Bevölkerung vor Augen und erklärt dieſelbe aus ihrer ſo wenig befriedigenden Lage im Allgemeinen. In Schleſien und in den meiſten übrigen Ländern müht ſich die große Klaſſe der beſitzloſen Tagelöhner vom Morgen bis zum Abend mit körperlicher, meiſt anſtrengender und erſchöpfender Arbeit ab, ohne irgend eines höheren Bewußtſeyns, einer geiſtigen Erhebung theilhaftig zu werden; und die ganze Frucht davon iſt ein überaus kärglicher Lohn, der kaum die allerdringendſten Leibesanſprüche befriedigt. So geht es dem Tagelöhner von der Knabenzeit bis zur Erlöſchung der Arbeitskraft; alsdann „winkt ihm der Bettelſtab“; denn „dem beſitzloſen Arbeiter bei der Landwirthſchaft iſt jede Ausſicht auf Verbeſſerung ſeiner Lage, jede Sicherung der Zukunft und des Alters in legaler Weiſe reinweg abgeſchnitten.“ Welche Pflichten nun liegen uns ob zur Bekämpfung dieſes tiefen Uebelſtandes, von welchem Millionen Menſchen (in faſt allen Staaten die große Mehrzahl der Bevölkerung) niedergedrückt werden, ſo daß ſie ihre menſchliche Beſtimmung nicht erfüllen können, vielmehr als unaufhörlich erneuerte Anklage unſerer Geſittung ihr trübes, einförmiges Daſeyn hinſchleppen? Der genannte Verfaſſer urtheilt mit Fug und Recht, daß ein allgemein angewendetes Verpachtungsſyſtem keine Abhülfe bewirken würde; es könnte höchſtens die Geſtalt des Uebels verändern, ohne deſſen Kern zu beſeitigen. Irland mit ſeinen traurigen Zuſtänden tritt uns als das abmahnendſte Beiſpiel entgegen. Eine beſſere Abhülfe, deren der Verfaſſer mit keinem Worte gedenkt, liegt in der Herſtellung einer großen Klaſſe kleiner Grundeigenthümer — was zwar nicht mit Einem Schlage ausgeführt, wohl aber durch zweckmäßige Maßregeln allmählig erreicht werden kann. Denn ein zahlreicher und tüchtiger Bauernſtand iſt durch nichts zu erſetzen. Eine zweckmäßige Domainenveräußerung in dieſer Abſicht würde durch ihre unausbleiblichen Vortheile viele Privatinhaber von zu großen Gütercomplexen zu gleichem Verfahren veranlaſſen. Auch könnte vielleicht die Regierung ſelber unter Umſtänden größere Güter zur zweckmäßigen Parcellirung ankaufen. Ueberall hat die Erfahrung gezeigt, daß eine große Landbodenfläche ſehr beträchtlich an Nutzbarkeit gewinnt, ſobald ſie von vielen einzelnen Eigenthümern bewirthſchaftet wird. Welche Umwandlung in Oberſchleſien und andern Provinzen Deutſchlands, wo der Grund und Boden einer geringen Zahl Familien angehört, würde aus jenem Verfahren hervorgehen, welcher Wohlſtand und welche Lebensfriſche ſtatt der Aermlichkeit und Dumpfheit des Tagelöhner-Lebens! — Pelz meint, man könne bei der bisherigen Betriebsweiſe der Landwiethſchaft im Großen durch beſitzloſe Dienſtleute verharren, dabei jedoch Verbeſſerungen im Geſinde- und Arbeiterweſen anwenden. Sieht man von der erwähnten gründlichen Reform des Landbeſitzes ab, welche einzig und allein der Natur der Dinge entſpricht, indem ſie Arbeit und Ertrag in das wahre Gleichgewicht bringt, und welche unfehlbar im Laufe der Zeit zur Verwirklichung gelangen wird, — ſo ſind allerdings jene „Verbeſſerungen“ noch beſſer als der gegenwärtige Zuſtand von Noth und Entbehrung. Pelz rechnet dahin Arbeiterkaſſen zur Unterſtützung der Invaliden, Wittwen und Waiſen, nach Art der Knappſchaftskaſſen; auch die Hülfskaſſen, beſonders die beſte auf Gegenſeitigkeit beruhende Art derſelben, für Handwerker und Fabrikarbeiter konnten zur Vergleichung gezogen werden. Ferner erinnert der Verfaſſer an die Nothwendigkeit, die Intereſſen der Arbeitgeber und Arbeitſucher zu vermitteln, Nachfrage und Angebot, welche oft nach den einzelnen Gegenden ſo verſchieden ſind, auszugleichen, wobei übrigens die Abſtufung der Lohnſätze nach der Fähigkeit beſſer als gewöhnlich zu wahren ſey; er wünſcht nach dem Vorbilde der Artellgeſellſchaften in Rußland ländliche Arbeiter-Bureaux für beſtimmte Kreiſe errichtet, und zwar von den Arbeitern ſelbſt, weil die Einrichtung ohne deren Selbſtthätigkeit nicht gedeihen würde; höchſtens wäre eine Oberaufſicht der Obrigkeit und der Dienſtherrſchaften zuläſſig. An dieſe Einrichtung ſollen ſich Sparkaſſen, Sparprämien, Geſinde-Belohnungsfonds u. a. anſchließen. Der Verfaſſer glaubt, das deutſche Volk befinde ſich „im Ablaufe des Mannesalters, wo nicht ſchon beim Beginn der Greiſenjahre“; uns ſcheinen aber die erwähnten „Symptome“ vielmehr auf eine neue Jugend hinzudeuten, da es

Digitized by Google

mit der Verjüngungsfähigkeit bei Völkern ſich anders verhält als bei den Einzelmenſchen. (Köln. Z.)

Novitäten und Curioſa im Gebiete der Tonkunſt.

Eine neue Oper von Ferdinand Hiller: „Conradin", wird in dieſem Winter in Dresden zur Aufführung kommen. Der Text iſt von dem Maler Reinick. Wer ſchreibt jetzt nicht alles Operntexte! — Es heißt, Meyerbeer wird mit ſeiner Familie nach Wien überſiedeln. — Paganini's Sohn, der ein großes Vermögen beſitzt, erſcheint in den Pariſer Salons als Comte Paganini — Ein Hr. Mattau hat ein neues Inſtrument erfunden, das Aehnlichkeit mit der Harmonika hat. Er nennt es Hydromatauphone und hat es in London produzirt. Cui bono? — Die Damen von Matamoras (Mexico) — ſagt der Kurier der Vereinigten Staaten — gehen ſehr gerne ins Theater, bekümmern ſich aber wenig um Trauer- und Luſtſpiele. Ihr Hauptvergnügen finden ſie an der Cacucha und Charaktertänzen. Vorzüglich lockt ſie die Tänzerin Jefferſow an. Sobald aber dieſes geendet, zünden die Damen ihre Cigarren an und rauchen ſo ungenirt wie unſere jungen Herrn in den Kaffeehäuſern. — Theodor Hagen's „Civiliſation und Muſik" iſt in Oeſterreich mit dem „damnatur" belegt. Die erſte Auflage dieſes pikanten Werkchens iſt bereits vergriffen. — Nicolai verläßt ſeine Stelle als Muſikdirektor am Wiener Hoftheater und geht nach Berlin; für ihn wird Conradin Kreutzer dort als Muſikdirektor eintreten. — Die Allg. muſ. Ztg. gibt hiſtoriſch-biographiſche Aufſchlüſſe über franzöſiſche Libretten-Dichter, namentlich über Jouy, den Verfaſſer der Veſtalin, des Cortez, der Amazone, von Mehul, der Abenceragen, von Cherubini, der Bajaderen, von Catel, des Moſes (nach dem Italieniſchen Moſe) und des Wilhem Tell, von Roſſini componirt. Aus Jouy's Leben nimmt der Biograph ein Factum, das ſpäter in einem beliebten Luſtſpiel benutzt wurde, nämlich daß man in ſeiner Bibliothek die Geiſter Voltaire's, Rouſſeau's, Montesquieu's ꝛc. in prachtvollen Bänden bewunderte, welche aber nichts mehr oder weniger waren als Privatverſtecke für ſeine Liqueure und andere Spirituoſen.

Von neuen Editionen ſind für Freunde des mehrſtimmigen Geſanges bei Schott in Mainz ſo eben folgende hervorragende Werke und Werkchen erſchienen: Val. Hamm's „Deutſchlands Antwort an Schleswig-Holſtein", in deren Text alle Kernſprüche des deutſchen Michels vereinigt ſcheinen, iſt eine was man ſagt „biederbe Compoſition." Zwar nicht ſchwungreich oder originell, aber das iſt auch nicht nöthig, da der deutſchen Sänger Begeiſterung gewöhnlich dergleichen Mängel erſetzt. Dafür iſt ſie populär, compact, ſangbar, und daher Liedervereinen, die ſich gerne exaltiren, zu empfehlen. Nur ſcheint uns die Tempo-Bezeichnung „Majeſtätiſch" hier nicht an ihrem Platze. — Wilh. Speyer iſt in der Compoſition ſeines Quartetts „Proteſt" (eine Ironie des Zufalls hat mich beide Ausgaben neben einander finden laſſen) eben ſo ſatyriſch und pikant wie Herwegh in ſeiner Dichtung, die bekanntlich mit den Worten beginnt: „So lang ich noch ein Proteſtant, will ich auch proteſtiren." Dieſes kleine Gedicht, welches der Komponiſt nach ſeiner ihm eigenen polyphoniſchen Weiſe muſikaliſch erweiterte, hat ein Quartett hervorgerufen, das mit Soli, Chor, Doppelchor, Tempi und Taktart abwechſelt, und ſomit größtentheils als mehrſtimmiger Wechſelgeſang erſcheint. Ein Genre, der Nachahmung verdient. Der Tempo-Bezeichnung „Maeſtro" könnte ein Schalk hier ebenfalls eine zweite Bedeutung unterlegen. Daß Speyer dieſen Proteſt ſeinem Freunde Giar, welcher Wechſelnotar iſt, gewidmet hat, iſt ein köſtlicher Gedanke. — Wieder einen Gegenſatz zu dieſen beiden bieten die 5 überaus zart gehaltenen Soli-Quartetten von Eſſer. Die Gedichte von Rückert führen die Titel: Huldigung, Ständchen, Liebespredigt, das ſchönſte Plätzchen, und aus der Jugendzeit. Wer den Frieden und die Freude der Tonkunſt ſuchen und ihre Blumen brechen will, der ſinge dieſe Geſänge. Aber er muß auch ſelbſtſtändig und vortragsfähig dazu ſeyn. Dieſe drei heterogenen Männergeſänge gleichzeitig herauszugeben, liefert einen Beweis von der politiſchen Unſchuld der muſikaliſchen Mercatur .... In ſechs Geſängen für drei Sopranſtimmen (zwei Hefte) giebt der Neſtor deutſcher Geſangscomponiſten, Franz Lachner, der Damenwelt ein ſeltenes Geſchenk. Zu einer Zeit, wo faſt alle unſere Componiſten, ohne Rückſicht auf den muſikaliſchen Fortſchritt kunſtgebildeter Frauen, ſich ausſchließlich nur für Männerchor und Quartett intereſſiren, muß dieſe Gabe doppelt willkommen ſeyn. Der Name des Meiſters bürgt auch hier für gediegene und nützliche Arbeiten. Nur ſtelle man ſich nicht etwa Kindergeſänge vor, die in jedem Mädcheninſtitut ihre Kehlen finden. Vorliegende Geſänge erfordern, ohne daß ſie ſich in bizarre und geſuchte Chromatik verirren, tüchtige Dilettantinnen, und in jeder größeren Geſellſchaft, in Konzerten und Muſeen, werden ſelbſt Künſtlerinnen von Ruf ſchöne Wirkungen damit hervorbringen. Fünf Gedichte ſind von Fallersleben und eines von Hölty. Alſo war Lachner nicht pedantiſch in einer konſequenten Wahl ſeiner Gedichte. Bezeichnender wäre wohl auf dem Titel: „Geſänge für Sopran, Mezzo Sopran und Altſtimme."

Mannichfaltigkeiten.

Aus Loitſche (Preußen) wird geſchrieben: „Dieſer Tage iſt hier ein Kind geboren, welches eine Mutter und drei Großmütter am Leben hat. Die Mutter des Kindes iſt 22 Jahr alt, die erſte Großmutter iſt 43 Jahr alt, die zweite Großmutter iſt 68 Jahr und die dritte Großmutter iſt 91 Jahr alt. Dieſe drei Großmütter befinden ſich munter und wohl, und die letzte (alſo wohl die Ur-Urgroßmutter) kann noch Garn ſpinnen, ohne Beſchwerde gedruckte Schriften leſen, und nach ihrer Körperkonſtitution 100 Jahr und noch älter werden.

(New-York, 18. Nov.) Der alte berühmte Aſtor, der als ſchwefelholzhandelnder Bettlerjunge hier angekommen, iſt am 14. cur. mit einer Hinterlaſſenſchaft von 40,000,000 Dollars, geſtorben.

Die Bresl. Ztg. ſchreibt: Bekanntlich leben in Rußland noch mehrere heidniſche Völkerſchaften. Man hat endlich in den letzten Jahren ernſtlich Hand angelegt, dieſelben zum Chriſtenthume zu bekehren. So ſind noch in dieſem Jahre im Gouvernement Orenburg die heidniſchen Einwohner eines Dorfes, im Kreiſe Birsk, Tſcheremiſſen, welche ſeither heidniſchen Göttern Thiere opferten ꝛc., zur griechiſchen Kirche bekehrt worden. In dieſem Dorfe wurden 900 Menſchen auf einmal getauft, in einem andern 300 und in Kurzem wird das ganze Volk der Tſcheremiſſen zum Chriſtenthume bekehrt ſeyn.

Literatur

Konſtitutionelle Jahrbücher. Herausgegeben von Dr. Karl Weil. 1846. 3ter Band. (Stuttgart. Krabbe.)

Eine ausgezeichnete Sammlung trefflicher Originalarbeiten geiſtreicher und wackerer Männer! Der vorliegende Band enthält einen Aufſatz über Schleswig-Holſtein von einem Holſteiner, welcher über dieſe deutſche Na-

Digitized by Google

tionalangelegenheit neue Aufſchlüſſe gibt. Man erſieht daraus, wie der wackere Olshauſen und die, dort unter dem Namen der neuholſteiniſchen Partei bekannten Männer der Neuzeit, an deren Spitze er ſteht, lange, wie die freiſinnigen Schriftſteller in Deutſchland alle, von den Männern der mittelalterlichen Auffaſſungsweiſe, welche ſich dort die altſchleswig-holſteiniſche Partei nennen, verkannt, angefeindet, ja ſogar des Einverſtändniſſes mit den Dänen beſchuldigt wurden, bis die neueſten Ereigniſſe eintraten und die Nation ihre wahren Freunde kennen lehrten. Alle die Männer, welche in Schleswig-Holſtein und Dänemark fördernd oder hemmend, offen oder zweideutig auf die große Volksbewegung dort einwirkten, ſind mit hiſtoriſcher Wahrheit aus und in ihren Handlungen charakteriſirt und über die ſo vielbeſprochene und für unſer Volk ſo wichtige Angelegenheit ein neues Licht verbreitet. Weniger beachtet, aber darum nicht minder wichtig ſind die jüngſten konſtitutionellen Erſcheinungen im Herzogthum Braunſchweig, der Streit zwiſchen der bürgerlichen und der Adelspartei daſelbſt, zwiſchen welchen die Regierung ſteht, die jedoch in der letzten Zeit jener zu mißtrauen ſcheint.

Wer ſich überzeugen will, wie wenig Grund zu dieſem Mißtrauen vorhanden iſt, mit welcher Beſonnenheit, Loyalität und rühmlichen Feſtigkeit die Coryphäen dieſer Partei (wenn man anders die Männer, welche die allgemeine Meinung vertreten, eine Partei nennen kann) auf dem letzten Landtage verfuhren, dem empfehlen wir die Arbeit des trefflichen Präſidenten deſſelben: Karl Steinacker (der braunſchweigiſche Landtag von 1846), welche der vorliegende Band mittheilt. Dieſe klare, ruhige, geſinnungstreue Darſtellung muß jeden Unparteiiſchen überzeugen, auf welcher Seite die wahren Freunde der Regierung zu finden ſind. Ein umfaſſender Aufſatz des Herausgebers über „deutſche Zuſtände der Gegenwart“ gehört unſtreitig zu dem Geiſtreichſten, was hierüber in Schriften über 20 Bogen geſchrieben worden iſt, und wirft einen tiefen Blick in die Zuſtände jedes einzelnen deutſchen Landes. Einſicht und Freimuth ſind darin auf erfreuliche Weiſe mit Mäßigung gepaart, nirgends iſt Declamation oder Conſequenzmacherei, und bei eigenthümlicher Friſche des Ausdrucks erkennt man doch überall den ernſten publiciſtiſchen Schriftſteller, der gründlich kennt, was er lebhaft, wenn auch hier und da etwas trübe, darſtellt. Was Hr. Dr. Kolb, der rühmlich bekannte Herausgeber der Speyerer Zeitung, „über den Zuſtand der Preſſe in Baiern“ mit authentiſchen Belegen mittheilt, ſo wie die Arbeit eines deutſchen Diplomaten über den Utrechter Vertrag ſind ebenfalls ſehr intereſſante Beiträge zur Zeitgeſchichte, welche zu analyſiren uns jedoch der Raum gebricht. Auch dieſe beiden Aufſätze haben, wie Alles, was der vorliegende Band enthält, ein Intereſſe der Gegenwart und ein Intereſſe, das über die Gegenwart hinausgeht.

Herr Sansfaçon.

„Ich genire nicht die Andern;
Laßt denn ungenirt mich wandern —“
Alſo ſpricht manch Menſchenkind,
Rennt durch's Leben toll und blind,
Beide Arm' in beiden Seiten,
Staunend, wenn nur je von Weiten
Andre ihm ſolch' Thun beſtreiten.
Ach, lieb' Menſchenkind, bedenk's im Wandern:
Wer nicht ſich genirt, genirt die Andern.

Frankfurt, 15. Dec.

Die am vergangenen Sonntag den 13. d. ſtattgefundene Matinée musicale zum Beſten einer Chriſtbeſcheerung für arme Kinder, unter der Leitung des Hrn. Muſikdirektors Meſſer, zeichnete ſich nicht allein durch ihre humane Tendenz, ſondern auch durch Wahl und Execution der Piecen aus. Wir haben nicht die Abſicht, jedes Einzelne zu recenſiren, ſondern den gelungenen Vorträgen dieſes Morgens unſere Achtung zu bezeugen, und auf neue Erſcheinungen beſonders aufmerkſam zu machen. In der Compoſition des Hrn. Meſſer für gemiſchte Stimmen (O Maria und Primula veris), das erſte im Oratorienſtyl, das zweite im Kammerſtyl gehalten, hörten wir in der That neue Intentionen und, obgleich im Ganzen einfach gehalten, gehören doch ſehr gebildete Sänger zu ihrem correcten Vortrag. Dieſe finden ſich immer in unſerem Cäcilien-Verein. Die vierſtimmigen Geſänge Mendelsſohns, ſo wie die Scene (Orpheus) von Gluck, ſind mehr oder weniger ſchon bekannt, und wie Hr. Mohr die Flöte und Hr. Heinrich Wolff die Violine ſpielen, iſt ſchon oft gewürdigt worden, deshalb gehen wir zum Vortrag der Mad. Kniſpel über (geborne Fiſcher aus Darmſtadt), welche die Arie aus Fidelio (E dur) und Lieder von Schuberth mit einer voluminöſen, umfangreichen, gleichen Stimme und mit gebildeter Auffaſſung ſang. Es blühen im Privatleben ſo manche ſchöne Talente empor, daß die Oper ſtolz darauf ſeyn dürfte, ſie zu beſitzen. Beethoven's Trio in C moll von den Herren Meſſer, Wolff und Eisner vorgetragen, bot, abgeſehen von einer vorzüglichen Production, die Eigenthümlichkeit dar, daß die Klavierpartie auf einem Piano geſpielt wurde, das keinen Flügel vermiſſen ließ. Das Inſtrument legte Zeugniß ab von dem Fortſchritt der gediegenen Conſtruction in dieſer Gattung, denn der Ton, weich, edel und doch voll, drang mit wohlthuender Sonorität bis in die hinterſten Räume des großen Saales. Es erfüllt alſo die beſten Anforderungen an ein gutes Inſtrument. Nach ſolchen Reſultaten dürfte dem neuen Etabliſſement des Hrn. F J. Meggenhofen ein günſtiges Prognoſtikon zu ſtellen ſeyn.

***

Frankfurt a. M. — (Eingeſendet.)

Wer ſollte die ſchöne Abſicht jener bekannten hieſigen Geſellſchaft verkennen, welche zur Vertheilung einer Chriſtbeſcheerung an die Kinder mittelloſer Eltern dahier zuſammengetreten iſt? Wer wird ihrem freundlichen Streben nicht ein dankbares Gemüth im Buſen bewahren? Einſender dieſes gehört zu den größten Verehrern jener Vereinigung, doch eben deshalb erlaubt er ſich, dieſelbe auf den Ernſt unſerer Zeit aufmerkſam zu machen und ſie in aller Beſcheidenheit zu erſuchen, bei ihrer diesjährigen Beſcheerung ſtatt etwaiger Püppchen und Spielereien, ſtatt vergoldeter Aepfel und Nüſſe, den Kindern nur ſolche Sachen zu beſcheeren, welche den Eltern zur Erleichterung der Erhaltung derſelben dienen.

Beantwortung der Räthſelfragen.

1. Beim Wechſelgericht.
2. Die Bender; weil ſie Alles reiflich überlegen und faßlich darſtellen.
3. Daß ſie mitunter einen Berg von Atlas auf den Schultern tragen.
4. Miszellen (Miß-Zellen).
5. Weil Einem darin viel von Freundſchaft weiß gemacht wird.
6. Ein Mann, der eine herrſchſüchtige Frau hat; denn er ſteht zeitlebens unter dem Pantoffel.
7. Ein Pfennigmagazin.
8. Die Spieler; ſie bauen auf Karten.
9. Sie ſtecken gern ein.
10. Wenn es hell wird, haben ſie nichts mehr zu thun.
11. Die Mitgift.
12. Der Stammbaum.
13. Weil ſie zeitlich zu Bett gehen muß, während er ſich noch auf den Gaſſen herumtreibt.
14. Die Glatzköpfe; denn ſie können ſich nie in den Haaren liegen.
15. Daß man auf der Zeil heller ſieht, wie finſter es in manchen andern Straßen iſt.

Theater-Anzeige.

Eingetretener Hinderniſſe wegen findet die zum Vortheil der Penſionsanſtalt angekündigte Vorſtellung: Fauſt, Trauerſpiel in 6 Abth., von Göthe erſt Montag den 28. Dec. ſtatt und bleibt das Theater heute, Mittwoch den 16. Dec., geſchloſſen.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 348. Freitag, den 18. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

In ohnmächtiger Wuth kniſchend, war der tief gedemüthigte Stocq allein zurückgeblieben. Indem er die Freiherrnkrone bereits mit der Hand berührte, war er wie ein gemeiner Knecht behandelt worden, konnte es geſchehen, daß ihm das höchſte Ziel ſeines ehrgeizigen Strebens vielleicht durch einen unbekannten Abenteurer entriſſen wurde, der ſeinem Schwerte entging, und dem ſeine zur Schau getragene Heftigkeit noch dienlich ward. Es begann ihm zu ahnen, daß Luiſe und der ſchottiſche Ritter ſeinen Sturz herbeiführen würden ... daß die Thränen der Einen, die Liebe des Andern den Connetable erweichen könnten, und daß der ausgeartete Sohn eines eiſenherzigen Vaters, wie er ihn in ſeinem Zorne nannte, Vorwände ſuchen würde, um das ihm gegebene Wort zurücknehmen zu können. Das war zu viel Schmach auf einmal! Er, den man verächtlich in einen Winkel ſtieß, er ſollte ſich demüthig beugen vor einem Andern, der ſtatt ſeiner zum Baron von Rochemore erhoben ward! Nein, entweder war die Rache nur ein leeres Werk ohne Sinn, oder ſie mußte ausbrechen wie der Schimpf über ihn hereingebrochen war. Er ſann vergebens auf ein Mittel, womit dem übermüthigen Edelmann beizukommen wäre, als die wahnſinnige Margarethe wieder in der Gallerie erſchien in Begleitung des Dieners, welchem ſie zur Aufſicht übergeben war, und der, nachdem ſie von dem Abbé von Nangis auf das Schloß gebracht worden, von ſeinem Gebieter den Befehl erhalten hatte, ſie ohne Aufſehen nach Hauſe zurück zu bringen. Allein als ſie vor der Schloßkapelle vorüber gekommen war, hatte ſie ſich nicht abhalten laſſen hinein zu gehen, und hatte dort mit ſolcher Inbrunſt gebetet, daß der Diener es nicht gewagt hatte, ſie gewaltſam aus dem heiligen Orte fortzureißen. Als ſie ſich endlich freiwillig erhob, um über den Hof zu ſchreiten, kam ihnen der Connetable mit ſeiner Begleitung entgegen. Aus Furcht, von ihm angehalten und wegen ſeiner Gefährtin zur Rede geſtellt zu werden, hatte der Diener die Wahnſinnige ſchnell wieder in die Gallerie zurückgeführt, um ſich von dort aus über eine geheime Treppe zu entfernen, welche über den kleinen Hof durch ein Ausfallpförtchen in das Freie führte.

Während der greiſe Diener ſeinem Gebieter Rechenſchaft über ſein Thun ablegte, hatte Margarethe mechaniſch nach den Orden und Ketten gegriffen, welche Raleigh vorhin abgeworfen und damit zu ſpielen begonnen, als ſie plötzlich mit einem lauten Aufſchrei nach einem an einer Kette hängenden Medaillon griff und daſſelbe mit der größten Aufmerkſamkeit von allen Seiten zu betrachten begann, worauf ſie unter Thränen lachend, in halb ſingendem Tone ausrief: „Ha! ha! ha! es iſt wahrhaftig Landry's Halsband, meines lieben Landry's Halsband, mit dem mein kleiner Raoul ſo gerne ſpielte und es umhing ... Ja ... ja ... Landry's Halsband ...“

Stocq, der ihrem Treiben bis jetzt keine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, ward durch dieſe Worte plötzlich von ſeinem Geſpräche mit dem Diener abgezogen. Er war mit einem Satze an der Seite der Wahnſinnigen, faßte ſie an den Schultern, ſchüttelte ſie heftig und rief mit einer vor Begierde ganz heißer gewordenen Stimme:

„Weib! Weib! was faſelſt Du im Wahnſinne?“

Margarethe machte ſich los von ihm, ſtarrte ihn erſt einen Augenblick an, dann aber hielt ſie ihm die Kette mit triumphirender Miene vor die Augen und rief unter wahnſinnigem Gekicher: „Hi! hi! hi! brumme nur, Du böſer Mann! es iſt doch Landry's Kette.“ — Und mit einem Ausdruck unausſprechlicher Liebe, führte ſie das wiedergefundene Kleinod an ihren Mund und drückte heiße Küſſe auf daſſelbe.

Stocq verlangte die Kette zu ſehen; da verbarg ſie Margarethe hinter ihren Rücken und rief, ihn ängſtlich von ſich wehrend: — „Nein, nein! wir müſſen die Gnadenkette vor Euch verbergen ... Ihr würdet ſonſt ſehen, daß er ein Edelmann iſt, und dann würde er erſchlagen werden.“

Aber ohne ſich an die Einwendungen und an das Geſchrei der Wahnſinnigen zu kehren, entriß er ihr die Kette mit Gewalt. „Und nun fort mit ihr, bevor das Geheul der wahnſinnigen Närrin Leute herbei zieht,“ gebot er dem Diener. — Er öffnete ſelbſt die in dem Getäfel verborgene Thüre, ſtieß die weinende Margarethe hinaus und ſchloß ſie wieder hinter dem ihr nachfolgenden Diener zu. Dann ſtürzte er mit der Kette in der Hand, in größter Haſt in das Gemach des Schloßkaplans, deſſen Thüre er mit ſo wildem Ungeſtüm aufriß, daß der fromme Mann ganz erſchrocken von ſeinem Breviere in die Höhe blickte und ſeine Züge ſich ſichtlich verfinſterten, als er den Eintretenden erkannte.

„Ehrwürdiger Herr! Ihr ſeyd in Schottland geweſen?“ rief ihm Stocq entgegen; als der Abbé von Nangis dieſe Frage durch ein Ja beantwortet hatte, ſetzte er hinzu: „Kennt Ihr Sir Ralph Raleigh?“

„Wie iſt mir denn?“ verſetzte der Prieſter ſich beſinnend. „Wartet doch ... bei Maria Stuart befand ſich ein Kind ... Raleigh ſagt Ihr?“

„Ralph Raleigh,“ bekräftigte Stocq.

„Ja, das iſt der Name, welchen ihm die Königin gab, als ſie den Knaben nach Schottland brachte.“

„Sie brachte ihn aus Frankreich mit?“ forſchte der Geheimſchreiber vor Begierde zitternd.

„So iſt es,“ beſtätigte der Prieſter: „ſie hatte ihn auf ihrer Durchreiſe in Senlis in einem einzeln ſtehenden Hauſe aufgenommen, in welchem ſie ein Obdach gefunden, und deſſen Beſitzer in jener Nacht umgekommen waren; das iſt Alles, was ich weiß.“

„O Glück! wie iſt Deine Wiederkehr ſo plötzlich!“ ſprach

Digitized by Google

Stocq in Gedanken. Jenes Kind war ſein gehaßter Nebenbuhler! ſein Herz vermochte kaum ſo viele widerſtreitende Gefühle auf einmal zu faſſen; ein wahres Entzücken durchdrang ihn bei dem Gedanken an die Entdeckung, die er ſo eben gemacht hatte ... Zwei gleich heftige Empfindungen trafen in ſeiner Seele zuſammen, wovon die eine, der Zorn, der andern weichen mußte. Nur von Wuth und Rachedurſt erfüllt, als er bei dem Geiſtlichen eintrat, hatte er jetzt ſein freies Urtheil wieder erlangt ... konnte er ſeine Entſchlüſſe ohne Verwirrung, ohne Verblendung und Gefahr faſſen, kurz, er war wieder völlig Herr ſeiner ſelbſt geworden. Aber die Verwandlung in ſeinem ganzen Weſen war ſo ſichtlich, daß der Geiſtliche nicht umhin konnte, ſeine Verwunderung darüber auszuſprechen.

„Wundert Euch nicht darüber, Mann Gottes," ſagte Stocq, indem er ſein Geſicht in ſcheinheilige Falten legte: „Mir iſt heute viel widerfahren ... man hat mich fortgejagt ... man vermählt meine Braut mit einem Nebenbuhler ..."

Der Geiſtliche, der noch nichts von den neueſten Ereigniſſen dieſes Tages wußte, horchte hoch auf. Der Geheimſchreiber fuhr fort:

„Was iſt das Wort eines Connetables, wenn einem der erſte beſte Fremde die Braut wegſchnappen kann! ... Doch genug! tauſend alte Erinnerungen ſind plötzlich in mir aufgewacht ... altes Unrecht, das mir das Gewiſſen beſchwert ... es könnte ſeyn, daß Geheimniſſe zwiſchen mir und der Familie dieſes jungen Mannes beſtehen ... daß die Reue in meine Seele eingezogen iſt."

„Wenn das wahr iſt, ſo danket Gott dafür," ſagte der fromme Prieſter mit Salbung, „denn Gott allein hält die Herzen in ſeiner mächtigen Hand. Aber, mein Sohn, auf daß die Vorſätze ihr Verdienſt behalten, müſſen ihnen die Handlungen entſprechen."

„Ich weiß es," entgegnete Claude Stocq mit Bezug; „alle Fehler meines Betragens ſollen wieder gut gemacht werden. Meine erſte Pflicht iſt Gehorſam; mein Gebieter hat mich fortgejagt ... ich gehe ... jedoch bitte ich Euch, Ehrwürdiger, zu meinen Gunſten zu vermitteln. Möge mir der Herr Connetable verzeihen, wie ich meinem Nebenbuhler vergebe. Lebt wohl; bittet um Gnade für mich ... ich werde ſie zu verdienen ſuchen."

Er neigte ſich demüthig vor dem Abbé und ging. Der fromme Prieſter faltete die Hände und dankte dem Himmel für die ſchnelle und unvermuthete Bekehrung des Sünders, als für welchen ihn eine unbeſtimmte Ahnung, von welcher er ſich keine Rechnung abzulegen wußte, Claude Stocq, den aalglatten Hofmann, den gewandten Geheimſchreiber, die gefürchtete Hand rechte des verſtorbenen Connetables ſtets hatte halten laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Profeſſor Jordan von Marburg in der bayer. Pfalz.

† (Aus der Pfalz, 14. Dec. — Correſp.) Als im verfloſſenen Monat Auguſt bekannt wurde, daß die Aerzte dem Hrn. Prof. Jordan zur Wiederherſtellung ſeiner durch vieljährige Unterſuchungshaft ſehr geſchwächten Geſundheit die Traubenkur angerathen hatten, da regte ſich bei den zahlreichen Pfälzer Verehrern dieſes edlen Mannes der Wunſch, zum Zeichen verdienter Anerkennung und Theilnahme die Einladung an ihn ergehen zu laſſen, die Traubenkur im milden Klima der bayer. Rheinpfalz, in Dürkheim, am ſchönen Haardtgebirge zu gebrauchen.

Dieſe Einladung wurde freundlich auf- und angenommen, und ſchnell fand ſich eine zur Beſtreitung der Koſten genügende Summe mittelſt freiwilliger Beiträge zuſammen. — Es gingen nämlich ein:

1)	von Landau	216 fl.
2)	„ Dürkheim (nebſt Wachenheim und Pfeffingen)	207 „
3)	„ Neuſtadt (nebſt Forſt)	159 „
4)	„ Deidesheim	145 „
5)	„ Frankenthal (nebſt Dirmſtein)	144 „
6)	„ Speyer	72 „
	Summa:	943 fl.

Dieſe Summe wurde verwendet:

1)	zum Ankauf einer illuſtrirten Beſchreibung der Pfalz ꝛc. für Hrn. Prof. Jordan	8 fl.
2)	zur baaren Ueberreichung an ihn	935 „
	Gleiche Summe:	943 fl.

Der verehrte Gaſt verweilte mit ſeiner Familie in Dürkheim von Anfang September bis zur Mitte Oktobers, und zu den Gefühlen der Hochachtung und Verehrung, die ihn in der Pfalz empfangen hatten, geſellten ſich jene der innigſten Liebe und herzlichſten Theilnahme bei allen Pfälzern, die ſeine perſönliche Bekanntſchaft machten; dieſe Gefühle, und die beſten Wünſche für ſeine volle Geneſung, für ſein künftiges Wohlergehen, begleiteten den würdigen und hartgeprüften Mann in ſeine Heimath zurück. — Von dort aus beauftragte derſelbe in einem Briefe vom 4. Dec. einen ſeiner Freunde in der Pfalz, den übrigen theilnehmenden Freunden ſeinen Dank für ihre freundliche Einladung und Aufnahme auszuſprechen; ihre Zahl iſt aber zu groß, um dies auf dem Wege mündlicher oder brieflicher Mittheilung thun zu können; es ſey daher erlaubt, zu dieſem Zwecke den Weg eines in der Pfalz viel verbreiteten öffentlichen Organs zu wählen, und die bezüglichen Stellen jenes Briefs (die ſeitdem auch in der Sp. Ztg. Aufnahme fanden) hier wörtlich mitzutheilen, die die innern Gefühle des heimgekehrten, verehrten Gaſtes beſſer und ſchöner ſchildern, als es die Feder eines Berichterſtatters zu thun vermöchte.

„Marburg, 4. Dec. Empfangen Sie, als Repräſentant der edelgeſinnten Männer der Rheinpfalz, welche mich als Traubenkurgaſt nach dem ſchönen Dürkheim eingeladen und mir die Geldmittel hierzu eben ſo großmüthig als delicat geſpendet haben, ſo daß ich im Kreiſe meiner Familie völlig ſorgenfrei der Kur obliegen und meine Geſundheit pflegen konnte, empfangen Sie, — vor Allem meinen und der Meinigen tief gefühlten Dank für die mir und meiner Familie ſo herzlich bewieſene Gaſtfreundſchaft, der ich es allein zuzuſchreiben habe, daß meine, durch Drangſale mannichfaltiger Art völlig zerrüttete Geſundheit in ſo weit wieder hergeſtellt wurde, daß ich wenigſtens ohne Gefahr für mein Leben in die rauhere Heimath zurückkehren konnte, und ſelbſt hier, bei ſorgſamer Diät und Pflege, völlige Geneſung hoffen darf; denn die genoſſene Gaſtfreundſchaft iſt auch noch in der Erinnerung wohlthätig wirkſam. Sehe ich auch von dem paradieſiſchen Klima ab, in das mich jedoch die Phantaſie täglich zurückführt, um dort in der ſüdlichen Ueppigkeit der Natur zu ſchwelgen, ſo iſt es noch etwas ganz Anderes, was, wie heilender Balſam, nachhaltigen Einfluß auf mich und meine Geſundheit ausübt: ich habe dort nicht nur ein biederes Volk von bürgerlicher und politiſcher Geiſtes- und Geſinnungstüchtigkeit kennen und achten gelernt, ſondern auch mir die Liebe und Achtung Aller erworben, mit denen ich in nähere Berührung gekommen bin; und dieſer geiſtige Gewinn, den ich wohl verwahrt in meines Herzens innerſten Schrein mit nach Hauſe gebracht habe, gewährt meinem Gemüthe fortdauernd erquickende Nahrung und erheiternde Freude. Es gibt in der That nichts Edleres und Schöneres auf Erden, als die Liebe und Achtung der geiſtig und ſittlich völlig durchgebildeten Zeitgenoſſen, welche die practiſche Förderung der gemeinſamen Sache des Vaterlandes und der damit verbundenen geiſtigen und materiellen Intereſſen ſich zum höchſten Ziele ihres Lebens und Wirkens geſetzt haben.

Digitized by Google

„Darum noch einmal meinen herzlichſten Dank den guten, gemüthlichen Pfälzern, deren gaſtliche Liebe nicht nur meine Geſundheit geſtärkt, ſondern auch meinen Geiſt und mein Gemüth in ſo hohem Maße bereichert hat. Seyen Sie, lieber Freund, nun auch der Interpret meines Dankgefühls für die Gaſtgeber in irgend einem öffentlichen Organe, ich bitte dringend darum, und fügen Sie bei, daß ich, einem Zugvogel ähnlich, den der Inſtinkt in ſüdliche Länder lockt, wenn es daheim froſtig wird, dem Impulſe meines Herzens folgend, im nächſten Jahre wieder, wenn es die Verhältniſſe möglich machen, nach Dürkheim wandern werde. (Unterz.) Jordan."

Ein Wort über metriſche Ueberſetzungen.

Die nachſtehenden eben ſo wahren als beachtungswerthen Bemerkungen über metriſche Ueberſetzungen finden ſich in Hermann Monje's neuer Uebertragung von Homer's Ilias (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer). H. Monjé ſagt im Vorwort:

„Es war durchgängig mein Beſtreben, auch im Einzelnen ſo genau als möglich zu überſetzen; jedoch in *dem* Maße glaubte ich mir einige Freiheit geſtatten zu dürfen oder vielmehr zu müſſen, als ſtrenge Wörtlichkeit ſich nicht immer mit einem fließenden Versbau und einem lebensfriſchen Ausdruck vereinigen ließ. Denn bei der Nachbildung eines Gedichtes, dem an lebendiger Schönheit der Form und Darſtellung vielleicht kein anderes Erzeugniß der menſchlichen Zunge an die Seite zu ſtellen iſt, läßt ſich die Pflicht der Treue, die ich von Herzen anerkenne, nicht darauf beſchränken, daß man in ſtarrer Aeußerlichkeit, nach Fr. A. *Wolf's* treffendem Ausdruck, „Worte gegen Worte und Sätze gegen Sätze nicht eben *zugewogen*, ſondern *zugezählt* liefere." Eine ſclaviſche Worttreue, die zwiſchen dem Weſentlichen und Zufälligen keinen Unterſchied macht, die aus ängſtlicher Sorge für das Einzelne unvermerkt den Ton und Charakter des Ganzen fallen läßt, dem Buchſtaben den Geiſt aufopfert und den klaſſiſchen Ausdruck der Mutterſprache ignorirt, ſchlägt nur zu oft in arge Untreue um. Je mehr ein Ueberſetzer ſowohl in den Geiſt des Originals als auch der Mutterſprache eindringt, deſto mehr ſieht er ein, daß die Einzelnheiten beider faſt nie als congruente Größen in einander aufgehen, und ſo nöthigt ihn oft gerade das Streben nach Treue, die Differenzen durch ein ſcheinbar freies Verfahren auszugleichen. Ob eine Ueberſetzung, zumal eine metriſche, im wahren Sinne treu ſey oder nicht, läßt ſich nicht daran erkennen, daß jedes Wort und jeder Halbvers dem Grundtexte *äußerlich* entſpreche, ſondern daran, daß alles Einzelne von dem rechten Geiſte durchdrungen ſey, und das Ganze in allen organiſchen Theilen den Totaleindruck des Originals rein und unverfälſcht wiedergebe. Je ernſtlicher man ſich dieſes zum Ziele ſetzt, deſto mehr gehört ein beſcheidenes Maß von Freiheit in Nebendingen zur unverbrüchlichen Treue gegen das Ganze. Wenn aber das Wort Freiheit auf dieſem Gebiete keinen guten Klang hat, ſo wolle man bedenken, daß auch hier ein Unterſchied zwiſchen Freiheit und Willkür beſteht, und daß die nicht ſclaviſche Thätigkeit eines Ueberſetzers, der dem Geiſte des Originals, den unbeugſamen Regeln des Geſchmacks und dem Genius der Mutterſprache ſtets zu gehorchen für ſeine erſte Pflicht hält, ſich immer nur in ſehr engen geſetzlichen Schranken bewegen kann."

Mannichfaltigkeiten.

Der *hundertjährige Kalender* verkündet (nach bayer. Bl.) für den 21. Jan. *grimmige Kälte*, am 24. Jan. ſehr kalt, am 26. Jan. *unerhörte Kälte*, am 31. Jan. recht grimmige Kälte. Am 8., 9., 10. Febr. kalt; in allen Kellern friert es, viele Menſchen, Vieh und Vogel erfrieren; vom 20. bis 28. warm, Abnahme des großmächtigen Schnee's, am 29. Febr. früh wird es eine Morgenröthe haben, um 10 Uhr Platzregen, zwiſchen 11 und 12 Uhr ein rechtes Ungewitter, daß es donnert und Kieſel wirft; Abends ſtill und Sonnenſchein, Nachts Regen und Schnee. Den März über immer kalt und Schnee. (Wir können dieſer Prophezeiung keinen rechten Glauben ſchenken, wenn ſie ſich auf das bevorſtehende Jahr 1847 beziehen ſoll, da dieſes kein Schaltjahr iſt und folglich auch keinen 29. Febr. hat. Alſo hat ſich entweder der Hundertjährige wieder einmal und zwar ſehr bedeutend geirrt, oder die oben angeführten Blätter haben das Jahr 1848 für 1847 genommen. Uebrigens ſagt Nante: „Bange machen jilt nich!")

Man lieſ't jetzt in den Zeitungen ſo oft von einem Fait accompli. Die „Dorfzeitung" erklärt nun dieſen Ausdruck ihren ländlichen Leſern wie folgt: „Ein fait accompli iſt eine ärgerliche Geſchichte, bei der, wenn ſie einmal geſchehen iſt, nichts übrig bleibt, als ſich ſtill zu ärgern, eine Fauſt im Sacke zu machen und ruhig zu ſagen: „Zu geſchehenen Dingen muß man das Beſte reden, um bei Gelegenheit auch ein fait accompli zu machen." Uebrigens ſind die faits accomplis blos ganz großen Herren geſtattet, und nicht einmal incluſive der Schulzen. Bei Schulzentöchtern paſſiren ſie manchmal."

Des Mannes Bild.

Nicht *knechtiſch* betteln ſoll der *Mann*,
Doch Bitt' um Rechtes wird er Jedem gönnen;
Nie *Recht vergeben* darf der Mann,
Doch muß im Kampf dafür er dulden können.
Kein *eitler Fant* ſoll ſeyn der Mann,
Gilt's *böſen* Preis, muß er auf All' verzichten;
Nicht tollkühn waget ſich der Mann,
Doch kann kein Schickſal ihm den Muth vernichten.
Ein Fels im Meere ſteht der Mann,
Und, wie's auch wogt, von Stürmen unerſchüttert —
Denn wie's auch wogt, es hat der Mann
Die Bruſt voll Kraft, und nur der Sklave zittert.

Literatur.

Taſchenbücher für 1847.

Nachdem wir das „Rheiniſche Taſchenbuch" (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer) bereits beſprochen haben, verweiſen wir noch auf zwei andere derſelben.

„Die Perlen", Taſchenbuch romantiſcher Erzählungen von Robert *Heller*, Nürnberg bei Fr. Korn, erſcheinen hier in ihrem ſechsten Jahrgang. Man ſtattet Taſchenbücher mit Kupfern aus, damit der Sinn für das Schöne immer mehr geweckt und gehoben werde. Man hat in neueſter Zeit den Gebrauch gewonnen, zu dieſem Zwecke die Werke berühmter Meiſter nachzuſtechen, und man hat damit einen Fortſchritt zum Beſſeren gemacht, weil auf dieſe Weiſe Gediegenes zu Tage kam und die Kenntniß von dem Bedeutendſten, was die Malerei und Bildhauerkunſt geſchaffen hat, ſich weiter und allgemeiner verbreitete. So hat auch dieſes Taſchenbuch ſich auf Kunſtwerke neuerer Zeit geſtützt und neben den gelungenen Nachbildungen einiger derſelben gibt es artiſtiſche Erläuterungen und biographiſche Notizen über die betreffenden Künſtler und über deren Gebilde. Wir ſehen hier Stahlſtiche nach beliebten Gemälden von Riedel, Vogel von Vogelſtein, von B. von Eycken, von K. Kreul, von Schmetz und eine Abbildung der Statue Kaiſer Karl's IV., modellirt von Hähnel, gegoſſen von Burgſchmiet. — Den novelliſtiſchen Inhalt bilden drei Erzählungen vom Herausgeber: die Erbtochter von Lauterbach, Rabener in Tharand und Severina. Bei dem rühmlich bekannten Namen des Verfaſſers halten wir eine Beſprechung dieſer Novellen für überflüſſig; ſie werden den Leſern angenehme Unterhaltung bereiten, indem ſie in anziehender Darſtellung mannigfaltige Bilder aus Welt und Leben entfalten.

„Das Vielliebchen", von *Bernd von Guſeck*, Leipzig bei Baumgärtner, enthält ebenfalls drei Erzählungen: La Colomba, die Vier zu

Digitized by Google

Delſt und Heimweh. Dies Taſchenbuch erſcheint in ſeinem zwanzigſten Jahrgang und hat bereits einen ausgedehnten Leſerkreis gewonnen. Bernd von Guſeck gehört zu den beliebteſten unſerer heutigen Novelliſten; er beſitzt, was doch immer die Hauptſache bleibt, eine reiche Erfindungsgabe, und weiß nicht nur überraſchende Situationen, ſondern auch lebensfriſche Charaktere zu ſchildern. So gehört namentlich die Erzählung La Colomba zu den beſſeren Erzeugniſſen dieſer Art und dürfen wir ſie beſonders empfehlen. Die 8 Stahlſtiche dieſes ſchönen Almanachs gehören theils zu den genannten Erzählungen, theils ſind ſie Nachbildungen von Gemälden von P. van Schendel, von J. J. Spohler, von M. Retzſch und N. Pienemann. — Auch dies freundliche Vielliebchen wird ſeinen ſchönen Leſerinnen als ein geiſtiges Sträußchen duftiger Blüthen der Poeſie willkommen ſeyn und ihnen die langen Winterabende bei der trauten Lampe angenehm zu kürzen helfen. Wo ihm dies gelingt, da hat es ſeine Beſtimmung erfüllt und wir zweifeln nicht, daß es ſich den mannigfachen Gaben, welche den bunten Kerzen des Chriſtbaums unterbreitet werden, beigeſellen werde.

Korreſpondenz.

Mainz, 10. Dec. (Verſpätet eingeſandt.)

Wir haben ſeiner Zeit in den öffentlichen Blättern geleſen, daß Hr. Victor Marcel aus Andernach, Conducteur bei der Kölner Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft, am 15. Juni d. J. in dunkler, ſpäter Nacht, im Hafen von Mainz, einen Paſſagier, welcher beim Anlegen des Dampfſchiffes in den damals hohen Strom fiel, mit perſönlicher, großer Lebensgefahr vom Tode gerettet hat. Wenn, wie damals in dem betreffenden Artikel noch bemerkt war, Hr. V. Marcel bei ſeiner ihm beiwohnenden Beſcheidenheit und Nächſtenliebe den ſchönſten Lohn für dieſe edle That in dem Bewußtſeyn: ein Menſchenleben gerettet zu haben, gefunden haben mag, ſo freut es uns nun um ſo mehr, mittheilen zu können, daß die gedachte edle That auch eine ſolche äußere Anerkennung Allerhöchſten Orts gefunden hat, wie ſie Hr. Marcel ſo wohl verdiente und wie ſie in dergleichen Fällen von guten und menſchenfreundlichen Fürſten, als Belohnung und zur Aneiferung bei künftigen ähnlichen Ereigniſſen, ſo gerne gegeben werden. Auf den Vorſchlag des gr. Provinzial-Commiſſärs, Hrn. Freihrn. v. Dalwigk dahier, der überall das Gute und Rechte zu fördern beſtrebt iſt und der ſich bereits in ſeiner hieſigen, eben ſo ſchwierigen, als hohen Stellung die Hochachtung und aufrichtige Verehrung im vollſten Maße erworben hat, haben nämlich Se. k. H. der Großherzog dem Hrn. Marcel für die gedachte Rettung eines Menſchenlebens die ſilberne Medaille des allgemeinen Civil-Ehrenzeichens huldreichſt zu verleihen geruht. Der Tag zur feierlichen Decoration des Hrn. Marcel war auf den 4. d. M. beſtimmt und die Direktion der Kölner Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft faßte mit ihrem gewohnten Scharfblicke die Sache ſogleich von der richtigen Seite auf, indem ſie ſich ſagte, in einer ſo ehrenvollen Auszeichnung eines ihrer Beamten finde ſich die ganze Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft geehrt. Sie ſtellte zu dem Ende ein eigenes, reich beflaggtes Dampfboot im hieſigen Hafen zur Dispoſition und ließ ſich durch drei ihrer Mitglieder, die Herren Canetta, Kropp und Hagen, repräſentiren. Eine zahlreiche Geſellſchaft, aus lauter hieſigen Männern beſtehend, die das regſte Intereſſe an der Schifffahrt und am Handel nehmen, war noch beſonders zur Feierlichkeit eingeladen worden, und ſo ging denn der ſchöne Act an dem genannten Tage um 11 Uhr Vormittags auf dem Verdecke des Dampfbootes vor ſich, bei dem der Hr. Provinzial-Commiſſär, Freihr. v. Dalwigk, indem er dem Gefeierten die Decoration überreichte, eine der Bedeutung des Actes entſprechende Rede hielt, die von dem Decorirten, wie auch von Hrn. Canetta, mit den beſcheidenſten Dankſagungen und mit einem, den allſeitigſten und lauteſten Beifall gefundenen, dreimaligen Hoch für Se. k. Hoh. den Großherzog erwidert wurde. Unter mehrmaligem Manoeuvriren des Dampfbootes längs des Hafens, in welchem das großh. Hafencommiſſariat, alle Bureaux und Landebrücken der ſämmtlichen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaften auf's ſchönſte beflaggt waren, und unter Kanonendonner wurde hierauf die ganze Geſellſchaft zu einem Frühſtück in den Salon geladen, das nicht nur den guten Geſchmack der anordnenden Kölner Herren zu erkennen gab, ſondern auch ſo anziehend war, daß man, während man ihm die gebührende Ehre erzeigte, eine Spazierfahrt bis bei Guntersblum und hierher zurück ausführen konnte. Bei dem Scheiden vom Boote ſagte ſich endlich ein Jeder: Es war eine ſchöne, eine erhebende Feier! —

Frankfurt a. M.

Nächſten Samſtag den 19. d. M. wird die zwölfjährige Pianiſtin Auguſte Freieiſen aus Bern ein Konzert veranſtalten, worüber das Nähere durch das Programm bekannt gemacht werden wird. In mehreren Privatkreiſen iſt dieſe talentvolle Virtuoſin bereits gehört worden und Kenner rühmen nicht nur ihre techniſche Fertigkeit, ſondern mehr noch die Gediegenheit des Spieles und den ausdrucksvollen Vortrag.

Dankbare Erwiederung.

(S. Didaskalia vom 17. Dec. hinten unter „Frankfurt. Eingeſandt.")

Dem feinſinnigen Einſender unſeren herzlichen Dank! Ihm werde die Beruhigung, daß im vergangenen Jahre auch nicht ein Pfennig unſerer baaren Fonds für Spielſachen, Aepfel, Nüſſe, Bilderbücher, Confituren ꝛc. verwendet wurde. Jene Gelder wurden allein zur Anſchaffung erwärmender Kleidungsſtücke, unter der umſichtigen Mitwirkung verehrter Frauen ausgegeben. Ein gleiches Princip beſeelt das gegenwärtige Comité der Chriſtbeſcheerung.

Allein deſto reicher wurden wir im vorigen Jahre — und werden, wie wir mit froher Zuverſicht von der hochherzigen Milde gefühlvoller Kinderfreunde erwarten, auch in dieſem Jahre — von unſeren verehrten Mitbürgern mit Bilderbüchern, Spielſachen der mannichfaltigſten und erfreulichſten Art, ja ſelbſt mit Süßigkeiten beſchenkt, indem es den Gebern ſelige Wonne war und iſt, nicht blos den Körper der armen Kinder zu erwärmen, ſondern auch ihr Herz — gerade bei der herrſchenden Noth — am Chriſtfeſte zu erfreuen.

Dr. G. Friederich.

Programm des Muſeums.

Am 18. December.

Symphonie von Beethoven (A-dur).
Scene aus Koriolan, von Shakespeare (Act 5, Sc. 2—4), geſprochen von Madame Burg-Bender, vom Theater in Mainz, und Hrn. Breuer.
Arie aus Sargines von Paer, geſungen von Mad. Knispel.
Klinger und Goethe, eine literar-geſchichtliche Parallele, von Hrn. Dr. W. Hamm (erſte Abtheilung).
(Zum Erſtenmal) Violinconcert von Mendelsſohn, vorgetragen von Hrn. Eliaſon.
Das Lied vom Frauenherzen, Gedicht von Saphir, geſprochen von Mad. Burg-Bender.
Zwei Lieder, componirt von Mendelsſohn und Karl Mangold, geſungen von Mad. Knispel.
Jubelouverture von Karl Maria von Weber.

Das nächſte Muſeum findet am 8. Januar 1847 ſtatt. Da nach Ablauf des Semeſters 1846/1847 den verehrten Herren Mitgliedern und Abonnenten des Muſeums Vorſchläge zu einer Reorganiſation der Anſtalt gemacht werden ſollen, ſo wird im Januar 1847 von den Herren Mitgliedern nur der halbe Beitrag für die Monate Januar — März erhoben werden.

Der Anfang iſt um halb 7 Uhr; der Saal (im Weidenbuſche) wird um halb 6 Uhr geöffnet. — Alle Muſeumskarten ſind perſönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelaſſen; freie Gaſtkarten werden nicht ausgegeben. Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. ſind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Poſt gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 17. Dec. (Zum Erſtenmale wiederholt): Die Sennerhütte, komiſche Oper in einem Act, nach Scribe von Hartenfels, Muſik von Adam. Vorher: Ein Arzt, Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville, frei bearbeitet von J. Ch. Wages.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 349. Samſtag den 19. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

VIII.

Nach einer langen Unterredung, welche der Connetable mit Sir Ralph Raleigh gehabt, ließ dieſer am Abend deſſelben Tags Fräulein Luiſe von Rochemore ſammt allen Edelleuten ſeines Hauſes in den großen Banketſaal entbieten, und als alle verſammelt waren, richtete er mit ernſter Würde das Wort an den ſchottiſchen Ritter.

„Sir Raleigh," hob er an, „Ihr habt um meine Mündel geworben. Noch heute Morgen wäre ich in der ſchmerzlichen Nothwendigkeit geweſen, Eure Werbung durch eine abſchlägliche Antwort erwiedern zu müſſen; mein Wort war gegeben, und Derjenige, der es erhalten hatte, hatte ſich meiner Güte noch nicht unwürdig gemacht. Ihr, edle Herren," wandte er ſich hierauf an die Edelleute, „die Ihr Zeugen von Stocq's aufbrauſender Hitze, von ſeiner Widerſpenſtigkeit geweſen ſeyd, haltet Ihr mich meines Verſprechens entbunden?"

Und als alle Anweſenden ihre Häupter zum Zeichen der Bejahung geneigt hatten, fuhr er fort: „Erachtet Ihr, daß der Stallmeiſter der Königin von Schottland, der durch ſie in den Adelſtand erhoben wurde, der Ehre einer Verbindung mit uns würdig ſey?"

Als die Edelleute auch dieſe Frage durch ein einſtimmiges Ja beantwortet hatten, winkte er dem Fräulein, näher zu treten, legte die Hand des im Entzücken der beglückten Liebe ſchwelgenden Mädchens in die Hand Raleigh's und ſagte:

„Wohlan, Luiſe! ſo bediene ich mich denn noch einmal der mir über Euch eingeräumten Gewalt, um nach dem Wunſche Eures Herzens über Eure Hand zu verfügen. Ich vertraue eine Waiſe dem Schutze des Ritters von Raleigh an."

Mit gränzenloſer Freude empfing Ralph die Gewißheit ſeiner Seligkeit aus der Hand des Connetables und legte ihm aus vollem Herzen im Namen der Ehre, der Liebe und der Dankbarkeit den Schwur ab, ſein ganzes Leben dem Glücke der ihm geſchenkten Gattin weihen zu wollen. — Es ward beſtimmt, daß die Trauung des jungen Paares am folgenden Tag ſtatt finden ſollte, weil der König den Wunſch ausgeſprochen hatte, daß ihm die Neuvermählte während ſeines Aufenthaltes in der Umgegend vorgeſtellt werden möge. Der Connetable war eben im Begriff, in Gegenwart der anweſenden Zeugen den Ehevertrag in den üblichen Formen aufſetzen zu laſſen, und ſah ſich zu dieſem Zwecke nach einem in der Feder geübten Manne um, als Claude Stocq plötzlich in der Verſammlung erſchien.

Empört über die Frechheit, trotz ſeines ausdrücklichen Verbots vor ihm zu erſcheinen, wollte das Blut des ſtolzen Herzogs aufwallen; aber der Abbé verbürgte ſich mit beſchwichtigenden Worten für den unterwürfigen Sinn des Geheimſchreibers, der, ein Knie zur Erde beugend vor dem Connetable, nachdem ihm dieſer zu ſprechen vergönnt hatte, alſo das Wort ergriff:

„Durch mein Gewiſſen gedrängt, erſcheine ich in dieſer edeln Verſammlung, gnädiger Herr! um mich öffentlich zu entſchuldigen und Abbitte zu thun. Durch meine thörichte Leidenſchaft irre geführt, habe ich mich erkühnt, einem würdigeren Mitbewerber eine edle Verbindung ſtreitig zu machen . . . habe ich das Schwert in dieſem Palaſt gezogen . . . habe ich ſogar einen Schrei des Aufruhrs ausgeſtoßen . . . es ſind dieſes Vergehen, deren ich mich ſchäme, und wofür ich nach Gott den Herrn Connetable aus dem Grunde meines Herzens um Vergebung bitte."

Von ſo künſtlicher Heuchelei getäuſcht, fühlte ſich Raleigh durch ſein gutes Herz gedrängt, um Gnade für den Reuigen zu bitten; auch Luiſe, welche fürchtete, den Geheimſchreiber falſch beurtheilt zu haben, nebſt dem Kaplan von Nangis vereinigten ihre Bitten mit denen des jungen Ritters, und ſo winkte denn der Connetable dem Knieenden ſich zu erheben.

„Ich kann Euch nicht verhehlen, daß mich Euer Schritt befremdet," ſagte er mit Strenge: „ich weiß nicht, ob ich an Eure Aufrichtigkeit glauben darf."

Da zog Stocq den Ehevertrag hervor, den er auf Befehl ſeines Gebieters bereits für ſich ſelbſt entworfen hatte, zerriß ihn in tauſend Stücke und erklärte ſich bereit, einen andern für den, der an ſeine Stelle getreten war, aufzuſetzen. Kurz, er wußte dem Connetable alle Bedenklichkeiten mit ſo ſiegender Beredſamkeit aus dem Sinne zu ſchwatzen, daß ihm dieſer vertrauen zu dürfen glaubte und ihm erlaubte, wieder in ſeine Funktionen als Geheimſchreiber einzutreten.

Stocq ſetzte ſich zum Schreiben bereit an einen Tiſch, und der Herzog diktirte ihm in die Feder:

„Wir Heinrich von Montmorency, Herzog von Damville, Connetable von Frankreich, Vormund der Perſon des Edelfräuleins Luiſe von Rochemore, Tochter des verſtorbenen Barons Ludwig von Rochemore, der verrätheriſcher Weiſe ermordet worden . . ."

Dem Fräulein entfuhr ein ſchmerzlicher Ausruf. Der Abbé ſagte mit mildem Tadel:

„Warum doch, gnädiger Herr! wollt Ihr dieſe feierliche Handlung durch ſo ſchmerzliche Erinnerungen trüben?"

„Um den Gatten an den Haß und an die Rache zu mahnen, die er dem Namen des Mörders ſchuldig iſt," gab der Herzog zur Antwort.

„Wie heißt der Name?" rief Raleigh mit Feuer.

Stocq beeilte ſich, den Namen Savigny zu nennen, und Raleigh ſchwur ſeiner Luiſe zu, Jeden zu ſtrafen, der dieſen Na-

Digitized by Google

men führen würde, und den Vater zu rächen, den er nun auch als den ſeinigen betrachtete.

Der Herzog hatte indeſſen dem Geheimſchreiber ein Zeichen gegeben, fortzufahren, und diktirte weiter:

„In dieſer Eigenſchaft geben wir beſagtes Fräulein Luiſe von Rochemore, dem Sir Ralph, Ritter von Raleigh, Stallmeiſter der Königin Maria von Schottland, zur Ehe."

„Wird es nicht nöthig ſeyn, Sir Raleigh, Euern Titeln auch den Namen Eures Vaters beizufügen?" fragte Stocq, indem er einen durchbohrenden Blick auf den jungen Mann warf, der erröthend verſtummte, weil er keine Rechenſchaft über ſeine Herkunft zu geben wußte. Damville ſah Einen um den Andern an, und aus dem Mienenſpiel des Geheimſchreibers auf irgend ein unheildrohendes Geheimniß ſchließend, rief er gebieteriſch:

„Redet, Stocq! Ihr ſcheint mehr zu wiſſen. Wer war der Vater dieſes jungen Mannes?"

„Landry, Hugenot und Bürger von Senlis," verſetzte der Geheimſchreiber langſam, indem er mit boshafter Freude jede Sylbe ſtark betonte.

„Du lügſt, Du lügſt!" ſchrie Raleigh außer ſich. „Bekenne es, oder Du ſollſt es mit Deinem Leben büßen."

Aber Stocq berief ſich mit kalter Ruhe auf das Zeugniß des Abbé von Nangis, welcher zur großen Beſtürzung aller Betheiligten ausſagte, daß die Königin Maria Stuart, als ſie Frankreich verließ, allerdings zu Senlis einen kalviniſtiſchen Knaben in Schutz genommen, welchem ſie den Namen Raleigh gegeben habe.

(Fortſetzung folgt.)

Jacques Fromenthal Halevy.

In ſeinen neuerdings erſchienenen geſammelten vermiſchten Schriften, unter dem Titel: „Für Freunde der Tonkunſt" (Kitzingen, in der Köpplinger'ſchen Buchhandlung) gibt Guſtav Schilling einen biographiſchen und kritiſchen Abriß über den obengenannten Tonſetzer, welcher Mittheilung wir die nachſtehenden Fragmente entnehmen:

Halevy iſt unſtreitig einer der fruchtbarſten und auch bedeutendſten jetzt lebenden franzöſiſchen Componiſten. Er ſtammt aus einer iſraelitiſchen Familie und iſt am 27. März 1799 zu Paris geboren. Seine erſte Erziehung erhielt er in der Unterrichtsanſtalt Cazot. Schon in früher Jugend legte er Beweiſe von einem außerordentlichen muſikaliſchen Talente an den Tag, und ſeine Eltern kamen daher bald zu dem Entſchluſſe, ihn ſich der Kunſt widmen zu laſſen, wenn er fernerhin Luſt und Anlage dazu zeigte, und wenigſtens den Verſuch zu machen, wie weit ſich dieſelben wohl äußerten. Er kam daher, noch nicht volle zehn Jahre alt, in das Conſervatorium zu Paris, wo er indeß, theils ſeiner Jugend wegen, theils weil noch nichts Feſtes über ſeine Zukunft beſtimmt war, nur als Geſangszögling aufgenommen wurde. Unterricht auf irgend einem Inſtrumente erhielt er gar nicht, bis man gewahr wurde, daß der Knabe für ſich ſelbſt ſchon, ohne alle Anleitung, rein durch ſein ſchönes Talent und einen ſeltenen Fleiß getrieben, eine für ſein damaliges Alter nicht unbedeutende Fertigkeit auf dem Claviere ſich erworben hatte. Nun ward er, zumal da er auch im Singen ſich durch auffallend ſchnelle Fortſchritte auszeichnete, und demnach über ſeinen künftigen Beruf als Muſiker gar kein Zweifel mehr übrig bleiben konnte, auch einer Inſtrumental-Klaſſe zugewieſen, wo Charles Lambert ſeine Studien auf dem Pianoforte zu leiten hatte. Aber ſchon binnen einem Jahre — ſo fruchtbar war ſein Talent, und ſo unermüdet ſein Fleiß — war er den Kräften und der Methode dieſes Meiſters völlig entwachſen, und da er ausdrücklich nach einem umfaſſenden Unterrichte in der Compoſition ſich ſehnte, ſo ward, ungeachtet ſeines noch zarten Alters, und obſchon der gewöhnliche Curs dadurch um mehrere Unterrichtsſtufen unterbrochen wurde, der würdige Berton ſein Lehrer. Es kann hier nicht ohne beſondere Hervorhebung bleiben, daß es von einem ſeltenen Talente und merkwürdig frühen Voranſchreiten Halevy's zeugt, wenn man ihn damals, wo er noch nicht einmal das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, ſchon als Repetiteur d'une Classe de Solfège anſtellte, wie für die Studien unter Berton reif fand, und geſchehen muß dies wirklich ſeyn, ſonſt wäre eine ſo ganz außergewöhnliche Klaſſenverſetzung mit ihm nicht vorgenommen worden. Uebrigens ſollte auch der letztgenannte Meiſter nicht lange des fleißigen und geiſtig wie körperlich ſo ſehr aufgeweckten Schülers ſich freuen: gegen alle Erwartung war derſelbe bald auch dieſer Schule entwachſen und mußte dem erſten Lehrer und Direktor der Anſtalt ſelbſt, Cherubini, zu weiterer Fortbildung zugewieſen werden. Die ernſten und mächtigen, weit umfaſſenden Gegenſtände indeß, welche dieſer ſtrenge Mentor ihm entgegenſtellte, waren von dem jugendlichen Geiſte nicht ſo bald überwunden: fünf volle Jahre mußte Halevy in der Schule Cherubini's verweilen, und vollendete während der Zeit und unter der ſorgfältigſten Leitung alle Studien des Contrapunkts und der Compoſition überhaupt, woraus der vollkommenſte Beweis erſteht für die Gründlichkeit der Bildung, welche Halevy als Tonſetzer in ſeiner Jugend genoſſen, und woher wir denn auch im vollkommenſten Maße zu dem Rechte gelangen, diejenigen Anſprüche an ſeine Leiſtungen zu ſtellen, welche nur durch eine umfaſſende contrapunktiſche Durchbildung von Seiten eines Componiſten befriedigt werden können, um ſo mehr, als nach einem kaum zweijährigen Curſus ſchon Cherubini ſeinen Schüler ſelbſt für befähigt erklärte, an der Concurrenz um den großen Preis, welchen die königl. Akademie der Künſte zu Paris alljährlich für die Schüler des dortigen Conſervatoriums ausſetzt, Theil zu nehmen, und wirklich auch Halevy im Jahre 1816, nachdem er 1814 bereits den Preis der Fuge gewonnen hatte, eine ſolche Theilnahme zugeſtanden wurde. Kehrte er auch nicht ſieggekrönt aus dem Kampfe in ſeine ſtillen Studierzimmer zurück, ſo war die Befähigung zur Theilnahme an ſich doch ſchon eine höchſt ehrende Anerkennung, und daß es an Kräften zum Siege ihm nicht fehlte, bewies er 1819, wo er gänzlich aus dem Conſervatorium entlaſſen wurde und wirklich jenen erſten Compoſitionspreis durch eine Cantate „Herminia" gewann, die ſo großen Beifall fand, daß ſelbſt die Regierung aufmerkſam auf ihn wurde und ihn auf ihre Koſten zur weitern Fortbildung für zwei Jahre nach Italien ſchickte, wo er beſonders zu Rom noch Viel zu profitiren glaubte, indem er dort ſich des Umgangs mit dem claſſiſchen Meiſter Baini erfreute, unter deſſen Leitung er ſich eifrigſt auch mit dem Studium älterer, wirklich klaſſiſcher Muſterwerke beſchäftigen konnte. Aus Italien wandte er ſich auch nach Wien, um den Sinfoniſten Beethoven kennen zu lernen, bei dem er aber nur „als ein Schüler Cherubinis", aber dann auch eine ſehr freundſchaſtliche Aufnahme fand.

Im September 1822 kam H. nach Paris zurück und hatte er, wie aus der bisherigen Erzählung zur Genüge hervorgeht, bis dahin alle Schulen durchgemacht, deren Studien vor allem ſelbſtſtändigen Wirken zu abſolviren wir irgend nur von einem mit Geiſt und Talent reichlich ausgeſtatteten jungen Künſtler verlangen können; trat er, wirklich ausgerüſtet mit den ſchönſten Gaben und gründlichſten Kenntniſſen, an dem heimathlichen Heerde wieder auf, um nun auch Früchte bringen und tragen zu laſſen den Samen, der in ſo glücklicher Weiſe ausgeſäet worden war, ſo ſtand ihm doch die ſchwerſte, die gefährlichſte Schule noch bevor, die Schule des Lebens, der Welt und Zeit; denn der Samen gehört wohl einem eigenen geheimnißvollen Boden, aber die Frucht — der Welt, dem freien Leben, und ob ſie in dieſem auch gedeihe, ob ſie in dieſem auch zur völligen Reiſe gelange, hängt nicht blos von der reinen Keimesfülle des Samens, ſondern von noch man-

Digitized by Google

chen andern und ſelbſt zwar äußeren Umſtänden ab. Bisher hatte Halevy ſeine Kunſt und ſein Leben lediglich von der poetiſchen Seite auffaſſen, hatte ſchwelgend in der Phantaſie ein Leben voll lauter Idealität führen können; jetzt ſollte es gelten, alle Poeſie auch in die Praxis, alle Phantaſie in die Realität überzutragen, und wie viele der ſchönſten, kräftigſten Künſtlergemüther in ſolchem Kampfe ſtraucheln, wie viele der herrlichſten und zur üppigſten Blüthe entfalteten Talente in dieſer ernſteſten aller Schulen wieder zu Grunde gehen, bedarf unſeres Nachweiſes hier nicht mehr. Wir wollen ſehen, wie Halevy ſeine Mittel auch in dieſer Richtung geltend machte. Schon vor ſeiner Abreiſe nach Italien hatte er, da doch einmal in Frankreich und Italien ein Componiſt hauptſächlich nur auf der Bühne ſein Glück zu machen im Stande iſt, und da er vorzugsweiſe auch der dramatiſchen Compoſition ſich hinzugeben beſchloſſen hatte, zu Paris eine Oper: „Les Bohémiennes“ (die Zigeunerinnen) componirt; allein ungeachtet aller deßhalb angewandten Mühe war er nicht im Stande, ſie zur Aufführung zu bringen. Zahlloſe Hinderniſſe ſtellten ſich da in den Weg, und hatte er mit Concurrenz, Cabale, Eiferſucht, und wie die Dinge alle heißen, welche ſich auf dem Kunſtgebiete dem jungen Emporſtreben leider nur zu häufig in den Weg ſtellen, ausgekämpft, ſo fand man das Werk zu ſehr nur als ein Ergebniß reicher, ungezügelter Phantaſie, als daß es auf der praktiſchen, lebendigen Bühnenwelt Glück machen könne, fand es undramatiſch und was Alles noch mehr. Gleich nach ſeiner Rückkunft ſetzte er ſich zu einer neuen Arbeit und ſchrieb die große Oper „Pygmalion“ und eine Operette „Les deux papillons.“ Beiden Werken erging es nicht beſſer, als jenem erſten, und Halevy ward, wollte er für die Welt und nicht blos für ſein Schreibepult arbeiten, gezwungen, mit einem Male aus ſeiner hohen idealen Welt in das triviale praktiſche Kunſtleben, in welchem die Menge ſich zu Paris bewegt, herabzuſteigen, und welche totale Umwandlung dies in ſeiner ganzen geiſtigen, künſtleriſchen Thätigkeit, in Zweck und Mittel ſeines Strebens hervorbrachte, lehrte ſofort die neue Oper „L'artisan“, welche er 1826 fertigte, und welche wirklich im Jahr 1827 auf dem Theater Feydeau zur Aufführung kam. Von der Mattigkeit und gänzlichen Intereſſeloſigkeit des Gedichts (von St. Georges) abgeſehen, muß jede vernünftige und unparteiiſche Kritik doch zugeſtehen, daß die Compoſition nicht einen Zug von eigentlich künſtleriſcher, poetiſcher Erfindung offenbarte, wie daß überhaupt nichts darin zu finden war, was als ein Produkt der früheren gründlichen Studien des jungen Meiſters hätte betrachtet werden können.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 17. Dec.) Vor einiger Zeit producirte an der Spielbank zu Homburg ein junger Mann eine angeblich franzöſiſche Banknote von tauſend Franken. Bei genauerer Beſichtigung zeigte es ſich jedoch, daß dieſes ein wahrſcheinlich zum Scherz nachgemachtes Papier war, und die Aufſchrift: mille franches trug. Ueber die Sache iſt eine Unterſuchung eingeleitet. Hier wurden einmal zur Abendzeit Champagner-Etiquetten für Papier-Thaler ausgegeben. (Fremden-Bl.)

(Berlin, 12. Dec.) Bei der geſtrigen Vorſtellung des Ballets „Der türkiſche Arzt“ im königl. Opernhauſe ereignete es ſich, daß die beliebte Tänzerin, Demoiſelle Polin, mitten in einem Tanze mit einem lauten Schrei hinſtürzte, ſo daß der Vorhang augenblicklich heruntergelaſſen werden mußte. Das Publikum glaubte anfangs, die Tänzerin ſey geſtrauchelt und habe ſich verletzt; es ergab ſich jedoch, daß dieſe plötzlich von einem Bruſtkrampfe befallen worden, und in Folge deſſen hingeſtürzt ſey, ohne ſich jedoch weitern Schaden zu thun. Inzwiſchen war dadurch die Vorſtellung für dieſen Abend unterbrochen.

Man lieſt in der „Elberfelder Ztg.: (Köln, 10. Dec.) Unſere Stadt wird gegenwärtig durch das Gerücht beunruhigt, daß wieder ein Menſch in den Räumen des ſtädtiſchen Gefängniſſes, der „Violine“, verendet ſey. Dieſer, angeblich ein Landmann, der geſtern in einer Schenke etwas gehadert hatte, ſoll durch die Polizei in trunkenem Zuſtande in einen Raum geſperrt worden ſeyn, in welchem man durch Staffel nieder gelangt, und darin heute Morgen als Leiche gelegen haben. Ob nun der Schlag plötzlich zugetreten, oder ob er durch einen Fall treppunter das Genick gebrochen, iſt eine Frage, die bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe beantwortet wird. Jedenfalls werden durch dieſen Fall frühere traurige Vorfälle wieder aufgeregt, und wird der Stadtrath auf's neue ermahnt, etwas für den Zuſtand der Aufgegriffenen zu thun, um ſo mehr, da jeder Ehrenmann in den Fall kommen kann, einmal Nachts in der „Violine“ einkehren zu müſſen.

(Ein Dampfboot eingepackt.) Ein engliſcher Schiffsbauer hat für die öſterreichiſche Regierung einen allerliebſten kleinen Steamer vollendet, welcher auf den venetianiſchen Canälen und gelegentlich zu Luſtfahrten auf dem adriatiſchen Meere benutzt werden ſoll. Er iſt von Eiſen, 12 Fuß Plankenbreite, 70 Fuß lang, hat (nach Art der Gondeln) ein Steuer vorn und hinten, und die innere Einrichtung iſt fürſtlich. Das ganze Schiff wurde nach Fertigwerden auseinander genommen, in Kiſten verpackt und an Bord eines Seegelſchiffes nach Venedig geſchickt.

(Eſchollbrücken, im Kreiſe Bensheim, 14. Dec.) Im hieſigen Pfarrhauſe wurde der Verſuch gemacht, aus zwei Drittheilen roh geriebener Weißerüben und einem Drittheil gewöhnlichen Roggenmehls Brod zu backen. Das Reſultat fiel über alles Erwarten ſo gut aus, daß die Bewohner des Ortes dem Entdecker dieſes billigen Brodmittels nicht genug Dank zollen können. Das Brod hat einen angenehmen, etwas ſüßen Geſchmack und kommt der 5pfündige Laib nur auf 11 kr. zu ſtehen. Es iſt zu wünſchen, daß dieſes ſo zeitgemäße Verfahren ſo ſchnell wie möglich nach allen Gauen des deutſchen Vaterlandes verbreitet wird. (Heſſ. Z.)

(Frankfurt a. M.) Dem hieſigen bekannten Cello-Componiſten N. C. Bockmühl, welcher 5 Hefte Etuden für Violoncelle nach einem neuen Syſtem componirte, die nächſtens in Offenbach bei André erſcheinen, wurde die große Auszeichnung zu Theil, daß dieſelben vom Hrn. Fétis zum Unterricht bei'm königl. Conſervatorium in Brüſſel eingeführt wurden. Ein brillantes Duett von demſelben und dem ausgezeichneten Violiniſten J. Eichberg zur Feier der Vermählung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Würtemberg componirt, erfreut ſich der huldvollſten Aufnahme.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 16. Dec.

Dem Anſcheine nach ſteht der hieſigen höheren Gewerb- und Realſchule eine Aenderung ihres Direktoriums bevor, welche durch das Geſuch des ſeitherigen Vorſtandes, des Hrn. Oberſchulrath Schacht, um Penſionirung nöthig geworden iſt. Dieſe Anſtalt, eine der wichtigſten im Großherzogthum, weil ihr die höhere wiſſenſchaftliche Bürgerbildung anvertraut iſt, hat ſich von ſehr kleinen Anfängen an, wenn wir nicht irren, innerhalb eines Zeitraums von fünf und zwanzig Jahren, aus dem eigenen Kerne kräftig und geſund heraus entwickelt. Deshalb iſt ſie auch nicht, wie in einigen Ländern, wo man wie mit einem Zau-

Digitized by Google

derſchlage ſolche Schulen ſchaffen wollte, ehe man deren Ziel und Aufgabe genau kannte, eine Treibhauspflanze geworden. So weit wir dieſe Schule aus ihrer Organiſation und ihren Leiſtungen kennen gelernt haben, iſt es nicht zu läugnen, daß ſie auf einer Stufe ihrer inneren Ausbildung angelangt iſt, die noch keine völlig abgeſchloſſene genannt zu werden verdient. Deshalb hat ſich ihr aber gerade im Augenblick, wo die Wahl eines neuen Vorſtandes vor ſich zu gehen hat, die öffentliche Theilnahme zugewandt, wie die Gerüchte mancherlei Art beweiſen, welche über die Organiſation des Direktoriums, wie über die vom Volksmund als Kandidaten bezeichneten Perſonen bei uns umgehen. Es waltet in der That in betheiligten, wie unbetheiligten Kreiſen kein Zweifel ob, daß gerade jetzt, mehr wie je, von der Wahl eines neuen Vorſtandes ihr künftiges Schickſal abhängt, ob ſie nach und nach unter umſichtiger und feſter Leitung ihr Ziel erreichen ſoll, das Schulen ähnlicher Art, wie die zu Stuttgart, Karlsruhe, Dresden, Hannover und anderen Städten von gleicher Einwohnerzahl und Bedeutung wie Darmſtadt, bereits erreicht haben. Man ſpricht unter Anderm davon, daß anſtatt eines Direktors, welcher ſeither dem Oberſchulrathe, einer Mittelbehörde, untergeben war, wie in Karlsruhe eine Commiſſion von ausgezeichneten Technikern und Staatsbeamten ernannt, ihr einer der Lehrer als Mitglied beigeſellt und dieſe Behörde unmittelbar dem Miniſterium untergeordnet würde. Der Schule würde dadurch allerdings eine höhere Stellung im Studienorganismus des Landes eingeräumt, die aber bei einer ſo ausgedehnten Anſtalt nöthige Einheit dadurch mehr oder weniger beeinträchtigt werden. Freilich iſt es ſchwierig, einen Mann zu finden, der ſo in jeder Beziehung der Aufgabe gewachſen iſt. Er muß bei fortdauernder, anregender Lehrerthätigkeit in irgend einem Hauptzweige der Polytechnik, der erſten Bedingung, durch die er organiſch mit der Schule verwachſen bleibt, mit Organiſationstalent die gründlichſte wiſſenſchaftliche Bildung und pädagogiſchen Tact verbinden. Irren wir uns indeſſen nicht, ſo liegt das Gute, wie in ſo vielen Fällen, auch hier ſehr nahe. Wir glauben in dem Lehrer, welcher als Mathematiker, Phyſiker und Mechaniker bereits ſeit beinahe fünf und zwanzig Jahren alle Veränderungen der Schule mit erlebt und auf ihren inneren Ausbau einen vorwiegenden Einfluß ausgeübt hat, in Hrn. Dr. Külp, den rechten Mann bezeichnen zu dürfen. Wir kennen wenigſtens im ganzen Großherzogthum keinen Lehrer, der ſo viel Ausdauer und Aufopferung für ſeine Schule gezeigt, ſich mit ihr ſo identifizirt hätte, wie er, was auch in den verſchiedenſten Kreiſen, bei ſeinen Mitbürgern, Schülern und Mitlehrern ohne Neid willig anerkannt wird. Die anderen, vom Gerücht bezeichneten Kandidaten, an denen es, wie man ſieht, nicht fehlt, die Herren Curtmann in Friedberg, Thudichum in Büdingen, Lautenſchläger und Oberſchulrath Lüft dahier, ganz unbeſchadet ihrer ſonſtigen großen Verdienſte, haben ſich doch zu lange auf anderen Gebieten bewegt. Zugleich würde es vom ganzen Lehrerſtand des Großherzogthums als ein erfreulicher Grundſatz der Regierung begrüßt werden, wenn ein Lehrer, der ſo von unten an die Picke getragen hat und ſo vollſtändig einer höheren Stellung gewachſen iſt, an ſeiner Schule das höchſte Ziel erreichte. W.

Biedenkopf, im Dec.

Wer ſich unter unſerem Hinterlande einen dunkeln Winkel vorſtellt, in welchen der Strahl der modernen Sonne des Fortſchritts noch nicht eingedrungen ſey, der irrt ſich. Wie ein Artikel vor mehreren Wochen in dieſem Blatte berichtete, ſo beſteht hier nach dem Vorgange anderer deutſchen Landſtädte ein Volksleſeverein, ſogar ein Schiedsgericht. — Nicht zu überſehen und von eingreifendem Einfluſſe für unſeren abgelegenen Landestheil iſt die Errichtung einer Realſchule ſeit Frühjahr d. J., welche bei den daran verwendeten rüſtigen und tüchtigen Lehrerkräften einen günſtigen Fortgang und dereinſtige Vortheile für die Stadt und Umgegend verſpricht. Die bereits ſtarke Betheiligung gerade bei dem Bürgerſtande, da die hieſigen Angeſtellten zufälliger Weiſe nur in kleiner Zahl der Realſchule Kinder von entſprechendem Alter liefern, ſpricht ſehr für das Bedürfniß einer derartigen Anſtalt für hieſige Gegend. Auch der lebhafte Anklang, den die Einführung eines Sonntagsunterrichts für Handwerker durch den Lehrer der Mathematik und Naturwiſſenſchaft an der Realſchule hier gefunden hat, beweiſ't, wie ſehr die vom Staate an den Handwerksmann gemachten geſteigerten Anforderungen die Nothwendigkeit von höheren Bürgerſchulanſtalten fühlbar machen. Auch der ſeit neun Jahren hier beſtehende Geſangverein hat dieſer Tage durch den Rücktritt ſeines ſeitherigen Direktors eine Metamorphoſe erlitten und ſtrebt, ſich durch Reorganiſation der Statuten und Beſeitigung gewiſſer ſeitherigen Mißſtände eine breitere, populärere Grundlage zu geben. Welche Aufmerkſamkeit man in den Städten des benachbarten Auslandes, Laasphe, Berleburg, Frankenberg, Wetter ꝛc., wie hier, der Ausbildung des Volksgeſangs widmet, bewies das am 23. Aug. d. J. in Biedenkopf gefeierte Geſangfeſt, das durch ſein kaum erwartetes Gelingen um ſo mehr überraſchte und bei den zahlreichen Beſuchern von nahe und fern anſprach, als es, zwiſchen Laasphe und Biedenkopf ſchnell verabredet, den übrigen Sängervereinen obiger Städte keine vier Wochen Zeit zur Vorbereitung verſtattete. Zwiſchen den Dirigenten der Geſangvereine wurde für künftige Jahre eine öftere Wiederholung ſolcher Feſte und reſp. engeres gegenſeitiges Aneinanderſchließen verabredet. Auffallend war den zahlreichen Fremden die für einen Ort von der Bedeutung, wie B., ungewöhnliche Ausſtattung mit einem ganz ausgezeichneten öffentlichen Beluſtigungsorte, dem nahegelegenen Frauenberge, der durch eine wirklich ſeltene Ausſicht lahnauf- und abwärts und eine ausgedehnte, von der Bürgerſchaft durch gemeinſchaftliche Anſtrengung in's Werk geſetzte Herrichtung und Ausſchmückung einer großen Stadt zur Zierde gereichen würde. Der nahegelegene Schloßberg mit gleichfalls herrlicher Ausſicht der Lahn hinab wurde wegen ſeines ſchattigen Eichwaldes und des intereſſanten Aufenthalts auf den Zinnen des neuerdings ausgebeſſerten Schloſſes durch hieſige Forſtverwaltung ebenfalls mit Sorgfalt angelegt. Reiſende von Köln, Kaſſel, Frankfurt, Gießen ꝛc. rühmen den Aufenthalt in hieſiger Stadt hauptſächlich, ſeitdem ſich den hier beſtehenden Gaſthaltereien ein an der Seite des Schloßberges vor der Stadt angelegter Felſenkeller für den Sommer zugeſellt hat. — Seit dem 1. Sept. iſt zwiſchen Battenberg und Gießen, und ſeit dem 1. Oct. zwiſchen Siegen und Marburg über hier tägliche Poſtverbindung hergeſtellt, wodurch wir jedem anderen Punkte des Landes in Bezug auf die Verbindung mit der übrigen Welt gleichgeſtellt ſind. Mit Verlangen ſehen wir der Ausführung der Eiſenbahn zwiſchen Kaſſel und Frankfurt entgegen, durch welche wir, obgleich ſie einige Stunden entfernt vorüberführt, doch in enge Verbindung mit der geprieſenen Rheingegend gebracht werden. — Durch Auffindung einiger bedeutenderen Nickel- und Kupfererzgänge gewinnt unſere nächſte Umgebung ein noch bergmänniſcheres Ausſehen, als es die hier ſeit früher beſtehenden Eiſenwerke, wie die Ludwigshütte, Kilianshütte ꝛc. ſchon mit ſich brachten. Ganz in der Kürze wird in der Nähe hieſiger Stadt eine Nickelſchmelze entſtehen, wie ſich denn ausländiſche Bergwerksgeſellſchaften aus dem Naſſauiſchen herüber bei uns jetzt auszudehnen anfangen. Ausdehnung berg- und hüttenmänniſcher Gewerbe kann in der That mehr, als alles Andere, der hieſigen Gegend bei ihrem beſchränkten Ackerbau und ihrer verhältnißmäßigen Erwerbloſigkeit aufhelfen.

Offenbach, 17. Dec.

Hr. v. Horar hat auch dies Jahr wieder die Direktion unſeres Theaters und bietet Alles auf, den Anforderungen des Publikums zu entſprechen. Die meiſten Fächer ſind ſo gut beſetzt, wie man es billiger Weiſe nur verlangen kann. Das Repertoir umfaßt nicht allein die beſſeren älteren Stücke, ſondern auch die neueren und neueſten dramatiſchen Erzeugniſſe. Die gegenwärtigen Zeitverhältniſſe ſind übrigens dem Theaterbeſuch nicht günſtig. Die allgemeine Calamität trifft auch die Theaterdirektoren. Möge eine baldige beſſere Zukunft für die Opfer, die ſie nothwendig jetzt bringen müſſen, ſie wieder entſchädigen. Kommenden Sonntag, den 20. d., wird „Cabale und Liebe“ gegeben. Die Vorſtellung erhält dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß ein Dilettant den Ferdinand als erſten theatraliſchen Verſuch ſpielt. Man iſt ſehr geſpannt, wie er dieſe ſchwierige Aufgabe löſen wird.

Anagramm.

Mit L hegt es der Siechen viel,
Mit N war's oft der Wallfahrt Ziel.

Nidda. G. Hederer.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 19. Dec. (Neu einſtudirt): Die feindlichen Brüder, oder: Doctor und Apotheker, Luſtſpiel in 4 Abth., von Raupach. Vorher geht: Nehmt ein Exempel d'ran, Luſtſpiel in einem Act, von Dr. C. Töpfer. (Gaſtrolle) Die Frau: Fräulein Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 350. Sonntag, den 20. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

In die Ausſage des frommen Prieſters war kein Zweifel zu ſetzen, und ſo war denn mit einemmale die ſelige Hoffnung der Liebenden zernichtet, denn Damville nahm ſein Wort zurück, und ſetzte dem Flehen ſeiner Mündel den wichtigen Grund entgegen, daß der König nimmermehr zugeben würde, daß ſie die Gemahlin eines Hugenotten werde.

„Ihr irrt, gnädiger Herr!“ ließ ſich Stocq jetzt vernehmen, „ich habe Alles vorausgeſehen . . .“ und als alle Blicke ſich voll Neugierde auf ihn richteten, ſah er ſich mit geheimer Befriedigung in dem Kreiſe um und ſetzte dann hinzu: „Ihr ſeht mich Alle mit Spannung an; Ihr ſagt: das iſt ein Mann, der ſich rächt! Geduld, Ihr werdet mich bald beſſer beurtheilen. Ich pflege kein halbes Opfer zu bringen; vernehmt daher, daß ich mich zum König begab, der noch nicht wußte, daß ich indeſſen bei dem Herrn Connetable in Ungnade gefallen; ich ſelbſt ſetzte ihn von den Hinderniſſen in Kenntniß, welche ſich dem Glück meines Nebenbuhlers entgegen ſtellen, und bat in dem Namen meines gnädigen Herzogs um Beſeitigung derſelben. Das habe ich gethan; darum bin ich wieder hier erſchienen und habe mich erniedrigt; darum erhebe ich mich aber auch jetzt mit Stolz, denn ich bitte, es wohl zu merken, denn ich bin es, der jetzt das Schickſal dieſer beiden jungen Herzen erfüllen wird.“

Hierauf zog er eine mit dem königlichen Siegel verſehene Schrift hervor, und indem eine teufliſche Luſt aus ſeinen Augen ſprühte, rief er: „Hier iſt die Antwort Seiner Majeſtät. Erlaubt, mein gnädiger Herr, daß ich ſie dieſer edeln Verſammlung vorleſe.“

Nachdem Damville ſeine Genehmigung zur Kundgebung des königlichen Willens ertheilt hatte, herrſchte eine ſo lautloſe Stille in der Verſammlung, daß man die Herzen Raleighs und der an allen Gliedern zitternden Luiſe deutlich ſchlagen hörte. Stocq ließ die Blicke noch einmal mit Wohlbehagen über den Kreis gleiten, und hob dann mit lauter und deutlicher Stimme zu leſen an:

„Wir, Heinrich, der Dritte dieſes Namens, erklären auf das Geſuch unſers vielgeliebten Connetables Montmorency, Herzogs von Damville, durch gegenwärtigen Patent-Brief, daß er den Ritter Raleigh in der Eigenſchaft, welche ihm durch unſere Schweſter von Schottland übertragen wurde, als wahren Edelmann erkenne, und heben die Verdammungsurtheile auf, welche gegen ſeinen Vater als Hugenot, unter dem falſchen Namen Landry, und als Meuchelmörder unter dem Namen des Marquis Carl von Savigny ausgeſprochen wurden.“

„Savigny!“ erſchallte es aus aller Munde, während Luiſe mit einem herzzerſchneidenden Wehlaut ohnmächtig zuſammen ſank. Raleigh ſprang wie ein blutgieriger Tiger auf Stocq zu, den er bei der Kehle faßte und ſein Leben verlangte. Der Connetable befahl, ihn zu entwaffnen, und während die Edelleute dieſes bewerkſtelligten, warf der Geheimſchreiber mit den Worten: „Gnädiger Herr! das war mein letzter Dienſt!“ das königliche Schreiben auf den Tiſch und verließ unaufgehalten das Zimmer.

IX.

Es war ſchon ſpät am Abend, und Claude Stocq war noch immer nicht in ſeiner Behauſung zu Senlis erſchienen, wo ſein alter Diener ſeiner Heimkehr harrte. Margarethe, ſeit ſie aus dem Schloſſe gekommen, wo ſie Landry's Kette gefunden hatte, ſaß ſtumm, ohne die Blicke empor zu heben, äußerlich gefühllos wie eine Bildſäule in der Stube, die einſt ihr häusliches Glück umſchloſſen hatte, aber innerlich gährte es deſto mächtiger in ihr. Alle Bilder waren wieder aufgewacht, ſie ſah ihren Knaben wieder vor ſich, wie vor fünfzehn Jahren, ſah ihren Gatten unter ihren Augen erſchlagen, und doch däuchte es ihr, als ſey ſie alt, ſehr alt, und ſie fragte den Himmel, warum ſie denn noch immer nicht ſterben könne. Endlich zog ſie ein kleines Säckchen aus ihrem Buſen hervor, welches eine Haarlocke von ihrem Kinde enthielt, und indem ſie dieſen einzigen Ueberreſt ihres geſtorbenen Glücks betrachtete, war es ihr, als ſähe ſie das geliebte Haupt vor ſich; wie an jenem Abend, welcher der Blutnacht voranging, wähnte ſie den Knaben im Lehnſtuhl ſchlafend vor ſich zu ſehen, und die Macht ihrer Einbildungskraft war ſo ſtark, daß ſie plötzlich vor demſelben niederkniete und den Engel des Herrn anrief, ſeine Flügel ſchützend über das Kind auszubreiten, deſſen ſüßen Hauch ſie einzuathmen wähnte; dieſer ſchöne Traum verſchwand erſt, als Stocq heimkehrte, deſſen dröhnende Schritte ſie nicht ſobald vernahm, als ſie vom Boden aufſprang und ſich in tiefer Niedergeſchlagenheit in einen Stuhl fallen ließ.

Der Geheimſchreiber trat mit finſterer Miene in das Zimmer, ohne die Wahnſinnige im geringſten zu beachten. Er hatte ſich gerächt, aber er ſtellte ſich die Frage, ob dieſe Rache auch hinreichend ſey, denn ſeine Rolle war nun doch ausgeſpielt. Zweimal in ſeinem Leben hatte er ſich an demſelben Stein geſtoßen; nachdem er ihn mit dem Fuße fortgeſchleudert, hatte er ihn nun zum zweitenmale auf ſeinem Wege gefunden, und alle ſeine Hoffnungen waren daran zerſchellt. Er hatte im Leben weder getheilte Liebe noch befriedigten Ehrgeiz gefunden, ſondern nur Träume, nur weſenloſe Schatten, die er nicht erreichen, nicht in ſeine Arme zu ſchließen vermochte. Er wußte nicht, auf welchen Grundſtein das Glück zu bauen iſt. Die Tugend war ihm nur ein Wort ohne Sinn, denn er hatte dem Verbrechen gedient, und dem Verbrechen war ein glorreiches Leben, ein geachteter Tod zu Theil geworden. Die Verwegenheit, die ſich durch nichts zurückhalten, der Wille, der ſich durch nichts beugen ließ, war Stocq eigen

Digitized by Google

geweſen, er war über Leichen gewandelt, um zu ſeinem Ziele zu ſchreiten; aber dieſes Ziel war, als er es eben zu erreichen glaubte, unter ſeinen Füßen zum Abgrund geworden; er hatte ſeine Hand nach goldenen Früchten ausgeſtreckt, aber nur Sodomsäpfel voll Aſche und Moder gepflückt! D'rum zweifelte er jetzt an Allem, ausgenommen an der Rache, an der einzigen Luſt, die ihm geblieben war. Er hatte Raleigh's Abſchiedsblick verſtanden, er war überzeugt, daß der junge Mann ihn aufſuchen, daß er ihn zu einem Kampf auf Leben und Tod fordern würde; auch haßte er ihn viel zu ſehr, um einem Andern die Sorge, ihn aus dem Wege zu räumen, zu überlaſſen; ſollte aber das Schickſal wollen, daß er von der Hand des jungen Mannes fiele, ſo hatte er bereits alle Anſtalten gemacht, damit dieſer ſeinen Tod nicht überlebe. Er hatte zu dieſem Zwecke Verabredungen mit einigen ihm treu ergebenen Freunden getroffen, die ihm eidlich zugeſagt hatten, auf das erſte Wort von ihm herbei zu eilen und an ſeine Stelle zu treten, wenn er erliegen ſollte. — Aber auch an dem Connetable wollte er ſich rächen, an dem ſtolzen Manne, der ihn gedemüthigt hatte, der ihn gezwungen hatte, vor ihm im Staub zu kriechen, wie ein Hund, der um Gnade bettelt. D'rum wollte er jetzt Geheimniſſe aus dem Grabe hervor rufen, die ſeit zwanzig Jahren darin geſchlafen hatten.

(Fortſetzung folgt.)

Jacques Fromenthal Halevy.

(Schluß.)

Indeß äußerte die Menge doch ſchon einiges Wohlgefallen an dem Werke, ſprach dem Schöpfer Anlagen zur dramatiſchen Compoſition zu, und traf dieſes Urtheil in der Zeit mit den außerordentlichen Erfolgen zuſammen, welche Auber in der Bühnenwelt zu erringen anfing, ſo konnte Halevy auch kein Zweifel mehr übrig bleiben über den Weg, welchen er, wollte er gleichfalls ein Mann des Tags und der Menge werden, zu wandeln genöthigt ſey: ein Weg, den, zum Bedauern des tieferen Kunſtverſtändigen wie des Vertrauteren mit ſeinen eigentlichen Kräften, Halevy dann mehr oder weniger bis auf den heutigen Tag auch mit einer — wir ſagen es dreiſt — ſeltenen Verläugnung ſeiner ſelbſt und ſeines ſchönen Wiſſens in der größten Beharrlichkeit und dennoch nicht mit den glänzenden Wirkungen und Erfolgen fortgeſetzt hat, die auf demſelben zu erringen er ſich früher vielleicht träumte. Gleich in dem folgenden Jahre 1827 trat er mit einer neuen Compoſition zum Namenstage Königs Carl X. auf, „Le Roi et le batelier"; Riſſault hatte dazu den Text geliefert, und er ſich durch ſeine letztgenannte Oper den Auftrag zur Compoſition zu erringen gewußt; allein, was ſie war und noch iſt, ſagt der erſte Blick in die Partitur: Nichts als eine Huldigung des Zeitgeſchmackes mit kühnſter Hinwegſetzung über alle ernſte Kunſtregel, und dennoch konnte die Muſik ſich, uneingedenk der nachmaligen politiſchen Umwälzungen in Frankreich, nicht einmal in der Erinnerung lange erhalten und kein viel größeres Intereſſe erregen, als welches die Gelegenheit an ſich ſchon an ihre Erſcheinung knüpfte."

Nachdem Halevy nun mit mehr oder minder Erfolg noch verſchiedene kleine Opern und Balletmuſiken geſchrieben und in Frankreich ſeinen Ruf befeſtigt hatte, bedurfte es noch einer beſonderen Gelegenheit, um ſeinen Namen über den Bezirk ſeines Vaterlandes hinauszutragen, und dieſe bot ſich dar in dem Tode des berühmten Componiſten des „Zampa". „Herold hatte eine unvollendete Oper hinterlaſſen, „Ludovico", und Halevy ward der ehrenvolle Auftrag, ſie zu vervollſtändigen. Es iſt gewiß, daß Herold im Ganzen nur wenig erſt an dieſer Oper gearbeitet hatte, und Halevy alſo wenigſtens der größte Theil der Ausführung gebührt. Gleichwohl hielten die Unternehmer der königlichen Oper zu Paris, die Halevy den Auftrag ertheilt hatten, eine Spekulation auf Herold's Namen für zu glücklich, als daß ſie hätten Halevy's Namen dem Werke vorſetzen mögen, auf ſo glänzende Weiſe er auch das in ihn geſetzte Vertrauen gerechtfertigt hatte, und die Oper kam daher als ein nachgelaſſenes Werk Herold's auf die Bühne, gefiel und machte alſobald eine Runde auf den deutſchen Theatern. Indeß verbreitete ſich eben ſo bald auch, und wohin die Oper drang, ihre zuvor mitgetheilte Geſchichte, und da man gewiß wußte, daß diejenigen beiden Nummern darin, welche jeder deutſche und überhaupt ordentliche Muſiker für die beſten in dem ganzen Werke erklären mußte, wir meinen nämlich die beiden Quartette im erſten und zweiten Akte, ausſchließlich von Halevy herrührten, ſo hatte ſich dieſer damit auch einen hohen Grad von Achtung erworben, die, als eine ganz natürliche Folge, einer weiteren Bekanntſchaft mit ſeiner Perſon und ſeinen Werken ſchnell die Bahn brach. Zum Glück für ihn kam in der Zeit auch bald ſein unſtreitig bedeutendſtes Werk zu Tage, „die Jüdin." 1835 ward dieſelbe zum erſten Male in der Académie royale de musique zu Paris gegeben. Der Erfolg war ein entſchieden höchſt vortheilhafter. Mehr als ſeine früheren Opern zeichnete ſich dieſe durch eine ergreifende Kraft, feurige Phantaſie, Leichtigkeit im Geſange und eine reiche Erfindung aus, und ſchnell ward ſie ein Eigenthum aller deutſchen Bühnen. Hier iſt es auch, wo — wie wir vorhin andeuteten — Halevy ſich nicht zum Diener, ſondern zum Lenker und Beherrſcher des Zeitgeſchmacks aufgeworfen hat, und wir ſind überzeugt, das Werk trägt muſikaliſcher Seits Elemente in ſich, die ihm einen bedeutenden Standpunkt in der Geſchichte der modernen Muſikkunſt zuweiſen und ſichern würden, hätte nur das Sujet ſich mehr der grellen Farben des neueren franzöſiſchen Romanticismus enthalten können und eine Geſtalt angenommen, in welcher es mehr tragiſch ergreifend, erſchütternd und erhebend wirkte, als es jetzt in ſeiner ſchaudervollen Cataſtrophe die feinere, edlere Kunſtbildung eigentlich nur anwidert. Wir wollen dieſe Thatſache als einen neuen Beweis für unſere obige Behauptung annehmen und neben der Trauer über die Huldigung, welche die Verkehrtheiten des Zeitgeſchmacks auch von Seiten eines ſo ſchönen Talents, wie H. beſitzt, erfahren ſollten, uns wenigſtens freuen über den durch jene Oper zumal gelieferten Thatbeſtand, daß die franzöſiſche Muſik in H. einen Mann beſitzt, der ihr, mit Hülfe Anderer, wieder eine edlere Richtung zu geben und ſie aus dem Schlamme der Seichtheit, Halbbildung und Verzerrung, in welchen ſie viele ſeiner Vorgänger muthwilliger Weiſe, in einem unbegreiflichen Nichtverſtehen ihrer Aufgabe, geſtürzt haben und theils noch tiefer vergraben, neugeboren herauszuarbeiten vermöchte, wenn er nur wollte und ſich losreißen könnte von einem Triumphe, der doch nur in dem Augenblicke der Gegenwart und über Kräfte wie durch Mittel gefeiert werden kann, die mit dieſem Augenblicke dem wenig ehrenvollen Vergeſſen auf immer anheim fallen. War indeſſen mit der „Jüdin" einmal der Weg auch auf ausländiſche Bühnen gebahnt, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch H's fernere Werke dort bald Eingang fanden, und einen erfreulichen Beweis von der ſeltenen Vielſeitigkeit ſeines Talents legte er zugleich dadurch ab, daß er zunächſt ſeine Thätigkeit einer Oper ganz entgegengeſetzten Charakters zuwandte, einer Oper durchaus leichten, heitern, humoresken Spiels, und gleichwohl auch ſolche mit ziemlich gleichem Glücke behandelte. Wir meinen nämlich die Oper „der Blitz". Welche nicht geringe Schwierigkeiten er zumal in muſikaliſcher Beziehung dabei zu überwinden hatte, weiß Der zu beurtheilen, der die Aufgabe kennt, ein dramatiſches Werk dieſer Art für blos vier Perſonen, zwei Tenore und zwei Soprane, durchzuführen, ohne alles Intereſſe dabei erkalten zu laſſen, und wir geſtehen in ſo fern doppelt H. unſere Bewunderung zu, da er in der That ohne beſonderes Wagniß für ſeinen Ruf dieſe Oper auch auf deutſchen Bühnen, und zwar auf jene ſeine erſte daſelbſt, folgen laſſen konnte. Von ſei-

Digitized by Google

nen ſpäteren Werken hat erſt „die Peſt zu Florenz“ (franzöſiſch eigentlich Guido et Ginevra) ſich eine ſolch weitere Verbreitung zu erwerben gewußt. Zu Paris erſchien die Oper zum erſten Male im März 1838 auf dem Theater der Académie royale de musique und erregte außerordentliches Aufſehen, ſo daß die Handlung Breitkopf und Härtel in Leipzig ſofort die Partitur für Deutſchland an ſich kaufte. Weniger gefiel nachdem die komiſche Oper „Les treize“ und die große „Le Drapier“, welche ſein neueſtes Werk iſt und im Januar 1840 zum erſten Male zu Paris gegeben ward. Doch läßt ſich nicht läugnen, daß ſich auch in dieſen Compoſitionen manche hübſche und gut gearbeitete muſikaliſche Momente vorfinden, und alle Mängel wohl nur der außerordentlichen Leichtfertigkeit und Eile zugeſchrieben werden müſſen, womit Halevy nun einmal, von einer Maſſe von Geſchäften ſtets gedrängt, zu arbeiten ſich gewöhnt hat.“

Schließlich beurtheilt G. Schilling den Componiſten noch in folgender Weiſe:

„Den Muſiker Halevy haben Berton und Cherubini erzogen; der Operncomponiſt Halevy aber iſt aus Herold und Auber hervorgegangen, mit allen ihren Schwächen und Begierden, aber ohne ihre Eigenthümlichkeiten, mit mehr Wiſſenſchaft und Beſonnenheit, aber ohne ſo vielen natürlichen Takt und kecken Muth. Halevy's Kräfte ſind weit friſcher, weicher, mannichfaltiger und nachhaltiger, als die Auber's; aber, feſtgehalten von dem Zeitgeſchmacke, hat er nicht ſo viel Keckheit oder — ſollen wir es ſagen — Leichtſinn, ſich ganz in denſelben zu verſenken, ohne auf der andern Seite wieder den Muth zu beſitzen, ſich aus jenen Feſſeln loszureißen und ganz ſich über dieſelben zu erheben. Was die Inſtrumentation für ſich betrifft, ſo übertrifft H. unbedingt alle bisherigen Arbeiten der neueren franz. dramatiſchen Componiſten; in Hinſicht der Stimmebehandlung könnte er wohl etwas mehr auf die Winke der Natur Rückſicht nehmen. Was H. ſchreibt, ſingt ſich ſchwer und erfordert die größte Anſtrengung. Mag es ſeyn, daß er auch dabei mehr von der traurigen Forderung einer ſich an äußerlichen Mitteln immer mehr und mehr überbietenden Zeit als von dem eigenen Willen geleitet wird, die Sache iſt ſo, und daß ſie ſo iſt, kann nicht gelobt, muß getadelt werden. Kehren wir indeß von dieſer kurzen Betrachtung ſeiner Werke auch wieder zu ihm ſelbſt, zu ſeiner Perſon und der Geſchichte ſeiner Stellung im bürgerlichen Leben zurück. Schon im Jahre 1826 wurde er in Folge ſeiner Thätigkeit und ſeiner vielverſprechenden Leiſtungen als Lehrer der Harmonie am Conſervatorium, wie zugleich als Accompagniſt auf dem Claviere bei der italieniſchen Oper zu Paris angeſtellt. 1829 erhielt er dann nach Herold's Tode die Stelle eines Geſangdirektors bei der großen Oper, und 1833 als Fetis einem Rufe nach Brüſſel folgte, ward er an deſſen Stelle zum Lehrer des Contrapunkts und der Fuge am Conſervatorium befördert: 1835 ertheilte ihm der König der Franzoſen das Ritterkreuz der Ehrenlegion, und 1836, als durch Reichas Tod ſich dieſe Stelle erledigte, ward er zum Mitglied der Academie der ſchönen Künſte des königl. Inſtituts von Frankreich ernannt, bei welcher Beförderung er den Sieg über mehrere bedeutende Mitbewerber errang. 1838 ſchwang er ſich nach Paers Tode zum Profeſſor der Compoſition am Conſervatorium auf; 1839 ernannte ihn der deutſche Nationalverein zum Ehrenmitgliede, und 1840 ward er Muſikdirektor der Herzogin von Orleans. Selten wohl iſt, daß ein Künſtler in ſo kurzer Zeit eine ſolch' glänzende Carriere auch im äußern Leben macht, und ſollte das bloße Glück auch hierbei ſich ihm beſonders günſtig gezeigt haben, ſo dürfen wir bei der eminenten Kraft und Energie, welche H. beſitzt, und bei ſeiner kaum angetretenen männlichen Reife doch noch die Hoffnung hegen, daß ſein künſtleriſches Anſehen den eigentlichen Kulminationspunkt in dieſer Hinſicht noch nicht erreicht hat. Wir ſagen, daß ſolche Hoffnung uns wohl beleben darf, doch haben wir auch ſchon Erfahrungen gemacht, daß bei dem jetzt viel raſcheren, die Kräfte weit ſchneller conſumirenden Leben ſchon Erſchöpfungen eingetreten, wo wir denken, daß die vollkommene Entwickelung der Blüthe erſt recht beginnen ſoll.

Mannichfaltigkeiten.

(Scherz oder Ernſt?) In Nr. 337 des Schw. Merkurs findet ſich unter den Inſeraten folgende Todesanzeige: „Mergentheim und Stuttgart den 7. Dezember 1846. Unſere lichtfreundliche, ſo chriſtthätige und in allen Prüfen ſeelenſtark gerungene und zärtlich ſorgende und geradwachende Schweſter, Maria Eva Schreiner, die Mutterpflege, hat am 5. dieß, Abends $8^1/_2$ Uhr, als dem vierten Tage nach ihrem 63ſten Geburtstage und deſſen Feier der heiligen Kommunion, ihre Wehenhülle abgeſtreift, nach ſchwerem Stillkampf engelgleichlich ſanft in Verklärung eingeſchlummert in Folge von Leberverhärtung und beigeſellter Herzwaſſerſucht. Den theuren Verwandten und lieben Freunden, die liebbreigeweihte Schweſter ſie in laut ſchlagendem Herzen heiliger Erinnerung ſehnſüchtig getragen zu Gott, in Freiheit gegen gewaltige Fähren von Kämpfen mit der Verdunkelung, ſendet ſie, die Verklärte, ihr Herzbild heiler, Gott getrauter Seele — „laſſet mir die Ruhe“ — in ihre gleichfühlenden Herzen zu Angedenken, wie zu ſtiller Theilnahme an unſerem gerechten Schmerze zu. Drei Jahre vor dieſer ihrer Weltwanderung ward ihr feierliches Leben, geiſtfrei und übereiniglich ſeelenwach und ſo noch arbeitſam in ihrer Gluthweihe, durch die Wiſſenſchaft und Kunſt der Homöopathie von Seite des Hrn. Dr. Karl Kammerer zu Ulm, und oft zu des längeren Beſitzes neuen Hoffnungen für uns gefriſtet. Doch unſer Lieben, Glauben, Hoffen war nur die empfangene Stärkung, bei letzter Trennung mit ihr fortzuleben, in Ruhe mit ihr uns über neidiſche Erdwellen und deren manchfaltiges Toſen ſtetig neu zu erheben. — Der Bruder, mit ſeiner Schweſter Babette: Hauptmann in dem k. Ehren-Invaliden-Korps Johann Baptiſt v. Schreiner.“

(Florenz, 3. Dec.) Verwichenen Sonnabend ſahen wir die Tänzerin Fanny Elßler zum letztenmal. War der Enthuſiasmus ſchon bei jeder ihrer Vorſtellungen ein anderweitig faſt unmöglicher, ſo überſchritt er am letzten Abend faſt alle Gränzen. Die Blumen mußte uns Neapel ſenden und Genua; Florenz war ſchon erſchöpft. Ich höre, daß mehr als 1000 Scudi für Blumen ausgegeben worden. Ein Genius ſchwamm durch das Blumenmeer, ihr ein goldenes Diadem überreichend. Nach langem Sträuben ſetzte ſie ſich's auf's Haupt. Napoleon und die Elßler haben ſich ſelbſt gekrönt.

(Aus Sachſen.) Die Stadt Siebenlehn iſt durch den Berg- und Gersdorfer Stollenbau auf eine für die Zukunft höchſt bedenkliche Weiſe faſt überall unterhöhlt worden. Bereits ſeit längerer Zeit iſt mitten in der Stadt wiederholt der Erdboden plötzlich eingeſunken, ja ſogar eines Tages, gleich nach Beendigung des Vormittags-Unterrichts und Entlaſſung der Kinder, unterhalb der Schulſtube; die Gemeinde- und auch mehrere Privatbrunnen ſind verſiegt. (Dorfz.)

(Aſchaffenburg, 14. Dec.) Nach einer polizeilichen Bekanntmachung im hieſigen Intelligenz-Blatte vom 12. d. iſt das Tabakrauchen auf offener Straße in hieſiger Stadt, ſo lange ſich der Allerhöchſte Hof dahier nicht befindet, erlaubt. (Aſch. Ztg.)

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Aus dem Großherzogthum Heſſen, 15. Dec.

Gebührt der höchſten kirchlichen Behörde für die treffliche Organiſation der geiſtlichen Wittwenkaſſe der wärmſte Dank, ſo verdient bei eintretenden Pfarrerledigungen die Beantragung ſubalterner Kirchenbeamten, ſtatt nach den geſetzlichen Beſtimmungen den Decanatsgeiſtlichen während des Sterb- und Gnadenquartals das Vicariat zu übertragen, den Vicar des verſtorbenen Pfarrers fortvicariren zu laſſen, gerechte Mißbilligung, wenn aus nahe liegenden Gründen die Wittwe den Wunſch ausſprechen ſollte, dem Decanatsgeiſtlichen das Vicariat zu übertragen. Wir wiſſen zwar, daß vicarirende Geiſtliche von der Wittwe während des Sterbquartals die geſetzlich beſtimmten Transportkoſten verlangen können, zweifeln aber, ob an dieſe ein ſolches Anſinnen je geſtellt worden iſt. Die höchſte kirchliche Behörde hat bei Erlaß des ſchon berührten Geſetzes, den Decanatsgeiſtlichen während des Sterbquartals das Vicariat zu übertragen, wohl keine andere Intention gehabt, als den Pfarrwittwen auf dieſe Weiſe das harte Loos zu erleichtern, indem es nur zu bekannt iſt, daß durch den Abzug viel eingebüßt wird, daß ſogar oft Wittwen vor demſelben zur Berichtigung aller Anſtände Geld aufnehmen müſſen. Im Intereſſe der Pfarrwittwen halten wir es für Pflicht, dieſe Sache nicht allein zur Sprache zu bringen, ſondern zugleich auch den Wunſch, welchem kein Geiſtlicher ſeine Zuſtimmung verſagen dürfte, auszuſprechen, daß, im Falle ein Vicar während des Sterbequartals auf den Gehalt nicht gänzlich verzichtet, oder eine Vergütung ganz in den Willen der Wittwe ſtellt, das Vicariat den Decanatsgeiſtlichen ohne Ausnahme übertragen werde.

Frankfurt a. M.

Muſikaliſches.

Unter den ſchönen Künſten hat ſich in neueſter Zeit keine einer ſo allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit zu erfreuen, als die Tonkunſt. Beſonders gilt dies von der Vocalmuſik und namentlich von dem vierſtimmigen Männergeſang. Von den großen Städten bis zu den kleinſten Dorfſchaften herab finden wir überall Geſangvereine und die kräftigen oder anmuthigen, die heroiſchen oder lyriſchen Geſänge unſerer Tondichter erklingen nicht nur im ſtolzen Marmorſaale, ſondern auch in der beſcheidenen Wohnung des Landmanns. Ueberall Sang und Klang, überall Muſikvereine, Liederkränze und Liederblüthen und wie ſie alle noch heißen mögen, im Sommer Sängerfeſte in Wald und Flur, mit flatternden Fahnen und Böllerſalven, im Winter Sang und Klang im kerzenhellen Saale und beim fröhlichen Stiftungsfeſte. Dieſe Geſangvereine ſind unſtreitig von wohlthätigem Einfluß auf die Bildung und Geſittung des Volkes, wie auf den Anbau und die Pflege der Tonkunſt, und was von Seiten übellauniger Kopfhänger oder pedantiſcher Rigoriſten auch gegen ſie eingewendet werden mag, ſo ſind doch ihre Vortheile jedenfalls weit überwiegend und ihre Lichtſeiten vorherrſchend. Wäre dies nicht der Fall, wie hätten ſie im Volksleben ſo feſte Wurzeln ſchlagen und eine ſo weite und ſichere Unterlage gewinnen können? Sie, die Geſangvereine, gehören in Gemeinſchaft mit dem Turnweſen und den Turngemeinden zu den bedeutungsvollſten Momenten des Volkslebens der Gegenwart und gehen einer immer großartigeren und durchgreifenderen Wirkſamkeit entgegen. Wir wollen ſie ehren und hochhalten! Auch in Frankfurt a. M. fehlt es nicht an Sang und Klang und die Anzahl von ſolchen Vereinen läßt ſich ſchon jetzt nach Dutzenden berechnen. Da iſt kaum einer der langen Winterabende, der nicht gekürzt und erheitert wäre durch eine muſikaliſche Unterhaltung, durch ein Stiftungsfeſt oder eine Geſangprobe, durch eine derartige Veranſtaltung zu wohlthätigen Zwecken oder durch irgend eine Veranlaſſung unter dem Schutze und zu Ehren Euterpens. Der Muſikfreund, ſo wie der Verehrer der durch die Tonkunſt erhöhten Geſelligkeit hat hier Auswahl genug, und wie ein Jeder dem Zuge ſeiner Freunde und Bekannten, ſo folgt er auch ſeiner beſonderen Geſchmacksrichtung und wendet ſich, je nach derſelben, hier dem leichteren Spiele, dort der ernſteren Richtung der Muſe zu, hört hier ein gefälliges, anſprechendes Lied, dort einen impoſanten Oratoriengeſang, hier eine brillante Cantate und dort ein mächtig ertönendes Volkslied. Jung und Alt liebt den Geſang; im Prunkgemach des Reichen, wie in der Werkſtätte des Handwerkers wird er gepflegt und es gibt wohl keine Art von Dilettantismus, der erfreulicher und der Aufmunterung würdiger wäre, als dieſer.

Die Inſtrumentalmuſik hat ſich ihrerſeits über Mißachtung auch nicht zu beklagen. Faſt in jedem Hauſe wird ein Inſtrument geſpielt oder doch wenigſtens geklimpert und namentlich könnte man von Pianiſten ganze Legionen bilden. Zwar hat man angefangen, des modernen Virtuoſenthums etwas müde zu werden, aber doch gibt es der Konzerte noch immer genug. Je mehr in dieſen gewöhnlich nur der Oberflächlichkeit und dem muſikaliſchen Charlatanismus gehuldigt wird, je mehr in ihnen eine mechaniſche Fertigkeit und Ueberbietungen der Technik ſich breit machen, deſto mehr müſſen edlere Tendenzen, wo ſie erſcheinen, beachtet und gerühmt werden. So haben wir dieſer Tage der Quartettſitzungen der Herren Wolff, Poſch, Elsner jun. und Geisler gedacht und ſo dürfen wir der Soiréen des Hrn. Eduard Roſenhain nicht unerwähnt laſſen. Es hat ſich dieſer die Aufgabe geſtellt, nur klaſſiſche oder doch als entſchieden werthvoll anerkannte Compoſitionen und namentlich ſolche für Pianoforte zu executiren und dadurch die höheren Richtungen der Inſtrumentalmuſik in Ehren zu halten. In der erſten Soirée (15. Dec.) hörten wir das herrliche Trio von Beethoven (Es dur, op. 70) für Pianoforte, Violon und Violoncello, geſpielt von den Herren Eliaſon, Bockmühl und Roſenhain. Was der geniale Beethoven auf dieſem Gebiete geleiſtet hat, iſt bekannt. Hier finden wir jenes tiefe, geiſtige Leben der Muſik, jenen mächtigen Aufſchwung der Gedanken, jenes Feuer der Begeiſterung mit Klarheit und Ruhe vereint, jene kunſtreichen Combinationen und harmoniſchen Verknüpfungen, jene Melodieenfülle und rythmiſche Schönheit, jene Kraft und Milde, Weihe und Würde, jene Vorzüge alle, die zu einem wahren Kunſtwerke gehören und die dem Kenner ein weites Studium eröffnen, während ſie das Gemüth des ſinnigen Freundes des Schönen erheben und erfreuen. Hr. E. Roſenhain war in den Geiſt der Compoſition eingedrungen. Abgeſehen von den nicht geringen, wenn auch weniger verblüffenden Schwierigkeiten der techniſchen Ausführung des Klavierparts, den er eben ſo ſicher, als präcis vortrug, hatte er auch die innere Bedeutung des Tonwerks erfaßt und zur klaren, beſonnenen Expoſition die Wärme und Energie des Ausdrucks geſellt. In ſeinem trefflichen Spiele bekundete er die Reſultate eines ernſten, gründlichen Studiums, ſo wie die volle Hingebung des für die wahre Bedeutung des Kunſtwerks empfänglichen und ſeiner Aufgabe bewußten Künſtlers. Ihm und den ihn mit Liebe zur Sache unterſtützenden Herren Eliaſon und Bockmühl wurde der lebhafteſte Beifall des zahlreichen Auditoriums geſpendet und wir fühlen uns Hrn. Roſenhain zu gerechtem Danke verpflichtet, indem wir zugleich den ferneren Soiréen mit Intereſſe entgegenſehen. — Die Herren Caspari und Sprenkel und Fräul. Oswald wirkten durch ihre beifällig aufgenommenen Kunſtleiſtungen zur Verſchönerung des Abends mit, und in dem Vortrag des großen Duo für zwei Pianoforte (Hommage à Haendel), executirt von dem Konzertgeber und von deſſen Schüler, dem zwölfjährigen Eduard Hecht, lernten wir in dem letzteren, der heute zum Erſtenmale öffentlich ſpielte, einen ſehr talentvollen und zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigenden Kunſtjünger kennen. — Die beiden Flügel aus dem reichhaltigen Magazin des Hrn. C. A. André zeichneten ſich durch Kraft und Tonfülle aus. Die hier beſprochene Soirée dürfen wir demnach mit Recht zu den genußreichen und zugleich der Tendenz nach würdigen zählen.

W.

Das angekündigte Konzert der zwölfjährigen Pianiſtin Auguſte Freieiſen findet, eingetretener Hinderniſſe wegen, erſt nächſten Dienſtag den 22. d. M. ſtatt.

Auflöſung des Anagramms in Nro. 349.

Lazareth. Nazareth.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 19. Dec. Marie-Anne, oder: Ein Weib aus dem Volke, dramatiſches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Abth., nebſt einem Vorſpiel: Der Hochzeitstag, nach Dennery und Mallian, deutſch von Oerärler-Manfred. (Gaſtrolle) Marie-Anne: Fräulein Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin.

Sonntag, 20. Dec. Die ſchwarzen Jäger, große romantiſche Oper in 3 Abth., aus den Zeiten des Befreiungskrieges, nach einer Erzählung von Gottwald, benannt: „der Steckbrief“, von G. Wilhelm, Muſik von H. Reed.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 351. Montag, den 21. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Fortſetzung.)

Der Geheimſchreiber hatte richtig vorausgeſehen; er war noch nicht lange zu Hauſe, wo er ſeine Rachepläne nochmals in reifliche Ueberlegung zog, als Raleigh bei ihm erſchien und in wenig Worten den Zweck ſeines Beſuchs ausſprach, den Stocq erwartet zu haben verſicherte, und ſeine Ausforderung ohne Einwendung annahm. — „Doch," fügte er hinzu: „doch werdet Ihr mir einige Augenblicke vergönnen, ich habe Briefe zu ſchreiben, die vielleicht die letzten ſeyn werden; iſt aber dieſe Pflicht erfüllt, ſo ſtehe ich gänzlich zu Euern Dienſten."

Und mit teufliſcher Freude bei dem Gedanken, daß der junge Mann jedenfalls dem Tode verfallen ſey, entweder durch ihn oder durch die Hand ſeiner Spießgeſellen, ſetzte er ſich an einen Tiſch und warf folgende Zeilen auf das Papier:

„Er iſt in meinem Hauſe; mit Tagesanbruch wird der Zweikampf ſtatt finden. Vergeßt nicht, daß er ſterben muß, wenn ich falle. Folgt dem Diener nach, der Euch dieſes Schreiben bringt."

Als er damit fertig war, zog er ein anderes Papier aus der Taſche, überlas es nochmals, ſiegelte es in einen Umſchlag, den er an den Connetable überſchrieb, und rief ſeinem Diener, welchem er auftrug, das erſte Schreiben an ſeine Adreſſe, und das zweite den andern Morgen an den Connetable zu beſtellen.

Während Stocq's Beſchäftigung hatte der im Zimmer auf und abgehende Raleigh die Aufmerkſamkeit der armen Wahnſinnigen erregt, die, ihn anſtarrend, den Namen Sevigny leiſe ausſprach, worauf ſie in plötzlicher Aufregung die Worte: „Erinnere Dich! erinnere Dich!" kreiſchend hinzu ſetzte.

Ueberraſcht, daß eine ihm völlig fremde Perſon den Namen ſeines Vaters ausgeſprochen, ſah Raleigh mit Erſtaunen auf Margarethe, als der Geheimſchreiber, der erſt durch ihre laute Aeußerung die Anweſenheit der Wahnſinnigen bemerkte, dem jungen Manne haſtig zurief:

„Gebt nicht Acht auf das Geſchwätz dieſes alten Weibes; ſie iſt wahnſinnig."

Und das Wort an Margarethe richtend, befahl er ihr barſch, ſich hinauszupacken. Margarethe zögerte zum erſtenmale trotzig, dem Gebote Folge zu leiſten; da ging Stocq mit einer drohenden Gebärde auf ſie zu und würde ſie ſicherlich mißhandelt haben, hätte nicht Raleigh, auf welchen der Blick und die Stimme dieſer Frau einen tiefen Eindruck gemacht hatten, dem rauhen Mann geboten, der Armen nichts zu leide zu thun.

„So gehe ſie denn gutwillig, ich will es haben," ſagte er etwas gemäßigter.

Margarethe gehorchte diesmal; aber Raleigh's Anblick, deſſen Aehnlichkeit mit ſeinem Vater ſo unverkennbar war, daß er ihr vorhin ſchon den Namen Savigny entlockt hatte, hatte plötzlich einen ſchwachen Lichtſtrahl in die Nacht ihres Verſtandes fallen laſſen; ſie nahm ein inſtinktmäßiges Intereſſe an dem, was hier vorging, daher begab ſie ſich nicht zu Bette, ſondern ſie legte Auge und Ohr lauſchend an die Spalte der Thüre, die ſie nicht zugeklinkt hatte.

Als ſie fort war, ſagte der Geheimſchreiber zu ſeinem Gegner:

„Beliebt es Euch jetzt, mein Edelmann, die Waffen zu beſtimmen? Wählt Ihr das Schwert oder den Dolch?"

„Das Schwert kann an dem Schwert des Feindes zerbrechen," verſetzte Raleigh mit einem Blick voll düſterer Gluth: „der Dolch trifft ſicherer."

„So bleibt es denn bei'm Dolche, morgen bei Tagesanbruch."

„Warum nicht gleich?" fragte Ralph, der ſo kampfbegierig war, daß ihn jeder Aufſchub unangenehm berührte.

„Weil," verſetzte Stocq, „weil das Tageslicht erforderlich iſt, um die zu treffende Stelle gehörig auswählen zu können."

Gegen dieſen Grund ließ ſich nichts einwenden. — „So ſey es denn," ſagte Ralph; „ich darf nicht fürchten, daß mein Haß durch den Aufſchub von einigen Stunden erkaltet."

„Es gebt auf Tod und Leben?"

„Auf Tod und Leben.

„Gut; ſo iſt es auch mein Wunſch."

Raleigh wollte ſich jetzt entfernen, da er nichts weiter zu verabreden hatte, doch dagegen ſträubte ſich der Geheimſchreiber.

„Wo wollt Ihr hin?" ſagte er höflich. „Es iſt ſchon ſpät in der Nacht; dieſes Haus ſteht vereinzelt, Ihr kennt Niemand in Senlis. Werdet Ihr das Obdach ausſchlagen, das ich Euch anbiete?"

Als ihn Ralph mit verzweifelter Miene anſah, fuhr er dringender fort:

„Euer Wort genügt mir, um Euch fort zu laſſen, denn ich bin überzeugt, Euch morgen auf dem Kampfplatze zu finden. Thut mir dieſelbe Ehre an, und ſeyd verſichert, daß Ihr ſo ſicher unter dem Dache eines Feindes, als unter dem des treueſten Freundes ruhen werdet. Ich werde der Erſte ſeyn, der Euch vertheigt, bis zu dem Augenblick, wo Euer Leben mir gehören ſoll."

Nach einigem Bedenken nahm Raleigh dieſen Vorſchlag an, legte ſeinen Mantel ab und nahm Platz auf einem Stuhl, welchen ihm Stocq hinſchob. Es war etwas Seltſames, etwas Geheimnißvolles zwiſchen ihm und dem Geheimſchreiber, von dem er ſich unwillkührlich beherrſcht fühlte. Stocq's Haß that ihm wohl, denn ihm war, als habe er noch etwas Anderes an ihm zu rächen, als die Beleidigung, die ihn zunächſt hergeführt hatte. Geſtern hatte er dieſen Menſchen noch nicht gekannt, aber wie ſich im Leben oft zwei Individuen, die ſich nie zuvor noch ſahen, zum erſtenmale begegnen und Freunde werden, ſo hatte ſich Raleigh von Schauer durchbebt gefühlt, als er zum erſtenmale Claude Stocq's Namen ausſprechen hörte, ſo hatte ihn deſſen Anblick mit einem unaus-

Digitized by Google

ſprechlichen Widerwillen erfüllt. Er begriff inſtinktmäßig, daß ſie keine gewöhnlichen Feinde ſeyen; daß ſie, von unſichtbarer Hand getrieben, ſich hatten finden müſſen, um feindlich zuſammen zu ſtoßen und ihren Haß im Blute zu ertränken.

Die beiden Männer ſaßen ſich einige Minuten ſchweigend einander gegenüber, während welchen Raleigh die Blicke mit Haß und innerer Beängſtigung in der Stube herum gleiten ließ, und Stocq, der erfahrene Menſchenkenner, ſich voll geheimer Luſt an der Seelenmarter weidete, worauf den jungen Mann eine undeutliche, nicht feſt zu haltende Erinnerung ſpannte.

„Sonderbar,“ hob Raleigh an, nachdem er ſich vergebens angeſtrengt hatte, einiges Licht in dem Chaos ſeiner Gedanken zu finden: „ſonderbar! ſeit ich in dieſem Zimmer bin, kommen mir alle Gegenſtände ſo bekannt vor.“

„Das iſt doch wohl nur die Folge Eurer aufgeregten Einbildungskraft,“ verſetzte der Geheimſchreiber, dem es ganz recht war, daß der junge Mann zum klaren Bewußtſeyn kam, weil dieſes Bewußtſeyn den höchſten Grad moraliſcher Marter für ihn werden, und ihm den Tod um ſo mehr erſchweren mußte, wenn er die Gewißheit hatte, den Verderber ſeiner Aeltern vor ſich zu ſehen, und von der Unmöglichkeit überzeugt war, Rache an ihm nehmen zu können. Stocq beſchloß, den wieder in dumpſes Brüten Verſunkenen ruhig ſein Gedächtniß erforſchen zu laſſen; ja, wo es nöthig ſey, ſeinen Erinnerungen zu Hülfe zu kommen. Er hielt daher den lauernden Blick mit lächelnder Miene auf ſein Opfer gerichtet, das wachend und doch träumend da ſaß, das zugleich glaubte und zweifelte, und dabei die Marter eines an allen Gliedern verſtümmelten Menſchen ausſtand, welcher des Augenlichts und der Sprache beraubt, von einem fürchterlichen in ihm gährenden Gedanken bewegt wird, dem aber, um ihn auszudrücken, weder eine Gebärde, noch ein Blick, noch ein Wort zu Gebote ſteht . . . eine Qual, die gräßlicher iſt, als die der Verdammten in der Hölle. Innerlich rief er Gott im brünſtigen Gebete um Licht an, um einen Strahl in dieſer tiefen Finſterniß . . . bat er den Lenker der Geſchicke, dem wirren, unverſtändlichen Murmeln der Vergangenheit Sprache, den ihn umgebenden Mauern Worte zu verleihen . . . und als habe der Himmel ihn augenblicklich erhört, ſo zerriſſen plötzlich die dunkeln Schleier ſeines Gedächtniſſes, er ſprang in die Höhe und rief in der fürchterlichſten Seelenaufregung:

„Allmächtiger Gott! es wird hell in mir! ich erkenne Euch jetzt . . . habe Euch einſt geſehen, als Ihr noch jung, als ich ein Kind noch war, das hier in dieſem Lehnſtuhl ſaß. —“

Stocq nickte mit teufliſcher Freude, ohne ſich von ſeinem Sitze zu erheben, auf deſſen Seitenlehne er nachläſſig mit den Fingern trommelte.

„Ich fürchtete mich vor Euch,“ fuhr Raleigh fort, „und warf mich voll Entſetzen in die Arme einer Frau, die vielleicht meine Mutter war?“

„Es war Deine Mutter,“ beſtätigte der Geheimſchreiber kalt.

„Ja, ja,“ rief der junge Mann, indem ihm große Thränen aus den zornfunkelnden Augen ſtürzten, „hier bedeckte mich meine Mutter mit Küſſen; hier iſt das Zimmer, der Seſſel, worin ich ſchlief, während ſie betete . . . ich erkenne Alles . . . ſpäter nahm ſie mich bei der Hand, führte mich an ein Fenſter, und ich ſah das Volk einen blutenden Menſchen durch den Staßenkoth ſchleifen . . .“

„Es war Dein Vater.“

„Mein Vater!“ ſchrie Raleigh, der ſich in ohnmächtigem Grimm eines heiligen Schmerzes mit beiden Fäuſten vor die Stirne ſchlug, und da es immer lichter wurde in ſeiner Seele, ſo wußte er jetzt, daß ſeine Mutter zu ihm geſagt hatte: „der Mörder Deines Vaters heißt Claude Stocq!“ Jetzt war ihm der Haß erklärt, den der Anblick des Geheimſchreibers in ihm hervorgerufen hatte, und fühlend, daß er zum Rächer der hingewürgten Aeltern berufen ſey, ſtürzte er auf Stocq zu, der ſich langſam von ſeinem Seſſel erhob. Aber plötzlich blieb Raleigh ſtehen.

(Schluß folgt.)

Einige Worte über Fritzſche's Tod und die Univerſität Gießen.

† (Aus Oberheſſen, 15. Dec.) Ihr geſchätztes Blatt hat uns ſchon in kurzen Worten den, die Univerſität Gießen, durch das Hinſcheiden mehrerer Celebritäten anderer Facultäten, doppelt hart getroffenen Tod dieſes berühmten Theologen berichtet. Unerſetzbar, möchten wir ſagen, iſt dieſer Verluſt; unausfüllbar der leer gewordene Lehrſtuhl, wenn wir bedenken, welcher Schatz theologiſchen und philologiſchen Wiſſens, welcher Stern, namentlich der exegetiſchen Theologie, mit dem Verblichenen ins Grab ſtieg; bedenken, welch' edle Früchte ſeine große Gelehrſamkeit, mit kritiſchem Scharfſinn gepaart, aus dem theologiſchen Schachte zu Tage förderte. Ja, unſer Blick auf eine des Todten würdige Nachfolge iſt getrübt, nicht allein weil wir überhaupt keinen Fritzſche in ſeinem Gebiete ebenbürtigen Gelehrten kennen, ſondern noch mehr im Hinblicke auf die von dem Todten ſo würdig vertretene, gerade heute wieder mehr und mehr von Oben beengte freiere Richtung der Theologie. — Wenn der Dahingeſchiedene in ſeinen Vorleſungen über Dogmatik (ohnedies ein ihm fremdes und von ihm nur aus Mangel an einem wackern Docenten betretenes Gebiet, das er ſich oft ſelbſt als eine Laſt vom Rücken wünſchte) ſich für den Supranaturalismus erklärte, ſo war er in der Exegeſe, ſeiner eigentlichen eigenen Behauſung, der Repräſentant nicht jener veralteten und vielfach neuauftauchenden, ſondern einer entſchieden freien Richtung. Da war er eben Er ſelbſt; hier fehlte ihm nicht „die innere Befreiung des Gemüths und Denkens von großen religiöſen und dogmatiſchen Vorausſetzungen“; hier hätte er ſich geſchämt von Andern zu borgen; hier überſah nicht nur ſein gelehrter und kritiſcher Scharfblick mit Ruhe und Würde das Wahre in den von ihm bekämpften Anſichten, ſondern entzifferte auch Reſultate, die freilich, zum Mißfallen Vieler, von dem wohlthätigſten Einfluſſe auf die freie Fortentwicklung und Umgeſtaltung unſerer Theologie geweſen ſind. Wir wollen hier nicht eine Biographie des Verſtorbenen geben, unſere Feder fühlt dazu ſich zu ſchwach; wir möchten ſein Bild von eines Meiſters Hand der theologiſchen und nicht theologiſchen Welt vorgeführt ſehen. Sein Name iſt ja ſeit ſeinem Auftreten, über 20 Jahre lang, rühmlichſt bekannt genug. Der Kritiker Strauß räumte ihm unter allen lebenden Theologen die erſte Stelle ein; ſeine Commentare nennt er im Leben Jeſu, „die trefflichſte Vorarbrit für ſein Werk, indem ſie neben der ungemeinen philologiſchen Gelehrſamkeit zugleich diejenige Unbefangenheit und wiſſenſchaftliche Gleichgültigkeit gegen Reſultate zeigen, welche die erſte Bedingung eines Fortſchritts auf dieſem Gebiete iſt.“ Die orthodoxe Partei ſchlug vor ſeinem Namen ſchon ein Kreuz; Viele haben die Schärfe ſeiner Feder gefühlt und mußten ſich bücken vor dem Flügelſchlage ſeines freien Geiſtes: ſie ſind vielleicht froh, einen ſolchen Gegner vom Halſe zu haben. Aber größer iſt die Zahl der Trauernden, daß des Meiſters Auge inmitten eines Wuſt's von aufgeſchlagenen Folianten und ſeiner ſtark vorgeſchrittenen Arbeiten zum Commentar über das Evang. Johannes und die Corintherbriefe erloſchen iſt. Abgekommen davon, ſeine Schriften eigentlich blos für die engere theologiſche Welt zu berechnen, vielleicht weil der Mann ſelbſt zu gelehrt war, vielleicht auch Nichttheologen für ſeine Forſchungen noch nicht gehörig vorbereitet wähnte, wollte er, nach der unangehmen Erfahrung, andere Commentataren (wir könnten von verſchiedenen Farben nam-

Digitized by Google

haſte nennen) mit ſeinen Federn geſchmückt zu ſehen, nicht hinter den Entwicklungen der Zeit zurückbleiben und ſeinen Forſchungen ein Gewand geben, das nicht blos der Profeſſor, ſondern jeder Studirende und jeder in der heiligen Schrift Forſchende anziehend und paſſend fände. Dieſes vielfach Unzugängliche ſeiner Commentare erſetzte freilich ſeine akademiſche Wirkſamkeit. In Halle, Roſtock, Gießen konnte ſein liebevolles Weſen, ſein trefflicher mit Wärme und Begeiſterung gepaarter, mit dem Ernſte der Wiſſenſchaft und ohne Frivolität vorſchreitender, aber auch alle irrige, unwiſſenſchaftliche und ſeichte Behauptungen ſcharf beleuchtender Vortrag in allen Zuhörern nur auf das wohlthuendſte wirken und Früchte tragen. Welche Liebe zu den Studien mußte der Mann erwecken, der Tag und Nacht einen unglaublichen Fleiß bethätigte, deſſen Leben Studium und Gelehrſamkeit war! Wie naiv klingt es nicht, wenn er erzählt, wegen eines ihm falſch dünkenden Citats habe er ſechs Mal ſeinen Kirchenvater durchgeleſen, über deſſen einmaligen Studium Andere Wochen brüten! —

Wir haben der Wahrheit die Ehre geben und dem Verblichenen den ihm von der Wiſſenſchaft und der Academie geflochtenen Lorbeerkranz bewahren müſſen; aber dabei wollen wir auch andererſeits nicht den Schein der Unwahrheit an uns dulden. Fritzſche's theologiſche Gelehrſamkeit war einſeitig und er ſelbſt nicht durchaus der Mann, wie ihn heutzutage das akademiſche Leben, und das Leben überhaupt, nöthig hat. Wir haben ſchon geſagt, daß er die Dogmatik, die er las, nicht würdig vertrat. Abgeſehen von der mehrfachen Unſelbſtſtändigkeit deſſen, was er zu wahren Pflege der ermüdeten Zuhörer Jahr aus, Jahr ein, die ganze Stunde hindurch dictirte, mußte man öfter ſolche einſeitige Raiſonnements, z. B. über Schleiermacher und die neueſte Philoſophie hören, daß man ſich des Lachens nicht erwehren konnte. So hat er denn auch auf anderen, als exegetiſchen, Gebieten wenig Ruhm eingeerntet und verdient. Viele mußten an dem Manne irre werden, wenn er ſich dazu hergab, einen die academiſche Lehr- und Lernfreiheit beengenden Studienplan mit vielem Lobe und bis zur Ungeduld langweiligen Perioden zu befürworten; darin unter Anderm auch ſich ein, ſeine Gelehrſamkeit völlig entehrendes Urtheil über die Hegel'ſche Philoſophie zu erlauben, deren Jünger Einer das Werk der hochwohlgeborenen Herren zu betaſten gewagt hatte. Er that hier, was Tholuk einſt gegen ihn gethan und woran er ſo oft ſich mit bitt'rer Ironie erinnerte: „er rief die Polizei gegen die freie Wiſſenſchaft zu Hülfe!" Zum wenigſten iſt das — wunderlich; aber von da an wollten Einige dem Gerüchte Glauben ſchenken, er ſey in ſeiner amtlichen Stellung nicht ganz unabhängig von fremdem Einfluſſe und laſſe ſeine Güte oft mißbrauchen.

Wir haben uns nicht geſcheut, das, was Andere ſchon geſagt, hier wieder aufzunehmen. Der Wahrheit die Ehre, auch über Todte! Credner, Fritzſche's College, hat in einer ſeiner jüngſten Schriften in einer Anmerkung, und gewiß mit den möglichſt ſchonendſten Worten, Fritzſche's Verhalten bei dem Studienplan angeführt: es war zur klaren Beleuchtung der Sache faſt nothwendig. Mit wahrer Indignation muß daher jeder, mit den Verhältniſſen Vertrauter erfüllt werden, wenn ein Artikel aus Frankfurt in der Allgemeinen meldet: „Das Lebensende des Verblichenen ſey leider durch einen Mann, der ſich durch Streitſchriften einen Namen zu machen ſuche, getrübt worden." Eine böswilligere Verläumdung kann es in der That nicht geben! Wer iſt, der Credner's Auftreten in dieſer ganzen Sache anders als ehrenhaft, ſeinen Kampf anders als edel bezeichnen möchte? Abgeſehen davon, daß Credner denſelben ſeiner Exiſtenz und Ehre wegen unternehmen mußte, gilt ſein Wort dem Fortſchritte der proteſtantiſchen Kirche, das Loſungswort unſerer Zeit; und ſollte er auch mit ſpeciellen Verhältniſſen unſeres kleinen Staates verwebt ſeyn, ſo iſt er doch von entſchiedenem allgemeinem Werthe und von wohlthätigen Folgen, das zeigt ſchon das allgemeine Intereſſe, welches man ihm ſchenkt. Credner fühlt ſich rein von dem obengemachten elenden Vorwurfe und wird wahrſcheinlich den Frankfurter Artikelſchreiber keiner Antwort würdigen; er wird auch nichtsſagende Erklärungen von anderer Seite, die mit keinem Wörtlein ſeine Behauptungen widerlegen, unbeachtet laſſen. Wenn aber jener Schreiber meint, Credner ſuche ſich durch Streitſchriften einen Namen zu machen, ſo können wir ihn nur bedauern, daß er nicht weiß, welchen gefeierten Namen ſich Credner in der theologiſchen Literatur überhaupt ſchon erworben hat; wie ſeine Einleitung ins N. T. in dieſer Diſciplin Epoche machend geweſen iſt und welche Achtung und Liebe alle ſeine Schüler und Bekannten dieſem ehrenwerthen Charakter zollen. Doch dieſer Worte hätte es gar nicht bedurft; jene Verläumdung trägt ihr Urtheil in ſich ſelbſt!

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 14. Dec.) „Uriel Acoſta", Trauerſpiel in fünf Akten von K. Gutzkow, wurde geſtern zum erſten Male und mit außerordentlichem Beifall, der ſich durch dreimaliges Vorrufen der Darſteller und des hier gegenwärtigen Dichters kund gab, auf dem k. Hoftheater aufgeführt. Es iſt reich an den ergreifendſten Scenen, aber die Diction, der Ernſt und die Tiefe, welche in ſo vielen Stellen daraus hervortreten, verleihen dieſem Trauerſpiele ſeinen vorzüglichſten Werth. Die Darſtellung war trefflich.

Ein Wiener Blatt ſchreibt: Ein eben aus Petersburg angekommener Fremder erzählt, daß die Lejars'ſche Kunſtreitergeſellſchaft dort ſehr brillante Geſchäfte macht und daß Madame Lejars bei ihrem Benefice 35,000 Silberrubel eingenommen habe. Iſt es nicht wahr, ſo iſt es traurig für Mad. Lejars; iſt es aber wahr, ſo iſt es doppelt traurig für die ganze Menſchheit. Denn ein ſolcher Enthuſiasmus für eine Manege-Ballerina iſt das ſchmerzlichſte Zeichen eines tief geſunkenen Kunſtgeſchmacks." (Einverſtanden; aber iſt der Petersburger Kunſtgeſchmack maßgebend für den der „ganzen Menſchheit"?)

Literatur.

Organismus der lateiniſchen Sprache, oder: Darſtellung der Weltanſchauung des römiſchen Volkes in ſeinen Sprachformen. Von Dr. Anton Schmitt. Zwei Theile. Mit ſechs Formentafeln. Mainz. In Commiſſion bei Johann Wirth. 1846. Selbſtverlag des Autors.

Nach allen Seiten hin ſtrebt jetzt der menſchliche Geiſt die Gebiete der Wiſſenſchaften zu durchforſchen. Die Germaniſten-Verſammlung in Frankfurt und deren ächt-wiſſenſchaftliche Haltung hat auch mein Intereſſe an dem Sprachſtudium von neuem angeregt, und ich ſehe mit großem Vergnügen auf gediegene Leiſtungen der Sprachgelehrten hin. Eine ſolche werthvolle Arbeit ſcheint mir der „Organismus der lateiniſchen Sprache ꝛc.", von Dr. Anton Schmitt in Mainz, zu ſeyn. Aus der ſorgfältigen Leſung dieſes Buches erſehe ich, daß der Verf. denſelben Weg eingeſchlagen, den auch die Naturforſchung betreten hat, und zwar mit überraſchenden Ergebniſſen. Nachdem die einzelnen Erſcheinungen im ganzen Naturreiche erforſcht, ſo ſucht der Philoſoph die Geſetze derſelben auf und bezieht ſie auf ein oberſtes Princip. Dieſen analytiſch-ſynthetiſchen Weg ſchlug auch der Verf. ein und iſt in die Fußtapfen großer Männer, als eines Humboldt, Becker u. A., getreten, und ich getraue mir zu behaupten, mit großem Gewinn für die Wiſſenſchaft, auf eigenem, geſondertem Wege. Denn, um bei der Einleitung ſtehen zu bleiben, ſo ſind die Reſultate eines Zumpt, Grotefend, Schneider, die der hiſtoriſchen Forſchung folgten, mit des Verf. philoſophiſchen überein-

Digitized by Google

ſtimmend, was Bürge für ihre Richtigkeit iſt. Wenn ſchon des Verf. „Organismus der griechiſchen Sprache“ bei Kennern Beifall fand, ſo wird der „Organismus der lateiniſchen Sprache“, der ein reicheres Feld der Beobachtung und Vergleichung bietet, eine größere Anerkennung finden. Freilich wird der Verf. nur auf einen kleinen Theil der Gelehrten rechnen können. Denn leider iſt der Troß der Philologen ſchon mit dem formalen Theil zufrieden, unbekümmert um den innewohnenden Geiſt. Um ſo ehrenvoller wird die Stimme des berühmten Schmitthenner ſeyn, der, wie ich vernommen, den Verf. ſchon vor vielen Jahren zu derartigen Beſtrebungen ermunterte. Philoſophie und Sprache iſt des Verf. eigentliches Element, das ſich in allen ſeinen Schriften, ihm vielleicht unbewußt, kund gibt, zwei Richtungen, deren Vereinigung ſelten zu finden iſt. Möchte der Verf. Zeit und Muße finden, ſeinen in Ausſicht geſtellten Organismus der deutſchen Sprache bald bearbeiten zu können. Er würde den Dank aller Gelehrten verdienen; denn gerade in dieſem Felde iſt noch Vieles zu leiſten.

Dr. B..r.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 11. Dec.

Die Beſtrebungen der Kunſt im Intereſſe der Humanität ſind doppelt ſchätzenswerth und haben um ſo größere Anſprüche auf anerkennende Würdigung, wenn ſie, wie die geſtern im Saale der „vereinigten Geſellſchaft“ abgehaltene „rhetoriſch-muſikaliſche Academie“, deren Ertrag zu Weihnachtsgaben für arme Kinder beſtimmt iſt, auch den Forderungen der Kunſt wirklich entſprechen und ihrer würdig ſind. Ohne in das Detail der Aufführung einzugehen, erlauben wir uns die Bemerkung, daß ſowohl die groß. Hofkapelle unter des Hrn. Kapellmeiſters Mangold Leitung, als auch der Mozartverein einen großen Antheil an dem ſchönen Konzert hatten, in welchem auch zwei von Frau Betty Kniſpel vorgetragene Arien aus Don Juan und Sargines mit großem Beifalle aufgenommen wurden. — Dem Vernehmen nach wird das Repertoir unſerer Oper für die Dauer der Saiſon noch manches Neue zum Vorſchein bringen. Eben iſt man mit dem Einſtudiren der von dem groß. Hofmuſik-Direktor Hrn. Schlöſſer componirten komiſchen Oper: „die Braut des Herzogs“ beſchäftigt, welche in der Kürze aufgeführt werden ſoll. — „Narhalla“, welche in der vorjährigen Saiſon hier gleichſam improviſirt wurde, wird in dem nahenden Carneval unter uns wieder auferſtehen und in ihren Hallen und Niſchen nicht nur den Porträts und Büſten aller wahren Freunde des Scherzes und einer heiteren Laune, ohne Rückſicht auf ihren Glauben, bereitwillig eine Stelle einräumen, ſondern ſie auch in leibhaftiger Perſon mit Vergnügen empfangen und gebührend becomplimentiren. — Unſer immergrüner „Sängerkranz“, der ſtets friſche Knospen und Blüthen treibt, gab am letzten Samſtag eine ſehr beſuchte Abendunterhaltung im Saale des Gaſthauſes „zur Traube.“ Sein uneigennütziges kunſtſinniges Streben, welches lediglich der geſelligen Erheiterung gilt, fand auch dieſes Mal wieder die gebührende freundlichſte Anerkennung. — In der geſtrigen Didaskalia, Nro. 341, iſt von einem Waſſerfinder zu Connac in Frankreich die Rede, der, wie behauptet wird, Quellen ohne vorgängige Nachgrabung zu entdecken im Stande ſey. Dieſe Kunſt iſt allerdings ſehr ſelten und ſchätzbar und verdient, freigebig belohnt zu werden, wenn ſie ſich in der Erfahrung bewähren ſollte. Neu ſcheint ſie indeß nicht zu ſeyn, da ſie anderwärts ſchon längſt geübt worden iſt, ob aber mit oder ohne Charlatanerie, dies mag füglich dahin geſtellt bleiben. In der Ufergegend des Bieler See's im Kanton Bern kennt man ſolche Quellenſeher unter dem Namen Waſſerſchmecker, wie ich dort zufällig erfuhr, als mich Hr. Amtsſchreiber Müller zu Nidau eines Tages hinaus auf ſeine Campagne führte und mir eine Bewäſſerungsanlage zeigte, deren Quellen ein ſolcher Waſſerſchmecker durch die Anwendung ſeiner geheimen Kunſt gefunden haben wollte. Das Mittel der Entdeckung iſt, wie Hr. M. nicht ohne Lächeln erzählte, eine eigens zubereitete Haſelgerte, welche der Waſſerfinder auf einer Fingerſpitze in's Gleichgewicht ſetzt und nun, gleichſam wie die Nadel eines Compaſſes, ihrem natürlichen Spiele überläßt, bis der Stillſtand erfolgt. Die Richtung der Haſelgerte löſ't alsdann den Zauber in Betreff der geſuchten Quelle, und ihr Führer, wie mit einem zweiten Moſesſtab verſehen, zeigt mit ſtolzem Selbſtbewußtſeyn die Stelle an, wo ſie nothwendig hervorſprudeln müſſe.

Frankfurt, 18. Dec.

Auf welche bedauernswerthe Weiſe ſo viele arme Vögel bei dem gegenwärtigen hohen Schnee im Freien umkommen, iſt bekannt. Möchten ſich doch Freunde aller Orten finden, die ſich dieſer ſchadloſen Thierchen erbarmten und täglich an gelegenen Plätzen Nahrung ausſtreuen laſſen.

Erſte Aufführung des Inſtrumental-Muſik-Vereins (im Abonnement) 1845 — 1846.

Dienſtag den 22. Dec. 1846.

I. Abtheilung. 1) Symphonie von Mozart, G moll. 2) Geſang. 3) Fantaiſie für die Violine, von H. Leonard. — II. Abtheilung. 4) Symphonie von J. Haydn, B dur. 5) Geſang. 6) Fantaiſie für Pianoforte, von Thalberg. 7) Ouverture von L. van Beethoven. — Anfang 6½ Uhr im Saale des Vereins, Heiligkreuzgaſſe, B. 109.

Geſchichtliche Vorleſung.

Zehnte Vorleſung; Montag, 21., ſo wie auch Dienſtag, 22. Dec:

Ignatius v. Loyola — Benedikt XIV. (Lambertini) — Pombal — Choiſeul — Clemens XIV. (Ganganelli) — Blick auf die eigenthümliche Entſtehung, Entwickelung, Auflöſung und Wiedereinſetzung des Jeſuitenordens.

Dr. Heyden.

Oeffentliche Bitte.

Im Hinblicke auf die fortwährende große Theuerung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe und auf die daraus für viele Eltern hervorgehende Unmöglichkeit, ihren Kindern eine Weihnachtsfreude zu bereiten, beabſichtigt die Geſellſchaft „Sokrates zur Standhaftigkeit“, auch in dieſem Jahre eine „Chriſtbeſcheerung für Kinder armer Eltern“ zu veranſtalten, und, eingedenk der ihr vor Jahresfriſt zu gleichem Zwecke gewordenen freundlichen Unterſtützung von Seiten der verehrlichen hieſigen Einwohnerſchaft, erſuchen, in Gemäßheit erhaltenen Auftrags, die Unterzeichneten hiermit ergebenſt um gefällige Zuſendung paſſender Gaben, mit dem Erbieten, daß jeder derſelben zur Empfangnahme der andurch erbetenen Geſchenke, ſeyen ſolche nun Geldſpenden oder Kleidungsſtücke oder Spielſachen oder Bücher oder irgend andere Gegenſtände, in ſeiner (unten angemerkten) Wohnung bereit ſey.

Frankfurt a. M., 5. Dec. 1846.

Chriſtian Fr. Enders. (Auf dem Markte, Eck der Neugaſſe, Lit. L. Nro. 147.)
Dr. jur. Feſter, Advokat und Notar. (Unter den neuen Krämen, Lit. K. Nro. 49.)
Pfr. Freſenius. (Sachſenhauſen, Lit. O. Nro. VII a.)
J. G. Kayſer, Architekt. (Hochſtraße, Lit. D. Nro. VI.)
Jakob Pfaltz, Handelsmann. (Eck der Höllgaſſe, Lit. M. Nro. 203.)
Bernhard Rauſch, Maler. (Große Bockenheimergaſſe, Lit E. Nro. 109.)
Dr. jur. Sackreuter, Advokat. (An der Paulskirche, Lit. J Nro. 105/6.)
Dr. jur. A. M. Schmidt-Holtzmann, Advokat. (Unter den neuen Krämen, Lit. K. Nro. 49.)
Heinr. Wieſand, Handelsmann. (Große Sandgaſſe, Lit. K. Nro. 163.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Dec. Iphigenia in Aulis, große Oper in 3 Abth., Muſik von Gluck.

Montag, 21. Dec. (Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt neu einſtudirt): Fauſt, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. (Gaſtrolle) Margarethe: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 352. Dienſtag, den 22. December 1846.

Der Geheimſchreiber.

Eine Erzählung von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

„Ha! mein Leben gäbe ich für eine letzte Erinnerung," rief Raleigh verzweifelnd aus und ſtampfte mit dem Fuße. „Hier ſtand ich neben ihr . . . ſie deutete mit dem Finger dahin . . . nein, dorthin . . . nein, nein, unter meinen Füßen muß ſich der Dolch des Mörders befinden . . . Ein Licht her! ein Licht!"

Haſtig ergriff er die auf dem Tiſche brennende Lampe und wollte damit fortſtürzen, als ihm Stocq, ſeinen Dolch ziehend, den Weg verrannte.

„Wirſt Du wahnſinnig?" rief er aus. „Du wirſt dieſes Zimmer nicht mehr verlaſſen. Raoul von Savigny, ich bin zum Kampfe bereit; vertheidige Dein Leben."

„Hinweg!" donnerte Raleigh, indem er zwar ſeinen Dolch zog, aber gleichzeitig den Geheimſchreiber mit einem kräftigen Ruck zur Seite ſtieß: „Hinweg! mit dieſer Waffe darf ich Dein ſchwarzes Herz nicht durchbohren!"

„So nimm dieſe hier; es iſt der Dolch des Mörders!" ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Es war Margarethe, die geiſterhaft bleich, aber mit in dunkler Gluth ſtrahlenden Augen ihrem Sohne einen Dolch reichte. Die Ereigniſſe des Tags hatten ſo heftig auf ſie eingewirkt, daß eine Criſis herbeigeführt wurde, welche ihren Verſtand einigermaßen lichtete, ſo daß es ihr möglich geworden, als ſie von Raouls Aehnlichkeit mit ihrem ermordeten Gatten betroffen, durch Inſtinkt getrieben, deſſen Unterredung mit Stocq belauſcht, ſo viel davon zu verſtehen, daß die beiden Männer miteinander kämpfen wollten, und ſo erſchien ſie denn, von Haß für den Einen, von Sympathie für den Andern getrieben, im rechten Augenblicke wie eine geiſterhafte Erſcheinung, um die Hand des Rächers mit dem Werkzeug der Strafe zu bewaffnen, das ſie längſt aus ſeinem ſichern Verſteck hervorgeholt hatte und heimlich bei ſich trug.

Stocq, der ſtarke Geiſt, bebte bei ihrem Anblick zurück wie ein ſchuldbewußter Sünder. Er hatte es nicht geahnt, daß ſich ein ſo gefährlicher Beweis gegen ihn in den Händen der Wahnſinnigen befände, daher riß ihn die erſte Ueberraſchung zu dem unbedachten Ausrufe hin: „Mein Dolch, wie kommt er in Deine Hände?" Aber ſich ſogleich faſſend, ſtürzte er mit gehobener Waffe auf Raleigh zu, der ſeinen Stoß jedoch geſchickt parirte und ihm den Dolch, der einſt ſeinen unſchuldigen Vater an den Galgen geführt hatte, mit ſo ſicherer Hand in das Herz ſtieß, daß Stocq ſchwankte und dann, einen Blutſtrom vergießend, der Länge nach zu Boden ſtürzte.

Sich mit Abſcheu von dem Gefallenen wendend, ſuchte Raleigh's Blick Margarethe, welcher er die Arme entgegen breitete und ſie mit bebender Stimme fragte, ob er ſeine Mutter in ihr umarmen dürfe. Aber die Arme, deren Aufblitz von Vernunft ſchon wieder erloſchen war, ſagte mit einem heiſeren Gelächter: „Hi! hi! hi! Deine Mutter! biſt Du denn nicht Landry, mein lieber Gatte! Hi! hi! hi! der böſe Schwarzkünſtler hat Dich doch wieder zuſammen flicken müſſen . . . nun bluteſt Du nicht mehr, ſondern er . . ."

Und neugierig wie ein Kind, ging ſie in ängſtlicher Neugierde immer näher an den im Todeskampfe zuckenden Stocq heran und ſchien ſich an ſeinen gräßlichen Konvulſionen zu ergötzen. Plötzlich wurde heftig an der Thüre geklopft. In der Meinung, daß es die von ihm beſtellten Spießgeſellen wären, gekommen, um ihr blutiges Werk an Raoul zu verrichten, richtete ſich Stocq mit großer Anſtrengung ein wenig in die Höhe, und das ihm eigene dämoniſche Lächeln umſpielte noch einmal ſeinen Mund, indem ſein brechendes Auge einen Blick voll unauslöſchlichen Haſſes auf ſeinen Gegner ſchoß. Aber er ward bald enttäuſcht, denn der da kam, war der Connetable, von einigen Dienern begleitet, der, nachdem er inne geworden, daß ſein junger Gaſt, trotz ſeiner Wachſamkeit, das Schloß verlaſſen, geglaubt hatte, ihn in Stocq's Behauſung aufſuchen zu müſſen, um durch ſein perſönliches Erſcheinen ein blutiges Zuſammentreffen zu verhindern. Er ſah mit Schmerz, daß er zu ſpät gekommen war; Stocq aber, der ſelbſt im Tode ſeiner boshaften Natur treu blieb, röchelte matt:

„Seht her . . . gnädigſter Herr! . . . er hat mich ermordet, wie ſein Vater . . . einſt . . . den Vater . . . des Fräuleins . . . von Rochemore ermordet . . . hat."

„Gnädiger Herr!" ſprach Raleigh mit dem Tone der innigſten Ueberzeugung: „ich traf ihn mit dieſem Dolche, auf deſſen Klinge die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens eingegraben ſind. Gott und meine Mutter haben mir geſagt, daß der Mörder des Barons von Rochemore Claude Stocq heißt."

„Er heißt . . . Carl . . . von Savigny . . .," betheuerte Stocq. Plötzlich aber fiel ihm der Brief ein, den er an den Connetable geſchrieben hatte, und der noch auf dem Tiſche lag, und da er ſeiner Rache nun eine andere Richtung zu geben wünſchte, ſo war ihm Alles an deſſen Vernichtung gelegen. Er machte die raſendſten Anſtrengungen, um ſich an den Tiſch zu ſchleifen, gegen welchen er die Arme ausſtreckte. Dadurch aber aufmerkſam gemacht, folgte der Connetable der Richtung ſeiner Blicke, und es war nichts natürlicher, als daß er den an ſich überſchriebenen Brief ergriff und erbrach.

Stocq machte noch eine verzweifelte Anſtrengung, ſo daß es ihm wirklich gelang, ſich auf die Füße zu ſtellen; als er aber auf den Connetable zuwanken wollte, brach er zuſammen und ſtürzte, vor Wuth knirſchend, abermals zu Boden.

Der Connetable fand in dem Brief einen von ſeinem Vater, dem verſtorbenen Connetable von Montmorency eigenhändig geſchriebenen Befehl an Claude Stocq, ſeinen Feind, den Baron von Rochemore zu ermorden, und an Eidesſtatt die ſchriftli ch Ver-

Digitized by Google

ſicherung, ihn gegen jedes weltliche Gericht zu ſchützen. Nachdem Damville mit tiefer Erſchütterung dieſe Schrift zu Ende geleſen, drehte er ſich langſam gegen den Geheimſchreiber um, der, während jener las, mehrmals vergebens zu ſprechen verſucht hatte; dann näherte er das Papier dem Lichte und verbrannte es, indem er den Blick unverwandt auf Stocq gerichtet hielt, bis auch der letzte Buchſtabe in Aſche zerfallen war. Stocq war indeſſen verſchieden ohne ſeine Schuld eingeſtanden zu haben.

Als Margarethe ſah, daß die Leiche regungslos dalag, kniete ſie an der Seite derſelben nieder und berührte in kindiſcher Freude die erkalteten Hände, doch als ihr Auge jetzt auf das Antlitz des Todten fiel und ſein ſtarrer boshafter Blick noch drohend auf ſie gerichtet ſchien, ſtieß ſie einen dumpfen Schrei aus und fiel neben dem Leichnam zu Boden.

Raleigh, welcher angſthaft an dem Angeſichte des Connetables hing, während er las, ſagte jetzt mit angſtgepreßtem Herzen: „O ſprecht, edler Herzog! nicht wahr, mein Vater war kein Mörder?“

„Hier iſt der Mörder,“ ſprach Damville ernſt bewegt und deutete mit dem Finger auf Claude Stocq's Leiche. Dann ſich zu Margarethen niederbeugend, fügte er hinzu: „Erhebt Euch, Marquiſe von Savigny, und kommt mit uns, um in meiner Mündel Eure Tochter zu ſegnen.“

Raoul wollte voll kindlicher Beſorgniß ſeine wieder gefundene Mutter von der Leiche wegziehen; aber als er ſie erhob, war ihr ſanftes Auge gebrochen und ein dicker Blutſtrom quoll ihr aus dem Munde. In dem Augenblick, wo ſie die Gewißheit von dem Tode ihres Peinigers erlangt hatte, war ihr eine Herzader geſprungen. Sie ſtarb noch an demſelben Tage.

Nachdem das Trauerjahr vorüber war, führte der Marquis Raoul von Savigny-Raleigh, von dem König auf das Ehrenvollſte in alle Rechte und Würden ſeines als unſchuldig anerkannten Vaters wieder eingeſetzt, ſeine geliebte Luiſe von Rochemore zum Altar.

Opfer der Inquiſition.

Die letzten Opfer der Inquiſition in Neapel waren ein Auguſtiner-Laienbruder Fra Romualdo und eine Benedictiner-Nonne, Geltrude, jener wegen Quietismus, Molinismus und ſonſtiger Ketzerei, dieſe wegen Stolz, Eitelkeit, Leichtſinn und Heuchelei bei der Inquiſition angeklagt. Beide waren arme verrückte Perſonen. Der Bruder behauptete ein Prophet zu ſeyn und Geſpräche mit Gott Vater und den Engeln zu haben. Schweſter Geltrude behauptete ungefähr daſſelbe, gab vor, in einem perſönlichen Verkehr mit Gott zu ſtehen. Qualvolle Verhöre konnten beide eben ſo wenig als vieljährige martervolle Haft, verbunden mit Geißelungen und Foltern aller Art von ihrem Wahnſinn abbringen. Endlich ſprach die Inquiſition das Todesurtheil aus, und der fromme deutſche Kaiſer Karl VI., der damals über Sicilien regierte, befahl, daß es „mit allem feierlichen Glanze eines Autodafé“ vollzogen würde. In den (noch erhaltenen) Urtheilsſprüchen war die heilige Inquiſition und die Güte, Sanftmuth und Milde der Inquiſitionsrichter auf's höchſte geprieſen, und dieſen ſo menſchlichen mitleidigen Gefühlen gegenüber die Bosheit, Gottloſigkeit und Hartnäckigkeit der beiden Ketzer hervorgehoben. Dann verbreiteten ſie ſich über die Nothwendigkeit, die Lehren der heiligen römiſch-katholiſchen Kirche aufrecht zu erhalten, das Aergerniß auszurotten und die Beleidigung der Chriſten zu rächen. Am 6. April des Jahres 1724 wurden auf dem Platze St. Erasmo, dem größten der Stadt Palermo, die Vorbereitungen zu dem großen Feſte getroffen. Zu beiden Seiten eines koloſſalen weißen Kreuzes erhoben ſich zwei gewaltige Scheiterhaufen, jeder zehn Ellen hoch, bedeckt mit einem hölzernen Gerüſte in Form eines Schaffot's, zu welchem eine Treppe hinaufführte. Ueber jedem Scheiterhaufen ſtieg ein Galgen empor. In verſchiedenen Abtheilungen waren Altäre und reichverzierte Tribünen dem Kreuze gegenüber amphitheatraliſch aufgerichtet. In der Mitte prangte ein höheres und geräumigeres Schaugerüſt, reich mit Sammt und Goldſtoff verziert und mit Sinnbildern der Religion geſchmückt. Es war für die Inquiſitoren beſtimmt. Die anderen Logen für den Vicekönig, den Erzbiſchof, den Senat, für den Adel, die Geiſtlichkeit, die Beamten und Damen der Stadt. Das unterſte Stockwerk der Sitzreihen war für das Volk beſtimmt. Bei der erſten Morgendämmerung läuteten die Glocken aller Kirchen zur Buße. Prozeſſionen aller Mönchsorden, Prieſter und Brüderſchaften durchzogen die Straßen der Stadt und nahmen die ihnen angewieſenen Plätze rings um das Kreuz ein. Schon mit Tagesanbruch war der Platz mit Menſchen, alle Gallerien, Balkone und Sitzreihen mit Zuſchauern erfüllt, welche Alle begierig die Ankunft der Opfer erwarteten. Die Hinrichtung war aber erſt in den letzten Stunden des Nachmittags angeſetzt, und ſo füllten ſich denn um 2 Uhr Nachmittags alle Tribünen mit wohlbeſetzten Tafeln, und unter Becherklang und Jubelgeſchrei der Menge langte zuerſt die unglückliche Geltrude an, auf einen Karren gebunden, in ſchmutzigen Kleidern, mit fliegenden Haaren und einer großen Papiermütze, auf welcher, von Höllenflammen umgeben, ihr Name geſchrieben ſtand. Schwarze Stiere zogen den Karren, ein langer Zug von Mönchen ging voraus, und viele Fürſten und Herzöge auf ſtattlichen Roſſen umgaben ihn. Hintennach folgten auf weißen Maulthieren die drei padri inquisitori. Nachdem der Zug auf dem Platze angelangt und das unglückliche Weib einigen Dominikanermönchen und Theologen übergeben worden war, welche zum Schein mit ihr die letzten Belehrungsverſuche veranſtalteten, erſchien ſofort in ähnlichem Aufzuge der Bruder Romualdo, worauf die Inquiſitoren auf dem für ſie errichteten Prachtbalkone ihre Plätze einnahmen. Nach Beendigung dieſer Förmlichkeiten wurde der hartnäckige Entſchluß der beiden Schuldigen durch Ausruf verkündet und das Urtheil in lateiniſcher Sprache vorgeleſen. Schweſter Geltrude beſtieg jetzt zuerſt das Gerüſt. Zwei Henker banden ſie an den Galgenpfahl, und legten Feuer an ihre Haare, welche zuvor mit harzigen Salben getränkt waren, damit die Flammen um ihren Kopf herum lebhafter brennen möchten; ſodann zündeten ſie die gleichfalls zuvor mit Pech getränkten Kleider an, und verließen dann das Gerüſte. Die Unglückliche blieb nun allein auf dem Scheiterhaufen, und während unter ihrem gellenden Jammergeſchrei die Flammen rings um ſie her und unter ihren Füßen emporſchlugen, fiel ſie plötzlich mit der Decke des Scheiterhaufens hinab, ſo daß ihr Körper verſchwand, aber ihr Aechzen noch lange von den Zuſchauern gehört wurde. Endlich ſchlugen Flammen und Rauch hoch gen Himmel und umhüllten das Kreuz Chriſti, das dieſe Gräuel hatte ſchauen müſſen. Auf dieſelbe Weiſe endete Fra Romualdo, nachdem er zuvor Augenzeuge des martervollen Leidenstodes ſeiner Unglücksgefährtin hatte ſeyn müſſen. Sechsundzwanzig Gefangene der Inquiſition waren gleichfalls gezwungene Zuſchauer dieſes entſetzlichen Schauſpiels — die einzigen unter all' den Tauſenden, welche beim Anblick deſſelben Thränen vergoſſen, während die geſammte übrige Menge in ihrer rohen Unwiſſenheit und voll ſtupiden Aberglaubens dem ſcheußlichen Menſchenopfer Beifall zujauchzte! (Nürnb. K.)

Goldene Regeln des Vater Richard.

Leitet eure Geſchäfte und laſſet euch nie von ihnen leiten.

Derjenige, welcher von der Hoffaung lebt, wird vor Hunger ſterben.

Es gibt keinen Vortheil ohne Anſtrengung.

Wer ein Handwerk treibt, hat ein liegendes Grundſtück, und

wer ein Gewerbe hat, hat eine nützliche und anſtändige Beſchäftigung.

Sind wir arbeitſam, ſo werden wir nie vor Hunger ſterben. Der Hunger bewacht die Thür des arbeitſamen Mannes, allein er wagt ſich nicht hinein. Thätigkeit bezahlt Schulden, während Verzweiflung ſie vermehret. Ihr braucht keinen Schatz zu finden, noch eine Erbſchaft von einem reichen Vater. Die Arbeit iſt der Vater des Glücks, und Gott gibt den Fleißigen Alles.

Was ihr heute thun könnt, ſchiebt nicht auf den morgenden Tag.

Habt Ausdauer, und Ihr werdet die Erfolge ſehen. Das Waſſer, welches tropfenweiſe fällt, wird den Stein verzehren. Mit Geduld zernagt die Maus ein Tau, und wiederholte kleine Schläge vernichten große Ketten.

Ich habe noch nie einen Baum geſehen, den man öfter verpflanzte, noch eine Familie gekannt, welche in einem Jahre die Wohnung öfter wechſelte; eben ſo glücklich ſind Diejenigen, welche niemals ihren Wohnort veränderten. Drei Umzüge machen denſelben Schaden, den ein Feuer anrichtet. Bewahret euer Haus, und es wird euch beſchirmen.

Wollt ihr, daß euere Geſchäfte gehen, ſo müßt ihr ſelbſt darnach gehen; wollt ihr es nicht, ſo ſchickt nur nach ihnen. Wer vom Pfluge reich werden will, muß ihn ſelbſt führen.

Das Auge des Meiſters ſchafft mehr als ſeine beiden Hände; habt ihr auf euere Arbeiter nicht Acht, ſo ſtellt ihr ihnen eure Börſe zur Verfügung. Zu viel Vertrauen in Andere iſt der Ruin guter Menſchen.

Eine unbedeutende Nachläſſigkeit kann zu großem Unglück Gelegenheit geben. Ein fehlender Nagel, jedes fehlende Hufeiſen eines Pferdes richtet zu Grunde, ein fehlendes Eiſen ſchadet dem Pferde, ein Fehlen des Pferdes vernichtet den Herrn ſelbſt, weil es der Feind beachtet und ihn vernichtet. Dies Alles entſteht aus der Vernachläſſigung eines fehlenden Pferdehufes.

Ein Menſch, der nicht, ſo viel er braucht, zu ſparen verſteht, wird ohne einen Groſchen ſterben, nachdem er ſein ganzes Leben lang die Naſe auf ſeine Arbeit geheftet hatte. Eine fette Lüge macht ein mageres Teſtament.

Es koſtet eben ſo viel, einen Fehler wieder gut zu machen, als die Erziehung zweier Kinder.

Hütet euch vor kleinen Ausgaben, ein kleiner Leck vernichtet ein großes Schiff.

Die Begierde nach Leckereien führt an den Bettelſtab.

Narren geben Mahlzeiten und Weiſe verzehren ſie.

Kauft ihr unnütze Dinge, ſo werdet ihr nicht zaudern, die nothwendigen zu veräußern. Ehe ihr mit leichter Mühe einen Kauf ſchließt, überlegt es zuvor; viele Leute wurden zu Grunde gerichtet, weil ſie zu viel mit leichter Mühe erlangt hatten.

Für das Vergnügen, ſchöne Kleider zu tragen, ſehen viele Leute lieber ihren Bauch leer, und laſſen es ihren Familien an Brod fehlen. Seidenſtoffe, Atlas, Sammt verzehren das Küchenfeuer.

Wer immerwährend aus dem Backtroge nimmt, ohne etwas hinein zu thun, wird bald den Grund erlangen, und wenn der Ziehbrunnen geleert iſt, wird man den Werth des Waſſers erſt beurtheilen lernen.

Wollt ihr den Werth des Geldes kennen lernen? Verſucht es, welches zu leihen.

Die Hoffahrt iſt ein Bettler, welcher eben ſo laut ſchreit, als es nöthig iſt, und der ganz und gar unerſättlich iſt.

Der Stolz frühſtückt mit dem Ueberfluß, hält Mittag mit der Armuth, und ißt zu Abend mit der Verachtung.

Denkt wohl nach, was ihr thun wollt, wenn ihr in Schulden gerathet, ſie tragen die Verblendung auf dem Rücken.

Ein Deutſcher wird niemals erröthen, noch ſich fürchten, Jemanden zu vertrauen, daß er erſchöpft ſey. Aber die Armuth benimmt den Menſchen alle Betriebſamkeit; es iſt ſchwer, mit einem leeren Geldbeutel ſich aufrecht zu erhalten.

Spart für die Zeit des Alters und der Noth, ſo lange ihr könnt, die Sonne des Morgens dauert nicht den ganzen Tag. Der Gewinn iſt ungewiß und vergänglich, aber der Aufwand iſt unaufhörlich. Es iſt bequemer, zwei Kamine zu bauen, als daß das Feuer beſtändig in einem allein geht.

Legt euch lieber zu Bett ohne Abendmahlzeit, als daß ihr mit Schulden aufſteht.

Die Schule der Erfahrung iſt koſtbar, denn ſie iſt die einzige, in welcher ſich Unwiſſende Raths erholen können. (K. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus Goes (Niederlande) ſchreibt man vom 8. Dec.: Heute zeigte man hier neue Kartoffel, welche erſt in den letzten Tagen des Auguſt gepflanzt worden waren. Dieſe Kartoffel unterſcheiden ſich von dem erſten oder gewöhnlichen Gewächs durch beſondere Reinheit des Geſchmacks und ihrer Menge, und haben die Größe einer gewöhnlichen Winterkartoffel.

Ein italieniſcher Abt, den Kaiſer Joſeph in Italien als einen guten Dichter kennen lernte, ging im Juni 1789 im Laxenburger Garten ſpazieren und ſtieß von ungefähr auf den Monarchen. — „Ich werde vielleicht nächſtens Gelegenheit haben", war die Anrede des Kaiſers, „Ihr dichteriſches Talent zu prüfen, und Ihnen die Verfertigung eines kleinen Gelegenheitsgedichtes auftragen. Wollen Sie ſolches übernehmen?" — „Ew. Majeſtät befehlen, und geruhen nur, mir den Stoff zu geben", war die Antwort des Abtes. — „Dieſen mögen Sie errathen", erwiederte der Monarch; „und dies können Sie leicht, wenn Sie mich nur erſt anſehen." — „So wünſche ich, daß ich Ew. Maj. gänzliche Herſtellung oder Ihre Siege beſingen könne", fuhr der Abt fort. — „Nein, nein!" fiel ihm der Kaiſer ein, „machen Sie ſich lieber an das Epitaphium, bringen Sie mir es aber bald, und zum Stoff mag Ihnen dienen: „Hier liegt ein Fürſt, der mit der beſten Meinung keinen ſeiner Pläne durchſetzen konnte." — Und hiermit verließ der Kaiſer den betroffenen Abt, ohne ihm Zeit zu laſſen, weiter zu antworten.

(Anekdote.) Heinrich VI., König von Frankreich, ſagte einſt zu einem deutſchen Fürſten, der ſich in Paris befand: Euer Liebden thun ſehr wohl daran, daß Sie in Frankreich reiſen, um ritterliche Uebungen, feine Lebensart und ſonderlich Sprachen daſelbſt zu erlernen. — Was hätten wir Franzoſen aber bei Euch Deutſchen zu erlernen? — Der junge Fürſt erwiederte gelaſſen: Beſcheidenheit.

(Elberfeld, 17. Dec.) Bei dem heute morgen angekommenen erſten Eiſenbahnzuge ereignete es ſich, daß von den aus der Lokomotive ausſprühenden Funken mehrere auf einen unbedeckten Güterwagen fielen und dort einen Baumwoll-Ballen entzündeten, welcher theilweiſe verbrannte. Größeres Unglück wurde durch raſch herbeigeeilte Hülfe verhütet.

(Düſſeldorf, 14. Dec.) In der vergangenen Woche ereignete ſich hierſelbſt ein großes Unglück, welches wiederum zur ſorgfältigeren Berückſichtigung kleiner Kinder aufzufordern geeignet iſt. Ein blödſinniges, 21 Jahr altes Mädchen war von ihren Angehörigen der Aufſicht eines 3jährigen kleinen Kindes anvertraut. Die Kleine zündete am Ofen Papier an, um damit zu ſpielen, kam unvorſichtiger Weiſe den Kleidern des andern Mädchens zu nahe und dieſe fingen Feuer. Noch ehe der Unglücklichen Hülfe geleiſtet werden konnte, war ſie bereits auf die ſchreck-

Digitized by Google

lichſte Weiſe an Bruſt und Unterleib verbrannt, ſo daß man jeden Augenblick ihr Ende erwartet.

Es iſt nun in Nürnberg der vierzehnte Fall vorgekommen, daß Leuten, welche in Zündholzfabriken arbeiteten, der Kiefer herausgenommen werden mußte. Das Unglück trifft in der Regel Mädchen, die für einen geringen Wochenlohn (1 Gulden 12 Kr.) ihre Geſundheit Preis geben. Die Aerzte haben bis jetzt noch kein Heilmittel gegen dieſe Krankheit auffinden können. So wie der Kiefer einmal ein wenig angegriffen iſt, iſt das Uebel unheilbar, der Kiefer muß zuletzt herausgenommen werden. Bei dem letzten Falle hatte das Mädchen ſchon ſeit einem halben Jahre nicht mehr in der Fabrik gearbeitet, ſondern ſtand ſeit dieſer Zeit in einer andern Stadt in Dienſten. Erſt nach dieſer Zeit fing der Kiefer an, angegriffen zu werden. Sie hat unter außerordentlichen Schmerzen die Operation beſtanden. Die Regierungen ſollten doch dieſem Gegenſtand ihre ernſte Aufmerkſamkeit zuwenden.

Aus Böhmen wird der Dorfzeitung berichtet: „Wo gilt Geſundheit und Leben der Lehrer ſehr wenig? Unſtreitig in der Stadt Aſch, in der böhmiſchen Herrſchaft gleichen Namens. Dort müſſen ſämmtliche Lehrer bei'm Abſingen der Leichen auf der Straße im bloßen Kopfe daſtehen, trotz Regenwetter, Kälte und Schneegeſtöber. In der einen Hand halten ſie das Geſangbuch, in der andern den Hut. Man denke ſich 10 — 15 Grad Kälte, und dazu das Abſingen im bloßen Kopfe von zwei, drei Liedern und einer Arie mitten auf dem, der ärgſten Zugluft ausgeſetzten Marktplatz. Ich geſtehe, mich hat der Anblick dieſer barhaupt daſtehenden drei Lehrer mehr als ſchmerzlich berührt. Die andern Herren ſtehen mit bedecktem Haupte daneben. (Bedecken Sie ſich, meine Herren!)

Ein Lehrer ärgerte ſich ſtets über die falſche Orthographie ſeines Schuſters. Einſt brachte ihm derſelbe eine Rechnung und hatte wie gewöhnlich „ein Paar ſtiefel Vorgeſchuhrt“ Stiefel klein und vorgeſchuhet groß geſchrieben. Der Lehrer ſtellte ihn darüber zur Rede. — „Ja, lieber Herr Profeſſor“, war ſeine Entſchuldigung, „meine Hauptwörter ſind die, woran ich etwas verdiene; wenn ich ein Paar Stiefeln vorſchube, ſo verdiene ich nicht an den Stiefeln, ſondern an dem Vorgeſchuhten, und dieſe Wörter ſchreibe ich groß.“

Ein ſeltſamer Diebſtahl iſt kürzlich in Oberfranken vorgefallen. In einem Dorfe auf dem Gebirge zwiſchen Hollfeld und Weismain, wo man beinahe 1 ½ Stunde bis zur nächſten Quelle zu fahren hat und deßhalb für den Winter ſich mit Trinkwaſſer zu verſehen pflegt, wurde in den Pfarrhof eingeſtiegen und 30 Bütten Waſſer geſtohlen.

(Frankfurt.) Kürzlich wurde die Anzeige gemacht, daß von dem Rechneygraben zwei Schwäne entkommen ſeyen. Später ſtellte es ſich jedoch heraus, daß dieſelben in den Stadtkanal gekrochen waren und wurde der eine unter der Neugaſſe, der andere nicht weit davon aus den Antauchen zum Vorſchein gebracht.

Korreſpondenz.

Heidelberg, 18. Dec.

Unſere Stadt wird um einige genußreiche Abende in der Woche ärmer werden. Auf den Wunſch einer nicht unbedeutenden Anzahl hieſiger angeſehener Einwohner wurde der Schauſpieldirektor Frieſe beſtimmt, mit ſeiner Geſellſchaft den Winter hier zuzubringen. In der erſten Zeit ging Alles gut, jetzt aber finden zuweilen ſolche Unterbrechungen des Spieles von Seiten der Studenten ſtatt, daß vor Kurzem das Theater ſogar geſchloſſen werden mußte. Daß die Univerſitätsbehörde nicht den Hrn. Frieſe ſchützt, wird ſehr bedauert.

Steinheim, 18. Dec.

In dem hieſigen, am Maine ſehr ſchön liegenden Städtchen, welches eben ſo wie die benachbarten Orte früher kurmainziſch und daher ganz katholiſch war, wurde am 22. v. M. von den Proteſtanten, die ſich, ſeit dieſe Orte in Folge der Säculariſation der geiſtlichen Beſitzungen im Jahre 1803 zu dem jetzigen Großherzogthum Heſſen gekommen ſind, theils durch dienſtliche Anſtellung, theils durch freiwilligen Ueberzug, darin niedergelaſſen haben, und deren fortwährend ſich mehrende Seelenzahl bereits anderthalb Hundert beträgt, ein Feſt gefeiert, worüber bei dem regen Intereſſe der dermaligen Zeit an den kirchlichen Angelegenheiten einige, wenn auch durch beſondere Umſtände verſpätete Zeilen in dieſem Blatte nicht unwillkommen ſeyn werden. Die Veranlaſſung zu dieſem Feſte gab der erſte dahier im Schloſſe in einem von Sr. k. Hoh. dem Großherzoge hierzu überlaſſenen Saale abgehaltene evangeliſche Gottesdienſt. Das Bedürfniß deſſelben war zwar ſchon früher fühlbar geweſen; allein erſt nachdem es dem eifrigen Bemühen der in gleicher Lage befindlichen Proteſtanten des benachbarten Seligenſtadt durch die ihnen mit beſonderer Vorliebe zugewandte Unterſtützung des Guſtav-Adolf-Vereins möglich geworden war, die Anſtellung eines Geiſtlichen für ihre neu gebildete Kirchengemeinde zu erlangen, und dieſer Geiſtliche die Stelle eines Predigers auch bei den hieſigen Proteſtanten zu verſehen ſich erboten hatte, konnten dieſelben an die Verbeſſerung ihrer kirchlichen Lage denken. Entſchluß und Ausführung folgten ſchnell einander, ſo daß die Sache, obgleich im Frühjahre dieſes Jahres erſt angeregt, ſchon im Herbſte ſo weit gediehen war, daß ſich an dem bemerkten Tage der Anfang zu einem regelmäßigen, von vierzehn zu vierzehn Tagen ſtattfindende Gottesdienſte in einem vollſtändig und würdig für ſeinen hehren Zweck hergerichteten Locale machen ließ. Um die Einrichtung dieſes Locals hat ſich Hr. Bauacceſſiſt Billhardt von Offenbach, welcher ſich aus freien Stücken der Leitung der nöthigen Arbeiten unterzog und dieſelben, bei beſchränkten Mitteln, mit eben ſo viel Kunſt, als Geſchmack zum allgemeinen Beifall zur Vollendung zu bringen wußte, anerkennungswürdiges Verdienſt erworben. Unter den einzelnen Arbeiten zeichnen ſich beſonders die mit geübter Hand von Groß zu Offenbach gemalten Plafondverzierungen, ſo wie das meiſterhaft geſtickte Altartuch von Lieber zu Hanau aus. Die zierlichen Fenſtervorhänge ehren aber nicht minder die fleißigen Hände, wie den frommen Sinn ihrer Verfertigerinnen, deren vereintes Product ſie ſind. Gehoben wird übrigens das kirchliche Anſehen des Saales durch die auf Poſtamenten an den Wänden aufgeſtellten, nach den Statuen der zwölf Apoſtel am Sebaldusgrabe zu Nürnberg modellirten Gypsabgüſſe — eine Freundesgabe von Offenbach. Zur Beſtreitung der Koſten haben die Guſtav-Adolf-Vereine des Inlandes, der Nachbarſtadt Frankfurt und des ſtammverwandten Kurheſſen größere Beiträge gegeben, jedoch auch einzelne Privaten, insbeſondere von Offenbach und Frankfurt, anſehnliche Gaben, ſo wie der Graf v. Bentzel-Sternau einen ſchön gearbeiteten ſilbernen Abendmahlskelch dargebracht. — Der Eröffnung des Gottesdienſtes, welche unter Vorſtellung des Hrn. Pfarrvicars Scriba zu Seligenſtadt, als künftigen ev. Predigers dahier, im Auftrage der oberen Kirchenbehörde durch Hrn. Decan Salzer zu Babenhauſen erfolgte, wohnten nicht nur die einheimiſchen Proteſtanten und viele Fremden von Seligenſtadt, Hanau, Offenbach und Frankfurt, ſondern auch ein großer Theil der hieſigen Katholiken bei. Dieſelben vereinigten ſich nach dem Gottesdienſte zu einem fröhlichen Mittagsmahle, bei welchem ſich die Eintracht, welche zwiſchen den beiderſeitigen chriſtlichen Glaubensgenoſſen im hieſigen Städtchen ſtets beſtanden hat, und hoffentlich auch fortbeſtehen wird, beſonders in dem Beifall ausſprach, welchen ein Toaſt, der dieſes Verhältniß berührte, fand. Nach dem Mittageſſen wurde noch der alt herkömmlichen Sitte gehuldigt, wonach Kirchweihe ohne Tanz kaum gedacht werden kann.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Dec. (Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt neu einſtudirt): Fauſt, Tragödie in 6 Abth., von Göthe. (Gaſtrolle) Margarethe: Fräul. Quint, vom Königsſtädter Theater zu Berlin. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 353. Mittwoch, den 23. December 1846.

Verſichere dein Leben.

Erzählung von Ludwig Storch *)

Karl Schaumann, der Sohn eines Kaufmanns, in einer großen Handelsſtadt Deutſchlands, hatte erſt eine tüchtige Schulbildung erhalten, und ſich dann auf der Handelsſchule ſeiner Vaterſtadt und auf dem Comptoir ſeines Vaters höchſt ſchätzbare Kenntniſſe für den von ihm ſelbſt gewählten und mit Leidenſchaft geliebten Beruf als Kaufmann erworben, und da er ein ſehr talentvoller Kopf war und ſein Fleiß ſeinem Geiſte Flügel gab, ſo konnte er in ſeinem achtzehnten Jahre mit den glänzendſten Zeugniſſen ſowohl von der Handelsſchule als von ſeinem Vater entlaſſen werden, um eine Kondition in einem großen Handelshauſe in Lyon anzutreten, mit dem die Firma ſeines Vaters in Geſchäftsverbindung ſtand; denn Karl trug den glühenden Trieb in der Bruſt, die Welt zu ſehen und ſeine Bildung in der großen Schule des Lebens zu vollenden.

Seine gründlichen Kenntniſſe und ſein ausdauernder deutſcher Fleiß wurden bald anerkannt und geehrt, und er ſah ſich im Hauſe ſeines Prinzipals in den angenehmſten Verhältniſſen, als das ſchöne Glück ſeiner Jugend unerwartet durch einen gewaltigen Schlag vernichtet wurde. Ein Brief aus der Heimath brachte ihm nämlich im zweiten Jahre ſeines Aufenthaltes in Lyon die betrübende Kunde, daß ſein Vater durch widrige Handelsconjuncturen genöthigt geweſen ſey, ſein Vermögen ſeinen Gläubigern zu überlaſſen und aus Gram über ſeinen Fall einige Wochen darauf an einem hitzigen Fieber geſtorben ſey; die Wittwe, Karls Stiefmutter, werde nur wenig aus den Trümmern des Vermögens retten können und ſehe einer traurigen Lage mit drei unerzogenen Kindern entgegen. Nachdem Karl den erſten wildeſten Schmerz überwunden hatte, faßte er die heiligſten Vorſätze, die Stütze ſeiner Stiefmutter und ihrer Kinder zu ſeyn. Dadurch erhielt ſeine Jugend eine ernſte Färbung und ſein Streben eine höchſt würdige Richtung und ein beſtimmtes moraliſches Ziel. Vielleicht wäre er durch ſein lebhaftes Naturell und ſeine einträgliche Stellung in den Strudel leichtfertiger Vergnügungen der großen Handelsſtadt hingezogen worden und hätte ſich den Lockungen der Geſellſchaft hingegeben, wozu Lyon ſo reiche Gelegenheit bot, hätte der Fall und Tod ſeines Vater's ihm nicht plötzlich einen unerſchütterlichen Halt gegeben. Karl ſtudirte ſeit jener Zeit Welt und Leben. Die großen Reiſen, zu denen er verwendet wurde, brachten ihn mit tauſenden von Menſchen in Berührung; er lernte Charaktere, Sitten, Völker, Städte und Länder kennen, und hatte nach einigen Jahren ſehr an Umſicht und Einſicht gewonnen.

In ſeinem vier und zwanzigſten Jahre erhielt er eine ſehr einträgliche Stelle auf dem Comptoir eines der erſten Handelshäuſer in Trieſt, welches Eigenthümer mehrerer Schiffe war. Auf dieſen machte Karl als Supercargo jährlich einige Reiſen nach der Levante, nach Aegypten und ſogar nach Oſtindien, und erwarb ſich das vollſte Vertrauen ſeines Prinzipals. — Nachgerade erwachte in Karls Seele aber eine ſtille Sehnſucht nach dem deutſchen Vaterlande, die immer mächtiger wurde und zuletzt unbeſiegbar war. Sein Prinzipal, mit dem er darüber ſprach, machte ihm den Vorſchlag, er wolle ihm eine Agentur ſeines Geſchäfts in einer deutſchen Reſidenzſtadt übergeben, wohin er einen nicht unbeträchtlichen Waaren-Abſatz zu erzielen hoffte. Der Prinzipal und Karl traten in der gemeinten Stadt deshalb mit einem ihnen ſchon lange geſchäftsverwandten Handelshauſe in Verbindung, und dieſe Angelegenheit verlief ſo günſtig, daß Karl nach drei Monaten Trieſt verließ und ſich in jener Stadt als Agent ſeines zeitherigen Prinzipals niederließ. Um aber das Terrain erſt kennen zu lernen und der bürgerlichen Habilitirung zu entgehen, bevor er nicht feſten Fuß gefaßt und ſich überzeugt hätte, daß das gewählte Domicil wirklich ein fruchtbarer Boden für ſeine kaufmänniſche Thätigkeit ſey, trat er unter der Form eines Handlungsdieners der Handlung auf, durch deren Vermittlung er hierher gekommen war. Und da er voraus ſah, daß die Agentur ihn wenigſtens im erſten Jahre nicht ganz zu beſchäftigen im Stande ſeyn werde, ſo arbeitete er für ein geringes Salair auch auf dem Comptoir, jedoch mit der Bedingung, daß das Haus nicht ſeine Zeit ganz in Anſpruch nehmen durfte, im Gegentheil, ihm ſtets ſo viel vergönnte, als er zur Beſorgung ſeines Hauptgeſchäfts nöthig hätte. Die Comptoir-Arbeiten ſollten ihm eben nur als Aushülfe und Nebenverdienſt dienen.

Der Prinzipal lernte Karl Schaumann bald genug als einen ſehr umſichtigen, kenntnißreichen und fleißigen Arbeiter kennen und ſchätzen, und wünſchte die Lage deſſelben auf jede rechtliche Weiſe zu verbeſſern. Nun war er, nämlich der Chef des Handlungshauſes, Agent der Lebensverſicherungs-Bank in ***, und erachtete, daß es ſowohl dieſer Anſtalt, als ihm und Karl, von weſentlichem Vortheil ſeyn müſſe, wenn er dem Letzteren die Beſorgung dieſer Agentur übertrüge. Und Karl übernahm das Geſchäft aus mehrfachen Gründen gern. Erſtlich war es ihm wegen ſeines ideellen Gehaltes, der mit mehreren Wiſſenſchaften in enger Verbindung ſtand, ſehr angenehm; er hatte da zu forſchen und zu lernen, was ihm ſtets das größte Vergnügen gewährte; dann vertrug ſich die Beſorgung ſeiner neuen Agentur gar wohl mit ſeiner alten, ja die Reiſen, welche er im Intereſſe der letztern machen mußte, gaben ihm die ſchönſte Gelegenheit an die Hand, im

*) Dieſe Erzählung des bekannten und beliebten Novelliſten, welcher uns dieſelbe im Original überſchickte, behandelt einen wichtigen Gegenſtand des modernen öffentlichen Lebens, den Nutzen der Lebensverſicherungsbanken, über den ſo viele Menſchen noch in Zweifel ſind. Sie wird hoffentlich unſern zahlreichen Leſern und Leſerinnen willkommen ſeyn.

Die Redaktion d. Didaskalia.

Digitized by Google

Intereſſe der erſtern zu wirken; ferner ſtand er auf dieſe Weiſe immer im Dienſte des befreundeten Handlungshauſes, ohne an das Comptoir deſſelben gebunden zu ſeyn; denn beide Agenturen wurden von ihm im Namen dieſer Firma betrieben; und endlich erwuchs ſeiner Einnahme dadurch ein nicht unbedeutender Zuwachs, der ſich durch ſeine Thätigkeit immer mehr ſteigern konnte und mußte. Es mußte ihm daran liegen, ſein kleines mütterliches Vermögen durch Fleiß, Thätigkeit und Sparſamkeit zu vermehren, um ſich über lang und kurz damit den eigenen Herd zu begründen. Seine zeitherigen Einnahmen waren, bei eigner großer Einſchränkung, für die Erziehung und Ausbildung ſeiner Geſchwiſter darauf gegangen; doch war dieſe nun in ſo weit vollendet, daß ſie ſich ſelbſt forthelfen konnten.

Unſer junger Mann miethete ſich in einer abgelegenen Straße eine kleine aber anſtändige Wohnung, und begann damit, den Handlungshäuſern in der Stadt ſeine Waaren anzubieten, die in Material- und Specerei-Artikeln aus der Levante, aus Oſt- und Weſtindien beſtanden. Mit dieſen täglichen Wanderungen verband er zugleich den Zweck, die Phyſiognomie der Stadt kennen zu lernen. Er hatte ſich nämlich in Bezug auf Städte und Länder, auf Individuen und Bevölkerung eine eigene Theorie gebildet, und dieſe auf ſeinen vielen und großen Reiſen praktiſch ſehr bewährt gefunden. Während er nämlich Geſchäftsbeſuche machte, hatte er ein ſcharfes Auge auf alle Straßen, Plätze und merkwürdigen Gebäude einer Stadt, und ließ ſich von dem ihn begleitenden Lohnbedienten den Namen derſelben nennen, dann wanderte er allein ſo lange, bis er orientirt war. Durch vieljährige Uebung gelang ihm dies bewunderungswürdig ſchnell. Kannte er auf dieſe Weiſe die Stadt von ihrer vordern oder Geſichtsſeite, ſo ſuchte er ſich einen Plan derſelben zu verſchaffen und beſtieg damit die Thürme und die nächſten der umliegenden Berge, wenn ſolche vorhanden waren, um auch die Räume und Gebäulichkeiten, welche zwiſchen den Straßen liegen, oder die hintere Seite möglichſt kennen zu lernen. Und das Studium dieſer Partien war ihm gewiſſermaßen noch intereſſanter, als das der erſteren; denn in den Zimmern und Gemächern der Häuſer, welche der Straße zugekehrt ſind, zeigt ſich ſelten der Menſch in ſeiner ganzen Natürlichkeit; es herrſcht da immer ein gewiſſer Schein, eine unbewußte Heuchelei; der Bewohner ſetzt meiſt voraus, daß er hier überraſcht und beobachtet werde, deshalb iſt er in unnatürlicher Spannung und mit einem moraliſchen Firniß überzogen; auch werden vorn heraus ſelten Geſchäfte und Arbeiten getrieben, die den Bürger im Kampfe mit dem rohen Stoff zeigen, wozu er weder Manſchetten noch Glacehandſchuhe gebrauchen kann. Vorn heraus iſt alles geſchniegelt und gebiegelt, gewaſchen und polirt; wer die Natur des Menſchen in Ausübung ſeiner ſchaffenden Kraft kennen lernen will, muß in die Hintergebäude treten. Nur da kann man des Volkes wahres Thun und Weſen ſtudiren. — So iſt es in Deutſchland. Hier lernt man die Menſchenwelt auf der Straße nur zur Hälfte kennen. In Italien, vorzüglich in Neapel und Sicilien, wird dagegen Alles auf der Straße abgemacht und getrieben, ſelbſt Dinge, die bei uns Jedermann hinter Gardinen und Thüren verbirgt. Dort lernt man die ganze Menſchheit auf der Straße kennen und, braucht ſich deshalb gar nicht in die Häuſer zu bemühen. Im Orient lernt man auf der Straße gar nichts; es gehen nicht ein-mal Fenſter nach ihr heraus, Alles iſt in den Häuſern verſteckt und verborgen.

Von den Häuſern und ihrer Phyſiognomie ging Schaumann unmittelbar auf das Studium der Menſchen über, oder vielmehr waren ihm beide ſo innig verbunden, daß er ſie nicht von einander trennte. Er belauſchte die Menſchen am liebſten in ihren Hinterhäuſern, wenn ſie ſich am wenigſten beobachtet glaubten und lernte ihre guten und ſchlimmen Eigenſchaften auf dieſe Weiſe am ſchnellſten und gründlichſten kennen. Das waren ſeine Lieblingsſtudien, die er zu ſeiner Erholung trieb, und wenn andere junge Leute ſeines Standes ſich die Zeit mit Glücksſpielen oder einer faden Unterhaltung verdarben, ging er auf Entdeckungsreiſen aus, und ſeine Welt- und Menſchenkenntniß hatte auf dieſe Weiſe die intereſſanteſte Bereicherung erfahren, ja ſie war ihm oft ſchon — was für den Kaufmann von Wichtigkeit — eine reiche Quelle pecuniären Vortheils geworden.

An einem freundlichen Märztage kehrte Schaumann, als es ſchon zu dämmern begann, von einem Spaziergange in die Stadt zurück und wählte zum Eintritt ein Thor, durch welches keine Hauptſtraße ging. Der Weg durch daſſelbe führte vielmehr nach dem nahen Berghain, welcher mit ſeinem Wirthſchaftslokal im Sommer ein vielbeſuchter Vergnügungsort der Städter war, und zu den hinter dem Berge gelegenen Weilern und Dörfern. Dieſer Theil der Stadt war an dem erwähnten Berge hinaufgebaut, und die kleinen, für den Fußgänger beſtimmten Nebengaſſen waren meiſt mit ſteinernen Stufen verſehen. Schaumann bog auf gerathewohl in ein ſolches Gäßchen ein. Anfangs war es auf beiden Seiten mit kleinen niedrigen Häuſern beſetzt, in welchen Leute von der geringſten Klaſſe der Arbeiter wohnten; bald hörten ſie auf der einen Seite und dann auch auf der andern auf, und an ihrer Statt zogen ſich ziemlich hohe Mauern hin, welche keinen Blick auf die nächſte Umgebung vergönnten. Aber gerade dieſe hätte Schaumann gar gerne geſehen.

Das Gäßchen war ſehr einſam, kein Menſch begegnete ihm. Endlich kam er an eine Thüre, welche ſich in der Mauer zur Linken befand. Dahin lag bergab der größere Theil der Stadt. Die Thür war verſchloſſen, aber zu den Seiten derſelben entdeckte Karl einen Vorſprung, der, von einer ältern Mauer herrührend, leicht erſtiegen, und ſo ein Blick über die ganze Mauer gewonnen werden konnte. Unmöglich vermochte er der Verſuchung zu widerſtehen und war im Nu oben, das neugierige Auge abwärts ſenkend. Er erblickte einen kleinen Garten mit einer Laube und einigen mit Buchsbaum eingefaßten Beeten im Vordergrunde, zur Rechten an den Garten gränzend ein ſchönes großes Hinterhaus, deſſen vordere Seite einer Hauptſtraße angehörte; weiter unten ein langes Hintergebäude mit vielen Fenſtern im zweiten Stock, während das Paterre nach dieſer Seite gar keine Oeffnung zeigte. Die Wände trugen noch die bunten und halb verſchoſſenen Arabesken und Schnörkelmalereien aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Auf der linken Seite ſprang ein anſehnliches Giebelhaus vor, das nach hinten eine Gallerie und einen Anbau wie eine Fabrik oder dergleichen hatte. Ueber das Dach deſſelben hinweg beherrſchten ein Paar Fenſter im Giebelhauſe den Garten, das große buntgemalte Hinterhaus, die Höfe, und wahrſcheinlich weiter hinab die Räume und Baulichkeiten zwiſchen drei Straßen. Das war eine fremde und intereſſante Welt für den Beſchauer. Er muſterte Alles mit aufmerkſamen Blicken.

(Fortſetzung folgt.)

Eine türkiſche Amtsinſtruction.

(Aus dem Oeſterr. Beob.)

Nachſtehendes iſt der Inhalt einer Amtsinſtruction, welche ſämmtlichen Beamten der hohen Pforte in Konſtantinopel ſowohl als in den Provinzen ein für allemal als Richtſchnur ihres Handelns zu gelten hat. Sie iſt vom 7. Silhidſche 1262 (27. Nov. 1845) datirt, wurde zum Behufe ihrer Verbreitung in Druck gelegt, und bildet eine kleine Broſchüre, wovon jeder Beamte ein Exemplar erhält, und die zugleich als Beilage zur türkiſchen Staatszeitung erſchienen iſt:

Sie iſt in folgende Capitel abgetheilt: 1) Nothwendige

Digitized by Google

Eigenſchaften aller Beamten der hohen Pforte. — Sie müſſen, heißt es, wohlgeſinnt, unparteiſch, gerecht, gewiſſenhaft, gemäßigt, billig und unbeſtechlich ſeyn; nie vom rechten Pfade abweichen, ihre Pflichten ſtets genau erfüllen, von Vaterlandsliebe beſeelt ſeyn u. ſ. w. 2) Dienſtpflichten der im Zweige der inneren und polizeilichen Adminiſtration angeſtellten Beamten. Hier wird entwickelt, daß ſie auf alle mögliche Weiſe für den Flor der Provinz, in der ſie ſich befinden, für das Wohl und die Sicherheit der Bewohner ſorgen, und ſich weder Bedrückungen zu Schulden kommen laſſen, noch an Anderen in dieſer Hinſicht das Mindeſte dulden ſollen. — Ein Paragraph behandelt auch das Verfahren, welches ſie in Betreff der fremden Unterthanen zu beobachten haben, und es wied geſagt, daß ſie in ihrem Benehmen gegen ſie und namentlich in Allem, was den Handel betrifft, ſich genau an die Tractate halten ſollen. Zu dieſem Behufe wird ein ſchon früher hier gedrucktes Compendium über die Verträge der Pforte mit den auswärtigen Mächten unter die Beamten vertheilt. Dieſes hat ihnen daher auch bei allen von den fremden Agenten ihnen zukommenden Eröffnungen als Codex zu dienen; in ſchwierigen Fällen haben ſie die Befehle der Pforte einzuholen; ſollte von ihnen etwas verlangt werden, was vom Standpunkte der Verträge und internationalen Beziehungen aus unſtatthaft iſt, oder ihnen Gefahren und Unzukömmlichkeiten darzubieten ſcheint, ſo ſollen ſie ſich zu deſſen Gewährung keineswegs für verpflichtet halten, ſondern den fremden Agenten in freundſchaftlicher Weiſe den gehörigen Beſcheid ertheilen, und da, wo es noth thut, an die Pforte den Bericht erſtatten. 3) Dienſtpflichten und Obliegenheiten der Finanzbeamten. 4) Anweiſungen für die Vertreter des heiligen Geſetzes, um immer nach voller Gerechtigkeit und Billigkeit Recht zu ſpeechen. 5) Obliegenheiten der Mitglieder der Municipalconſeils. — Enthält Regeln über deren Zuſammenſetzung, über die Art und Weiſe wie bei den Debatten daſelbſt voegegangen werden ſoll u. ſ. w. 6) Pflichten der Verwalter (Mudire) in den Gerichtsbarkeiten. In der Schlußrede endlich wird den Beamten in eindringlicher Weiſe die Befolgung vorſtehender Vorſchriften ans Herz gelegt, und unter anderen auch erwähnt, daß jetzt, wo Niemand mit der Unwiſſenheit ſeiner Pflichten ſich ausreden kann, auch keiner von ihnen einem Höheren, der etwas Regelwidriges fordert, Folge zu leiſten ſich für verpflichtet glauben, oder andererſeits Derjenige, der ſelbſt etwas verſchuldet, ſeine Hoffnung auf den Schutz eines Höheren bauen darf; denn alle derlei Mißbräuche und Uebelſtände werden unter der gerechten Regierung des Sultans in Zukunft nicht mehr geduldet werden. — Einer ſoll demnach auch den Anderen vor Uebertretungen warnen, und im Beharrungsfalle höhern Orts Anzeige machen. So wie endlich Demjenigen, der ſeine Pflichten genau erfüllt, der verdiente Lohn ſicher nicht ausbleiben wird, ſo wird auch den treuloſen und fahrläſſigen Beamten die gebührende Strafe um ſo gewiſſer ereilen, als nach Veröffentlichung der gegenwärtigen Amtsinſtruction, über das Benehmen aller Beamten fortwährend insgeheim und öffentlich die genaueſten Nachforſchungen werden gepflogen werden.

Mannichfaltigkeiten.

„Hähnchen und Hühnchen. Ein Kindermärchen mit Bildern von G. Süß. Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner.“ — Wer gern mit der Kinderwelt verkehrt, dem iſt es gewiß nicht unbekannt geblieben, wie die Kleinen nichts liebec hören, als Märchen und Fabeln; denn ſie leben noch in der goldnen Zeit der Phantaſie und der gläubigen Unbefangenheit und weinen Thränen der Theilnahme und der tiefſten Rührung, wo wir kalt bleiben oder nur zweifeln oder lächeln. Im vorliegenden Weihnachtsbüchlein erzählt G. Süß den lieben Kleinen ein gar anmuthiges und ſinniges Märchen von Hähnchen und Hühnchen, die erſt in Eintracht und Liebe auf der Mühle wohnen, dann auf die Wanderſchaft gehen, allerlei Noth und Abenteuer beſtehen, ſich im wilden Walde verirren und endlich froh und glücklich wieder nach der Heimath zurückgeführt werden. Die einfache Geſchichte wird die Kinder, die ja ſo gerne mit der friedlichen Thierwelt verkehren, gewiß recht anziehen, denn ſie iſt wahrhaft kindlich erzählt, naiv und gemüthvoll gehalten und aus dem friſchen Borne des ungetrübten Humors geſchöpft. Faſt noch höher als den Text, möchten wir die dazu gehörigen Federzeichnungen des Hrn. Süß ſtellen. Sie ſind eben ſo ſchön gedacht als ausgeführt und bekunden eben ſo den poetiſchen Sinn, als die kunſtgeübte Hand des Verfertigers. In der That iſt es höchſt erfreulich, wenn durch ſolche Bilder, die weit über den Fabrikarbeiten der Art ſtehen, ſchon früh bei den Kindern der Sinn für das Schöne geweckt und auf das Beſſere gleichſam ſpielend hingeleitet wird. Somit können wir auch die vorliegende Weihnachtsgabe als eine ihrem Zweck vollkommen entſprechende und der poetiſchen und künſtleriſchen Befähigung des Hrn. Maler Süs, eines Schülers unſeres trefflichen Prof. Becker, zur Ehre gereichende nach Verdienſt empfehlen. Die Ausſtattung iſt ſehr ſchön und der Preis verhältnißmäßig ſehr billig. W.

Wer ſeiner Frau einen guten h. Chriſt beſcheeren will, ſoll ihr einige Milchäſche von Glas ſtatt ihrer irdenen heimlich in die Milchkammer ſtellen. Neuere Verſuche haben dargethan, daß in dergleichen gläſernen Geſäßen der Rahmabwurf viel bedeutender iſt.

(Die Hannover'ſche Zeitung.) In einer der letzten Sitzungen der hannover'ſchen Ständeverſammlung erweckte eine Petition aus dem Bremenſchen viel Heiterkeit, die ungefähr ſo begann, „Wir haben in Eefaheung gebeacht — nicht aus der hannover'ſchen Zeitung, die hier natürlich nicht geleſen wird“ u. ſ. w.

Laut einem Rundſchreiben der Wohlthätigkeits-Bureaux zu Paris werden dieſen Winter daſelbſt 116,000 Dürftige durch öffentliche Almoſen zu unterſtützen ſeyn, ohne die Arbeiter zu rechnen, deren Verdienſt durch die rauhe Jahreszeit unterbrochen wird.

Korreſpondenz.

Weimar, 14. Dec.

Das hieſige Hoftheater fährt fort, die Theilnahme des Publikums durch zeitweiſe Aufführung neuer Stücke in reger Thätigkeit zu erhalten. Dabei muß jedoch bedauert werden, daß die Producte fremdländiſcher Dichter entſchieden vorwalten und das deutſche Element mehr und mehr verdrängen. Als neu ging über die Bühne: „die Tochter des Regenten“, ein hiſtoriſches Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen des Alex. Dumas von Heinrich Börnſtein. Heinrich Börnſtein iſt die jetzt florirende Firma der deutſchen Ueberſetzungsfabrik, von welcher die deutſchen Bühnen ihre meiſten Bedürfniſſe beziehen; ihm hat das deutſche Publikum es vorzugsweiſe zu danken, daß es fort und fort mit fremdländiſcher, nicht immer dem Geſchmack entſprechenden Koſt regalirt wird. Iſt dem genannten Ueberſetzer eine practiſche Bühnenkenntniß und eine leichte Bewältigung des fremden Idioms nicht abzuſprechen, ſo iſt die Wahl ſeiner zu behandelnden Stücke doch nicht immer eine glückliche zu nennen. Am meiſten jedoch iſt die Zeichnung der Charaktere verfehlt. Dieſer Uebelſtand tritt auch in dem eben genannten Stück hervor, das weniger zu dem Genre des Luſtſpiels, als vielmehr zu dem des Schauſpiels gezählt werden dürfte. Das in demſelben beſchäftigte Perſonal ſpielte mit dem Aufwand aller

Digitized by Google

ſeiner Kräfte, vermochte aber dem Stück eine nur laue Aufnahme zu verſchaffen. „Der Weibermarkt von Smithfield“, mit einem Vorſpiel: „die beiden Werkführer“, ein Drama nach dem Franzöſiſchen des Dennery, ebenfalls von Börnſtein, iſt ein bunt zuſammengewürfeltes Sujet ohne alle dramatiſche Form. Der Inhalt des Stückes iſt weder anziehend, noch äſthetiſch und kann auf das weibliche Gemüth einen nur peinlichen Eindruck machen. Seine Pointe beſteht darin, daß ein junger Ehemann ſein Weib, welches den üblen Ruf ſeiner Mutter geerbt hat, aus übertriebener Eiferſucht auf den Markt führt und dort öffentlich verſteigert. Iſt dieſe Sitte auch in dem engliſchen Volksleben begründet, ſo eignet ſie ſich doch nicht zur Darſtellung auf deutſchen Bühnen, und aus eben dieſem Grunde dürften es die deutſchen Frauen dem Ueberſetzer auch nur wenig Dank wiſſen. Mad. Stör (Lucy Stendhal), Hr. Winterberger (Richard Davis) und Hr. Streit (Mortimer) ſpielten recht brav; auch Hr. Hettſtebt gab die Rolle des Berliner Eckenſtehers mit großer Kunſtfertigkeit, obgleich die ihm in den Mund gelegten Witze zum Theil veraltet und vielfach abgedroſchen ſind. Hrn. Knorr (Aſchley) mangelte auch diesmal eine größere Beweglichkeit, wie überhaupt ein tieferes Auffaſſen der ihm ertheilten Rollen ſehr zu wünſchen wäre. Der Schauſpieler ſoll auf der Bühne nicht ſich, ſondern den in ſeiner Rolle ihm bezeichneten Charakter darſtellen. Die übrigen Perſonen wirkten nach Kräften mit, ohne daß es ihnen aber gelang, das Intereſſe des Publikums zu feſſeln. Einen beſſern Eefolg dagegen hatte Feldmann's Original-Luſtſpiel: „Ein Mädchen vom Theater.“ Das Ganze iſt eine ſehr wohlgelungene Perſiflage auf den unbegränzten Enthuſiasmus einer vielgenannten Perſönlichkeit. Es iſt demnach eine Geburt des Augenblicks und dürfte durch andere Zeiterſcheinungen nur zu bald wieder verdrängt werden. Die Rollen waren paſſend vertheilt und das darſtellende Perſonal ließ mit wenigen Ausnahmen nichts zu wünſchen übrig. Aus dem Bereich der Oper wurde gegeben: „Das Zauberglöckchen“ von Herold. Der Text iſt, wie bei den meiſten Opern, fad und auch die Muſik entbehrte jener melodienreichen, bezaubernden Klänge, die das Gemüth in Entzücken verſenken. Was aber Beides nicht zu bewirken vermochte, das bewirkten die prächtigen Decorationen und die überraſchenden Leiſtungen des in ſeiner Art ausgezeichneten Maſchiniſten Hr. Höck. Hr. Niſſen (Azolin), Fräul. Agthe (Palmira) und Hr. Strohmeier (Pedur) löſ'ten ihre Aufgaben zur Zufriedenheit. Mad. Baum war ein ſehr liebenswürdiger Lucifer, deren Zauberkünſte auch nicht ohne Einfluß auf das Publikum blieben. Dieſer Oper folgte die immer gern geſehene „Aſchenbrödel“, dann „das unterbrochene Opferfeſt“ und Flotow's „Stradella“, in welchen Singſtücken die Betheiligten mit Luſt und Liebe thätig waren. Am 12. d. wurde bei ſehr vollem Hauſe Weber's beliebter „Freiſchütz“ gegeben. Die meiſten der darin handelnden Künſtler und Künſtlerinnen ernteten verdienten Beifall. Einzelne mißfällige Zeichen waren hier ſehr am unrechten Orte und mußten die ſonſt brave Künſtlerin, welcher ſie galten, unangenehm berühren. Der Sologeſang der beiden Brautjungfern wirkte ſtörend. Dagegen aber leiſtete die Kapelle, wie immer, Vorzügliches und auch der Maſchiniſt hatte Gelegenheit, ſein Talent in vollem Maße glänzen zu laſſen.

Darmſtadt, 17. Dec.

In der großh. Bildergallerie befindet ſich ein herrliches Gemälde von Eduard Steindrück, die Genoveva mit dem Kinde vorſtellend, wie ſie, von Sorgen und Schmerz für die Erhaltung ihres Kindes erfüllt, unter einem Baume ſitzt und die mitleidige Hirſchkuh ſich in dem Hintergrunde zeigt. Man kann dieſes ſchöne Gemälde nicht anſehen, ohne zu dem Hervorbringer deſſelben ſich im Geiſte hingezogen zu fühlen. Wenige Gemälde verdienen ſo wie dieſes durch den Grabſtichel vervielfältigt und dadurch auch dem größeren Publikum zugänglich gemacht zu werden. In dem von Hrn. Gerhardt dieſer Tage herausgegebenen Stahlſtich in größerem Maßſtabe ſpiegelt ſich das Weſen und der Geiſt des Bildes in ſeiner ganzen Schönheit ab, und was die techniſche Ausführung anlangt, ſo iſt ſie eines älteren Meiſters vollkommen würdig. Hr. Gerhardt, der ſich durch dieſes Kunſtwerk in die Kunſtwelt würdig einführt, hat ſeine Studien an dem Städel'ſchen Inſtitut zu Frankfurt, unter des Hrn. Profeſſors Schäfer Leitung, gemacht, und wie er ſeine Zeit dort angewendet hat, davon legt das vorliegende treffliche Bild Zeugniß ab. Das Städel'ſche Inſtitut darf mit Befriedigung auf einen ſolchen Zögling ſehen, der ſeinen Beruf zur Kunſt gleich durch ſeine erſte größere Arbeit genügend nachgewieſen hat. — Die Herren Fabrikanten Lerch und Diehm zu Lauterbach haben, in Anerkennung ihrer induſtriellen Beſtrebungen und thätigen Fürſorge in Betreff der Beſchäftigung der armen Weber auf dem oberen Vogelsberg, von dem großh. Gewerbverein die ſilberne Medaille erhalten. Bei dieſem Anlaß glauben wir, darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß Hr. Bürgermeiſter Blößer zu Hartmannshain, den wir ſchon längſt als einen Mann von den gemeinnützigſten patriotiſchen Beſtrebungen kennen, auch hierbei vermittelnd wirkt, indem er die ihm von Lauterbach zugeſandten Rohſtoffe an die Arbeiter in der Gegend vertheilt und für die gehörige Vollziehung der Aufträge beſorgt iſt. Hr. Blößer hat übrigens in ſeiner Gemeinde ſchon längſt factiſch bewieſen, wie man das Einkommen der Gemeindekaſſe erhöhen könne, ohne neue Communalſteuern den Steuerpflichtigen auflegen zu müſſen. Er hat nämlich einen Theil Weideland zu Wieſe anlegen laſſen und die Veranſtaltung getroffen, daß der jährliche Ertrag an Heu und Grumet im Intereſſe der Gemeindekaſſe verkauft wird. Dieſes zweckmäßige Verfahren verdient aber hervorgehoben zu werden, da es auch an andern Orten, die ſich rückſichts ihres Gemeindevermögens in ähnlichen Verhältniſſen befinden wie Hartmannshain, empfohlen werden kann. Darin läge zugleich eine ziemlich ergiebige Quelle zur Verbeſſerung der Gehalte der Schullehrer, die auf dem Lande großentheils ſehr gering beſoldet ſind, ſo daß ſie die auflebende Generation meiſt unter Kummer und Sorgen heranbilden müſſen. Was nützen luxuriös ausgeſtattete Schullehrer-Seminarien, wenn die Lehrer, die aus ihnen hervorgehen, einer meiſt traurigen Zukunft entgegen ſehen! Ihr Ordner und Lenker der Staaten Deutſchlands, verbeſſert erſt die Schulgehalte, und die geſchickten Lehrer werden dann von ſelbſt kommen. Gerade deshalb gehen bisweilen die geſchickteſten Zöglinge eines Seminars von dem erwählten pädagogiſchen Berufe wieder ab und wählen einen bürgerlichen Beruf, von welchem ſie ſich für ihre Perſon mehr Glück und Zufriedenheit verſprechen dürfen. — Die hier im Intereſſe der Bedürftigen für die Dauer der Wintermonate errichtete ſtädtiſche Suppenanſtalt iſt bereits in voller Thätigkeit und hat z. B. geſtern über 900 Portionen vertheilt, welche eine Ausgabe von 19 Gulden verurſachten. — In Michelſtadt, Erbach und andern Orten des Odenwaldes hat man Vorräthe von Lebensmitteln, namentlich Kartoffeln, angeſchafft, und zwar aus Rückſicht im Intereſſe der Armen, an welche ſie, bei zunehmender Theuerung zu ermäßigten Preiſen abgegeben werden ſollen. — Für Arbeiter in Fabriken iſt durch die oben erwähnten Herren Lerch und Diehm auch in dieſem Betreff ein ſchönes Beiſpiel gegeben worden, indem ſie einestheils ihre Fabrikarbeiter zur Anlegung einer Sparkaſſe veranlaßt haben, anderntheils aber auch die zu deren Bekleidung erforderlichen Stoffe aus ihrer Fabrik zu bedeutend ermäßigten Preiſen verabfolgen laſſen. Hier hätten wir das umgekehrte Trukſyſtem, welches niegends Rebellion gegen die Maſchinen und den Reichthum ereegen, ſondeen vielmehr da, wo es bleibend eingeführt iſt, Zufriedenheit und Ruhe verbreiten wird.

Darmſtadt, 20. Dec.

Die coloſſalen Statuen des Landgrafen Georg I. und Philipp des Großmüthigen, welche der in Frankfurt lebende Bildhauer J. B. Scholl ausführte, werden bei Eintritt der beſſern Jahreszeit auf einem öffentlichen Platz der Reſidenz aufgeſtellt. Sie gehören jedenfalls zu den beſten plaſtiſchen Werken neueſter Zeit und werden eine Zierde für unſere Stadt ſeyn. Sie ſind ſo ausgeführt, daß man die Darſtellung geiſtvoll, edel in Haltung und Bewegung, voll Leben und Thätigkeit nennen darf, und beſitzen jene Wahrheit, die man nur bei Meiſterwerken findet. Der Generaldirektor der preußiſchen Muſeen, Hr. v. Olfers aus Berlin, beſuchte bei ſeiner Durchreiſe neuerlich das Atelier des Künſtlers und ſprach ſich mit ehrender Anerkennung darüber aus.

Frankfurt a. M.

Das Konzert des Hrn. Hecht findet erſt am 29. d. M. ſtatt.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 22. Dec. Des Teufels Antheil, komiſche Oper in 3 Abth., nach dem Franzöſiſchen des Scribe von C. Gollmick, Muſik von Auber.

Mittwoch, 23. Dec. Der Sohn der Wildniß, romantiſches Schauſpiel in 5 Abth., von Halm. (Gaſtrolle) Parthenia: Fräul. Heuſer, vom Hoftheater zu Mannheim.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 354. Donnerſtag, den 24. December 1846.

Verſichere dein Leben.

Erzählung von Ludwig Storch

(Fortſetzung.)

Unterdeſſen verwandelte ſich die Dämmerung in Nacht, und Schaumann ſtand eben im Begriff, wieder zu gehen, als zwei Fenſter des großen bunt gemalten Hauſes von Licht erhellt wurden. Er blieb ſtehen und zog ſeine Lorgnette hervor; denn da das Haus am Berge viel tiefer lag, als ſein Standpunkt, ſo konnte er das Zimmer ganz überſehen. Er erkannte durch die Gläſer deutlich zwei Frauengeſtalten, in denen er, aus ihren jugendlichen reizenden Geſichtern und aus ihrem ſchlanken Wuchs und Magerkeit ſchließend, Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren zu entdecken meinte. Die Eine, mit goldgelbem Haar, war um die Hälſte des Kopfes größer als die Andere mit dunklem Haar. Die beiden allerliebſten Kinder trieben allerlei loſe Streiche und waren unverkennbar ſehr luſtigen Naturels, vorzüglich die Kleinere, welche bald allein im geräumigen Zimmer herumtanzte, bald die Größere ſchier gewaltſam mit herum riß und wilde Sprünge machte. Bald darauf artete das Tanzen und Springen in Ringen und Balgen aus, bis die Brünette ihre blonde Geſpielin auf das Sopha warf. Hierauf wurde Friede geſchloſſen, und die Große ſetzte ſich an ein Fortepiano und ſpielte, und Beide ſangen mit hellen, klangvollen Stimmen, die dem Lauſcher höchſt angenehm in das Ohr tönten, einige ſchöne Volkslieder. Schaumann fühlte ſich durch den Anblick dieſer beiden ſchönen Kinder ungewöhnlich erregt und gleichſam von einem ſüßen Zauber umſtrickt. Er hatte das ſchöne Geſchlecht bis jetzt immer nur aus dem allgemein menſchlichen Standpunkte, nie noch aus dem rein geſellſchaftlichen, betrachtet; er hatte die Frauen vieler Völker geſehen, aber nie noch in ihren innerſten Gemächern, ſich dem Zuge der Natur ſo ganz hingebend, wie dieſe beiden Mädchen. — Seine unausgeſetzte Thätigkeit und die edeln Zwecke derſelben hatten ihn bis jetzt abgehalten, ſich der weiblichen Jugend mehr als aus allgemeinem Intereſſe zu nähern; auch hatte in der That noch kein Weſen aus der zarten Hälſte der Menſchheit einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, der etwa ſeiner Ruhe gefährlich geworden wäre, oder den Wunſch nach Beſitz der Huldin in ihm wachgerufen hätte. Zum erſten Male begegnete es ihm, daß er die Augen nicht von ein Paar Mädchen abwenden konnte, die ihm ſowohl in ihrer Erſcheinung als in ihrem Thun und Treiben ſo anziehend und reizend vorkamen, wie noch keine Andere ihres Geſchlechts. Er hatte ſich ganz im Anſchauen verloren und ſich ſo vergeſſen, daß er wohl noch länger geſtanden haben würde, wenn die beiden Gegenſtände ſeiner ungetheilten Aufmerkſamkeit nicht plötzlich ſammt dem Lichte das Zimmer verlaſſen hätten.

Der Beobachter kehrte nach Hauſe zurück, aber er hatte eine unruhige Nacht; immer ſchwebten ihm die anmuthigen Geſtalten vor, oft glaubte er die Töne ihres Geſanges in ſeinem Ohr zu vernehmen. Merkwürdig war dabei, daß er durchaus nicht für Eine entſchieden war, ſondern ſich für Jede gleich lebhaft zu intereſſiren ſchien.

Am folgenden Tage vergrößerte ſich ſeine Unruhe dergeſtalt, daß er unwillkürlich aufbrach, den Weg durch das Gäßchen einſchlug und wieder über die Mauer ſchaute. Aber die Zimmer waren leer. Das Giebelhaus auf der linken Seite fiel ihm jetzt wieder in die Augen, und er ging ſogleich in die Straße, zu welcher dies Haus gehören mußte, um die vordere Seite deſſelben auszuforſchen. Dies gelang auch nach einigen vergeblichen Fragen. Die Straße war eine dritten oder vierten Ranges, das Haus ziemlich düſter und ohne allen Comfort, der Beſitzer ein Seifenſieder. Karl wurde zu demſelben in den hintern kleinen Anbau verwieſen, welcher die Werkſtatt enthielt. — Auf ſeine Anfrage, ob er ihm nicht ein Logis in ſeinem Hauſe, am liebſten hinten heraus, vermiethen wolle, ſah ihn der Mann groß an und meinte endlich: ein Logis habe er wohl, aber es ſey nicht für einen ſo vornehmen Herrn; hinten hinaus ſey aber nur eine Talgkammer. Schaumann ließ ſich das Logis zeigen, es war von einem der unterſten Beamten eines Gerichtshofes bewohnt und nicht im beſten Zuſtande.

Karl verſprach indeſſen, daſſelbe für ſeine Koſten anſtändig herrichten zu laſſen und für eigene Möbeln zu ſorgen, wenn er die Talgkammer als Schlafgemach mit erhalte. Die Einwendungen des Seifenſieders wurden durch ein ziemlich hohes Miethgebot beſeitigt, und der Mann gab endlich kopfſchüttelnd Alles zu. Der Bewohner der Zimmer wurde durch ein Stück Geld entſchädigt und Schaumann beſtellte ſogleich Tüncher und Tapezierer, Schreiner und Schloſſer, und betrieb die Sache mit ſolchem Eifer und klingendem Nachdruck, daß er zum nächſten Montag ſeine neue Wohnung beziehen konnte. Aus dem Schlafgemach konnte er das ganze bunt gemalte Haus überſehen, und im Zimmer ſeiner beiden Schönen blieb ihm kein Winkelchen verborgen. Er hütete ſich aber wohl, ſich am Tage viel am Fenſter zu zeigen; auch verbot er ſeinen Wirthsleuten ſtreng, in der Nachbarſchaft auszuplaudern, daß das Gemach nicht mehr die Talgkammer ſey. Sobald er aber das neue Logis bewohnte, lag er nicht nur Abends, auch einen großen Theil des Tages auf der Lauer, in der Dunkelheit am offenen Fenſter, in der Helle hinter einem wohl aufgeſtellten Schirm, in welchem er ein rundes Loch von der Größe angebracht, daß ſeine Lorgnette hinein paßte. Und er ſah die beiden holden Kinder bei Tage, er ſah ſie am Abend, ja mit einer ſchaurigen Wonne, die ihn durch Mark und Bein rieſelte, entdeckte er ſchon am zweiten Tage, daß neben dem Wohnzimmer der Mädchen ihr Schlafgemach befindlich war, und die unſchuldigen Kinder, die ſich in ihrem freien Hinterhauſe gänzlich unbeachtet und unbeobachtet wähnten, vergaßen oft genug die Gardine vorzuziehen, und löſchten das Licht nicht eher, als bis ſie

Digitized by Google

im Bette lagen. Er konnte mit ſeinen ſcharfen Gläſern jeden Zug ihrer Engelsgeſichter noch erkennen, wenn ihre in die Nachthauben geſteckten Lockenköpfchen nur allein noch aus den weichen Bettwolken herausſchauten. Vorher aber trieben ſie meiſt im Unterröckchen noch allerlei Scherz und Schelmerei mit einander, neckten ſich, haſchten ſich, warfen ſich mit Strümpfen und Pantoffeln und dergleichen. Am Tage ſah er ſie ſticken, ſtricken, zeichnen, ſchreiben, Muſik treiben, ſich putzen; endlich bemerkte er auch einmal, daß die Blonde, nachdem ſie eine zeitlang emſig geſchrieben, das Papier zu einem Briefe zuſammenbrach, ſiege'te und überſchrieb. „Gewiß an ihren Geliebten!“ zuckte es durch Karls Herz glühend heiß. Bis jetzt hatte er noch nicht an die Möglichkeit gedacht, daß ſeine Heldinnen Herzensangelegenheiten haben könnten; nun redete ihm ſeine plötzlich erwachte brennende Eiferſucht ein, ſie ſeyen gewiß beide verlobt, und bei ſo reizenden Mädchen ſey ja dies gar nicht anders möglich. Es hätte nicht viel gefehlt, er hätte ſich ſehr unglücklich gefühlt. Die Marter der Ungewißheit konnte er aber nicht lange ertragen, und ſein Vorſatz ſtand feſt, ſich ſo raſch als möglich Licht zu verſchaffen. Noch wußte er weder wer ſie waren, noch wie ſie hießen; ja er ſchloß nur aus dem, was er ſah, daß ſie Jungfrauen ſeyn müßten. Am andern Tage fragte er ſeine Aufwärterin, wem das große bunte Hinterhaus gehöre?

„Dem Rechnungsrath Zierling.“

„Hat er unverheirathete Töchter?“

„Seine Kinder ſind verheirathet.“

„Wer wohnt noch im Hauſe?“

„Die beiden alten Fräulein von Kühlborn, zwei Schweſtern, und im oberſten Stock der Doktor Breithaupt, ein junger Arzt.“

„Zu wem gehören denn die beiden jungen Damen, die im Hinterhauſe wohnen?“

„Das weiß ich nicht.“

Karl mußte weitere Schritte thun, um Erkundigungen einzuziehen, und er wählte dazu ſeine Wäſcherin, eine kluge Frau, der er den Auftrag ertheilte, Erkundigungen über die beiden Mädchen im Hinterhauſe einzuziehen. Nach einigen Tagen erfuhr er denn auch, daß ſie Koſtgängerinnen der Fräulein von Kühlborn ſeyen und ein beliebtes Töchter-Inſtitut beſuchten; gebürtig ſeyen ſie aus dem ſieben Stunden entfernten Gebirgsſtädtchen Eiſenau; ſie ſeyen Geſchwiſterkindsmuhmen, und die Kleinere die Tochter des ſehr reichen Hammerwerksbeſitzers Mauthner und heiße Hannchen; ihre Muhme aber, deren Vater nicht mehr lebe, Chriſtiane Fiſcher; in acht Tagen begännen die Oſterferien, da reiſeten die Mädchen nach Hauſe und kehrten erſt vierzehn Tage nach dem Feſte wieder zurück. — Die Wäſcherin erhielt ein gutes Trinkgeld, und Karl eilte an ſein Kammerfenſter, um die Namen ſeiner Geliebten zu flüſtern. Sie waren ihm nun ſchon ein gutes Theil näher gerückt, er wußte, wer und woher ſie waren, er kannte ihre Namen. Sein Entſchluß ſtand feſt, das Oſterfeſt in Eiſenau zuzubringen, doch mehrere Tage früher dahin zu reiſen, um durch Geſchäftsanerbietungen Gelegenheit zu der erſehnten nähern Bekanntſchaft zu ſuchen.

Da liegt ein weißes helles Haus mit grünen Fenſterladen; ein mächtiger Weinſtock, der freilich noch nicht grün iſt, rankt ſich an einem Spalier an der Wand empor; davor ein kleiner Garten, deſſen Blumenbeete mit Buchsbaum eingefaßt ſind, und der gegen die Straße mit einem grünen Staketen-Spalier begränzt iſt. Die rothen Köpfe der Staketen zeugen von etwas bäuriſchem Geſchmack. An der eichenen Thüre glänzen meſſingene Beſchläge und ein Klopfer in Geſtalt eines Seepferdes wie pures Gold; die Fenſter ſind von Spiegelglas, und vor denen des obern Stocks zieht ſich ein ebenfalls grünes Blumenbrett mit einem kleinen Staketen-Spalier eingefaßt hin, deſſen Köpfe auch wieder roth ſind, als wenn ſie ſich in den Blumendüften berauſcht hätten. Das Brett iſt mit Aeſchen beſetzt, die Katzenkraut, Myrthe, Aſchenkraut u. dgl. ſproſſen laſſen; auch einige friſch aufgeblühte Kamelien ſind darunter. Am mittleren Parterrefenſter ſteht auch ein merkwürdiges Gewächs, zwar keine Blume, aber doch mit einer hochrothen Blüthe; zwar kein Kraut, aber doch ſtark nach einem Kraute duftend; die Blüthe iſt nämlich eine ungewöhnlich dicke und plumpige Naſe, und das duftende Kraut iſt Tabacksrauch, welcher fort und fort aus dem zu dieſer Naſe gehörigen breiten Munde hervorqualmt. Und Naſe und Mund ſind Theile eines gewaltigen breiten Menſchenhauptes mit dunkelbraunen hängenden Backen, einem drei oder vierfachen Kinn von ungewöhnlicher Fettfülle und einem Paar kleiner funkelnder Augen. Auf dem Haupte ſitzt bis auf die Ohren herabgezogen eine ſchneeweiße baumwollene Nachtmütze, und darunter ſieht man ein ſehr feines Hemd von gleicher Farbe; eine kattunene Weſte von weißem Grund mit kleinen dunkelgrünen Blümchen, und einer kurzen Jacke von gleichem Stoff, das Muſter unbedeutend abgeändert; alles rein und blank und von jenem angenehmen Dufte, der in wohlhabenden Häuſern der friſchen Wäſche entquillt. Weſte und Jacke umſpannen einen gut gepflegten Rundbauch; die kurzen dicken Hüften und Oberſchenkel ſind mit ein Paar ſchwarzmanſcheſternen Hoſen überzogen, die durch ſilberne Schnallen an den Seiten feſt gehalten werden; die untern Theile zeigen blüthenweiße baumwollene Strümpfe und Klappantoffeln von grünem Saffian. In der rechten Hand hält dieſe ſchier unbewegliche Figur ein Weichſelrohr, an dem unten ein mächtig großer, ſilberbeſchlagener, prächtig gerauchter Meerſchaumkopf ſitzt und oben eine Hornſpitze, mittels welcher der bezeichnete Mann ſich den Tabacksrauch zu Munde führt, um ihn in blauen Kringeln wieder von ſich zu geben. Die Augen hält der wohlbeleibte Raucher ſtarr auf die Staketenreihen des Gartens vor ihm geheftet, und es ſcheint, als zähle er mit unermüdlicher Geduld die rothen Köpfe derſelben, und fange, wenn er dies glücklich zu Ende gebracht, immer wieder von vorne an. Wie viel tauſendmal er ſchon die Köpfe gezählt, weiß kein Menſch und er ſelber nicht; es liegt auch Niemand daran, es zu wiſſen, am wenigſten ihm ſelber; genug, er ſteht von früh acht Uhr bis um zwölf, und Nachmittags von zwei bis um ſieben, raucht Taback und widmet ſich mit eiſerner Ausdauer dem ununterbrochenen Zählen der rothen Staketenköpfe, die ſeinem eigenen Kopfe nicht allein hinſichtlich der Farbe verwandt ſind. Ihm zur Seite auf einem kleinen Tiſche hat ein großer Bierkrug von koblenzer Geſchirr und ein Deckelglas Platz. Im Kruge iſt Doppelbier, und der Raucher leert ihn täglich dreimal. Und ſo treibt er's einen Tag wie den andern. Jedermann wird begreifen, daß das Haus einem reichen Manne gehört, und die Vermuthung liegt nahe, daß der fleißige Kopfzähler dieſer Mann ſelbſt iſt. Es iſt in Wahrheit ſo. Das Haus liegt in der Hauptſtraße des Bergſtädtchens Eiſenau etwas vornehm abgeſondert von andern gemeinen Häuſern, und der unermüdliche Arithmetiker iſt ſein Beſitzer, der reiche Herr Eiſenfaktor Johann Timotheus Mauthner.

Dieſem Hauſe gegenüber macht ſich der größte und beſte Gaſthof des Städtchens breit, der einen rothen Ochſen im Schilde führt, nebſt Kaffeehaus und dem Lokal der Caſino-Geſellſchaft, und der rothe Ochſe iſt ſo gemalt, daß er die Mauthner'ſche Stakete von außen anglotzt und deren Köpfe zu zählen ſcheint, wie der Herr Eiſenfaktor von innen. Wenigſtens geben der rothe Ochſe und der Herr Eiſenfaktor den ganzen Tag über ein treffliches vis-à-vis ab; der eine läßt ſich ſo wenig in ſeiner Beſchäftigung ſtören, wie der andere. Nur wenn vor dem rothen Ochſen ein Reiſewagen hält, und ein ausgezeichneter Fremde ausſteigt, fliegen die Blicke des Eiſenfaktors auf einige Minuten über die grünen Staketen hinweg, dann aber trinkt er noch einmal ſo herzhaft Doppelbier, als wollte er die Fremde, ihm unbequeme

Digitized by Google

Erſcheinung damit aus ſeinem Kopfe hinwegſpülen, und zählt um ſo fleißiger wieder Staketenköpfe, um das Verſäumte nachzuholen.

(Fortſetzung folgt.)

Peter Unterſteller, ein Mörder von 15 Jahren. *)

In vielen öffentlichen Blättern iſt zu leſen, wie nach der öffentlichen Aſſiſen-Verhandlung vom 17. und 18. Nov. d. J. in Zweibrücken der 15jährige Peter Unterſteller wegen Mords verurtheilt wurde. Er ermordete die vierjährige Nachtwächterstochter Barbara Lang, brachte ihr vier Stiche in den Hals, eine Wunde in die Bruſt und einen Schnitt zwiſchen den Fingern bei, und da ſie noch nicht ganz todt war, bedeckte er das verwundete Kind, dem er die Kleider vom Leibe nahm, mit Stroh in einer Scheune, wo es im Hemde, noch vom Morgen bis zum Abend, unter ſchrecklichen Qualen lebte, bis es entdeckt wurde und worauf bald der Tod eintrat. Um Barbara Lang gleich einem Schweine abzuſtechen, hängte er ſie an einem Hacken des Rollſeiles auf, verband ihr die Augen, verſtopfte ihr den Mund und ſchlachtete ſie nach langer Marter. Sie war nach dem Ergebniſſe der Unterſuchung von geſunder, regelmäßiger Körper-Conſtitution, die tödtliche Wunde hatte nach dem ärztlichen Gutachten Aehnlichkeit mit dem Stich der Schweine, wo zuerſt ein Hautſchnitt gemacht, dann der Schnitt in die Tiefe geführt wird, und der 15jährige Mörder war bei vollem Bewußtſeyn, bei vollen Geiſteskräften, bei voller Unterſcheidungskraft, er verübte die That mit kalter Ueberlegung, war nach der That ganz gleichgültig, aß mit gutem Appetit und ging darauf in die Schule und ſodann in die Kirche. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung zeigte er das Benehmen eines verſtockten und verſchmitzten Menſchen, auf die Frage, ob er bereue, beobachtete er hartnäckiges, störriſches Schweigen. Er bewährte, wie ausdrücklich bemerkt iſt, ein ganz verwildertes, jeder Regung des Mitleids unzugängliches Gemüth, bloße Mordſucht, kein anderes Motiv, hatte ihn zur That verleitet. Vollkommen überwieſen, wurde er blos, weil er noch nicht 16 Jahre alt war, ſtatt zum Tode, zu 20jährigem Gefängniſſe verurtheilt. Nach allen Zeugen-Ausſagen, namentlich der ſeines Pfarrers und ſeiner frühern und jetzigen Lehrer, war er ein überhaupt störriſcher, frecher, unbeugſamer Charakter, dabei von vorzüglichen Verſtandesfähigkeiten, von jeher voll von Luſt, die Thiere zu quälen, und im Zuſammenhange hiemit ſtand ſein geäußerter Wunſch, das Metzgerhandwerk zu erlernen. Einmal trieb er Vieh auf die Weide und ein Ochs kam ihm etwas dick vor. Um ihn wieder dünn zu machen, wie er ſagte, zog er ihm die Zunge aus dem Maul und zerrte ihn lange Zeit ſo auf der Wieſe herum. Wenige Tage vor der That ſollte der Haushund ſeiner Mutter abgeſchafft werden. Kaum vernahm er es, als er mit Entſetzen erregender Luſt das Schindergeſchäft zum Gräuel anderer Leute ausübte. Er ſchlug dem Hund mit einem Holze auf den Kopf, hing ihn lebend an den geſchlitzten Hinterfüßen, an einen Stock geſpießt, auf, der Hund zappelte, dann ſchlug er ihn todt, zog ihm mit einem alten Barbiermeſſer die Haut ab und weidete ihn aus, als ob er ein Metzger wäre, der ein Kalb ſchlachtet. Das Alles und vieles Andere dieſer Art iſt in öffentlichen Blättern zu leſen; er wurde von den Geſchwornen als ſchuldig erklärt eines mit Vorbedacht verübten Mordes, und auf eine nach eröffnetem Todesurtheil gehaltene rührende Anrede des Präſidenten, bei der viele Thränen floſſen — weinte der Verurtheilte allein nicht. Aus dieſer öffentlichen Verhandlung, ſowie aus unzähligen andern von mir bereits publicirten Fällen ähnlicher Art, geht gewiß der klare Beweis hervor, daß die Eltern ſehr vernünftig und zweckmäßig handeln, wenn ſie mit eigener Luſt die Mißhandlung der Thiere durch ihre Kinder mitanſehen und ihre Kinder unbeſchreiblich liebenswürdig hiebei finden: — daß ſie nichts Beſſeres thun können, als ihren Kindern das unübertreffliche Vergnügen des Zuſehens beim Schlachten der Ochſen, der Schweine, der Kälber u. dergl. zu geſtatten, daß dieſes Schlachten überhaupt immer möglichſt öffentlich und unter Zulauf des Publikums und der Schuljugend ſtattfinden ſoll, und daß es nichts Lächerlicheres gibt, als die Vereine gegen Thierquälerei und nichts Verdienſtlicheres und Vernünftigeres, als dieſen ultra-ſentimentalen und närriſchen Vereinen alle möglichen Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Dr. Perner.

*) Aus dem Münchener Tagblatt vom 18. Dec. 1846.

Mannichfaltigkeiten.

Die Zahl der Studirenden auf der Univerſität Kiel beträgt in dieſem Semeſter nur 191. Aus dem Herzogthum Schleswig ſind 76, aus dem Herzogthum Holſtein 81, aus dem Herzogthum Lauenburg 8, aus andern Ländern des deutſchen Bundes 21, aus Dänemark 2, aus der Schweiz 1, aus Batavia 1 und aus Labrador 1.

In der Gegend von Kiel, namentlich in der Probſtei, ſoll ſich wieder eine größere Anzahl von Familien zur Auswanderung nach Nordamerika vorbereiten. Vorzüglich iſt es das Jowa-Gebiet, woſelbſt ſchon mehrere Familien aus Holſtein wohnen, wohin man zu ziehen geſonnen iſt.

Man ſchreibt aus Wien: Neulich hätte ein trauriger Vorfall bald unſerm Fürſt-Erzbiſchof Milde das Leben gekoſtet. Der Kammerdiener des Erzbiſchofs, der ſeit einigen Tagen einen auffallenden Trübſinn zeigte, trat jüngſt am frühen Morgen mit einem Raſirmeſſer in der Hand in das Schlafzimmer ſeines Herrn, um demſelben zu verkünden, daß er auf des Meſſias Geheiß, der ihm im Traume erſchienen ſey, Sr. Excellenz die Kehle abſchneiden müſſe. Der bedrohte Kirchenfürſt bewahrte ſich in dieſem kritiſchen Augenblick die nöthige Beſonnenheit und entgegnete nur, daß man ſich gegen göttliche Befehle nicht ſträuben dürfe; auch ſey es Pflicht des Chriſten, Alles mit Gebet zu beſchließen. Zugleich benutzte er jedoch die dadurch gewonnene Zeit, um ſich in einem Nebenzimmer abzuſperren, worauf der irrſinnige Kammerdiener ergriffen und der Heilanſtalt übergeben wurde.

(Verſtändliches Deutſch.) Vor einigen Jahren war wegen eines am Seminar zu Tübingen ſtehenden Brunnens Prozeß entſtanden und ein alter Pedell um Gutachten befragt worden, worauf dieſer folgende Antwort einreichte: „Seit Menſchengedenken haben die Herren Seminariſten niemals nicht aus keinem andern Brunnen kein anderes Waſſer niemals gettrunken, als aus dieſem.“

Von der Sammlung der Geſchichtſchreiber der deutſchen Urzeit, die „unter dem Schutze König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen“ von Pertz, Jakob Grimm, Lachmann, Ranke und Karl Ritter als Mitgliedern der Academie herausgegeben werden, iſt jetzt die erſte Hälfte des erſten Bandes erſchienen. Dieſelbe enthält eine recht gefällige Darſtellung des erſten Zuſammenſtoßes der Germanen mit den Römern nach Plutarch und Julius Cäſar von Horkel und wird dem Unternehmen gewiß bald Freunde erwerben.

Digitized by Google

Als kürzlich der Menagerie-Beſitzer S. bei der Fütterung in den Käfig der Hyäne ging und ihre Zahmheit producirte, ſagte ein Schuſterlehrling: „Das iſt nichts! Aber wenn meine Meiſterin im Käfig wäre, ſo würde er ſich wohl hüten, hineinzugehen.“

(Curioſe Rechnung.) Ein Muſiker der Stadt Ulm reichte dem Vorſtand des dortigen Liederkranzes nach einem Balle nachſtehende Rechnung ein: „Conto für muſikmachende Dienſtleiſtung der tanzenden Sing-Academie.“

Die Wiener Theaterzeitung veröffentlicht folgende Zuſchrift an den Redacteur: „Mein Herr! Als Antwort auf einen Artikel, meine Perſon betreffend, welchen ich in Ihrem ſchätzbaren Journale geleſen, erſuche ich Sie, bekannt geben zu wollen, daß ich mich von der Bühne entfernt und in das Privatleben zurückgezogen habe, mit dem feſten Entſchluß, München nicht mehr zu verlaſſen. Mit Hochachtung Lola Montes. München, den 6. December 1846.“

Zu Renningen in Würtemberg erlaubte ſich kürzlich der Nachtwächter, als er um 10 Uhr ſein übliches: „Hört, ihr Herren“ ausrief, die beiden ſelbſtgedichteten Verſe hinzuzufügen:

„Zehn Gulden koſtet der Scheffel Korn *),
„Nächſtens tragen unſ're Bauern Sporn“; —

wurde aber wegen ſeiner inflammatoriſchen Poeſie auf 24 Stunden in den Kaſten geſperrt. Wer in der Zwiſchenzeit die Obhut des guten Städtchens Renningen übernommen, darüber ſchweigt der Bericht, aus dem wir dieſe Notiz ſchöpfen.

Das Virtuoſenthum, meint Saphir, könnte man wie beim Handwerke eintheilen, in: Lehrbuben, Geſellen und Meiſter, nur mit dem Unterſchiede, daß da Alles gleich auf die Wanderſchaft geht.

Die Theaterdirektion in Nürnberg ſoll durch die Gaſtrollen der Fräul. Jenny Lind angeblich 4000 Gulden gewonnen haben!

Korreſpondenz.

Weimar, 17. Dec.

Kirchliches Leben in Sachſen-Weimar.

Seit den Vorgängen in Sachſen und Preußen erwacht auch in Sachſen-Weimar allmälig ein regerer Sinn für Das, was der evangeliſchen Kirche fehlt und Noth thut. Nicht allein iſt auf Anregung des freiſinnigen und thätigen Superintendenten Buhler in Dornburg ein von den beiden Diöceſen Dornburg und Apolda vorläufig ausgegangener Petitionsentwurf im Umlaufe, welcher mehrere die kirchlichen Zuſtände überhaupt betreffenden Wünſche vor den Landesherrn und Oberbiſchof bringen ſoll und zuverläſſig allgemeine Beiſtimmung und Anſchließung auf Seiten der Geiſtlichen finden wird: ſondern es wird auch insbeſondere der Mangel einer zweckmäßigen Kirchenverfaſſung immer lebendiger und ſchmerzlicher empfunden. Zu Anfang des Oct. d. J. kam auf einer Conferenz, die von faſt ſämmtlichen Geiſtlichen der Großrudeſtedter und einigen der Weſtedter Diöces beſucht war, dieſer Gegenſtand in einer ſehr lebhaften Discuſſion zur Sprache, die ſich an einen vorausgegangenen mehrſtündigen, höchſt gediegenen Vortrag darüber anknüpfte. Auf den vielfachen, wo nicht allgemeinen Wunſch der Anweſenden iſt dieſe Arbeit mit zahlreichen Anmerkungen und näheren Nachweiſungen jetzt im Druck erſchienen (Presbyterial- und Synodal-Verfaſſung der proteſtantiſch-evangeliſchen Kirche. Eine wichtige kirchlich-religiöſe Zeitfrage für Geiſtliche und Nichtgeiſtliche näher erörtert von Th. Fr. Aug. Birnſtiel, Pfarrer in Schloßrippach. Jena, Frommann; 1846. 8. 92 S. Preis: 10 ſgl.) Dieſe verdienſtliche Schrift, welche durchaus nicht blos auf das engere Vaterland des Verf. Rückſicht nimmt, ſondern werth iſt, in weiteren Kreiſen beachtet und beherzigt zu werden, auch durch ihre wiſſenſchaftliche Faſſung vor der gewöhnlichen Broſchürenliteratur ſich vortheilhaft auszeichnet und einen bleibenden Werth behauptet, behandelt in drei Abſchnitten alle hierher gehörigen Fragen, Klagen, Grundlagen, Vorarbeiten, Bedenken und Gründe für und wider. Sie gibt zuerſt eine kurze Geſchichte der Presbyterial- und Synodal-Verfaſſung vom erſten Jahrhunderte an bis auf unſere Zeit, zeigt darin, wie unbeſchränkt im apoſtoliſchen Zeitalter und weiterhin dieſe auf natürlichem Rechte beruhende Form der Kirche beſtanden habe und gehandhabt worden ſey, und bringt die darauf bezüglichen Nachweiſungen nicht blos aus dem neuen Teſtamente, ſondern auch aus den apoſtoliſchen und den Kirchenvätern, meiſt mit willkommenen Ueberſetzungen oder ſonſtigen Erläuterungen, bei, macht ſodann bemerklich, wie die Anfangs unverkümmerte und für das kirchliche Leben ſo ſegensreiche Mitwirkung der Aelteſten und der Laien überhaupt ſpäter durch die Anmaßungen und die Herrſchſucht des Klerus zurückgedrängt und endlich in der Barbarei des Mittelalters ganz verſchwunden ſey, und thut zuletzt dar, wie im Zeitalter der Reformation Luther mit ſeinen Freunden zwar erſt unbedingt einer autonomiſchen Verfaſſung der Kirche das Wort geredet habe, ſpäter jedoch, durch die Unruhen der Carlſtädtiſchen Bilderſtürmerei und des Bauernkrieges gegen das ſogenannte Volk mißtrauiſch gemacht, von jener richtigen Ueberzeugung abgekommen ſey und ſeinen Landesfürſten angelegen habe, ſich des Kirchenregimentes anzunehmen. Dieſer mit rühmlichem Fleiße gearbeitete Abſchnitt dürfte Jeder, der irgend für dieſe Angelegenheit Intereſſe hat, nicht ohne vielfache Belehrung, aber auch nicht ohne die Ueberzeugung leſen, daß das Territorialſyſtem nichts als die Verjährung für ſich habe. — Im zweiten Abſchnitte behandelt der Verf. mit derſelben Umſicht, Unparteilichkeit und Beleſenheit die eigenthümliche Beſchaffenheit der Presbyterien und Synoden unſerer Zeit, mit beſonderer Rückſicht der Länder, in denen ſie ſeit längerer oder kürzerer Zeit eingeführt ſind, nämlich in Weſtphalen, der Rheinprovinz, Bayern und Baden, bemerkt das Uebereinſtimmende und Abweichende dieſer kirchlichen Ordnungen und reiht Wünſche an, in wie weit dieſe Vorlagen zu benutzen, zu ergänzen und zu verbeſſern ſeyn möchten. — Endlich enthält das dritte Kapitel die Angabe und Würdigung der Gründe wider und für eine Presbyterial- und Synodal-Verfaſſung — ohnſtreitig für die Leſer jedes Standes die anziehendſte Partie der Schrift, weil hier Dinge zur Sprache kommen, welche die tägliche Erfahrung unmittelbar berühren und auch Den intereſſiren müſſen, dem etwa die geſchichtlichen Bemerkungen des erſten Abſchnittes und die Angaben über anderweite Zuſtände im zweiten Kapitel ferner lägen. — Der Einſender, der, von jedem perſönlichen Motiv ſich frei wiſſend, bei dieſen Notizen blos von dem friſchen, begeiſternden Eindrucke ſich hat leiten laſſen, der durch dieſe Schrift auf ihn gemacht worden iſt, kann den Wunſch nicht unterdrücken, daß dieſelbe eine recht weite Verbreitung finden mag, nicht nur in Sachſen-Weimar, ſondern im ganzen deutſchen Vaterlande. Denn ihm ſind wenige Schriften bekannt, die den fraglichen Gegenſtand mit ſolcher Freimüthigkeit und Gediegenheit behandeln, und nicht eine, die alles hierher Gehörige ſo kurz und bündig und ſchlagend zuſammenſtellt. Möchte nun aber auch die hochherzige Abſicht des Verf. durch ſie ihrer Erreichung näher geführt und in Geiſtlichen und Nichtgeiſtlichen das Gefühl der Nothwendigkeit Deſſen, was hier erſt als frommer Wunſch ausgeſprochen iſt, lebendig angeregt werden. Möchten insbeſondere Staatsmänner und fürſtliche Räthe und die summi episcopi der proteſtantiſchen Landeskirchen ſelbſt durch ſie zu der Anſicht kommen, daß ſie ſich den heißen Dank des größten Theiles der evangeliſchen Chriſtenheit erwerben werden, wenn ſie die Hand dazu bieten, daß — wie unlängſt ein erhabener Monarch ſich äußerte — das Kirchenregiment in die rechten Hände zurückgegeben werde.

*) Der würtembergiſche Scheffel iſt viel kleiner als der bayeriſche.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Dec. Der Sohn der Wildniß, romantiſches Schauſpiel in 5 Abth., von Halm. (Gaſtrolle) Parthenia: Fräul. Heuſer, vom Hoftheater zu Mannheim.

Samſtag, 26. Dec. Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth., von G. Räder. — Erſte Abtheil.: Das Bergmännchen. Zweite Abtheil.: Abd-el-Kader. Dritte Abtheil.: Die Fremdenlegion. Vierte Abtheil.: Die Verſöhnung am Nordpol.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 355. Freitag, den 25. December 1846.

Am Chriſtfeſte 1846.

Von

Ludwig Hub.

Vom Glockenſtuhl der Thürme
Tönt durch die Winterſtürme
  Der Gruß der Weihnachtszeit;
Das niedere Getriebe
Verſtummt am Feſt der Liebe,
  Am hohen Feſt der Chriſtenheit.

Es iſt der Freund der Armen,
Der Retter voll Erbarmen,
  Dem Dankes Zoll man zahlt.
Hin durch die Nacht der Zeiten
Sieht man ihn leuchtend ſchreiten,
  Deß Vorbild ewig glänzend ſtrahlt.

Auch heute grüßen wieder
Die alten Jubellieder
  Den Stern von Bethlehem;
Des Prieſters Mund verkündigt
Das Wort, das uns entſündigt,
  Doch iſt nicht Alles wie vordem.

Heut' miſcht den Feierklängen,
Den frommen Dankgeſängen
  Ein Trauerton ſich bei;
Seit ſich auf unſern Fluren
Gezeigt des Mangels Spuren,
  Schallt lauter ſtets des Elends Schrei.

Des Lebens Sorgen nagen
An Tauſenden; ſie klagen:
  „Wie lang' bleibt Hülfe fern!“
Und ihre Blicke ſchauen
Zur Zukunft hin mit Grauen
  Am ſchönen Ehrentag des Herrn.

Ihr Reichen, auf! ſchafft heute
Euch wahre Chriſttagsfreude!
  Sie liegt euch jetzt ſo nah'.
Wollt ihr den hohen Weiſen
Judäa's würdig preiſen,
  Gelegenheit iſt reichlich da:

Pflanzt lichte Weihnachtsbäume
Hin in des Dürft'gen Räume,
  Der darbt mit Weib und Kind!
Entlocket Freudenthränen
Den Armen, die da wähnen,
  Daß ſie von Gott verlaſſen ſind.

Froh juble der Gepreßte!
Es ward am heut'gen Feſte
  Gar Vielen Nichts beſcheert:
Scheucht von der Armuth Pforte
Den Hunger! Folgt dem Worte,
  Das euch der Nazarener lehrt!

Der Dürft'ge athme freier;
Es ſey die hehre Feier
  Durch wahre Lieb' verſchönt!
Laßt niederthauen Manna,
Daß froh das „Hoſannah!“
  Aus grambefreiten Herzen tönt.

Die Weihnachtsglocken rufen
Uns zu des Altars Stufen;
  Wir wollen dankend nah'n,
Doch mild uns auch erbarmen!
„Was ihr gethan den Armen“,
  Spricht Chriſtus, „habt ihr mir gethan.“

Verſichere dein Leben.

Erzählung von Ludwig Storch

(Fortſetzung.)

Es war am Freitag vor der Marterwoche, ſchon hoher Nachmittag, als ein leichter Korbwagen die Straße herabrollte, von einem ſtattlichen Reiter begleitet. Im Wagen ſaßen die beiden hübſchen Mädchen aus dem rothgemalten Hinterhauſe in der Reſidenz, den Kutſcher machte ein junger wohlgekleideter Mann, ein Sohn des Herrn Eiſenfaktors und folglich des brünetten Hannchens Bruder, Namens Wilhelm, der mit dem Wäglein in die Reſidenz geſchickt worden war, um die beiden Mädchen abzuholen, und der Reiter war Niemand anders als Karl Schaumann. Dieſer ſtieg vor dem Ochſen ab und gab ſein Pferd dem Hausknecht. Unterdeſſen hielt auch das Korbwäglein ſtill und Wilhelm half der Ladung heraus. Schaumann ging alſo über die Straße und beklomplimentirte die Damen noch einmal mit der galanteſten Artigkeit. Wilhelm nöthigte ihn mit etwas Unbehülflichkeit, die

Digitized by Google

in den Augen der Mädchen gegen Schaumanns Gewandtheit ſtark abſtach, in das Vaterhaus einzutreten, was jener natürlich ſehr artig ablehnte, dagegen verſprach, in den nächſten Tagen in Geſchäften ſeine Aufwartung zu machen. Hierauf grüßte er verbindlichſt, verneigte ſich auch vor dem ſtarrenden Eiſenfaktor, was dieſen aus aller Faſſung brachte, und verſchwand bald darauf im weitgeöffneten Thore des Ochſen. Der Eiſenfaktor that einen furchtbaren Zug aus dem Bierkruge und zählte dann ganz desparat, ſo daß er darüber vergaß Tochter und Nichte zu bewillkommen, bis dieſe ihn mit Kichern aus ſeinen arithmetiſchen Progreſſionen weckten. Er zog den Kopf zurück in die Stube und ſagte mit einer fetten, krächzenden Stimme:

„Nun, ſeyd Ihr da, Ihr Mädels? Das iſt ſchön! Buh? — Wer war denn der Kerl da? — Buh!“

Die buſtenden Töne, welche der Eiſenfaktor zwiſchen jeden Satz ſchob, entſtanden von einem ihm eigenthümlichen Blaſen oder Stöhnen, das gleichſam ein Ruhepunkt in ſeinem ſchwer einherſchreitenden Gedankenzuge und ein Sammeln zu neuen Kraftanſtrengungen bildete.

„Ach Onkel!“ rief die blonde Jane und bemächtigte ſich ſeiner fetten Hand, um ſie zu liebkoſen, „wir wiſſen nicht, wer der hübſche galante Herr iſt, und ſind ſelber höchſt neugierig, es zu erfahren.“

„Ja, ich möchte gleich verkommen!“ rief Hannchen lebhaft; „denn was er uns Alles geſagt hat, geht gar nicht mit rechten Dingen zu. Es iſt unerhört und unglaublich. Wenn es jetzt noch Zauberer und Hexenmeiſter gäbe, ſo wäre er gewiß ein ſolcher. Wilhelm muß es bezeugen.“

Die Frau Eiſenfaktorin, eine unſchöne, ſchlichte Frau, ſo lang und mager, wie ihr Eheherr kurz und dick, von ſehr dunklem Teint und mit einer langen ſpitzen Naſe, zuſammengeklemmtem Mund und harten Zügen, in einen Kattunüberrock bis an das Kinn geſteckt und auf dem Haupte eine weiße geſtickte Haube, war hereingekommen und trug Reiſeſack und Schachteln — geküßt und begrüßt hatte ſie die Mädchen auf der Hausflur ſchon — eine alte Magd folgte ebenfalls beladen.

„Was iſt's denn?“ fragte die Frau über ihres Mannes ungewöhnliches Staunen betroffen.

„Ja, was iſt's denn?“ fragte er ihr nach. „Buh!“

„Denke Dir nur, Onkelchen“, ergriff die ſanfte Jane wieder das Wort, „in Pferchsdorf will Wilhelm füttern. Wir ſteigen aus, und die Wirthin führt uns in die Oberſtube. Auf der Treppe ſagt ſie: es ſey ſchon ein hübſcher vornehmer Herr drinnen. Wir treten ein; da ſitzt der Herr, den Du vorhin geſehen haſt, an einem alten Klavier und ſpielt eine Arie aus der Nachtwandlerin, die ich vorzüglich gern ſinge. Er erhebt ſich und begrüßt uns mit vielem Anſtand. Wir waren etwas verlegen, vorzüglich Hannchen.“

„Nein, das nicht!“ rief dieſe dazwiſchen, „aber er ſah mich mit ſo eignen Blicken an, die mich ganz verwirrt machten.“

„Genug, er redet uns ſehr verbindlich an,“ fuhr Jane fort, „und ſagte zu meiner Verwunderung: Sie reiſen in die Oſterferien zu Ihren Eltern, meine Damen? Es wird ein heiteres Feſtwetter geben. — Allerdings, verſetzte ich, in die Ferien zu unſern Eltern, und denke dabei: woher weiß der blutfremde Menſch das? denn keine von uns hat ihn je geſehen. Und aus der Reſidenz kann er nicht ſeyn, denn ſonſt kennten wir ihn wenigſtens von Anſehen; nicht wahr, Hannchen! Deinen Falkenaugen wäre er nicht entgangen.“

„Gewiß nicht!“ verſetzte Hannchen treuherzig.

„Ich ſagte: Laſſen Sie ſich nicht ſtören, mein Herr! ſpielen Sie weiter, wenn ich bitten darf. Wir hören Muſik ſehr gerne. Mit Freuden, verſetzte er, aber eine Liebe iſt der andern werth. Sie ſingen dieſe Arie vortrefflich. Schenken Sie mir den Genuß, und erlauben Sie, daß ich Sie begleite. Oder noch größer wird mein Vergnügen ſeyn, wenn Sie beide das Duett aus Figaro ſingen, das Sie ſo ſehr gut einſtudirt haben. Wir ſchauen uns beſtürzt an. Ein ganz fremder junger Mann in einem Wirthshauſe an der Landſtraße weiß Dinge von uns, die nur wenigen von unſern vertrauteſten Freundinnen bekannt ſeyn können. Das iſt ſeltſam! ſagte ich endlich, woher wiſſen Sie denn das? Wir haben doch gar nicht die Ehre Sie zu kennen, und ſehen Sie jetzt zum erſtenmale in unſerm Leben. — Das iſt auch gar nicht anders möglich, antwortet er, denn ich komme von Aegypten, wo Sie wahrſcheinlich noch nicht waren. Man kann aber doch allerlei lernen; denn die geheime Kunſt der alten Prieſter iſt in den Pyramiden noch nicht ganz ausgeſtorben. Und ſo weiß ich denn z. B., daß Sie Fräulein Chriſtiane Fiſcher, und Sie Fräulein Johanne Mauthner ſind, beide aus Eiſenau, Geſchwiſterkindsmuhmen, und daß nur Ihr Vater noch lebt, Fräulein Hannchen, aber Beider Mütter; daß Sie in einem Inſtitut in der Reſidenz ſind, fleißig Muſik treiben und noch manches Andere. — Wir waren wie aus den Wolken gefallen.“

„Ja, und ich fürchtete mich vor ihm,“ ſchaltete Hannchen ein. „Er plauderte aber ganz unbefangen fort und ſagte: wir ſollten uns gar nicht daran kehren, daß er uns und alle unſere Geheimniſſe kenne, er werde niemals auch nur den geringſten Gebrauch davon machen, es müßte denn zu unſerm Vortheil ſeyn. Drauf bat er uns, uns nach Eiſenau begleiten zu dürfen, da ſein Weg auch dahin gehe. Und nun ſprach er von Muſik, von der Oper in Frankreich und Italien, und erzählte uns ſo angenehme Sachen von ſeinen großen Reiſen, daß ich in meinem Leben nicht beſſer unterhalten worden bin. Er ſpeiſ'te mit uns, und war ſo artig und höflich, daß Wilhelm ganz von ihm eingenommen iſt.“

„Ja, Vater,“ ſagte dieſer, der nun auch in die Stube gekommen war, „das iſt ein Teufelskerl! der weiß Alles, kennt Alles, hat Alles ſelbſt geſehen und gehört, und kann den perfekteſten Aufſchluß geben. Er iſt an allen großen Handelsplätzen geweſen, und hat mir manches Licht über unſer Fabrikweſen aufgeſteckt. Der leibhaſtige Satan muß in ihm ſtecken.“

„Auf dem Wege hat er Janen vollends ganz überzeugt, daß er Alles weiß,“ kicherte Hannchen. „Da hat er ihr etwas zugeflüſtert von Briefſchreiben.“

Jane war purpurroth und hielt der Muhme den Mund mit der Hand zu.

Die Frau Eiſenfaktorin ſchlug ein großes Wunder auf, die Magd klatſchte mit den Händen und gab außerordentliche Töne von ſich, die Mädchen ſchwatzten durcheinander, Wilhelm fluchte und vermaß ſich, und der Eiſenfaktor, der bis jetzt regungslos vor ſich hingeſtarrt hatte, leerte den Krug in einem Zuge, ſteckte dann ſchnell den Kopf wieder zum Fenſter hinaus und zählte mit fürchterlicher Haſt Staketenköpfe.

Schaumann hatte ſich unterdeſſen im rothen Ochſen ein Zimmer geben laſſen, einen friſchen Trunk zu ſich genommen und war zehn Minuten ſpäter ſchon auf der Straße, um das Städtchen zu beaugenſcheinigen. Als er die Straßen durchwandert war, ſtieg er, ſeiner Gewohnheit nach, auf den Kirchthurm, um ſich die Stadt von hinten, und die Umgegend, ſo weit es anging, anzuſehen und ſich möglichſt zu orientiren. Er ſah da in einem nahen Thale mehrere Eiſenhämmer und Oefen liegen, und da dieſe für ſeine Lieblingswiſſenſchaft großes Intereſſe hatten, ſo beſchloß er, ſie dieſen Abend noch zu beſuchen, obgleich die Dämmerung bereits eingetreten war. Munter förderte er ſeine Schritte das Thal hinauf, dem ſtarken rauſchenden Bache entgegen, und ſtand, ehe es ganz dunkel war, vor dem erſten Hammer, durch deſſen offene Thüre ihm der Feuerſchein des geſchmiedeten Eiſens und der glühenden Kohlen im Ofen, vom mächtigen Balge fortwährend angefacht, und ein Heer ausſtrömender Funken entgegen ſtrahlten. Vertieft in die Schönheit dieſes Bildes, blieb

Digitized by Google

er ſtehen und ſah dem geſchäftigen Treiben der ſtarken Schmiedeknechte zu. Ein Mann in bequemer Hauskleidung, mit Schreibmaterialien in der Hand, war mehrmals ein- und ausgegangen, und hatte ihn, dem der Schein der Gluth das Geſicht anſtrahlte, jedesmal ſcharf angeſehen, ohne daß Schaumann ſonderlich darauf achtete. Endlich kam der Aufſeher — dieß ſchien er dem Zuſchauer zu ſeyn — wieder, und blieb nahe bei ihm ſtehen, um ihn recht genau zu betrachten. Schaumann lächelte über die vermeintliche Neugierde, und fragte: „Sie können mir wohl über den Betrieb dieſer Werke vielfachen Aufſchluß geben?“

„Karl Schaumann!“ ſagte der Andere mit herzlicher Freude. „Deine Stimme beſtätigt mir es, worüber mich Deine Züge in Ungewißheit ließen.“

Karl ſah den Sprecher nun ſeinerſeits auch ſcharf an und erkannte in ihm einen lieben Jugendfreund und Landsmann, mit dem er Jahre lang die Schule beſucht hatte. „I, Walter Ortmann!“ rief er, und bot jenem die Hand. „Find' ich Dich hier? haſt Du Dich in dieſen Bergen heimiſch gemacht?“

„Ei freilich! Ich bin ſeit vier Jahren Geſchäftsführer der Mauthner'ſchen Eiſenwerke, und führe ein vergnügtes Leben. Doch was treibſt Du, was führt Dich hierher?“

„Das will ich Dir alles ausführlich erzählen,“ verſetzte Schaumann plötzlich von einem Gedanken ergriffen, und zog den Jugendfreund bei Seite in die Nacht. Hier befriedigte er mit kurzen Worten deſſen Neugierde, erzählte ſein Verhältniß zu den beiden Mädchen und die artige Myſtifikation, die er ſich heute mit ihnen erlaubt hatte, und fügte hinzu: „Nun Walter, unterſtütze mich, dieſes neckiſche Spiel weiter zu verfolgen. Du kennſt natürlich die Verhältniſſe der Familie, zu der Du ja gewiſſermaßen gehörſt, ganz genau, eben ſo die der meiſten übrigen Familien und Perſonen hier. Jetzt laß uns ganz fremd gegen einander thun; Du unterrichteſt mich über Alles. Auch wollen wir eine Zeichenſprache verabreden, mittels welcher Du Dich mir in einer Geſellſchaft verſtändlich machen kannſt, ohne daß die übrigen Anweſenden etwas von unſerm Einverſtändniß merken. Das giebt einen köſtlichen Scherz!“

„Der Tauſend! da bin ich gern dabei, meine guten neugierigen Eiſenauer recht an der Naſe zu führen. Aber ſage mir vorerſt, in welche der beiden Mädchen haſt Du Dich denn eigentlich verliebt?“

„Ja, guter Freund, das weiß ich ſelbſt nicht. Sie gefallen mir beide ſehr wohl. Aus der nähern Bekanntſchaft wird ſich ergeben, welcher ich den Vorzug einräumen werde.“

„So will ich Dir nur geſtehen,“ ſagte Walter, „daß ich ſterblich in Hannchen verliebt bin und mich auch ihrer Zuneigung erfreue. Was man aber ſo eine Liebſchaft nennt, das haben wir nicht zuſammen, das würde ihre Mutter, die Frau Eiſenfaktorin, auch nicht leiden; denn dieſe führt das Regiment im Hauſe und iſt, bei ihrem ungeheuren Reichthum, geizig und geldgierig, wie der Satan. Ich bin ihr aber bei weitem nicht reich genug zum Schwiegerſohn.“

„Alſo Hannchen hat ihr Theil, und es ſey fern von mir, ſie Dir abſpenſtig machen zu wollen; auch bin ich ſelbſt nicht reich. Wie iſt's denn mit Chriſtianen? die iſt gewiß auch ſchon verſagt; denn ſie ſchreibt oft Briefe.“

„Freilich hat ſie eine ſentimentale Liebſchaft mit einem Kandidaten der Theologie, dem Sohne des hieſigen Pfarrers. Die Sentimentalität ſteht aber dem lebhaften Mädchen ſchlecht und iſt ihrer Natur ganz zuwider. Der Kandidat iſt ein Phraſendrechsler, und ich glaube, er unterhält das Verhältniß nur, um ſchöne Briefe zu ſchreiben. Der iſt leicht aus dem Sattel zu heben. Das iſt ſo eine Schulliebſchaft.“

„Wo iſt denn der Kandidat?“

„Bei'm Grafen Waldſtein auf Hohlebern Hauslehrer. Ich hörte vor kurzem, der Graf habe ihm eine Pfarre verſprochen, wenn er das Kammermädchen der Frau Gräfin heirathe, und der Herr Kandidat ſey gerade nicht abgeneigt; Chriſtianens zwanzigtauſend Thaler ſteckten ihm aber in der Naſe.“

„Daraus läßt ſich ſchon etwas zu meinen Gunſten machen. Wenn ich die Chriſtiane erringe, mußt Du Hannchen haben. Wir wollen uns einander getreulich in die Hände arbeiten.“

„Topp!“ rief Walter. „Nun höre! die hintern Fenſter des Caſino-Lokals im Ochſen gehen auf einen dunkeln offenen Gang hinaus, welcher Abends nicht paſſirt wird, denn er führt zum Heuboden. Von dieſem Gange aus will ich Dir dieſen Abend alle hieſigen Notabilitäten im Zimmer zeigen und Dich mit ihren Verhältniſſen bekannt machen. Hernach wird Dich Wilhelm Mauthner ſchon in die Geſellſchaft einführen. Ich ſetze mich Dir gegenüber, daß wir uns immer im Auge haben, und Du ſtets die Zeichen, die ich Dir gebe, ſehen kannſt. Das Uebrige ergiebt ſich dann von ſelbſt.“

Nachdem Ortmann einige Notizen über die Mauthner'ſche Familie, namentlich über Wilhelm, gegeben hatte, trennten ſich die Freunde, Karl eilte ſchnell nach dem Städtchen zurück, Walter auf einem andern Wege nach, und im dunkeln Hofe des rothen Ochſen trafen ſie wieder zuſammen, um den verabredeten Plan auszuführen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Poetiſche Weihnachtsgabe.) Unter dem einfachen Titel: „Feierklänge von Wilhelm Kilzer, Siegen und Wiesbaden. Friedrich'ſche Verlagshandlung,“ erſchienen jüngſt poetiſche Mittheilungen, die ob ihrer Wahrheit der Empfindung und ergreifenden Auffaſſung des reinen Chriſtusgeiſtes an das ihnen verwandte Gemüth des längſt (1801) heimgegangenen — dem Rec. einſt befreundeten — trefflichen Novalis erinnern. Wie bei ihm, ſo ſpiegeln ſich auch hier Phantaſie und Gemüth in allen Dichtungen; beide Dichter ſind innig durchdrungen von der heiligen Schönheit der chriſtlichen Religion und ſcheinen keine Ahnung gehabt zu haben von der widerchriſtlichen Polemik der Gegenwart auf dem Gebiete — der Liebe!! Die „Feierklänge“ zerfallen in fünf Abtheilungen: Gott. Chriſtus. Leben. Natur Unſterblichkeit. Dieſe Feſtgabe möge verdiente Beachtung und Würdigung finden! Fr—ch.

Man iſt der überſchwänglichen und von dem nun einmal herrſchenden Lindfieber dictirten Zeitungsberichte über die glänzenden Triumphe und herrlichen Leiſtungen der Jenny Lind endlich müde geworden und freut ſich daher um ſo mehr, nun auch einmal eine ruhige, parteiloſe und auf Gründe geſtützte Beleuchtung dieſer Sängerin zu begegnen. Eine ſolche gibt der bekannte und geſchätzte Kunſtkenner und Theoretiker Dr. Guſtav Schilling in Nro. 288 der Allg. Wien. Th.-Z., und jeder beſonnene Leſer wird ihr um ſo mehr beiſtimmen, als ſie sine ira et studio geſchrieben und keine Verdächtigung, ſondern eine prüfende Würdigung der Kunſtleiſtungen der Jenny Lind iſt, als ſie die Vorzüge derſelben anerkennt, aber auch auf ihre Mängel hinweiſ't, und als ſie endlich eine ſichere und in allen Theilen motivirte Ausgleichung erzielt. Die genannte Abhandlung iſt in jeder Hinſicht ausgezeichnet und ſo überzeugend, daß ſie ſchwerlich mit gleich haltbaren Gründen widerlegt werden dürfte.

Die „Human Society“ in Edinburg verlieh einem Hunde, der eine ins Waſſer gefallene Frau gerettet hatte, echt engliſch einen Halsbandorden von Silber, auf dem die Inſchrift prangte: „Von der Human Society dem Hunde Box für die Errettung einer Frau vom Ertrinken in der Nacht des 17. Nov.

Digitized by Google

1845.“ Nach mehren Wochen fand man dies Band vertauſcht mit einem um den Hals gebundenen Papierſtreifen, den man der edlen Society überlieferte, und der die Worte trug: „Box hat noch Größeres gethan; er iſt nicht eitel und überließ deßhalb das prunkende Halsband einer gränzenlos elenden Familie, damit ſie es einſchmelze und ſich durch den Ertrag des Silbers einige Zeit vor dem Hungertode rette.“ (Hannovr. Morgenz.)

Frankfurter Theater.

Das Donauweibchen. — Iphigenia. — Fauſt.

Bei den ſchon öfters angedeuteten verſchiedenartigen Anforderungen an eine Bühne wie die unſrige, muß das Repertoir ſich in bunten Farben zeigen und ſich in allen Gattungen des Drama's und der Oper bewegen, wobei der Uebelſtand unvermeidlich iſt, daß, auf denſelben Brettern und von denſelben Individuen dargeſtellt, heute Klaſſiſches und Erhabenes, morgen Alltägliches und ſogar Triviales zur Anſchauung kommt. Somit gleicht das Repertoir einem Quodlibet, welches durch die Launen des Zufalls ſich nicht ſelten ſonderbar und in ſtarken Contraſten zuſammenſtellt. Dies iſt nun einmal nicht zu ändern und der Theaterbeſucher mag ſich auswählen, was ihm zuſagt, und das Andere Andern überlaſſen. Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen, und daher muß Mannigfaltigkeit die Deviſe unſerer Bühnenverwaltung bleiben. Es kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß ſie dieſem Wahlſpruch nachkommt und bei der Anordnung ihres Repertoir's verſchiedenen Richtungen des Geſchmackes zu genügen ſucht. — Das alte „Donauweibchen“ iſt auch wieder einmal an die Reihe gekommen, und warum nicht? Das ſchauluſtige Publikum hat darin viel zu ſehen und was es ſieht, iſt eben ſo gut, als was ihm in einem „Weltumſegler wider Willen“ oder in einem „Arteſiſchen Brunnen“ geboten wird. Man liebt zwar jene Ritter- und Zauberſtücke nicht mehr, aber der Geſchmack iſt, wenn auch ein anderer, doch keineswegs ein beſſerer geworden. Was übrigens die Muſik zum Donauweibchen betrifft, ſo hört man dieſe noch immer gerne und ihre mannigfachen Melodien ſind leicht faßlich, gefällig und in heiterer Weiſe anſprechend. Viele unſerer modernen Tonſetzer nehmen einen gewaltigen Anlauf, bedienen ſich großer Phraſen oder zeigen gelehrte contrapunktiſche Studien, aber an Melodien und einfacher harmoniſcher Anmuth fehlt es ihnen. Sie könnten vom guten alten Kauer, dem Componiſten des Donauweibchen, Manches lernen. Kauer hat der Bühne gegen 200 Bearbeitungen zu Singſtücken und Operetten geliefert, die ihrer Zeit faſt alle gefielen, jetzt aber bis auf wenige vergeſſen ſind. War auch ihr muſikaliſcher Kunſtwerth nicht groß, ſo lag doch viel populäres Element und das Talent einer leichten Erfindung in ihnen. Kauer, geb. 1751 und geſtorben 1831 in Wien, durchlief eine dornenvolle Lebensbahn und hatte mit Noth und Sorgen aller Art bis an ſein Ende zu kämpfen. Das Donauweibchen hat den deutſchen Bühnen Tauſende eingetragen, während Kauer der Armuth und dem Hunger hingegeben war und als hinfälliger, ja ſogar, wie man erzählt, bettelnder Greis ſtarb. So hat das Glück ſeine Launen und fragt weder nach Talent, noch nach Verdienſt, indem es blind und eigenwillig unter die Menge greift. — Fräul. Oswald war als Donauweibchen eine freundliche Erſcheinung und wußte die verſchiedenen Geſtalten, unter denen ſie zu erſcheinen hat, gehörig auseinander zu halten; auch ihr Geſang war anſprechend. — Im Ganzen machte das Stück wenig Effect, da es nicht mehr an der Tagesordnung iſt; jedoch fand die Muſik beifällige Aufnahme.

Vom „Donauweibchen“ zu Gluck's „Iphigenia“ möchte ein ſchicklicher Uebergang nicht leicht gefunden werden. Dieſe großartige Tonſchöpfung ſteht hoch über jedem Zeitgeſchmack und wird in Anſehen bleiben, ſo lange es Menſchen gibt, welche Großes und Erhabenes verehren und ſich über die alltäglichen Anſchauungen des Lebens zu erheben vermögen. Gluck's Name iſt nicht nur durch das Genie des Meiſters verherrlicht, ſondern auch dadurch, daß dieſer der erſte war, welchem es gelang, Muſik und Text der Oper zu einem lebendigen Ganzen zu verſchmelzen und auf dieſe Weiſe die eigentliche dramatiſche Muſik hervorzurufen. Aus der Kunſtgeſchichte iſt bekannt, welche Kämpfe er mit dem verderbten Geſchmack ſeiner Zeit und mit den erbitterten Gegnern ſeiner neuen Richtung, den Picciniſten, zu beſtehen hatte, in welchen er ohne die mächtige Protection einer Königin wahrſcheinlich unterlegen wäre. Endlich ſiegte ſeine „Iphigenia“ (1774) und wurde in Paris während zwei Jahren 170mal gegeben. Heutigen Tages iſt Gluck nun anerkannt und Niemand wagt es mehr, ſeine Größe anzutaſten; aber der Kampf zwiſchen dem guten und ſchlechten Geſchmack dauert fort und wiederholt ſich, wenn auch in anderer Geſtalt, wie er nie aufhören wird. Darum iſt es nothwendig, ſolche Werke öfters aufzuführen, damit auf die edleren Richtungen der Tonkunſt hingewieſen und die Liebe für die ideale Schönheit ſtets geweckt und erhalten werde. Somit ſind derartige Aufführungen immer des beſten Dankes werth, ſo wie ſie als Weiheſtunden unter dem leider vorherrſchenden ungeweihten Alltagstreiben einer Bühne erſcheinen.

Ein Gleiches gilt in Bezug auf die dramatiſche Kunſt von Göthe's herrlichem „Fauſt.“ Wahrlich, dies Werk iſt ein tiefer, wundervoller, lebensfriſcher Brunnen,

„Aus dem ein Trunk den Durſt der Seele ſtillt.“

Jene Alltagsgebilde, welche die Maſſen anziehen, verlieren ihren Reiz der Neuheit, wenn man ſie einmal geſehen und die Fabel ihrer ärmlichen Proſa überblickt hat; aber Göthe's „Fauſt“ geht aus jeder neuen Beſchauung nur um ſo ſtrahlender hervor, gleich einer ſchönen Gegend, die man mit jedem Beſuche immer lieber gewinnt und in welcher man immer neue Ausſichten, neue Pfade und neue Blumen entdeckt. Dieſe Dichtung hat gerade ſo viele Schönheiten, als ſie Verſe zählt und iſt ein in der Literatur aller Nationen wohl einzig daſtehendes Denkmal Deſſen, was ein hoher Dichtergeiſt zu ſchaffen und was einen Gleichgeſtimmten zu entzücken vermag. — Die Aufführung anbelangend, ſo wäre ein Bericht darüber in kurzen Worten nicht abzufaſſen und es würde die Beleuchtung jeder einzelnen Rolle einen langen Commentar erfordern. So viel iſt gewiß, daß wir die Hauptrollen des Fauſt, des Gretchens und beſonders des Mephiſtopheles hier ſchon beſſer geſehen haben und daß ſie diesmal, wie auch Einzelnes gelungen ſeyn möge, doch im Ganzen viel zu wünſchen übrig ließen. Uebrigens ſey berichtet, daß das dankbare Publikum den Darſtellern der genannten drei Rollen reichlichen Beifall ſpendete und die Herren Breuer und Reger, ſo wie Fräul. Quint hervorrief. Das Verdienſt, mit ihnen kritiſche Abrechnung zu halten, wollen wir Andern überlaſſen, um ſo mehr, als es uns leid ſeyn würde, irgend einem Beſchauer ſeinen Genuß, wenn er ſolchen gehabt, nachträglich beeinträchtigt zu haben, und als auch Fleiß und Sorgfalt der Mitwirkenden nicht zu verkennen waren.

W.

Frankfurt a. M.

Freitag den 25. Dec. findet die dritte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Poſch und Elsner jun. ſtatt. Die aufzuführenden Quartette ſind: 1) von Mozart aus C dur, 2) von Mendelsſohn aus E moll, 3) von Beethoven aus F dur (op. 59.)

Charade.

(Zweiſylbig.)

Wer durch Verläumdung Andere entehret,
Wer Mitleid fühlet nicht bei fremder Noth,
Wer durch Betrug ſein Eigenthum vermehret,
Wer keinem Andern gönnt ſein Stückchen Brod,
Wer an der Gluth des Fanatismus ſchüret,
Wem heilig nicht jed' göttliches Gebot,
Wem Zornes-Flammen in dem Buſen brennen,
Den kann man nicht mit Recht die Erſte nennen.

Zu finden iſt die Zweit' im Pflanzenreiche:
Sie hebt zum Himmel ſtolz empor ihr Haupt;
Sehr nützlich iſt ſie noch als eine Leiche,
Und ihr, die immer grün, doch unbelaubt,
Wird, wann das alte Jahr geht auf der Neige,
Gar oft der Theile zarteſter geraubt;
Meiſt muß man ſolchen Frevel erſt begehen,
Bevor das ſchöne Ganze kann entſtehen.

Oft glänzender als Gold- und Silbererzen,
Stellt ſich das Ganze deinen Blicken dar;
So wie es hoch entzücket junge Herzen,
Erfreut's auch noch den Greis im Silberhaar;
Er fühlt da nicht des Alters Siechthums-Schmerzen,
Nicht die ihm nahgerückte Todtenbahr',
Denn an ſein Herz — aus froher Kindheit Tagen —
Erquickliche Erinn'rungs-Flämmchen ſchlagen

B. Wilhelm Schellenberg.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 356. Sonntag, den 27. December 1846.

Verſichere dein Leben.

Erzählung von Ludwig Storch

(Fortſetzung.)

Eine Stunde ſpäter trat Karl in das Gaſtzimmer und wurde von Wilhelm Mauthner begrüßt. „Ich erwarte Sie“, ſagte der Letztere, „um mir die Ehre von Ihnen auszubitten, Sie in unſer Caſino einzuführen. Sie treffen da alle angeſehenen Männer unſeres Städtchens beiſammen. Wo waren Sie denn?“

„Ich habe auf meinem Zimmer gearbeitet, denn ich will morgen meinen Geſchäftsgang hier beginnen, und da iſt mir's recht lieb, wenn ich dieſe Herren dieſen Abend ſchon kennen lerne.“

„Von welcher Art iſt denn Ihr Geſchäft?“

„Ich bin Agent eines Trieſter Handelshauſes und handle mit allen Colonial- und Materialwaaren. Nebenbei beſorge ich auch eine Agentur der ***ſchen Lebens-Verſicherungsbank.“

„Ueber die Lebens-Verſicherungsbank können Sie uns manchen Aufſchluß geben. Weder ich noch ſonſt Jemand in unſerm Hauſe hat einen klaren Begriff von der Sache und wozu ſie eigentlich nützt.“

„Das will ich mit Vergnügen; vielleicht dieſen Abend ſchon in der Caſino-Geſellſchaft, gewiß aber morgen in Ihrem Hauſe.“

„Sie ſind ja ein Allerweltswiſſer, und wenn mir die Lebens-Verſicherungsbank zuſagt, ſo machen wir ein Geſchäft. Nun kommen Sie aber, denn die ganze Geſellſchaft iſt beiſammen, ungewöhnlich ſtark und erwartet Sie. Ich bin ausdrücklich vom Caſino beauftragt, Sie einzuführen. Die wunderliche Geſchichte mit den beiden Blitzmädels — nun, Sie wiſſen ja von heute Mittag, die hat ſich ſchon in der ganzen Stadt verbreitet, und Alle ſind begierig, den Mann zu ſehen, der Alles weiß. Aber geſtehen Sie nur, Sie kennen die Mädels ſchon lange, und mit Ihrer Allwiſſenheit iſt's nun aus.“

„Das wird ſich zeigen!“ verſetzte Schaumann geheimnißvoll. „Wenn ich auch nicht Alles weiß, ſo weiß ich doch Vieles, z. B.“ — und nun flüſterte er ihm ins Ohr: „daß Sie ein geheimes zärtliches Verhältniß mit der Tochter des Hüttenmeiſters Ihres Vaters haben, daß der Mann dahinter gekommen und in voriger Woche ſehr ernſtlich mit Ihnen darüber geſprochen und Sie aufgefordert hat, von dem Mädchen zu laſſen, weil er nicht Luſt habe, darüber ſein Brod zu verlieren.“

„Herr, jetzt geht mir aber der Athem aus!“ rief Wilhelm erblaſſend und vor ſich hinſtarrend, als ſähe er ein Geſpenſt. „Das kann nicht natürlich zugehen, denn von der Geſchichte da weiß in meiner ganzen Familie Niemand ein Wort. Aber da Sie's doch nun einmal wiſſen, ſo müſſen Sie auch wiſſen, wie mir zu helfen iſt; denn ich kann nicht von der Margareth laſſen, und ſie nicht von mir, und ſollte es uns das Leben koſten. Aber meine Eltern ſagen nimmer Ja und Amen dazu, das iſt ſo gewiß wie zwei mal zwei vier iſt. Wie iſt zu helfen?“

„Ich helfe Ihnen!“ verſetzte Schaumann wichtig. „Sie ſollen Ihre Margareth haben und Alles wird gut gehen.“

„O, Sie himmliſcher Engel! Sie mein beſter Freund auf der Welt! — Sehen Sie, im äußerſten Nothfall hätte ich meiner Mutter ein heimliches Wörtchen geſagt, das ſie ins Bockshorn gejagt hätte. Bei meiner Seele, ſie hat etwas auf dem Kerbholze, aber ſie ahnt nicht, daß ich es weiß. Ich meine Ihre Erbtheilung mit Ihrem Bruder in Amerika. Nun, wiſſen Sie es etwa auch?“

„Sie hat ihn übervortheilt, nicht wahr?“ rieth Schaumann.

„Freilich. Sie war die einzige Tochter, hielt dem ſchwachen Vater die Wirthſchaft —“

„Und brachte ein gut Theil bei Seite.“

„So iſt's. Sie wiſſen Alles. Sie hat ihn um einige Tauſend Thaler verkürzt. Es blieb ihm nicht verborgen, daher ſeine Feindſchaft.“

„Und ſeine Auswanderung.“

„Wahrlich, Sie haben recht! Es iſt erſtaunlich, woher Sie das wiſſen! Sie ſind doch im Beſitz eines übernatürlichen Mittels. Ich ſelber wüßte es nicht, wenn ſie's nicht vor einigen Jahren, als ſie hart krank darnieder lag, eines Nachts in der Fieberhitze ausgeplaudert hätte. Ich hatte gerade die Wache bei ihr. Das Gewiſſen ſchlägt ſie, und deshalb iſt ſie ſo ein mürriſcher Eſſigkrug.“

„Sie härmt ſich manche Nacht, mein Lieber, und iſt ſchwer von ihrer Schuld gedrückt.“

„Ja, ja! ſie hat ſelten Ruhe in der Nacht, und wandert oft im Hauſe herum, wenn die Andern ſchlafen. Aber, Herr, wenn Sie nicht freundlich und menſchlich ausſähen, ich könnte mich vor Ihnen fürchten. Solch ein außerordentlicher Menſch iſt mir noch nicht vorgekommen.“

„Fürchten Sie ſich nicht! Ich bin ein Menſch wie Sie. Aber ich werde meine Kenntniſſe und geiſtige Macht zu Ihrem und der Ihrigen Beſten anwenden. Auch Ihre Mutter hoffe ich von ihrer Gewiſſensqual zu befreien.“

„Iſt's möglich! Nun dann ſind Sie ein halber Gott.“

„Nicht doch! Kommen Sie jetzt in die Geſellſchaft.“

Wilhelm begleitete den Wundermenſchen mit unſäglichem Reſpekt. Die Thüren thaten ſich auf. Alle Köpfe wendeten ſich dem Eintretenden entgegen; in allen Zügen die größte Spannung, aller Augen mit dem Ausdruck furchtſamer Neugierde auf Schaumann gerichtet.

„Meine Herren!“ erhob Wilhelm die Stimme pathetiſch, „ich gebe mir die Ehre, Ihnen Herrn Schaumann, Agenten eines Trieſter Hauſes, vorzuſtellen, der zugleich die Geſchäfte des Agenten der ***ſchen Lebens-Verſicherungs-Bank in unſerer Reſidenz beſorgt, und uns beſucht, um hier Beſtellungen aufzunehmen.“

Digitized by Google

Die Vorſteher der Geſellſchaft erhoben ſich ſogleich, um den Gaſt zu begrüßen; ein kleiner, feiner, zierlich in Schwarz gekleideter Mann in den mittleren Jahren, ein großer, ſtarker, mit rothem Geſicht und mächtigem blonden Backenbart, im grünen Ueberrock und ein beweglich pfiffig ausſehender, ebenfalls kleiner Mann mit einer großen Glatze. „Dieſe drei Herren ſind unſere Vorſteher," fuhr Wilhelm fort. „Aber bei Ihrer merkwürdigen Gabe wird es ja kaum nöthig ſeyn, Ihnen die Herren zu nennen. — Herr Schaumann," wandte er ſich prahleriſch zu der horchenden Geſellſchaft, in der eine wahre Kirchenſtille herrſchte, „Herr Schaumann weiß nämlich mehr als andere Menſchenkinder, und hat mir davon heute die merkwürdigſten Proben gegeben. Er wußte zwei Geheimniſſe von mir, und eins davon habe ich noch keiner Seele anvertraut. Er hat mich noch nie geſehen, iſt nie in unſerer Gegend geweſen, und kommt eben aus Trieſt und dem Orient."

„Die Herren werden mich Ihrer Rede nach für einen Hellſeher halten," ſagte Schaumann ſcherzend. „Es iſt nicht ſo wichtig, meine Herren, wie Herr Mauthner glaubt. — Eine kleine eigenthümliche Gabe, die ich zuweilen zu meinem und Anderer Vergnügen ausübe; weiter nichts."

„Alſo läugnen Sie doch nicht, daß etwas daran iſt," ſagte der kleine Schwarze. „Es wäre intereſſant, wenn Sie die Güte hätten, uns auch eine kleine Probe Ihres außerordentlichen Talents zu geben. Wir bitten darum."

„Ja, ja, wir bitten darum!" riefen Alle durcheinander.

„Zum Beiſpiel: wiſſen Sie, wer ich bin?" fragte der kleine Schwarze.

„Und wenn ich es wüßte, ich würde es nicht ſagen, um Aufſehen zu vermeiden. Ich bin heute Nachmittag hier angekommen, um kaufmänniſche Geſchäfte zu machen; ich könnte ja aber leicht in den Ruf eines Charlatans kommen, wenn ich von meinem allerdings ungewöhnlichen Talente Gebrauch machte, das mich heute nur ein Zufall, ein Scherz mit ein paar Damen anwenden ließ. Ich bitte alſo meine Herren, erlaſſen Sie mir's."

„Nur eine kleine Probe! Nur ein paar Worte! Wiſſen Sie wer ich bin? ſo ſagen Sie es gefälligſt!"

„Nun, Sie ſind der Herr Diakonus Wittig, Pfarrer in Braunsdorf, aus Winterſee gebürtig."

Der Diakonus riß die Augen auf, die Andern machten Schaafsgeſichter.

„Und ich, und ich?" rief der große Grüne.

„Sie ſind der Herr Förſter Faller, bis jetzt unverheirathet."

Das letzte Wort machte vorzüglich einen ſtarken Eindruck auf die Geſellſchaft. Manche fuhren wie elektriſirt auf, die meiſten lachten und der Förſter fluchte: „Schwerenoth, Herr! Sie ſind vom Satan!"

„Sehen Sie!" rief Schaumann. „Ich mag als guter Chriſt nicht für einen Teufelsbraten gelten. Laſſen wir's alſo!"

„O, ich bitte, mich erſt auch! Aller guten Dinge ſind drei!" rief der Glatzkopf.

„Meinetwegen! Sie ſind der Herr Apotheker Frühjahr, und möchten hier gern eine chemiſche Fabrik errichten."

Der Apotheker wurde blaß. „Es iſt außerordentlich!" ſchrie er wie beſeſſen. „Ich habe meinen Plan noch nicht drei Menſchen mitgetheilt."

Die Herren ſahen allzumal aus, als wären ſie vor den Kopf geſchlagen; Jeder verſicherte ſeinen Nachbar, es ſey das Außerordentlichſte, was er erlebt. Die Aufregung war allgemein groß. Wenn es aber möglich geweſen wäre, ſie zu ſteigern, ſo hätte Wilhelm Mauthner dies in's Werk geſetzt, der triumphirend umd mit einer ſchauerlichen Geheimnißthuerei, die nicht allein ihm, ſondern auch den Zuhörern eine Gänſehaut hervorrief, umherging und den Einzelnen und kleinen Truppen, die die Köpfe zuſammen ſteckten, zuflüſterte: Nicht vergebens nenne ſich dieſer Wundermenſch Schaumann; denn er durchſchaue Jeden, und wiſſe den geheimſten Gedanken eines Jeden; er habe auch durch ſeine Schaukunſt für jedes Uebel, für jede Verlegenheit Mittel und Wege bei der Hand. Er ſey der Inbegriff aller Weisheit, und habe ihm, Wilhelm, heute Rathſchläge an die Hand gegeben, die zweifelsohne zu ſeiner höchſten Zufriedenheit und vollkommenen Glückſeligkeit führen müßten. Jeder dachte natürlich gleich an ſich, an ſeine Verlegenheiten, an ſeine Wünſche, und nahm ſich im Stillen vor, den neuen Heiland für ſich zu gewinnen.

Dieſer wurde unterdeſſen vom Vorſtande zum Ehrenplatz an einem runden Tiſch geführt, wo bereits einige Herren ſaßen. Darunter befand ſich auch der Herr Eiſenfaktor Mauthner mit ſeinem großen Meerſchaumkopfe, und neben ihm, als Adjutant, Walter Ortmann. Der Eiſenfaktor war ſeit Jahr und Tag nicht in's Caſino gekommen. Heute hatte er nicht widerſtehen können. Er blies große Dampfwolken von ſich und zählte, in Ermangelung der Staketenköpfe, die gläſernen Bierkrüge auf dem Tiſche. Schaumann kam neben einem zuſammengedörrten weißhaarigen, kummervoll ausſehenden Männchen zu ſitzen, das ſich ſehr devot vor ihm verneigte und ihm dann zuwisperte: „Ob ich wohl auch die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu ſeyn? Es ſollte mir großes Vergnügen machen, in der That abſonderliches Vergnügen."

„Wenn das der Fall iſt," verſetzte Schaumann, indem ſeine Blicke eine Minute lang auf Ortmanns ſich bewegenden Fingern ruhten, „ſo will ich Ihnen recht gern ſagen, daß Sie der Herr Amtsrichter Egner ſind."

„Nun hab' ich ſchon genug. Sie kennen alſo auch das Malheur, in dem ich ſtecke. Sie können mir helfen. Doch hier dürfen wir nicht davon reden. Schenken Sie mir die Ehre, morgen mein Gaſt zu ſeyn."

„Ihr gehorſamſter Diener. — Ei guten Abend verehrteſter Herr Eiſenfaktor! Sie waren ſehr lange nicht im Caſino. Es freut mich ſehr, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen."

Der Eiſenfaktor wollte dem Gruße danken, aber er war ſo verblüfft, daß ihm das Wort in der Kehle ſtecken blieb. Endlich fing er in höchſter Angſt und Verlegenheit an, die Krüge laut zu zählen: „Eins, zwei, drei, buh! Woher der Menſch mich kennt! vier fünf, buh! Das iſt eine gefährliche Perſon, ſechs, ſieben, acht, neun! Das iſt ein Unglück für uns!"

Wilhelm war ſchnell zu ihm getreten und flüſterte ihm zu: „Um Gotteswillen, Vater, beleidigen Sie dieſen geheimnißvollen Mann nicht! Das könnte unſer Verderben ſeyn. Ich habe ihn für uns gewonnen. Unterſtützen Sie mich. Das wird uns von großem Vortheil ſeyn."

„Du haſt Recht, Wilhelm! Mach's nur ſo! Buh! Ich bin halb todt vor Schrecken. Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs!"

„Sie beſorgen alſo auch die Agentur einer Lebens-Verſicherungs-Geſellſchaft?" fragte Ortmann verabredetermaßen höflich. „In Eiſenau iſt noch Niemand verſichert, und ich ſelbſt bin längſt mit dem Plane umgegangen. Es hat uns hier wohl an der rechten Belehrung über den Nutzen einer ſolchen Verſicherung gefehlt."

„Und doch iſt dieſer ſo bedeutend," entgegnete Schaumann. „Sie können kaum glauben, meine Herren, wie höchſt wohlthätiger Natur die ſtillen Einwirkungen dieſer Lebens-Verſicherungs-Inſtitute auf faſt alle Lebenszweige ſind, namentlich auf den geſelligen, den geſchäftlichen, den wiſſenſchaftlichen. Man hat bis jetzt noch nicht genug erkannt, welch eine mächtige Stütze die Wohlfahrt des Staats und des Hauſes an dieſen wichtigen Anſtalten hat, und ich möchte jedem Menſchen aus herzlichſter Liebe zurufen: „Verſichere Dein Leben!"

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Doktor Martin Luther über die Ehe zwiſchen Juden und Chriſten.*)

Luther ſpricht an verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften über die Ehe; für den Punkt aber, um den es ſich im gegenwärtigen Augenblick und in dem erwähnten Artikel handelt, iſt beſonders die von ihm gehaltene Predigt vom ehelichen Leben intereſſant, die im 10ten Theil ſeiner Schriften (pag. 706 ff.) in der Walch'ſchen Ausgabe ſteht. Er hebt mit ſeiner gewöhnlichen Derbheit an: „Wiewohl mir grauet, und nicht gern vom ehelichen Leben predige, darum daß ich beſorge, wo ich's einmal recht anrühre, wird mir's und Andern viel zu ſchaffen geben. Denn der Jammer durch päpſtliche Geſetze alſo verwirrt iſt, dazu durch hinläßig Regiment, beide päpſtlichen und weltlichen Schwerdts, ſo viel gräulicher Mißbräuche und irriger Fälle ſich darin begeben haben, daß ich nicht gern drein ſehe, noch gern davon höre. Aber für Noth hilft kein Scheuen; ich muß hinan, die elenden verwirrten Gewiſſen zu unterrichten, und friſch drein greifen." Indem er nach dieſem Eingang nun unterſucht, welche Perſonen mit einander zur Ehe greifen mögen, ſpricht er zunächſt von dreierlei Menſchen, die nicht in den Stand der Ehe zu treten haben. Dann fährt er fort: „Aber über dieſe dreierlei Menſchen hat der Teufel durch Menſchen Gott überklügelt und mehr Leute funden, die er aus dem göttlichen und natürlichen Orden hat ausgezogen, nämlich die mit Spinnweb verfaßt ſind, das iſt: mit Menſchengebot und Gelübden, darnach mit vielen eiſernen Schlöſſern und Gittern verſchloſſen." Somit geht er dazu über, von Schranken zu reden, die dem Verheirathen geſtellt würden. Und da ſagt er:

„Die fünfte iſt Unglauben, nämlich daß ich keine Türkin, Jüdin oder Ketzerin nehmen mag. Mich wundert, daß ſich die Freveltyrannen nicht in ihr Herz ſchämen, ſo öffentlich wider den hellen Text Pauli 1. Cor. 7, 13 ſich zu ſetzen, da er ſpricht: Will ein heidniſch Weib oder Mann bei dem Chriſtengemahl bleiben, ſoll er ſich nicht von ihr ſcheiden. Und St. Petrus Epiſt. 3. 1 ſagt, daß die chriſtlichen Weiber ſollen guten Wandel führen, daß ſie damit ihre unchriſtlichen Männer bekehren, wie Monica, St. Auguſtini Mutter that. Darum wiſſe, daß die Ehe ein äußerlich leiblich Ding iſt, wie andre weltliche Handthierung. Wie ich nun mag mit einem Heiden, Juden, Türken, Ketzer eſſen, trinken, ſchlafen, gehen, reiten, kaufen, reden und handeln, alſo mag ich auch mit ihm ehelich werden und bleiben. Und kehre Dich an die ſolches verbieten, nicht. Man findet wohl Chriſten, die ärger ſind im Unglauben inwendig, und der das mehrere Theil, denn kein Jude, Heide, Türke oder Ketzer. Ein Heide iſt eben ſowohl ein Mann und Weib, von Gott wohl und gut geſchaffen, als St. Peter, St. Paul und St. Lucia; ſchweige denn ein loſer und falſcher Chriſt."

Ein Commentar über dieſe Worte ſcheint nicht nöthig.

*) Berliner Voſſ. Ztg.

Mannichfaltigkeiten.

„Friebel, eine Geſchichte aus dem Volksleben, von W. O. von Horn. Darmſtadt bei G. G. Lange." — Dieſe, den Leſern unſeres Blattes bekannte ausgezeichnete Erzählung aus dem Volksleben hat aller Orten ſo viel Beifall gefunden, daß es wünſchenswerth und verdienſtlich war, ſie der Flüchtigkeit eines Tagblattes zu entziehen und ſie in einem neuen Gewande erſcheinen zu laſſen. Dieſe neue Ausgabe kommt in einem gefälligen Formate, in geſchmackvoller Ausſtattung und mit zwei Stahlſtichen geziert, und wird gewiß recht Vielen eine willkommene Gabe ſeyn, die ſich auch zu Feſtgeſchenken vorzüglich eignen dürfte. Die Wahrheit und Friſche ihrer Schilderungen und Charaktere, ſowie die ächt populäre Haltung und edle Tendenz ſtellen ſie in die Reihe unſerer werthvollſten Volksbücher, und wir glauben ſie daher beſonders den Volksbibliotheken und dem Bürgerſtande als eine geiſt- und herzerhebende Lektüre beſtens empfehlen zu dürfen.

Bei J. H. Keßler in Frankfurt a. M. iſt ein ſehr eleganter Damen-Almanach für 1847 erſchienen. Derſelbe enthält zwar weder Novellen noch Gedichte, wohl aber elegante weiße Blätter zur Eintragung von häuslichen und andern Notizen, nach den Tagen des Jahres geordnet und mit vollſtändigem Kalender verſehen, ſo daß er als ein freundliches Haus- und Familienbüchlein zu empfehlen iſt.

Jetzt ſtellt ſich's heraus, daß unſer liebes Deutſchland trotz aller Noth mitten in der Wolle ſitzt. Fremde haben nachgerechnet, daß Deutſchland unter allen Ländern die meiſte und beſte Wolle produzirt, nämlich $48^1/_2$ Millionen Pfund. Die deutſche Wolle wird wie der Deutſche ſelbſt als beſonders ſanft und zum mannichfachſten Gebrauch geeignet bezeichnet.

(Straßburg, 18. Dec.) Der Maire hat folgende Verfügung erlaſſen: 1) Jeder Bäcker iſt gehalten, auf das Brod, das er backt, es mag der Taxe unterworfen ſeyn oder nicht, die Nummer zu drücken, welche ſeiner Bäckerei beigegeben iſt. 2) Jedes Brod, es mag der Taxe unterworfen ſeyn oder nicht, muß dem Gewicht unterworfen werden, und die Bäcker müſſen es in Anweſenheit des Käufers wägen, ſie mögen dazu aufgefordert ſeyn oder nicht. (Unpart.)

Zur Nachahmung für Geſellſchaftgeber in dieſem ſchlimmen Winter empfiehlt ſich die Ankündigung des Finanzminiſters von Zeſchau, der im Dresdener Anzeiger erklärt, daß er für den bei Winterabendgeſellſchaften gewöhnlich zu machenden Aufwand eine Summe an Geld der Armencommiſſion übergeben und die Geſellſchaften für dieſen Winter aufzugeben beſchloſſen habe. (Heilbr. Tagbl.)

(Darmſtadt, 20. Dec.) Auch die hieſige Armencommiſſion machte heute den Verſuch, aus weißen Rüben, ſowie aus Dickwurz Brod zu backen. — Das Verhältniß war $^4/_7$ Mehl und $^3/_7$ getrocknete und gemahlene Rüben; das Reſultat war herrlich und berechnet ſich vorerſt der Koſtenpunkt auf 18 kr. per 5 Pfd. Dieſer Preis wird ſich aber bei genauerer Behandlung im Verhältniß zu den gegenwärtigen hohen Fruchtpreiſen höchſtens auf 15 kr. ſtellen.

Der niederländiſche Ingenieur Singels hat von der ruſſiſchen Regierung den Auftrag zur Anlegung einer Kettenbrücke über den Dniepr bei Kiew erhalten. Dieſelbe wird 2200 Fuß lang werden und 5 Millionen holländiſche Gulden koſten. Herr Singels iſt bereits nach Petersburg gereiſt, um dem Kaiſer den Plan ſelbſt vorzulegen.

(Dorpat, 30. Nov.) Auch hier haben wir die Gefährlichkeit der Schießwolle kennen lernen. Im chemiſchen Laboratorium war etwa ein Viertelpfund zubereiteter Baumwolle zum Trocknen aufgeſtellt. Am 27. um $8^1/_2$ Uhr Morgens, nachdem kurz vorher der Ofen geheizt war, explodirte ſie, wahrſcheinlich nur durch die zu ſtarke Hitze des Ofens, über dem ſie ſtand, glücklicherweiſe ohne daß ein Menſch im Zimmer anweſend war. Sämmtliche Fenſter, eine Thür und der Ofen wurden zertrümmert, ein weiterer Schaden iſt nicht erfolgt.

Digitized by Google

(Berlin, 17. Dec.) Die „Erinnerungen aus meinem Leben“ vom jetzt in Deſſau lebenden tapfern General-Lieutenant, Grafen Henkel v. Donnersmark, werden hier mit ſehr großem Intereſſe geleſen: es befinden ſich darin viele werthvolle Aufſchlüſſe über die ältere und neuere preußiſche Geſchichte. Nicht minder intereſſant iſt die Schilderung Berlins in den Jahren vor der franzöſiſchen Revolution, welche der neueſte Berliner Kalender aus der Feder des hochverdienten Geh. Raths v. Raumer enthält.

Die Hauptſtadt des Herzogthums Krain, Laibach, ſoll ganz mit Holzwürfeln gepflaſtert werden, der erſte großartige Verſuch dieſer Art im Umkreiſe der Monarchie, der ſich nach den anderwärts gemachten Erfahrungen gemäß, kaum bewähren dürfte. Hr. Wilhelm, ein Speculant erſter Größe, der in Laibach und Gratz coloſſale Gebäude, Coliſeen genannt, errichtete, die zu Verſammlungen, Bällen, Schlafſälen u. dergl. benutzt werden, hat die Holzlieferung dazu übernommen und iſt verbunden, 3000 Kubikklafter dieſes Holzes um 18,000 Fl. C.-M. einzuliefern.

Ein Lind-Verrückter in einem vielgeleſenen ſüddeutſchen Blatte nennt die gefeierte Sängerin den „weiblichen Rattenfänger aus Hameln.“ Ein ſolches Compliment iſt der „ſchwediſchen Nachtigall“ gewiß noch nicht geſagt worden!

Man ſchreibt aus Geiſenheim vom 18. Dec.: Vergangenen Montag war große Weinprobe auf Schloß Johannisberg. Es waren dazu geladen an die dreißig Experten, Weinhändler, Kellermeiſter und Gutsbeſitzer. Von den 47 erherbſteten Stückfäſſern wurde nur der dritte Theil, lauter „Ausleſen“, erprobt. Es ergab ſich nach Vergleichung des allerbeſten 42ers, daß der Preis dem 46r gebührt. Zufrieden mit dieſem Ergebniſſe ging die Weinprober-Geſellſchaft heim.

Zur Zeit des Direktoriums erſchienen berühmte Frauen in der Pariſer Geſellſchaft nur mit leichtem durchſichtigen Gaze bekleidet und mit Ringen an den Fingern und den bloßen Füßen. Eines Abends trat Madame R. in einen Salon (leicht gekleidet, da die Formen ihres Körpers leicht erkannt werden konnten, denn Corſets ꝛc. kannte man damals nicht), die anweſenden Stutzer wetteten über das Gewicht dieſes Anzugs, und Madame R. begab ſich in das Boudoir der Dame vom Hauſe; das Kleid, die Schuhe, die Blumen im Haare, alles wog — ein Viertelpfund.

Korreſpondenz.

Mainz, im Dec.

Veralteten, den Anforderungen der Zeit und dem Geiſt unſeres Jahrhunderts widerſtrebenden Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen kräftig entgegen zu arbeiten, muß um ſo mehr ſtete Aufgabe eines Jeden ſeyn, dem es um Aufklärung und Fortbildung zu thun iſt, wenn ſolche zu den mißliebigen und eben nicht ganz unſchuldigen gehören. Wie Manches in dieſer Beziehung in unſerem Jahrhundert bereits geſchehen iſt, muß allgemein anerkannt werden; aber auch eben ſo, daß wir damit noch nicht zu Ende ſind. Und man muß ſich öfter darüber wundern, wie ſich hie und da Dies und Jenes ungeſtört hat erhalten können und noch ſeine Anhänger und ſtillen Vertheidiger findet, was anderwärts längſt ſchon verpönt oder von früheren Generationen als nicht zeitgemäß oder ſchädlich beſeitigt und verworfen worden iſt. Mit Fug und Recht müſſen hieher die früher allgemein ſtattgehabten, dermalen aber in allen Staaten Deutſchlands und den meiſten übrigen Staaten Europa's abgeſchafften und geſetzlich verbotenen Neujahrgeſchenke der Apotheker an Aerzte und Wundärzte gerechnet werden. Man braucht nur wenige der ſeit einem Jahrhundert erſchienenen Verordnungen zu leſen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, welche Inconvenienzen, Nachtheile, Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten durch dieſe Geſchenke an einzelnen Apothekern, Aerzten und dem Publikum begangen wurden, um dieſelben hervorzurufen und wie gerechtfertigt mithin dieſe daſtehen. Dieſe ſogenannten Neujahrgeſchenke haben ſich hier nicht nur ungeſtört erhalten, ſondern auch durch Concurrenz, Rivalität und ſonſtige Verhältniſſe von Jahr zu Jahr dermaßen geſteigert, daß es gewiß an der Zeit iſt, dieſe Angelegenheit öffentlich zur Sprache zu bringen. Man fragt ſich dabei mit Recht, warum die medizinische Section des hieſigen naturforſchenden Vereins, welche faſt ausſchließlich nur aus Aerzten, Wundärzten und Apothekern beſteht, ſich nicht ſchon längſt die Aufgabe, dieſelben abzuſchaffen, geſtellt hat. Die Antwort iſt nicht ſchwer. Die Apotheker hüteten ſich wohlweislich, dieſe anzuregen. Denn ſchon im Jahr 1816 ging von einigen derſelben ein ſolcher Antrag an die damalige Regierung, welche auch denſelben in ihren Schutz nahm; allein die Apotheker wurden nicht einig, oder blieben es nicht und den Antragſtellern wurde es von Seiten der beleidigten Aerzte ſo bitterbös entgolten, daß ſie es uoch Jahre lang in ihren Geſchäften empfinden mußten. Ein Theil der Aerzte dagegen befand ſich dabei ſehr behaglich. Denn von den, von den verſchiedenen Apothekern verſchiedentlich erhaltenen Geſchenken, als Arac, Punſcheſſenz, Malaga, Champagner, Liqueuren, Chocolade, Morſellen, feinen Thee u. ſ. w., konnten manche Abendgeſellſchaften gegeben werden; feine Pomade, Zahnpulver reichten für die Toilette lange Zeit, — Räucherpulver, Storax dagegen das ganze Jahr aus. Ein anderer, und zwar der größte Theil derſelben, nämlich die weniger oder gar nicht beſchäftigten, die daher wenig oder nichts erhielten, wollten ſich eben ſo wenig, wie man zu ſagen pflegt, an den Laden legen, als jene wenigen, die, zur Ehre unſeres Standes ſey es geſagt, dieſe Geſchenke nur mit einem gewiſſen Schamgefühle entgegennahmen und dieſe nur, um nicht zu beleidigen, nicht zurückſchickten. Mag man nun immerhin den Verordnungen den Vorwurf und überhaupt die Einwendung machen, daß das Geſchenkegeben und Geſchenkenehmen doch nicht verhütet werden könne, daß z. B. ein Apotheker ſeinem mit ihm einverſtandenen Arzt ſtatt dem Champagner Champagnerthaler geben könne, ſo hat doch die Erfahrung gelehrt, daß man in andern großen Städten, als Leipzig, Dresden, Berlin, Frankfurt und andern, nichts mehr von Neujahrgeſchenken weiß. Dieſen ſchönen Zweck auf's vollkommenſte zu erreichen, ſchlage ich vor, daß wir ſämmtlichen Aerzte und Wundärzte freiwillig den Apothekern erklären, daß wir fernerhin es unter der Würde unſeres Standes erachten wollen, ſogenannte Neujahrgeſchenke anzunehmen. Wohl kaum Einer wird ſich ſolcher Vereinigung ausſchließen und nur ſchwierig wird ſich dann ein Arzt ſo weit erniedrigen, ſeiner gegebenen Erklärung entgegen zu handeln, wobei übrigens ſehr zweckmäßig eine desfalls zu erlaſſende Verordnung unterſtützend zur Seite ſtehen würde. Und würde endlich doch einmal ein ſolcher Vogel aus ſeinem verborgenen Neſte ausfliegen, ſo darf er ſicher ſeyn, an ſeinen Federn und Geſang bald von dem Publikum erkannt zu werden. Denn wenn ein Arzt es plauſibel findet, ſtets nur Eine Apotheke zu empfehlen, ſo darf ganz ſicher angenommen werden, daß bei hundert Fällen neun und neunzigmal Neujahr- oder ſonſtige Geſchenke daran ſchuld ſind. — Wenn wir auf ſolche Weiſe die hieſigen Apotheker von einer nicht unbedeutenden Contribution befreien, die ſie ſich freiwillig geſchaffen haben und von der ſie ſich bei einiger Uebereinſtimmung und bei einigem gegenſeitigen Vertrauen leicht ſelbſt hätten befreien können, ſo glauben wir mit Recht, ihnen zumuthen zu dürfen, daß ſie dagegen unſeren Stadtarmen einen Zehntheil des ihnen dadurch erwachſenen Vortheils als Neujahrgeſchenk widmen werden.

****

Frankfurt a. M.

Hr. A. Simon, Violiniſt aus Wien, wird am 27. d. M. im Saale des Hauſes Mozart eine muſikaliſche Matinée geben, auf welche wir die Muſikfreunde aufmerkſam machen. Ueber Hrn. A. Simon ſprechen ſich Wiener Blätter, die uns vorliegen, ſehr vortheilhaft aus und bezeichnen ihn als einen tüchtigen, geſchmackvollen und eleganten Violinvirtuoſen. Beſonders wird die brillante und friſche Ausführung der bedeutend ſchwierigen Burleske von Vieuxtemps (Yankee-Doodle), in welcher Hr. S. excellirt, gerühmt. Näheres über beſagtes Konzert bringt das Programm.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 26. Dec. Der arteſiſche Brunnen, Zauberpoſſe mit Geſang in 4 Abth., von G. Räder. — Erſte Abtheil.: Das Bergmännchen. Zweite Abtheil.: Abd-el-Kader. Dritte Abtheil.: Die Fremdenlegion. Vierte Abtheil.: Die Verſöhnung am Nordpol.

Sonntag, 27. Dec. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 357. Montag, den 28. December 1846.

Verſichere dein Leben.

Erzählung von Ludwig Storch

(Fortſetzung.)

„Es wäre gewiß allen anweſenden Herren lieb und angenehm", nahm der Diakonus das Wort, „wenn Sie die Gewogenheit hätten, uns mit Zweck, Vortheil und Verhältniſſen einer Lebens-Verſicherungsbank bekannt zu machen."

„Mit Vergnügen. Die Lebens-Verſicherungsanſtalten ſind edle Blüthen einer geregelten Staatsökonomie. Wie dieſe als beſtes Vehikel des Staats das Wohl aller Staatsangehörigen vor Augen hat und befördert, eben ſo auch die Lebens-Verſicherungsanſtalt als Staat im Staate. Sie hat ſich das ſpecielle Wohl der Familie zum Ziel geſetzt und arbeitet dem höchſten Staatszweck dadurch in die Hände. Denn die Familie iſt der Grundſtein und Pfeiler des Staats, und wo es um die Familie gut ſteht, da wird es überall um den Staat gut ſtehen. Familienwohlfahrt iſt alſo der Hauptzweck. Aber ſie gewährt auch noch eine Menge anderer Vortheile, die aus ihrer edlen Natur entſpringen. Denn Edles und Gutes erzeugen fort und fort Gutes. So gibt ſie dem menſchlichen Streben eine beſtimmte Richtung, ein großes und edles Ziel. Und wer die Schwäche der menſchlichen Natur kennt, wird leicht begreifen, wie hohen Werth es hat, wenn dem charakterloſen Schwanken von Beſtrebungen eine feſte Richtung nach einem beſtimmten Ziele gegeben wird. Und welchen herrlichen Beweggrund hat dieſes feſte Streben! Den höchſten und ſchönſten auf Erden und im Himmel: die Liebe. Und gerade weil ſie über das Grab hinausreicht, weil dieſe Liebe erſt Denen Früchte trägt, die der Gegenſtand derſelben ſind, wenn ich nicht mehr unter ihnen wandle, erhält ſie eine wahrhaft göttliche Weihe. Sie ſtreift allen irdiſchen Egoismus ab, denn der Liebende ſchafft nur für Andere, denkt und ſorgt nur für Die, welche durch die Bande des Bluts mit ihm verbunden ſind. Aber aus dieſem gen Himmel ſteigenden Liebesbaume treiben auch Aeſte und Zweige, die auf Erden ſchon ſeinem Pflanzer Nutzen bringen. Sie wiſſen Alle, welch' ein mächtiger Hebel, welch' ein großartiges Förderungsmittel in einem wohlgegliederten Staate das Geld iſt. Nicht vergebens hat man es den Nerv der Dinge genannt. Es iſt eigentlich das Blut des Staates, der alle Glieder und Theile dieſes Körpers mit belebender Wärme durchdringt und die Kräfte gegen einander in die rechte Wirkſamkeit ſetzt. Die beſten Unternehmungen können nicht gedeihen, wenn es an Geld fehlt. Geld, Geſundheit und Moralität ſind die drei Grundbedingugen aller Wohlſaht. Kommen Talent und Unternehmungsgeiſt hinzu, ſo kann Großes vollbracht und die Menſchheit auf ihrem Entwickelungsgange ſehr gefördert werden. Die Lebens-Verſicherung bietet dem unternehmenden Kopſe, dem die nöthigen irdiſchen Güter verſagt ſind, Gelegenheit, ſich die Mittel zur Ausführung ſeiner Pläne zu verſchaffen, und was dem Einzelnen nicht gelingen konnte, gelingt jetzt durch Vermittelung einer ganzen Geſellſchaft. So ſehen Sie alſo in dieſen Anſtalten einen zur wohlthätigen Erſcheinung gekommenen Drang unſerer Zeit, von der unſere Väter nichts ahnten; es iſt der Drang nach möglichſt großen Verbindungen zur Erreichung großer Zwecke. Verbundene Kräfte erreichen leicht, was einzelnen niemals gelingen kann. Der Entwickelungsprozeß des Weltlebens wird immer großartiger und gewaltiger."

Alle ſaßen ſchweigend und horchend und als Schaumann ebenfalls ſchwieg, war's todtenſtille. Niemand wagte ein Wort.

„Auf ſpecielle Fälle angewendet würde die Sache klarer werden", ſagte endlich der Diakonus.

„Wohl!" fuhr Schaumann fort. „Ich will annehmen, ein Gelehrter, wie Sie, hat eine große Liebe zu ſeiner Wiſſenſchaft und möchte ſtets auf dem Laufenden mit derſelben ſeyn. Dazu muß er jährlich für wenigſtens funfzig Thaler Bücher kaufen. Nun hat er aber eine ſtarke Familie, ſeine Beſoldung iſt nur ſechshundert Thaler ſtark. Kauft er die Bücher, ſo ſchadet er ſeiner Familie und hinterläßt ihr eine Bibliothek, die nicht um den zehnten Theil des Anſchaffungspreiſes verkauft wird. Angenommen nun, er iſt vierzig Jahre alt, ſo verſichert er ſein Leben mit fünfzehnhundert Thalern und zahlt dafür jährlich fünfzig Thaler Prämie. Die Police legt er in die Hände eines Kapitaliſten, und dieſer zahlt dafür die Bücherrechnung. Bald wird der fragliche Gelehrte — ich wette darauf — ſich jährlich mit für fünfundzwanzig oder zwanzig Thaler Bücher begnügen und doch mit der Wiſſenſchaft fortgehen; er wird nur die gediegenen, die Hauptwerke kaufen, denn er hat jetzt das ſchöne Ziel, ſeiner Familie nach ſeinem Tode ein hübſches Kapital zu hinterlaſſen. Nun ſtirbt er aber ſchon nach zehn Jahren. Er hat nur fünfhundert Thaler eingezahlt, die Familie erhält funfzehnhundert Thaler. Davon zahlt ſie, was für Bücher aufgewendet iſt, und ihr bleiben immer noch über tauſend Thaler übrig."

Allen leuchtete der große Vortheil ein.

„Ein Mann, wie der Herr Apotheker, will eine chemiſche Fabrik errichten. Er iſt feſt überzeugt, daß die Speculation ihm einſt großen Vortheil bringen würde, aber ihm fehlen die Mittel, ſeinen Plan auszuführen, und ſeine begüterten Bekannten verſtehen nichts von der Sache und haben deßhalb kein rechtes Vertrauen dazu. Er braucht viertauſend Thaler; Niemand borgt ſie ihm. Da verſichert er ſein Leben auf zehn Jahre mit viertauſend Thaler. Er iſt dreißig Jahr alt und zahlt alſo jährlich ſechzig Thaler. Der Kapitaliſt iſt nun für ſeinen Todesfall geſichert; die Prämie kann leicht berichtigt werden, denn die Apotheke wirft jährlich achthundert Thaler ab; mit ſechshundert Thaler werden aber alle Bedürfniſſe beſtritten. Die Fabrik wird gebaut und ihr Betrieb wirft anfangs fünfhundert Thaler, nach und nach tauſend, ja endlich zweitauſend Thaler jährlich ab. In zehn Jahren kann

Digitized by Google

das Etabliſſements-Kapital zurückgezahlt werden, und die Lebens-Verſicherung, die nur ſechshundert Thaler gekoſtet hat, iſt das Mittel zur Ausführung des guten Plans geworden."

Der Apotheker ſprang vom Stuhle auf, ergriff Schaumanns Hand und rief: „Herr, Sie hat der Himmel zu uns geſandt!" Dieſe Begeiſterung theilte ſich auch den Uebrigen mehr oder minder mit, und der Eiſenfaktor ſtarrte den Wundermenſchen ſo lange und ſo regungslos an, daß Manche auf die Vermuthung kamen, er zähle ihm die Haare auf dem Kopfe.

Schaumann gab noch manches belehrende Beiſpiel zum Beſten, ſprach dann über den Urſprung der Lebensverſicherungs-Banken in England, ihre Verpflanzung auf deutſchen Boden, und kam ſo weiter auf ſeine Reiſen und Erfahrungen, die er mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit mittheilte, ſo daß Alle bis nach Mitternacht beiſammen blieben — ein unerhörter Fall! — und endlich ganz entzückt ihre Betten ſuchten.

Am folgenden Morgen wurde in keinem Hauſe des Städtchens von etwas anderem geſprochen, als von dem räthſelhaften Fremdling. Alle Frauen und Mädchen brannten, ihn zu ſehen, und Hannchen Mauthner und Chriſtiane Fiſcher waren Gegenſtände allgemeinen Neides. In der Umgegend des rothen Ochſen waren viele Augen auf das Thor deſſelben gerichtet, um zu erſpähen, wenn er heraustrete, und die nöthigen Vorbereitungen auf das Feſt kamen ſogar in Gefahr. Chriſtiane Fiſcher erzählte ihrer Mutter mit einer wahren Begeiſterung bereits zum zehnten Mal jedes Wort, welches Schaumann geſtern geſprochen, und ſchmückte ihn, ohne daß ſie es merkte, mit weit glänzendern Farben aus, als er in der Wirklichkeit beſaß. Kaum aber war der Kaffee getrunken, ſo trat Wilhelm Mauthner mit ungewohnter Feierlichkeit herein, das Auge von freudiger Hoffnung belebt, und berichtete die merkwürdigen Erlebniſſe des vergangenen Abends. Mutter und Tochter konnten ſich nicht ſatt hören an der Wundermähr, und als Wilhelm damit ſchloß, der Letzteren zu ſagen, daß Herr Schaumann ihm noch den ſchönſten Gruß an ſie aufgetragen, ſchlug ſie das ſchöne Auge zu Boden. Es ſchien, als überkäme ſie eine Ahnung, der wunderbare junge Mann ſey ihr nicht ganz gleichgültig. Der Gedanke an ihren Candidaten, der ihr plötzlich durch die Seele fuhr, verurſachte ihr faſt ein unangenehmes Gefühl.

Im Mauthner'ſchen Hauſe hatte ſich dagegen Ortmann eingefunden, um Hannchen zu begrüßen, und es glückte ihm ihr zuzuflüſtern, daß er von Schaumann Alles für ihr Glück hoffe. Er mußte ebenfalls vom vorigen Abend alles erzählen, was Wilhelm ſchon einmal erzählt hatte, und die Frau Eiſenfaktorin fragte mit unverkennbarer Aengſtlichkeit, ob er wirklich glaube, daß Schaumann alle Geheimniſſe wiſſe, und der ſchlaue Geſchäftsführer verſicherte mit allem Ernſt, er ſey davon vollkommen überzeugt. Der Eiſenfaktor war in der größten Aufregung ſeines Lebens, und obgleich er noch einmal ſo viel Doppelbier trank, als gewöhnlich und die Staketenköpfe mit verdoppelter Haſt zählte, ſo wollte doch Alles nichts helfen, und er kam endlich mit großer Anſtrengung zu dem wichtigen Schluß, daß dies ein „Teufelskerl" ſey, den man fetiren müſſe, um ihn bei Gutem zu erhalten. Es wurde demnach im Familienrath beſchloſſen, den gefährlichen Alleswiſſer erſt zu den Gründonnerſtags-Eiern und dann zum Mittageſſen auf den erſten Feiertag einzuladen.

Im rothen Ochſen ging's auch lebhaft zu. Schon früh fanden ſich Gäſte ein, die den ſeltſamen Kauz ſehen mochten, der die Menſchen durchſchaute wie eine Waſſerflaſche; die Zweifler wurden laut, die Ueberzeugten und Wundergläubigen ſtellten die unerhörteſten Behauptungen auf, und hitziger Streit entbrannte.

Bald langte auch früher Beſuch bei Schaumann an. Er rauchte noch ſeine Morgenpfeife, als der Förſter bei ihm eintrat.

„Nehmen's nicht übel!" polterte derſelbe, „aber es hat mir die ganze Nacht keine Ruhe gelaſſen. Ich muß mit ihnen über meine Heirathsangelegenheit reden. Sie wiſſen doch, und gaben mir's geſtern Abend deutlich genug zu verſtehen."

Schaumann bejahte und bat Platz zu nehmen.

„Sie erlauben, daß ich einen Frühtrunk nehme." Ein Kellner brachte einen Krug Lagerbier, den der Förſter haſtig leerte, um ſich einen zweiten zu beſtellen.

„Nun, Sie wiſſen alſo, in meinem ſechsundvierzigſten Jahre iſt mir das Heirathen noch eingefallen. Ja, Gott Amor iſt ein loſer Bub'. Da hat der Amtsrichter ein allerliebſtes Töchterchen, 's iſt ſeine zweite, zwanzig Jahr alt, hübſch und ſchlank, wie ein junges Reh. Kurz und gut, ich bin auf einmal wie behert, beſinne mich kurz, ſpreche mit dem Vater; wir werden eins. Das Mädel ſagt auch ja. Ich will mich aufbieten laſſen, kommt mir eine hundsfött'ſche Geſchichte dazwiſchen. Der Amtsrichter tritt mich mit einem armen Sündergeſicht an, und geſteht mir, daß er eine ziemlich ſtarke Summe bei der Amtskaſſe geborgt — ſeine Frau, 's iſt die zweite und ein vornehmer Putzteufel aus der Reſidenz, ſchlechte Wirthſchafterin; er, der alte Eſel, vernarrt in ſie, kann ihr nichts abſchlagen. Da haben Sie die Beſcheerung. Genug, er muß abliefern, es fehlen ihm vierhundert Thaler. Ich laſſe mich breit ſchlagen, gebe ihm das Geld aus der Forſtkaſſe, habe ja auch keine Kapitalien. Er will's im nächſten halben Jahre erſtatten. Das Blitzmädel aber hat einen Liebhaber, von dem ich nur ſo obenhin gehört, war Amtsſchreiber, ein ſchmucker Burſche, mit dem geht ſie ſelbige Nacht durch die Lappen und nimmt das Geld mit. Da haben wir die Beſcheerung. Aber das Mädel hat ſich bei'm Springen aus dem Fenſter einen Fuß verſtaucht, ſchleppt ſich mit Müh und Schmerz eine halbe Stunde fort und muß endlich im Walde liegen bleiben. Der Muſje Amtsſchreiber geht aber mit dem Gelde von dannen; wir haben nichts wieder von ihm gehört. So ſteht die Geſchichte. Der Amtsrichter ſitzt im Pech, ich ſitze im Pech; das Mädel hat bereut und dauert mich. Ich hab' ihr vergeben und will ſie immer noch zum Altar führen, um ihr den Makel abzuwaſchen, ſo gut es geht. Ich möchte gern helfen. Wie fang' ich es an?"

„Verſichern Sie Ihr Leben mit tauſend Thaler; Sie haben als ſechsundvierzigjähriger Mann jährlich einundvierzig Thaler zu zahlen. Die können Sie doch von Ihrer Beſoldung abbringen."

„Wenn's weiter nichts wäre."

„Geben Sie mir eine Anweiſung von jährlich einundvierzig Thaler auf ihre Beſoldung, und ich verſchaffe Ihnen ſogleich die vierhundert Thaler auf die Police; ja ich kann Ihnen achthundert Thaler darauf borgen, wenn Sie die vierhundert Thaler Ihres Schwiegervaters noch einmal decken wollen. Sie haben dann freilich auch die Intereſſen auf dieſes Kapital zu zahlen, doch können Sie leicht ſo viel als Dividende jährlich von der Bank zurück erhalten. Aber Sie hinterlaſſen Ihrer Familie auch einmal ein kleines Kapital. Das heißt, Sie müſſen nach ärztlichem Zeugniß ein geſunder Mann ſeyn."

„O mir thut keine Ader weh. Alſo abgemacht. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Wie iſt das aber mit der Dividende?"

„Da die ***ſche Lebensverſicherungs-Bank auf Gegenſeitigkeit gegründet iſt und alſo alle Verſicherten zugleich Actionaire und Theilhaber am Vortheile der Bank ſind, ſo kommen die Ueberſchüſſe der Bank bei geringer Sterblichkeit allen Verſicherten zu gut und werden ihnen zurückgezahlt. Dies iſt die Dividende."

„'S iſt eine charmante Einrichtung. Was hab' ich zuerſt zu thun?"

„Beantworten Sie die auf dieſem Blatte der Deklaration aufgeſtellten Fragen, von Ihnen und zwei gut renommirten Männern unterſchrieben; bringen Sie dann ein Zeugniß des hieſigen Stadtphyſicus, daß Sie geſund ſind und einen Taufſchein."

Digitized by Google

„Ich gehe um Alles zu beſorgen.“ Aber er verlor ſich in die Wirthsſtube, um noch einmal zu trinken.

Kaum war er fort, ſo ſtand der Apotheker in der Thüre, kratzfüßelte und tiſchte einen Haufen unnützer Redensarten und Komplimente auf. „Verehrteſter Herr, Ihr Beiſpiel von der chemiſchen Fabrik geſtern Abend paßt ganz auf mich. Ich habe treffliche Entdeckungen gemacht, Erfindungen, ſag' ich Ihnen, von Wichtigkeit. Könnte ich ſie im Großen ausführen, würde ich nicht nur mir, ſondern der Welt großen Nutzen verſchaffen. Schon ſeit vier Jahren trage ich mich mit dem Gedanken, aber Sie wiſſen, der Prophet gilt nichts im Vaterlande. Die hieſigen Herren Fabrikbeſitzer ſind zwar ſehr reich, aber ſie treiben ihr Geſchäft nach dem alten Schlendrian, ſie denken nicht nach, ſie forſchen nicht. Und wenn man ihnen auch einen Wink gibt, ſo moquiren ſie ſich wohl noch gar. Sie haben Geld genug, was brauchen ſie weiter. Aber einen ſtrebſamen Kopf zu unterſtützen, das fällt ihnen nicht ein. Wenn man ihnen nicht Haus und Hof zu verſchreiben hat, ſo gehen ſie auf nichts ein. Sie haben aber meine geſunkene Hoffnung wieder neu belebt. Verhelfen Sie mir zur Fabrik, und Sie haben ſich eine ewig dankbare Seele gewonnen. Ich habe unbegränztes Vertrauen zu Ihnen.“

„Wie viel Kapital bedürfen Sie zur Einrichtung des Geſchäfts?“

„Mit dreitauſend Thalern richte ich es aus.“

„Wie alt ſind Sie?“

„Sechsunddreißig Jahre. Ich ſehe zwar älter aus, weil ich die Haare größtentheils verloren habe, aber ich kann's durch Taufſchein beweiſen.“

„Und ſind übrigens geſund?“

„Wie eine Eichel, ſo daß ich wohl in der ganzen Stadt aus meiner Apotheke am wenigſten brauche, denn ich brauche gar nichts daraus.“

„Gut, ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Wenden Sie ſich mit einer Bittſchrift an den Landesherrn und ſuchen Sie den Nutzen klar zu machen, welchen die von Ihnen beabſichtigte Fabrik für die hieſige Stadt und das Land haben würde; ſprechen Sie mit Beſcheidenheit, aber doch mit Selbſtvertrauen von Ihren Entdeckungen im Gebiete der Chemie und von der vortheilhaften Anwendung derſelben auf die Gewerbe; bitten Sie um ein unverzinsliches Kapital von dreitauſend Thalern auf zehn Jahre und erbieten Sie ſich, eine Verſicherungspolice von dieſem Betrage einzulegen. Ich möchte wetten, es geht.“

(Fortſetzung folgt.)

Weihnacht.

Vom Himmel ſchwebt das heil'ge Kind
Zur kalten Erde nieder,
Und ſtreuet ſüßes Angebind'
Beim Klang der Engellieder.
Ob ſtarrer Froſt die weite Welt
Mit Ketten auch gefeſſelt hält,
Ein jedes Band ſoll ſpringen;
Der Liebe wird's gelingen!

Und wie das Heil'ge winket kaum
Mit ſeinen kleinen Händen,
Da ſteht der lichte Freiheitsbaum,
Die Blicke rings zu blenden.
Von allen Zweigen nieder lacht
Der Fülle und des Glanzes Pracht;
Was Herzen nur verlangen,
Sieht jedes Auge prangen.

Nicht bei den Großen kehrt es ein,
Nicht in der Königshalle;
Lebend'gen Segen zu verleih'n,
In Hütten und im Stalle.
Wo Armuth betet unterdrückt,
Des Kindes Gegenwart entzückt,
Gibt Kraft zu neuem Leben,
Gibt Glück zum Aufwärtsſtreben.

Fern bleibt es dem gelehrten Troß
Mit ſeinen Gotteswundern,
Die glaubenlos den grünen Sproſſ'
Mit Gaukelwerk umplundern.
Der Einfalt und dem graden Sinn
War eigen es von Anbeginn;
Feind iſt es jeder Lüge,
Flieht alle Winkelzüge.

Du, der Gewalt'gen ſtarker Feind,
Gelehrter Truggeſpinnſte,
Gib, daß die Wahrheitſonne ſcheint,
Daß niederweh'n die Dünſte,
Daß bald vor deines Worts Gewicht
Des Froſtes ſtarre Feſſel bricht,
In heil'gem Gottvertrauen
Die Völker aufwärts ſchauen!

O heil'ger Weihnachtſtern, erglänz'
Zu unſ'rer Lieder Schallen!
Laß einen milden, ſüßen Lenz
Durch unſ're Fluren wallen!
O ſtreue reiches Angebind'
Der Güte aus, du Himmelskind,
Der Gottesfreiheit Samen
In des Allew'gen Namen!

Wilh. v. Waldbrühl.

Mannichfaltigkeiten.

(Wertheim, 18. Dec.) Während allenthalben in Baden für den öffentlichen Verkehr ſo vieles geſchieht, und dieſer durch die koſtſpieligſten Eiſenbahn-Anlagen, wozu auch die entfernteſten Landestheile concurriren müſſen, immer noch mehr erweitert wird, vermiſſen wir hier nicht nur die erforderlichen Landſtraßen, indem ſogar die Vicinalwege als Poſtſtraßen mit täglichen Eilwagen und häufigen Extrapoſten benutzt, und zum großen Nachtheil der Gemeinden als ſolche von dieſen unterhalten werden müſſen; ſondern es wird uns überdies eine direkte Poſtverbindung ſelbſt mit dem Inlande noch dadurch verkümmert, daß man, um nach Heidelberg zu kommen, entweder von hier bis zur Poſtſtation Hardheim ein extra Fuhrwerk nehmen, oder in Miltenberg über Nacht bleiben muß. Eine ſolche Hemmung des öffentlichen Verkehrs, und Beläſtigung der betreffenden Concurrenz-Gemeinden kann und darf aber länger nicht beſtehen: um ſo weniger, wenn das Bezirksſtrafgericht dahier ins Leben tritt. Wir dürfen und müſſen daher baldige abhülfliche Maßregeln deßhalb erwarten.

(Augsburg, 24. Dec.) Seit vorgeſtern haben wir einen außerordentlich tiefen Barometerſtand, und geſtern Nachmittags fiel das Queckſilber ſo ſehr, daß bei den mit Spiritus gefüllten Inſtrumenten die Flüſſigkeit die Scala weit überſtieg.

Digitized by Google

(Stuttgart, 22. Dec.) In Tübingen wurde am 17. Dec. eine 21jährige Frau wegen Kindsmords zu 10jähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt. Schwere Aufgabe für den menſchlichen Richter, in ſolchen Fällen dem Buchſtaben des Geſetzes zu gehorchen!

Die „A. Allg. Ztg." enthält eine gehaltvolle Abhandlung über das deutſche Theater, welcher wir Nachſtehendes entnehmen: „Welche neuen Inſtitutionen zeigen ſich denn nun zunächſt möglich für unſer Theater? Theaterſchule und dramaturgiſche Organiſation. Primärunterricht und Secundärunterricht. Die Errichtung von Theaterſchulen hat ſchon lebhafte Fürſprecher gefunden, und in Berlin ſoll denn auch endlich eine im Entſtehen begriffen ſeyn. Man hat ganz Recht mit der ſpöttiſchen Frage: der Schuſter braucht Lehrjahre, und der Schauſpieler, welcher ſo viel und ſo wichtiges können muß, ſoll wild aufwachſen können? Gewiſſe Vorſchulen ſind gewiß ſehr wünſchenswerth — Schulen für das Handwerkszeug und für die Erweckung des Sinnes. Die Talente entſtehen allerdings nicht in ſolchen Schulen, aber wenn der Pedanterie möglichſt vorgebaut wird, ſo können Diejenigen, welche ſich ohne Schule entwickelt hätten, durch die Schule in der Entwicklung gefördert werden. Und jedenfalls wird immerhin ein ſchätzenswerther Grundſtock von geſchulter Form gebildet, welcher das Fachwerk eines Theaters leidlich ausfüllen mag. Die Naturaliſten oder „Wilden" gewinnen ebenfalls dabei: ſie ſehen die Elemente eines Styls, den ſie ausbilden, wenn er ihnen entſpricht, den ſie bewußt umgehen, wenn er mit ihrem Talent nicht vereinbar iſt."

Am 12. d. arretirte ein Polizeidiener in Göttingen einen Knaben wegen Bettelns. Da derſelbe ſich weigerte, dem Polizeidiener nach der Stadtwache zu folgen, ſo verſetzte der Polizeidiener dem Knaben einige derbe Schläge mit ſeinem ſpaniſchen Rohr, daß der Knabe bitterlich zu weinen anfing. Kaum ſah dieſes ein vorübergehender Bürger, ſo ging er auf den Polizeidiener zu und fragte ihn, mit welchem Rechte er den Knaben prügele. Da der Beamte läugnete, den Knaben geſchlagen zu haben, ſo faßte der Bürger den Polizeidiener beim Arm und führte ihn unter dem Zuſammenlauf einer großen Menſchenmenge in das Polizei-Bureau, wo er bei der nächſten Gerichtsſitzung ſein Urtheil empfangen wird.

Korreſpondenz.

Köln, 18. Dec.

Die hier durch G. Tonger im vorigen Sommer eröffnete immerwährende Bilderausſtellung hat in den letzten Zeiten ſo viel Beifall durch Zuwachs von Seiten der Maler, wie durch Ankauf von Seiten des Publikums gefunden, daß der Unternehmer genöthigt war, ein geräumigeres, prächtigeres Local dicht neben dem bekannten zu eröffnen, worin jetzt beſonders ſchöne Landſchaften, überhaupt Bilder der Düſſeldorfer Schule prangen.

Darmſtadt, 19. Dec.

Außer der ordentlichen thätigen Fürſorge unſerer Armenverwaltung, haben ſich die Bedürftigen unſerer Stadt während der Dauer der ſtrengen Jahreszeit und der hohen Preiſe der Lebensmittel einer dreifachen außerordentlichen Unterſtützung zu erfreuen, und zwar 1) durch die in raſchſteigender Progreſſion in Anſpruch genommene ſtädtiſche Suppenanſtalt, 2) durch die den ganzen Tag über erwärmten Säle des alten Realſchulgebäudes, wo Arbeiten, beſonders weibliche, angenommen und gefertigt werden, und 3) durch den ſofort in's Leben tretenden Kreuzer-Verein, der ohne Zweifel einen guten Fortgang nehmen wird. Die letzthin aus wohlthätiger Abſicht gegebene, von dem großh. Hofkapellmeiſter Hrn. Mangold, dem Vorſtande des Melomanen-Vereines und Hrn. Dr. Kniſpel veranſtaltete rhetoriſch-muſikaliſche Academie, welche Mad. Betty Kniſpel, geborene Fiſcher, durch ihre mit großem Beifalle aufgenommenen Geſänge verherrlicht, hat gegen 200 fl. eingetragen, welche, außer andern wohlthätigen Gaben, zu einer Chriſtbeſcheerung für arme Kinder verwendet werden ſollen. — Die jetzt ſeit 19 Jahren hier beſtehende Ludwigs- und Luiſen-Stiftung, eine Penſionsanſtalt für unverheirathete Töchter, beſitzt gegenwärtig ein Vermögen von 195,447 Gulden, welches mehr als hinreichend iſt, um nicht nur das jährliche Penſionsbedürfniß vollſtändig zu decken, ſondern auch aus ſeinem Zinſenertrage anſehnliche Erſparniſſe im Intereſſe der Anſtalt zu machen. Bei der heutzutage wachſenden Schwierigkeit, ein Hausweſen zu gründen und zu erhalten, und bei der vom Schickſale erzwungenen Eheloſigkeit vieler Männer iſt eine Anſtalt, wie unſere Ludwigs- und Luiſen-Stiftung, gewiß eine höchſt wohlthätige und verdient zur Nachahmung empfohlen zu werden. Kaufmann Göbel zu Mancheſter, aus dem nahen Großgerau gebürtig, hinterließ derſelben ein Legat von nahe 8000 Gulden. — In dem Hoftheater wurden geſtern zwei Luſtſpiele gegeben, unter denen das erſte: „Voltaire's Ferien", nach dem Franzöſiſchen von Herrmann, ein beſonders gern geſehenes iſt. Fräul. Eppert ſpielte den jungen Arouet mit dem glücklichſten Humor und hinreißender Wärme. Fräul. Marie Fürſt war als Ninon eine ſehr einnehmende und beſtechende Erſcheinung, und Hr. Steck durch ſeine Manieren und ſein hochadeliges Weſen, welches der Unwiſſenheit des angehenden Academikers zum Firniß diente, ganz geeignet, den edlen gelehrten Marquis von Chateauneuf zu agiren. Hr. Bünte zeigte als Pater Lejay die Ruhe und Kälte des berechnenden Jeſuiten, der über die Gegenwart die Zukunft und ihre Intereſſen nicht vergißt. — Seit ein paar Tagen iſt in hieſiger Gegend ein tiefer Schnee gefallen, der die Communication auf den nach dem Odenwalde führenden Straßen ſchon ſehr erſchwert hat. — Es heißt, eine von hier nach dem benachbarten Niederramſtadt zurückkehrende Frau ſey auf dem Wege dahin, in Mitte des Waldes, von zwei Männern angefallen und ihres wenigen Geldes beraubt worden. Man verſichert aber auch zugleich, daß ſich die beiden Wegelagerer bereits in gefänglicher Haft befänden.

Vilbel, 23. Dec.

Ein weibliches Individum hat hier und in der nächſten Umgebung verſchiedene Leute in ſpannende Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen, zu verſetzen gewußt. Wahrſcheinlich dieſelbe fahrende Dame, von der jüngſt in einem Artikel der Hanauer Zeitung die Rede war, hat ſie nämlich bei dieſen Einkehr genommen und ihnen Nachrichten von Angehörigen, Verwandten und Freunden gebracht, die ſich in weiter Ferne befinden. Durch genaue Angaben über die Verhältniſſe derjenigen Perſonen, über welche ſich dieſe Nachrichten verbreiteten, täuſchend, verkündete ſie dem Einen die baldige Ankunft eines Freundes, dem Andern das Angekommenſeyn eines Paquets mit Geſchenken aus Wien, einem Dritten eines ſolchen aus Amerika und ernannte ſich auch, um die Wahrheit des Geſagten außer Zweifel zu ſtellen, in der Perſon eines hieſigen Mannes von öffentlichem Charakter einen Miniſter ihrer auswärtigen Angelegenheiten, bei welchem Briefe und Paquete niedergelegt ſeyn ſollten. Zum großen Aerger der Betheiligten konnte aber die amtliche Function deſſelben nur in der Enttäuſchung der Betrogenen beſtehen.

Auflöſung der Charade in Nro. 355.

Chriſtbaum.

Geſchichtliche Vorleſung.

Elfte Vorleſung; Montag, 28., ſo wie auch Dienſtag, 29. Dec.:

Blick auf die Geſchichte der Literatur des 18. Jahrhunderts. Voltaire — Montesquieu — Rouſſeau — Leſſing ꝛc. ꝛc.

Dr. Heyden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Dec. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart.

Montag, 28. Dec. (Neu einſtudirt): Wilhelm Tell, Schauſpiel in 5 Abth., von Schiller. (Gaſtrolle) Bertha v. Bruneck: Fräul. Quint.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 358. Dienſtag, den 29. December 1846.

Verſichere dein Leben.

Erzählung von Ludwig Storch

(Fortſetzung.)

„Das iſt ein köſtlicher Gedanke! den hat Ihnen Gott eingegeben!" jubelte der Apotheker. „Ich gehe ſogleich an die Arbeit". Und mit Dankbezeugungen und unzähligen Bücklingen empfahl er ſich. Schaumann aber kleidete ſich an, um einen Beſuch bei den ihm ſo werthen Mädchen aus dem „bemalten Hinterhauſe" zu machen. Er war noch nicht ganz fertig, als Wilhelm hereinſtürmte.

„Nun, hochverehrter allwiſſender Freund!" rief er, „Sie müſſen mir ſagen, wie Sie mir helfen, wie Sie mich mit meiner Margareth zuſammenbringen wollen."

„Sagen Sie mir, wie alt iſt Ihr Vater?"

„Ein und funfzig. Was hat das aber mit meiner Liebe zu ſchaffen?"

„Das ſollen Sie gleich hören. Wenn Ihre Geliebte ein Vermögen von zweitauſend Thalern hätte, würden Ihre Eltern wohl weniger gegen Ihre Verbindung mit derſelben ſeyn."

„Hm! Sie können Recht haben. Zweitauſend Thaler ließen die Mutter wohl ſchon über die Tochter des Hüttenmeiſters hinweg ſehen. Wie ſoll aber Margareth dazu gelangen?"

„Wie hoch würden Sie ſich im Geſchäfte Ihres Vaters ſtehen, wenn Sie Theilhaber deſſelben wären?"

„O, ohne Zweifel auf tauſend Thaler jährlich. Ich wollte die Sache noch ganz anders angreifen, als ſie jetzt betrieben wird; vorzüglich wenn die Margareth meine Frau wäre. Da ſollte gearbeitet werden!"

„So nehmen Sie jährlich hundert Thaler davon und zahlen Sie dieſe der ***ſchen Lebens-Verſicherungsbank für das verſicherte Leben Ihres Vaters. Die Police aber ſchenken Sie Ihrer Geliebten. So wie Ihr Vater die Augen für immer ſchließt, erhält Margareth zweitauſend Thaler, und Ihre Mutter iſt zufrieden geſtellt."

„Steh' mir Gott bei, das iſt köſtlich! Sie müſſen mit der Mutter reden. Den Vater will ich ſchon herumholen."

„Ja, ich habe ohnedies mit ihr zu reden. — Doch von etwas Anderem! Führen Sie mich doch bei Ihrer liebenswürdigen Couſine Chriſtiane ein."

„Gefällt Ihnen das Mädchen? Gut erzogen iſt ſie, und Moſen und Propheten hat ſie auch. Ich verſchaff' Ihnen die Jane."

„Sie wiſſen ja noch nicht, ob Sie mich will. Und dann hat Sie ja auch dem Candidaten Blau verſprochen."

„Der hochgelehrte Narr. Ich kann ihn nicht leiden. Und ich wollte wetten, es iſt mit Janen's Liebe nicht weit her. Ich glaube, Sie gefallen ihr beſſer, ich habe dieſen Morgen ſchon ſo etwas gemerkt."

„Wirklich?"

„Bei Gott, Sie ſind ihr nicht gleichgültig. — Wenn ich aber nur erſt begreifen könnte, woher Sie Alles wiſſen. Dieſes Räthſel wird ſich ja auch noch aufklären."

„Ich denke ja," verſetzte Schaumann lächelnd. Und nun gingen ſie Arm in Arm, paſſirten die Blicke aus allen Fenſtern, und traten bald darauf bei der ſüß verwirrten Chriſtiane ein, die plötzlich gar nicht mehr ſo viel plauderte, wie gewöhnlich, und augenſcheinlich einen großen Theil ihrer Munterkeit verloren hatte. Wilhelm machte darüber einige nicht allzu zarte Bemerkungen, die das arme Mädchen in die äußerſte Verlegenheit brachten. Ihre Mutter löſ'te ſich faſt in Reſpekt vor Schaumann auf und beſetzte den Tiſch bis zum Brechen mit allen nur aufzutreibenden Leckerbiſſen zum Frühſtück.

Als Schaumann ſich gegen Mittag mit Wilhelm empfahl, las er in Janens Augen, daß er Fortſchritte in ihrer Gunſt gemacht. Er fühlte aber die zärtlichſte Liebe in ſeinem Herzen für ſie entbrennen. Das brünette Hannchen trat in den Hintergrund.

Er ſtattete nun einen flüchtigen Beſuch im Mauthner'ſchen Hauſe ab. Der Herr Eiſenfaktor konnte kein Wort weiter vorbringen, als: „Freut mich! Buh!" und zitterte an allen Gliedern. Die Frau war ebenfalls in ſichtbarer Verlegenheit. Die Einladung erfolgte, und Schaumann verſchob deshalb ſeine Operationen auf eine ſpätere gelegnere Zeit. Hannchen aber ſagte er ein troſtreiches Wörtchen in's Ohr, ſo daß ihr Geſichtchen vor Verklärung ſtrahlte. Dann eilte er, um der Einladung des Amtsrichters zu genügen. — Eine hübſche kokette Frau, eine angehende Dreißigerin, in ſehr gewählter Toilette, ſtellte ſich ihm ſelbſt als Frau Amtsrichterin vor; der Mann war noch im Amte. Die Kinder wurden auch vorgeſtellt, zwei Töchter aus der erſten Ehe des Amtsrichters, darunter die ſchöne Sünderin, die dem Förſter das Concept ſo ſehr verrückt hatte; drei Söhne waren aus dem Hauſe, einer auf der Univerſität, der zweite Soldat, der dritte lernte als Kupferſtecher. Die Frau Amtsrichterin war ſelbſt Mutter von vier Kindern, wovon das jüngſte drei Jahre alt. In den Zimmern herrſchte ſtädtiſche Eleganz, die Frau verrieth eine Bildung, wie ſie in Landſtädten ſelten gefunden wird. Auf dem prächtigen aufgeſchlagenen Flügel lagen die neueſten Opern und andere werthvolle Muſikalien; in einem höchſt eleganten Bücherſchranke mit hohen Glasthüren glänzten die beliebteſten Dichterwerke der neueſten Zeit in prachtvollen Einbänden. Dieſe Dinge, die hübſche, geputzte Frau und die neun lebenden Kinder, gegenüber dem vertrockneten, kraftloſen Amtsrichter, machten Schaumann die ihm vom Förſter geſchilderten Umſtände des Hauſes erklärlich. „Sie haben ſich einen allerliebſten Scherz mit unſern guten Eiſenauern gemacht," ſagte die Hausfrau in der anmuthigen gefälligen Weiſe, die jeden Gebildeten wie einen alten Bekannten behandelt. „Dieſe köſtliche Myſtifikation hat mir ungemein viel Vergnügen gemacht, ich habe lange nicht ſo herzlich

Digitized by Google

gelacht, als dieſen Morgen über den Köhlerglauben der trefflichen Einwohner von Eiſenau, der überzeugt iſt, Sie hätten in den ägyptiſchen Pyramiden die Allwiſſenheit für ein paar hundert Gulden gelernt, wie etwa die Kaufmannſchaft, oder Sie hätten ſich dort den Ring Salomonis erhandelt. Ja ſelbſt mein lieber Mann iſt gar nicht abgeneigt, an ein Wunder zu glauben; er ſchwankt nur noch, ob er Sie überhaupt für ein Weſen höherer Art halten ſoll, oder ob Ihnen eine ſpecielle höhere Offenbarung geworden ſey. Iſt das nicht luſtig?! Ich habe mich wohl gehütet, mit ihm oder ſonſt Jemand zu ſtreiten, im Gegentheil! ich behauptete dreiſt, Sie ſeyen jedenfalls in den höchſten und letzten Grad der Freimaurerei eingeweiht, den nur ſehr wenige Taugliche erreichten; Sie hätten in der großen Pyramide des Cheops die Iſis unentſchleiert geſehen. Es gruſſelte den Leuten vor ſchauerlicher Wonne bei meinen pathetiſch ernſten Worten; ſie wurden blaß vor Furcht und Vergnügen, und gewiß iſt's den Damen, zu denen ich vorzüglich redete, eiskalt über den Rücken hinabgelaufen."

„Sie ſetzen dem Scherze die Krone auf, verehrteſte Frau."

„Ja, ich habe große Luſt, mich Ihnen als Verbündete anzubieten und Sie in die verborgenſten Geheimniſſe unſeres Städtchens einzuführen, um die Eiſenauer alle verrückt zu machen. Die Anlage haben ſie ſämmtlich dazu."

„Der Bund mit Ihnen, ſchöne Frau, dürfte nicht allein den Eiſenauern gefährlich werden." — Ein zärtlicher Blick belohnte ihn für die ſeine Schmeichelei.

„Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß nur ein Zufall und keinerlei Abſicht mir dieſe improviſirte Rolle zuertheilte; aber ſie hat mir Gelegenheit gegeben, vielen Nutzen zu ſtiften."

„Das iſt Weltordnung; der Irrthum muß eben ſo gut zum Fortſchritt dienen, wie die Wahrheit. Auch wir hoffen von Ihrer Lebens- und Geſchäftsgewandtheit Gutes für uns, wie von einem alten bewährten Freunde."

„Ich werde dies ſchöne Vertrauen zu rechtfertigen ſuchen; meine aufrichtigſten Dienſte werden Ihnen geweiht ſeyn."

Der Herr Amtsrichter trat mit wiederholten tiefen Bücklingen herein und begrüßte den Gaſt. Die hübſche Frau ſchien mit dem Ergebniß ihrer Unterhaltung ſehr zufrieden und entfernte ſich, um den Töchtern beim Arrangement der Tafel beizuſtehen.

„Der Förſter war vor einer Stunde bei mir," begann der Amtsrichter ängſtlich, „er hat Sie bereits von der Hauptſache unterrichtet. Erlauben Sie mir, daß ich noch beſonders von meinen Umſtänden rede. Ich habe eine Beſoldung von achthundert Thalern, ſie hat leider nicht ausgereicht. Meine Kinder erſter Ehe haben von ihrem mütterlichen Großvater, der jetzt ſechsundſiebenzig Jahre alt iſt, ein nicht unbeträchtliches Vermögen zu erwarten, aber er erfreut ſich einer feſten Geſundheit und kann noch zwanzig Jahre leben, länger als ich. Die Sorge für den älteſten Sohn hat er mir abgenommen; er läßt ihn ſtudiren. Mein Amt iſt jetzt in Gefahr; wenn ich das Geld nicht ſchaffe, werde ich ohne Penſion abgeſetzt und verfalle dem Elende. Und was ſoll aus meiner Frau und ihren Kindern erſt nach meinem Tode werden? Ich liebe ſie ſo zärtlich, und der Gedanke, daß ſie Noth leiden müßten, iſt mir unerträglich. Er martert mich Tag und Nacht."

„Ein Kapital von zweitauſend Thalern würde nach Ihrem Scheiden Ihrer Familie eine kleine Hülfsquelle bieten."

„O gewiß! Die Kinder könnten davon zu ihrer Selbſtſtändigkeit gebildet werden. Vorzüglich wenn es möglich wäre, den Kaſſendefect zu decken, ſo würde meine Frau die Penſion erhalten."

„Sie fühlen ſich geſund und wohl?"

„Nur mein Herz iſt krank vor Kummer."

„Dieſer Krankheit iſt der Eintritt in die Lebens-Verſicherungsanſtalt ſchon geſtattet. Glauben Sie wohl, daß Ihr Herr Schwiegervater ſeinen Enkeln, ſo lange er lebt, jährlich eine Penſion von hundert Thalern zahlen würde?"

„Wenn es ihm recht vorgeſtellt würde, hege ich keinen Zweifel. Wenn Sie z. B. mit ihm zu reden die Güte hätten. Er wohnt in der Reſidenz."

„Wohl! Ich werde mir ſeine Adreſſe erbitten und mit ihm reden. Sie verſichern Ihr Leben, er zahlt die Prämie; ſtirbt er früher als Sie, ſo verpflichten ſich Ihre Kinder erſter Ehe, ſo lange ſie in Ihrem Brode ſind, zu geſtatten, daß Sie die Prämie von ihrem Vermögen fortzahlen. Wenn Ihre Kinder zweiter Ehe erwachſen und ſelbſtſtändig ſind, ſo ſind ſie verpflichtet, dieſe Prämiengelder ihren ältern Geſchwiſtern zurück zu geben, wenn dieſe nicht freiwillig darauf Verzicht leiſten. Dies ordnen Sie teſtamentariſch an. Auf dieſe Weiſe hinterlaſſen Sie Ihrer Frau und deren Kindern zweitauſend Thaler."

„Aber der Kaſſendefect?"

„Ich habe mit dem Herrn Förſter ſchon darüber geſprochen. Wir decken ihn durch ein auf ſeine Police erhobenes Kapital. Wir können es auch auf die Ihrige, wenn Sie die Prämie auf Ihre Beſoldung anweiſen. Beruhigen Sie ſich, es wird jedenfalls arrangirt."

„Nun ſo gehe ich mit leichterem Herzen zu Tiſche, und will es mir heute recht ſchmecken laſſen."

Am folgenden Tage, es war Sonntag, beſuchte Schaumann ſeinen Jugendfreund Ortmann. Die Hämmer ruheten, und die Arbeiter gingen geſchmückt zur Kirche. Ein ſüßer Gottesfriede war über das Thal ausgebreitet; die Natur lag in ſtiller Ahnung des keimenden, treibenden Frühlings. Schaumann ſchritt voll Andacht am rauſchenden Bache hin; er hatte Chriſtianen ſchon begrüßt und einen friſchen Veilchenſtrauß von ihr erhalten. An der Thüre des Hammers empfing ihn ein ſchmuckes knappes Mädchen mit rundem, geſundheit- und freudeſtrahlendem Geſicht, worin ein Paar prächtige, braune Augen funkelten.

„Ich bin Margareth," ſagte ſie, „und habe Sie geſtern ſchon in der Stadt geſehen. Ich weiß, daß Sie Wilhelms und mein Glück begründen, und wollte Ihnen ſchönen Dank ſagen. Deshalb bin ich aus der Kirche daheim geblieben, weil ich von Herrn Ortmann hörte, daß Sie heraus zu uns kommen würden. Ach, ich bin ganz ſelig, ſeit mir Wilhelm von Ihnen erzählt hat, was Sie für ein geſcheiter und edler Menſch ſind und ſich unſerer Sache annehmen wollen, daß wir zuſammen kommen."

(Fortſetzung folgt.)

Der Bergfall bei Oberwinter.

Der bedeutende Bergfall, welcher ſich am 20. Dec. bei Oberwinter, Unkel gegenüber, ereignete und die Chauſſee in einer Länge von 115 Ruthen theils überſchüttet, theils zerriſſen und in die Höhe gehoben hat, iſt für unſere Gegend eine ſehr ungewöhnliche Erſcheinung. Verwundern kann es daher auch nicht, daß man vielfach zu deſſen Erklärung außerordentliche Urſachen in Anſpruch genommen und namentlich dieſe in vulkaniſchen Wirkſamkeiten geſucht hat. Der ganze Hergang iſt aber ziemlich einfach, an Ort und Stelle nicht allein in den Veränderungen, welche die Oberfläche erlitten hat, völlig überſichtlich, ſondern auch in den Urſachen, welche lediglich auf mechaniſche Wirkſamkeiten zurückzuführen ſind, gut erklärbar. Am 21. d. M. iſt die Sache von dem Berghauptmann, Dr. von Dechen und dem geh. Bergrath und Prof. Dr. Nöggerath beſichtigt und unterſucht worden. Ohne hier in näheres Detail einzugehen, ſtellen ſich die Thatſachen folgendermaßen heraus:

Der Bergfall hat an dem Berge ſtattgefunden, in welchem ſeit ſehr langer Zeit große Baſaltſteinbrüche, vielleicht die älteſten am Rhein, betrieben worden. Die Steinbrüche ſind unter dem Na-

Digitized by Google

men der Unkeler Brüche allgemein bekannt, der Berg ſelbſt aber heißt der Birgeler Kopf und erhebt ſich vom Rheinſpiegel auf eine Höhe von 380 Fuß. An dem nach dem Rheine gekehrten Abhange dieſes Berges, welcher durch große Vertiefungen der alten Baſaltbrüche mehrfach unterbrochen iſt, lagert eine mächtige Thonſchicht, und in dieſer zeigt ſich eine Spalte von der Südſeite aufwärts des Berges laufend, dann in ziemlichem Parallelismus mit der Chauſſee nach der ganzen Länge des zerſtörten und überſchütteten Theiles, und endlich wieder an der Nordſeite abwärts zu dem Bergfuße gewendet. Dieſe Spalte liegt oben beiläufig gegen zwei Drittel der Höhe des ganzen Berges, ſo daß dadurch ein beträchtlicher Theil des vordern Berggehänges gelöſ't erſcheint. Sie iſt nicht mehr als eine offen ſtehende Kluft erkennbar, vielmehr ſieht man von der Stelle ab, wo die Spalte in das Terrain geriſſen war, eine geneigte, ſchlüpfrige, faſt ebene Thonfläche bis auf 30 bis 40 Fuß herablaufend. Der vor der Spalte gelegene Theil des ganzen Abhanges, mit ſeiner oberflächlichen Bedeckung, dem Waldboden, mit Sträuchern und Pflanzen, iſt über die ſchlüpfrige Rutſchfläche des Thons herunter geſunken, hat ſich auf dem Wege in mächtige zuſammenhängende Schollen zerſchlagen und iſt wider den Wänden und hervorragenden Hügeln der großen Steinbruchs-Ausweitungen am untern Abhange liegen geblieben. Dieſe Maſſen haben aber auf die von der Chauſſee ab einwärts gekehrten Vertiefungen mit einer ſolchen Laſt und Kraft gedrückt, daß das vorliegende Gebiet am Fuße des Berges dadurch zuſammengepreßt und unter vielfachen Zerſpaltungen im eigentlichſten Sinne in die Höhe gehoben worden iſt; ſelbſt die Chauſſee hat dieſe Erhebung an der ſüdlichen Seite des zerſtörten Theiles mit erlitten; ſie iſt hier bedeutend in die Höhe gehoben, und auf ihrer Oberfläche in Stücke zerbrochen, welche jetzt nach den verſchiedenſten Richtungen ſtark geneigt erſcheinen. An andern Stellen, mehr gegen Norden des verheerten Gebietes, haben ſich von der Chauſſee gegen den Berg zurückliegende Theile des Abhanges als gewaltige und aufgethürmte Maſſen, durch dieſelbe Art des Druckes, über die Staatsſtraße verbreitet und aufgethürmt. Sogar eine Maſſe des Baſaltfelſens iſt in dieſer Weiſe durch die ihr im Rücken liegenden Bergſchollen ſo in die Höhe gedrückt worden, daß ſie ſich jetzt in der Geſtalt einer Wand über ihrer vormaligen Stelle erhebt; die Baſaltſäulen liegen gegen ihren früheren Zuſammenhang bedeutend aufgelockert und zum Theil in verſchobenen Stellungen über einander. Die Wirkſamkeiten von allen dieſen Hebungen ergeben ſich auf das deutlichſte durch die Beobachtung der vielen, im vorderen Theile des Abhanges aufgeriſſenen, weit klaffenden Spalten, insbeſondere aber noch durch den alten Steinbruchsweg, welcher ehemals flach anſteigend gegen den Berg gerichtet war, jetzt aber in ſeinem vordern Theile nach dem Berge einwärts abfällt und neben welchem auf dem dermaligen Rücken eine ſteinerne Steinbruchshütte in ihren beiden unverſehrt gebliebenen Seitenmauern um 20 Fuß mit in die Höhe gehoben erſcheint; ſo wie auch durch den Umſtand, daß zwei ſtarke, aus Baſaltblöcken aufgeführte Weinbergsmauern, welche früher in horizontaler Richtung quer gegen den Abhang ſtanden, jetzt ihrer ganzen Länge nach bogenförmig gekrümmt und dadurch an mehreren Stellen zerriſſen ſind. Das Oberflächengebiet, welches durch dieſen Bergſturz verheert worden iſt, hat die bedeutende Breite von 115 Ruthen mit einer vielleicht eben ſo großen Ausdehnung gegen die Richtung des Bergabhanges, ſo daß ein Areal von etwa 60 Morgen Inhalt umgewälzt und zerſtört worden iſt. Es hat daſſelbe ein Anſehen, wie die von Spalten zerriſſenen Gebiete nach dem Erdbeben vom Jahre 1783 in Calabrien, den vorhandenen Schilderungen gemäß, beſchaffen geweſen ſeyn mußten.

Es ſind ſchon im Laufe dieſes ſehr trockenen Sommers Bewegungen in dem an den Steinbrüchen liegenden Chauſſee-Körper bemerkt worden, welche vielfache Ausbeſſerungen, Ausebenungen und Abtragungen nöthig gemacht haben. Seit dem 15. d. M. haben ſich zickzackförmige, der Länge nach laufende Spalten in dieſem Theile der Chauſſee gezeigt, welche ſich zwar immer vermehrt, eine fortdauernde Aufſicht erfordert, aber bei kleinen Ausbeſſerungen noch verſtattet haben, daß die am 20. d. M. frühe des Morgens um 5 Uhr von Koblenz gekommene Schnellpoſt glücklich hinüber gekommen iſt. Unmittelbar nachher haben ſich die Maſſen mit einigem Getöſe in Bewegung geſetzt. Um 7 1/2 Uhr haben ſich noch Arbeiter in der erwähnten Steinbruchshütte befunden. Gegen Mittag hatten die bewegten Maſſen diejenige Lage genommen, in welcher wir ſie jetzt ſehen. Lockere Maſſen rutſchten wohl noch an einzelnen Abhängen herab; aber im Allgemeinen befindet ſich die gerutſchte, zerriſſene und zerſpaltene Maſſe in Ruhe. Zur Erklärung der ſucceſſiven Vorgänge iſt die Bemerkung nicht ohne Bedeutung, daß die Rutſchfläche im Thon unter der großen Spalte nicht gänzlich in den letzten Tagen entſtanden iſt, denn jene Spaltenfläche war einige Fuß unter ihrem oberen Stande mit Schnee bedeckt, der vor länger als acht Tagen gefallen iſt.

Am 15. d. M. war Froſtwetter und bereits ziemlich viel Schnee gefallen, am Morgen des 18. war das Thermometer auf nahe — 15 Grad geſunken, aber während des Tages ſtieg die Temperatur ſo, daß bereits am 19. Thauwetter eintrat, welches noch fortdauert, aber den gefallenen Schnee der vorigen Woche nicht völlig geſchmolzen hat. An den zerriſſenen Maſſen war zu bemerken, daß der Froſt nicht ſehr tief in den Boden eingedrungen war. Die Spalten zeigten überall lockeren Boden, die Rutſchflächen im Thon waren naß, ſchlüpferig und nirgends gefroren. Aus den Bewegungen, welche in dem Chauſſee-Körper im Laufe dieſes Sommers bemerkt worden ſind, aus dem Eintritte größerer Spalten während des Froſtwetters möchte zu ſchließen ſeyn, daß Quellen an dem unteren Theile der Bewegungen Theil genommen haben, und daß die Hebung, welche ſich hier in großen Maſſen ſo auffallend gezeigt hat, aus dieſer Einwirkung, aus dem Verhältniß feſten Baſaltes unter der Chauſſee zu dem darüber aufgeſtürzten Boden- und Steinſchutt, ſo wie zu der darauf gelagerten Thon- und Dammerde, und endlich aus dem Drucke der großen, am oberen Theile des Abhanges losgelöſ'ten Thonſchalen hervorgegangen iſt.

So weit ſich die Verhältniſſe überſehen laſſen, zeigen ſich nirgends Maſſen, welche eine in der nächſten Zeit weiter gehende Bewegung annehmen laſſen. Wenn aber ſtarke Regen eintreten ſollten, welche in die ſehr aufgelockerten Maſſen eindringen, ſo iſt es allerdings zu befürchten, daß dieſelben weiter über die Chauſſee nach den unterhalb derſelben gelegenen Weinbergen vordringen werden, und es kann alsdann auch noch ein Theil der Chauſſee nördlich von dem Bruche verdeckt werden, indem ſich die Spalten noch oberhalb fortziehen.

Der in den letzten Jahren ſtattgefundene Steinbruchsbetrieb iſt zu unbedeutend, als daß in ihm der Grund des Ereigniſſes gefunden werden könnte: aber im Allgemeinen kann der frühere, bereits viele Jahrhunderte dauernde Betrieb dieſer Brüche, die dadurch bewirkte Entblößung großer Wände an dem Abhange, mit die Veranlaſſung zur Losziehung der großen Schalen des aufgelagerten Thons gegeben haben. (Köln. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Braunſchweig, 22. Dec.) Die Abenteuer einer geflüchteten Nonne gaben ſeit einigen Tagen den Stoff des Tagesgeſprächs. Die Nonne, Marie L., aus Hildesheim gebürtig, 21 Jahr alt und das einzige Kind ihrer dem höheren Handwerkerſtande angehörigen Eltern, erzählte etwa, wie folgt. Sie erhielt

Digitized by Google

ihre erſte Erziehung in einem Kloſter. Die Neigung zum klöſterlichen Leben wurde durch ihren Jugendunterricht erweckt und ſorgfältig von ihrer Umgebung genährt, ſo daß ſie, als ſie das zulaſſungsfähige Alter erreicht hatte, in ein unweit Telgt bei Münſter belegenes Franciscanerinnen-Kloſter ſich aufnehmen ließ. Die ihr von Jugend auf eingeflößten Grundſätze ließen ſie die ärmliche Lebensweiſe und rauhe Behandlung eine Zeitlang geduldig ertragen, die ſie dort zu dulden hatte. Allmählig begann dieſer Zuſtand ihr drückend zu werden; unerträglich aber wurde er ihr, als ſie die Erfahrung machte, daß die gröbſten Unſittlichkeiten in ihrem Kloſter getrieben und auch ihr zugemuthet wurden. Sie fand Gelegenheit, zu entfliehen. In Hildesheim angekommen, wird ihr von ihrer Mutter die Aufnahme verweigert — ihr Vater war bald nach ihrer Einkleidung geſtorben und ihr 1600 Thlr. betragendes väterliches Erbtheil an das Kloſter gefallen. Nothbedrängt begibt ſie ſich nach Hannover, erbittet und erhält Audienz bei Sr. Maj. dem Könige, welcher mit Theilnahme ihre Erlebniſſe vernimmt, eine Verwendung für die Rückgabe der an das preuß. Kloſter überwieſenen Erbſchaft jedoch verweigert, die Bittende übrigens aber an die Kronprinzeſſin verweiſet. Auch dieſe zeigt ſich huldreich gegen die Entflohene und gewährt ihr Unterſtützung. Sie faßt den Entſchluß, ſich nach Berlin zu begeben, um die Gerechtigkeit des hochherzigen Königs von Preußen anzuflehen. Bevor ſie jedoch vermag, denſelben auszuführen, erliegt ihr durch mehrjährige Entbehrungen aller Art geſchwächter Körper den Folgen der Sorgen und Strapazen der Reiſe, ſie erkrankt und liegt einige Tage ſchwer darnieder. Einigermaßen hergeſtellt und durch die Wohlthätigkeit der Kronprinzeſſin in den Stand geſetzt, die Koſten der Krankheit und Weiterreiſe zu decken, kommt ſie mit Empfehlungsſchreiben verſehen hier in Braunſchweig an, findet bei einem Mitgliede der deutſchkatholiſchen Gemeinde freundliche Aufnahme und Unterſtützung und verweilt bei demſelben zur ferneren Befeſtigung ihrer zerrütteten Geſundheit einige Tage. Auch von hier aus mit ſchriftlicher Fürſprache verſehen, reiſete ſie ehegeſtern nach Berlin ab, und zwar koſtenfrei, da ihr die Direktion der Eiſenbahn bereitwillig ſolche erließ. Man iſt ſehr geſpannt auf den Erfolg ihrer Reclamation und der näheren Unterſuchung, die dieſerhalb jedenfalls angeſtellt werden wird. Dem Anſcheine nach tragen die Angaben des Mädchens das Gepräge der Wahrheit, ſo herzzerreißend ihre Schilderungen von Dem, was ſie ſelbſt und Andere in jenem Kloſter zu erdulden gehabt haben, auch waren. (Magd. Ztg.)

Gerechter Zorn.

Der Winter kommt ſo früh, es ſchneiet mehr und mehr;
Lauft zum Herrn Stieſſel *) gleich: „Was Das für Wirthſchaft wär'?"

Korreſpondenz

Berlin, 19. Dec.

Mitten in unſere Weihnachtsfreuden, die für einen Berliner von gutem Ton vornehmlich in dem Beſuch der vielen Weihnachts-Ausſtellungen und des Weihnachtsmarktes ſelbſt beſtehen, ſchneit es und ſtürmt es von der vergangenen Nacht her ſo gewaltig, daß es wahrlich keine Freude ſeyn muß, mit Hrn. Rellſtab die Wanderung fortzuſetzen. Wer die Beſchreibung der letzteren in der Voſſiſchen Zeitung lieſ't, ſollte glauben, von dem Beſchauen der herrlichen Sachen, die aller Orten ausgeſtellt ſind, ſich nur ſchwer losreißen zu können. Doch ſo arg iſt es nicht! Es hat wohl kaum etwas Mittelmäßigeres von Weihnachtsausſtellungen gegeben, als in dieſem Jahr, und namentlich ſind die politiſchen Anſpielungen, ferner die Arrangements von Automatengruppen und vieles Andere diesmal ſo ungeſchickt und albern, daß ein Erwachſener, ohne zu erröthen, kaum dieſe Orte beſuchen kann. Und dennoch gibt es Leute genug, die nichts Eiligeres zu thun haben, als die von Rellſtab vorgeſchriebene Ronde zu machen, und hiermit gewiſſermaßen eine Pflicht zu erfüllen meinen. — An Konzerten haben wir gegenwärtig auch keinen Mangel; die armen Recenſenten mögen wohl bitter klagen! Das jüngſte Konzert der Singacademie, eine Aufführung des Oratoriums „David" von Klein, war ausnahmsweiſe ſo wenig beſucht, daß es für die Mitwirkenden einen traurigen Anblick gewähren mußte, die letzten Bänke ſo leer zu ſehen. Doch liegt der Grund hiervon wohl darin, daß die Solopartieen der Damen während der diesjährigen Saiſon nicht immer in den beſten Händen ſich befanden.

*) Hr. Profeſſor Stieſſel, der Wetterprophet, hat bekanntlich einen gelinden Winter prophezeiet.

Mainz, 18. Dec.

Die hier vor Kurzem zum Erſtenmale zur Aufführung gekommene Oper „Catharina Cornaro" von Lachner mußte jeden Muſikkenner befriedigen, während der Eindruck auf das größere Publikum nicht ſo bedeutend war, als man hätte erwarten ſollen, obwohl mehrere Stellen mit großem Beifalle aufgenommen wurden. Die Ouvertüre iſt wohl der ſchwächſte Theil der ganzen Oper, namentlich ihr Mittelſatz mit ſeinen abgedroſchenen Vorhalten als Abſatzformel bei jeder Cäſur. Wir heben beſonders hervor: das Quartett am Schluſſe des erſten Actes; der ganze zweite Act; das Terzett Marco's und der beiden Banditen im dritten Acte, welches rauſchend applaudirt wurde; die Introduction zum vierten Acte und die große Arie Catharina's, ſo wie die ſchöne Baßarie des Mitgliedes des Raths der Zehn. Die mise en scène war reich und geſchmackvoll. Fräul. Welly ſang die anſtrengende Partie der Catharina mit der größten Ausdauer; ſie fand beſonders Beifall in der großen Arie im vierten Acte. Hr. Lehmann, zu deſſen Benefiz die Oper gegeben wurde, ſang und ſpielte mit gewohnter Virtuoſität; beſonders gefielen das Nocturno im zweiten Acte und das Terzett mit den Banditen im dritten Acte, wo Hr. Lehmann ſeine ſchöne volltönende Stimme beſonders geltend machte. Das zahlreich verſammelte Publikum, welches die Verdienſte dieſes vorzüglichen Sängers, als Regiſſeur und Tenoriſt, um unſere Oper wohl zu würdigen weiß, empfing denſelben bei ſeinem Erſcheinen mit lebhaften Beifallsbezeugungen. Die ſchöne Baßarie des Mitglieds des Raths der Zehn wurde von Hrn. Haas recht brav geſungen. Die Poſſe: „Demoiſelle Bock" fiel vorige Woche hier total durch, indeſſen nicht durch die Schauſpieler, ſondern durch die gänzliche Gehaltloſigkeit des Stückes ſelbſt; daſſelbe Schickſal hatte im vorigen Jahre das „Portrait der Mutter", welches übrigens mit weniger Eclat durchfiel. Zu einer Art von Demonſtration gab die am Sonntage ſtattgefundene Aufführung des „Wilhelm Tell" Veranlaſſung. Alle auf unſere jetzigen Zuſtände bezüglichen Anſpielungen wurden rauſchend applaudirt, ganz beſonders aber einzelne Stellen in der Rütli-Scene. Hr. Rennert, Tell, wurde am Schluſſe des Stückes gerufen; ausgezeichnet dargeſtellt wurden Stauffacher und Frau durch Hrn. Reinhardt und Mad. Burg-Bender, ſo wie Arnold von Melchthal durch Hrn. Blattner.

Frankfurt a. M.

In dem Dienſtag den 29. d. M. ſtattfindenden Konzerte des Hrn. H. Hecht werden außer mehreren Geſangſtücken zum Vortrag kommen: Quartett von Mozart (Gmoll) für Pianoforte, Violin, Viola und Violoncello, vorgetragen von den Herren Lutz, Eliaſon, Mohr und Bockmühl, — Variationen für die Violine, componirt und vorgetragen von Hrn. Eliaſon, und Hommage à Haendel, Grand Duo für zwei Pianoforte von Moſcheles, vorgetragen von Hrn. Roſenhain und Eduard Hecht. Das bereits ausgegebene Programm beſagt das Nähere.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Dec. (Neu einſtudirt): Wilhelm Tell, Schauſpiel in 5 Abth., von Schiller. (Gaſtrolle) Bertha v. Bruneck: Fräul. Quint.

Dienſtag, 29. Dec. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Muſik von Mozart.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 359. Mittwoch, den 30. December 1846.

Verſichere dein Leben.

Erzählung von Ludwig Storch

(Fortſetzung.)

Thränen des Dankes glänzten in Margarethen's Augen, die koſtbaren Zeugen eines ſchönen, natürlichen Gefühls, und als Schaumann dem lieben Mädchen die Hand reichte, fühlte er auch aus ſeinem Auge den warmen Thau ſtiller Wonne quellen. Er ſprach zu Ortmann: „Es gibt auf Erden kein größeres Glück, als das hohe Gefühl, Andere glücklich zu machen. Mit wie wenig Mitteln gelingt es mir hier, den Pulsſchlag vieler Herzen froh zu beflügeln! Geſegnet ſey eine Anſtalt, wie die Lebens-Verſicherungsbank, die ſo manche Thränen trocknet, ſo manchen rauhen und dornenvollen Pfad ebnet und verſchönt! Durch dieſe großartige Verbindung zu gemeinſamem Zweck wird die chriſtliche Liebe werkthätig, ſie tritt als ſchöne, helfende That ins Leben. Alle dieſe Theilnehmer treten zuſammen, um ſich unter einander zu helfen und zu unterſtützen, um ſich eine leichtere Sterbeſtunde zu bereiten. Die Verſicherten in Nord und Süd, in Oſt und Weſt ſind eine große Familie geworden; ſie reichen ſich im Geiſte jenen ſchönen „Kuß der ganzen Welt“, den Kuß der Liebe, der als helfender Engel in das Trauerhaus der Wittwen und Waiſen tritt. Laß Dich umarmen, Ortmann! Ich fühle mich ſo erhoben, ſo glücklich!“

In freundſchaftlicher Unterhaltung flogen ihnen die Stunden. Sie belachten den Scherz, den ſie ſich mit den Eiſenauern erlaubt, und der ſo viele gute Früchte zu tragen verſpreche, und Schaumann geſtand dem Freunde, daß er in Chriſtianens Beſitz das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche finden würde.

„Ich will Dir ſagen, wie ich es vorhabe“, fuhr er begeiſtert fort. „Wir Beide verſichern uns gegenſeitig unſer Leben. Sterbe ich zuerſt, ſo erhälſt Du das Kapital und betreibſt mein Geſchäft mit fort, und ſo umgekehrt; denn wir wollen, wenn Du nichts dagegen haſt, ein Compagniegeſchäft errichten. Schon eh' ich hierher kam, zog ich genaue Erkundigungen über den hieſigen Bergbau ein und erfuhr, daß er nach dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft weit vortheilhafter betrieben werden kann. Vorzüglich ſpeculire ich auf Braunſtein, der hier bedeutend lagern ſoll und faſt noch nicht benutzt wird. Ich kenne die beſten Abſatzwege dafür. Reuſſiren wir, ſo ſollen uns die Kenntniſſe des Apothekers trefflich zu ſtatten kommen; denn dann heben wir das hieſige Fabrikweſen und beleben die ganze Induſtrie. Wir verſichern auch das Leben unſerer Frauen, damit, wenn der Himmel ſie uns nehmen ſollte, unſere Geſchäfte durch Entbehrung ihres Vermögens nicht ins Stocken kommen.“

„Du ſprichſt ja, als wären wir ſchon über alle Schwierigkeiten hinweg und wären ſchon wohlconditionirte Ehemänner.“

„Laß mich nur machen, der Zufall hat uns glücklich in die Hände gearbeitet. Ich habe einen mächtigen Hebel erhalten, der uns emporhebt. Du biſt Deines Hannchens gewiß; ich ſpreche bald mit Chriſtianen, dann mit der Eiſenfaktorin. Gib Acht, ſie ſoll Dir ihre Tochter ſelbſt in die Arme legen.“

So bauten die thatkräftigen jungen Männer ſchöne Pläne in die helle Zukunft auf. Das Leben lag in leichter Perſpective vor ihnen, und die Liebe warf ihren roſigen Schein verklärend auf Nähen und Fernen.

Am Gründonnerstage waren die Wittwe Fiſcher, ihre Tochter Chriſtiane und Schaumann Gäſte im Mauthner'ſchen Hauſe. Der Letztere hat mehrere Eier künſtlich zubereitet, die er unvermerkt beim Eierſuchen im Garten ſo legte, daß Chriſtiane ſie finden mußte. Sie fand ſie, und Schaumann bat eins mit ihr theilen zu dürfen. Sie ſchälte es alſo und war nicht wenig betroffen, als ſie auf dem harten Eiweiß folgenden Spruch las:

Theile das Ei
Und das Herz mit mir!
Sey mir treu,
So wie ich Dir!

„Was iſt das!“ rief ſie. „Wie kann die Schrift in das Ei kommen?“

„Es iſt die Stimme meines eigenen Herzens, theure Chriſtiane, die ſo ſtark wirkt, daß ſie ſelbſt in dieſem Ei zum Vorſchein kommt. Was haben Sie für eine Antwort darauf?“

„Ach, Herr Schaumann, ich bin ja nicht mehr frei. Sie wiſſen es ja. Wenn ich noch ein Herz zu verſchenken hätte — und doch —“ Sie verſtummte und ſah hocherröthend zu Boden.

„Und doch? — ſeyn Sie aufrichtig, verhehlen Sie mir nichts.“

„Ihre außerordentliche Gabe, Alles zu wiſſen, würde jedes ſchöne Gefühl erſticken. Statt Sie zu lieben, würde ich Sie fürchten.“

„Alſo fühlen Sie doch für mich! Ich bin Ihnen nicht gleichgültig? Dieſe Furcht will ich ſchnell entfernen. Vernehmen Sie alſo die Löſung dieſes Räthſels!“ Und er erzählte ihr von der Beſteigung der Mauer, von dem Eindruck, den ſie auf ihn gemacht, von ſeiner Einmiethung in ihre Nachbarſchaft, wie er ſie belauſcht und ſich ſterblich in ſie verliebt. Er hütete ſich aber wohl zu geſtehen, daß er zwiſchen ihr und Hannchen geſchwankt, ſondern er behauptete keck, daß ſie es geweſen, die ſogleich ſein Herz erobert. Ferner berichtete er, daß er den Tag ihrer Abreiſe ausgekundſchaftet, daß er voraus geritten und in Pferchsdorf ſie erwartet habe. Sie hörte ihn mit ſtummem Entzücken zu, ſüß geſchmeichelt von der Liebe und Huldigung eines in jeder Beziehung ſo ausgezeichneten jungen Mannes, und überließ ihm ihre Hand, die er im Feuer der Erzählung ergriffen und leidenſchaftlich an's Herz gedrückt hatte.

„Und der Candidat,“ ſchloß Schaumann, „iſt Ihrer Liebe nicht würdig; auch lieben Sie ihn ſo wenig, wie er Sie. Geſte-

Digitized by Google

hen Sie ſich das nur ſelber. Er aber ſchwankt zwiſchen der Pfarre, die ihm die gräfliche Kammerjungfer einbringen ſoll, und zwiſchen dem Gelde, das Sie ihm einbringen ſollen. Er hat das ſeinem Vater ſelbſt geſtanden, und dieſer hat's dem Diakonus geklagt. Vom Diakonus hab' ich's ſelber."

In des Mädchens Augen glänzten Thränen des edelſten Zornes. „Der Abſcheuliche!" ſagte ſie, und weiter nichts.

„Darf ich hoffen?" drängte Schaumann; da brannte plötzlich ein Kuß auf ſeinen Lippen, und huſch! war das reizende Mädchen hinter dem Buſch verſchwunden und wieder bei der Geſellſchaft. Schaumann ſtand lange durchzittert vom ſüßeſten Glücke; dann trat er auch wieder in den Familienkreis. Seine Augen ſuchten Chriſtianens Augen; ſie begegneten ſich; ſie erröthete, aber beider Herzen waren nun einverſtanden, und bedeutungsvoll wurde der grüne Donnerſtag der ſchönſte und hoffnungsreichſte Tag ihres Lebens.

Nach Tiſche bemerkte Schaumann, daß die Blicke der Eiſenfaktorin oft mit dem Ausdrucke eines ängſtlichen Verlangens oder einer unwillkürlichen Erwartung auf ihm ruheten. Er benutzte daher die erſte Gelegenheit, als ein Spaziergang in den nahen Bergwald beliebt wurde, ihre Hand zu ergreifen und, ungehört von den Uebrigen, zu ihr mit herzlichem Tone zu ſagen: „Werthe Frau, ich weiß, Sie haben mir etwas anzuvertrauen, ja, ich weiß auch, was es iſt. Es betrifft Ihren Bruder. Da ich alſo Ihr Geheimniß kenne, ſo legen Sie alle Beſorgniſſe ab, ſich mir mitzutheilen. Ich weiß Rath und Hülfe zu Ihrer Beruhigung. Wir wollen morgen nach der Kirche zuſammen reden. Kein Tag im Jahre iſt geeigneter zu ſolcher Mittheilung, als der Tag des Verſöhnungstodes unſers Herrn und Heilandis. Dieſer Tod ſichert uns Gnade und Vergebung zu, wenn wir aufrichtig bereuen und begangene Fehler nach Kräften gut machen. Laſſen Sie uns alſo morgen unſere Herzen der Gnade Gottes aufthun. Beten wir im Tempel und kehren wir reiner und geläuterter in's Haus zurück. Dann wollen wir das Nöthige unter vier Augen abmachen, und Niemand ſoll etwas davon ahnen."

Sichtbar ergriffen und mit Staunen und mit Rührung kämpfend, drückte die Frau die Hand des Helfers, und das Auge voll Thränen, ſagte ſie mit einer freudigen Haſt und einem tiefen Seufzer, gleichſam, als ſey ihr nach langen Jahren zum erſtenmale wieder vergönnt, unter dem Centnergewicht der Schuld auf ihrer Bruſt, erleichtert aufzuathmen: „Ja, das wollen wir! Sie hat mir Gott geſandt, das erkenn' ich klar und dankbar. —"

Am folgenden Tage hielt der Diakonus eine vortreffliche Predigt über die wahre Vergebung der Sünden durch Reue, Leid und Beſſerung. Die Eiſenfaktorin weinte heftig zur großen Verwunderung ihrer Nachbarinnen, die noch nie ein feuchtes Auge an dieſer reichen Frau geſehen hatten. Als ſie heim kam, erwartete ſie Schaumann ſchon. Sie führte ihn in ihre Putzſtube.

„Die Gnade Gottes hat Ihr Herz weich gemacht und geöffnet," redete ſie der junge Mann nicht ohne Rührung an. „Theilen Sie mir nun ohne Rückhalt Alles mit."

„Ich will es," entgegnete ſie; „denn ich bin verſucht, Sie für einen Engel in Menſchengeſtalt zu halten, für einen Boten des Herrn, daß er mein ſündiges Herz bekehre. Wie könnten Sie auch ſonſt mein Geheimniß wiſſen, das ich keiner menſchlichen Seele noch anvertraut, obgleich es mir wie Feuer auf der Seele gebrannt hat. Meine Bekehrung iſt Ihnen bereits gelungen. —"

„Mein Vater hatte mich lieber als meinen Bruder — es waren unſer nur zwei Geſchwiſter. Die Mutter hatte ihm heimlich ſtets viel Geld zugeſteckt, dadurch war er verwöhnt, arbeitsſcheu, roh, herzlos und im höchſten Grade genußſüchtig geworden. Durch ſchlechte und lüderliche Streiche führte er den Tod dieſer guten und ſchwachen Mutter herbei, und der Vater litt ihn ferner nicht im Hauſe. Er war Oekonom und kam in die ſtrenge Zucht eines Pachters; aber er beſſerte ſich nicht. Vielleicht wäre dies der Fall geweſen, wenn mit der Strenge wäre Liebe verbunden worden. In mir hatte ſich aber frühzeitig eine große Liebe zum Beſitz ausgebildet. Ich ſparte alles Geld, ich war geizig. Dabei führte ich die Wirthſchaft meines Vaters mit muſterhafter Ordnung und pflegte ihn in ſeiner Krankheit. Dieſe Neigung und die Erbitterung gegen meinen verdorbenen Bruder erzeugten den Wunſch in mir, mein Vater möchte ihn enterben; aber als ich dieſen Gedanken einſt anzudeuten wagte, wies ihn die Rechtlichkeit meines Vates mit Unwillen zurück. Ich ſchwieg nun zwar, aber ich nahm meine geheimen Maßregeln. In der langen Krankheit des Vaters brachte ich nach und nach ſechstauſend Thaler an Dokumenten und baarem Gelde bei Seite; ich betrog alſo meinen Bruder um dreitauſend Thaler. In meinem Herzen entſchuldigte ich dieſen Betrug mit dem Raiſonnement: er werde dieſes Geld doch durchbringen, wie ſein übriges Vermögen. Und darin hatte ich allerdings Recht, obgleich meine Schuld dadurch nicht verringert wurde. Nach des Vaters Tode verheirathete er ſich mit einem leichtfertigen Frauenzimmer, die bereits Mutter von ihm geworden war, kaufte ein Gut, wirthſchaftete ſchlecht und mußte nach zehn Jahren mit Frau, Kindern und einem kleinen Reſt ſeines Vermögens nach Amerika auswandern. Mein Gewiſſen erwachte erſt in ſpäteren Jahren, aber es hat meine Schuld ſchwer an mir gerächt. Doch konnte ich aus Furcht vor der Schande es nie über mich gewinnen, irgend einem Menſchen ein Bekenntniß zu machen. Auch war das Geld nun im Geſchäfte; ich betrachtete es als Eigenthum meiner Kinder. Wie ſollte ich es anfangen, eine ſo bedeutende Summe herauszuziehen, ohne einen neuen Betrug zu begehen? Wäre mein Bruder noch in meiner Nähe geweſen, ich hätte ihm das Geld in einzelnen Poſten gegeben; ſo aber war mir jede Möglichkeit benommen, mein Verbrechen wieder gut zu machen. Dies iſt mein Bekenntniß."

„Wohlan!" ſagte Schaumann, und ergriff die Hand der weinenden Frau, „nun tröſten Sie ſich. Ein gnadenreicher Gott kehrt Ihr Vergehen zum Segen. Ja, Sie ſind dadurch offenbar zur Wohlthäterin Ihres Bruders und der Kinder deſſelben beſtimmt worden. Hätte er die dreitauſend Thaler, um die Sie ihn damals gebracht, erhalten, er würde ſie ebenfalls leichtſinnig vergeudet haben, wie ſein übriges Vermögen, und ſeiner Familie wäre davon nichts zu gut gekommen; jetzt wird dieſe Familie den Genuß davon haben. Sie verſichern Ihr Leben mit ſechstauſend Thalern und verordnen in einem Teſtamente, daß dieſe Summe nach Ihrem einſtigen Tode Ihrem Bruder, oder, wenn er nicht mehr lebt, deſſen Kindern ausgezahlt wird. Mit den Intereſſen der dreitauſend Thaler beträgt Ihre Schuld jetzt ſchon ſechstauſend Thaler, bis zu Ihrem Tode kann ſie leicht das Doppelte betragen. Sie verſchenken alſo nichts. Die jährlichen Prämien aber zu bezahlen, wird Ihnen ein Leichtes ſeyn."

„Bis zu welcher Summe kann man ſich verſichern?" fragte die Frau.

„Bis zu achttauſend Thalern."

„Gut, ſo nehme ich dieſe. Jedes Jahr am Charfreitag will ich die Prämie bezahlen. O, das iſt ein herrlicher Weg, mir eine ruhige Todesſtunde zu bereiten! Meine Dankbarkeit kennt keine Gränzen. Iſt es möglich, daß ich mich gegen ein Weſen, wie Sie, erkenntlich zeigen kann, o ſo ſagen Sie womit, und wenn es in meinen Kräften ſteht, ſo ſeyn Sie der Erfüllung Ihres Wunſches gewiß!"

„Ja, Sie können es, indem Sie vier Ihnen nahe ſtehende Herzen glücklich machen. Ihr Sohn Wilhelm liebt die Tochter Ihres Hüttenmeiſters, Margarethe, die ihm einſt ein Vermögen von zweitauſend Thaler bringen wird. Ihre Tochter Hannchen liebt Ihren Geſchäftsführer Ortmann, der mit mir zuſammen ein einträgliches Geſchäft betreiben wird, wenn ich anders ſo glücklich bin, die Hand Ihrer liebenswürdigen Nichte Chriſtiane zu erhalten.

Digitized by Google

deren Herz ich mir bereits zu beſitzen ſchmeichle. Geben Sie alſo die Einwilligung zur Verbindung Ihrer Kinder und unterſtützen Sie meine Werbung bei Chriſtianens Mutter.“

„O mein Gott! welch ein edler Menſch ſind Sie!“ rief die Eiſenfaktorin. „Sie haben mein Herz verwandelt. Was ich vor acht Tagen nimmer zugegeben hätte, darein willige ich heute mit Freuden. Und Chriſtianens ſchönes Herz wird das Ihrige belohnen. Ich ſpreche heute noch mit ihrer Mutter.“

„So iſt alles in der ſchönſten Ordnung!“ jubelte Schaumann und umarmte die gerührte Frau.

(Schluß folgt.)

Doktor Martin Luther über die Ehe zwiſchen Juden und Chriſten.

(Zu dem Aufſatz gleicher Ueberſchrift in der Didaskalia Nro. 356, Sonntag den 27. Dec. — Eingeſendet.)

Wenn Doktor Luther in dem dortigen Auszug die Miſchehe zwiſchen Juden und Chriſten billigt, und ſich dabei auf den „hellen Text Pauli 1. Cor. 7, 13“ beruft: ſo hat er ihn erweislich mißverſtanden und kann uns daher hierin keine Autorität ſeyn. Wovon redet der Apoſtel? Von bereits beſtehenden Ehen. Er ſagt V. 12: „So ein Bruder (ein Chriſt) ein ungläubiges Weib hat, und dieſelbige läßt es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen: der ſcheide ſich nicht von ihr.“ V. 13.: „Und ſo ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt es ihm gefallen, bei ihr zu wohnen: der ſcheide ſich nicht von ihm.“ Daraus geht nichts Anderes als der bekannte rechtliche Grundſatz hervor, daß der Religionswechſel eines Ehegatten dem andern keine Befugniß gibt, auf Eheſcheidung zu klagen, und ſo umgekehrt. Wenn ein Ehetheil, Jude oder Heide, Chriſt wurde, ſo ſollte auch dieſer darum kein Recht haben, ſich von dem andern, der Jude oder Heide blieb, zu ſcheiden. Und ſo verhält ſich es noch. Aber von Eingehung einer Ehe zwiſchen Gläubigen (Chriſten) und Ungläubigen iſt da keineswegs die Rede. Wohl aber in demſelben Capitel V 39, wo der Apoſtel einer Wittwe, die ihren Mann durch den Tod verloren hat, frei ſtellt, ſich wieder zu verheirathen, welchem ſie will, jedoch hinzuſetzt: „doch daß es in dem Herrn geſchehe.“ Dieſer Text iſt eben ſo hell als der obige. „In dem Herrn“, das heißt in Chriſto; folglich ſoll ſie ſich nicht an einen Juden oder Heiden, ſondern an einen Chriſten verheirathen. Und ſo wird nach des Apoſtels Lehre auch ein Chriſt nur eine Chriſtin zu heirathen haben, ſey ſie es von Geburt, oder trete erſt jetzt zum Chriſtenthum über. Der Reformator Luther hat alſo, wenn er das Gegentheil meint, hierin überaus falſch geſehen, und Einſender dieſes, der zu deſſen Kirche gehört, und ihn ſonſt ſehr hochachtet, ſcheut ſich nicht, es zu behaupten.

Mannichfaltigkeiten.

(Karlsruhe, 21. Dec.) Geſtern war das Theater zum Erſtenmale mit Gas beleuchtet; das Licht war brillant und das Probexamen wurde ohne allen Anſtoß beſtanden. Es iſt dies aber nicht das einzige Licht, das uns leuchtet, ſondern es ſcheint auch eine größere Helle über unſere Bürgerſchaft gekommen zu ſeyn, was daraus hervorgeht, daß ſie durch feſtes Auftreten ihre Selbſtſtändigkeit zu wahren ſucht. (Mannh. J.)

Ein ſchönes Kunſtwerk iſt die Medaille, welche auf die erſte preuß. Generalſynode bei Loos in Berlin geprägt worden iſt. Die Hauptſeite ſtellt den Glauben dar, nach der Darſtellung des Andrea Piſano auf der Thür des Baptiſteriums zu Florenz, eine ſitzende Figur, den Kelch in der einen Hand, in der andern Hand, welche auf der aufgeſchlagenen Bibel ruht, ein Kreuz haltend. Die Umſchrift iſt: 1. Cor. 3, 11. — Die Kehrſeite hat die Inſchrift: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unſer Aller. Eph. 4, V. 5—6, und die Umſchrift: Preußiſche Generalſynode zu Berlin 1846.

Der Verſuch, in Florida Oelbäume zu pflanzen, iſt über alle Erwartung günſtig ausgefallen. Der Herausgeber der St. Auguſtin Zeitung verſichert, völlig reife Oliven von der diesjährigen Ernte geſehen zu haben. Da die Einfuhr des Olivenöls alljährlich die Summe von 50,000 Thaler überſteigt, ſo iſt es höchſt erfreulich, daß Ausſichten vorhanden ſind, daß dieſer Artikel in nicht ferner Zukunft nicht nur kein Einfuhr-Artikel mehr ſeyn, ſondern ein Ausfuhr-Artikel werden wird.

(St. Petersburg, 16. Dec.) Der Graf Manteuffel in Reval, Direktor des dortigen Theaters, hat ſeine Inſolvenz angezeigt, und auf den öffentlichen Verkauf des Theatergebäudes nebſt Zubehör angetragen. Der Schauſpieler H. von Vietinghoff, genannt Scheel, wird die Direktion des Theaters in Riga übernehmen.

Der Pfarrer Frommelt in Etzdorf, im Großherzogthum Weimar, hat in Grimma eine Schrift: „Jeſuiten-Statiſtik“, herausgegeben, und dabei eine Handſchrift der Univerſitäts-Bibliothek in Jena benutzt, von der er geglaubt, daß ſie ein ehemaliger Jeſuit, der ſeinem früheren Treiben entſagt, dort niedergelegt habe.

(München, 18. Dec.) In der hieſigen königl. Glasmalerei-Anſtalt war in dieſen Tagen das erſte der von König Ludwig für den Kölner Dom als Geſchenk beſtimmten Glasfenſter aufgeſtellt. Es iſt, bis auf einige kleine Nachbeſſerungen, als vollendet zu betrachten und wird im Frühjahr öffentlich ausgeſtellt werden. Die Zeichnung zum Gemälde dieſes Fenſters, die Anbetung der heiligen drei Könige, iſt von A. Fiſcher, dem ſämmtliche Cartons für dieſes ſchöne Werk übertragen worden ſind. Die Ornamente hat Ainmüller entworfen. Je mehr man in und außer Deutſchland Verſuche ſieht, der Glasmalerei von neuem einen Beſtand zu gewinnen, deſto höher muß man die hieſigen Leiſtungen halten, die nicht nur, was Erfindung und Styl betrifft, ſondern auch in allem Techniſchen, und vor allem in der Behandlung des Glaſes und in Kraft und Schönheit der Farbe, bei weitem vor allen andern den Vorzug und den Vergleich mit den beſten alten nicht zu ſcheuen haben. Auch iſt dies bekannt und die Aufträge an die Anſtalt beweiſen es thatſächlich. Unter den neueſten Beſtellungen verdient jene für die Schloßkapelle zu Camenz in Schleſien im Auftrag der Prinzeſſin Albrecht von Preußen beſondere Erwähnung; in vier Fenſtern werden Gegenſtände aus dem alten und dem neuen Teſtament, nebſt den Geſtalten der Propheten und Apoſtel dargeſtellt werden; die Zeichnungen haben die Herren Müller und Guggenberger übernommen. (Allg. Z.)

Der Conſtitutionell enthält eine Vergleichung zwiſchen zwei Reformen, zwiſchen Cobden und Dr. Liſt, welche beide die induſtrielle und commerzielle Größe ihres Landes bezweckten, obgleich der Engländer an die Freiheit des Handels, der Deutſche an das Schutzſyſtem appellirte. Um die Parallele vollſtändig zu machen, ſagt nun die Allg. Z., hätte der Conſtitutionell noch Cobdens Nationalbelohnung von 100,000 Pfd. St. erwähnen können, woran ſich von ſelbſt die Frage knüpfte: was hat Deutſchland für ſeinen Cobden nicht gethan, und was wird es vielleicht für ſein Andenken thun?

Digitized by Google

Die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik hören mit Ende des Jahres zu erſcheinen auf.

Korreſpondenz.

Köln, 22. Dec.

Die Geſchichte der in der Violine gefundenen Leiche macht jetzt nach den bekanntgewordenen ärztlichen Berichten noch größeres Aufſehen, als zuvor. Der Kreisphyſikus bekundet einen Schlaganfall; zwei andere tüchtige Aerzte finden, daß dieſer Schlag ein Todſchlag geweſen. Hoffentlich wird die Unterſuchung den dunkeln Frevel an's Licht ziehen.

Hamburg, im Dec.

Wenn Privatkonzerten hieſiger Geſangvereine im Allgemeinen nicht die öffentliche Anerkennung zu Theil wird, die ſie häufig in Betreff ihrer künſtleriſchen Bedeutung verdienen dürften, ſo liegt dies eben darin, daß ſie, als ſolche, ſelten vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen werden, weder durch vorhergegangene Anzeigen in hieſigen Blättern, noch durch nachherige Beſprechung, deren Unterlaſſung wir uns durch die keineswegs zu mißbilligende Zurückhaltung (Scheu) erklären, Leiſtungen von Dilettanten in Tagesblättern zu beſprechen. Daſſelbe iſt der Fall mit den Privat-Aufführungen des Geſangvereins des Hrn. C. Voigt, der unter dem Namen „Cäcilien-Verein“ früher in St. Georg, nun in Hamburg ſelbſt, ſeit einigen Jahren beſteht und in den beiden letztvergangenen Wintern mehrere Konzerte veranſtaltete. Das jüngſte Konzert dieſes Vereins, welches kürzlich im Saale der „Alten Stadt London“ vor einem durch den Raum der Localität leider ſehr beſchränkten Zuhörerkreis ſtattfand, flößte uns eine ſo hohe Achtung vor deſſen trefflichen Leiſtungen und dem ausgezeichneten Direktionstalente des Hrn. V. ein, daß wir nicht umhin können, von dem üblichen Gebrauche abzuweichen und uns daher durch oben angeführte Gründe nicht abhalten zu laſſen, mit wenigen Worten der gerechteſten Würdigung die Aufmerkſamkeit aller Muſikfreunde dieſem Inſtitute zuzuwenden. Schon bei Durchgehung des Programms, das uns die Namen Bach, Cherubini, Haydn, Hauptmann, Mendelsſohn, Schubert und Adam vorführte, bemerkten wir mit Vergnügen, daß bei deſſen Anordnung eine ernſte, höhere muſikaliſche Bildung vorwaltete. Die dadurch angeregten Erwartungen in Betreff der Ausführung eines ſo würdigen Programms wurden durchgehends befriedigt. Wir enthalten uns hier der Erwähnung der einzelnen Leiſtungen und bemerken nur, daß über allen Vorträgen bei tadelloſer Reinheit und Präciſion die ächte Weihe der Kunſt waltete, was für den Dirigenten und die Mitwirkenden gleich ehrenvoll iſt, für Jenen, inſofern er dadurch unbeſtreitbare Beweiſe gab ſeiner Befähigung, in den Geiſt der betreffenden Compoſitionen einzudringen; für Dieſe, inſofern ſie ſich fähig zeigten, die dem Geiſte der vorzutragenden Werke angemeſſenen Intentionen des Dirigenten aufzufaſſen und wiederzugeben. Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß der „Cäcilien-Verein“ immer weitere Ausdehnung gewinnen, aber auch zugleich, wofür uns übrigens das bisher bewährte Streben des Hrn. V. bürgt, die vom Anfang an eingeſchlagene und bis jetzt ſtreng beobachtete Richtung unverrückt verfolgen möge. Die Anerkennung ſeines Wirkens kann nicht ausbleiben, ſie wird ſich, wir zweifeln keinen Augenblick daran, wenn auch vielleicht etwas langſam, doch deſto feſter und ſicherer in immer weiterem Kreiſe verbreiten.

Darmſtadt, 22. Dec.

Ueber den nachtheiligen Einfluß der Zündholzfabriken auf die menſchliche Geſundheit, worüber in der heutigen Didaskalia aus Nürnberg Mehreres gemeldet wird, hat der franzöſiſche Arzt Dr. Rouſſel, auf ſelbſtgemachte Erfahrungen geſtützt, ausführlich geſchrieben. Als Reſultat ſeiner gemachten Wahrnehmungen führen wir blos an: 1) daß Huſten oder Entzündung der Luftröhrenäſte (Bronchitis) die am häufigſten vorkommenden Krankheiten unter den Arbeitern in Zündholzfabriken ſind, und zwar als Folge der ſchädlichen Einwirkung der Phosphordämpfe auf die Reſpirationswerkzeuge; 2) daß aber auch ein anderes, weit ſchrecklicheres Uebel bisweilen ſich dadurch zeigte, daß erſt ein oder mehrere Zähne angegriffen wurden und in Verderbniß geriethen, dann aber der Knochenbrand (Nekroſe) an den Kinnbackenknochen ſich zu entwickeln begann. Ein Hauptmittel zur Verminderung oder Beſeitigung dieſer Uebel unter den Fabrikarbeitern jener Gattung findet er in der öfteren Lufterneuerung derjenigen Räume des Fabrikgebäudes, in welchen die Zündhölzer getunkt, aus den Formen genommen oder verpackt werden. Dieſe Räume ſollten, ſeiner Anſicht nach, von den übrigen Localitäten der Fabrik gänzlich getrennt ſeyn, damit die den Phosphordämpfen ausgeſetzten Arbeiter auf die kleinſte Zahl beſchränkt werde. Allerdings iſt dieſer Gegenſtand von Wichtigkeit für die Medicinalpolizei, bis jetzt aber, ſo viel uns bekannt, noch nicht gebührend beachtet worden.

Aus dem Kreiſe Friedberg, 25. Dec.

In dem benachbarten kurheſſiſchen Badeorte Nauheim, der durch ſeine warmen, gasreichen Salzquellen den erſten Bädern Deutſchlands ſich bereits anreihte, hat ſich in dieſen Tagen eine neue Quelle aufgethan, welche die vorhandenen an Stärke weit übertrifft. Um eine Stelle, an der man vor vier Jahren bis zu 500 Fuß Tiefe vergeblich Bohrverſuche angeſtellt und die man alsdann mit Balken und Erde bedeckt hatte, ſah der bei allen Badegäſten in freundlicher Erinnerung ſtehende Badewärter Badel früh Morgens einen eigenthümlichen Dampf verbreitet, deſſen Unterſuchung ihn zu jenem bedeckten Schachte hinführte. Auf ſeine Anzeige wurde die Decke weggenommen und es brauſ'te den Arbeitern eine mächtige Quelle entgegen, die bald die ganze weite Fläche mit warmer Soole übergoß und die, abgeſehen von dem innern Werthe, ſchon an Pracht und Schönheit in Deutſchland nicht ihres Gleichen hat. Je mehr man aber mit frohem Erſtaunen die Schätze betrachtet, welche die Natur hier mit verſchwenderiſcher Hand darreicht, deſto tiefer muß man beklagen, daß faſt nichts geſchieht, dieſe Gaben den Hülfeſuchenden auch nur einigermaßen zugänglich zu machen. Während andere Badeorte, deren Quellen an Kraft und nachhaltiger Wirkung denen von Nauheim gar nicht zu vergleichen ſind, durch die Sorgfalt der Behörden ſogar zu Glanz und Wohlſtand gehoben werden, ſieht man hier eine Verwahrloſung, die den ankommenden Badegaſt mit einem Widerwillen erfüllt, der nur durch die zuvorkommende Güte der Bade- und übrigen Beamten allmälig überwunden wird. Ein kleines Kurhaus, mit etwa zehn Badezimmern, ſo entfernt von der Quelle, daß die dahin geleitete Soole ſchon eines Zuſatzes von gewärmtem Waſſer bedarf, eine kleine Lehmhütte neben der Quelle mit vier kellerartigen Badeſtübchen, ſind die Anſtalten, welche die Badegäſte vorfinden; die Gasbäder aber werden unter freiem Himmel in einem Kaſten genommen, aus dem der Badende den Kopf durch eine Oeffnung ſtreckt und ſo dem Publikum zum ergötzlichen Schauſpiele daſitzt. Die ganze Umgebung der Quellen iſt eine ausgedehnte Gänſeweide, ohne Spur einer Anlage, ſo beſchaffen, daß ſchon nach bedeutendem Regen die Gäſte bis an die Knöchel im Schmutze waden. Und mit welchem mäßigen Koſtenaufwande wäre bei der herrlichen Lage des Orts dieſer Mißſtand in Schönheit zu verwandeln! Sollte die wohlhabende Gemeinde, deren Eigenthum jene Weide iſt, ihren eigenen Vortheil verkennen oder verſäumen, ſo ſind ja vorgeſetzte Behörden vorhanden, die da einſchreiten ſollen, wo es den Untergebenen an Einſicht oder gutem Willen mangelt. Möchten dieſe Bemerkungen zur Kenntniß Derer gelangen, welche in höchſter und letzter Hand zu entſcheiden haben, und ihre wohlwollende Aufmerkſamkeit auf einen Zuſtand lenken, den ſie gewiß nicht kennen. Die Hebung der Bade-Anſtalt zu Nauheim iſt für die kurheſſiſche Regierung nicht nur eine heilige Pflicht gegen die leidende Menſchheit, ſondern auch eine wahre Ehrenſache.

Das Konzert des Hrn. Hecht findet nicht (wie in der geſtrigen Didaskalia irrthümlich angezeigt) Dienſtag, ſondern Mittwoch den 30. d. ſtatt.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 29. Dec. Jacob und ſeine Söhne in Egypten, muſikaliſches Drama in 3 Abth., nach Alex. Duval, Muſik von Méhul.

Donnerſtag, 31. Dec. Nehmt ein Exempel d'ran, Luſtſpiel in einem Act, von Dr. C. Töpfer. (Gaſtrolle) Die Frau: Fräul. Quint. Hierauf: Der Heirathsantrag auf Helgoland. Luſtſpiel in 2 Abth., von L. Schneider.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 360. Donnerſtag, den 31. December 1846.

In der Neujahrsnacht. *)

(Aus dem: „Neujahr. Ein Drama oder ein Gedicht, wie man es will, von Carl Schäffer. Darmſtadt, Verlag von W. Olbweiler. 1846.“)

(Es fangen die Glocken an, zu läuten; eine feierliche Muſik ertönt von dem Thurme; Volksmaſſen gehen hin und her und ein Geſchrei: „Proſt Neujahr“ erfüllt die Luft.)

Fauſt und Mephiſtopheles kommen.

Fauſt.

O ſey gegrüßt, du ernſter Feierton,
Der du die Stille dieſer Nacht durchbebſt.
Es brauſ't die Welt in ihren Angeln fort,
Und wechſellos reiht ſich der Tag dem Tag
In der Gewohnheit todtem Einerlei.
Du theilſt das Leben und die Thaten ab,
Und zwiſchen Hoffnung und Erinn'rung mitten,
Indeß die Seele losgebunden ſchweift,
Hebſt du des Menſchen Bruſt zum Himmel auf.
Aus tiefem Herzen ſteigen die Gedanken,
Es regt ſich jeder ſtillverborgne Wunſch
Und jede längſtvergeſſ'ne Sehnſucht wieder,
Und Kindertage treten, freundlich mahnend,
Am dunkeln Himmel dieſer Nacht herauf.
Da fühlte ſelig ſich das Herz bewegt,
Die ird'ſche Sorge ſchlief, und mächtig drängte
Die freie Seele ſich zur Pforte hin,
Durch die geheimnißvoll das neue Jahr
Bei Sternenglanz auf ſeine Laufbahn tritt.
Dann hing an Sterne träumend ſich das Auge
In dieſer Nacht und horchte ihrem Gang,
Der Wellen Rauſchen an des Stromes Ufer,
Des Windes Weh'n im Wald', und freundlich ſtieg
Manch' ſtille Bitte zu den Geiſtern, die
Geheimnißvoll des Menſchen Schickſal weben,
Um Glück und Segen in dem neuen Jahr.
Ja, ernſt und feierlich iſt dieſe Stunde;
Ein jedes Weſen, deſſen Aug' und Geiſt
Hinausdringt in die ſtillen Himmelsräume,
In ſeines Daſeyns dunklem Drang geführt,
In Freud' und Schmerzen bis zu dieſer Nacht,
Hebt Herz und Stimm' in ihr, den Herrn zu loben,
So hehr und ſo geheimnißvoll iſt ſie.

Mephiſtopheles.

Dich plagen wieder die Gedanken ſehr,
Ich ſeh' nur eine Nacht wie and're Nächte mehr.

Fauſt.

Muß denn die Welt aus ihren Fugen reißen,
D'rin ſie gefügt in heil'ger Harmonie,
Die Sterne ſtehen, oder zu der Erde
Aus ihren Himmelsbahnen niederſtürzen,
Damit der Menſch ihr Zeichen deuten möge?
Sie wandeln fort nach ewigen Geſetzen
Und gehen weiter, rollend über uns
Von Jahr zu Jahr in unverrücktem Gleis
Die Räume meſſend, um uns unbekümmert
Und ſtumm vorüber an der Zeiten Marke.
Doch iſt's der Menſch, der an den ſtillen Gang
Der hohen Boten die Gedanken knüpft,
Und in der Bruſt den Stummen Sprache leiht,
Wie ſie ein fühlend Herz in ihm erweckt,
Daß ſie einſtimmen in die Harmonie,
Die ihm entgegen aus den Wolken rauſcht,
Im ſtillen Hain, im Wellenſchlag des Stroms,
Der einſam an des Ufers Felſen treibt,
Im Morgenroth, in Abendſonneglut h,
In Liedern, d'rin das ganze Weltall klingt,
Wenn neuer Frühling auf der Erde grünt.
So fühlt wie neugeboren jedes Herz
An dieſem Tage Luſt und altes Lieben,
Und reißt ſich von der ird'ſchen Feſſel los
Drin es Gewohnheit gleicher Tage hält,
Und von ſich werfend alle Laſt des Jahr's
Hebt es ſein Antlitz froh zum Himmel auf.

Mephiſtopheles.

Du haſt wohl Recht, um es am andern Tag
Im Quark nur tiefer wieder zu begraben.

Fauſt.

Es kehren wohl die alten Zeiten wieder,
Denn Neues hat die Sonne nicht geſeh'n,
Die neuen Tage bringen alte Sorgen,
Und was im alten Jahr den Menſchen plagte,
Doch nähren ſie gar manche Gluth,
Und manchen Funken in des Geiſtes Streben,
Und führen zu der Wahrheit Quell
Den Menſchen in dem tiefbewegten Leben.

*) Das dramatiſche Fragment, welchem die hier mitgetheilte Scene entnommen iſt, enthält pikante Anſpielungen auf die Richtungen der Zeit und beleuchtet manche Abirrung und Verkehrtheit derſelben. Der Verfaſſer bekundet dramatiſche Befähigung.

Digitized by Google

Mephiſtopheles.

Es mag mir wirklich noch nicht bange werden,
Ihn zur Gottähnlichkeit entrückt zu ſeh'n,
Und dann und wann, komm' ich zur Erden
Ganz freudlos auf ihr umzugeh'n.

Fauſt.

Es irrt der Menſch, ſo lang er ſtrebt;
Doch wirſt du dich umſonſt dagegen ſtemmen
Und ihn in ſeinem Weg nicht hemmen.

Mephiſtopheles.

Es ließe ſich darüber Manches reden;
Doch wollen wir die gute Zeit
Und günſtige Gelegenheit
Mit ſolchen Fragen uns nicht tödten.
Am wenigſten mag heut' ich mit dir ſtreiten
Und lieber auf den Blocksberg dich geleiten,
Es iſt ein gar zu ſchöner Platz;
Man ſieht die große Welt im Kleinen
Und wie die Menſchen friedlich ſich vereinen,
Und findet manchen werthen Schatz.

Verſichere dein Leben.

Erzählung von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Am zweiten Oſterfeiertage war große Verlobung im Mauthner'ſchen Hauſe, wobei das Geheimniß der Alleswiſſerei männiglich offenbar wurde. Drei glückliche Paare ſaßen um den Tiſch, und die Eltern waren ſchier nicht minder glücklich. Die ſcherzhafte Myſtification wurde fröhlich belacht. Schaumann ſammelte die nöthigen Dokumente zu den beabſichtigten Lebens-Verſicherungen ein und ſandte ſie ab. — Die Frau Amtsrichterin war zwar etwas weniger freundlich mit ihm, doch gab ſie ſich Mühe, ihren kleinen Verdruß über die ungeahnte Verbindung nicht merken zu laſſen. Als die Policen von der Bank in *** ankamen, wurden in kurzer Zeit die verwickelten Verhältniſſe arrangirt, und merkwürdiger Weiſe ſandte auch der flüchtig gewordene Amtsſchreiber die mitgenommenen vierhundert Thaler zurück und ſchrieb dabei, ohne ſeine Geliebte ſey ihm das Geld nichts werth. So war denn plötzlich aller Noth abgeholfen.

Zum ſchönen Pfingſtfeſte wurde die dreifache Hochzeit gefeiert. Auf der Tafel ſtand ein Aufſatz mit der in Blumen ausgeführten Deviſe: Verſichere Dein Leben! Wer hat je glücklichere Bräute geſehen! Selbſt der Herr Eiſenfaktor war ſo vergnügt, daß er zum erſten Male ſeit langer Zeit alles Zählen vergaß. Dagegen war heute das Kopfzählen an Schaumann gekommen. Mit Thränen des Danks und der Rührung im Auge zählte er nämlich im Stillen die Köpfe aller durch ihn glücklich gewordenen Menſchen zuſammen und las im ebenfalls feuchten Auge ſeiner ſchönen Braut ſeinen Dank.

Das jüngſt vergangene Pfingſtfeſt gewährte mir einige höchſt genußreiche Tage in Eiſenau. Ich war Gaſt der innigſt verbundenen Familien Schaumann, Ortmann und Mauthner. Die Lebens-Verſicherungen hatten in der Reihe von Jahren ſeit der Verbindung der genannten Familien die ſegensreichſten Früchte getragen, und der treffliche Schaumann wurde nicht nur von ſeinen Verwandten, ſondern von der ganzen Stadt als edler Wohlthäter hoch verehrt. Es waren viele Veränderungen vorgefallen. Von den Verſicherten war ſchon ein Theil vom irdiſchen Schauplatz abgetreten und die ***ſche Bank hatte prompt die Summen ausgezahlt. Zuerſt hatte der Eiſenfaktor ſeine Zählungen eingeſtellt. Eines Tages hatte er mit Staunen am Fenſter bemerkt, daß ihm weder Tabak noch Doppelbier ſchmeckten, und daß er durchaus nicht im Stande ſey, die Anzahl der Staketenköpfe richtig zu ſummiren. Der Uebergang von ſeinem Staunen bis zu dem Zuſtande, wo alles Staunen für immer aufhört, war ſo unmerklich und ſtill vor ſich gegangen, daß er ſtundenlang eben ſo regungslos und ohne etwas zu ſehen nach dem rothen Ochſen auf dem Gaſthofſchilde hinüberſtarrte, wie dieſer nach ihm herüber, und erſt zu Mittag die Familie inne wurde, daß ihr Haupt zu ſein und zu zählen aufgehört habe. Frau Margareth Mauthner hatte ihrer Schwiegermutter drei Monate ſpäter die von *** angekommenen zweitauſend Thaler überbracht. — Einige Wochen darauf war der Förſter abgetreten, von einem hitzigen Fieber dahingerafft, jedenfalls Folge ſeines ſtets großen und nie zu löſchenden Durſtes. Für ſeine junge Wittwe hatte die Verſicherungsſumme den großen Nutzen, daß ſich der Amtsſchreiber plötzlich wieder einfand, eine Schneidemühle unfern der Stadt anlegte und die nicht ſonderlich betrübte Wittwe zur fröhlichſten Frau machte. Die Schneidemühle hatte ſechs Sägen und die Familie drei hübſche Kinder: Alles Segen der Lebens-Verſicherung des guten ſeligen Förſters. — Zwei Jahre ſpäter war ihm ſein Schwiegervater, der zuſammengetrocknete Amtsrichter, in den Tod gefolgt. Man wußte nicht, ob er aus gänzlicher Abnahme aller Kräfte, oder aus Liebe zu ſeiner Frau geſtorben war. Manche meinten boshaft, aus Freude über den Tod ſeines Schwiegervaters, des Großvaters ſeiner Kinder erſter Ehe, der zeither auf Schaumann's Veranlaſſung die Prämie für den Amtsrichter an die Lebensverſicherungs-Bank gezahlt, und nun dieſen Kindern ein großes Vermögen hinterlaſſen hatte. Der Schneidemüller Amtsſchreiber war über den Zuwachs ſeiner Habe ſehr erfreut und ging damit um, eine engliſche Fournirmaſchine aufzuſtellen, ja er hatte Pläne, die kunſtvolle Maſchinerie mit ſchneidenden, unaufhörlich laufenden Rädern nächſtens auf die Schneidemühle ſelbſt anzuwenden. Die Frau Amtsrichterin legte ihr von der Lebensverſicherungs-Bank erhaltenes Kapital ebenfalls gut an; ſie legte es nämlich ſammt ihrem Herzen und ihrer Hand in die Hand eines ſehr gebildeten Chemikers, welcher Compagnon des Apothekers geworden war. Dadurch erhielt die neue chemiſche Fabrik, deren Gebäude ſich gar ſtattlich ausnahmen, neuen Aufſchwung. Als ich die Fabrik beſuchte, war das Kapital an den Landesfürſten zurückgezahlt; ſie beſchäftigte eine Menge Menſchen, und hatte ſo weit ausgebreitete Geſchäftsverbindungen, daß ſie nicht genug Waaren liefern konnte. — Endlich hatte auch die Frau Eiſenfaktorin das Zeitliche geſegnet. Ruhig, mit Gott und ſich verſöhnt, war ſie geſtorben, Schaumanns Hand faſſend, die ſie bis zum letzten Athemzuge dankbar gedrückt. Dieſer hatte unterdeſſen durch einen Handelsfreund in New-York den Aufenthalt ihres Bruders ausgemittelt. Er war Beſitzer einer Farm in Virginien; ſeine Kinder waren brave, fleißige Menſchen. Die Summe von achttauſend Thlr. wurde ihnen in guten Wechſeln übermacht, und Schaumann hatte die Freude, aus dem Dankbriefe und dem Berichte ſeines amerikaniſchen Freundes zu erfahren, wie gut dieſes Kapital zum Nutzen der Familien in neuen Ländern angelegt war.

Das verbundene Handelshaus Schaumann, Ortmann und Mauthner betrieb Bergbau und Eiſenfabrikation mit großem Glück. Sehr bedeutenden Gewinn hatten ſie durch den Bau auf Braunſtein, deſſen Verbrauch ſich ſeit zehn Jahren um das Hundertfache geſteigert hatte. Im verwichenen Jahre hatten ſie einen neuen großen Schmelzofen mit heißem Gebläſe erbaut; an allen Gewerken waren die wichtigſten Verbeſſerungen angebracht. Statt der mit Tod abgegangenen Glieder der Familie war eine kleine Heerde allerliebſter rothwangiger Bausbäcke im ſchönen Leben angelangt, die munter und froh der Lebensverſicherungs-Bank entgegenreifen; denn die drei Väter, in dankbarem Andenken deſſen,

Digitized by Google

was ihnen dieſe herrliche Anſtalt für großen Nutzen gebracht, ſind entſchloſſen, jedes ihrer Kinder, ſo wie ſie das fünfzehnte Jahr, als das erſte Jahr, welches die Bank verſichert, erreicht hat, mit einigen tauſend Thalern einzukaufen. Das Geld zu den Prämien haben die Kinder ſchon auf eine Reihe von Jahren. Denn jedes hat bei ſeiner Geburt eine Sparbüchſe erhalten, worin das Pathengeſchenk und ſpäter jeder Groſchen und Thaler kam, den ſie als Geſchenk erwarben. Wenn die Büchſe voll war, wurde ſie geleert und der Inhalt auf die Sparkaſſe gethan, die Schaumann in Eiſenau in's Leben gerufen und unter Aufſicht des Magiſtrats geſtellt hatte. Das Kapital der älteren Kinder war auf dieſe Weiſe ſchon auf einige Hundert Thaler angewachſen. Mit dem fünfzehnten Jahre derſelben ſollten nun die Prämien von dem Kapital aus der Sparkaſſe entnommen, die kleinen Erſparniſſe und Verdienſte aber immer wieder auf die Sparkaſſe gelegt werden. Eine gleiche Einrichtung hatte Schaumann mit ſeinen verheiratheten Arbeitern getroffen. Er vermochte ſie zuerſt, das Branntweintrinken ganz zu laſſen, und nach einigen Jahren nahm er gar keinen in Arbeit, der nicht feierlich verſprach, keinen Schnaps zu trinken. Die Uebertretung des Verſprechens hatte unwiderrufliche Entlaſſung aus der Arbeit zur Folge. Dagegen mußten ſie ſich einen wöchentlichen Abzug von acht Groſchen, als ungefähr den Betrag des ſonſt genoſſenen Branntweins, gefallen laſſen. Dieſe acht Groſchen wurden in die Sparkaſſe gelegt. Sobald auf dieſe Weiſe zwanzig oder dreißig Thaler erſpart worden waren, wurde das Leben dieſer Leute mit dreihundert Thalern, als der geringſten Summe, mit der man ſich verſichern kann, in der Bank verſichert, je nachdem ſie in den zwanziger, dreißiger oder vierziger Jahren ſtanden, und deßhalb kleinere oder größere Prämien zu zahlen hatten. Manche der Arbeiter hatten aus Liebe zu ihren Familien durch Fleiß über Feierabend es möglich gemacht, ſich mit fünfhundert und ſechshundert Thalern zu verſichern. Der moraliſche Einfluß dieſer trefflichen Einrichtung auf alle dieſe Leute ſprang ſogleich in die Augen. Die wilden Leidenſchaften waren gebändigt, das Laſter der Trunkſucht ausgerottet, und Fleiß, Ordnung und Liebe walteten als gute Genien unter ihnen.

Unter den übrigen Bewohnern der Stadt hatte die Lebensverſicherungs-Bank für Deutſchland ebenfalls viele Theilnehmer gefunden, und die jüngern verſtändigen Leute beeilten ſich ſobald als möglich ſich zu betheiligen. Der Diakonus kaufte nicht mehr ſo viele Bücher, und lernte doch alles Neue in der Wiſſenſchaft kennen. Dagegen wanderten jährlich fünfzig Thaler in die Kaſſe der Lebensverſicherungs-Bank, und Frau und Kinder wußten es ihm warmen Dank. Als die Frauen der übrigen Beamten klar in der Sache ſahen, ließen ſie ihren Männern nicht eher Ruhe, und veranſtalteten eine ſolche Menge von Erſparniſſen, bis ſie ebenfalls Policen in den Händen hatten.

Aber nicht allein das Familienleben hatte große Vortheile davon, auch den öffentlichen Einrichtungen kam die Verſicherung zu ſtatten. So war der Weg von Eiſenau nach der Reſidenz zu ſehr ſchlecht, bis er in eine Chauſſee mündete. Der Verkehr Eiſenau's hatte ſchon längſt den lebhaften Wunſch hervorgerufen, dieſen ſchlechten Weg in eine gute Chauſſee umzuwandeln, allein das ſtädtiſche Aerar hatte dazu nie die nöthigen Gelder. Da ſchlug Schaumann dem Magiſtrate vor, zwei der jüngſten Magiſtratsperſonen ſollten ſich, jede mit achttauſend Thalern, verſichern; er, Ortmann und Wilhelm Mauthner ſchoſſen das Kapital von ſechzehntauſend Thalern zu drei Procent Zinſen her auf die Policen, deren Prämien nebſt den Zinſen aus der Stadtkaſſe bezahlt werden ſollten. Auf dieſe Weiſe kam eine treffliche Chauſſee zu Stande, die zur Verwunderung aller Eiſenauer nach einigen Jahren an Chauſſeegeldern ſchon mehr abwarf, als Prämien und Zinſen betrugen; denn nun begriff die Stadt, daß ſie ganz umſonſt zu einem ſo ausgezeichneten Wege kam, der nicht nur den Verkehr ſehr beförderte und erleichterte, ſondern ihr auch jährlich eine Menge Gäſte zuführte, angelockt von dem ſchönen Gebirge, die ſonſt von dem böſen Wege hierher zu kommen, abgehalten worden waren.

Eben ſo wirkte Schaumann dahin, daß die ſchon lange in Eiſenau beſtandene Leichenkaſſe ihre ſämmtlichen unter ſechzig Jahre alten Mitglieder jedes mit hundert Thalern bei der Lebensverſicherungs-Bank verſicherte, und die Prämien durch gleiche Beiträge aller Mitglieder zuſammen ſchoß. Dadurch wurde der oft gefühlte Uebelſtand vermieden, daß die jüngern Theilnehmer dieſes Vereins bei den häufigen Todesfällen der Aelteren weit mehr zu zahlen hatten, als dieſe, ſo daß der Verein ſich aufzulöſen im Begriff war. Durch die Verſicherung wurden Alle gleich beſteuert; die Dividenten wurden aber auf den Sterbfall Derer, welche über ſechzig Jahre alt waren und alſo nicht verſichert werden konnten, auf die Sparkaſſe gelegt.

So hat ſich Eiſenau in jeder Beziehung verbeſſert und verſchönt, und alle guten und dankbaren Menſchen dort ſegnen die Stunde, in welcher Schaumann in ihre Stadt gekommen und ihnen auf eine kurze Zeit glauben gemacht hatte, er wiſſe Alles. Denn gerade dadurch hatten ſie ſchnell unbegränztes Vertrauen zu ihm gefaßt. Er hat ihnen den Beweis gegeben, daß er, wenn auch nicht Alles weiß, aber doch alles Gute will. Ueber ſeiner Hausthüre ſieht man das in Stein gehauene Symbol der ***ſchen Lebensverſicherungs-Bank, eine umgekehrte verlöſchende Fackel mit einer aufwärts ſtehenden daran lehnenden ſich entzündenden, hinter jener ein abgeſtorbener mit Epheu umrankter Baum, an dieſem ein blühender Roſenſtock. Darüber die Worte: Verſichere Dein Leben!

Die Deutſchen in Texas.

In dem offiziellen Marſchberichte des General Wool, der am 8. Oct. von San Antonio de Bejar her nach zehn Tagereiſen am Rio Grande ankam und ihn in den drei folgenden Tagen überſchritt, kommt folgende nicht unintereſſante Stelle über die deutſchen Niederlaſſungen in Texas vor. (Der Bericht iſt von dem begleitenden Ingenieur-Lieutenant Kingsbury abgefaßt.)

„(Erſter Tag, 29. September). Durchſchritten den Medinafluß, ungefähr 26 Meilen von San Antonio entfernt, um vier Uhr Nachmittags. Dies iſt ein ſchöner Strom, entſpringt nordweſtlich von San Antonio und iſt ein nie verſiechender Arm des Fluſſes dieſes Namens. Das Dorf Caſtroville liegt hier; die Einwohner ſind meiſt Deutſche. Der Platz iſt noch in ſeiner Kindheit und folglich unfähig Vorräthe irgend einer Art in irgend einer bedeutenden Quantität zu liefern. Es heißt, daß mehrere hundert Buſhel Korn dieſen Sommer aus der Nachbarſchaft geliefert wurden. Unſer Lager war eine Meile weſtlich vom Dorfe. Auf der rechten Seite des Fluſſes war die Weide nicht gut; die Dragonerpferde wurden deshalb über den Fluß geſandt, wo das Gras nicht vom Feuer gelitten hat.

(Zweiter Tag. Morgens.) Durchkreuzten den Quijo gegen 10 Uhr. Entfernung vom Medina ungefähr neun Meilen. Das Land hier iſt fruchtbar, und auf demſelben hat ſich eine kleine deutſche Anſiedelung gebildet, allein ihr Aeußeres gibt keine Anzeichen von Proſperität und die Leute klagen ſehr über Kränklichkeit." — —

Mannichfaltigkeiten.

Die zweite Auflage des Rotteck-Welckerſchen Staatslexicons erſcheint rüſtig fort. Der Buchſtabe F iſt faſt vollendet, und jede Woche werden fünf Bogen gedruckt. Beſonders

Digitized by Google

von Wichtigkeit iſt dieſe zweite Auflage durch die vielen in ihr aufgenommenen neuen Artikel aus der Feder tüchtiger Publiciſten, z. B. Mathys u. ſ. w., welche nebſt den weſentlicheren Vervollſtändigungen für die Beſitzer der erſten Auflage auch im beſondern Abdruck erſcheinen.

(Ein Wunſch.) Der Bau der Main-Neckar-Eiſenbahn iſt bekanntlich, beſonders auf dem großh. heſſiſchen Theile, ſehr luxuriös ausgeführt. Wünſchenswerth aber wäre es auch, daß in gegenwärtiger Jahreszeit nicht verſäumt würde, die Wagen zweiter Klaſſe mit Fußmatten verſehen zu laſſen, was Schreiber dieſes am 16. d. auf ſeiner Reiſe von Mannheim nach Frankfurt um ſo unangenehmer empfunden hat, als bekanntlich Thüren und Fenſter an jenen Wagen ſehr ſchlecht ſchließen. Mainz, den 19. Dezember 1846. Ein Reiſender für Viele.

Von Clemens Brentano ſind Mährchen im Buchhandel erſchienen. Der Ertrag dafür iſt für die Armen beſtimmt. Sehr brav! Der Preis der Mährchen iſt 9 Gulden. Das iſt weniger zu loben. Jedenfalls iſt dadurch den Armen unmöglich gemacht, ſie zu kaufen. Selbſt den ärmeren Leihbibliotheken. Werden ſo manche vornehme und ſo manche nicht vornehme Buchhändler nicht einmal von dieſer Politik der theuren Bücher-Preiſe zurückkommen? fragt mit Recht das „Vaterland.“

Man hat in den letzten Tagen in der Nähe der Eiſenbahn-Station von Lüttich einen Wolf getödtet, den der Hunger bis in eine der Vorſtädte dieſer Stadt getrieben hatte.

Hr. C. von Frankenſtein, Herausgeber und Redakteur des Induſtrie- und Gewerbeblattes zu Grätz, kündigt eine von ihm gemachte Erfindung im Beleuchtungsweſen an, welche er Univerſalleuchtſtoff oder Lunarlicht nennt. Mit Anwendung eines Brenners von eigenthümlicher Konſtruktion und Materie ſteigert er die Lichtintenſität jeder gewöhnlichen Oel- oder Gasflamme in dem Grade, daß mit Erſparung von mehr als der Hälfte des Leuchtmateriales ein 5 bis 6 Mal größerer Lichteffekt, bei ſchwach oder gar nicht leuchtenden Flammen aber die 50- bis 100fache Leuchtkraft hervorgebracht wird. 500 Gasflammen, mit dieſem Brenner verſehen, erfordern blos eine tägliche Auslage von höchſtens einem Gulden K. M. Hr. von Frankenſtein, der auf eine Nationalanerkennung Anſpruch machen zu können meint, iſt bereit, Regierungen oder Geſellſchaften das Nähere bekannt zu geben.

Dem Leipziger „Volksblatte“, das in der Mannh. Abendzeitung in eben nicht ſchmeichelhafter Weiſe charakteriſirt wird, iſt kürzlich folgender Eulenſpiegelſtreich geſpielt worden, der zwar nur eine neue Auflage eines Spaßes iſt, der vor einer Reihe von Jahren von einem jetzt in Wien lebenden witzigen Schriftſteller an dem Herausgeber eines Münchener Lokalblattes verübt worden. Das „Volksblatt“ erhält ein Gedicht von Dresden, in welchem es außerordentlich gelobt wird; ſo recht voll inniger Seligkeit druckt die Redaktion das Gedicht ab, ſchreibt in einer Anmerkung, Das komme recht aus dem Herzen des Volkes, und ſchwelgt in der Anräucherung. Da kommt drei Tage ſpäter der boshafte „Dorfbarbier“ und entdeckt, daß das Gedicht ein Akroſtichon iſt und die Anfangsbuchſtaben lauten: „Nur ein Eſel glaubt es!“

In R. bietet ein Weinhändler Weine zum Kaufe an, die er „aus den beſten Quellen bezogen.“

Dem Doktor und Apotheker W. Keller zu Berlin iſt es nunmehr, nachdem von mehreren Andern bereits mit unbefriedigendem Erfolge die Erzeugung eines guten Bieres aus Kartoffeln verſucht worden, gelungen, verſchiedene Bierſorten aus dieſer Frucht herzuſtellen, als z. B. Lagerbier von der Würze und Stärke der engliſchen, Weiß-, Braun- und Bitter-Bier von der der beſten bayeriſchen. Die Koſten ſollen ungefähr die Hälfte der aus Malz gebrauten betragen. Dieſe Biere werden nur aus Kartoffeln und einem geringen Zuſatz von Malzſtoff bereitet und beſtehen in mehr oder weniger verdünntem Zuſtande aus Gummi, Zucker, Alkohol, Kohlenſäure und Hopfenextract, und wird der Klebergehalt im Malze als ſtickſtoffhaltiger nahrungsfähiger Körper durch den Eiweißſtoff in der Kartoffel vollſtändig erſetzt. Die Kartoffelbiere ſind alſo, ſelbſt in Betracht der nährenden Beſtandtheile, den beſten Malzbieren gleich zu achten. Beſtellungen auf dieſe Biere in Fäſſern werden Adlerſtraße Nro. 5 in Berlin angenommen; auch vermittelt, zufolge einer Bekanntmachung im „Hellweger Anzeiger“, den Bezug derſelben der Glasfabrikant Theodor Müllenſieſen zu Crengeldanz bei Witten, der ſich von dieſer neuen Erfindung die Unterdrückung des Branntweins verſpricht.

Die deutſchen Freiheitskriege als Kinderſpiel werden von einer Verlagshandlung angekündigt. (Köln. Z.)

Korreſpondenz.

Kaſſel, 27. Dec.

Die von hieſigen Frauen im vergangenen Winter geſtiftete Suppenanſtalt hat ſeit einer Woche ihre ſegensreiche Wirkſamkeit wieder begonnen; es werden bis jetzt 200 Arme geſpeiſ't, welche Zahl im künftigen Jahre auf 350 vermehrt werden ſoll. Denjenigen jüdiſchen Armen, welchen confeſſionelle Rückſichten nicht geſtatten, an dieſer Wohlthat Theil zu nehmen, wird auf Koſten der Anſtalt von einem jüdiſchen Reſtaurateur unter der beſondern Aufſicht des israelitiſchen Frauenvereins die Suppe verabreicht, wobei das Verhältniß der jüdiſchen zur chriſtlichen Bevölkerung zum Maßſtab genommen iſt. Hiernach werden bis jetzt 14 jüdiſche Arme geſpeiſ't.

Frankfurt, 30. Dec.

Vergangenen Sonntag und Montag Abend fand in dem ſchön geſchmückten Saale der Geſellſchaft „Socrates“ die bereits in öffentlichen Blättern beregte Chriſtbeſcheerung für Kinder armer Eltern abermals ſtatt. Reichliche Gaben waren auch dieſesmal wieder zugefloſſen und es ſo möglich geworden, ohngefähr 250 — 60 Kindern eine Freude zu bereiten, auf die ſie, bei den bedrängten Zeitverhältniſſen, wahrſcheinlich ganz hätten verzichten müſſen. Nothwendige Gegenſtände, vorzüglich Kleidungsſtücke, Bücher, Schreib- und Rechnen-Materialien, waren auch dieſesmal wieder die Hauptbeſtandtheile der Beſcheerung; doch hatten auch einzelne Kinderfreunde die Kleinen mit Spielzeug und Zuckerwerk bedacht. Rührend war es anzuſehen, wie die Kinder bei Orgelklängen in das betreffende Local, wo ihnen die erhellten Chriſtbäume freundlich entgegen leuchteten, eingeführt wurden und gar manches Auge der Verſammlung, welche auch die Herren Bürgermeiſter mit ihrer Gegenwart beehrten, füllte ſich mit Thränen. (Fr.-Bl.)

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 31. Dec. Nehmt ein Exempel d'ran, Luſtſpiel in einem Act, von Dr. C. Töpfer. (Gaſtrolle) Die Frau: Fräul. Quint. Hierauf: Der Heirathsantrag auf Helgoland, Luſtſpiel in 2 Abth., von L. Schneider.

Redacteur: J. A. Heller. — Druck und Verlag von Keßler und Kohm.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

by Google

Digitized by Google